Frau von Grenzheim.

Unart! so bleiben sie doch &c.

Act I. Sc

Neues
Jahrbuch
für
die Bühne
von
Freiherrn von Biedenfeld.

Erster Jahrgang,
mit 7 Costüm-Bildern.

Weimar, 1835.
Druck, Lithographie und Verlag von B. F. Voigt.

Dem

Großherzoglich Sächsischen Herrn Ober-Hof-Marschall

Carl Emil, Freiherrn Spiegel von und zu Pickelsheim,

Großherzogl. Kammerherr, Intendant des Großherzl. Hoftheaters, Comthur des weißen Falkenordens, Ritter des russ. St. Annen-Ordens I., des preuß. rothen Adler-Ordens II., und des St. Johanitter-Ordens, Inhaber der weimarischen Militär Verdienst-Medaille in Weimar,

hochachtungsvoll gewidmet

vom

Verfasser.

An die Leser.

Die deutschen Theater bedürfen so vieler und so mancherlei Neuigkeiten, um ihrem Nimmersatt von Repertoir und Publikum zu genügen, daß es warlich für Keinen, der solchem Bedürfniß zu genügen sich bestrebt, irgend einer Befürwortung und Entschuldigung bedarf.

Der Zufall entscheidet überall, selbst bei den kunstgerechtesten Bühnen, so mächtig über Gefallen oder nicht Gefallen eines dramatischen Werks, daß der größte Beifall, welchen ein Drama auch an mehreren Orten erreicht, über seinen eigentlichen Werth nichts mehr entscheidet.

Der ästhetische Werth eines Drama hat längst aufgehört, eine Vorbedingung seiner Darstellung zu sein, weil der Beifall des Publikums längst aufgehört hat, nach ästhetischem Werth immer zu fragen, und alle Directionen erfahren haben, daß Theilnahme und Vergnügung des Publikums ohne solchen möglich und erzielbar sind.

Ich mag nicht untersuchen, ob wir damit vorgeschrittten sind, oder wirklich Rückschritte gemacht haben, genug — es ist so. Dieser Zustand der

Dinge machte es mit jedem Jahr mehr unerläßlich, die Bühne der Franzosen, Engländer, Italiener und Spanier, zuletzt sogar der Russen, der Polen und Magyaren zu plündern, um eine erkleckliche Anzahl von Neuigkeiten zu Tage fördern zu können und das Vielerlei gehörig zu erzielen.

So entstanden auch diese Dramen.

Franziska von Rimini, des damals in schönem Ruf auflebenden Silvio Pellico verdeutschte ich für das Breslauer Theater bei ihrem ersten Erscheinen. Zufällig war mein verehrter Freund Kannegießer auf denselben Gedanken gerathen. Ich nahm mein Manuscript zurück, weil es mir ziemlich schien, daß ein mit der Theaterdirection in nächstem Verband stehender Schriftsteller jedem Andern das Feld räume. So erscheint dies Drama jetzt als Neuigkeit, vielleicht mancher Bühne und manchem Leser als eine willkommene.

Der erste, so viele geistvolle Männer umfassende Verwaltungsausschuß des Actien-Vereins des Königstädtischen Theaters zu Berlin hatte den schönen Gedanken erfaßt: die klassischen Lustspiele der Ausländer nach und nach in neuer Gestalt auf ihrer Bühne darstellen zu lassen. So entstand Dame Kobold in dieser Gestalt, zu gleicher Zeit als der große Tieck dieselbe für Dresden bearbeitete. Die unwürdige Aufnahme, welche seine Bearbeitung in Dresden fand, schreckte mich ab, meine Bearbeitung durch den Druck zu veröffentlichen, obgleich sie durch die Darstellungen mehrerer Städte entschiedenen Beifall sich errungen hatte. Die Zeit

jener Dresdener Unbilde ist verrauscht. So möge denn Dame Kobold jetzt wohlgemuth sich öffentlich zeigen.

In der blühenden Zeit des Theaters an der Wien, als das in Deutschland schwerlich je übertroffene Zusammenspiel eines Fr. Demmer, Heurteur, Küstner, Rüger, Laroche, Hönig, Neubruck, Hasenhut, Spitzeder ꝛc., einer Gottdank, Demmer, Botta, Resch ꝛc. beinahe jedem Stück Beifall sicherte, sobald es solchen gewinnen sollte — kam mir das englische Original dieser Grafen von Walmor zu Gesicht. Ich verdeutschte es. Die philosophische Frömmigkeit des damaligen Theatercensors fand es für höchst schreiend, daß der Mord des armen Theobald von dem Himmel und dem Theaterdichter zugelassen wurde und befahl: den armen Leidenden aus den Fluten zu retten, damit nicht ein Sohnes-Mord auf der Bühne erscheine!! Diesem Zartgefühl verdankt wahrscheinlich das Drama seinen Beifall, da ich nothgedrungen dem für solche Scenen unübertroffenen Fr. Demmer die Schlußerzählung schreiben mußte, womit seine Kunst ein wahrhaft stürmisches Freudenfinal errang.

So war aus dem Trauerspiel (schwerlich zu ästhetischem Vortheil, aber gewiß zum Nutzen für die Bühnendarstellung) ein Schauspiel geworden, welches bald über viele Bühnen sich verbreitete und überall Beifall und Wiederholungen sich errang. Fast gleichzeitig erschien dies Drama auch auf der Pariser Bühne als les Mi-

neurs d'Auberval. Ob das französische oder das englische Buch das eigentliche Original ist, weiß ich nicht, aber beide sind sich vollkommen treu geblieben. Uebrigens sind Gang und Haltung offenbar mehr französischer als englischer Natur.

Das Fest der Künstler wurde zum Benefiz des verdienstvollen Regisseurs der Breslauer Bühne und glücklichen Komikers Hrn. Franz Mejo bearbeitet, und dort ad captationem benevolentiae ein Seitenstück zum Fest der Handwerker genannt. Die Darstellung war eine der wenigen total verunglückten jener braven Künstler. Außerordentliche Lebendigkeit im Ensemble, eine gewissenhafte Beobachtung aller äußeren Erfordernisse, glückliche Karikirung von Wachtelpeter Bock, Rein, Guckkastenmann, Musikanten ꝛc. und allen im Wirthshausgarten erscheinenden Episoden im Gegensatz zu den durchaus nicht zu karikirenden Künstlern, durfte überall dieser Kleinigkeit eine freundliche Aufnahme sichern.

Der Wiederanblick des Schauspielers Herrn Haake (jetzt Director des Theaters zu Breslau) hatte mich so sehr erfreut, daß ich lange sann, wie ich ihm eine sogenannte Treffer-Rolle zueignen könnte. Der Zufall führte mir den alten l'amant bourru von Menvel vor die Augen und ich fand darin für Hrn. Haake's ganze Natur eine so treffliche Rolle, daß selbst seine Manieren als Tugenden erscheinen könnten. Er entsprach meiner Erwartung vollkommen und seine Darstellung dieses Walborn war etwas so Ganzes, Gerunde-

tes und Vollendetes wie es ein Wolff, Devrient, Eslair, Löwe, Spitzeder, Raimund ꝛc. in neuerer Zeit lieferten. Diese Rolle ist eine schwierige aber scharmante Aufgabe für jeden guten Schauspieler, eine höchst dankbare Aufgabe, denn ihre Lösung sichert ihm und dem Lustspiel überall Beifall, wenn nicht alles Uebrige geradezu vernachlässigt und vorzüglich, wenn nicht aus Frau von Grenzheim eine wirkliche Närrin, eine Fratze gemacht wird.

Die später erfolgenden Darstellungen auf der Großherzoglichen Hofbühne zu Weimar gewähren mir noch in der Erinnerung die angenehmste Freude. Herr Genast war ein vortrefflicher Walborn; die liebenswürdigen Frauen Genast und Seidel wetteiferten an Lebendigkeit, Laune und Wahrheit; das Ensemble war tadellos. Alles war hier sehr glücklich vereint, was sonst deutschen Lustspiel-Darstellungen so oft fehlt.

Barbaja und Duport, die Directoren der berühmten italienischen Oper zu Wien, wollten für das Kärnthner-Thor-Theater neue Opernbücher für deutsche Tonsetzer haben, und trugen auch mir die Dichtung eines solchen auf. Der Opernregisseur quälte und quälte, bis ich an die Schiller'sche Ballade, die Bürgschaft — mich wagte, obschon gleichzeitig Blumröder in Nürnberg und A. Meyer in Dresden Opern nach demselben Urstoff in Musik setzten.

Der Gedanke, die Oper selbst mit Schillerschen Gedichten zu schmücken, einen effektreichen Moment zu einer Art von Schillers-Apotheose darin

zu erhaschen, ohne der Handlung Gewalt anzuthun, erschien Vielen als ein so glücklicher, daß ich recht freudig und eifrig an die Arbeit ging. Die Barbaja-Zeit ging vorüber, ohne daß Bethoven, oder Gyrowetz oder Conradin Creuzer, wie früher beschlossen war, die Musik geschrieben hatte. Der talentvolle Kapellmeister Lachner soll eine brave Composition geliefert haben. Aber interessanter ist gewiß die Musik dieser Oper von Lindpaintner, da sie bei der ersten Darstellung im October dieses Jahres zu Stuttgardt ungetheilten Beifall gewann und ohne Zweifel recht bald auf viele deutsche Bühnen übergehen wird.

Die Kritik bestimme, ob Gutes und was gut an diesen anspruchslosen Dingen ist. Die Leser und Zuschauer werde ich fragen: ob bald ein zweiter Band erscheinen soll.

Der Verfasser.

I.

Franzisca von Rimini.

Trauerspiel in 5 Aufzügen.

Nach dem Italienischen des Silvio Pellico.

Personen.

Lanciotto, Fürst von Rimini.
Paolo, sein Bruder.
Guido, Fürst von Ravenna.
Franziska, seine Tochter, Lanciotto's Gemahlin.
Ein Page.
Trabanten.

Schauplatz: Saal im Schloß zu Rimini.

Erſter Act.

Erſte Scene.

Saal im Pallaſt Rimini.

Lanciotto

(tritt aus einem Seitengemach, geht dann dem zu dem großen Eingang hereinkommenden Guido entgegen. Sie umarmen ſich feurig).

Guido.

Sie wünſchte mich zu ſeh'n? Ravenna lag
Bald hinter mir, denn theurer war mir ſtets
Mein Kind, als ſelbſt Europas höchſter Thron!

Lanciotto.

Ach Guido, wie ganz anders findeſt du
Hier Alles, ſeit der Myrthe Kranz verwelkt.
Verſtummt ſind Sang und Tanz in dieſer Stadt,
Verſtummt iſt jener Jubelruf des Volks,
Der mich der Fürſten Glücklichſten genannt!
Beneidet damals von den Fürſten allen,
Schleich' jetzt ich mitleidswerth durch dieſe Hallen! —

Guido.

Lanciotto! Sohn!

Lanciotto.

Franziskas Schönheit war
Ein ſüßer Zauber ſtets für jedes Herz.
Mit neuem Reiz, unwiderſtehlich mild,
Umfloß Melancholie dies Götterbild! —
Natürlich ſchien die Trauer Jedermann

Bei einer Jungfrau, die vom Vaterhaus
Und theuern Vater plötzlich nun entfernt,
In neuem Kreis noch fremd und schüchtern stand,
Verwirrt von all' der Feste Herrlichkeit. —
Bald mildert' sich der Schmerz, Franziska sah
Mit minder scheuen Blicken oft mich an,
Entzog sich mehr und mehr der Einsamkeit,
Gab sich des Wolthuns stiller Freude hin,
Bat selbst bei mir für Arme und Bedrängte,
Und sprach dann, wenn ich ihren Wunsch erfüllt:
Ich liebe dich, denn du bist gut, gerecht!

Guido.

Mein armes Herz! — Franziska war als Kind
Ganz Heiterkeit und ungetrübte Lust.
Auf Blumenpfaden flog ihr froher Sinn
Dem Glück entgegen. Wer sie je geseh'n,
Der fühlte sich, verjüngt von ihrer Lust,
Ein harmlos frohes, sel'ges Kind wie sie.
Wer konnte ahnen, daß mit einem Schlag
Das Schicksal diese Freude sollt' vernichten,
Vernichten mit des Lebens erstem Schmerz!?
Unsel'ger Krieg! Ihr theurer Bruder fiel —
Er fiel — für dessen Leben oft so bang
Ihr Flehen, ihr Gebet zum Himmel drang!

Lanciotto.

Untröstlich trauernd seit des Bruders Tod,
Lebt sie allein dem Abscheu für den Mörder.
Ja! Sie, die Sanftmuth, Güte, Frömmigkeit —
Sie haßt mit schwerem, tödlich grimm'gem Haß!
Umsonst sag ich: die Väter führten Krieg,
Paol' mein Bruder tödtete den deinen
Als Ritter in dem ritterlichen Kampf.

Er selbst, das freundlich liebevolle Herz,
Betrauert warlich schwer den schweren Fall. —
Paolos Name schon macht sie verwirrt.
Ein herb Betrübniß ist mir solch ein Haß,
Denn innig lieb ich meinen theuern Bruder.
Mein Herz erbebte freudig bei der Kunde,
Daß er den Mauern dieser Stadt schon nah!
Wie herzlich bat ich, daß sie gütig, mild
Den Bruder hier empfangen möge. Sie
Schrie auf: Paolo kehret wieder!?
Und stürzte leblos auf den Boden nieder. —
O darf ich's sagen? Todt glaubt' ich die Theure
Und raste auf in wilden Grimmes Wuth, —
Das Wort entfuhr mir, jenes ungeheure: —
Den Tod zu rächen in des Bruders Blut!

Guido.

Du konntest —

Lanciotto.

Hör' nicht, Gott, den frevlen Schwur!
Sprach sie mit dumpfen, wehen Lauten nach,
Und hob die Hände flehend zu mir auf,
Und schrie: o schwöre, schwöre ihn zu lieben!
Er wird dir, wenn ich nicht mehr bin, allein
Ein treuer Freund, ein edler Freund dir sein! —
Ich soll ihn lieben, sie nur will ihn hassen,
Sie will die Burg, will diese Stadt verlassen,
Ins Vaterhaus will sie zurück sich zieh'n —
Um meines Bruders Anblick zu entflieh'n! —

Guido.

Ach! krank glaubt' ich mein heißgeliebtes Kind —
Voll Schmerzenssehnsucht eilte ich hieher —
Und finde sie — zu lang hab' ich gelebt —

Lanciotto.

Halt ein! —
Seh' ich sie oft in tiefem Schlaf befangen,
Geschloss'nen Auges, bleich die schönen Wangen,
So übermannt mich namenloses Bangen;
Mit glüh'ndem Kuß befrag ich ihren Mund:
Ihr Athem nur gibt — daß sie lebe kund. —
Beim schönsten Fest erscheinet sie beklommen,
Der reichste Schmuck wird freudlos hingenommen;
Ich baute Kirchen selbst zu Lieb' der Frommen,
In welchen täglich brünstiges Gebet
Für sie allein zu Gott und Heil'gen fleht.
Sie sieht, daß ich nach einem Glück nur schmachte,
Daß all mein Glück in ihrem nur vereint —
Daß ihr zu leben all mein Thun nur trachte —
Sie sieht es ein, sie sagt es mir und — weint!
So muß ich wohl zuweilen bebend wähnen,
Daß hier — o Gott! — ein Nebenbuhler sei!
Mein herber Trost sind dann nur ihre Thränen,
Sie zeugen, daß von Schuld ihr Herz noch frei!

Guido.

Sie naht — Franziska!

Zweite Scene.

Vorige. Franziska.

Franziska.

Vater!

Guido.

An mein Herz

Franziska.

Laß mich die theure Hand dir küssen!

Guido.

Am Vaterherzen laß das deine schlagen!
Komm Prinz, in meinen Arm, an meine Brust.
So meine Kinder, innig Herz an Herz;
Gott segne Euch! So hielt ich euch umfaßt
An jenem Tag —

Franziska.

Ach! welch ein Tag! du warst
So glücklich!

Lanciotto.

Glücklich?! hat vielleicht sein Glück
Unglücklich dich gemacht?

Franziska.

Mir ahn'te wohl,
Daß meiner ew'gen Thränen herbem Thau
Des Gatten Glück hier nimmer könn' erblüh'n.
Ich sagt' es dir, mein Vater sagt' es oft,
Und bat: dem heil'gen Schleier mich zu weih'n.
Doch du erblicktest stets in diesem Band
Dein einzig Glück — und ich gehorchte.

Guido.

Wie!
Undankbar konntest du von einem Vater
Den Schleier fordern, du sein einzig Kind?
So grausam gegen dieses graue Haupt
Die Wonn' ihm rauben, seiner Tochter Sohn
Auf diesem Knie zu wiegen?

Franziska.

Zürne nicht!
Gott selbst belastete mein schwaches Herz

Mit unbeschreiblich namenlosem Gram.
Ergeben mußt' ich mich dem herben Loos,
In Thränen stets gebadet mich zu seh'n.
Und einsam in der stillen Klosterzelle
Hätt' ich geweint, wie hier an diesem Hof.
Doch dort hätt' niemand traurig ich gemacht,
Dort hätte Gott allein den Schmerz geseh'n,
Und seine ewige Barmherzigkeit
Hätt' bald von allem Jammer mich befreit!

Lanciotto.

Grausame!

Franziska.

Mein Gemahl, mein edler Herr!
Du mußt voll Schmerz mein täglich Leiden seh'n,
Und dennoch darf ich um den Tod nicht fleh'n; —
Mein Leben kann dir Freude nie erringen,
Doch sterben würde ew'gen Schmerz dir bringen! —

Lanciotto.

O theures, süßes, grausam frommes Herz!
Betrübe, kränke, ach, beleid'ge mich,
Nur lebe!

Franziska.

Ach! warum muß ich besorgen,
Daß bald sich deiner schönen Liebe Glut
In Haß verwandle!

Lanciotto.

Hassen, hassen dich?!

Franziska.

Daß strafen du mich wirst —

Lanciotto.

Dich strafen?!

Franziska.

Ach!
Für eine Schuld, wofür ich schuldlos büße,
Der meine ganze Seele widerstrebt.

Lanciotto.

Die Schuld! — Franziska?

Franziska.

Daß zu wenig dich
Die Gattin liebe!

Lanciotto.

Ha! du fühlst es! du,
Du sagst es, was mein Mund voll Zagen spricht,
Franziska! was schon längst das Herz mir bricht!

Guido.

O Kinder!

Lanciotto.

Lieben will sie; Himmel! mich,
Nur mich vermag sie nicht zu lieben!

Franziska.

Gott!
Du glaubst —

Lanciotto.

Verzeih! Für schuldlos halt' ich dich,
Doch unwillkührlich schleichet oft ins Herz
Der Leidenschaft Gespenst sich herrisch ein!

Franziska.

Gott!

Lanciotto.

Ach, verzeih! Ich wiederhole, daß
Ich schuldlos, rein dich glaube. Aber sprich:
Kann nicht im Kampf mit Pflicht — die Liebe —

Franziska.

Weh!

(in ihres Vaters Arme stürzend)

Errett', o Vater, deiner Tochter Ruf!
Sag ihm, ich schwör's — daß ich an deiner Seite
In Unschuld meine Tage stets verlebt,
Und daß ich hier die Stunden so vollbracht,
Um zu verscheuchen jeglichen Verdacht!

Lanciotto.

Verzeih! die Liebe ist der Zweifel Mutter.
Oft sprach ich selbst zu mir: war auch
Der Jungfrau Herz von Liebe einst bewegt,
Verschweigt sie auch die Flammen ihrer Brust,
So ehrt sie doch der Gattin heil'ge Pflicht.
Warum soll ich die Wunde ihr erneu'n!
Indem ich kränkend forsch' und frage?
Bewahren mag ihr engelreines Herz,
Bewahren das Geheimniß und den Schmerz! —
Doch frei bekenn' ichs, neuer Zweifel kam
Und stachelte mein Herz an jenem Tag,
Als ich mit Bruders Lob sie sanft getröstet.
Wo, rief sie mächtig hingerissen aus,
Wo weilest du, geheimer Freund der Seele?
Hörst du, o Himmel! nicht mein heißes Fleh'n,
Soll ich den Theuern nicht mehr wiederseh'n?

Franziska.

So sprach ich?

Lanciotto.

Und dem Bruder galten nicht
Die Worte!

Franziska.

Selbst des Wahnsinns irrem Wort

Spürt dein Verdacht ſchon zweifelnd nach? O ſei
Unglücklich nur, bald wirſt entehrt du ſein!
Die ganze Welt verſchwört ſich gegen dich
Und Mitleid heuchelnd, birgt ſie ſchlecht den Haß.
Kein Mitleid will ich, öffne mir ein Grab!
Die von dem Himmel, von ſich ſelbſt verlaſſen,
Muß Menſchen flieh'n, kann Menſchen nur noch haſſen.
O Erde, Erde — nimm mich ſchnell hinab!

Guido.

Franziska! Tochter!

Lanciotto.

Warum glüht dein Blick
So zornig gegen mich? Was that ich dir?

Franziska.

Biſt du nicht Urſach' alles meines Leid's?
Du riſſeſt mich von meiner Mutter Grab,
Wo längſt die Zeit die Wunde hätt' geheilt,
Die jeder Tag hier ſchmerzlicher erneut!
Hier zeigt mir jeder Schritt — weh' mir, ich raſe —
O glaubet nicht — nein — glaubt kein Wort —

Lanciotto.

Nimm hin
Dein Kind, und führ ſie nach Ravenna! (Will abgehen.)

Guido.

Prinz!
Mein S[illegible]n!

Lanciotto.

Entſagen will ich jedem Recht,
Ich will nicht von der Mutter Grab dich zieh'n!
So flieh' den Gatten, den dein Herz nur haßt,
Damit dich ſeine Liebe nicht mehr quält!
Doch kehrſt du reuevoll, befreit von Schmerz

Und gütig einſt zurück — und kennſt nicht mehr
Den Gatten, der von Qual verbleicht, entſtellt —
Sein Herz wird deine Nähe ſchnell empfinden.
Sein Herz erſchließt ſich liebend neuem Hoffen
Und ſeine Arme ſtehen dir dann offen!

Franziska.

Lanciotto! Du — in Thränen?

Guido.

Ach! mein Kind!

Franziska.

Dem Mund verzeihet, was ihm Schmerz entriſſen,
Die Seele weis von dieſem Unrecht nichts!

Guido.

Verkürze nicht des Vaters letzte Tage!
O zeig' dich würdig der erhab'nen Tugend,
Des ſchönen Herzes, welchem Gottes Huld
Zum Lohn ein angebetet Weib verlieh'n.
Wie leicht, wie blühend wird die Erde einſt
Auf meinem Grab, wenn du mir ſagen wirſt:
Des Enkels Lächeln, Vater, zeige dir,
Daß meine Liebe glücklich ihn gemacht!

Franziska.

Lanciotto! Vater!

Guido.

Was kann dich ſo beugen?

Lanciotto.

Ein neues Leben deine Liebe ſchafft!

Franziska.

Gott ruf' ich an, ich rufe Gott zum Zeugen,
Ich flehe für mein armes Herz um Kraft!
O laß die Seele ſiegreich ſich erheben.
Dem Vater laß mich, meinem Gatten leben!

(Sinkt beiden in die Arme.)

Dritte Scene.

Vorige. Der Page.

Page.

Ein fremder Ritter —

Lanciotto.

Jetzt? —

Franziska.

O laß ihn vor!
Dem lieben Vater thut wohl Ruhe Noth —
Laß Vater mich dir Führer sein!

Guido.

Wohlan!

(Ab mit Franziska.)

Lanciotto.

Wer ist der Ritter?

Page.

Nennen will Er sich
Nur Euch! doch glaub' ich, daß ich ihn erkannt.
Er war so tief bewegt beim Eintritt schon,
So freudig blickt' Er rings im Waffensaal
Umher nach allen Bildern Eurer Ahnen,
Er kannte Eures Vaters Lanz' und Schild —

Lanciotto.

Paolo ists' mein Bruder!

Page.

Seht, er kommt! (Ab.)

Vierte Scene.

Paolo, Lanciotto (ſtürzen ſich in die Arme).

Lanciotto.

Paolo!

Paolo.

Mein Bruder! (zugleich)

Lanciotto.

Ja du biſt es!

Paolo.

Mein Lanciotto!

Lanciotto.

Wie lang erſchien die Zeit, von dir getrennt,
O Bruder, meiner Jugend einz'ger Freund!

Paolo.

Hier ſah, umarmt' ich dich zum letztenmal —
Mit dir noch einen Andern — Ach in Thränen —
Ihn ſollt' ich nicht mehr ſeh'n.

Lanciotto.

Mein Vater!

Paolo.

Du,
Du drückteſt ihm ſein ſterbend Auge zu,
Gedacht Er meiner? ſprich —

Lanciotto.

Sein letztes Wort
Flog ſeufzend in die Ferne hin zu dir!

Paolo.

Er gab mir ſeinen Segen? Sieh herab
Aus lichten Höh'n und freu dich unſrer Liebe!
Wir leben fortan brüderlich vereint! —

Mein Blut floß für die Krone von Byzanz
Und gegen Feinde, die ich nie gehaßt.
Das Glück erwarb mir Ruhm, des Kaisers Gunst
Erwies mir hohe Ehre, doch der Glanz,
Des Volkes Jauchzen ekelten mich an.
Für wen zog ich mein Schwert? Für wen floß Blut?
Für Fremde! Ach, dem Vaterland allein
Gehört des Mannes Kraft und Blut und Herz!
Für dich mein Heimathland, Italia,
Mit deinen Bürgern, ja mit deinen Söhnen
Zieh' ich fortan mein ritterliches Schwert,
Du Land der Helden, Vaterland des Schönen,
Du bist allein des Kampfs, des Blutes werth!
Ja, hier wo meiner Ahnen Schwerter klangen,
Wo Königsglanz die edlen Väter lohnt',
Wo hehre Stimmen ew'ge Lieder sangen —
Hier bleib' ich, wo mir alles Theure wohnt!

Lanciotto
(mit schwärmerischem Wohlgefallen ihn betrachtend).
Paolo! nein! nein Bruder Sie kann dich
Unmöglich hassen!

Paolo.
Hassen? wer?

Lanciotto.
Du weist
Noch nicht, daß hier zum ganzen, vollen Glück
Ein zweites Wesen fehlt.

Paolo.
Du liebst?

Lanciotto.
Ich liebe

Ein engliſch Weſen — ja, ein himmliſch Weib!
Ein unglückſelig Weib!

Paolo.

Auch ich — ja, ja,
Ich liebe! haben wir gemeinſam Leid,
Laß uns gemeinſam brüderlich es theilen;
Vertrauen mindert jeden Schmerz!

Lanciotto.

Mir war
Vom Vater auf dem Todesbett befohlen,
Den günſt'gen Frieden mit der Ehe Band
Zu ſiegeln, zu erhalten — ich gehorchte.

Paolo.

Vermählt mit der Geliebten? Froh vermählt?
Wer iſt ſie? — ſie erwiedert nicht die Glut?

Lanciotto.

Mit Unrecht würd' ich ſagen: ſie liebt nicht!
Auch dich, mein Bruder hätte ſie geliebt —
Doch du erſchlugſt den Bruder ihr im Krieg:
Sie haßt dich und verweigert dich zu ſeh'n.

Paolo.

Wer iſt ſie? wer? O ſprich!

Lanciotto.

Du ſahſt ſie einſt
An Guido's Hof, als —

Paolo.

Sie? (mit Mühe ſich haltend)

Lanciotto.

Des Fürſten Tochter.

Paolo.

Und ſie, ſie liebt — liebt dich? — iſt dir vermählt?
Und ich — erſchlug den Bruder ihr!

Lanciotto.

Sie weint
In ew'gem Schmerz. Als ſie vernommen kaum,
Daß du nun bald erſcheinen würdeſt, ſo
Erfaßt' ſie Abſcheu gegen dieſe Burg.

Paolo.

Mich wiederſehen will ſie alſo nicht?
Ich glaubte mich ſo glücklich hier bei dir —
Schnell reiſ' ich ab — um von der Heimath fern
Mein Leben zu beſchließen.

Lanciotto.

Mein du bleibſt,
Du bringſt uns beiden neues, ſchönres Glück!

Paolo.

In Frieden lebe; für ſein theures Weib
Muß jeder Alles opfern. Liebe ſie —
Ach — nimm dies Schwert — das deine gib nun mir —
Gedenke dabei ewig deines Paul! (ſie wechſeln die Schwerter).

Lanciotto.

Mein Bruder!

Paolo.

Sehen wir uns jemals noch
In dieſem Leben wieder, ach, ſo ſchlägt
Wohl ruhiger und kälter jedes Herz.
Die Zeit, die Alles tilgt, wird tilgen auch —
Franziska — deinen Haß; dann vielleicht —
Wird Bruder ſie mich nennen.

Lanciotto.

Wie? Du weinſt?

Paolo.

Lieb' ich doch auch! Die Liebe war mein Glück,
Mein Hoffen all, und alle meine Luſt —

Und ſie, nein, nein! ſie haßte nicht, nicht mich!

Lanciotto.

Und ſie haſt du verloren?

Paolo.

Ich — ja — ja!
Der Himmel nahm ſie mir!

Lanciotto.

An Bruders Herz
Such Kraft und Troſt. Franziska wird gewiß
Von deinem Anblick, deinem Schmerz gerührt
Sich bald verſöhnen. Komm zu ihr!

Paolo.

Zu Ihr?
Nein! das verhüte der allmächt'ge Gott!

(Der Vorhang fällt ſchnell.)

Zweiter Act.

Erste Scene.

Guido und Franziska.

Franziska.

Hier, hier ist frei die Luft!

Guido.

Was treibt dich denn
So irr umher?

Franziska.

Klang's dir nicht auch in's Ohr
Wie seine Stimme?

Guido.

Warum diese Furcht?
Magst du Paolo hier nicht seh'n, so wird
Er warlich nicht erscheinen.

Franziska.

Weis er schon,
Daß ich ihn — hasse? sprich, betrübt es ihn?

Guido.

Ja, schwer empfand er's, wollte fort, sogleich —
Der Bruder hielt ihn ab.

Franziska.

Er wollte fort?

Guido.

Beruhigt scheinst du jetzt. Lanciotto hofft,
Daß heute du den Bruder wirst hier dulden,
Empfangen.

Franziska.

Vater! ach, mein Vater! Ja!
Nein! Fühl', o fühle, wie das Herz mir schlägt,
Mit welcher Angst sein Name mich durchbebt! —
Ach Rimini war einsam seither, stumm
Und traurig. Jetzt — ach jetzt — verlaß mich nicht,
Mein Vater, bleibe hier, bei dir allein
Erquicket sich mein Herz in Freud' und Thränen.
Du Vater bist ja nicht mein Feind, ja du —
Du wirst Erbarmen mit mir haben, wenn —

Guido.

Wenn?

Franziska.

Wenn du wüßtest — ach, wie schrecklich mir
Das Leben ohne dich, wie einsam, schwer!
Erzittern muß ich hier vor jedem Blick,
Und keiner lebt, dem ich vertrauen könnte.
Und doch kann ich nicht heucheln, leicht erregt
Ist stets mein Herz für Thränen wie für Lust;
Und Lust und Thränen muß ich streng bewahren,
Abwägen jedes Wort vor fremdem Ohr —
Damit ich nicht — weh mir — verrathe — du
Verstehst die Tochter, du mein Vater hörst
Sie gütig an, fühlst Mitleid ihrem Gram,
Du würdest sie am Abgrund der Gefahren
Vor jedem Unheil väterlich bewahren!

Guido.

Einst, theures Kind, vertrautest du mir wohl —

Du hatteſt kein Gefühl, das mir geheim,
Den Schmerz und jede Freude theilte einſt
Dein treuer Vater als ein Freund mit dir.

Franziska.

Wie gern entdeckt' ich Alles dir — doch nein!
Was ſag' ich! wo verberg' ich mich? o ſtürzt
Herab ihr Berge, öffne Erde dich,
Begrabe mich und meine Schmach!

Guido.

O ſprich,
Vertraue mir, der Himmel ſelbſt gebeut.
Befrei dein Herz von der geheimen Qual!

Franziska.

Nein, heucheln muß ich, ſchweigen iſt mir Pflicht!
Verbrechen wär' es, Hülfe zu erfleh'n,
Und Frevel, meine Schuld dir zu geſteh'n!

Guido.

Franziska!?

Franziska.

Du wollteſt nur mein Glück,
Doch feindlich weicht es, grauſam ſtets zurück!
Verkürzen wollteſt du mit Luſt dies Leben —
Du haſt mich der Verzweiflung hingegeben!

Guido.

Weh mir! du nennſt mich Henker deines Glücks!

Franziska.

Nein, Vater nein! du biſt mein einz'ger Freund,
Ich zittre, voll von Irren und von Wanken,
Ich bebe meiner Schwäche mir bewußt —
Daß heut Gefühle endlich und Gedanken,
Die ich ſo lang bewahrt in wunder Bruſt,
Durchbrechen könnten alle ird'ſchen Schranken!

(zu seinen Füßen)

Du Vater kannst mich schützen und bewahren
Vor Todesangst, vor Schande, Höllenschmerz —
Vor namenlosem Jammer und Gefahren.
Lanciotto darf, mein Gatte nie erfahren,
Daß ich zwar rein, doch treulos war mein Herz!

Guido

(zurückschaudernd, wankend).

Wie? wehe mir!

Franziska.

(aufspringend) Du schauderst? wankst?

Guido.

Ein Dolch —
Doch nein! Es ist vorüber, sprich! wie süß
Ist's einem alten Vater, wenn sein Kind
Nicht undankbar um seine Hülfe fleht.

Franziska.

Undankbar bin ich! Strafe, tödte mich —
Gerecht ist nur dein Zorn!

Guido.

So sprich denn, wer
Der Frevler, der dein Herz entflammt! wer ists?

Franziska.

Kein Frevler! Ach, er weis, er ahnet nicht,
Daß ich ihn liebe! Er — Er liebt mich nicht!

Guido.

So willst du nach Ravenna denn, um ihn
Zu seh'n?

Franziska.

Um ihn zu flieh'n!

Guido.

Wo weilt er jetzt,
Sprich, wo?

Franziska.

Erbarmen, Vater! sei nicht hart!
Er weilt in Rimini —

Guido.

Wohlan — Wer kommt?

Zweite Scene.

Vorige. Lanciotto.

Lanciotto.

So aufgeregt? Sie war ja ganz beruhigt.

Guido.

Wir reisen morgen!

Lanciotto.

Reisen? und wohin?

Guido.

Fort nach Ravenna! sie will fort —

Franziska.

Mein Vater —

Guido.

Kein Wort — es bleibt, wie du beschlossen heut,
Wir reisen morgen, weil's die Pflicht gebeut! (Ab.)

Dritte Scene.

Lanciotto und Franziska.

Franziska.

Wie hart ist doch mein Vater jetzt!

Lanciotto.

Geneigt
Warst du zu bleiben, schienst gerührt
Von meinem Schmerz. Um Paul nicht mehr zu seh'n,
Ist überflüssig deine Reise, Er geht selbst.

Franziska.

Er — geht?

Lanciotto.

Zum Ort der Trauer wird die Burg,
Die Heimath, wo man ihn nur hasst.

Franziska.

Es schmerzt
Ihn sehr?

Lanciotto.

Umsonst war all mein Fleh'n,
Ihn bindet Wort und Eid.

Franziska.

Sag', liebt er dich
Recht zärtlich?

Lanciotto.

Edel, treu war stets sein Herz!
Er liebte glühend stets wie ich, und ist
Gleich mir das Opfer seiner Liebe!

Franziska.

Er
Der liebe Opfer?

Lanciotto.

Du vermöchtest nicht
Ihm Mitleid zu versagen, hörtest du
Ihm nur!

Franziska.

Doch — warum kam Er wohl hieher?

Glaubt er noch einen zweiten Bruder hier
Zu finden für ſein mörderiſches Schwert?
Mir zum Verderben kam er —

Lancilotto.

Ungerecht
Biſt du! Er wünſcht nur einmal hier, bevor
Er geht — die Gunſt dein Angeſicht zu ſchau'n,
Daß du ihn hörſt. Bedenk', er iſt dein Schwager,
Beginnt die weite Reiſe, ach! wer weiß
Wohin und ob wir je ihn wiederſeh'n!
Du biſt ja Chriſtin, gut und mild und fromm.
Sieh — käm ein Feind zu mir, der über's Meer
Jetzt wollte reiſen, böte mir die Hand —
Verſöhnt ergriff ich, freundlich ſeine Rechte.
Verzeihen iſt ſo ſüß!

Franziska.

O laß mich! Weh
Mir Unglückſel'gen!

Lancilotto.

Denken würde ich:
Wer weiß, ob nicht die weiten Meere bald
Von ſeinem Leichnam meine Leiche trennen,
Ob wir nicht jenſeits erſt uns wiederſeh'n —
Ja jenſeits! wo wir alle einſt vereint
Für ewig, keine Trennung fürchten, wo
Auch du den Bruder nicht mehr haſſen kannſt!

Franziska.

Lanciotto! mein Gemahl — erfahre — nein —
Verzeihe —

Lancilotto.

Komm mein Bruder.

Franziska.

Großer Gott!

(Stürzt an Lanciotto's Bruſt.)

Vierte Scene.

Paolo. Vorige.

Paolo.

Franziska! Endlich — ja — ſie iſt's!

Lanciotto.

Heran

Mein Bruder.

Paolo.

Was ihr ſagen? hat ſie nicht
Verweigert mich zu ſprechen, nur zu ſeh'n?
Nein! beſſer iſt's, ich gehe, daß ſie dann
Mich wen'ger haſſe. Sag' mein Bruder, ſag'
Ihr ſelbſt, daß ich verzeihe ihren Haß,
Daß ich ihn nicht verdiene, daß den Tod
Des Bruders ich nicht wollte, daß er ſelbſt
Im wirren Kampfgetümmel in mein Schwert
Gerannt, und daß ich gern mit meinem Blut
Sein Leben hätt' erkauft.

Franziska.

Iſt er ſchon fort?

(in höchſter Angſt, ohne Muth ſich aufzurichten)

Iſt Paul ſchon fort? Ich höre ſchluchzen hier —
Wer iſt's?

Paolo.

Der Mann des Unglücks, ohne Troſt,

Der aus der theuren Heimath selbst verstoßen,
Nicht ruhen darf in seiner Väter Burg.
Dem grausam das Geschick sein Herz zerriß,
Die heißgeliebte seiner Seele raubte —
Ihn losreißt von des Bruders treuer Brust,
Hinaus ihn treibt, zu Fremden fort ihn jagt,
Und selbst das Grab im Vaterland versagt!

Franziska.

(ohne ihn anzublicken)

Nein, nein! Franziska soll nicht Ursach' sein
Daß Bruder sich vom Bruder trenne. Du
Bleibst hier, ich reise. Mein Gemahl bedarf
Des Freundes.

Paolo.

Liebst du ihn? Ja, liebe ihn!
Auch ich, ich liebe ihn. — Wie oft nach Kampf
Und blut'gem Sieg befreit' ich dort ein Weib,
Und hier ein Mädchen von der Krieger Troß,
Weil gegenwärtig mir des Bruders Bild.
Wie freut' es mich, wenn sie den tapfern Mann,
Den guten, frommen Ritter mich genannt.
Denn meines Bruders dacht' ich, seines Ruhms,
Und seiner Freude, wenn ich hochgeehrt wie Er,
Und von Italiens Frau'n wie Er gepriesen
Einst wiederkehrte an sein Bruderherz!
Verwünschen muß ich jetzt mein gutes Schwert,
Verwünschen meinen ritterlichen Ruhm —
Nur Unglück haben sie gebracht.

Franziska.

Du warst
Als Sieger mild? befreitest schöne Frau'n,
Beschütztest Mädchen? — hat vielleicht doch Eine

Dein Herz beſiegt und lebt ihr Bild in dir?
Weh mir! was ſag ich? Wahnſinn ſprech' ich aus —
Ich — ja — ich haſſe dich! Entweiche — fort!

Paolo.

Mein Bruder — du Franziska — lebet wohl!

Franziska.

(Da ſie hört, daß er abgeht, fährt ſie auf, ſtarrt ihm unwillkührlich nach.)

Paolo.

(Will ſprechen, ringt mit ſich ſelbſt in hartem Kampf, fürchtet ſich zu verrathen, flieht.)

Lanciotto

(läßt ſie ganz los und ſtürmt dem Bruder nach).

Paolo! Bruder! Bleibe hier!

Fünfte Scene.

Lanciotto. Franziska.

Franziska.

Weh mir!

Paolo! —

Lanciotto.

Ha! Franziska fühlſt du Mitleid,
Grauſame — oder heuchelſt du? wozu
Jetzt Thränen noch vergießen? Du allein,
Haſt unſer Unglück herzlos ja gewollt!
Heraus nun mit der Sprache, Rechenſchaft
Will ich für ſolch ein toll Betragen, ſprich!
Denn müde bin ich der Geduld.

Franziska.

Halt ein!
Auch ich bin ew'gen Vorwurfs müde nun!
Jetzt weis ich doch, daß nimmermehr hienieden
Mir wiederkehrt der Seele reiner Frieden; —
Daß Ruhe, Freude, Leben ist dahin,
So lang ich noch in seiner Nähe bin!

(Der Vorhang fällt.)

Dritter Act.

Erſte Scene.

Paolo (allein).

Ich muß ſie ſeh'n — zum letztenmal! Betäubt
Von Liebe ſchweigt die Pflicht. Die heil'ge Pflicht
Gebeut mir, abzureiſen. — Aber fort
Von hier — und ſie nicht mehr zu ſeh'n? — unmöglich! —
Mit welchem Blick betrachtete ſie mich!
Noch ſchöner machte ſie der Schmerz, ſie ſtralt
In überird'ſchem Reiz — und mir iſt ſie
Verloren! ha, mein Bruder raubt' ſie mir;
Verderben ihm! — Ich liebe ihn! Er iſt
So glücklich — mög' er's lange bleiben! — doch
Mußt' Er, um glücklich ſelbſt zu ſein, das Herz
Des Bruders martern — ach! zermalmen?

Zweite Scene.

Paola. Franziska (tritt ein, ohne ihn zu bemerken).

Franziska.

Wo iſt mein Vater? ſagen wird' er mir
Ob Er noch hier — ach Er, mein — Schwager! — O

Wie theuer iſt mir dieſe Burg, wie ſchön
Hier will ich ſterben an dem heil'gen Ort,
Den Er mit ſeinen Thränen hat benezt!
Ha fort, ihr frevelnden Gedanken, fort —
Ich bin vermählt!

Paolo.

Sie ſeufzt, ſpricht mit ſich ſelbſt —

Franziska.

Verlaſſen ſoll ich jezt den theuren Ort
Wo Alles — ach, zu viel! an ihn mich mahnt!
Heimkehren ſoll ich in die Vaterſtadt —
Dort auf den Knieen brünſtig Tag und Nacht
Von Gott erfleh'n Verzeihung meinen Sünden.
Gerechter, gnäd'ger Gott, du einz'ger Hort
Gebroch'ner Herzen — o verlaß mich nicht! (Sie will gehen.)

Paolo (ihr entgegentretend).

Franziska!

Franziska.

Himmel! du? was willſt du?

Paolo.

Nur
Ein Wort mit dir!

Franziska.

Mit mir? Und ich bin jezt
Allein! mein Vater läßt mich hier allein —
Wo biſt du Vater? Komm, o komm zu Hülfe!
Verleih mir Kraft, zu flieh'n!

Paolo.

Warum? Wohin?

Franziska.

Wohin die Pflicht, mein Wille mich beruft,

An meinen Hausaltar laß mich nun flieh'n,
Dem Unglück thut des Himmels Tröſtung Noth!

Paolo.

Vor meinem Hausaltar laß uns jetzt knien,
Mein Unglück iſt das größte — dort laß uns
Vereinen unſrer Schmerzen heiß Gebet.
Du wirſt zum Himmel fleh'n um meinen Tod,
Den Tod des dir Verhaßten! — Fleh'n werd' ich,
Daß dein Gebet der Himmel bald erhöre,
Daß Er verzeihe deinen wilden Haß,
Mit Freuden ſtets dein Leben reich beglücke,
Mit ew'gem Jugendreiz dein Antlitz ſchmücke —

Franziska.

Paolo!

Paolo.

Daß der Liebe ſüßes Pfand
Dem Bruder lächle bald — an deiner Hand!

Franziska.

Paolo! — ach, was ſag' ich? — deinen Tod
Verlang' ich nicht!

Paolo.

Doch zeigſt du mir nur Haß?!

Franziska.

Was kümmert's dich, wenn dich zu haſſen Pflicht?
Wie ſtört es dich, da morgen ſchon entfernt
Von hier ich bin? ſei du alsdann der Freund,
Der Troſt des Bruders, wenn er mich vermißt.
Gewiß wird er ſich grämen, er allein
In dieſer ganzen Stadt. D'rum — hörſt du Paul?
Sag' ihm nicht gleich, was dir mein Herz vertraut:
Nach Rimini kehr' niemals ich zurück,
Der Gram wird bald mich tödten! — tröſte ihn,

Wenn er's erfahren — weine mit ihm — ach!
Bewein' sein herbes unglückſel'ges — Loos!

Paolo.

Was mich bekümmern mag dein ſtarrer Haß —
Du kannſt es fragen? zweifeln kannſt du noch,
Ob mich ſolch unglückſelig Wort zerfleiſcht? —
Franziska! Schön biſt du, wie Gottes Hauch
Nur Engel, ſeiner Liebe Abglanz ſchuf;
Du biſt geliebt von Allen, biſt ſo jung,
Als Gattin glücklich — und du ſprichſt von Tod?
Laß mir den Tod, ach mir — den eitler Glanz
Des Ruhms hinaustrieb aus dem Vaterland,
Damit indeſſen Alles ich verlöre —
Ach Alles — Vaterland und Vaterherz,
Nach dem ſich meine Seele heiß geſehnt!
Ihm hätte ſich mein glühend Herz vertraut —
Und von des Vaters Liebe mir erkoren
Wär' nun die Heißgeliebte meine Braut —
Die jetzt mir ewig, rettungslos verloren!

Franziska.

Was ſprichſt du? Liebe wär' es — Wie, du liebſt?
Liebſt eine an — gebetet glückliche?
So ſehr hat Leidenſchaft dich übermannt,
Daß ohne die Geliebte jedes Glück
Dir fern, und ſelbſt des Ritters ſchönſte Pflicht
Verſtummt? Ermanne dich, nicht Lieb' allein,
Entflamme hier des edeln Ritters Herz!
Das Schwert ergreife, ſchau' hier deine Ahnen!
Die Tapferkeit ſei ſtets dir würd'ge Luſt;
Des Ruhms gedenke, hör' ſein glänzend Mahnen —
Nicht hemmen ſoll ſie dich auf ſolchen Bahnen,
Nein, ſtärken ſoll die Liebe deine Bruſt!

Paolo.

Was hör' ich? Nimmst du Theil an mir? Dein Haß
Entweicht und Mitleid schenkst du mir, wenn einst
Paolos Namen höh'rer Ruhm umstralt?
Befiehl, bestimm' den Ort, die Prüfungszeit —
Send' mich in weitentleg'ne Lande fort!
Je größer Kämpfe, Opfer und Gefahr,
Um desto süßer sollen sie mir sein —
Denn du Franziska hast sie auferlegt!
Mein Arm ist stark, mein christlich Schwert ist gut
Die Ehre spornt den ritterlichen Muth —
Doch du Franziska bist die Oriflame
Und Siegesruf wird stets dein theurer Name!
Reicht kein Tyrann des Lorbers goldne Krone,
Ist nur beneidenswerther mein Geschick,
Von dir wird mir alsdann zum süßern Lohne
Des Beifalls Lächeln, und ein Wort, ein Blick!

Franziska.

Gerechter Gott — was muß ich hören!

Paolo.

Ja!
Ich liebe, liebe dich!

Franziska.

Sprichst du im Traum?
Träum' ich?

Paolo.

Ich liebe dich!

Franziska.

Du wagst es? Schweig!
Sie könnten's hören! Du, du liebst mich? Mich?
So plötzlich lodert diese Flamme auf?
Vergißt du denn, wie nah ich dir verwandt —

Vergißt du, wen du kaum zuvor geliebt?
Weh mir! laß meine Hand! O laß die Hand!
Dein Kuß iſt ein Verbrechen!

Paolo.

Heut nicht erſt
Entzündet' ſich die Flamme! Die Geliebte
Die ich verlor, biſt du! Franziska — du!
Dich liebt' ich, dich beweint' ich — dich allein!
Dich liebt mein letzter Athemzug hienieden!
Verlör ich ſelbſt des Himmels ſel'gen Frieden,
Bedrohte mich der Hölle ew'ge Pein —
Doch würde ewig meine Liebe ſein!

Franziska.

Mich liebteſt du?

Paolo.

Schon zu Ravenna, ſeit
Dem Tag, da ich als Abgeſandter dort
Erſchien. Mit einer großen Damenſchaar
In Trauer zogſt du durch des Tempels Hallen
Bis hin zu einem neuen friſchen Grab!
In frommer Andacht beugteſt du dein Knie,
Du rangſt die Hände zu dem Himmel auf —
Und weinteſt ſtill in namenloſem Schmerz.
Wer iſt die Dame? frug ich leiſen Worts.
Fürſt Guido's Tochter! — Weſſen iſt das Grab?
Von ihrer Mutter! — Wie erbebt' mein Herz
Von Mitleid für die arme Trauernde,
Von glühend ſchmerzlich wohligem Gefühl!
Verſchleiert warſt du damals und ich ſah
Dein Auge nicht, und dennoch liebt' ich o ich —

Franziska.

— Du — Himmel! ſchweige! du, du liebteſt mich?

Paolo.

Verbergen wollte ich die neue Glut:
Doch du durchſchauteſt eines Tags mein Herz.
Ich ging an deiner Thüre ſchnell vorüber,
Und ſtellte mich im Garten, nah am See
In das Boskett, von Blumen reich umblüht.
Sah lange ſtarren Blicks in dein Gemach —
Erblickte dich — du laſeſt ſehr vertieft
Und eine Thräne rollte auf dein Buch.
Da trat ich zitternd vor, zu dir hinan —
Begann zu ſprechen — aber ganz verwirrt;
Und minder nicht verwirret warſt du ſelbſt.
Du reichteſt mir das Buch, wir laſen d'rin
Von Liebespein des Ritters Lancelot.
Wir blieben unbefangen lang allein —
Dein Blick begegnete dann meinem Blick —
Ich wurde roth, du zitterteſt und flohſt.

Franziska.

Ach, welch ein Tag! Das Buch behieltest du —

Paolo.

Ich trag's noch auf dem Herzen. Ach, wie oft
Hat fern von dir, dies theure liebe Buch
Entzücken mir gebracht. Hier iſt es, ſieh
Die Blätter, welche damals wir geleſen,
Und hier noch deiner Thränen ſüße Spur.

Franziska.

Fort! Ich beſchwöre dich! von Allem, was
Vergangen, darf ich nichts mehr wiſſen, als
Daß du den Bruder mir erſchlagen!

Paolo.

Ach,
An jenem Tag war ich noch rein vom Blut,

Das allen Muth und alle Kraft geraubt,
Um deine Hand den Vater anzufleh'n;
Nach Asien zog ich, hoffte nach dem Krieg
Zurückzukehren, ruhig und versöhnt
Dein Herz zu finden, Liebe zu gewinnen.
Dich zu besitzen — ja, ich läugn' es nicht,
War meine Hoffnung.

Franziska.

Fort! Erhör mein Fleh'n!
Ehr' meinen Schmerz, ach, ehre meinen Ruf! —
O Himmel, gib mir Kraft zu widersteh'n

Paolo.

Du hälst die Hand mir, drückst mir meine Hand!
O Wonne! sprich, was soll ich hoffen?

Franziska.

Paolo.

Paolo.

Du hassest nicht?

Franziska.

Ja, dich zu hassen, ist mir Pflicht!

Paolo.

Du kannst mich hassen?

Franziska.

Nein, ich kann es nicht!

Paolo.

Sie hasst mich nicht! O Himmel laß dies Wort
Der Seeligkeit noch einmal hören!

Franziska.

Ach!
Zuviel hab ich bereits gesagt! Grausamer
O laß mich!

Paolo.

Nein ich laß' dich nicht! Ein Wort —
Vollende — Alles, Alles ſage mir!

Franziska.

Hab' ich nicht ſchon geſagt — daß ich dich liebe?
Dem Mund entſchlüpfte dieſes freve Wort —
Ich liebe, ja, ich liebe dich! O laß
Mich ſterben für die Liebe, aber ſchuldlos!
Hab' Mitleid!

Paolo.

Lieben! Sie, ſie liebt, liebt mich!
Verzweifelnd ſahſt du mich, ſo ſieh denn auch
Mich heiter, jauchzend, ſelig! Iſt es wahr,
Daß du mich liebſt, Franziska? — Und — du biſt
Verloren mir!

Franziska.

Du ſelbſt haſt mich verlaſſen,
Du ſelbſt Paolo! Glauben konnt' ich nicht,
Daß du mich liebteſt. — Scheide, geh! hinweg!
Wir haben uns zum letztenmal geſeh'n.

Paolo.

Verlaſſen! Dich verlaſſen? Nimmermehr!
Dich ſehen muß ich künftig jeden Tag!

Franziska.

Und — uns verrathen? Bei dem Bruder dann
Verdacht erwecken, ſchmählichen Verdacht?
Beſchimpfen meinen Ruf? Wenn du mich liebſt,
Paolo, ach — ſo flieh!

Paolo.

Ha! welch Geſchick!
Ich ſollt' beſchimpfen der Geliebten Ruf?
Nein! Gattin biſt du ihm — ach, ihm vermählt; —

So muß ich ſterben! Reiß mein Bild, o reiß
Es fort aus deinem Herzen! Ach vergiß,
Und leb' in Frieden! Deine Ruhe ſtör'
Paolo nicht! Verzeih' mir, o verzeih'
Und lieb' mich nicht!

Franziska.

Paolo!

Paolo.

Weine nicht! —
Wahnſinniger! — ja, ja liebe mich! beweine
Mein furchtbar rettungslos Geſchick — Ich haß'
Den Bruder! Himmel, gib mir jetzt nur Kraft,
Beſinnung! (rufend) Auf mein Bruder! Auf, herbei!

Dritte Scene.

Lanciotto. Guido und Vorige.

Paolo.

O Bruder — Deinen letzten Kuß!

Lanciotto.

Haſt du
Umſonſt —

Paolo.

Kein Wort des Widerſtands! Ich bin
Zur unglückſel'gen Stunde wohl geboren,
Muß Unglück bringen jedem Haus —

Lanciotto.

O ſprich,
Was deuten dieſe Worte — dieſer Blick?

Paolo.

Sie klagen nur mein furchtbar Schickſal an.
Leb' wohl Franziska!

Franziska (außer ſich, in leidenſchaftlicher Angſt).

Bleib, Paolo! bleib!

Lanciotto (bei Seite).

Ha! ahn' ich recht?

Guido (hat die Sinkende erfaßt, ſtützt ſie).

Mein Kind! Sie athmet kaum!

Paolo (will gehen).

Lebt wohl, lebt alle wohl!

Franziska (ohnmächtig zuſammenſinkend).

Er geht? ich ſterbe!

Paolo

(ſpringt hinzu, erfaßt ſie, will ſie halten, beſinnt ſich, legt ſie an des Vaters Bruſt).

Franzieka! Hülfe! Weh! ſie ſtirbt!

Guido.

O komm!
Mit deinem Vater! (Er führt ſie hinaus.)

Vierte Scene.

Lanciotto und Paolo.

Lanciotto.

Bruder! Was erblickt
Mein Auge? Gott! was muß ich hören! blind,
Stockblind war ich — nun wird mir furchtbar licht!

Paolo.

Barbar! du haſt geſiegt! gebrochen iſt
Ihr Herz, ſo laß mich ſterben — fliehen weit
Von dir! (Eilt hinaus.)

Fünfte Scene.

Lanciotto (allein).

So iſt's denn wahr! Sie liebt, liebt ihn!
Und heuchelte den Haß! — Nein, nein, die Hölle
Gab den Gedanken mir! — doch Er — ja, ja
Er bleibe hier — ich halt' ihn mit Gewalt! —
(dumpf in ſich hinein)
Am Bruderherzen nagt des Zweifels Geyer —
Nicht möglich iſt's! — (ausbrechend) zerreißen muß der Schleier,
Ganz will ich ſeh'n die hölliſche Geſtalt!

(Der Vorhang fällt ſchnell.)

Vierter Act.

Erſte Scene.

Lanciotto. Der Page.

Lanciotto.

Wie? Guido will ſo eilig fort? vorerſt
Will ich Franziska ſeh'n — ich will ſie ſeh'n!
Dann laß Paolo kommen!

Page.

Herr — Paolo,
Den Bruder?

Lanciotto.

Ja, den — Bruder!

Page.

Zu Befehl! (Ab.)

Zweite Scene.

Lanciotto (allein).

Mein Bruder! heißgeliebter, theurer Freund!
Ha! um ſo gräßlicher iſt ſein Vergeh'n.
Sie haßte ihn? Die Lügnerin! Und ich
War Thor genug — ich glaubt' der Heuchelei!

Sie weinte nur, weil er von ihr entfernt,
Die Falſche rief ihn heimlich wohl hierher?
Fort, gräßlicher Gedanke, meine Fauſt
Zuckt krampfhaft nach dem Schwert! Ich zittre, ich
Vergehe!

Dritte Scene.

Guido und Lanciotto.

Lanciotto.

Fliehen will ſie wohl mit dir?
Die Falſche wähnt mir heimlich zu entflieh'n —
Und du biſt ſchwach genug —

Guido.

Sie muß nun fort!

Lanciotto.

Ha! ſchuldig iſt ſie? Sie bekennt die Schuld?

Guido.

Nein! aber furchtbar waltet ein Geſchick,
Das uns zu Thränen Alle hier verdammt!

Lanciotto.

Du nennſt ſie ſchuldlos, und ihr falſches Herz
Erglüht in frevler Leidenſchaft?

Guido.

Doch weil
Sie ſchuldlos, will ſie ja entflieh'n! Ich ſelbſt
War kaum noch meiner Sinne mächtig, zog,
Voll Zorn und Scham ſie fort, vergaß beinah'
Daß ich ihr Vater. Vor ein Heil'gen-Bild
Riß ich ſie hin, befahl mit blankem Schwert,
Mit Tod bedrohend und mit meinem Fluch, —

Die Wahrheit zu entdecken! Und sie sprach,
Die Unglückselige — sprach mit einem Strom
Von Thränen —

Lanciotto.

Was? Erzähle! Sie bekannte?

Guido.

Stumm bot sie ihren Busen meinem Schwert;
Ihr Auge, thränend und verzweiflungsvoll
Blickt' starr herauf zu meinem Auge, ach,
Worin der Schmerz und Grimm die Thränen längst
Erstickt. Bekenne! rief ich, bist du schuldig? —
Vor Weinen brachte sie kein Wort hervor —
Mein Herz erbebte, seitwärts floh mein Blick. —
Sie lag am Boden, klammerte sich fest
An meinen Fuß und stammelte halb todt:
Mein Vater, schuldlos bin ich! — Schwöre mir's! —
Ich schwör' es! — Ueberfloß mein Aug' in Thränen.
Noch dreimal wiederholte sie den Schwur —
Fort schleudert' ich mein Schwert, und hob sie auf
Und drückt' sie an die Brust! Sie ist mein Kind!
Wie schwer sie mich gekränkt, verletzt, beleidigt,
Das Vaterherz sie liebt und sie vertheidigt!

Lanciotto.

O Wahnsinn! schuldlos nennt sie sich und liebt?
Sie wähnte wohl, entfernt von dem Gemahl
Mit dem Geliebten frei sich zu ergeh'n?
Sie täuscht sich, alter Mann! — Und Er gab wohl
Sein Wort — ihr nach Ravenna bald zu folgen?
Verräther! doch, ihr seid in meiner Hand!

Guido.

Du spottest mein! Du höhnst die grauen Haare?
Wohlan, ich kenne meine Vaterpflicht! —

Daß Böſes ſie von Keinem hier erfahre,
Siehſt du die Unglückſel'ge ferner nicht! (Ab).

Vierte Scene.

Lanciotto. Paolo.

Lanciotto.

Verräther! näher!

Paolo.

Welche Sprache! O,
Bei Gott! Kein Andrer wagt ſie ungeſtraft!
In dir jedoch verehr' ich meinen Vater. —
Sprichſt du als Bruder, oder — als mein Herr?

Lanciotto.

Als Bruder, höre Paul, antworte frei:
Hätt' Einer dir der Gattin Herz geraubt
Und wär' es auch dein beſter, liebſter Freund —
Betrög' er dich, obgleich du ihn geliebt,
Als Bruder an dein Herz ihn heiß gedrückt —
Was thäteſt du mit ihm?

Paolo.

Ich fühl' es, ach!
Wie ſchwer Geduld in ſolcher Lage wird!

Lanciotto.

Du fühlſt es? Bruder! fühlſt es, und erbebſt?
Den Vater nanntеſt du. Der Vater war
Stets ſanft und mild, wenn ſeine Söhne auch
Gar oft gefehlt.

Paolo.

Sein treues Bild biſt du!
Du folgſt ihm würdig nach. Wie beugſt du jetzt

Den Hochmuth meiner ſtolzen Bruſt ſo ſchön.
Großmüthig, edel glaubt' ich ſtets zu ſein —
Was bin ich neben dir?

Lanciotto.

Antworte mir:
Wenn deine Frau —

Paolo.

Franziska? Keinen Schatten
Von Nebenbuhler duldete mein Herz!

Lanciotto.

Und wagte doch — dein Bruder ſie zu lieben?

Paolo.

Er wäre mir nicht Bruder mehr! Weh ihm!
Weh Jedem, der zu lieben ſie gewagt!
Mein Schwert, mein Dolch würd' ſchneller Rächer ſein!

Lanciotto.

Auch mich befiel der Rache wilde Luſt —
Auch meine Fauſt ſchon bebte an dem Schwert —
Und — glaub' es — ſchwer nur halt' ich mich zurück! —
Und du — du wagſt ein ſolch Bekenntniß hier?
Verführen eines andern Gattin! Ha!
Verführen ſeines Bruders Weib!

Paolo.

Verführen? —
Das Schwert in meine Bruſt! Doch zeihe nicht
Mein Herz des ſchwarzen Frevels! Ich — dein Weib
Verführen — Sie, der Unſchuld ſchönſtes Bild!
Kein Schändlicher kann ſein, wer dieſe liebt,
Und war er's, wird er durch die Liebe rein.
Das Herz, das ihr in Liebe ſich ergeben,
Nur edle Thaten ſucht es, keinen Lohn.

Ja Liebe treibt zu edlerm, höhern Leben,
Als Ritterſinn und Fürſtenſtolz und Thron!

Lanciotto.

So ſchamlos preiſeſt du vor dem Gemahl
Die wilde Leidenſchaft?

Paolo.

Wär' dieſe Glut
Ein Unrecht, würd' ich ſie verſchweigen! nur
Weil rein die Liebe, eiſern der Beſchluß,
Zu ſterben eher, als ſie zu beflecken —
Erkenn' ich meine Pflicht, von hier zu flieh'n.
Behalte ſie, ſei glücklich! und entſage
Für ewig deinem Bruder!

Lanciotto.

Schmachvoll wär'
Nicht ſolche Liebe? hat ſie nicht mein Glück
Geraubt? Mag ich den Bruder auch vergeſſen,
Kann ihrem Herzen ich dein Bild entzieh'n?
Muß nicht mit dir auch meine Liebe flieh'n?
Sie kann nur Haß für meine Liebe zeigen,
Vielleicht aus Mitleid freundlich oft mir ſein,
Vielleicht als Heuchlerin den Haß verſchweigen —
Dies Unglück, Frevler, dank ich dir allein!

Paolo.

Ich habe meine Liebe dir bekannt,
Doch bei dem Himmel! Sie iſt ſchuldlos, rein!

Lanciotto.

Wähnſt du, mich täuſch' ein glattes Wort? Nein, ich
Durchſchaue, was du fürchteſt, was du hoffſt.
Dir bangt, daß meine Rache nun auf ſie —
Dein Liebchen, falle! Ja! ich fühl' die Luſt!
Hab' ich kein Recht dazu, — auch gegen dich?

Verrathen bin ich hier als Mann und Fürst!
Mag, was sie will, von mir die Nachwelt sprechen
Doch Euer Handeln — nennt sie nur Verbrechen!

Paolo.

Nein, sagen wird die Nachwelt, daß nicht mein
Die Schuld, weil in Ravenna einst mein Herz
In Lieb entbrannte. Sagen wird sie auch,
Daß Niemals du an sie ein Recht gehabt —
An sie, die nie dein Auge noch erblickt —
Die deine kalte Staatskunst nur allein
Zur Braut erkohr, zur Fürstin hier gemacht!
Ja! sagen wird die Nachwelt, daß Natur
Auch Fürstensöhnen menschliches Gefühl
Und Menschenleidenschaften eingehaucht,
Und daß es deine Pflicht, zuerst ihr Herz
Zu fragen, eh' du sie genommen!

Lanciotto.

Ha!
Du wagst es? Häufen willst du Hohn auf Schuld?
Wohlan! — Du selbst vernichtest die Geduld!
(Zieht das Schwert, Paolo wricht einen Schritt und legt die Hand ans Schwert.)

Fünfte Scene.

Guido. Franziska. Vorige.

Franziska

(nach innen, dem Vater der sie zurückhalten will, sich losreissend, herausstürzend).

Mein Vater! Ach — sie kämpfen!

Guido (zwiſchen beide ſich ſtellend).

Raſet ihr?
Bewaffnet Bruder gegen Bruder? Fort das Schwert!

Paolo
(der gleich beim Erſcheinen Franziska's die Hand vom Schwert entfernte).

Du nahmſt mir mehr noch als mein Leben, nimm
Auch dieſes!

Franziska.

Ich allein hab' dich gekränkt —
Mein Leben nimm!

Guido.

O meine Tochter!

Lanciotto.

Nur
Die Ehrfurcht vor des Vaters grauem Haar
Beſchützt dich Frevlerin vor meinem Zorn.
In ſeinen Armen bleib'! Verläßt er dich,
So könnt' ich leicht vergeſſen, daß die Burg
Der Fürſten von Ravenna deine Wiege!
Der Sclavin Schickſal hätteſt du verdient —
Denn ſchlechter iſt ein ungetreues Weib
Als jede Sclavin! — Schweigt, ihr riſſet ſelbſt
Dies Wort aus meinem Mund! — Wie liebt' ich dich,
Ich betete dich an — und dafür nur
Verrath und Heuchelei und Haß! Mein Herz
Durchbebt der Rache glüh'nde Raſerei —
Nach Rache ſchreit dein namenlos Verbrechen!
Die Ehre nur verbietet ſie. Die Ehre?

Guido.

Genug —

Lanciotto.

Mir tönt der Ehre heil'ger Ruf —
Und wo allmächtig dieſe Stimme tönt,
Da bin ich taub für jedes andre Wort —
Mein Schwert erblizt zum ſchnellen Dienſt bereit!

Franziska.

O Vater — nicht von ſeiner Hand, laß mich
Von deiner Hand hier ſterben!

Lanciotto.

Sterben? Nein!
Ihr ſchaudert wohl, ihr bebt vor mir zurück? —
O Guido, hätt' ich graues Haar wie du,
Und lebt' ich einſt nur der Vergangenheit —
Ein einſam Leben, ruhig, ernſt und kalt,
So blieb' ich dennoch allen frühern Fehlen
Und Tugenden getreu. Ja, all mein Zorn
Erwachte gleich in jugendlicher Glut —
Entſann' ich mich, daß treulos war mein Weib!
Hin eilt' ich auf das längſtberaſ'te Grab,
Und meine Flüche, meinen herben Gram,
Tobt' ich ſo laut, daß ſie mich hören müßte!
Der Tag wird nicht erſcheinen. Stürzt ſie doch
Die Falſche, heute mich ins friſche Grab —
Auf meinem Grab ſpringt jauchzend ſie herum,
Mit ihr — noch einer —

Franziska.

Himmel! gib mir Kraft!
Daß ich die Schmach von meinem Herzen wälze!
Du nennſt mich taub für Ehre? Wenn mein Herz
Paolo liebte, war es edle Glut —
Er war geehrt als tapfrer Mann und Fürſt,

Und ſeinen Namen prieſen Könige
Und Volk! Und dir war ich noch nicht verlobt!

Lanciotto.

Und jetzt?

Franziska.

Ja! Gerecht iſt deines Zornes Blick —
Geheimniß bleiben ſollt' in meiner Bruſt
Der erſten Liebe Glut — ich wollt' es auch —
Und wär' dein Bruder nicht zurückgekehrt,
So hätt' ich das Geheimniß in mein Grab
Genommen!

Paolo.

Unglückſel'ge!

Franziska.

Ihm verzeih'!
Nicht weil er mein Geliebter, nein, weil er
Dein Bruder iſt!

Lanciotto.

Für ihn nur zitterſt du?
Ihr, Falſche, hofft wohl unverſehrt und frei
Aus dieſen Mauern zu entwiſchen? Um
An anderm Ort, in ſüßer Luſt vereint,
Euch froh zu finden? Ei, verſprach nicht Paul
Sogar — dem alten Vater dich zu rauben?

Paolo.

Verächtlicher Gedanke!

Lanciotto.

Mir ſolch ein Wort?
Ja ſie — die Heuchlerin — ſie ſei nur frei!
Doch du ſollſt nie die Theure wiederſeh'n!
Trabanten! Gebt auf ihn wohl Acht — ihr bürgt,
Daß er dies Schloß nicht mehr verlaſſe!

Paolo (zieht sein Schwert).

Nein!

Die Schmach ertrag' ich nicht im Vaterhaus!

Lanciotto.

Dein Herr bin ich, dein Fürst! Gib ab dein Schwert!

Paolo

(will sich zur Wehre setzen, wird von den ihn umgebenden Trabanten übermannt, sie entreißen ihm das Schwert).

Ha Bruder! Mich entwaffnen! Kann dein Herz
Zu solcher Härte sich erniedrigen?

Franziska.

Erbarmen! — Paul! —

Paolo.

Franziska!

Lanciotto.

Schweigt, Gemahlin!

Guido.

Fort! komm! entfliehe des Tyrannen Wuth!

(Er zieht sie fort, allgemeine Gruppe, der Vorhang fällt.)

Fünfter Act.

Erste Scene.

Nacht. Der Saal iſt mit einer Lampe matt beleuchtet.

Franziska und Guido (treten ein).

Franziska.

So haſt du ihn verſöhnt?

Guido.

Wie er mich ſah,
Entſprang er ſeinem Lager, rief voll Schrecken:
„So iſt der unglückſel'ge Tag denn da,
Der ſie, — Franziska, — mir entreißen ſoll!
Nein, nein! mein Wort nehm' ich zurück! Ich kann
Nicht ohne ſie mehr leben!" — Nun entrann
In langem Schmerz ein reicher Thränenſtrom,
Dann rief er deinen Namen aus mit Wuth,
Dann wieder ſprach er ſanft und mitleidsvoll. —
Er weint' in meinem Arm, an meiner Bruſt;
Mit ſanften Worten bracht' ich ihn dahin,
Daß ohne Abſchied, ohne dich zu ſeh'n —
Er dich entläßt. Wir reiſen denn ſogleich!

Franziska.

Nein Vater! nein! Seh' ich ihn jetzt nicht mehr
So ſehe ich ihn niemals wieder. Er

Bewahrt den Groll in ſeiner Bruſt, ich will
Verſöhnt nur von ihm ſcheiden.

Guido.

Ruhig, Kind,
Er iſt verſöhnt, verzeiht auch ſeinem Bruder!

Franziska.

O Wonne! doch mein Vater, höre mich:
Nenn' nicht mehr ſeinen Namen, heilig iſt,
Entſcheidend dieſe Stunde! Ich will ihn
Vergeſſen, ja ich will — die Pflicht gebeut.
Schon jetzt ſpricht Liebe leiſer in der Bruſt,
Und laut und lauter mahnt mich das Gefühl
Verletzter Pflicht und Reue. Ohne Haß
Denk' ich des treuen Gatten, den du mir
Gegeben — den ich — ach! nicht lieben kann!
Mit ihm muß ich noch einmal ſprechen. — O
Mein Vater, zürne nicht — erlaub' es mir,
Erwirk' es mir von ihm als letzte Gunſt!
Zu ſeinen Füßen will ich ihm bekennen,
Wie ſchwer ich gegen Dankbarkeit gefehlt;
Beſchwören will ich ihn, daß keinen Groll,
Verachtung er nicht hege! Eile, geh! —
Sag' ihm — daß ohne der Verſöhnung Worte
Verſchloſſen ewig mir des Himmels Pforte!

Guido.

Du willſt es? — Hörſt nicht deines Vaters Rath?
Hörſt nicht der Warnung Stimme, die in mir
Dagegen ſpricht? Fühlſt nicht — wie ich beklommen? —
Du willſt es? Nun wohlan — ſo wird er kommen! (Ab.)

Franziska.

Hört mein Gebet, für mich nicht, für dies Haus &c.

Act V. Sc II.

Zweite Scene.

Franziska (allein).

So ſeh' ich dich denn heut' zum letzten Mal
Geliebte, ach! verhängnißreiche Stadt!
Mein unglückſel'ges theures Rimini!
Leb' wohl, du Fürſtenwiege, ſchönes Schloß! —
Hör' ew'ger Gott — erhöre mein Gebet,
Vergiß, daß ich, die Schuldige, es wagt,
Emporzublicken zu dem ew'gen Thron!
Hör mein Gebet, für mich nicht, für dies Haus.
Gieß auf die Fürſten deine Gnade aus,
Laß brüderlich die Brüder ſich beglücken —
Sie hört Paolo, der mit bloßem Schwert hereinſtürmt, bei ihrem Anblick wie vom Blitz getroffen bleibt — ſie ſpringt auf.)
Weh' mir! Was muß mein Auge hier erblicken!

Dritte Scene.

Paolo und Franziska.

Paolo.

Dank dir, mein Gott — ich hab' ſie noch geſeh'n!

Franziska (will fliehen).

Flieh, unglückſel'ger!

Paolo (hält ſie).

Bleibe! Oder ich,
Ich folge dir!

Franziska.

Verweg'ner! Laß mich! ha!
In Waffen!

Paolo.

Gold beſtach die Wächter!

Franziska.

Gott!

Ein neu Verbrechen!

Paolo.

Hindern will ich nur
Verbrechen! Glaubst du, daß dem Rasenden
Genüge an der Rache gegen mich?
Nein! Dich zu opfern sinnt er! Und nur Angst
Treibt mich hierher. Kaum eingeschlummert noch
Erschien vor mir ein schauerlich Gesicht.
Dich sah ich sterbend hier in deinem Blut.
Ich stürzte, dir zu helfen, neben dich —
Mein Name war dein letzter Athemzug!
Auf sprang ich wachend, doch des Traumes Bild
Steht schaudervoll vor meinen Augen noch!
Sie weichet nicht, die blutende Gestalt,
Mein Herz erlahmt in Schreckens Allgewalt!

Franziska.

Beruh'ge dich!

Paolo.

Ich sprang empor voll Wuth,
Warf nieder alle Schergen, faßt' ein Schwert —
Ach! keine Hoffnung hatt' ich, dich zu seh'n —
Und nun — stehst du vor mir; ich athme kaum
Vor Wonne, vor Entzücken! — Nun befiehl
Du — meines Herzens holde Königin —
Wie soll ich kämpfen, sterben nur für dich?

Franziska.

Sei ruhig, höre doch. Der Bruder, den
Du schmähst, hat uns verzieh'n. Entferne dich!
Von mir jetzt fort! Was kannst du hoffen, was
Erstreben?

Paolo.

Deine Sicherheit! Bevor
Du nicht mit deinem Vater aus dem Schloß,
Kann ich dich nicht verlaſſen. Mich durchbebt
Ein ſchauerlich Gefühl, ich ahn' Gefahr
Für dich! — ha! ruhig biſt du — liebſt mich nicht!

Franziska.

Beſonnenheit iſt Pflicht!

Paolo.

So ſage mir:
Wann ſehen wir uns wieder? wann und wo?

Franziska.

Wenn all' die unglückſel'ge Leidenſchaft
Vertilgt ſein wird in unſrer Bruſt, wenn

Paolo.

Nie!
Nie alſo! Niemals ſehen wir uns wieder! —
Franziska — deine Hand auf dieſes Herz
Dann lege ſie einſt auf das deine hin,
Entſinne dich, wie heiß mein Herz dir ſchlug —
Wie glühend — ach! wie hoffnungslos und bang,
Verzweiflungsvoll! — doch ſchlägt es nicht mehr lang!

Franziska.

O Liebe!

Paolo.

Angebetet hätt' ich dich!
An jedem Morgen hätt' ich neu geſtrebt,
Dich froher, glücklicher zu machen! Ach!
Bezaubernd Bild! Du hätteſt Kinder mir
Geſchenkt, die ähnlich dir und gut wie du,
Gar bald gelernt, daß ſie zuerſt nach Gott

Die Mutter ehren, lieben ſollen — ach!
Wie ich ſie liebe!

Franziska.

Schweig! Verbrechen iſt,
Dies anzuhören!

Paolo.

Biſt du, Theure, mein?

Franziska.

O Wahnſinn! Ewig fühlt mein Herz die Pflicht
Der inn'gen Dankbarkeit für den Gemahl,
Der mir voll Liebe Großmuth ſtets bewies.
Ja, höre meinen feierlichen Schwur:
Soll't er vor mir, was Gott verhüte, ſterben,
So hüllet Trauer bis zum Grab mich ein!
Im Wittwenſchleier werd' ich einſam, fromm
Noch ehren die Erinnerung an ihn — —
An — meine Liebe!

Paolo.

Falſch verſtehſt du mich!
Ich ſinne nicht auf raſche, böſe That.
Er lebe, lebe lang — er tödte mich!
Nur dich will ich von ſeinem Zorn befreit
Und ſicher in der Heimath wiſſen! Dort,
Dort lebe glücklich — und gedenke mein
In Liebe! —

Franziska.

Paul!

Paolo.

Mein Geiſt ſucht jene Räume,
Umſchwebt dich auf dem Lager düſtrer Träume,
Bei dir im Sonnenlicht, in Mondesnacht —
Gefeſſelt, ſelig von der Liebe Macht!

Franziska.

Paolo!

Paolo.

O, tyranniſch hat die Welt,
Der Himmel ſelbſt an uns gehandelt! Du
Warſt mein —

Franziska.

Weh mir! wir ſind verloren! Fort —
(rufend)
Mein Vater! — Vater!

Paolo.

Er? Er hat kein Recht
An dich! Despotiſch hat er dich, ſein Kind,
Geopfert! Alle Blüthen, allen Duft
Des Frühlings kalt vernichtet! Alle Luſt
In Thränen frech erſtickt! Dein Vater war's,
Der all den Schmerz, dies Unglück all gemacht,
Der an den Rand des Grabes dich gebracht!

Franziska.

Du raſeſt! Schweig! Ich hör' Geräuſch —

Paolo.

Mein Schwert
Hier gegen Jeden, der nach dir begehrt!
Kein Sterblicher entreißt dich meiner Hand —
Frei führ' ich dich hinaus, in's Vaterland!
(Er faßt ſie, ſie ſinkt beſinnungslos in ſeine Arme.)

Franziska.

Ich ſterbe!
(Paolo wendet ſich, um mit vorgeſtrecktem Schwert ſie hinaus zu führen.)

Vierte Scene.

Guido, Lanciotto. Die Vorigen.

Paolo.

Muth!

Lanciotto

(stürzt mit Guido herein, erblickt sie — augenblicklich starre Gruppe).

Was seh ich?!

Guido.

Weh! — mein Kind!

Lanciotto.

Du hier? Verrätherei in meiner Burg?
Und meine Schmach zu seh'n, riefst du mich her?
Sie sendete dich schwachen Mann nur fort,
Damit indessen zur Empörung sie
Hier alles hetze, sicher sei die Flucht!'
Doch beide treffe euch der Tod! (Zieht sein Schwert.)

Franziska.

Halt ein!
ich lästert dein Verdacht!

Guido.

Ich fluche dir!

Paolo.

Sieh, alle — alle weichen jetzt von dir!
Sie hassen dich — nur ich —

Lanciotto.

Verräther! du —

Franziska.

Ihr Brüder! Frieden! Gegen mich das Schwert!
Ich bin die Schuldige allein!

Lanciotto (durchbohrt sie).

So stirb!

Guido.

Erbarmen! Weh!

Lanciotto (auf Paolo eindringend).

Vertheid'ge dich, Rebell!

Paolo

(wirft ſein Schwert weg, rennt ihm in das ſeine).

Durchbohre mich!

Guido.

Ha! Brudermord!

Lanciotto.

O Gott! —

Er blutet — ſtirbt!

Paolo.

Franziska!

Franziska.

Vater! Nimm

Den Fluch — von — meiner Seele!

Guido.

Weh'! ſie ſtirbt —

Franziska! Ich verzeihe!

Paolo.

Ach! kannſt du —

Franziska — mir verzeih'n? Ich bin die Schuld —

Von deinem Tod!

Franziska.

Dort unten harret mein —

Und — deiner — ew'ge — Qual! (Sie ſtirbt.)

Paolo.

Und — ew'ge Liebe!

Sie iſt dahin — Wohl mir — ich ſterbe —

Lanciotto.

Todt

Sind beide — ſtarr und todt — o Paul, mein Paul,
Du ſelbſt gabſt mir dies Schwert — ſo end' es denn
Auch meinen Schmerz! (Will ſich durchbohren.)

Guido

Halt ein! Genug des Bluts
Auf deiner Seele! — Sieh — der Tag bricht an —
Sein erſter Strahl beleuchtet dieſe Hallen —
Er zittert ob der Opfer, die gefallen!
Für dich, den unglückſeligſten von Allen —
Und ſchwarz verhüllt die Sonne ihre Bahn!
(Er ſinkt matt auf Franziska's Leiche.)

Lanciotto

(regungslos, wie im Wahnſinn, mit der Hand die Stirne kühlend, die Rechte mit dem Schwert hängt erlahmt herab).
So öd', ſo ſchwer! Die Nacht zieht ſchon heran!
Wie kalt umweht mich ihres Mantels Wallen!

(Der Vorhang fällt.)

Ende.

II.

Dame Kobold.

Luſtſpiel in 4 Aufzügen.

Frei nach dem Spaniſchen des Calderon, mit Benützung der Gries'ſchen Ueberſetzung.

(Dargeſtellt zu Berlin, Darmſtadt, Breslau, Magdeburg ꝛc.)

Perſonen.

Don Juan }
Don Luis } de Toledo, Brüder.
Donna Angela, eine junge Wittwe, ihre Schweſter.
Donna Beatriz, ihre Baſe.
Don Manuel Enriquez.
Iſabel, Kammermädchen der Angela.
Cosme, Diener des Don Manuel.
Rodrigo, Diener des Don Luis.
Clara, Duenna der Beatriz.

Schauplatz: Madrid.

Die mit * — * begränzten Stellen wurden bisher bei den Darſtellungen ſtets weggelaſſen. Schauſpieler, welche zu reden gelernt haben (was indeſſen täglich ſeltener wird), dürften wohl daran thun, dieſe Stellen beizubehalten.

A. D. B.

Erſter Aufzug.

(Straße vor dem Hauſe des Don Luis. Auf der andern Seite das Haus der Donna Beatriz mit einem Balcon.)

Erſte Scene.

Don Manuel, Cosme (in Reiſekleidern).

Manuel.

Wenn eine Stunde früher nur
Wir angekommen zu Madrid,
So ſahen wir die Pracht der Feſte,
Womit die Hochgeſinnte heut
Die Taufe des Infanten feiert.

Cosme.

Um eine Stunde nur zu ſpät,
Hat Manchem manch groß Leid gebracht;
Denn jede Stund' iſt eine Mutter
Von Engeln viel und Wechſelbälgen! —
Doch Herr, da uns das Feſt verloren,
Verfehle nicht auch das Quartier.
Mich ſehnt gewaltig den zu kennen,
Der brünſtig deiner lang ſchon harrt,
Als wärſt du ſeine Heißgeliebte!

Manuel.

Er heißt Don Juan, Toledo aber
Iſt ſeines edlen Hauſes Name.
Wir waren Freunde ſchon als Knaben,
Und enger ſchloſſen wir den Bund,
Da wir bei Einer Fahne kämpfend
Als Freunde ſchöner uns bewährt.
Um inniger noch uns zu ketten,
Ließ einſt in grauenvoller Nacht,
Im Sturm von einer Würgerſchlacht
Der Himmel mich den Freund erretten!

Zweite Scene.

Angela (eilig hervorſtürzend und ſchnell ſprechend), Iſabel (beide verſchleiert). Vorige.

Angela.

Täuſch' ich mich nicht? — Ihr ſeid ein Ritter —
Schirmt eine Frau vor Schmach und Hohn!
Ihr ſeid mein Troſt — er folgt mir ſchon.
O haltet jenen Mann zurück,
Sonſt iſt verloren Ehr' und Glück!
Vielleicht, daß einſt — ich muß entfliehn,
Gott ſei mit euch, ſchon ſeh ich ihn! (Ab.)

Dritte Scene.

Don Manuel. Cosme.

Manuel (nacheilend).

Ich glühe, Donna, euch zu dienen.

Cosme.

War das ein Weib? War's eine Windsbraut?

Manuel.

Wer hat das je erlebt!?

Cosme.

Und was

Wirst du nun thun?

Manuel.

Du kannst noch fragen?

Für eine Dame alles wagen!

Cosme.

Doch wie gedenkst du's anzugreifen?

Manuel.

Erst will ich an die List mich halten.

Cosme.

Verbirg dich nur, laß mich jetzt schalten;
Gilt List, so bin ich schon der Rechte,
Stets war ich Held im Wortgefechte,
Doch kommt's im Zank bis zu den Klingen,
Dann eile, Herr, mir beizuspringen.

(Don Manuel zieht sich zurück.)

Vierte Scene.

Don Luis (eilig auftretend). Vorige. Rodrigo.

Luis.

Mich reizt die Angst der Tiefverhüllten,
Die mir nur zu entweichen strebt,
Und hätt' sie auch der Schwalbe Flügel,
Einholen muß sie doch der Aar.

Cosme (Don Luis in den Weg tretend).
Verzeihet, Herr! mein kühn Erdreisten,
Und habt die Gnad', ich bitte euch,
Zu sagen, wem die Aufschrift gilt.
(Er hält ihm einen Brief vor.)
Luis (will abgehen).
Dazu gebricht's mir jetzt an Zeit.
Cosme (ihn zurückhaltend).
Ei! Zeit und Weile hab' ich übrig,
Und damit kann ich reichlich dienen,
Euch folgen auch, wohin ihr wollt!
Luis.
Hinweg mit euch!
Manuel (bei Seite).
Die g'rade Straße
Zeigt fern der Flücht'gen Spur noch immer.
Cosme.
O laßt euch doch erweichen.
Luis (drohend).
Fort!
Ich spalte euch den dicken Schädel,
Wenn ihr noch viel mich drängt.
Cosme (ihm in den Weg tretend).
So will
Ich wenig nur euch drängen.
Luis.
Fort!
Erschöpft ist nunmehr die Geduld,
Hinweg, sag ich! (Stößt ihn fort.)
Manuel (bei Seite).
Der Muth vollende,

Was Schlauheit glücklich eingeleitet.
(Hervortretend.) Mein Cavalier, dies ist mein Diener
Nicht weiß ich, was er hier verschuldet,
Daß ihr so aufgebracht —

Luis (stolz).

Doch ich weiß,
Daß für Entschuldigungen hier
Mir Lust gebricht und Zeit. Mit Gott!

Manuel.

Wenn euer Stolz Entschuld'gung weigert,
So heißt die Ehre mich sie fordern.
Mehr Höflichkeit verdient mein Fragen,
Der Hof soll, dünkt mich, Sitte lehren?
Muß denn ein Fremder hier erscheinen,
Den Cavalier Madrid's zu meistern?

Luis.

Ihr wähnt, ich könne sie nicht lehren?

Manuel.

Die Zunge schweige vor dem Stahl!

Luis.

Mit Recht! (Sie ziehen und fechten.)

Cosme (prahlend).

O hätt' doch einer Lust
Zum fechten.

Rodrigo.

Eure Klinge zieht
Aus dem Versteck!

Cosme.

Bewahr', mein Herr,
Sie ist noch ganz jungfräulich rein,
Und ohne Ring und Hochzeitkranz
Beschauet sie kein Auge ganz.

Fünfte Scene.

Don Juan. Vorige.

Juan.

Ich komm' zu Hülfe, Bruder!

Luis.

Nein!
Halt ein, mein Bruder, keine Hülfe!
(zu Manuel)
Mein Cavalier, wer kühn zum Kampf
Sich darbot, als er noch allein,
Darf nicht der Feigheit Vorwurf fürchten,
Senkt er das Schwert, wenn Beistand naht.
Drum geht mit Gott! Nur einer darf
Mit Ehre sich dem Tapfern stellen!

Manuel.

Dem ritterlichen Edelmuth
Neigt sich voll Achtung hier mein Schwert.
(den Degen einsteckend)
Doch wo ihr mich auch künftig suchet,
Soll finden mich der Ehre Ruf!

Luis.

So sei es Ritter!

Manuel.

Wohl, es sei!

Juan.

Wie, seh' ich recht, Don Manuel, ihr?

Manuel.

Don Juan, mein Jugendfreund?

Juan.

Wie faß' ich,

O ſprecht, den Streit, der ſinnverwirrend,
Den Bruder und den Freund entzweit?

Luis.

Unwichtig war des Zwiſtes Grund.
Ein hartes Wort dem frechen Diener,
Der thöricht in den Weg mir trat;
Getilgt iſt, hoff' ich, jeder Groll!

Juan.

So darf ich froh ans Herz denn fliegen
Dem edlen Gaſt, durch deſſen Eintritt
Nun hochgeehrt wird unſer Haus.
Mein Bruder und Don Manuel, ihr —
Gleich ſolltet ihr euch achten, ehren,
Eh' Freundſchaft noch das Herz gewann!
Die Tapferkeit knüpft Mann und Mann!

Manuel.

Don Luis biet' gern ich meine Rechte
Als Mann mit voller Achtung dar!

Luis

(ſeine Hand mit Achtung ergreifend).

Ich ſtaune nur, daß in dem Kampfe
Nicht euer Muth euch mir verrieth.

Manuel.

Der eure gab ein Warnungszeichen
Mit tapf'rem Schwert auf dieſe Hand.

Luis.

Ihr wolltet meiner edel ſchonen!

Cosme (bei Seite).

Sie trachten erſt ſich nach dem Leben,
Sie balgen ſich zum Zeitverteib;
Jetzt hör' ich ſchöne Worte geben;
Beſtändigkeit — biſt du ein Weib?

Juan.

Laßt in mein Haus uns freudig eilen,
Euch pflegen und die Wunde heilen!

Manuel.

Gefahrlos iſt die kleine Wunde.

Juan.

Fühlt; wie zu euch mich Liebe drängt.

Manuel (bei Seite im Abgehn).

Mir bangt faſt, weil die erſte Stunde
Mit Blut mich in Madrid empfängt!

(Ab mit Don Juan.)

Cosme (bei Seite im Abgehn).

Mich freut's, daß mein Don Manuel hier
Ein Warnungszeichen hat empfangen;
Schon hundertmal hätt' er's verdient!
Wer heißt ihn denn auf allen Straßen
Stets üben Don Quixottes Amt?
Ich wär', hätt' ich mich locken laſſen —
Zum Sancho Panſa längſt verdammt!

(Folgt Don Manuel.)

Luis (von der Begleitung zurückkehrend).

Es kränkt mich doch, daß jene Donna
Vielleicht für ewig mir entfloh'n!

Sechſte Scene.

Donna Beatriz. Clara, ihre Duenna (aus dem Hauſe kommend). Don Luis. Rodrigo.

Clara (will Beatriz zurückhalten).

So hört mich doch, Sennora höret,
Was wollt denn ihr, wo Männer ſtreiten?

Es ziemet euch, dem ſitt'gen Fräulein,
Ganz ruhig ſtill im Haus zu bleiben.

Beatriz.

Dem Fräulein ziemt auch Frieden ſtiften,
Drum laßt, Duenna, mich erproben,
Ob ich dem Streit nicht wehren kann.
(vortretend)
Ha! Ihr, Don Luis? Ich hörte doch
Im Augenblick noch Degen klirren.

Luis.

O keine Furcht, es iſt vorüber!

Beatriz.

Allein wo blieb Don Juan, der Bruder?

Luis.

Er eilt, die Wunde ſchnell zu heilen.

Beatriz.

Ihr Heil'gen wie! Verwundet er!?

Luis.

Sennora, nicht der Bruder. Nimmer
Würd ich ſo ſorglos fern von ihm
Verweilen —

Beatriz.

Wer iſt's denn?

Luis.

Der Freund,
Den ſehnſuchtsvoll er längſt erwartet.
Jetzt aber, holde Zauberin,
Verbanne ſchnell die düſtern Wolken,
Die um dein Aug' der Schrecken zog;
Die Roſen ruf' auf deine Wangen,
Den Purpur auf die Lippen wieder!
Daß mir im Himmel ſel'ger Blüten
Dein heitres Antlitz freundlich leuchte.

Beatriz.

Ihr wißt, Don Luis, daß ich ſtets dankbar
Hochſchätze eure Artigkeit
Und jene adelige Sitte,
Wodurch der Ritter Damen ehrt; —
Allein vergelten kann ich nicht,
Was mehr ihr an Gefühlen bietet.
Mir zürnet nicht, die Sterne tragen
So unfreiwill'gen Fehlers Schuld;
Darf Rechenſchaft wohl Jemand fordern
Von dem, was ſie uns hart verweigern?
Nein, edler Ritter, danket mir's,
Daß aller Täuſchung fremd mein Herz
Und taub für eure Liebesbitte!
O gebt nicht ſolchem Traum euch hin;
Nie ſoll euch falſche Hoffnung trügen,
Nie würd' ich ſelbſt es mir verzeih'n,
Könnt' ich dem Edlen Liebe lügen,
Ihn ſpäter Reue ſchmachvoll weihn!
Lebt wohl! —

(Geht mit Clara ins Haus.)

Siebente Scene.

Luis (allein).

Luis (Beatriz folgend).

O hört, Sennora, hört!
Umſonſt, ſie flieht, ſie will nicht hören!
(düſter in Gedanken verloren)
Was ich auch heut beginnen mag,
Der blinde Zufall ſtört mir alles!
Die ſchöne Frau, die ich verfolge,

Entreißt ein Dummkopf mir am Ziel.
Ein Zweikampf hindert, ihn zu ſtrafen;
Den Gegner muß als einen Freund
Des Bruders ich als Gaſt begrüßen,
Und ſtolz verſchmäht ſeh' ich mein Herz!
Mein Herz verſchmäht die ſtolze Dame!
Entſagt ſie darum jeder Liebe?
Nein! Mehr als Fabel iſt die Kunde,
Daß ſie der alte Vater nur
Deshalb der Schweſter übergeben,
Weil ohne Aufſicht ſie bei ihm
Nicht ſicher war vor den Beſuchen,
Die nächtlich Serenaden bringen,
Und dann dafür von dem Balkon
Auf ſüßer Lieder Zauberſchwingen
Ein Herz entführen, nur zum Hohn!
(Hüllt ſich mächtig ergriffen in ſeinen Mantel — kleine Pauſe mit ſichtbar erzwungener Kälte.)
Wär's Eiferſucht allein, was hier
Die Seele auf der Folter martert?
Nein! Dieſer Gaſt, ſo nah' der Schweſter,
Bringt leicht Gefahr der Ehr' des Hauſes. —
Doch lebt die Schweſter nicht als Wittwe
So einſam wie in einer Klauſe,
Von keiner Seele je geſehn?
Wär' einem nur der Weg bekannt,
Der durch geheime Spiegelthüre
Von ihr zu uns herüberführt?
Gleichviel! Bleibt auch dem Ritter fremd,
Daß er mit Spaniens reinſter Perle
In einem Haus zuſammen wohnt,
Wird ſie doch bald den Gaſt entdecken. —
So jung, ſo lang in Banden klagend,

Der Freiheit kaum noch wieder froh,
Wird bald ſie fühlen, daß zum Leben
Noch ſchöne Rechte ihr gegeben.
Verſuchung wird die Luſt erwecken,
Ob noch ſie reizt, bald zu entdecken.
Dann ſchützt ein Spiegelglas ſie nicht,
Wenn eigner Wille ihr gebricht! (Ab.)

Achte Scene.

Zimmer der Donna Angela.

Angela. Iſabel (treten auf, beide in Trauer).

Angela.

Wirf raſch das Leichentuch mir über,
Worein längſt alle Lebensluſt
Das herbe Schickſal mir begrub;
Worin ich, einer Mumie ähnlich,
Verſchloſſen in die dumpfe Gruft,
Den Lebenden allein zur Ehre,
Ein todtes Leben elend lebte.

Iſabel (ſie in Schleier hüllend).

In Trauer, wie's der Wittwe ziemt,
Wird dich Don Luis wohl nicht erkennen
Als Jene, die er raſch verfolgt.

Angela.

Sollt' ich denn zwiſchen dieſen Mauern
Als Schwergefang'ne ewig ſchmachten,
Vergeh'n in ew'ger Einſamkeit,
Als Sclavin nur nach Freiheit ſeufzen?
Der Tag weiß kaum, daß ich noch lebe,

Kaum kennt die Sonne mein Geſicht,
Und Luna ſelbſt erſpähte nimmer
Die Thränen manch ſchlafloſer Nacht!
Entriſſen kaum den herben Feſſeln,
Die ein Gemahl um mich geſchmiedet,
Bin ich jetzt Sclavin von zwei Brüdern,
Und zwiefach iſt der Feſſeln Zwang!
Wer kann mich tadeln, wer mich ſchmähen,
Daß noch empfindet meine Bruſt;
Daß mich mit Sehnſucht ſtets umwehen
Die Träume ſüßer Jugendluſt?
Daß mich, wie holde Zauberklänge,
Hinaus ins fröhliche Gedränge
Zum Ritterfeſt die Glocke rief?
Daß ich nach tauſend todten Stunden
Mich lebend wieder hab' empfunden? —
(ſinkt erſchöpft an Iſabels Bruſt)
O! wenn das Herz doch ewig ſchlief!

Iſabel.

Getroſt! Bald ſinkt der ſchwarze Schleier,
Und freier, Herrin, biſt du dann!
Bedenke, daß die Bruderliebe
Nur darum dich ſo ſtreng bewacht,
Weil leicht der ſchönen Wittwe Ruf
Gefährdet wird im freien Leben.
(ſchlau)
Sei heiter jetzt, erzähl' mir doch:
Wie kamſt du von dem edlen Ritter,
Der auf der Straße dich geſchützt,
Als dich Don Luis ſo hart bedrängte?

Angela (angenehm ergriffen).

Der Ritter? Iſabel, ich muß

Ja ſeiner dankbar ſtets gedenken!
Ich war ſo voller Angſt und Sorge,
Daß ich ihn wahrlich kaum geſehn.

Iſabel (ironiſch).

So wirſt du ihn wohl ſchwerlich kennen? —

Angela (raſch).

O unter Tauſend — ja, ich flob
In Todesangſt nur immer weiter
Und ſchneller, als ich hinter mir
Die Degen bald erklirren hörte —
Denn angſtvoll war ich mir bewußt,
Daß meine Wehr nun ſeine Bruſt!

Iſabel (neckend).

Ihn ſtürzteſt du in die Gefahr?

Angela.

Ja, albern war es doch fürwahr!
Doch weiß ein Weib, von Angſt geplagt,
Was ſie beginnt und was ſie ſagt?

Iſabel.

Still, durch den Gang erſchallen Tritte,
Ja, ja, es ſind des Bruders Schritte!

Neunte Scene.

Don Luis. Vorige.

Luis.

Ha Angela —

Angela.

Weshalb ſo düſter,
Sprich, wär' ein Unglück dir geſchehn?

Luis (für ſich)
Es muß geſchehn — (laut) droht je Gefahr
Der Ehre —
Angela (bei Seite).
Blitze ſind die Blicke —
Wie, hätt' er mich vorhin erkannt?
Iſabel (bei Seite).
Geheimniß — wärſt du ſchon verloren?
Luis (beide fixirend).
Der Bruder hat hier viel begonnen,
Darob ich unzufrieden bin,
Sein Leichtſinn mag gering es achten,
Wenn ſeiner Schweſter Ruf bedroht —
Angela.
O Himmel wie?
Iſabel (bei Seite).
Wir ſind verrathen!
Luis.
Ich habe kein ſo leichtes Blut —
Sehr unvorſichtig war's gehandelt, —
Den Ritter — ob er edel zwar —
Als Gaſt in unſer Haus zu nehmen,
Wo Du, von Brüdern nur bewacht,
Zurückgezogen, ſtreng nach Sitte
Und edlem Anſtand leben ſollſt.
Angela (von ihrem Schrecken ſich erholend).
Wenn darum nur dein Herz voll Kummer,
So tröſte dich; der Fremde ſoll
Mich niemals ſehn —
Iſabel (raſch).
Mit keinem Auge!
Luis.
Weil ich es nun ertragen muß,

Daß er als Gaſt bei uns verweile,
So ſoll's mit Anſtand auch geſcheh'n —

Angela (raſch einfallend).

Nichts kann den Anſtand hier verletzen;
Weiß doch kein Menſch, daß ich bei euch
Hier meine Wittwenzeit verlebe.

Luis.

Heut iſt die Trauerzeit vorbei!

Angela.

Hat jemals mich ein Menſch geſeh'n,
Seit ich in eurem Schutze bin?
Iſt nicht ſelbſt von der Brüder Wohnung
Durch eine Wand mein Haus getrennt?

Luis.

Genug — es iſt mir unbehaglich!
Und doppelt bin ich nun zufrieden,
Daß ihn, prophetiſch zum Empfange,
Mein treues Schwert verwundet hat.

Angela.

Du kämpfteſt, Bruder?

Luis.

Ohne Nachtheil!
Dort an den Schranken des Turniers
Sah ich von Rittern ganz umringt
Ein Weib, deß anmuthvolles Weſen
Und hoher Reiz bewundert ward,
Obgleich ein Schleier ſie verhüllte. —
Mehr noch gelockt vom lauten Ruf
Der Klugheit und des ſcharfen Witzes,
Trat ich hinzu. Denk' dir mein Staunen,
Als wie bezaubert ſie verſtummt —
Sich dichter in den Schleier hüllend,

Fortdrängend durch den enge.. Kreis
Die Holde ich entrinnen ſah,
Sobald mein Name nur erklang.
Ich, meiner Sinne kaum noch mächtig,
Durchbore blind die wirre Schaar,
Der Fliehenden ſtets raſcher folgend; —
Da tritt des Gaſtes Diener mir
Mit albernem Geſuch entgegen —

Iſabel (bei Seite).

Ein Tölpel iſt oft Schätze werth!

Luis.

Und als ich unſanft ihn verweiſe,
Fliegt barſch ſein Ritter ſelbſt herbei;
So hab ich, ſtatt ihn zu begrüßen,
Mit blankem Schwert empfangen müſſen!

Angela.

So ließeſt du dich alſo locken
Von einer feinen ſchlauen Frau?
Es gibt doch gar zu liſt'ge Schlangen!
Nur ködern ſollte dich die Flucht,
Und luſtig gingſt du in die Falle!
Wie oft, mein Bruder, warnt' ich dich
Vor jenen leichten, ſchlauen Dämchen,
Wo wenig Ruhm und viel Gefahr
Für Ritter ſtets zu finden war?!
Dein Unfall, Bruder, ſoll mich lehren,
Mich jeder Neugier zu erwehren!

Luis.

Wenn du es trägſt mit leichtem Sinn,
Wär' ich ein Thor, es ſchwer zu nehmen! —
Da mir für jetzt die ſchwerſte Laſt
Von meinem Herzen iſt genommen,

So geh' ich, heiß' ihn gern willkommen
Als meines Bruders theuern Gaſt! (Ab.)

Zehnte Scene.

Angela. Iſabel.

Iſabel.

Wie, Ernſt? Du fliehſt den edlen Mann?
Ihn, der für dich gewagt ſein Leben?
Undankbar wär's, ihm zuzumuthen,
Umſonſt zu kämpfen und zu bluten!

Angela.

So ſprich: Wie ſoll ich's denn beginnen?
Ich möchte gern den Ritter ſehn;
Kannſt du mir eine Liſt erſinnen?
Aus Neugier würd' es nur geſcheh'n.
Es wär' doch gar zu wunderſam,
Fänd' hier ein Mann, der eben kam,
Gleich eine Dam', die Schutz begehrt,
Und einen Bruder, der im Streiten
Verwundet ihn, und einen zweiten,
Der gaſtlich Dach und Fach gewährt.

Iſabel.

Getroſt, es fügt ſich wohl mitunter
Ein Wunder, ſeltſam ohne Wunder.

Angela.

Ich bin an Wunder nicht gewöhnt!

Iſabel.

Dein Schickſal ſcheint beinah' verſöhnt;
Beliebe nur, mich anzuhören.

Angela.

Luftſchlöſſer wohl, ich wollte ſchwören!

Iſabel.

Kennſt du den prachtvoll großen Spiegel,
Den, wie geweihte Zauberriegel,
Die Neugier nie zu öffnen fand? —
Erſchloſſen hat ihn meine Hand!

Angela.

Wär's möglich?

Iſabel.

Ja!

Angela.

Mein Gott, erzähle!

Iſabel.

Jüngſt ſäuberte ich deine Säle,
Und lehnt' die Leiter an die Wand,
Weil ich die Knöpfe, blank geſchliffen,
Am Spiegel dort, vom Roſt ergriffen
Und ganz in Staub begraben fand.
Ich ſteig' hinauf und reib' und reibe,
Da knarrt es plötzlich in der Scheibe,
Und, als ob Zauber ſie berühre,
Entweichet ſchnell die Spiegelthüre;
Die Leiter glitſcht — ich fall' hinunter
Und find' auf altem Trödel-Plunder
Mich in der Brüder Zimmer dort,
An dem uns längſt verſchloßnen Ort!
Nun hieß die Neugier mich erkunden,
Wie auch die Thür zu ſchließen ſei —
Ich hatt' die Feder bald gefunden,
Und Ein- und Ausgang ſteht uns frei;
Und dieſes Zimmer iſt es eben,
Das deiner Brüder Gaſtlichkeit

Dem Tapferſten der Ritter heut
Zur Wohnung freundlich hat gegeben!

Angela.

Warum haſt alles du verſchwiegen?

Iſabel.

Das leere Zimmer bot ja kaum
Der leeren Neugier ein Vergnügen,
Doch jetzt iſt's ein gar wicht'ger Raum,!
Und jetzt wirſt du ihn doch betrachten?

Angela.

Ein thöricht Sehnen treibt mich an —
Auch ſcheint mir's Pflicht, wohl zu beachten,
Daß dieſer Gaſt, der edle Mann,
Der meinethalb ſein Blut vergoſſen —

Iſabel.

Für Schönheit iſt es gern gefloſſen!

Angela.

So will ich nun ihm Pflege ſenden,
Nur ganz im Stillen, unerkannt;
Und liebreich frohen Dank ihm ſpenden;
Er ahne nicht der Geb'rin Hand!

Iſabel.

Und wenn er doch die Geb'rin findet
Und prahlend ihren Dank verkündet?

Angela.

Dein Zagen ſoll mich nicht bethören,
Verſchwiegenheit wollt' ich beſchwören! —
Beim erſten Anblick ſchon erkannte
Ich ſeiner Seele hohen Werth,
Und doppelt ihn mein Herz verehrt,
Seitdem mein Bruder Gaſt ihn nannte! —
Beſchämen kann nicht ſolcher Mann,
Verletzen nicht die Ehr' und Sitte,

Nicht prahlen, daß er Huld gewann! —
Wer ſchweigend nicht die Gunſt verehrt,
Zu prahlen jemals ſich erfrecht —
Der iſt nicht eines Blickes werth; —
Kein Mann — ein feiler Zungenknecht!
(Ab mit Iſabel.)

Eilfte Scene.

Zimmer des Don Manuel.

(In der Mitte des Hintergrundes der praktikable Spiegel, welcher ſich geräuſchlos öffnet und ſchließt. Rechts die Eingangsthür im Vorgrund, auf derſelben Seite ein Fenſter, dieſem gegenüber der Eingang zu einem Alkoven. Zu beiden Seiten Tiſche mit großen Teppichen behangen.)

Cosme
(auftretend mit dem Sattelkiſſen und den Mantelſäcken beladen, die er hinwirft).

Zwölftauſend Höllengeiſter
Laßt ihre Wuth darthun als Satansmeiſter,
Und als zwölftauſend Drachen
Mit unbarmherz'gem Rachen
Mich augenblicks ergreifen,
Mit Kohlenglut den Bart mir ſeifen —
Wohn' ich nicht lieber — ohn' Injurien —
Dort in Gallizien und Aſturien,
Als hier in dieſer Hauptſtadt Gaſſen,
Wo man, als wie zum Spotte nur,
Für jede fremde Kreatur
Wolfsgruben hat ausgraben laſſen!
Ich komm', mit dem Gepäcke aufgetackelt,

Ganz müde durch die Straßen hergewackelt,
Betrachte ſchon dies Haus ganz munter —
Plumps! ſtürz' in eine Goſſe ich hinunter! —
Mein Herr indeſſen ganz gemüthlich,
Thut ſich für ſeine Wunde gütlich
Und meint, ich habe ſattſam Zeit,
Zu ſorgen für Bequemlichkeit!
(nimmt ſeinen Mantelſack auf und fängt an aufzuſchnallen)
Komm her! Denn im Vertrauen —
Die Börſe will ich erſt beſchauen,
Damit ſich nun erweiſe —
Wie viel ich wohl erſchwenzelt auf der Reiſe —
Denn da pflegt man in Schenken
Die Rechnung nicht ſo ernſtlich zu bedenken.
So muß des Ritters Börſe gar oft leiden,
Abzehren, mager werden, ſchwinden,
Damit bei ſolchen ſchönen Zeiten
Die Diener beſſer ſich befinden.
Auspacken muß ich freilich
Jetzt ſein Gepäck, wenn er ſich eilig
Zu Bette legt; denn er befahl's mir eben.
Gut, er befahl's; doch brauch' ich nachzugeben?
Weil er's befahl, verdient er,
Daß ich's nicht thu', — bin ja Bedienter! —
(zählt und wiegt das Beutelchen luſtig)
Ei Beutelchen, es hat dir recht gemundet —
Du haſt dich trefflich ausgerundet —
Zum Bachustempel hin! Haſt Luſt? Ei, ſage,
Mein Cosme!? Ja! So braucht's kein langes Sperren,
Denn unſre Luſt geht allzeit vor den Herren!
(Hat einige Münzen genommen, das Beutelchen wieder in den Mantelſack gelegt und geht ab, während der Vorhang fällt.)

Ende des erſten Aufzugs.

Zweiter Aufzug.

Erſte Scene.

Zimmer des Don Manuel.

(Der Spiegel dreht ſich und bildet eine Thür, durch welche Donna Angela und Iſabel eintreten.)

Angela. Iſabel.

Iſabel.

Ja Donna, komm getroſt herein —
Nichts Lebendes im ganzen Zimmer;
Der Ritter ging mit deinen Brüdern
Zum Prado fort, ich hört' es ja.

Angela.

Deßhalb darf den Verſuch ich wagen!
Doch ſieh! dort liegt ja ſein Gepäck,
Und alles ſcheint mir ſchon geöffnet.
Wenn's nur nicht gar ſo albern wäre,
So möcht' ich doch ſehr gern erfahren,
Was hier der Ritter bei ſich führt.

Iſabel.

Als Kriegsmann, der ein Amt hier ſuchet,
Wird er wohl ſchlecht verſehen ſein.

(Iſabel nimmt die geſammten Sachen und den Mantelſack und wirft ſie im Zimmer umher.)

Angela.

Was haſt du ſchon?

Iſabel.

Ei, viele Schriften!

Angela.

Wohl Liebesbriefe?

Iſabel.

Herrin, nein!
Es ſind nur Akten von Prozeſſen
Gar ſchwer und überdies geheftet.

Angela.

O wären's ſüße Frauenſchriften,
So würden ſie viel leichter ſein!
Was gibt es weiter?

Iſabel.

Schneeweiß Linnen
Vom weichſten, allerfeinſten Zeug.

Angela.

Ein Zeichen, daß er Ordnung liebt,
Und mehr auf Werth, als Flimmer achtet.

Iſabel.

Doch ſieh, die niedlich kleinen Zangen!
Wahrhaftig, dieſe Inſtrumente
Braucht er, die Haare ſich zu brennen
Und ſeinen Knebelbart zu kräuſeln.

Angela.

Mein tapfrer Ritterſmann, ei, ei!
Wir ſind von Eitelkeit nicht frei!

Iſabel.

Auch Bürſten, item feine Kämme,
Und hier, in ſchönem Briefformat,
Ein zweites Bündel zarter Schriften,

Angela.

Laß ſehn, fürwahr von Frauenhänden!
Dabei — o ſieh — ein ſchönes Bild!

Iſabel.

Das Bildchen feſſelt dich gewaltig!

Angela.

Wie ſchön iſt Schönheit — als Gemälde!

Iſabel.

Doch irr' ich nicht, ſo biſt du gram
Dem Bild, weil du es hier gefunden.

Angela.

Schweig, Thörin! denn geheimnißvoll
Will an den Ritter ich nun ſchreiben.
So nimm das Bild! (Setzt ſich an den Tiſch und ſchreibt.)

Iſabel (legt das Bild wieder hinein).

Ich will indeſſen
Des Dieners Mantelſack durchſtöbern!
Seht doch, wie reich, wie vollgepfropft
Des Dieners ſchöne Börſe prangt!
Zwar ſeh' ich meiſtens große Pfenn'ge,
Den Pöbel in dem Reich der Münzen,
Wo ſtets als Könige und Fürſten
Dukaten und Piaſter herrſchen.
Ich muß ihm einen Streich doch ſpielen.
Ja — ich verſtecke ſeinen Schatz
Und füll' die Börſe raſch mit Kohlen,
Die jene Pfanne reichlich beut.
(Sie holt ſich Kohlen aus der Pfanne und füllt die Börſe.)
Vortrefflich! der wird Augen machen!
Nun haben wir doch was zu lachen!

Angela.

Geſchrieben iſt's! Doch wohin legen
Den Brief wir jetzt? Gib klugen Rath,

Daß ihn mein Bruder nicht erblicke,
Wenn er dem Gaſt die Wohnung zeigt.

Iſabel.

Hinein hier in der Akten Mitte,
Die nur des Ritters Hand berührt.

Angela.

Ganz recht. Doch, Iſabel, nun packe
Schnell alles, wie es vorhin lag.

Iſabel.

Horch auf! Sie drehen ſchon den Schlüſſel!

Angela.

So mag es gehen, wie es gehe,
Nur fort! Entrinnen wir geſchwind!

Iſabel.

Nun dreh dich, Spieglein, wie der Wind!

(Beide ab. Der Spiegel ſchließt die Oeffnung.)

Zweite Scene.

Coſme (kommt pflegmatiſch herein).

Weil ich mich ſelber nun bedient,
So will ich jetzt, um abzuwechſeln,
Auch endlich meinen Herrn bedienen.

(Er bemerkt die ausgepackten Sachen)

Ei ſieh, wer hat denn unſre Sachen
Wie zur Auktion hier ausgebreitet?
Bei Gott! — das Zimmer ward
Zu einem wahren Trödelmarkte!

(ängſtlich umherſehend)

Iſt jemand hier? Kein Menſch iſt hier!
Und wenn auch, er will doch nicht reden.

Cosme.

Ist's Wirklichkeit? Ich armer Teufel! &c.

Act II. Sc. II.

Wie's ihm gefällig — mag er's halten!
Doch ob auch gut, ob ſchlecht die Späße,
(bei Seite)
Ich darf's wohl im Vertrauen ſagen:
Vor Angſt erzittern mir die Glieder! —
(laut)
Das Zollamt iſt vielleicht im Spiele?
O wenn der Viſitator nur
Die Börſe mir ließ ungehudelt,
So mag er all die Mantelſäcke,
E .n's zum Vergnügen ihm gereicht —
Wohl einmal und vierhundert Male,
Wie Erbſen durcheinander ſchütteln.
(ſieht haſtig nach ſeiner Börſe)
Iſt's Wirklichkeit? Ich armer Teufel!
In Kohlen alles umgewechſelt?
O Koboldchen! o Koboldchen!
Wer du auch warſt und wer du ſeiſt,
Was du geſchenkt, magſt du verwandeln,
Doch was ich ohne deine Hülfe
Mir ſelber ehrlich hab' geſtohlen,
Das ſollſt du mir nicht grauſam holen!
Kein Gaſtwirth reicht mir Wein für Kohlen! —

Dritte Scene.

Don Manuel. Don Luis. Don Juan. Cosme.

Juan.

Was ſchreiſt du ſo?

Luis.

Was fehlt dir denn?

Cosme.

O 's gibt doch allerliebste Späße!
(zu Juan)
Wenn du, o Herr, dein Haus zur Wohnung
Hast einem Kobold schon vermietet,
Warum nahmst du auch uns herein?
Kaum war ich zwei Minuten fort
Und treffe nun beim Wiederkehren
All' unsre Sachen so verzettelt,
Als wollte man Auktion hier halten.

Juan.

Fehlt etwas d'ran?

Cosme.

Gar nichts! o Herr!
Doch all mein treuerwerb'nes Geld,
Das in der Börse ich bewahret,
Ist — seht — in Kohlen umgewandelt!

Manuel.

O schweig mit deinen frechen Scherzen
Und leg' die Unverschämtheit ab!

Cosme.

Beschwören will ich doch die Wahrheit!

Manuel.

Du schweigst, ich will nichts weiter hören!

Juan.

Mein werther Freund, Ihr sollt vom Kobold
Ganz unbelästigt immer bleiben!
Ich selbst bewahre einen Schlüssel,
Der zweite aber, edler Gast,
Ist Eurer Hand nur anvertraut.
Mein Freund — gehabt Euch wohl indessen
Und folgt uns bald zum Saale nach.

(zu Cosme)
Du aber mögest nicht vergessen:
Den schlechten Scherz belohnt nur Schmach! (Ab.)

Luis.
Ja ihr bedürft des hohen Muthes
Und eures heldenkühnen Degens,
Um alle Händel auszumachen,
Die dieser Narr weiß anzufachen! (Ab.)

Vierte Scene.

Manuel. Cosme.

Manuel.
Belachen müssen alle mich,
Daß ich nur eine einz'ge Stunde
Den Narren in dem Dienst behalte!

Cosme.
Warum sollt' jetzt ich Possen treiben,
Da wir allein? Du weißt, mein Ritter:
Nur in des Dritten Gegenwart
Darf man den Herrn zuweilen äffen!
Mich sollen tausend Teufel fressen,
Wenn nicht ein Kobold hier verweilte,
Und, während ich zum Wirthshaus eilte,
Hier umgewendet Sack und Pack
Und mir gespielt den Schabernack!

Manuel.
Nachlässigkeit hat immer Finten.
Die Akten bring' nun schnell hierher,
Daß ich, was nöthig, mir erwähle.

Cosme.

(ihm das Paket reichend, nachdem er die Schnur aufgebunden)

Herr! auf Galeeren will ich rudern,
Will karren —

Manuel.

Schweig, ich will nichts hören.

(Setzt sich und blättert in den Papieren.)

Cosme.

Auch recht! ich pack nun all den Plunder
Frisch wieder in den Mantelsack!
O wer doch die Posaune hätte
Zu dieser Trödelauferstehung;
Daß, husch! auf einen einz'gen Stoß
Hier alles schnell zusammen käme

Manuel (den Brief findend, aufspringend).

Ha! Cosme, sieh!

Cosme.

Ja, Herr, ich sehe;
Doch wie kam dies Billet dir zu?

Manuel.

Hier lag es mitten in den Akten!
Die Aufschrift schon erregt mein Staunen.

Cosme.

Die Aufschrift lautet?

Manuel.

„Mich zu öffnen,
Gebühret dem Don Manuel nur!"

Cosme.

Wirst du nun bald dem Cosme glauben?
O halt, beschwör' es, eh' du öffnest!

Manuel.

Nur Staunen, ob der Seltsamkeit,
Konnt' bisher meine Finger fesseln,
Nicht Furcht, drum breche nun das Siegel!

(Er öffnet das Siegel und lieſt.)

„Eure Geſundheit macht mich beſorgt, denn ich war die Urſach ihrer Gefährdung. Und deshalb dankbar und bedauernd, bitt' ich Euch, mir von derſelben Nachricht zu geben und meine Dienſte anzunehmen. Zu beidem wird Gelegenheit ſich finden, wenn Ihr die Antwort dort laſſet, wo ihr dieſes gefunden habt. Doch bemerkt wohl, daß am Geheimniß gelegen iſt; denn erfährt es einer der Freunde, ſo verlier' ich Ehr' und Leben!"

Cosme.

O Herr — ein Wunder!

Manuel.

Haſenfuß!

Cosme.

So ſtaunſt du nicht?

Manuel.

Du ſiehſt es, nein!
Vielmehr erklärt ſchon dieſes Blatt
Mir ſonnenklar die ganze Sache.

Cosme.

Und wie denn? Sprich!

Manuel.

Die Unbekannte,
Die ängſtlich vor Don Luis entfloh,
Iſt nur ſein Liebchen; da er ledig
Als Junggeſelle hier noch lebt,
So kann ſie Gattin ihm nicht ſein;
Nun iſt das Räthſel klar gelöſet:
Sie geht als Freundin hier vom Haus
Ganz ungehindert ein und aus!

Cosme.

Ganz recht! doch hab' ich nicht vernommen,
Wie dieser Brief hierher gekommen.
Denn seit ich hier war, kam ja nimmer
Ein einz'ger Mensch in unser Zimmer.

Manuel.

Ei, so geschah es schon vorher!

Cosme.

So? Aber sprich! ist's auch ein Liebchen,
Das dein Gepäck hier rings zerstreut?

Manuel.

Sieh, ob die Fenster wohl verwahrt.

Cosme (am Fenster).

Mit einem tücht'gen Eisengitter!

Manuel.

Bald macht mich alles hier befangen,
Erregt Verdacht so mancher Art!

Cosme.

Ei, welchen, Herr?

Manuel.

Gar wunderbaren.
Die Antwort eil' ich nun zu schreiben;
Wer weiß, ob ich nicht bald erkunde,
Wer neckend sich mit solchem Treiben
An unserm Scharfsinn möchte reiben!

Cosme.

Du wirst's dem Hausherrn doch erzählen?

Manuel.

Was eine Dame mir vertraut,
Verrathe nie der kleinste Laut,
Weil Plaudern sie und mich entehrt.

Cosme.

Doch sprich, was wird Don Luis wohl sagen,
Wenn dies Gespenst uns oft beehrt?
Du kannst in bösen Zank dich wagen!

Manuel.

Ei, ist es denn schon ganz entschieden,
Daß ihn sie liebt? In den Gebieten
Kann jeder wünschen, sehnen, hoffen,
Die Siegesbahn steht jedem offen!

Cosme.

Mein guter Herr, du scheinst gefangen
Von jener Zaub'rin; machst mir bangen!
Ich frage nicht, wer sie mag sein?
Wie aber kam sie hier herein?

Manuel.

Welch albern Reden!
(setzt sich und schreibt den Brief.)

Cosme.

Könnt's nicht sein
Ein kleiner Kobold?

Manuel.

Nein doch, nein!
Hast einen Kobold du gesehen?

Cosme.

Wie? oder waren's Poltergeister?

Manuel.

O Narrenpossen!

Cosme.

Hexenmeister?

Manuel.

Warum nicht gar!

Cosme.

Nun, Druden?

Manuel.

Nein!

Cosme.

Jetzt aber, Herr, hab' ich's getroffen!
's gibt Teufel?!

Manuel.

Ohne Macht, zu quälen.

(Er siegelt mit Mundlak den Brief und legt ihn auf den Tisch)

Schweig endlich mit den dummen Possen!

Cosme.

Doch, Herr, was hast du nun beschlossen?

Manuel.

Hier aufzupassen Tag und Nacht,
Bis ganz ich bin des Truges Meister
Und spotten kann der Poltergeister!

Cosme.

O, eine allerliebste Wacht!

Manuel.

Die Jalousieen laß herab —
Bald kehr' ich von der Tafel wieder
Und lege mich zur Ruhe nieder. (will gehen)

Cosme (ihn zurückhaltend).

Und ich — soll hier — so ganz allein?

Manuel.

Verrückter Kerl, was fällt dir ein?

Cosme.

Ei, grausam, Herr, ist dein Verlangen —

Manuel.

Ich glaube gar, der Narr fühlt Bangen.

Cosme.

Ein Wunder wär' es, fühlt' ich's nicht!

Manuel.

Laß jetzt den Spaß und hole Licht. (Ab.)

Fünfte Scene.

Cosme (allein, die Jalousieen schließend).

Nun meinetwegen, wie befohlen,
Will ich ein Licht dem Kobold holen.
Was so ein Herr doch alles meint!
Den Teufel glaubt er überwunden,
Wenn er ein Lichtlein angezunden.
Erfahrung diesen Satz verneint.
Der Teufel scheut nicht Licht noch Fackel
Und ihm macht keine Flamme heiß —
Bei Nacht treibt schwarz er den Spektakel,
Bei Licht erscheint er kreidenweiß.
Nun frag' ich jedes Menschenkind:
Ist es nicht völlig einerlei,
Ist weniger der Teufelei,
Ob schwarz, ob weiß die Teufel sind? (Ab.)

Sechste Scene.

(Der Spiegel weicht und Isabel tritt mit einem Korb auf.)

Ja — Herr und Diener sind nun fort,
Jetzt kann ich meine Gabe bringen!
Doch finstre Nacht herrscht im Gemach,

Und vor mir selber muß ich zittern.
O hilf mir Himmel — ja — ich bebe,
Und bin der erste Kobold wohl,
Der sich dem Himmel bang empfiehlt.
Wie? kann ich jenen Tisch nicht finden?
Ha! fänd ich auch den Ausgang nicht,
Wenn plötzlich beide hier erschienen,
So wäre alles schnell entdeckt!
Horch! hör ich recht? ja Schlüssel klingen!
Durch jene Spalte schimmert Licht —
Man kömmt schon! — wer wird Hilfe bringen?
Ihr Heiligen, verlaßt mich nicht!

Siebente Scene.

Cosme
(ohne Isabel zu sehen, die sich im Hintergrund immer ihm im Rücken hält).

O Kobold, theurer, gnäd'ger Herr!
Wenn man durch Höflichkeit und Dienste
Solch einen edlen Kobold rührt,
So höret gnädig doch mein Fleh'n:
Ach! kümmert euch gar nicht um mich.
Und dies zwar, sehet, aus vier Gründen;
Denn erstens — daß ist leicht zu schließen,
Und zweitens — nun, das weiß Eu'r Gnaden,
Und drittens —
(Isabel hat sich hinter ihn geschlichen und folgt ihm so durchs Zimmer. Auf dem Tisch den Brief erblickend, nimmt sie ihn, gibt dem Cosme einen Schlag und bläst das Licht aus. Cosme stürzt zu Boden und schreit überlaut).

Weh! ich bin geſchlachtet!
Mein Teſtament laß mich nur machen!

Iſabel (bei Seite).

Nun kann ich Arme doch entwiſchen!

(Indem ſie hinaus will, tritt Don Manuel ein.)

Achte Scene.

Vorige. Don Manuel.

Manuel.

Im Finſtern, Cosme, ohne Licht?

Cosme.

Ja Herr, denn beide hingerichtet
Hat uns der Geiſt, daß Licht durch Blaſen,
Und mich durch ſeiner Krallen Schlag!

Manuel.

Die Furcht allein zeigt dir Geſpenſter.

Iſabel (umhertappend).

O wenn ich doch die Thür nur fände!

(Sie ſtößt auf Don Manuel, er ergreift den Korb, den ſie feſthält)

Manuel.

Ha! wer iſt hier?

Iſabel (bei Seite).

O weh, noch ſchlimmer!
Denn auf den Herrn bin ich geſtoßen!

Manuel.

Licht her, mein Cosme! den ich faßte
Den Kobold jetzt!

Cosme.

Laßt ihn nicht los! (Ab.)

Neunte Scene,

Don Manuel. Iſabel.

Manuel.

Gewiß nicht!

Iſabel (bei Seite).

Himmel! hilf in Nöthen!

Manuel.

Wer's immer ſei, den feſt ich halte,
Er bleibe, bis das Licht erſcheint,
Soll ihn nicht gleich mein Dolch durchbohren!

(Iſabel findet mit der Hand die Oeffnung in der Wand, läßt den Korb los und entwiſcht durch die heimliche Thür, der Spiegel ſpringt wieder vor, Don Manuel hält den Korb feſt mit der Linken, mit der Rechten hebt er den Dolch.)

Zehnte Scene.

Don Manuel (allein. Gleich darauf Cosme mit Licht).

Manuel.

Ha! leere Luft umſchling ich nur
Und nichts ſcheint meine Hand zu faſſen
Als nur ein leichtes todtes Ding!
Hilf Gott! Verwirrung wird ſtets ſchlimmer!

Cosme.

Jetzt laß mich ihn bei Licht beſehn!
Doch Kobold, ach, wo biſt du hin?
Du haſt ihn ja ſo feſt gehalten!
Wo ſteckt er denn? was haſt du hier?

Manuel.

Dies iſt's, was in der Hand geblieben!

Cosme.

Ei, lernst du nun den Kobold kennen?
Was ritterlich du fest umschlungen,
Hui! Durch die Lüfte ist's entsprungen!

Manuel.

O sicher war jetzt die Person,
Die durch geheimnißvolle Künste
Hier Aus- und Eingang stets gewinnt,
In unserm Zimmer eingeschlossen —
Und floh hinaus durch jene Thür!
(auf die Hauptthür zeigend)

Cosme.

Ich soll noch den Verstand verlieren!
Dort kamst du selber ja herein —
Und eigenhändig sah ich ihn
Beim letzten schwachen Schnuppenschimmer
Von meinem ausgeblas'nen Licht.

Manuel.

Wie sah der Kobold aus?

Cosme.

Gerade
Als wie ein Mönch und größer nicht
Denn so! Auch trug er eine Mütze
So hoch und oben spitz! Ich glaube,
Ein Kapuziner-Kobold war's!

Manuel.

O deine Furcht schafft Wunderdinge!
So laß denn seh'n, was uns der Mönch
Beschieden, halte du den Korb!

Cosme.

Den Höllenkorb soll ich berühren?

Manuel.

So halt' ihn doch!

Cosme.

Es geht nicht, Ritter!
Vom Talglicht sind die Hände fett,
Ich würde nur den Taft beschmutzen.
Stell doch den Korb auf diesen Stuhl!

Manuel.

Du bleibst ein Narr, so lang du lebst!

Cosme.

Lang will ich gern ein Narr hier bleiben,
Nur kurz wär' Narrheit mir fatal!

Manuel

(hat indeß den Korb geöffnet und zieht ein Bündelchen feine weiße Tücher hervor).

Sieh da — schön feines Linnenzeug!
Ein Brieflein auch! wie schreibt das Mönchlein?
(entsiegelt das Blättchen)

Cosme.

Gewiß Fraktur! — ich kenne ja
Das liebe, allerliebste Händchen!
(deutet auf den, von Isabel empfangenen Schlag)

Manuel.

Mit Worten ist der Kobold karg!
(liest)

„Ihr seid zu kurz in diesem Haus, als daß man euch, die Wunde zu bedecken, mehr Linnenzeug hätte fertigen können. Genug, bis wir uns sprechen was bald geschehen kann. Gott behüte euch!"

Bin ich nun klüger? Früher wußt' ich,
Daß dieser Kobold nur ein Weib —
Und mehr konnt' ich noch nicht erspähen!

Cosme.

O allzufrüh wirst du's erfahren

Manuel.

Sehr arg uwider ist es mir,
Daß ich so schnell verreisen muß,
Eh' dies Geheimniß ich erkundet;
Doch meines Hauses Ehre will's,
Ich gehe —

Cosme.

Wären wir schon fort!

Manuel.

Nun schnell, zum Aufbruch mach dich fertig, —
Vor allem denk' an diese Schrift,
(gibt ihm ein Heft aus den Akten)
Sie ist mir ganz besonders wichtig,
Ja unentbehrlich an dem Hof!

Cosme

(nimmt die Schrift und legt sie mit bemerkbarer Sorgfalt auf den Tisch).

Manuel (gedankenvoll).

Komm bald mir nach, ich harre dein
Im Zimmer meiner beiden Freunde!
Komm bald — (Ab.)

Cosme.

Komm bald! hab keine Sorge
Hier bin ich gar nicht angewachsen, —
Und mit Respekt sei's hier gesagt —
Recht froh, daß ich von hinnen komme! —
Wenn's ungehudelt nur geschieht!
S' ist doch ein wahres Jammerleben,
In eines Narren Dienst zu sein. —
So! Da setz alles eingesackt, —
Und reisefertig aufgepackt

Will Cosme sich hinaus nun stehlen —
Und dir, Freund Kobold, sich empfehlen!
(Während dieser Rede hat Cosme eingepackt, sich öfter besonnen, ob er nichts vergessen. So wie er während der ganzen Scene immer nach dem Geist sich umsah, eben so geht er am Ende schon bepackt, äußerst furchtsam bis zur Thüre rückwärts, und hat dort lange nicht den Muth sich umzuwenden, bis er endlich, die Hand auf dem Rücken, die Klinge erhascht, mit Einem Satze hinausspringt und hastig und klappernd die Thür verschließt.)

Eilfte Scene.

Zimmer des Don Luis.

Don Luis (tritt ein, bald darauf Don Manuel).

Luis.

O Beatriz, o trüg'risch Hoffen!
O Traum von einem schönen Glück,
Kein Ausweg ist kein Eingang offen —
Die Schwester selbst treibt mich zurück!
An ihrer Schwelle muß ich lauern —
Kein Zauber öffnet mir die Mauern! —
Weiß sie der Liebe zu entrinnen,
Der Rache soll sie's nimmermehr,
Umgarnen will ich sie, umspinnen!
Der Lauscher ewig waches Heer
Soll bald den Liebling mir erspäh'n,
(auf seinen Degen schlagend)
Dann hindere du das Wiedersehn! —
Don Manuel? ha! ich grüß euch Ritter!

Manuel.

Ich komme, Abschied nun zu nehmen!

Luis.

Wie! Reisefertig seh' ich euch?
Wollt ihr uns wirklich schon verlassen?

Manuel.

Ihr übt so schön die Gastlichkeit,
Wer möcht' nicht euern Gast sich nennen,
Sein ganzes Leben hier verweilen?
Doch weil die Majestät sich heut
Hat nach dem Eskorial verfüget,
So muß ich ohne Aufenthalt
Auch dahin meine Schritte lenken!

Luis.

Sprecht nur, mein Freund, kann ich euch dienen?
(bei Seite)
Bald ist der Ueberläst'ge fern!

Manuel.

So jungen Hofmann vom Vergnügen
Jetzt abzuhalten, wäre Sünde;
Euch fesseln doch, ich wollte wetten
An diese Stadt manch' süße Ketten!

Luis.

Wollt Scharfsinn, ihr mein Freund, beweisen?
Nun ja, ich muß den Kenner preisen!

Manuel.

So ist's getroffen, wie ich sagte?

Luis.

Ja Freund, so eben erst beklagte
Ich einer Dame harten Sinn,
Jedoch der wahren festen Neigung
Bringt nicht Verschmähn, nicht Gunstbezeugung
Jemals Verlust und je Gewinn! —

Manuel.

Ihr ſtellt euch wahrlich ganz verlaſſen!
Euch ſollte die Geliebte haſſen?

Luiß.

Ach leider, mein Verhängniß wollte,
Daß ſie ſo ſcheu mich fliehen ſollte,
Wie nur die dunkle Nacht mit Zagen
Stets flieht des ſchönen Tages Blick!
Soll ich bekennend alles ſagen?
O hört unſeliges Geſchick!
Damit ich in dem jähen Walten
Von meiner Lieb' und Eiferſucht
Sie nicht erreiche auf der Flucht,
Erfleht ſie Andre, mich zu halten!

Manuel.

Stets bricht ja der Verliebten Laune
Verdruß, wie's Sprichwort ſagt, vom Zaune!

Luiß (nicht ohne Erbitterung).

Ungaſtlich würd', o Freund, ich handeln,
Weilt' ich noch länger, euch zur Laſt;
In Unmuth müßt' ich ja verwandeln
Den Frohſinn meinem theuren Gaſt.
Lebt wohl denn, weil ihr ſeid gezwungen,
So reiſ't, Herr Ritter, reiſ't mit Glück —
Und iſt, was ihr erzielt, gelungen,
So kehrt, willkommen uns, zurück!
Lebt wohl. (Ab.)

Manuel.

Mein Gaſtfreund, lebet wohl!

Zwölfte Scene.

Don Manuel (dann) Cosme.

Manuel.

Ist's Wirklichkeit? Geschieht auch Alles,
Was bunt mich, wie ein Traum, umschwirrt?
Wär' ich ein Mährchenheld geworden?
Ein Zweifel ist mir nun gelöst:
Sein Liebchen zwar ist jene Dame,
Doch liebende Geliebte nicht!
So darf sie einen Andren lieben! —

Cosme

(tritt ein, bleibt mit des Herrn Mantel an der Thüre).

Herr! 's ist gesattelt und gepackt!

Manuel (ohne ihn zu bemerken).

Doch wer entziffert jenes Räthsel,
Daß sie als Liebchen nicht im Hause,
Und dennoch Alles hört und sieht,
Was hier gesagt wird und geschieht?
O seltsam häuft in bunter Irrung
Verwirrung stets sich auf Verwirrung!

Cosme.

Herr! 's ist gesattelt und gepackt!

Manuel (ohne ihn zu bemerken).

Du Sinnbild aller Räthsel, Zweifel,
Du böser Engel, guter Teufel —
Die Hölle beut zum Zeitvertreib —
Dich Göttlichstes hienieden — Weib!

(Eilt hinaus, ohne Cosme zu bemerken.)

Cosme.

Hoho! 's ist hohe Zeit zur Reise,
Sein Kopf geht gänzlich aus dem Gleise;

Mich ſchimpft er einen trunk'nen Narren,
Hol' ich im Wirthshaus einen Rauſch!
Er holt dafür — o ſchlechter Tauſch! —
Bei Geiſterweibchen ſich den Sparren.
Wenn ritterlich die Narrheit iſt —
Dank, Cosme, Gott — daß Knecht du biſt!

Ende des zweiten Aufzugs.

Dritter Aufzug.

Erſte Scene.

Elegantes Zimmer der Donna Angela mit Säulen.

Angela. Beatriz. Iſabel (im Geſpräch).

Angela.

Die Neckerei, die zauberähnlich
Von Täuſchung ihn zu Täuſchung treibt,
Muß endlich ganz verwirrt ihn machen,
Wenn, wie geſagt, es mir gelingt,
Ihn heute noch hierher zu locken,
Wann er vom Hof zurückgekehrt!

Beatriz.

Gefährlich ſcheint mir ſolches Scherzen,
Don Manuel iſt ein ſchöner Mann —

Iſabel.

Gefährlich nur, weil mit der Herrin
Die Donna hier gemeinſam wohnt;
Und weil die edlen Brüder beide
Wie an die Schwelle feſt gebannt,
Nicht mehr aus dieſem Hauſe weichen —
So lang dies Augenpaar hier ſtrahlt.

Angela.

Du wähnst in mir der Liebe Drang?
Sprich, warum sollt' ich nicht dem Zwang
Der Trauer endlich gern entsagen?
Hinaus ins Leben mich nun wagen,
In's Freude-schimmernde Gedränge,
Aus dem der Liebe süße Klänge
Durch Schleier's Macht den Weg zum Herzen
Sich bahnten, wohl zu Lust und Schmerzen? —
Der Schritt führt mich zum schönsten Glück,
Zu neuen Lebens Maientagen,
Ach! oder bald bin ich verschlagen
In ew'ge Trauernacht zurück!

(Sinkt an Beatriz Busen — kleine Pause, während welcher Don Luis unbemerkt eintritt, und hinter der Säule im Vordergrund lauschend bleibt.)

Zweite Scene.

Vorige. Don Luis.

Luis (bei Seite).

Das Frauenkleeblatt ist beisammen —
Sie zischeln, scheuen jeden Laut!

Beatriz.

Hör Angela, ich hab's gefunden,
Wie ich im Hause bleiben kann
Ganz ohne diesen Plan zu stören —

Angela.

O sprich!

Isabel.

Vortrefflich!

Luis.

Nicht ein Wort
Verſteh' ich!

Beatriz.

Sag nur, daß mein Vater
Mich freundlich hab' zurückbegehrt;
So werden ſie entfernt mich glauben.
Ich aber kehre ſtill zurück —
Und bleibe dann hier ganz verborgen.

Luis.

Ei? Tod und Hölle!

Iſabel.

Gut erdacht!

Beatriz.

Sind dann die Brüder aus dem Hauſe,
(freudig laut)
Iſt dem Geliebten frei die Bahn!

Luis.

Ha, Schlange!

Angela.

Aber wenn die Brüder
Dich ſpäter hier im Hauſe finden —
Was ihnen zur Entſchuld'gung ſagen?

Beatriz.

Trauſt du ſo wenig unſerm Witz?

Iſabel.

Drei ſchlaue Frauenköpfchen ſollten
Nicht eine Lüge finden können?

Luis.

O warum ſtirbt die Liebe nicht?
(Schleicht hinaus.)

Angela.

Geordnet wäre nun das Schwerſte,

Und ſicher vor Entdeckung jetzt
Will jenes Bild ich ſchnell entwenden,
Das ich bei meinem Ritter fand.
Denn wer voll Zärtlichkeit und Lieben
An mich ſchon Briefe hat geſchrieben,
Der trage nicht, um mich zu höhnen,
Das Bild von einer andern Schönen!
(Sie wollen abgehen; Don Juan tritt ihnen raſch entgegen.)

Dritte Scene.

Vorige. Don Juan.

Juan.
Ich find' euch hier? Wie gerne —
Angela.
Du wurdeſt ſchon vermißt.
Juan.
Ward meinem Sterne
Gewährt ſo große Wonne,
Daß mich vermißt, o Herrin, eure Sonne,
So muß ich wohl mich ſelbſt beneiden,
Und ſelber Argwohn von mir ſelbſt erleiden,
Denn nimmer kann ich wähnen,
Daß ſolch' ein mildes Sehnen
Verdient hat meine Liebe;
Und ſo, beneidet und voll neid'ſcher Triebe,
Verſenkt in ſüßen Schauern,
Muß ich mich ſelbſt beneiden und bedauern!
Beatriz.
Sennor! So ſchmeichleriſchen Gründen
Hab ich den Krieg nicht anzukünden,

Denn, wer ſo lang gemeſſen
Die Zeit der Trennung hat, und mich vergeſſen,
Der wußt' — es kann nicht fehlen —
Sehr gute Unterhaltung ſich zu wählen!

Juan.

Hieß es nur nicht, mich ſelbſt und euch beleid'gen,
Wenn ich euch Kund' ertheilte,
Daß ich bei meinem Gaſt, Don Manuel, weilte,
Ihm Lebewohl zu geben;
Denn eben reiſ't er fort.

Angela (bei Seite).

Weh meinem Leben!

Juan.

Woher kommt dieſer Schrecken?

Angela.

Kann nicht auch Freude ihn erwecken?

Juan.

So muß ich denn bedauern,
Denn Morgen kehrt er wieder.

Angela (bei Seite).

Und wieder ſteigt mir frohe Hoffnung nieder!
(laut)
Mich würd' es Wunder nehmen,
Wenn wir ſo leicht von dieſer Plage kämen,
Denn läſtig war er immer.

Juan.

Ich denke doch, der Gaſt wär' kein ſo ſchlimmer.
Du und Don Luis, ihr ſeid ihm nur entgegen,
Weil ihr gewahrt, daß mir an ihm gelegen!

Angela.

Die Antwort anzuhören,
Erlaß ich dir, um nicht dein Spiel zu ſtören.

Denn ich bin jetzt als Dritte
Bei deiner Liebe, und nach alter Sitte,
Uebt Liebe ihre Zaubereien,
Mit beſſerm Glück zu Zweien, als zu Dreien.
(Sie geht mit Iſabel ab.)

Vierte Scene.

Beatriz. Don Juan.

Juan.

Ja, wie ein alter Spruch uns ſagt,
Schafft jedes Schlimme auch ſein Gutes.
Das Schlimme, ſeht ihr, iſt die Schweſter,
Die nach der jungen Wittwen Art -
Bald Schäckerei für treue Liebe,
Bald Liebe hält für Schäckerei;
Das Gute iſt, daß dieſe Laune
Uns zu verlaſſen ſie bewog.

Beatriz.

Ihr ſprecht noch ſo galant und zierlich,
Als wär' Euch völlig unbekannt,
Daß ich auf meines Vaters Erker
Zu viel gehört des ſüßen Klangs;
Und daß mein Vater juſt deswegen
Der Baſe Angela mich gab,
Damit ich jenes Unbekannten
So lockend ſüßen Schmeicheleien
Für immerdar entzogen würde.

Juan.

Welch böſer Geiſt bethörte mich,
Anbetend Euch, dem ſtrengen Vater,

Gleich einem irren falſchen Werber,
Stets unbekannt und fremd zu bleiben!
Auf Euch zu wälzen ſeinen Zorn!

Beatriz.

Ich dank euch dieſen Unfall herzlich;
Denn ſehr verſchiedenartig wirkt
Die Liebe als der Sonne Schweſter,
Die, weit ausſtrahlend ihren Glanz
Verwelken macht die Eine Blume,
Die Andre froh zur Luſt entfaltet. —
Ja, wohl iſt mir's in eurem Haus,
(neckend)
Denn ob ihr treu, kann ich erlauſchen!

Juan.

O Beatriz, ihr zweifelt noch?

Beatriz (neckend).

Der Mann, der glühend ſtets betheuert,
Wo einfach ſchon ein Wort genügt —
Die Zweifel ſtets gerecht erneuert,
Ob Wort nicht und Betheurung lügt. (Ab.)

Juan.

Ja Beatriz, mein Herz iſt ſo beſtändig,
So treu mein Sinn, ſo innig meine Liebe,
Daß, wünſch' ich auch zu tilgen dieſe Triebe,
Ich liebte doch, dem eignen Wunſch abwendig;
Und dieſe Lieb' iſt ſo in mir lebendig,
Daß ich vergäße dein, wenn's möglich bliebe,
Damit ich dann aus eigner Wahl dich liebe,
So wäre frei die Lieb' und nicht nothwendig. —
Wer eine Schönheit liebt, weil zu vergeſſen
Ihm nicht gelingt, hat kein Verdienſt errungen;
Denn da iſt nichts dem Willen beizumeſſen.

Dich zu vergeſſen— nie wäre mir's gelungen
Und dennoch zeigt mein Stern ſich ſo vermeſſen
Obwohl von deiner Liebe Macht bezwungen.

Beatriz.

Läßt eigne Wahl ſich von der Willkühr leiten,
Nothwendigkeit vom Sterne nur beſchränken,
So wird man mehr Vertrau'n der Neigung ſchenken,
Die nicht gehorcht der Laune Lüſternheiten.
Deshalb mißtrau' ich deinen Zärtlichkeiten;
Denn meine Treu' — läßt ſich unmöglich 's denken,
Wollt abwärts ſich von ihr mein Wille lenken:
Sie würde, daß er mein ſei, kühn beſtreiten;
Denn ſelbſt die kurze Zeit, die ich verlebte,
Vergeſſend und zurück zu Dir getrieben,
Wär' angſtvoll mir, weil meine Lieb' entſchwebte;
Wohl mir, daß ſolch' vergeſſen meinen Trieben
Unmöglich iſt, denn, ach, ſo lang ich ſtrebte,
Dich zu vergeſſen, konnt' ich ja nicht lieben. *

(Don Juan küßt freudetrunken ihre Hand, geht durch den Hintergrund ab, ſie in Angela's Zimmer.)

Fünfte Scene.

Don Luis. Donna Beatriz.

Luis (tritt ein, finſter, in Gedanken verloren).

Vergiß, vergiß, was hier geſchehn!
Vergiß auch deine inn're Pein!
Verſchmähet lieben iſt Vergehn!
Wem doch der Himmel gönnte,
Zu bergen ſeine Glut! o wer doch könnte
Die Phantaſie beſchränken,

Die Stimme zügeln, die Empfindung lenken!
O wer doch zwiſchen Haß und Liebe
Ein kalter Mittelsmann nur bliebe!

(Beatriz eilt im Hintergrunde raſch über die Bühne, ohne ihn zu bemerken; er wendet ſich — beide erblicken ſich und Beatriz will ſchnell zurück gehn, er eilt zu ihr.)

Luis

Du Sonne fliehſt mich! bin ich Nacht?
O möge deiner Schönheit Macht
Das keck zudringlich glüh'nde Streben,
Dich hier zu halten, mir vergeben!
Denn daß ich jetzt zu ſolchem Schritte
Nicht um Erlaubniß erſt dich bitte,
Dies ſparet dir ja, ſie zu geben.
Obſchon ich ſtets verſchmäht geblieben,
So will ich dennoch ſtets dich lieben,
Verfolgen dich mit Liebeswahn,
Wär's blos, um Rache zu empfah'n!
O lerne du doch zärtlich ſchmachten,
O lern' der Liebe holde Gunſt;
Wo nicht, ſo lehre mich verachten,
Und kalter Strenge öde Kunſt!
Doch nein, ich will die treue Liebe,
Die Gott iſt, nimmermehr verlaſſen;
Du magſt für beide ewig haſſen,
Wie ich für beide ewig liebe!

Beatriz.

Wie angenehm den Schmerz ihr klaget!
Könnt' ich auch eures Leid's Gewicht
Erleichtern, dennoch thät' ich's nicht;
Nur daß ihr's ſchöner wieder ſaget

Luis.

O ſeit mich eure Strenge plaget,
Erlernt' ich bald mit gutem Fleiß
Die Sprache der Verſchmähung —

Beatriz.

Preis

Sei eurem Eifer; denn bei Zeiten
Wird ſüßes Leid dem Troſt bereiten,
Der es ſo gut zu ſagen weiß! (Ab.)

Sechſte Scene.

Don Luis (allein).

Was muß ich hören, was ertragen?
O furchtbar fängt es an zu tagen!
Sie heuchelt, Liebe zu verachten,
Sie höhnet mich mit arger Kunſt —
Und hier erbuhlet ſie voll Schmachten —
Die Falſche! — eines Andern Gunſt! —
Laß Einmal, Himmel, dich erflehn,
Die Liebe laß zerſtört mich ſehn! (Ab.)

Siebente Scene.

Straße vor dem Hauſe des Don Juan. Nacht.

Cosme (ſieht vor) Don Manuel.

Manuel.

Ha ſieh, bei Gott! könnt' ich vergeſſen —

Cosme.

Vergiß denn nicht!

Manuel.

Wie ſehr die That
Mir doch zur Schande müßt' gereichen,
Ich ſchlüge dich!

Cosme.

O denk' indeſſen,
Wie ich ſo gut mich ſonſt betragen!

Manuel.

Wer aber könnte dich ertragen?
Denn g'rad, was mir am meiſten wichtig,
Was ich vor Allem ihm empfahl,
Vergißt der Tölpel mir zur Qual!

Cosme.

Ei! eben drum vergaß ich's richtig,
Weil ich es mir gemacht ſo wichtig!
Gott weiß, ich hatte wohl bedacht
Dies Päckchen ſchon bei Seit' gebracht;
Und hätt' ich's nicht bei Seit' genommen,
So wär's gerade mit gekommen.

Manuel.

Nun, daß es dir auf offner Straße
Noch eingefallen, war dein Glück!

Cosme.

O Herr! ſtets juckte mich die Naſe,
Und quälend trieb mich's ſtets zurück,
Doch wußt' ich nicht, was mir ſollt' fehlen!

Manuel (gibt ihm den Schlüſſel).

Such leiſe dich ins Haus zu ſtehlen,
Eröffne ſtill die ob're Thüre,
Und eh' uns jemand noch erſpüre,
Hol ſchnell mir das Packet heraus!

Cosme.

Bedenke, wir ſind ohne Licht,
So finden wir die Schriften nicht!
Wie ſoll den Lärmen man vermeiden?

Manuel.

Hör, Cosme, du biſt nicht zu leiden!
Sprich denn, du ſchwatzhaft fauler Bube,
Kannſt du nicht tappend in der Stube
Auch ohne Licht den Ort wohl finden?

Cosme.

Ich fände wohl zu jeder Zeit
Ohn' alle Noth und Fährlichkeit,
Wo ich es hingelegt im Blinden;
Allein wer zeigt mir jetzt bei Nacht,
Wo es der Kobold hingebracht?
Denn ſprich: was ließ bis jetzt ich dort,
Das ich noch bei der Wiederkehr
Da fand, wo es noch lag vorher?

Manuel.

Nun, hat verändert er den Ort,
Dann iſt es Zeit, um Licht zu bitten,
Bis dahin aber wär' es ſchlecht,
Den dreiſt zu ſtören, der mit Recht
Vom Gaſt erheiſchet gute Sitten!

Cosme

(ſchließt auf, beide gehen ins Haus).

Achte Scene.

Zimmer des Don Manuel.

Donna Angela und Isabel
(kommen durch die heimliche Thür. Erstere trägt eine Blendlaterne).

Angela.

Komm Isabel, schon lange blieb
Hier Alles still; der müden Geister
Bemächtigt' sich der Schlaf als Meister,
Er, uns'res halben Lebens Dieb.
Getrost, der Gast ist auf der Reise,
Nun schnell das Bild ihm weggenommen,
Das wir gesehn beim ersten Kommen!

Isabel.

Nur kein Geräusch gemacht, ganz leise!

Angela.

Den Spiegel schließ von innen zu!

Isabel.

Kein Lauscher störe deine Ruh!
(Sie kehrt zurück und schließt die heimliche Thür wieder.)

Neunte Scene.

Angela. Manuel und Cosme
(treten leise durch die Hauptthür ein).

Cosme.

Schon offen ist's.

Manuel.

Nur sacht' gegangen,

Denn hört man Lärmen hier im Zimmer,
So wird die Störung nur noch ſchlimmer.

Cosme.

Herr, glaubſt du's wohl? Ich fühle Bangen,
Der Kobold könnte ſelbſt uns Licht
Hier unmaßgeblich jetzt beſorgen.

Angela (ohne die Andern wahrzunehmen).

Das Licht, das ſorgſam ich verborgen
Zu mir genommen, daß man nicht
Uns beide ſehe, kann ich füglich
Enthüllen jetzt (ſie öffnet die Laterne).

Cosme (erſchrocken).

Ha! ſo gewandt
War noch der Kobold nie zur Hand,
Denn Licht beſorgt er unverzüglich!
Herr! nimm ein Zeichen dir daraus,
Wie dich der Geiſt ſchon liebgewonnen,
Dir ſteckt er ſelbſt die Lichter an,
Und mir bläſ't ſie der Arge aus.

Manuel.

Iſt's Menſchenwerk? Mir ſtockt das Blut!

Cosme.

Umkehren, Herr, 's iſt wahrlich gut!

Angela (wie oben).

Dort ſeh' ich noch denſelben Tiſch,
Und viele Schriften liegen drauf.

Cosme.

Hui! nach dem Tiſch dort geht der Lauf!

Manuel.

Der Glaub' und Zweifel im Gemiſch
Erfüllen mein Gemüth mit Grauen!

Cosme.

Nur aufgepaßt, des Lichtes Helle
Führt endlich an die rechte Stelle,
Doch wer es trägt ist nicht zu schauen!

Angela

(nimmt das Licht aus der Laterne und steckt damit auf einem daſtehenden Leuchter ein Licht an).

So! nun beim hellen Kerzenſchimmer
Durchblättre ich die Schriften alle
(Nimmt einen Stuhl, ſetzt ſich an den Tiſch, mit dem Rücken gegen die Andern gekehrt und beſchäftigt ſich mit den Papieren.)

Cosme.

Sie nimmt ſich Zeit, macht ſich's bequem!

Manuel.

Welch ſelt'nes hohes Wunderwerk
Der holden Schönheit, wie noch keines
Des größten Meiſters Pinſel ſchuf!

Cosme.

Die Schönheit, ich verbürg' es, iſt
Gewiß auch nur des Pinſels Werk!

Manuel.

Viel heller als des Lichtes Glanz
Erſtrahlt ihr Aug'.

Cosme.

Es iſt ein Stern
Vom Himmel des Herrn Lucifer.

Manuel.

Und jedes Haar iſt Strahl der Sonne!

Cosme.

Geſtohl'ne Strahlen — ſiehſt du's ein?

Manuel.

Nie hab ich größern Reiz erblickt!

Cosme.

Ja, was da oben, laß ich gelten,
Doch schau erst nach dem Fußgestelle,
Da gibt's oft sonderbare Makel;
Vielleicht ein Engel gar mit Hufen!

Manuel.

O Himmel, was beginn' ich jetzt?
Noch niemals hab' ich Furcht empfunden!

Cosme.

Doch ich schon oft, getrost mein Herr!

Manuel.

Von Fesseln wird mein Fuß gehemmt
Und jedes Haar sträubt sich empor.
Doch nein! Beim Himmel! ich will seh'n,
Ob ich besiege diesen Zauber!

(Er geht auf Angela los und faßt sie beim Arm.)

Jetzt Engel, Teufel oder Weib,
Sollst meiner Hand du nicht entrinnen!

Angela.

Weh mir! ich Unglückselige!

(bei Seite)

Er reißte nicht!

Manuel (bei Seite).

Wie schön macht Bangen!

(laut)

Nun sag' im Namen unsers Herrn,
Was du begehrst und wer du bist?

Angela (bei Seite).

Verstellung, stehe du mir bei!

(laut)

O bleib zurück. Don Manuel höre:
Du würdest selbst ein Glück zerstören,
Daß dir der Himmel zugedacht!

Hat nicht mein letzter Brief dir heute
Die hohe Gunst bereits gewährt,
Daß wir uns bald erblicken sollten?
Mein Wort hab' ich dir nun gelöst,
Denn in der menschlichsten Gestaltung,
Die ich auf Erden wählen kann,
Hast du mich jetzt vor dir gesehen.
Doch nun entferne dich in Frieden,
Für heute noch sind wir geschieden! —
Du darfst nicht länger hier verweilen,
Bald sollst du hier mich wiedersehn,
Den Schweigenden wird Glück ereilen,
Den Unbescheid'nen wird's verschmähn!

Cosme.

Geh'n heißt sie uns so friedsam niedlich,
So dächt' ich, Herr, wir gingen friedlich!

Manuel.

Sollt' ich hier weichen leerem Schrecken?
Nein! Wahrheit will ich jetzt entdecken!
Sprich, bist du Weib, bist du Gespenst?

Cosme.

Glaub' mir, 's ist eins, wie du es nennst!

Angela.

O wage nicht, mich anzurühren —
Zerstöre nicht dein schönstes Glück!

Cosme.

Laß nicht vom Teufel dich verführen,
Von seiner Tochter bleib' zurück!

Manuel.

Bist du von Menschen nicht geboren,
(sein Schwert ziehend)
So kann ich schmerzlos dich durchbohren!

Angela.

Ha! wehe mir! hinweg den Degen!
Vom Mitleid laſſet euch bewegen!
Ich bin ein Weib, ich will's entdecken,
Die Wahrheit höret rein und ganz:
Wollt ihr mit Frauenblut beflecken
So ſilberhellen Schwertes Glanz?

Manuel.

Dem Kobold trat ich kühn entgegen,
Der Dame beuget ſich mein Degen!
Eröffne dich nun, ſchöner Mund,
Thu' mir der Räthſel Löſung kund!

Angela.

Was ich gewollt, was ich gethan, —
(wie für ſich)
Ach! all mein Hoffen, Prüfen, Sehnen,
Löſ't ſich in wehmuthsvolle Thränen, —
War nur ein Traum, ein ſüßer Wahn! —
(haſtig zu ihm)
Weil aber uns Gefahr bedroht,
Sollt' uns ein fremder Blick erſpüren,
So ſchließ zuvor die beiden Thüren,
Befreie mich von ſichrem Tod.

Manuel (zu Coſme).

So leuchte! (zu Angela) Ja, ich will nun ſchließen.

Coſme (im Abgehn).

's wird wieder ſchnell in Luft zerfließen!

(Beide ab.)

Zehnte Scene.

Angela (allein, dann) Iſabel.

Angela.

Was hab' ich hier gewagt, gelitten —
Jetzt eingeſperrt und abgeſchnitten,
Nimm, Himmel, du dich meiner an,
Und zeig' zur Rettung mir die Bahn!
(Sie geht angſtvoll im Zimmer umher.)
Umſonſt, umſonſt iſt all mein Hoffen,
Kein Ausweg iſt zur Flucht mir offen!
(der Spiegel bewegt ſich und weicht)
O Himmel! wie, es weicht der Schrank?
Aefft mich kein Blendwerk ſchmerzlich hier?

Iſabel (erſcheint in der heimlichen Thür).

Schnell, ſchnell, der Bruder frägt nach dir.

Angela.

Ihr Heil'gen, nehmet meinen Dank!
(Beide ab in die Spiegelthüre, die ſich ſchließt.)

Eilfte Scene.

Don Manuel, Coſme.

Manuel.

Da alle Thüren nun verſchloſſen,
So fahret fort, Sennora, redet —
Wo iſt ſie hin?

Coſme.

Soll ich es wiſſen?

Manuel.

Verbarg ſie dort ſich im Alkoven?
Geh', leucht' voran!

Coſme.

Unhöflich wär's,
Wenn, Herr, da du zu Fuße biſt,
Ich dir voranging —

Manuel.

Ich will ſelber
Durchſpäh'n jetzt alles! Her das Licht!

Coſme.

Von Herzen gern.

(Don Manuel nimmt ihm das Licht aus der Hand und geht in den Alkoven; Coſme folgt furchtſam bis zum Eingang.)

Manuel (zurückkehrend).

Wie grauſam quält
Und äfft mich hier das Mißgeſchick!

Coſme.

Sag', Herr, durch welche Thüre konnte
Die ſchöne Hexe jetzt entwiſchen?

Manuel.

Durchſpähen will ich jeden Winkel,
Ob eine Oeffnung wo verborgen —

Coſme.

Es iſt gar nichts weiter hier zu ſehen
Als dieſer ungeheure Spiegel.

Manuel.

Der Spiegel iſt ganz unverdächtig —
(unterſucht Spiegel und Wände)
Doch die Tapete laß durchſpähen —

Coſme.

Ach zum Spion bin ich verdorben!

Manuel.

Sie hat bewieſen, daß ſie lebt,
Indem ſie vor dem Tod' gebebt!

Cosme.

Doch ſagt, woher die Hexe wußte,
Daß Cosme was vergeſſen mußte,
Und daß noch dieſe heut'ge Nacht
Uns nach Madrid zurückgebracht?

Manuel.

Als Schatten kam ſie ſtets hernieder
Und Zauberwerk nur war ihr Licht,
Doch iſt's ein Geiſt, ein Kobold nicht —
Ich ſah ſie irdiſch, menſchlich wieder,
Ein ſchwaches Weib, ſah ich ſie beben,
Weil raſch den Degen ich gezückt;
Als Blendwerk nur konnt' ſie entſchweben,
Und als Geſpenſt ward ſie entrückt!
Wer gibt mir Licht in ſolchem Zweifel?
Wer mag ſie ſein? (Ab.)

Cosme.

Ich glaub', der Teufel! —
Als ob's, bei meiner Knappen Ehre,
Ein gar ſo großes Wunder wäre.
Du kannſt manch holde liebe Frauen
Das ganze Jahr als Teufel ſchauen —
Was nun? Zu ſeinem Zeitvertreib
Erſcheint der Teufel jetzt als Weib!

(Der Vorhang fällt ſchnell.)

Ende des dritten Aufzugs.

Vierter Aufzug.

Erſte Scene.

Zimmer der Donna Angela. Nacht.

Iſabel, Don Manuel (hereinführend).

Iſabel.

Don Manuel weilt in dieſem Zimmer,
Bis meine edle Herrin naht. (Ab, ſchließt die Thür.)

Manuel.

Verſchloſſen? Schlimmer wirds und ſchlimmer
Und theuer wird jetzt guten Rath! —
Ich komm' zurück vom Eskorial,
Da wird von jener Zaubermacht
Vermehrend meiner Zweifel Qual
Ein niedlich Schreiben mir gebracht:
„Dem Boten ſoll ich blind vertrauen,
„Wenn ich die Zaub'rin woll' erſchauen."
Ich ließ mich in der Sänfte tragen
In Nacht gehüllt, Gaſſ' ein, Gaſſ' aus —
Bis aller Spur ich ganz entſchlagen
Halt machen muß an dieſem Haus.
Im Finſtern, wie ich angekommen,
Ward an der Thür' ich aufgenommen,

Ein Mädchen wispelte: herein!
Und ohne reden, hören, sehen,
Mußt' ich, forttappend, mit ihr gehen,
Viel Zimmer aus, und Zimmer ein!
Da steh' ich nun, in Nacht gehüllt!
Mit Leben und mit Lust erfüllt,
Daß bald ich bei des Dunkels Schwinden
Die holde Zaub'rin möge finden!

Zweite Scene.

Don Manuel. Angela. Beatriz. Isabel.

(Rasch öffnet sich die Thür zur Rechten. Diener bringen Lichter. Frauen Servietten und Erfrischungen; alle verbeugen sich im Vorübergehen ehrfurchtsvoll vor Don Manuel und gehen ab, wenn Angela, Beatriz und Isabel prächtig geschmückt hereingetreten sind. Don Manuel steht ganz im Vorgrund links in Staunen verloren.)

Angela (im Eintreten zu Beatriz).

Da nun die Brüder Kund' empfangen,
Daß du schon längst nach Haus gegangen,
Nicht ahnend, daß du hier verborgen, —
So hast du nichts mehr zu besorgen.

Beatriz.

Doch, welche Rolle spiel' ich hier?

Angela.

Vorerst nur eine meiner Frauen;
Doch später sollst du still beschauen,
Was hier geschieht mit ihm und mir!

(Auf ihren Wink treten Beatriz und Iſabel in den Hintergrund — ſie tritt zu Don Manuel.)

Angela.

Sennor, bereut ihr den Entſchluß,
Hier mein zu harren?

Manuel.

Nein Sennora;
Wer brünſtig harret auf Aurora,
Der weiß gar wohl, daß er Verdruß,
Wie Sorg' und Schmerz begraben muß
In öder Nacht kalt' dunkle Schauer.
Zur einz'gen Luſt in dieſer Lage
Ward ſtets im Uebergang die Plage —
Der Hoffnung weicht allmählig Trauer!
Denn nach entſchwund'ner Nacht, Sennora,
Erſcheint wohl früh als holdes Licht
Uns Alba's lächelndes Geſicht;
Erhellen kann's, vergolden nicht!
Dann folgt auf Alba uns Aurora,
Zu arm an Licht und Strahlenſchein,
Vergoldet ſie, doch wärmt ſie nimmer.
Bald nach der roſ'gen Göttin Schimmer
Erſcheint die Sonne, ſie allein
Vergoldet, hellt und wärmet immer! —
Allmählig nur, im Kampf der Horen,
Nach Alba's Licht und nach Auroren
Strahlt Sonne hoch am Himmelszelt.
Doch ihr bedürft nicht langer Plage,
Ihr wandelt ſchnell die Nacht zum Tage,
Ihr Sonnen-Sonne meiner Welt!

Angela.

Obſchon ich Dank hier ſchuldig wäre

Für eure Reden zart und fein,
Muß ich doch klagen um die schwere
Beleid'gung solcher Schmeichelei'n.
Erwartet dafür nicht Belohnung,
Denn solcher Worte kühne Pracht
Und solches Lob ohn' alle Schonung
Erweckt im Herzen nur — Verdacht!
Nein, Alba bin ich nicht, mir fehlet
Ja schon das lächelnde Gesicht;
Auch nicht Aurora, weil euch nicht
Hier Thränen zeigen, was mich quälet,
Noch bin ich Sonne, denn mein Licht
Erstrahlt in reiner Wahrheit nicht! —
Drum sagt, Don Manuel, immerhin
Daß ich ein Weib nur war und bin:
Doch glaubt nicht, daß ich fremd der Sitte
Weil ich gewaget solche Schritte!

Manuel.

Nicht höher konntet ihr mich ehren,
Als schon mein Hiersein es gethan —
Und dennoch muß ich mich beschweren!

Angela.

Ihr, Euch beschweren?

Manuel (rasch einfallend).

Hört mich an!
Soll ich die Wahrheit ewig missen,
Nie, wen ich ehre, von euch wissen?

Angela.

Woll't eine Bitte ihr gewähren,
So sprecht mich vom Geständniß frei,
Vergönnt, daß ich ein Räthsel sei;
Ich wage mehr noch zu begehren:

Laßt mein Geheimniß mich bewahren,
Dagegen eures nun erfahren;
Deshalb berief ich euch hierher.

Manuel.

Nur Ein Geheimniß hab' ich mehr,
Deß ich mir in der stillen Bruſt
Mit Schmerz und Wonne bin bewußt!

Angela.

Und dies Geheimniß wollt ihr sagen?
Könnt ihr mit offnem Angesicht
Ein ernstes, strenges Frau'ngericht
Hier ohne Schrecken wohl ertragen?

Manuel.

Ich scheue keiner Dame Blick,
Wenn gleich er durch die Seele dringe;
Rein ist mein Herz wie meine Klinge!
Verdachtfrei nur kehr' ich zurück!

Angela.

Wir sahen eure Tapferkeit,
Wir glauben an die Zärtlichkeit,
Wir hoffen auf Beständigkeit,
Allein, Don Manuel, ihr verzeiht
Den Damen die Bedenklichkeit: —
Ist Treue auch in dem Geleit?

Manuel.

Eh' noch des Lebens Tag begonnen
In träumereicher Jugendnacht,
Erscheinen wohl als Lebenssonnen
Oft Mondschein und oft Sternenpracht!
Doch alle Träume sind zerronnen,
Sobald des Lebens Tag erwacht,

Und Wirklichkeit in Himmelswonnen
Gibt nur der Sonne Schöpfermacht!

Angela (nach einer Pauſe).
Iſt euch des Lebens Tag erſchienen?

Manuel.
Er ſtrahlet mir aus dieſen Mienen,
(düſter wie für ſich)
Doch mir allein nicht brach er an!

Angela (lächelnd).
Quält euch noch immer Jugendwahn?

Manuel.
Don Luis —

Angela.
Der Schein mußt' euch bethören,
Doch offen kann ich euch nun ſchwören:
Don Luis war niemals mein Galan!

Manuel (freudig).
Ach! wollt' ihr gnädig euch mir zeigen,
Sprecht: wie gelangt ihr in mein Haus?

Angela.
Die Ehre heiſcht noch immer Schweigen!

Manuel.
So ſoll in dieſen Labyrinthen
Die rechte Bahn ich nimmer finden?
Kein Faden leitet mich hinaus!
(Es wird heftig an die Thür gepocht. Angela erſchrikt. Beatriz, Iſabel eilen erſchrocken zu ihr.)

Dritte Scene.

Vorige. Don Juan.

Juan (draußen).

Raſch, Iſabel, mach auf die Thür!

Angela.

O hilf mir Himmel, welch ein Lärmen!

Iſabel.

Ich ſterb' vor Schrecken!

Beatriz.

Schlimmer Streich!

Manuel.

Was fürchtet ihr, wo ich euch ſchütze?

Angela.

Ach Herr — es iſt — des Vaters Stimme!

Manuel.

Und was gebietet ihr, zu thun?

Angela.

Im Cabinet müßt ihr euch bergen!
Geh' Iſabel, führ' ſchnell den Ritter
Nach jenem abgeleg'nem Ort,
Der dir bekannt, verſtehſt du mich?

Iſabel.

Gewiß; ſo eilet!

Juan.

Werdet ihr
Nicht bald mir öffnen?

Angela.

Himmel, eilet!
Doch Beatriz, du mußt dich bergen
Dort in dem Zimmer rechter Hand,
Denn noch darf dich Don Juan nicht ſehen.

(Manuel, Beatriz und Iſabel gehen durch die bezeichnete Thür raſch ab. Angela öffnet die Thür, Don Juan tritt ein.)

Was führt ſo ſpät dich in mein Zimmer?
Du kommſt ja wie ein Poltergeiſt.

Juan.

Erſt, Angela, ſollſt du mir ſagen,
Was willſt du mit dem Prunkgewand?

Angela.

Es iſt des bitt'ren Unmuths Quelle,
Stets ſchwarz verhüllet ſich zu ſeh'n,
Und daher, um mich aufzuheitern,
Verſetzt' ich nach ſo langer Zeit
Mich endlich jetzt in Staat.

Juan.

Ich glaub' es;
Denn nichts curirt die Weiberſchmerzen
Wohl leichter als ein Prachtgewand,
Und von Juwelen reich umſtrahlet
Habt ihr vergeſſen Sorg' und Leid.
Indeſſen Schweſter, frei geſprochen,
Scheint mir nicht rühmlich dies Bemüh'n.

Angela.

Was haſt du, Bruder, denn zu ſchmähen,
Weil ich in meiner Einſamkeit,
Wo nie ein ſterblich Auge mich
Erblickt, mit neuen Prachtgewändern
Mich putze?

Juan.

Sag' mir, Schweſterchen:
Iſt Beatriz bereits nach Haus?

Angela.

Ja freilich, denn es hat ihr Vater

Dem Zorn entſagt und huldvoll ſie
Nun wieder zu ſich hinberufen.

Juan.

Ei, ganz vortrefflich! Dieſe Nacht noch
Will ich verſuchen, ſie zu ſprechen.
Schlaf wohl, mein Schweſterchen, ſchlaf wohl!
Gott ſei mit dir und ſchenk' dir Frieden
In deines zweiten Frühlings Tracht. —
Vergiß nicht, daß die letzte Nacht
Dir heut zur Trauer iſt beſchieden! (Ab.)

Angela

(ihn begleitend und an der Thür lauſchend, ob er wirklich fort iſt).
Gott ſei mit dir und ſchenk' dir Freude!
Indeſſen will in ſtiller Fern'
Ich anfleh'n deiner Liebe Stern!
Laß dich noch wiederſehen heute! —
(Schließt die Thür und ruft an der andern Thür Beatriz heraus.)
Komm, Beatriz, wir ſind geborgen!

Beatriz.

Der arme eilt noch auf die Straße,
Um mich zu ſeh'n!

Angela.

Ei, laß ihn nur
Auch einmal dich vergebens ſuchen!
Um ſicherer indeß zu ſein,
Laß uns, bis alles ſtill im Hauſe,
Hier in die Nebenzimmer treten.
Don Manuel kömmt zum zweitenmal
Und ſoll mich ohne Störung ſeh'n!

Beatriz.

Ich fürchte nur —

Angela.

Ich aber hoffe!

Beatriz.

Wenn dir, mein Bäschen alles glückt,
So muß man Zauberin dich nennen.

(Beide rechts ab.)

Vierte Scene.

Zimmer des Don Manuel. Nacht.

Iſabel. Don Manuel (durch die heimliche Thür einführend).

Iſabel.

Verweilet hier, laßt keinen Laut
Nun eure Gegenwart verrathen.

Manuel.

Stumm bleib' ich, wie ein Marmorbild.

Iſabel.

Ich fliege wie ein Pfeil von hinnen!
(bei Seite)
Da's nun in beiden Zimmern dunkel,
Kann zur Erleicht'rung meiner Angſt
Die Thüre angelehnt wohl bleiben!

(Ab, ohne die Thür ganz zu ſchließen.)

Fünfte Scene.

Don Manuel (allein).

Recht unbedachtſam war ich doch,
Mich in ein fremdes Haus zu wagen,
Wo alle Schlauheit wenig nützt,
Und ſcheitern kann der kühnſte Muth.

Wer weiß, welch Unheil mich umschwebet,
Und woher mir Verderben droht! —
Ich wäre wohl ein Thor zu schelten,
Wenn ich's aus Neugier nur gethan;
Doch andre Preise soll es gelten,
Und mächtig zieht das Herz mich an! —
Horch! ja — man öffnet eine Thür,
Und jemand schleichet scheu herein.

Sechste Scene.

Don Manuel. Cosme
(tritt von der Seite herein).

Cosme.

Gott sei gedankt, für diese Nacht
Kann ich doch in mein Zimmer endlich
Frei eingeh'n ohne Schreck und Furcht,
Ob's gleich unheimlich hier im Dunkeln.
Der Kobold hat den Herrn gefangen —
Nach mir wird ihm nun nicht verlangen!
(Stößt auf Don Manuel).
Doch will er etwas, wie ich merke.
(Mit vor Schreck alterirter Stimme)
Wer da? wer ist denn hier?

Manuel.

Du schweigst,
Soll nicht mein Dolch dich schnell durchbohren!

Cosme.

Gern schweig' ich, wie ein armer Vetter
Im Haus des Reichen!

Manuel.

Ha, der Feige!
Ein Diener ſcheint's! (laut) ſchnell, ſage mir,
Wo bin ich hier, in weſſen Haus?

Cosme.

Ach, Herr, das Haus und ſein Gebieter,
Sie ſind des Teufels! Denn hier wohnt
In weiblicher Geſtalt ein Dämon,
Der läßt ſich Dame Kobold nennen.

Manuel.

Und wer biſt du?

Cosme.

Ein Diener, Herr!
Ein Famulus, ein Untergeb'ner,
Der leider wider Fug und Recht
Das Hexenwerk hier muß beſteh'n.

Manuel.

Wer iſt dein Herr?

Cosme.

Ach Gott! Der iſt
Ein gar gewalt'ger Thor, ein Dummbart,
Ein Narr, ein Geck, ein blöder Schwärmer,
Der ſich an ſolche Hexe hängt!

Manuel.

Und heißt?

Cosme.

Don Manuel Enriquez!

Manuel.

Wie, hör' ich recht?

Cosme.

Ich ſelber heiße
Herr Cosme Catiboratos!

Manuel.

Du Schalksnarr bist's? wie kommst du Tölpel
Mit mir zugleich in dieses Haus?
Gewiß verfolgtest du die Sänfte
Und suchst hier gleichfalls ein Asyl!

Cosme (erstaunt).

Wie Herr!? — Ei! allerliebster Scherz!
Doch sag', wie du hierher gekommen?
Da weit die Sänfte dich entführt
Zu deiner schönen Unbekannten,
Und ich den Zimmerschlüssel nie
Aus meiner Hand gegeben!

Manuel.

Rede!
Sprich, wessen Zimmer ist dies?

Cosme.

Herr!
Das deine oder das des Teufels!

Manuel.

Ha lüge nicht, du Unverschämter!
Ich war in weit entfernter Straße,
In einem unbekannten Haus —
Noch jetzt in diesem Augenblick —

Cosme.

Gewiß sind's wieder Koboldsstreiche,
Denn reine Wahrheit sagt' ich dir.

Manuel.

Der Tölpel will verrückt mich machen!

Cosme.

Wenn's nur der Kobold nicht gethan!
Herr, geh' zur Thüre nur hinaus,

Im Vorſaal wirſt du dich erkennen
Und ſeh'n, daß du dich ſelbſt getäuſcht!
(Manuel geht ab.)

Siebente Scene.

Cosme. Iſabel.

Cosme.

Auf Geiſt hab' ich ſtets viel gehalten;
Doch um ſo wen'ger auf die Geiſter,
Die geiſtlos ihren argen Spuk
Von Geiſterei mit uns hier treiben,
Und ſtets den Henker darnach fragen,
Ob ſtark genug iſt unſer Magen,
Den geiſt'gen Hautgout zu ertragen!

Iſabel (kommt durch die heimliche Thür).

Don Juan hat endlich ſich getrollt,
Damit mein Ritter nun nicht merke,
Wo jetzt er iſt, ſo muß ich ſchnell
Ihn wieder zu entfernen ſuchen.
Pſt, Herr, pſt!

Cosme (bei Seite).

Noch ſchlimmer wird's,
Verpeſtet iſt oft ſolches Piſten!

Iſabel.

Nur ſtill, daß uns kein Laut verrathe!
Kommt, ſchon zur Ruhe iſt mein Herr!

Cosme (bei Seite).

Wer iſt der Herr?

Iſabel.

He! biſt du's?

Cosme.

Ja,

Ich bin's!

Isabel (faßt ihn).

So folge mir!

Cosme (in Todesangst).

O Himmel!

So laß mich!

Isabel.

Nur nicht zögern, komm!

Cosme.

Ich frage —

Isabel.

Antwort gibt die Herrin!

(Sie zieht ihn rasch durch die heimliche Thür hinein und schließt die Thür.)

(Ab.)

Achte Scene.

Don Manuel (allein, kommt, vor sich hintastend, zur Thür herein).

Handgreiflich bin ich überzeugt,
Für diesmal hast du Recht, mein Cosme;
Hat dich die Furcht denn stumm gemacht?
Wann endlich werden wir entdecken,
Wie dieser Trug uns ward gespielt?
Antworte doch, du Tölpel, sprich!
He! Cosme! Cosme! sprich, wo bist du?
(herumtappend)
Beim Himmel nichts als Tisch und Stühle
Und leere Wände! träumt' ich denn?

Wär's wirklich Spiel der Phantaſie,
Daß ich vor wenig Augenblicken
An dieſem Ort mit ihm geſprochen?
Nein, nein! es wär kein Traum — und doch
Iſt er nun wie verſchwunden! Soll ich
Hier Sinne und Verſtand verlieren?
Jetzt reißt mir endlich die Geduld —
Und ſollt' ich meinen Tod auch finden,
So muß ich lauſchend hier ergründen
Die Quelle dieſer Teufelei,
Und wer die Dame Kobold ſei!

(In den Alkoven ab.)

Neunte Scene.

Zimmer der Donna Angela, hell erleuchtet.

Angela, Beatriz (treten ein).

Angela.

Nun ſind wir völlig ungeſtört
Und Iſabel führt meinen Ritter
Bereits zurück in dieſen Saal,
Wo neues Staunen ſeiner harrt.

Beatriz.

Als hohe Meiſterin haſt du
Den Wirrwar nun erſt recht verwirrt.
Doch fürcht' ich nur Don Juan's Ergrimmen,
Wenn er von mir getäuſcht ſich weiß.

Angela.

Getroſt mein Bäschen, zürnen wird er
Nur, daß verſöhnend er ſich wieder

Zu deinen Füßen werfen kann.
Er wird —

Beatriz.

Pſt! ſtill, ich höre Tritte!

Angela.

Das ſind der Zofe leiſe Schritte!

Zehnte Scene.

Vorige. Iſabel (führt Cosme herein).

Iſabel.

Am Ziele ſind wir nun, Herr Ritter!

Cosme (hinter der Säule hervortretend, erſtaunt).

Bald glaub' ich ſelbſt, daß ich ein Ritter,
Und zwar ein arg bezauberter!

Angela.

O Himmel!

Beatriz.

Wehe mir!

Iſabel.

Verloren!

Cosme.

In jedem Fall bin ich behext!

Angela.

Was iſt geſchehen, Iſabel?

Iſabel.

Den Diener nahm ich, ſtatt des Herrn.
Du Tölpel konnteſt auch nicht reden?!

Cosme.

Wer ließ mich denn zu Worte kommen?
Das pſt und pſt iſt überall

Die allgemeine Landesſprache,
Und trifft den Diener wie den Herrn!

Beatriz (bei Seite).

Wir täuſchen dieſen Hafenfuß,
Erfüllen ihn mit neuem Schrecken!

Angela.

Tritt näher, Cosme!

Cosme.

's ſchickt ſich nicht!

Iſabel.

Nur näher!

Beatriz.

Habe keine Furcht!

Cosme.

Hat ſie nicht mich, ſo dürft ihr glauben,
Ich werde ſie wohl niemals haben!

Angela.

Behagt's dir, iß von dieſen Sachen!

Cosme.

Jetzt könnt' ich keinen Biſſen kauen.

Angela.

So trink', der Schrecken macht ja Durſt!

Cosme.

Ganz wohl! doch denen, welche ſtets
Vom Durſt geplagt, vertreibt er ihn!

Beatriz.

Du ſollteſt deine Kräfte ſtärken,
Denn durch die Luft geht deine Reiſe,
Wohl gar zweihundert Meilen weit!

Cosme.

Wie? durch die Luft? und gar zu Fuß?
Laßt mich am Boden! (Pochen an der Hauptthür.)

Angela.
Ha!

Beatriz.
Wer klopft?

Iſabel.
Wir ſind verloren!

Luis (von außen).
Auf die Thüre!
Raſch, Iſabel!

Angela.
Für jeden Unfall
Hab' ich auf Erden einen Bruder.

Beatriz.
Entflieh'n muß ich! (Rechts ab.)

Cosme.
Der Kobold8meiſter
Kommt nun.

Iſabel.
Schnell folge mir!

Cosme.
Sehr gern! (Beide links ab.)

Angela.
Ich öffne nun, was kann er wollen?

Eilfte Scene.

Angela. Luis. Beatriz.

Luis.
Mein arg verhaßtes Unglück will,
Das ich ſtets Andrer Luſt verderbe!

Angela.

Was fehlt dir?

Luis.

Eine Sänfte ſah ich
Ganz ſpät zu unſerm Hauſe kommen,
Sie brachte uns wohl Beatriz?
Auch ging mein Bruder hier herein.

Angela.

Sprich, was bedeuten deine Reden?

Luis.

Mir kam es vor, als wären Leute
Im Zimmer hier und ſehen will ich
Ob meine Meinung nur ein Wahn,
(öffnet raſch die Thür rechts und ſieht Beatriz)
Wie? wirklich Beatriz!

Beatriz.

Nun freilich!
Von neuem mußte ich entflieh'n
Vor meinem Vater, der ſo grämlich
Zum alten Zorn ſtets wiederkehrt,

Luis.

So wie die Mittagsſonne immer
Nur Gluth erzeugt, und neue Fluth
Derſelben Quelle ſtets entrinnet, —
So muß auch deines Vaters Zorn
Am Klang der nächtlich ſüßen Zither,
Stets neu und mächtiger erwachen.

Angela.

Mein Bruder —

Beatriz.

Wie? Don Luis!

Luis.

Verwirrung

Bergt ihr vergebens meinem Blick!
Was iſt geſchehen? ſprecht!

Angela.

Mein Bruder,
Du kommſt gleich einem Inquiſitor —

Beatriz.

Fürwahr —

Luis.

Fürwahr! geheuer iſt's hier nicht!
Zu einem Feſtmahl ſeh' ich alles
Hier reich gerüſtet; Teller, Gläſer
Und Eingemachtes?

Angela.

Frägſt du doch
So ängſtlich nach gewohnten Dingen!
Was ſich ereignet jeden Tag
Scheint dich mit Sorgen zu erfüllen —

(Heftiges Geräuſch im Gemach linker Hand.)

Luis.

Was hör' ich?

Angela (bei Seite).

Weh mir!

Beatriz (bei Seite).

Jetzt iſt's aus!

Luis.

Ja! dort im Zimmer hör' ich Schritte,
Don Juan iſt's wahrlich nicht, der ſich
Vor ſeinem Bruder wollt' verſtecken!

(reißt die Thür links raſch auf)

Weh mir! die Eiferſucht im Lieben

Hatt' thöricht mich hieher getrieben;
Den Nebenbuhler wollt' ich ſchauen,
An Ehrverletzung glaubt' ich nicht!
(nimmt heftig Licht vom Tiſch)
Nur meinen Augen darf ich trauen —
Die Wahrheit zeige mir das Licht!
(Ins Zimmer links ab.)

Zwölfte Scene.

Angela. Beatriz.

Beatriz.

Wir ſind verloren!

Angela.

Rettungslos,
Wenn Iſabel in Angſt vergaß
Den Spiegeleingang zu verſperren!

Beatriz.

Was nun beginnen?

Angela.

Hörſt du nichts?

Beatriz.

Nein, keinen Laut?

Angela.

Ich ſterbe noch!

Beatriz.

Horch!

Angela.

Nichts!

Beatriz.

Nun laß uns überlegen!

Angela.

Mich retten kann nur ſchnelle Flucht!

Beatriz.

Entflieh'n?

Angela.

Komm ſchnell zu deinem Vater!
Ja ihm vertrau' ich Ehr' und Leben
Bedroht in unglückſel'ger Nacht!
Dich hat er in die Noth gebracht —
Mich ſoll er aller Noth entheben!

(Beide ſchnell durch die Mitte ab.)

Dreizehnte Scene.

Zimmer des Don Manuel.

Iſabel. Cosme. Manuel. Luis.

(Iſabel führt den Cosme zur heimlichen Thüre herein, will wieder zurückkehren, lauſcht, erſchrickt und eilt durch die andere Thür hinaus, ohne den Spiegel eingefügt zu haben.)

Cosme.

Da bin ich! abermals im Finſtern!
Dort kommt ein Licht; o guter Tiſch
Umhülle mich mit deinem Mantel,
Dir klappert ja kein einz'ger Zahn
Im Schreckensfroſt (kriecht unter den Tiſch.)

Luis (tritt mit Licht durch die Spiegelthüre ein).

Ich ſah, beim Himmel!
Herein ſich ſchleichen einen Mann.

Manuel (aus dem Alkoven ſchauend).

Schon wieder hör' ich leiſe Tritte, —

Nun ſteh' mein Degen du mir bei.
(Tritt heraus und bebt ſtaunend beim Anblick des Lichts.)

Luis.

Don Manuel? Ha!

Manuel.

Don Luis iſt hier?
(bei Seite)
War einer je in ſolcher Lage?

Luis.

Meineid'ger Gaſt, du ſchlechter Ritter!
Wie kannſt du ſchändlich ſo die Ehre
Des Freundes und Beſchützers kränken —
Eindringen durch geheime Thüren
In fremder Frauen Heiligthum?
Ha, ziehe dein verruchtes Schwert! (Zieht.)

Manuel.

Gern ließ ich zehnfach mich durchbohren,
Hätt' ich geahnt', daß eine Thüre
Von hier zu euern Damen führe.

Luis.

Was machſt du hier, allein, verſchloſſen,
Und ohne Licht?

Manuel (bei Seite).

Was ihm entgegnen?
(laut)
Des Dieners harrt' ich —

Luis.

Sah ich doch
Dich ſelbſt durch jenen Spiegel fliehen!
Kann Aug' und Ohr zugleich mir lügen?

Manuel.

Gewiß!

Luis.

Am Ende lügt wohl alles,
Und Wahrheit ſprichſt nur du allein,
Und du biſt's nur —

Manuel.

Vollende nicht!
Denn ſchnell noch, ehe du es ſageſt
Ja nur es ahneſt, nur es denkeſt —
Iſt auch dein Leben ſchon dahin! —
Bleibt unvermeidlich hier der Kampf,
So laß uns denn als Ritter kämpfen,
Das Licht uns theilen; ſchließ' die Thüre,
Durch welche du hereingekommen —
Und dieſe will ich ſelbſt verſchließen!
Den Schlüſſel werf' ich auf den Boden,
Daß, wer am Leben bleibt, ſich rette.

Luis.

Um dieſen Spiegel feſt zu ſchließen,
Und jeden Eintritt zu verwehren,
Setz' ich noch dieſen Tiſch dagegen.
(hebt den Tiſch und findet Cosme)
Wer iſt noch hier?

Cosme.

Ein Niemand, Herr!

Luis.

Den Manuel, iſt dies wohl der Diener,
Den du erwarteſt?

Manuel.

Zeit zur Rede
Iſt jetzt nicht mehr! Glaubt, was ihr wollt!
Doch nun den Degen in die Fauſt —
Der Sieger nur ſoll bald noch leben!

Luis.

Ei, zögert ihr nicht, kommt nur beide!
Worauf denn wartet ihr?

Manuel.

Vom Ritter
Könnt ihr so schmachvoll schlechtes glauben?
Was soll ich mit dem Diener machen?
Fortjagen? hieß ja uns verrathen!
Hier lassen? wär' im Vortheil ich,
Weil er auf meine Seit' sich stellte.

Cosme.

Wenn's das nur ist, habt keine Sorge!

Luis.

Zum Kabinet führt jene Thüre,
Verschließ ihn dort, und wir sind gleich!

Manuel.

Geschehen soll's; voran, mein Diener.

Cosme.

Ei, soll ich fechten, so sind wahrlich
Maßregeln vieler Art sehr nöthig;
Doch keine Komplimente braucht's,
Wenn nicht zu fechten ihr gebietet!

(Manuel schließt ihn im Alkoven ein und kehrt zurück.)

Manuel.

Wohlan, jetzt sind wir ganz allein.

(Sie fechten, Don Luis verliert das Stichblatt.)

Luis.

Ha! wehrlos bin ich, ohne Stichblatt!

Manuel.

Das ist allein des Zufalls Fehler.
Geh' Ritter, hol' ein andres Schwert.

Luis.

Ja, du bist tapfer, du bist edel;
Denn raubtest du mir auch die Ehre,
Schenkst du als Sieger doch das Leben! —
(bei Seite)
Was jetzt in der Bedrängniß thun?

Manuel.

Willst du den Degen dir nicht holen?

Luis.

Ja! Willst du meiner hier wohl harren?
Bald, Sieger, bin ich wieder da.

Manuel.

Ob bald, ob spät, ich stehe dir.

Luis.

Lebt wohl, der Himmel mög' euch schützen!

Manuel.

Lebt wohl, der Himmel schenk' euch Segen!

(Don Luis hebt den Schlüssel auf und geht durch die Seitenthüre ab. Don Manuel schließt hinter ihm wieder zu und zieht den Schlüssel ab.)

Vierzehnte Scene.

Manuel. Cosme.

Manuel.

Verwirrend kämpft in meiner Seele
Gedanke mit Gedanke jetzt,
Und tobend eilt das Blut zum Herzen! —
Doch sagt' ich selbst es nicht zuvor,
Daß eine Thüre hier verborgen,
Daß sie Don Luis Geliebte sei?
Wer Unheil ahnet, täuscht sich selten!

Cosme.

Ach beſter Herr, um Gotteswillen!
Biſt du allein, ſo fleh' ich, laß
Mich doch hinaus; den Kobold fürcht' ich
Mit dem Geſage und Gefrage,
Mit ſeinen Ränken und Gezänken;
Und dies Gemach iſt gar ſo eng,
Daß man's mit Händen greifen kann.

Manuel.

Wohlan, ich öffne!

(Geht mit dem Licht in den Alkoven.)

Fünfzehnte Scene.

Juan. Angela.

Juan

(öffnet von außen die Seitenthür und führt etwas heftig ſeine Schweſter herein).

Hier verweile!
Ich will indeſſen ohne dich
In deiner Wohnung mich belehren,
Warum zu dieſer Zeit, allein,
Auf dieſe Art du auszugeh'n
Gedachteſt —

Angela.

Bruder!

Juan.

Ha Unſel'ge,
Don Manuels Zimmer ſei dein Kerker;
Die Diener hab' ich aufgeſtellt,
Ihn abzuweiſen, wenn er käme. (Ab.)

Angela.

Ich Unglückſelige! weh mir!
Das Schickſal eilt, mich zu verderben,
Ein neuer Schlag bedroht mich hier; —
O Himmel! ſoll vor Angſt ich ſterben?

Sechzehnte Scene.

Angela. Manuel. Cosme.

Cosme.

Nur ſchnell heraus!

Manuel.

Was kann dich ängſt'gen?

Cosme.

Daß jenes Weib ein Satan iſt,
Und auch nun dort mich wieder quäle!

Manuel.

Da alle Thüren hier verſperrt,
Sprich, welchen Eingang ſoll ſie nehmen?

Cosme.

Den, Herr, der ihr beliebt.

Manuel.

Du biſt
Ein arger Narr!

Cosme (erblickt Angela).

Barmherz'ger Himmel!

Manuel.

Was gibt's?

Cosme.

Das Verbi gratia
Hat ſich ſchon leiſe eingedrängt!

Manuel.

Ha! bist du Blendwerk, oder Schatten,
Du Weib, das mich zu Tode quält?
Nun sprich, wie kamst du hier herein?

Angela.

Don Manuel —

Manuel.

Sprich, erkläre alles!

Angela.

So muß der Schleier doch zerreißen!
Nur der Gedanke tröstet mich,
Daß Beatriz, die hartbedrängte,
Auch alles nun bekennen wird
Dem Bruder Juan —

Manuel.

Don Juan, mein Freund —
Dein Bruder?

Cosme (zu ihm).

Glaubt's nicht! 's ist erlogen!

Angela.

Du weißt, wie uns ein Dritter störte,
Den fälschlich Vater ich genannt;
Es war Don Luis; der zweite Bruder
Kam bald nach ihm und sah dich flieh'n.
Ich floh vor meiner Brüder Grimm,
Und ohne Seele, ohne Willen
Rannt' durch die Straße ich dahin —
Und kam — o unglückseel'ge Stunde! —
Don Juan gerade in den Weg!

Cosme (zu ihm).

Kein wahres Wort kommt aus dem Munde!

Manuel (unwillig).

Schweig Tölpel! hebe dich hinweg!

Angela.

Jetzt muß ich ganz dir kund mich geben,
Da meine Ehre ſchwer bedroht,
Und ſelbſt gefährdet iſt mein Leben;
Ja! ſchweigen brächte hier den Tod. —
Ein Schneevulkan, ein Flammengletſcher ſtand
Ich vor Don Juan, der unverwandt
Mit zornerglühendem Geſichte
Mich frug um jene Nachtgeſchichte.
Ich wollte reden; Schmerz weiß nichts zu ſagen,
Und ſchlecht zu Hülfe kommt das Wort dem Zagen.
Zwar ſucht' ich für die Schuld nach Farb' und Flimmer,
Doch wer Entſchuld'gung ſucht, dem wird ſie immer
Spät — oder nie erſcheinen,
Und mehr die Schuld beſtät'gen als verneinen! —
So ſchleppt' er mich mit grimm'gem Wort
Herein, wo du allein mein Hort! (Kleine Pauſe)
Weil ich dich mußte lieben,
Ward ich zur Rolle des Phantoms getrieben;
Weil ich dich trug im Herzen,
Ward ich lebend'ges Grabmahl meiner Schmerzen;
Dich lieben war mein Wiſſen;
Mein Zweck, dich minnen; meine Furcht, dich miſſen,
Mein Sorgen, dich bewahren;
Mein Leben, meine Seele, dir willfahren;
Mein höchſter Wunſch, dir dienen;
Und meine Thränen ſollen nur verdienen,
Daß du mein Leid vergüteſt,
Daß du mich halteſt, ſchützeſt und behüteſt!

Manuel (für ſich).

Mein Unglück gleicht fürwahr dem Haupt der Hyder,

Denn immer aus der Aſch' erwächſt es wieder.
Was ſoll ich thun? Welch Schwanken
Im Labyrinth der eigenen Gedanken!
Wenn ich die Schweſter gegen ihn beſchütze,
Und ritterlich mein Blut für ſie verſpritze
So heißt es: laut Verrath bekennen
Und mich Beſchimpfer ſeines Hauſes nennen,
Weil er mich hier muß finden.
Doch ſie verklagen, um mich zu entbinden,
Daß heißet ſie beladen
Mit ſchwerer Schuld, und meiner Ehre ſchaden.
Was iſt nun hier das Rechte?
Verräth'riſch handl' ich, wenn ich ſie verfechte;
Und rett' ich ſie, iſt's Hohn dem Freundeskriede,
Rett' ich ſie nicht — iſt's Hohn ſo edler Liebe! —
Wohlan! droht mir Verderben
In jedem Fall, ſo will ich tödtend ſterben!
Sennora, keine Sorgen!
Ich bin ein Edelmann, du biſt geborgen!
(Klopfen an der Seitenthüre)
Don Luis! geh! öffne ſchnell die Thür.
(Cosme hebt den Schlüſſel auf und öffnet.)

Siebenzehnte Scene.

Vorige. Don Luis.

Luis.

Hier bin ich. Ha! was muß ich ſeh'n?
Treuloſe! du? (zieht raſch den Degen)

Manuel.

Das Schwert nicht zücket

Don Luis, bis ihr mich ganz gehört.
Ich harrte eurer Wiederkehr,
Als hier im Zimmer dieſe Dame,
Die ſich als eure Schweſter rühmt —
Erſchien, ich weiß nicht wie, zu ſagen.
Auf Ritterwort und Ritterehre —
Sie war mir gänzlich unbekannt!
(zu Don Luis leiſe)
Doch mir liegt ob, ſelbſt mit Gefahr
Des Lebens treu ſie zu beſchirmen;
Soll aber nicht zum Stadtgerüchte
Hier unſer Zweikampf heut noch werden,
So laßt die Dame mich geleiten;
Dann kehr' ich wieder, ſteh' euch Rede.

Luis.

Ein Schwert zu holen ging ich, ja!
Doch nur, um es zu euern Füßen
Ihr edler Sieger, hinzulegen. (Thut es)

Angela (bei Seite).

O! ſüßen Friedens Hoffnung ſtralt!

Luis.

Da meine Ehrenſchuld getilgt,
So kann ich, weil ihr neue Gründe
Mir habt verlieh'n, von neuem kämpfen!
(hebt den Degen auf)
Die Schweſter muß ich treulich hüten,
Und keiner darf vor meinen Augen
Sie fort aus dieſem Hauſe führen —
Iſt er nicht vorher ihr Gemahl!
(Don Manuel und Angela ſich freudig überraſcht anblickend.)

Cosme.

Wozu ſo viele Angſt und Qual?

Manuel.

Darf ich, o holde Zaub'rin, nahen?
Für ewig dieſe theure Hand
Mit deinem Herzen zu empfahen?

Angela (ihm die Hand reichend).

Der Himmel ſelbſt hat dich geſandt!

Luis (bei Seite).

So muß ich auf den Kampf verzichten,
Und meinen Ingrimm kühlt kein Blut.
Des Lebens Glück ſah ich vernichten,
Doch darf den Räuber ich nicht richten —
Denn Bruderliebe wehrt dem Muth,
Und Bruderglück ſtillt alle Wuth!

Manuel.

So darf ich dir nun Treue ſchwören!

Angela.

Und ich — darf deine Schwüre hören!

Achtzehnte Scene.

Vorige. Juan. Beatriz. Iſabel. Diener.

Juan

(führt Beatriz durch die Spiegelthüre herein, Iſabel und Diener folgen mit Lichtern).

Mein Bruder!

Beatriz.

Edler Luis!

Luis.

Mit Schmerz
Doch ſtets mit Liebe euer Bruder!

Iſabel.

Wie ſteht's mit dir?

Cosme.

O ganz vortrefflich,
Da nun das liebe Koboldlein
Entdeckt, und klar auch ist erwiesen,
Daß Cosme gar nicht trunken war!

Isabel.

Sonst hättest du mir nichts zu sagen?

Cosme.

Die Kohlen liegen mir im Magen!

Angela.

Jetzt ist der Kobold dir doch recht?

Cosme.

Gehorsam bleib' ich stets sein Knecht
Und irr' ich nicht — ihr guten Herr'n —
Sieht solchen Kobold jeder gern! —
Im Leben wohl gefällt er Allen,
Ist's auch so im Gebiet der Kunst? —
O gebt ein Zeichen eurer Gunst —
Hat Dame Kobold euch gefallen!

(Der Vorhang fällt rasch.)

III.

Die Grafen von Walmor,

Drama in 3 Aufzügen.

Nach dem Engliſchen.

Dargeſtellt zu Wien, Preßburg, Peſth, Kaſchau ꝛc.

Dieſes Drama wird den Theaterfreunden Wiens noch lang im Andenken bleiben. Herr Küſtner im Fach der Intriganté und hochkomiſchen Rollen einer der bedeutendſten Erſcheinungen obgleich er noch bei weitem in ſich ſelbſt nicht ausgebildet war, ſpielte die Rolle des Ruttweel mit dem glänzendſten Erfolg. In einen Prozeß mit der Direction verwickelt und vor dem Criminalgericht ſich fürchtend — erſchoß er ſich am Tag der dritten Darſtellung dieſes Drama. Herr Schütz, der Mann der in England, Frankreich, Italien und Wien gefeierten Altſängerin, hatte den ſeltenen Muth — dieſe Rolle für denſelben Tag noch zu übernehmen, und das Glück, damit ſo zu reuſſiren, daß das Stück noch oft wiederholt werden konnte.

Die neue Direction hat es neu in die Scene geſetzt und zu neuem Reiz einen ſchauderöſen Titel ihm beigegeben.

Wird Ruttweel als gewöhnlicher Böſewicht geſpielt, ſo iſt aller Effect nothwendig verloren, und namentlich die überall ergreifende Scene des 3ten Acts zwiſchen ihm und Eduard damit zur Farce herabgezogen.

A. d. R.

Personen.

Baron Ruttweel, Vormund des
Eduard, Graf von Walmor.
Oldmann, Oberaufseher beim vorigen Grafen von Walmor.
Mathilde, seine Tochter.
Tormann, Oberaufseher der Bergwerke.
Odgar, Aufseher über die Bergleute.
Scop, Vogt auf Schloß Walmor.
Theobald, John } Bergleute.
Worbak, Kirlok, Storly } Matrosen auf Tormanns Schiff.

Diener, Jäger, Bergleute, Matrosen, Landvolk des Grafen; Vermummte ꝛc.

Schauplatz: Küste von Irland.
Zeit der Handlung: Ende des 17ten Jahrhunderts.

Erſter Aufzug.

(Vorſaal im Schloß Walmor, mit der freien Ausſicht in den Garten. Links die Thür zu den Gemächern des Barons; rechts die Thür zu einem Kabinet.)

Erſte Scene.

Oldmann und Scop

(treten in lebhaftem Geſpräch ein. Der Tag bricht an).

Scop. Nein, nein Herr Oldmann, unmöglich! ganz unmöglich! wo denkt ihr hin? ich bin's nicht im Stande! Ich ſelbſt ſollte einem Eigenen aus den Bergwerken meines Grafen zur Flucht behülflich ſein?

Oldmann. Aber ich ſage dir, daß es nie ein Menſch erfahren wird!

Scop. Iſt's nicht genug, wenn ich ſelbſt weiß, daß ich ein Spitzbube bin? Erlaubt Herr Schloßvogt, ich bin ſchon einen großen Schritt über die Grenzen der Pflicht hinausgegangen, als ich dem Theobald hier im Schloß eine Zuflucht gab, er muß auch ohne Gnade heute wieder in ſein Bergwerk zurück. Was wird ihm denn vie-

geſchehen? Odgar, der in Tormanns Abweſenheit die Aufſicht führt, iſt eine gute Haut und auch, Gottlob, ſo ziemlich dumm, der wird froh ſein, wenn er den Entflohenen nur wieder hat und damit der Züchtigung des harten Tormann entgehen kann.

Oldmann. Genug Scop — Theobald geht nicht in die Bergwerke zurück!

Scop. Ei! wie ſo denn? Ich muß doch —

Oldmann. Einem Unglück vorbeugen, wo du es kannſt. Höre mich, altes redliches Herz, und ſchweige bei deiner Seele Seeligkeit.

Scop. Ihr — Herr Oldmann — ihr macht einen ſchaudern mit euern ſeltſamen Redensarten!

Oldmann (immer geheimnißvoller). Theobald muß ſterben, wenn du ihn in die Bergwerke zurückbringſt.

Scop. Sterben? Gerechter Gott!

Oldmann. Theobald iſt kein gewöhnlicher Leibeigner. Erinnerſt du dich unſers alten ſeligen Herrn?

Scop. Ach! meines gnädigen, gemordeten, in Gott ruhenden Herrn!

Oldmann. Liebſt du ihn noch — ſo beſchwöre ich dich bei ſeiner Seligkeit — kümmere dich nicht ferner um Theobald —

Scop. Wie — mir ſchwinden die Sinne — Theobald wäre —

Oldmann. Nicht, was du bisher glaubteſt, und nicht, was ſeine Verfolger wähnen. (Ganz leiſe) Ein ungeheures Verbrechen ſchleicht als ſchwarzes Geſpenſt durch dieſe Mauern, ein Verbrechen, wovor die Menſchheit zurückſchaudert —

Scop. Herr Oldmann —

Oldmann. Ein Verbrechen, welches neue Opfer

ſucht, durch neue Verbrechen an ſein Ziel gelangen will, und Theobald ſoll dies Opfer ſein.

Scop. Theobald?

Oldmann. Sein Blut ſoll fließen, damit ein Anrer ärnte — (ſchaudernd) Und die Elenden wiſſen nicht, was ſie thun. Wüßten ſie, mit Entſetzen würden ſie zurückbeben vor der gräßlichen That! Scop, Scop, wir müſſen ihn retten!

Scop (zitternd). Freilich — aber — Herr Oldmann — nehmt 's nicht übel — ihr wißt das Alles ſo genau.

Oldmann (bedeckt ſein Geſicht). Leider — Leider! Dies iſt der Fluch auf meinen grauen Haaren!

Scop. Warum entdeckt ihr nicht alles dem Baron Ruttweel?

Oldmann. Ihm? Entſetzlich! ſchweige! Sprich den Namen hier nicht aus! Schrecke die Todten nicht auf aus ihren Gräbern! Er, er iſt Theobalds grimmigſter Feind —

Scop. Er?

Oldmann. Er! Er, der dieſen armen Gepeinigten auf das zärtlichſte lieben ſollte, — er verfolgt ihn ſeit ſeiner Geburt — der Raſende will ſeinen eigenen — O — Wehe mir!

Scop. Ihr — ihr erſchreckt mich ganz — alles ſcheint ihr zu wiſſen, warum ſchweigt ihr? — warum tretet ihr nicht vor die Gerichte?

Oldmann. Weil Beweiſe mir fehlen für das, was ich weiß. Weil ich durch unzeitiges Plaudern das Unglück vollenden und nur ſchneller herbeiführen würde. Scop — bei dem Frieden deiner Seele, begehre nicht einzudringen in dies furchtbare Geheimniß, danke dem

Himmel auf den Knieen, daß er dich davon nichts wiſſen, nicht ahnen ließ. Sei verſchwiegen, verſchwiegen wie das Grab und hilf nur jetzt, den Theobald erretten, ein neues Verbrechen verhindern —

Scop. Aber —

Oldmann. Schweige! Hilf! Im übrigen laß den Himmel walten! Hörſt du? Schweige wie das Grab! Was auch rings um dich her geſchehen möge, du weißt von nichts, du kennſt den Theobald nicht, du haſt ihn nie geſehen! Fort, jetzt fort! (Hat während dieſer immer dringenderen Rede den Scop nach dem Hintergrunde gezogen.)

Zweite Scene.

Vorige. Bathilde (dann) Theobald.

Bathilde (eilig). Vater! Vater!

Scop. Guten Morgen, ſchöne Bathilde!

Bathilde. Ach Gott Vater, ich zittre für den guten Theobald. Es iſt ſchon heller Tag, er kann nicht mehr im Schloß verborgen bleiben, ach verlaſſe ihn nicht, mein guter Vater!

Oldmann. Ich ihn verlaſſen?

Scop. Seid nur ruhig — ich will ihm ſchon aus der Klemme helfen!

Bathilde. Ach, ihr guter lieber Herr Scop!

Oldmann. Suche ihn auf, bringe ihn ſogleich hierher!

Bathilde. O, ich darf nur rufen — er ſteckt dort in den Büſchen! (im Hintergrunde) Theobald! Theobald!

Oldmann. Nicht ſo laut!

Theobald (raſch aus den Büſchen hervor in den Saal in einfacher Bergwerkstracht, einen Eiſenbeſchlagenen Stock in der Hand). Da bin ich ſchon, beſte Mathilde!

Alle. Pſt! Stille!

Oldmann. Ha! wenn du je wieder in Tormanns Hände fieleſt — du wäreſt verloren!

Theobald. Was könnte er mir denn noch anthun, was die Leiden übertrüfe, welche ich ſchon erdulden mußte? Will er mein Tagewerk verdoppeln, da jetzt ſchon die Arme mir brechen wollen? Soll ich in noch tiefere Schachten hinabſteigen, als die ſind, wo ich ſchon 10 Jahre arbeite? Ich habe nichts mehr zu befürchten, weil man mein Unglück nicht vermehren kann. Entweder dieſem Elend entrinnen, oder ſterben, dies iſt mein feſter Entſchluß! — Ja, ihr wundert euch über ſolche Reden von einem gemeinen Bergmann, ich ſeh' es euch an; — aber ich muß euch geſtehen, ſeit ich euch unten in meinem Schacht geſehen, ſeitdem ich die Augen dieſes holden, ſchönen Mädchens voll Thränen, meinem Elend geweint, erblickte — ſeit ich ihre ſüße Stimme um Mitleid für mich flehen hörte, bin ich ein ganz andrer Menſch geworden. Vorher war ich gefühllos für unerträgliche Qualen, und trug wie alle meine Unglücksgefährten die Höllenlaſt der Arbeit. Aber ſeit jener Stunde hat ſich mein ganzes Herz verändert! Ja, alles muß anders werden, darum bin ich den Bergwerken mit Gefahr meines Lebens entflohen! In dem neuen Hafen ſollen immer Schiffe ſegelfertig liegen, ich verdinge mich als Matroſe. Ich habe ſtarke Arme, ein Herz voll Muth —

Oldmann. Armer Theobald! Alle unſere heißeſten Wünſche folgen euch!

Scop. Fort nun, 's ist hohe Zeit, ich führe dich durch den Wald, bis an den Strom, du gehst am Wasser hin, bis zur See hinab und bist in einer Stunde am Hafen.

Oldmann. Wie? auf jenem gefahrvollen Felspfade?

Scop. Ist nicht größere Gefahr für ihn, wenn er hier entdeckt wird?

Theobald. Laßt mich, Herr Oldmann, keine Gefahr schreckt mich ab!

Bathilde (welche im Hintergrunde sich umsah). Vater, jetzt ist kein Mensch in der Nähe!

Oldmann (mit Rührung). So geht mit Gott! Der Himmel schütze euch! (nimmt Scop bei Seite) So wie du ihm den Felspfad gezeigt hast, kehrst du schnell zurück, damit du im Hafen ihm noch zuvorkommst. Ein französisches Schiff liegt segelfertig, alles, was ich besitze, bringst du dem Patron des Schiffes, damit er würdig ihn aufnehme und wohl versorgt an das sichere Ufer bringe, dann — dann wird Der über uns weiter helfen! Gehe, gehe!

Scop. Komm, komm, 's ist keine Zeit zu verlieren!

Bathilde (sehr gerührt). Lebt wohl!

Theobald. Lebt wohl (lebhaftes Spiel). Bald — einst — o Gott, wie bebt mein Herz, werde ich euch wiedersehen?

Scop. Komm! komm! (bei Seite) heute, du lieber Herr Gott, nur heute noch gib meinen alten Knochen Jünglingskraft!

Theobald (schwärmerisch). Gott lohne euch, was ihr an mir gethan! — lebt wohl! Wiedersehen! Wiedersehen! (Wird von Scop hinausgezogen.)

Bathilde. Der arme Mensch! 's thut ihm recht

wehe, ſich von uns trennen zu müſſen! mir auch Vater, er hat ein ſo gutes Herz! (geht in dem Hintergrund, ihm mit den Blicken folgend.)

Dritte Scene.

Oldmann. Bathilde.

Oldmann. Er iſt fort! hat er erſt Frankreichs Boden erreicht, ſo ſpreche ich offen mit dem guten Eduard, den Baron muß ich nur fürchten, ſo lang ſein Arm den Theobald erreichen kann.

Bathilde (zurückkommend). Sei ruhig, Vater — ſie ſind ſchon aus dem Garten, kein Menſch hat ſie geſehen! — Ach Gott, hätte ich nur keinen andern Kummer —

Oldmann. Du haſt Kummer? Nun laß doch hören!

Bathilde. Wenn du wüßteſt — was ich entdeckt habe —

Oldmann (wichtig lächelnd). Nun! was haſt du denn entdeckt? —

Bathilde. O es iſt etwas außerordentliches, ich weiß gar nicht, was ich davon denken ſoll. Jeden Morgen ſteht Graf Eduard mit Tages Anbruch auf, läßt ſich ein Pferd ſatteln, von Scop das Thor öffnen, ſprengt hinaus, kein Menſch weiß es, und iſt immer wieder da, wenn wir aufſtehen, damit Niemand die Urſache dieſer ſeltſamen Spazierritte erfahren ſolle!

Oldmann. Was iſt denn daran Geheimnißvolles und Seltſames, wenn ein junger Mann, wie Graf Eduard, mit der Sonne aufſteht und ſpaziren reitet? — Aber — wer hat denn dich von Allem ſo genau unterrichtet?

Bathilde (wichtig). O du weißt — mir bleibt nichts verborgen —

Oldmann. Ei der Tausend!

Bathilde. Der kleine Jack, der possierliche Schäfer trieb gestern seine Heerde dort am Gitter vorüber; blieb stehen, als er mich sah, grüßte mich recht freundlich, ich grüßte ihn wieder und sagte: Guten Morgen, Jack, gehen heute alle Schafe auf die Weide? — Er sagte noch freundlicher: ja, nur die Schloßschöpse bleiben zu Hause! — so gab ein Wort das andere, und ohne daß wir daran dachten, hatte ich alles erfahren, was ihn zu fragen mir nie eingefallen wäre.

Oldmann. Bathilde! Bathilde! ich besorge, du möchtest mir auch, ohne daran zu denken, Dinge sagen, um die ich dich zu fragen nicht den Muth habe! — Ha, wenn se Eduard — (Von einem Geräusch unterbrochen) Was gibt's? — wer kommt?

Bathilde. Ha ha ha! 's ist der närrische Odgar! — ha ha ha! der sucht gewiß den Theobald — ja, laufe ihm nur nach!

Vierte Scene.

Vorige. Odgar (außer Athem).

Odgar. Ach Herr Oldmann — endlich finde ich euch — Gott sei Dank! ich habe euch gesucht wie eine Stecknadel! Ich bin ein verlorner, ruinirter, geschlagener Mann, wenn ihr mich verlaßt. Einer meiner Arbeiter ist desertirt, der Theobald, den Jungfer Bathilde stets beschenkte, wenn sie zu uns hinab kam, der Kerl mit dem sanften, guten Gesichtchen! Er ist zum

Teufel und wer iſt Schuld daran? Niemand als Jungfer Bathilde!

Oldmann. Bathilde?

Odgar. Kein andrer Menſch! hätte ich ihn nicht auf ihre Bitte aus den Schachten an's Tageslicht gelaſſen, ſo hätte er nie davon laufen können oder wollen! — den Herrn Tormann hätte ſie nie um ſo etwas zu bitten gewagt — aber mich, — ja — ich bin ein ſanftes Schaf, ein guter Eſel! — Ja, nun geht mirs ans Leben. Herr Tormann wird es mir nie verzeihen, daß ich gerade dieſen Theobald, den er meiner ſtrengſten Aufſicht doppelt empfohlen hatte, habe entwiſchen laſſen! Ich habe auch gleich die Lärmtrommel ſchlagen, die Sturmglocke läuten, alle meine Arbeiter die ganze Nacht alle Wälder und Berge durchſtreifen laſſen! Ich ſelbſt bin ganz gerädert, gemartert — und habe nichts gefunden!

Bathilde (bei Seite). Wie gut iſt's, daß er hierher kam!

Odgar. Zum Henker! Er muß jetzt ſchon weit entfernt ſein!

Oldmann (bei Seite). Ich hoffe es!

Odgar. Das heißt man doch Unglück haben! 's iſt das erſtemal, daß mir Herr Tormann etwas anvertraut, und nun muß mir der verfluchte Streich geſchehen. Ich weiß wohl, ich bin zu gut, viel zu gut. Wenn ich nun auch Geſichter ſchneide wie der Teufel, ſchreie, fluche, den Stock aufhebe, 's nützt mir nichts, 's iſt gerade ſo, als wenn ich's bleiben ließe! Ich habe mir alle mögliche Mühe gegeben, dem Herrn Tormann in allem nachzuahmen, ich habe beinahe alle ſeine gräßlichen Flüche auswendig gelernt, — aber wenn er

flucht, zittern sie wie die Hunde, wenn ich fluche, lachen sie nur!

Oldmann. Getrost, guter Odgar! der Baron und der Tormann sind noch nicht hier.

Odgar. Ja! sonst wäre ich gewiß nicht gekommen! Aber was hilft's? Sie treffen ja heute noch ein, zum Namenstagsfest! Tormanns Schiff ist gestern Abends in den Hafen eingelaufen, er selbst ist gewiß schon beim Baron, um ihm Rechenschaft von den Handlungsgeschäften abzulegen. Nun kommen sie mit einander hierher und was soll ich ihnen sagen, wenn sie nach Theobald fragen? — O, das gibt eine saubre Pastete für mich — Ach, Herr Oldmann, laßt mich nur diesmal nicht in der Patsche! Bittet für mich, allerliebste Bathilde!

Oldmann. Verlasse dich darauf, ich spreche mit dem Baron! Gehe in die Bergwerke zurück, laß dich vor dem Baron und vor Tormann nicht sehen, bevor sie in die Schachten kommen; ich hoffe, daß dich alsdann kein Mensch mehr wegen Theobald fragen wird! Ich nehme alles auf mich!

Odgar. Ihr? O gold'ner Herr Oldmann — ich möchte — ich könnte — ich könnte euch fressen vor Dankbarkeit!

Oldmann. Zähl' auf mein Wort — und entferne dich jetzt! Komm Bathilde!

Bathilde. Lebt wohl, Herr Odgar! (Mit Oldmann ab.)

Odgar. Tausend Dank! Ach Gott! ich lebe wieder ordentlich auf!

Fünfte Scene.

Odgar (allein).

Odgar. Das muß wahr ſein, der Oldmann iſt ein kreuzbraver Herr. Ich habe mir gleich gedacht: Odgar, wende dich an ihn! — Aber der Theobald, wer hätte das gedacht? mir einen ſolchen Streich zu ſpielen, — 's iſt ein undankbares Geſindel! Wenn ich jedem 50 Prügel geben laſſe, dankt mir Keiner mit einer Silbe, obgleich von Tormann jeder wenigſtens 200 bekommen hätte! Ihm deſertirt keiner, und mir laufen ſie am Ende alle fort, wenn ich ſie nicht in Ketten legen laſſe! — Was kümmert's mich? Der Tormann wird nicht viel machen können, wenn Herr Oldmann ſich meiner annimmt! Mögen ſie es mit einander ausmachen — ich ſchleiche mich einſtweilen unter den Büſchen ganz ſachte fort! (Schleicht nach dem Hintergrund, plötzlich hört man mehrere Wägen einfahren, Peitſchen knallen.) Oho! was iſt denn das?

Stimmen außen. Der gnäd'ge Herr! Der gnäd'ge Herr!

Odgar. Ach du mein Gott! Der Baron kommt an, und ich bin noch hier! ich fliehe durch den Garten! (Dienerſchaft eilt im Hintergrund quer durch den Garten.) Wo ſoll ich nun hin? Der ganze Garten iſt voll von Leuten — der Hof wimmelt von Wägen — ich bin umringt, gefangen! wohin ſoll ich mich wenden? (Verſucht die Thür zu des Barons Zimmer.) Da iſt auch alles verſchloſſen! (an der Kabinetsthüre) die iſt offen! eine kleine ſchwarze Kammer! — kein Ausgang — brr! brr! das wäre meine Sache! da riskire ich lieber alles! (Will in den Garten.)

Stimmen. Hierher! hierher!

Odgar (zurückprallend). Jetzt sitze ich schön! Der Baron kommt gerade hierher! Keinen Schritt kann ich wagen! — wo verstecke ich mich? in die schwarze Kammer? hu hu hu! 's schaudert mich an! — Nein — wer weiß, was in der Kammer steckt! (Diener erscheinen im Hintergrund und stellen sich auf.) Sie kommen! In Gottes Namen! Alle guten Geister! — (Springt in die Kammer, schließt die Thür.)

Sechste Scene.

Baron, Tormann, Bediente
(treten lebhaft ein).

Baron (zu einem Diener). Diese Papiere in mein Kabinet! (Zu einem andern.) Melde dem Grafen Eduard meine Ankunft, und bitte ihn, zu mir zu kommen!

Diener. Graf Eduard ist schon früh ausgeritten.

Baron. Scop soll zu mir kommen — ich habe mit ihm zu reden!

Diener. Scop ist abwesend!

Baron. Hm! (Allen winkend.) Laßt uns allein! (Alle Diener ab.)

Siebente Scene.

Baron. Tormann.

Tormann. Der Herr Baron ist, wie es scheint, von dem, was während seiner Reise hier vorgeht, nicht am besten unterrichtet!

Baron. Durch Meere getrennt — konnte ich nur selten eine Nachricht erhalten!

Tormann. Graf Eduard hat ihre Abwesenheit trefflich benutzt, um allen ihren Befehlen entgegen zu handeln!

Baron. Eduard — wie so?

Tormann. Gestern am späten Abend erst bin ich gelandet, bin weder hierher noch in die Bergwerke gekommen — und weis doch Alles, was hier vorgegangen ist!

Baron. Wozu die geschraubten Worte? Rede deutlich! Ich habe vor meiner Abreise alle möglichen Vorsichtsmaßregeln getroffen, um Eduard von Bathilden entfernt zu halten. Das Haus des Oldmann brannte ab, dies war mir eine erwünschte Gelegenheit, Vater und Tochter in dem weit entfernten Waldschlosse eine Wohnung anzuweisen!

Tormann. Ha ha ha! und doch sind beide hier!

Baron. Hier? — wer hatte die Frechheit?

Tormann. Ei, Graf Eduard! Kaum waren wir beide nach Westen und Osten abgesegelt — als er nichts Eiligeres zu thun wußte, als Oldmann mit seiner Tochter hierher nach Walmor kommen zu lassen und zu erklären, daß er sich nie mehr von seinem Erzieher trennen würde. Sie haben die schönsten Zimmer im Schlosse, werden wie Graf und Gräfin behandelt, — während Eduard ihr abgebranntes Haus heimlich wieder aufbauen ließ, um damit dieser Tage seine angebetete Bathilde zu überraschen. Mit der Sonne Aufgang fliegt er jeden Morgen zum Bau hinüber und eben jetzt — ist er wieder dort, — um heute zur Verherrlichung ihres Festes — den feierlichen Einzug Oldmanns in das schön vollendete Haus zu veranstalten!

Baron. Ich falle aus den Wolken! Oldmann und Mathilde hier? ha! ich errathe den fein gesponnenen Plan des Ehrsüchtigen. Er wähnt noch immer mich in den alten Fesseln zu halten und mich zu zwingen, meines Sohnes Haud und die Grafschaft Walmor seiner Tochter zu geben! — Elender! du betrügst dich! Du sollst dies Erbe mit meinem Stamm nicht theilen! — es kostete mir zu viel —

Diener (tritt schnell ein). Gnäd'ger Herr! —

Baron (rasch). Was willst du?

Diener. Herr Oldmann bittet um die Erlaubniß, mit euer Gnaden sprechen zu dürfen!

Baron. Oldmann? Er soll sogleich kommen! (Diener ab.) Tormann erwarte mich, — ich habe dir mancherlei zu sagen, vieles anzuordnen — denn dieser Unverschämte darf keine Stunde länger hier bleiben! (bald laut) Endlich muß auch Eduard erfahren —

Tormann. Ja! Herr Baron! es ist Zeit — es wäre schon längst Zeit gewesen! Der junge Graf ist reif genug, um ein solches Geheimniß zu erfahren, und zu würdigen. In jedem Fall bauen sie auf meine Treue — da kommt er! —

Baron. Gehe! (Oldmann tritt durch den Hintergrund ein, Tormann geht durch die Gemächer des Barons ab.)

Achte Scene.

Baron. Oldmann.

Baron. Nur näher, lieber Oldmann! Ich habe vernommen, daß du hier wohnst und wollte dich so eben bitten lassen zu mir zu kommen!

Oldmann. Es ist mir lieb Herr, Baron — daß ich ihren Wünschen zuvor gekommen bin!

Baron (sieht sich um, ob niemand ihn höre, halb laut). Graf Eduard wird in diesem Jahre noch majoren; ich darf nicht länger zögern, ihm bekannt zu machen, daß ich sein Vater bin; daß ich alles — alles daran gewagt habe, um ihn auf den Gipfel der Ehre und des Reichthums zu erheben — daß ich Herr und Gebieter hier bin!

Oldmann. Ich verstehe, sie rechnen auf mich — mein Zeugniß soll dies Bekenntniß bestätigen — wornach sie hoffen, daß Graf Eduard im Drang kindlicher Liebe auch ferner ihrer Obhut und Vormundschaft sich gehorsam überlassen werde.

Baron. Ich darf es hoffen, obgleich Eduard bis jetzt wenig Liebe für mich gezeigt hat. Ich vermuthe — es habe sich jemand bemüht, — sein Herz von mir zu entfernen. Weiß er aber, daß er mir sein Leben verdankt, so wird es mir ein Leichtes sein, ihn ganz zu mir zurückzuführen.

Oldmann. Glaubt der Herr Baron?

Baron (mißtrauisch). Wie meinst du?

Oldmann. Ich meine — diese Erklärung würde nicht wohl ohne einige andere Erörterungen geschehen können!

Baron. Du wirst diese Erörterungen geben!

Oldmann. Ich habe es versprochen. Hoffen sie aber wirklich, daß diese Erörterungen ihnen das Herz des Grafen Eduard gewinnen werden? Was wird er denken, wenn ich ihm sage: Ruttweel irrte, von seinem Vater enterbt, verflucht, hülflos umher, wurde vom Grafen Walmor väterlich aufgenommen — mordete seinen Wohlthäter und will dessen Sohn aller seiner Gü-

ter berauben, um ſeinen eigenen mit den Schätzen der Schlachtopfer zu bereichern?

Baron. Du mißbrauchſt meine Lage — aber — (ſchneidend.) Du verkennſt auch die deinige! Du wähnſt ſtets, mein Schickſal leiten zu können — weil du glaubſt, der wahre Graf Eduard Walmor lebe noch —

Oldmann (kalt). Nein! ich bin vom Gegentheil überzeugt — und um den, welchen ſie ihren Sohn nicht nennen dürfen — gleichfalls zu überzeugen — wird es genug ſein — ihm einen gewiſſen von ihnen mir bisher ſo ſchlau verborgenen Theobald zu zeigen!

Baron (erſchrocken). Theobald? Großer Gott! — Welche Macht, welches Wunder konnte dir dies Geheimniß enthüllen?

Oldmann. Der Statthalter der Vorſehung — der Zufall.

Baron (bebend). Und Theobald — iſt er von allem unterrichtet? —

Oldmann. Noch nicht!

Baron. Höre wenigſtens meine Rechtfertigung! hätte ich, wie ich dir verſprochen, den Unglücklichen ſelbſt jenſeits des Meeres in Freiheit aufziehen laſſen — ſo mußte ich immer beſorgen, daß er eines Tages erſcheinen und die Wahrheit entdecken könnte! Was kann aber jetzt Theobald thun? was haben wir von einem Elenden zu befürchten, deſſen Seele vernachläſſigt, deſſen Körper durch eine Ueberlaſt harter Arbeiten erdrückt iſt? —

Oldmann. Barbar!

Baron. Um eines Weſens willen, das kaum des Namens Menſch würdig iſt — wird doch mein Oldmann mich nicht verrathen wollen?

Oldmann. Sie irren. Trotz alles Drucks und aller Schmach iſt er kraftvoll und blühend herangewachſen, kühn iſt ſein Geiſt, muthig ſein Herz. Gott hat an ihm ein neues Wunder geübt. Aber — mußten ſie mich 20 Jahre lang mit Lügen über das Schickſal dieſes Unglücklichen ſchmählich hintergehen? Hätte ich ihre unmenſchliche Grauſamkeit nur ahnen können, würde ich wohl das arme Kind ſeinen Henkern überlaſſen haben? Ich mußte zugeben, daß der Knabe in ein fremdes Land gebracht wurde, um ſeine Eltern nie kennen zu lernen! (Mit Bedeutung) Vielleicht lag in meinem Benehmen mehr wahre Menſchlichkeit, als ſie jetzt noch zu begreifen vermögen. — Womit wollen ſie nun dieſe Unmenſchlichkeit entſchuldigen? Hätte ihr Herz keinen Augenblick für das arme Weſen einiges Mitleid empfunden? Sprach kein geheimes Gefühl für den Elenden, — rührte ſich keine Saite in ihrer Bruſt? Ha — (Hält einen Augenblick inne, dann ruhiger) Entſagen ſie aller weitern Verfolgung gegen Theobald — er ſteht fortan unter meinem Schutz. Sie können ihre Rache nun gegen mich wenden. — Ein Mord mehr oder weniger, was will das ſagen? Aber nützen wird es ihnen nichts — denn meine Maßregeln ſind längſt getroffen! Nur einen Schritt weiter, Herr Baron, und ſie ſtehen vor dem Richter, was dann aus dieſem alten Kopf auch werde! (Verbeugt ſich, ab.)

Neunte Scene.

Baron. Tormann.

Baron. Ich bin vernichtet! — Was nun beginnen? — wozu mich entschließen?

Tormann (kommt zur Thür herein, furchtsam). Gnäd'ger Herr!

Baron. Tormann! Du siehst mich in Verzweiflung!

Tormann. Sie — sprachen von Theobald? wußte Oldmann —

Baron. Alles! Alles!

Tormann. Großer Gott!

Baron. Nach 20 Jahren des glücklichsten Erfolges scheint sich heute Alles gegen mich verschworen zu haben! Die Säulen meines Glückes wanken und drohen, über meinem Haupte einzustürzen! und ich Wahnsinniger! ich habe meine Hände mir selbst gebunden! Dieser Oldmann —

Tormann. Sie haben mir immer nicht glauben wollen —

Baron. Ja! ich war bethört, wahnsinnig, rasend! Aber — soll ich dir meine Schwachheit bekennen? nie konnte ich den Muth über mich gewinnen, Theobalds Tod zu befehlen, und selbst jetzt noch kann ich deinem Rathe nicht folgen; — noch jetzt bebt mein Herz bei dem Gedanken an seinen Tod! Nein, er soll nicht sterben, so lange das Geheimniß ihm nicht bekannt ist! Aber — Oldmann muß unschädlich gemacht werden!

Tormann. Befehlen sie — was soll ich thun?

Baron. Sind dir die Leute deines Schiffes ergeben?

Tormann. Alle!

Baron. Heute Nacht muß alles geschehen sein! Fort! sorge nun, daß wir sogleich in den Bergwerken

beim Feſt erſcheinen können. Komm bald zurück — dann ſollſt du hören, was ich beſchloſſen habe! Fort!

Tormann. Bald bin ich wieder hier! (Ab.)

Baron (außer ſich). Theobald — Graf von Walmor, und Eduard, mein Sohn, ein Bettler? Wahnſinnige! — Narren! die wähnen können, man gäbe die Früchte von zwanzigjähriger Arbeit plötzlich auf — weil Einem das Blut noch zu Zeiten in die Wangen ſchießt — und das armſelige Ding hier — Herz genannt — erſt mit dem Leben aufhört, zu leben und zu zittern! Des Lebens Leben thront hier (auf den Kopf deutend) Der Verſtandgebietet — ich folge ſeinem Willen! (Ab.)

Zehnte Scene.

(Die Kabinetsthüre öffnet ſich leiſe, Odgar ſieht verſtohlen und bebend heraus, zieht ſich wieder ängſtlich zurück, tritt endlich vorſichtig heraus.)

Odgar. Ich höre nichts mehr — ich ſehe nichts mehr — ſie ſind alle fort! Hu, hu, hu, ich athme wieder! Aber du lieber Herr Gott! was habe ich gehört? — ich zittre noch am ganzen Leibe! (ſich immer ängſtlich umſehend.) Der — ja der arme Theobald — der Bergmann — iſt der Sohn des alten Herrn — und der — ja der — der hier für ihn gilt — hätte ich das früher gewußt — jetzt aber — jetzt kann ich nichts thun, als mich eiligſt davon machen. Mag das Feſt gehen, wie es will, ich habe nicht Luſt, den Tanz zu zahlen! (Tormann kommt, und bleibt ſtehen, wie er ihn ſieht.) Ich mache mich aus dem Staube — laſſe hier Alles im Stich — ſetze mich auf ein Schiff und fahre in ein andres Land, 20,000 Meilen von hier! (Will gehen.)

Eilfte Scene.

Odgar. Tormann.

Torman (barſch). Odgar, was machſt du hier?

Odgar. Ach! Ach du mein Gott! Herr Tormann! jetzt haben ſie mich! ich bin verloren!

Tormann. Warum biſt du nicht in den Bergwerken? habe ich dir nicht verboten, wegzugehen? was willſt du hier im Schloß?

Odgar. Herr Tormann! — ich bitte — werden ſie nicht böſe — ich — ja — Ach Gott — ich — (fällt auf die Knie) Gnade, Herr Tormann!

Tormann. Gnade? was haſt du gethan?

Odgar. Gar nichts!

Tormann. Warum bitteſt du denn um Gnade? Du zitterſt?

Odgar. Zittre ich? ich glaub's gerne!

Tormann. Steh auf!

Odgar (ſchnell aufſtehend). Ja, Herr Torman!

Tormann. Sage mir die Wahrheit!

Odgar. Ja, Herr Tormann!

Tormann. Warum biſt du hier?

Odgar. Weil — weil ich's nicht anders machen konnte! Ich muß es nur ſagen: hängt mich! rädert mich! aber habt Gnade mit mir! 's iſt nicht meine Schuld, ich ſchwöre es euch — fragt alle Bergleute — wir haben die ganze Grafſchaft ausgeſucht — der Teufel muß ihn fort geführt haben!

Tormann. Wen?

Oldmann. Den Theobald — Herr Oldmann!

Tormann. Theobald?

Odgar. Geſtern iſt er deſertirt!

Tormann. Theobald entflohen? Verräther — du ſtandeſt mir mit deinem Leben für ihn!

Odgar. Ja! ja freilich, Herr Tormann! das wußte ich! aber er iſt darum doch fort!

Tormann. Hatte ich nicht gerade dieſen Arbeiter deiner ſtrengſten Aufſicht empfohlen?

Odgar. Ich habe alles gethan, wie ihr mir befohlen, Herr Tormann! Er mußte für vier arbeiten, bekam nur für einen halben zu eſſen, ich prügelte ihn fünfmal des Tags, ob mir gleich das Herz ſpringen wollte, und doch — ja — ja, Herr Tormann — doch wollte er nicht bleiben!

Tormann. Elender! ich weiß nicht, was mich abhält!

Odgar. Ach! um Gotteswillen! mordet, erdroſſelt mich nicht! Gnade, Herr Tormann! Gnade! (Oldmann und der Baron kommen, von dem Lärm angezogen von mehrern Seiten herein.)

Zwölfte Scene.

Vorige. Baron. Oldmann.

Oldmann. Halt ein!

Baron. Was höre ich?

Odgar. Helft mir, Herr Oldmann! Schützt mich!

Tormann. Der Elende hat den Theobald entwiſchen laſſen!

Baron. Theobald! (Faßt wüthend Oldmanns Arm.) Oldmann — den Theobald?

(Tormann wendet ſich wieder drohend gegen Odgar.)

Oldmann. Odgar iſt unſchuldig, ich allein habe Theobald zur Flucht geholfen!

Baron. Wahnsinniger! Du?

Oldmann. Dem Himmel sei Dank! Fort, Odgar!

Odgar. Schönen Dank, Herr Oldmann! (Entflieht nach der andern Seite unbemerkt. Lärm hinter der Scene.)

Baron. Was bedeutet dies Geschrei?

(Bauern und Bäuerinnen, Bediente strömen herein.)

Baron. Was ist geschehen?

Stimmen (hinter der Scene). Theobald soll leben!

Baron. Oldmann. Scop. Tormann (erstaunt). Theobald?

Oldmann (bei Seite). Er ist verloren!

Dreizehnte Scene.

Vorige. Bathilde (kommt gelaufen). Bauern. Diener.

Bathilde. Vater! Vater! Graf Eduard ist gerettet!

Oldmann. } Eduard!
Baron. }

Bathilde. Ach, wenn ihr wüßtet, — er ist in der größten Gefahr gewesen! Er ist beinahe in den Strom gefallen!

Oldmann. Großer Gott!

Baron (außer sich). Mein Sohn! mein Eduard!

Bathilde. O sein sie ruhig, gnädiger Herr! — Er ist gerettet — das sehen sie ja an meiner Freude! Er kommt so eben in's Schloß mit seinem Retter!

Baron. Sein Retter! —

Bathilde. Theobald hat ihn gerettet!

Oldmann.
Baron. } Theobald?

Stimmen (außen). Da iſt er! Da iſt er!

(Neue Haufen von Landleuten treten ein und gruppiren ſich.)

Vierzehnte Scene.

Vorige. Theobald. Eduard. Landleute. Diener.

(Eduard im Jagdkleid tritt umringt, begafft ꝛc. Arm, in Arm mit Theobald ein, allgemeiner Jubel.

Eduard. Komm Theobald! fürchte nichts! du ſtehſt unter meinem Schutze! Ja Freunde! — Er hat mich gerettet — ihm allein danke ich mein Leben!

Baron (außer ſich). Eduard! mein Eduard! — Ach, Herr Graf!

Eduard. Welche Freude macht es mir, ſie heute hier zu ſehen! Bewundern ſie meinen heldenmüthigen Retter! helfen ſie mir, ihn würdig zu belohnen!

Baron. Er — (Oldmann, Mathilde umringen den Theobald freudig und freundlich.)

Eduard. Ja — der gute Theobald! — Ich hatte ihre Ankunft erfahren, wollte auf dem kürzeſten Weg eilen, ihnen meine Ehrfurcht zu bezeugen, und wählte den Felspfad am Strome hin.

Baron. Unvorſichtiger!

Eduard. Ich kam glücklich bis an jene Stelle, wo man hoch über den brauſenden Waſſern, am furchtbar ſchroffen Abgrund hin auf ſchmalem Gewölbe in der Luft zu ſchweben ſcheint. Die grellen Lichter, welche Geſpenſtern gleich auf dem Strom umhergaukeln,

das Rauſchen der brandenden Wogen an den ſchroffen Felſen, machten mein Pferd ſcheu; es ſprang ſeitwärts und gleitete unaufhaltſam über die rollenden Steine mit mir hinab, der gräßliche Tod öffnete ſeinen Schlund nahe vor mir — ich konnte ihm nicht entrinnen, — ich war verloren — da ſprang Theobald wie ein rettender Engel über Felſen und Abgründe herbei, faßte mein Pferd am Ziegel, warf es mit Rieſenkraft ſeitwärts hinter den Strunk einer alten Eiche, — und ich lag, wie durch ein Wunder des Himmels, in ſeinen Armen! (Umarmt ihn feurig.)

Bathilde. Ach! Der gute Theobald!

Oldmann. Wie theuer biſt du mir nun!

Theobald. War's denn nicht ganz natürlich, daß ich ſo handelte? Für meine Gefahr lohnt mich die Freude, ihn gerettet zu ſehen, tauſendfach!

Eduard (zum Baron). Fühlen ſie nicht ihr Herz gerührt von ſo viel Edelmuth und Selbſtaufopferung?

Baron. Theobald! es bedurfte keiner kleinern That, um dir für deine Flucht aus den Bergwerken Verzeihung zu erwerben!

(Alle betrachten den Baron erſtaunt.)

Theobald. Es iſt wahr, Herr Baron, ich habe mich ſchwer vergangen daß ich meinem Herrn entflohen bin! Aber warum behandelte man mich auch ſo ungerecht, ſo unmenſchlich? Ich war bei den Verbrechern, und welches Verbrechen habe ich denn begangen? Die härteſten Arbeiten waren mir ſtets vorbehalten! Wenn ich ermattet niederſank, wenn ich, halb verhungert, an Händen und Füßen blutend, um Schonung bat, ſo war ſtets die Antwort: „Stirb! wenn du willſt!“ wenn ich vor meinen Henkern auf die Kniee ſank und mit auf-

gehobenen Händen wie zu Gott flehte: Laßt mich nur einmal das Licht der Sonne sehen! — so schrieen sie mich an: „Nie sollst du die Sonne schauen!“ Wenn alles um mich her in süßem Schlafe ausruhte von den Beschwerden des Tages, und auch meine Kniee brachen und meine Augenlieder sich schlossen, so trieben sie mich allein mit Schlägen auf. „Wache, Hund! und arbeite!“ Da ergriff Verzweiflung mein Herz, ich verfluchte mein Leben und die Stunde meiner Geburt! Unerträglich waren mir die Ketten — ich war entschlossen, lieber im Abgrund mich zu begraben, als wieder lebend in die Hände meiner Henker zu fallen!

Bathilde. Armer Theobald!

Oldmann. Menschen können den Menschen so hart mißhandeln!?

Eduard. Du warst mein Eigener — du bist frei!

Baron (bei Seite). Was thut er?

Eduard. Mir wirst du nicht entfliehen! An meiner Brust sollst du alle Leiden der Vergangenheit nun vergessen! An meiner Brust des Lebens dich freuen! Mein Retter! mein Freund! Nie kommst du mehr von meiner Seite!

Oldmann (bei Seite). Ewiger! Im Staube erkenne ich deine Weisheit, deine Gnade!

Theobald (will ihm zu Füßen sinken). Wie! Hoher Herr! so viele Gnade!

Eduard (ihn aufhebend und ans Herz drückend). Eine heilige, eine süße Pflicht!

Baron (bei Seite). Teuflischer Zufall!

Diener (eintretend). Euer Gnaden — alles ist zur Abfahrt bereit!

Baron. Wir kommen!

Eduard (zu Oldmann). Oldmann — den mein Herz so gern Vater nennt — komm mit uns hinüber in die Bergwerke, kein trauriger Anblick soll dich an vergangene Leiden und Schrecken erinnern! Und meine gute Mathilde wird gewiß sehr angenehm überrascht sich fühlen! Theobald, du gehst voraus in die Bergwerke! Künde meine Ankunft an, sage allen Arbeitern — daß Graf Walmor ihnen stets ein Schützer, ein Vater sein wird!

Theobald. Ach, gnäd'ger Herr!

Baron (zu Tormann). Wir dürfen keinen Augenblick verlieren, wähle einige vertraute Leute — sie sollen uns folgen!

Tormann. Ich verstehe!

Theobald. Wiedersehen, Vater Oldmann! glückliches Wiedersehen, holde Mathilde! O, Herr Graf — ich möchte lachen und muß doch weinen! Die erste frohe Stunde in meinem Leben! — Ach Gott, die Freude — die Lust — ich darf nun das Sonnenlicht immer auf und niedergehen sehen — ich darf die schönen Sterne schauen, das freundliche Auge des Himmels, den lieblichen Mond, — mir blühen nun die Blumen — mir singen die Vögel im schattigen Walde — mir grünen Felder und Auen! — unter Menschen darf ich wohnen wie ein Mensch! — O Herr Graf — das — nein, das vergißt euch der arme Theobald in seinem ganzen Leben nicht! (Alles gruppirt sich in der lebhaftesten Theilnahme um ihn, er ist ganz außer sich. Der Baron und Tormann geben sich Zeichen. Eduard schaut die Scene mit ruhigem Glück an, alles rüstet sich in Gruppen zum Abgang, Theobald fliegt davon.)

(Der Vorhang fällt schnell.)

Theobald .

Ich darf die schönen Sterne schauen

Act I . letzte Sc.

Zweiter Aufzug.

(Ländliche Gegend. Hintergrund, ſtarre Felsmaſſen praktikabel von einem rauſchenden Felswaſſer durchbrochen, über welches eine hölzerne gangbare Brücke führt. Links der Eingang in einen Schacht mit Flaſchenzug, Treibrad, Körben, Winden ꝛc. Auf einer kleinen Erhöhung ein hölzernes Thürmchen mit der Glocke, welche zur Arbeit ruft. Ganz im Vorgrund eine Baumgruppe mit einem ſteinernen Tiſch, Bank ꝛc. auf dem Tiſch Reſte eines kleinen Mahles. Rechts der Eingang zu einer neuen mit Kränzen geſchmückten freundlichen Wohnung.)

Erſte Scene.

John

(mit mehrern Bergleuten, im Geſpräch eifrig begriffen).

John. Ich ſage euch aber, 's iſt eine ganz ausgemachte Sache! Theobald iſt gefunden, ich ſelbſt habe ihn geſehen, Edgar iſt wieder hier, aber er iſt noch unruhiger und verwirrter als zuvor! Ja freilich, er hat immer den Fehler begangen, ihn entwiſchen zu laſſen, und der Baron verſteht keinen Spaß. Aber gelt, Kame-

raden — ha ha ha! wenn wir den Theobald gefunden hätten — wir hätten ihn festgehalten — an unsern Herzen — und, ha ha ha! ihm den Weg gezeigt! hussa! noch einen Becher auf sein Wohlsein!

Alle (am Tisch den Bierkrug von Mund zu Mund kreisen lassend). Hussa! Theobald soll leben! (In diesem Augenblick tritt ein Arbeiter in das Thürmchen und läutet zur Arbeit.)

John. Was ist das? hört ihr? schon ruft die Glocke zur Arbeit! Man sieht wohl, daß Odgar schlechter Laune ist, er läßt uns heute kaum Athem schöpfen!

Arbeiter (am Treibrad, und in den Schacht). Ho! ha! — he! ha! ho! ha!

John. Nun 's wird Ernst! fort, weil es denn sein muß! Den letzten Schluck auf das Wohl des jungen Grafen, unsers guten Herrn!

Alle. Graf Eduard soll leben!

Zweite Scene.

Vorige. Odgar

(tritt zornig ein, einen großen Stock schwingend).

Odgar. Holla! Alle Wetter! Tausend Donnerwetter! Zehntausend Millionen Bomben! wollt ihr mir wohl die Freundschaft erweisen, sogleich an die Arbeit zu gehen? Seid ihr alle taub? habt ihr die Glocke nicht gehört? an die Arbeit, ihr faulen Schlingel, an die Arbeit! oder ich laß euch 14 Tage lang in Ketten und Bande legen!

John. Ei, ei, Herr Odgar, wir gehen schon! Ihr braucht nicht so zu schreien!

Odgar. Raiſonniren? wer raiſonnirt? Du! nimm dich in Acht! du haſt eine ſchlechte Zeit gewählt, 's könnte nicht gut für dich ausfallen!

John. Ach, Herr Odgar — was ſprecht ihr denn ſo hart und rauh? Ihr waret ſo gut, ſo ſanft, ehe ihr Aufſeher waret, laßt das, 's ſteht euch nicht gut an!

Odgar. Aha! du findeſt, daß es mir nicht gut anſteht? O du wirſt ſchon Zeit haben, dich daran zu gewöhnen, denn — von jetzt an werde ich immer ſo ſein! Sehe mir einer die Dummköpfe! Sie wollen mich bereden, daß ich nicht böſe ſei! — ja! ich bin es, ich will es ſein, und werde es ſo lange bleiben, als ich im Bergwerk bin! Ich gehe keinen Schritt mehr ohne einen Prügel in der Hand, ich rede kein Wort mehr, ohne zu fluchen, und Tauſend Donnerwetter — ich laſſe alle in Eiſen ſchmieden, denen es ſo nicht recht iſt! Marſch, fort! Denkt daran! und jetzt rede mir noch einer von meiner Güte! —

John. Und das alles müſſen wir wegen des Theobalds erleben?

Odgar. Wegen des Theobalds! — ja! — nein — nemlich — hört, meine Kinder, ihr müßt geſtehen, 's iſt ſehr grauſam, daß man mich wegen meiner Gutmüthigkeit für den jungen Menſchen — ha! holla! was mache ich denn? — ich werde ſchon wieder vertraulich mit ihnen. — Laßt mich in Ruhe! fort zur Arbeit! Alles Erz muß zu Tage ſein, ehe Herr Hermann ankommt! fort! Marſch! wie oft ſoll ich's befehlen? und daß mir Keiner mehr von Theobald rede! verſtanden!? — Marſch! fort! oder —

(John und alle Uebrigen laufen ſchnell davon an die Arbeit.)

Dritte Scene.

Odgar (allein).

Ha ha ha! ich möchte mich nur selbst sehen können, wenn ich zornig bin! ha ha ha! 's geht nicht, ich muß es aufgeben! Odgar ein Tyrann! O, du lieber Gott! — 's ist zum lachen! — Aber was ich nicht sagen darf, das ist doch gewiß und wahrhaftig wahr! ich habe es recht gut gehört — der Theobald ist der Sohn des verstorbenen Grafen von Walmor! — ha ha ha! Nun kann ich doch sagen: Odgar hat einen großen Herrn erzogen! — hm! hm! wer hätte auch das errathen können? wer konnte in ihm den großen Herrn erkennen? ha ha ha! ein großer Herr der arbeitet! und was für ein Glück hätte ich machen können — denn ich stelle mir vor, wenn einer zu mir käme und sagte: Herr Odgar, du bist ein geborner großer Herr, ich weiß es gewiß! so gäbe ich ihm in meiner Herzensfreude eine ungeheure Summe Geldes, und wäre noch recht vergnügt, den Rest für mich behalten zu können! — Ach Gott! alles dieses läuft mir im Kopf bunt durch einander — das macht mich ganz taumelig, ganz verwirrt; wenn's lange dauert, so werde ich am Ende noch verrückt! (Großer Lärm.) Was soll das heißen? will wieder einer desertiren? das fehlte mir noch! — Am Ende habe ich lauter große Herren unter meiner Aufsicht!

Vierte Scene.

Odgar. John (außer Athem).

John. Herr Odgar! Herr Odgar! Theobald iſt da!

Odgar. Theobald? nicht möglich!

John. Ganz allein iſt er gekommen! Wir alle bitten um Gnade für ihn! Gnade, Herr Odgar!

Odgar. Was? Wie? — Er, er kommt zurück?

John. Herr Odgar! thut dem guten Jungen nichts zu Leide!

Odgar (ganz verſtört). Laßt mich in Ruhe! — Er kommt zurück! Theo — Theobald! — Der Verſtand ſteht mir ſtille! — Der Athem bleibt mir aus — ich weiß nicht mehr, wo ich bin — wer ich bin! ha, ha, ha, Theobald (Zornig ſtampfend.) Geh mir aus den Augen!

Fünfte Scene.

Vorige. Theobald, Bergleute (ihre Weiber und Kinder).

Alle (ſich drängend und ſchreiend). Da iſt er! Er iſt's! unſer guter Theobald! Gnade! Gnade! Gnade! Herr Odgar!

Odgar (außer ſich). Ja — ja! Er — Er iſt's!

Theobald. Ja, Patron — ich bin es! Ich habe euch gewiß viele Sorge und Unruhe gemacht — verzeiht mir, Herr Odgar!

Odgar (kann kaum reden). Ich — ich — verzeihen — euch — (Mit Ehrfurcht ihn begrüßend.) Ach! Herr — Herr

Theobald — im Gegentheil — ich bin so zufrieden, so vergnügt — ich — ich möchte aus der Haut fahren vor Freude, daß ich euch so gesund und wohl wieder sehe!

John. Ei! wie gut er wieder ist!

Theobald. Nun! um so besser! Es macht mir Vergnügen, daß ihr keinen Groll gegen mich habt!

Odgar. Ich — ach! — ich — einen Groll — gegen euch! — Ach — Herr Theobald — könntet ihr glauben!

John. Hm! Herr Odgar, wir hatten Ursache, alles mögliche zu befürchten; sagtet ihr nicht noch vor einer Stunde: Der Taugenichts! Der Elende, der Schlechte —

Odgar. Ei — nehmt mir's nicht übel — das habe ich nicht gesagt!

John. Fangt ihn! werft ihn in Ketten und Bande! Der Kerl soll mir unterm Prügel sterben!

Odgar. Ich — ich — ei du mein Gott — daran hat mein Herz nie gedacht! (Immer verlegener.)

Theobald. Nun! wenn ihr's auch gesagt habt! 's wäre ja nicht das erstemal! Laßt's gut sein! Schweigen wir davon! — Ich — ich — habe eine Bitte an euch, Herr Odgar. — Oldmann ist mit der schönen Mathilde hierher unterwegs, der gnädige Herr kommt später nach! Das Fest soll den ganzen Tag dauern! Nun Herr Odgar — seid gut — laßt alle meine Kameraden heute feiern!

John (und Alle). Ach! Herr Odgar! feiern, laßt uns feiern!

Odgar. Stille! Ruhe! Kein Wort! fordert nichts! bittet mich um nichts! 's ist unmöglich!

Theobald. Wie? ihr schlagt mir's ab?

Odgar (die Mütze abnehmend). Herr Theobald — macht's euch Vergnügen?

Theobald (eben so). Ei — ich bitte darum — 's ist mir eine Gnade — die —

Odgar. Davon ist gar nicht die Rede! — seh die Mütze auf — 's weht ein kalter Wind, sagt mir nur: macht's euch wirklich ein Vergnügen?

(Alle sehen ihn erstaunt an.)

Theobald. Freilich, sonst würde ich euch nicht darum bitten!

Odgar (ausbrechend). Feiertag! ganzer Feiertag! — Kein Mensch soll heute arbeiten! — wer eine Hand anrühret, den laß ich in Eisen schmieden! (Sie drängen sich dankbar um ihn, er wehrt sie ab.) Halt! Laßt mich! hier — Herrn Theobald — dem danket — ihm allein! —

Alle. Wir danken — Herr Odgar!

Odgar. Hört ihr nicht? Schafsköpfe! — ich sage euch ja — hier dem Herrn Theobald sollt ihr danken!

Alle. Hussa! Theobald soll leben!

Odgar. Herr Theobald! — hört ihr? Herr Theobald soll leben!

Alle (lachend). Herr Theobald soll leben!

(Mit Ausbrüchen der lautesten Freude ab.)

Sechste Scene.

Odgar. Theobald.

Odgar (für sich, während Theobald die Bergleute freundlich begleitet). Ich glaube, er ist nicht unzufrieden mit mir — und bei der ersten Gelegenheit, wo wir allein und — (sich umsehend) jetzt — ja jetzt wäre ja die schönste

Gelegenheit — er geht nicht fort — er kommt zurück — ob ich es wage?

Theobald (heiter). Ei, Herr Odgar — ich bin ganz glücklich über eure gute Aufnahme! (Ihm die Hand bietend.) Schlagt ein, guter Odgar.

Odgar (wagt es nicht). Herr Theobald — gewiß — wahrhaftig — ich — daß —

Theobald. Nun, so schlagt ein! wollt ihr jetzt erst anfangen, mich zu zanken?

Odgar. Ich — euch zanken? — im Gegentheil — Ich bitte euch um Verzeihung, Herr Theobald!

Theobald. Mich? um Verzeihung bitten? und warum?

Odgar. O! warum — Ach Gott, 's gibt hier so manches warum! — Seht, Herr Theobald — ihr könnt mir's glauben, wenn ihr wollt: da drinnen im Herzen liebte ich euch immer wie meinen Bruder, wenn's erlaubt ist; und oft, wenn ich euch — so kleine Verdrüßlichkeiten zuzog, wurde ich so böse auf mich selbst, daß ich mich hätte prügeln mögen, wenn ich gedurft hätte! Aber reden wir nicht mehr davon — nicht wahr — ihr habt alles vergessen, und wenn ihr auf einmal — gerade wie in einem Feenmährchen, ein großer Herr werdet — so rächet ihr euch nicht an dem armen Odgar!

Theobald. Ha ha ha! ich? nein, nein! Herr Odgar! gewiß nicht! Aber deshalb könnt ihr ruhig schlafen — denn ich bleibe mein ganzes Leben der arme Theobald.

Odgar. Mein Gott! man muß nichts verschwören! — wer weiß? — o, es gehen gar sonderbare Dinge in der Welt vor! — Ja, Herr Theobald — nichts für ungut — wer — ja, wer war denn euer Herr Vater?

Theobald. Mein Vater? ich habe ihn nie gekannt!

Odgar. Nicht? gerade wie ich! Wenn ich aber ſage, gerade wie ich — ſo iſt's doch nicht ſo ganz das nemliche — weil ihr — während ich —

Theobald. Aber was wollt ihr denn heute? ich verſtehe euch nicht!

Odgar. Seht, Herr Theobald, ihr habt ein gutes Herz; wenn nun — einer — ich zum Beiſpiel zu euch käme und ſpräche: Hm! hm! hm! Theobald! mein Freund Theobald — laßt's euch nicht verdrießen, noch kann ich euch meinen Freund nennen — 's wird aber bald anders werden, aber jetzt noch —

Theobald. Jetzt noch? Bald? was ſoll euch denn bald hindern, mich euern Freund Theobald zu nennen?

Odgar. Laßt mich nur ausreden! — ja, wenn ich nun ſo plötzlich zu euch ſpräche: Mein Freund Theobald — ihr ſollt durch mich große Reichthümer bekommen, Schlöſſer, Landgüter, Vaſallen, Ochſen, Bergwerker Teiche, Dienerſchaft, Schafheerden. Seht euch nur um — ſo wie alles hier iſt — Ja — dort — und hier — dort oben — dort unten — alles rings umher — alles ſoll euer gehören — ich will euch alles geben!

Theobald. Ha ha ha! Du machſt mir ein herrliches Geſchenk!

Odgar. Gefällt's euch? nun! was gäbet ihr mir — wenn ich dies alles euch gäbe?

Theobald. Ei, wenn Herr Odgar reich genug wäre, um mir Landgüter, Schlöſſer und Bergwerke zu ſchenken, — ſo hätte er ja meiner Geſchenke nicht nöthig!

Odgar. Ja freilich — aber das thut nichts! Sagt nur, was gäbt ihr mir? ſagt's nur, das koſtet euch ja nichts!

Theobald (lachend). Nun Odgar, ich theilte mit euch!

Odgar. Theilen? O — ach! — o nein! Das wäre zu viel! Nein, Herr Theobald! sprecht nur: Mein wackerer Odgar, du bist gezwungen, tief unten in der Erde zu graben, gegen alle Leute grob zu sein und du hast doch nichts davon! Ich befehle dir, dein garstiges Handwerk aufzugeben! Du liebst das gute Bier — Du sollst immer ein paar Fäßer voll im Keller haben; du hast eine schlechte Wohnung, laß die armselige Hütte im Stich, suche dir ein schönes Haus auf meinen Landgütern aus, ich schenke es dir!

Theobald (lachend). Aber guter Gott! ich habe ja selbst keinen Bund Stroh, worauf ich mein Haupt legen könnte!

Odgar (fortfahrend). Ferner gebe ich dir jährlich 100 Goldstücke — und das Jagdrecht in meinen Forsten! nun — gebt ihr mir's?

Theobald (lachend). Bewilligt! schlagt ein!

Odgar. Gewiß?

Theobald. Ja, sobald ich alles besitzen werde, was ihr mir sagt!

Odgar (außer sich vor Freude). Ich habe sein Wort! (nimmt die Mütze ab) Nun — Euer Gnaden! — Gnäd'ger Herr! Gnäd'ger Herr Graf!

Theobald. Gnäd'ger Herr Graf? ha ha ha!

Siebente Scene.

Vorige. Tormann

(iſt während der letzten Rede von beiden nicht bemerkt eingetreten).

Odgar (ihn ſehend). Ach Gott, 's iſt Herr Tormann!

Tormann. Theobald! Herr Oldmann kommt ſo eben an, alles ſtrömt ihm entgegen und du eilſt nicht, ihn zu begrüßen?

Theobald. Oldmann — Er kommt — ach! ich fliege ihm entgegen! (luſtig) Herr Odgar — es bleibt bei meinem Verſprechen! wenn ihr auf meinen Landgütern ein Haus findet, was euch gefällt — ſo nehmt's hin, 's iſt euer! ich gehe nun, meinen Wohlthäter zu begrüßen! (Ab.)

Achte Scene.

Tormann. Odgar.

Odgar. Und ich — weil nun Herr Tormann da iſt — ſo gehe ich!

Tormann (ſtreng). Bleibe!

Odgar (bei Seite). Hab mir's gleich gedacht!

Tormann. Was bedeuten Theobalds Worte?

Odgar (verlegen). Was — was ſie bedeuten?

Tormann. Die Verſprechungen? Landgüter? Haus?

Odgar. Die Verſprechungen? Seine Verſprechungen? ja — hm —

Tormann. Wirſt du mir antworten?

Odgar (bei Seite). Daß ich ein Narr wäre! (laut) Ja — hm! — ich meinte — ich ſagte — das Haus, welches der gnäd'ge Graf Eduard dem Herrn Oldmann hat bauen laſſen, wäre ſo erſtaunlich ſchön — und das, welches ich in dem Bergwerk bewohne — und jenes — und — nun darauf ſagte er mir —

Tormann. Daß du ein Eſel biſt!

Odgar. Nein! das ſagte er nicht!

Tormann. Nun! ſo hätte er es doch ſagen können!

Odgar. Wie ihr befehlt, Herr Tormann!

Tormann. Schon gut! Nimm dich aber in Acht, daß ich dich auf keinem Fehler mehr erwiſche; — du verdien'eſt —

Odgar. Ach — beſter Herr Tormann!

Tormann. Danke es dem Grafen Eduard — ſonſt ſei verſichert, daß es dir nicht ſo leicht hinginge. Jetzt aber will ich ſogleich die Bergwerke ſelbſt unterſuchen und mich nach deinem Betragen erkundigen, wehe dir, wenn du noch andre Vorwürfe verdient haſt!

Odgar. Ach — Herr Tormann! — warum ſo böſe!

Tormann. Schweige! und bleibe, ich brauche dich nicht zum Führer! (Ab.)

Neunte Scene.

Odgar (allein).

Odgar, mein guter Odgar! Das nimmt ein ſchlechtes Ende für dich! Der Tormann wird dir Theobalds Flucht nie verzeihen! Ich ſitze ſchön in der Patſche! aber du kannſt dich daraus befreien — wenn du Muth haſt — wenn du aber den Muth nicht hätteſt

—'was doch leicht geſchehen könnte — ſo — pah! warum ſollteſt du nicht den Muth haben? Warum? fort — ich will reden — ich ſage alles! — 's iſt gewiß der grobe ungeſchliffene Spitzkopf — der Tormann — der dem Baron überall bei den Spitzbübereien geholfen hat! Da kann ich mich rächen für all das Herzeleid, was er mir angethan hat — und noch überdies mein Glück machen! — Ja — Odgar! du ſagſt alles — das Gericht wird ſchon — (Lärm, Schreien.) Bſt! Mäuschenſtille! Sie kommen! ich ſtelle mich, als wüßte ich von allem nichts! Odgar, verbrenne dir's Maul nicht! Kein Athemzug ſoll mich verrathen!

Zehnte Scene.

Odgar. Oldmann. Bathilde. Theobald. Scop. Landleute.

(Freudiger Einzug. Auf der Brücke erſcheint Theobald mit Oldmann und Bathilde und Scop, von Landleuten ꝛc. umgeben — Oldmann bleibt freudig ſtaunend ſtehen, Bathilde ſchreit lautauf beim Anblick ihres neuerbauten Hauſes, ſie drängen ſich ſchnell herab, alles zu ſehen, zu bewundern.)

Bathilde. Vater! Vater! Sieh nur das herrliche Haus! Ach Gott! iſt's auch kein Traum?

Oldmann. Welch ein Wunder! mein einſt ſo theures Haus — das ich als einen Raub der Flammen ſah! —

Bathilde. Ach Vater! ahnet nicht dein Herz, wie das meinige, den Urheber dieſes Wunders? Ja! ich täuſche mich nicht — es iſt der gute, liebe Graf Eduard!

Oldmann. Eduard!

Scop. Ja, Herr Oldmann! Großmüthig wollte er euch damit überraſchen.

Odgar (bei Seite). Ha ha ha! ſo wird mich Theobald überraſchen!

Bathilde. Der gute Eduard! ſiehſt du Vater, um uns eine Freude zu machen, hätte er dieſen Morgen bald ſein Leben verloren!

Oldmann. Ach, Theobald! ohne deinen Muth — hätte er für mich ſein Leben verloren! O wie viel theurer biſt du mir nun! Ja, halte dich an ihn — beide ihm treu — liebe ihn — er wird dein gutes Herz erkennen, er wird gerecht gegen dich und ſich ſelbſt, die Unbilden wieder gut machen, welche ein Grauſamer an dir verübte!

Odgar (bei Seite). Aber jetzt friſch auf! ſonſt kommt uns der gnädige Herr über'n Hals, ehe wir gerüſtet ſind! fort, fort! macht nun, daß ſich alles hier verſammle — den jungen gnädigen Herrn zu empfangen!

Alle. Fort! fort!

Scop. Ich ſteige auf den ſchwarzen Felſen, ſchaue in die Ebene hinab und gebe euch ein Zeichen, ſobald ich ihn von weitem kommen ſehe! (bei Seite) Theobald du gehſt mit mir! verſtanden?

Theobald. Ja, Herr Scop —

Odgar (bei Seite). Da kann ich wieder nicht mit ihm ſprechen!

Oldmann. Ja, Theobald, gehe mit Scop — und hörſt du — verlaſſe ihn keinen Augenblick!

Scop. Seid außer Sorgen, ich laſſe ihn nicht aus den Augen!

Theobald. Ach! Herr Oldmann — Bathilde —

ach, ihr wißt nicht — wie froh — wie glücklich — ihr mich gemacht habt!

(Gegenseitiges Händedrücken ꝛc., während deſſen erſcheint der Baron bis übers Geſicht in einen Mantel gehüllt auf der Brücke, mit ihm vier düſtre, furchtbare Geſtalten, ſie gehen ſchnell hinüber. Scop beſcheidet die Landleute, nimmt Theobald an der Hand, geht mit ihm, Oldmann immer durch Zeichen zu verſtehen gebend, daß er ihn bewachen würde. Die Landleute auf der andern Seite ab.)

Eilfte Scene.

Oldmann. Bathilde.

Bathilde. Aber Vater, warum immer ſo unruhig, den ganzen Tag in tiefen Gedanken?

Oldmann. Unruhig? meine liebe Bathilde! ich denke nur an den armen Theobald — und mein Herz —

Bathilde. Solltet ihr nicht vor allem daran denken, euer ſchönes neues Haus zu beſehen? Ach Gott Vater! Der Graf Eduard hat es uns geſchenkt!

Oldmann. Eduard!? — Bathilde, ſeit einiger Zeit ſchwebt dieſer Name immer auf deinen Lippen!

Bathilde. Glaubt ihr, Vater? O 's iſt leicht möglich! Von wem könnten wir denn mit größerm Vergnügen ſprechen?

Oldmann. Ja, Graf Eduard iſt mir ſehr theuer! Aber nun, liebe Bathilde, verbietet die Hochachtung, unſer Wohlwollen für ihn ſo gerade zu ohne alle Zurückhaltung zu äußern; wir dürfen nie vergeſſen, daß, trotz ſeiner gnädigen Geſinnungen, eine große Kluft uns von ihm trennt!

Bathilde (kindisch). Ich glaube, der Vater will mein Herz erforschen?

Oldmann. Ach! meine Tochter, ich befürchte, es schon ganz errathen zu haben!

Bathilde. Das freut mich in der Seele! Ach wenn ihr wüßtet, wie schwer es mir geworden ist, euch dies Geheimniß zu verbergen! Es war ja das Erste, welches ich vor euch hatte! Ich werde aber gewiß kein Geheimniß mehr vor euch haben! — denn — ich kann's euch sagen, ich habe die ganze Zeit keine ruhige Stunde gehabt!

Oldmann. Liebe Tochter!

Bathilde. Ja, Vater! ich liebe Eduard! — o fürchtet nichts, er liebt mich eben so sehr, als ich ihn liebe — und Eduard, nein, nein — er kann mich nicht täuschen! — Nein, Eduard! Du kannst meine Zärtlichkeit nicht mit schwarzem Undank lohnen — und deine Bathilde vor Kummer in's Grab stürzen! — Nein, Vater! o er ist viel zu edel, zu großmüthig, zu zärtlich, zu liebevoll! — wenn ich dürfte —

Oldmann. Was denn?

Bathilde. Ich könnte — o ja! ich bin gewiß — ich könnte euch sogleich einen Beweis davon geben!

Oldmann. Wie so?

Bathilde. Eduard will um meine Hand anhalten!

Oldmann. Eduard? — Er —

Bathilde. Aber — ja — er wollte es nicht wagen — ohne meine Einwilligung — ich vermuthe — daß — ja um meine Einwilligung zu erbitten — gab er mir heute diesen Brief!

Oldmann. Einen Brief?

Bathilde. O, ich habe ihn noch nicht geleſen, mein Vater! — hier iſt er! ihr ſeht — aber ich glaube doch errathen zu haben, was darin ſteht — o ja, ja — mein Herz ſagt mir's, dieſer Brief wird den Eduard euch noch viel theurer machen!

Oldmann. Ein Brief von Eduard? Es war ſehr klug von dir, meine Bathilde, ihn zuerſt deinem Vater zu geben; — gehe, meine Tochter — ich wünſche, allein zu ſein!

Bathilde. Werdet ihr mir nicht ſagen —

Oldmann (ſie umarmend). Gehe, gehe, mein Kind!

Bathilde. Ach Gott ja! ich gehe!

Oldmann. Gutes, gutes Kind!

(Bathilde bleibt ſtehen, ſchaut verſtohlen zurück.)

Oldmann. Liebe Bathilde!

Bathilde. Ja — Vater — ich gehe ſchon! — ich gehe! Der Brief iſt ja an mich — warum will er ihn denn zuerſt leſen? (Ab in's Haus. Oldmann hält den Brief, in Gedanken verſunken, in der Hand. Der Baron erſcheint im Hintergrund, forſchend, ob niemand ihn ſieht.)

Zwölfte Scene.

Oldmann. Ruttweel.

Oldmann. O meine Tochter! So muß ich denn auch für dich zittern? — Eduard denkt nicht daran — ſie zu betrügen — nein! deſſen bin ich gewiß! — Aber — ach! Wohlan! ich leſe den Brief? (Seine Bewegung iſt ſo groß, daß er den Brief bebend in der Hand hält, ohne ihn öffnen zu können.)

Baron (bei Seite). Er iſt allein! — Ich bin meinem Sohn vorangeeilt; Tormann iſt hier — alles be-

reitet! — Ich muß dieſem nun die Beweisurkunden entreißen — von aller Unruhe mich befreien! (Tritt näher ohne von Oldmann bemerkt zu werden, der eifrig lieſt.)

Oldmann. Welche Reinheit des Herzens leuchtet aus jedem Wort hervor, welche edle, ſchöne Seele! (Lieſt weiter.)

Baron. Was bedeutet dies Schreiben?

Oldmann. Ja! ſeine Liebe iſt untadelhaft! aber die Welt. Die Vorurtheile! — Gott! Meine Tochter Eduards Gemahlin!

Baron (ihm den Brief entreißend). Deine Tochter?

Oldmann. Gerechter Gott!

Baron. Ein Brief von Eduard — alſo dahin ſtrebſt du? Der Brief entlarvt dich ganz!

Oldmann (ruhig). Mein Herr Baron, er würde mich rechtfertigen, wenn ich je deſſen bedürfte: Aber leſen ſie ſelbſt — denn dieſer Brief ſchildert ſie ganz, wie ſie ſind! (Der Baron wendet ſich und lieſt haſtig, in heftiger Bewegung, ſeine Hand bebt, Schrecken, Zorn in allen Mienen. Oldmann bei Seite.) Warum iſt er wohl vor Eduard hierher gekommen? Warum ſchleicht er ſo heimlich, ſo vorſichtig umher?

Baron. Welche Verachtung! (Mit Schmerz.) Und ſo ſchreibt mein Sohn! Grauſamer! Dies iſt dein Werk!

Oldmann. Nein, Herr Baron! Eine weit ſtärkere Stimme, als die meinige, ſpricht gegen ſie in Eduards Herzen! Die Vorſicht ſtraft ſie durch ihn für ihre barbariſche Grauſamkeit gegen Theobald!

Baron (ironiſch). Wohl geſprochen! Rede offen, erkläre dich deutlich, du willſt die Beute theilen! — O, du weißt deinen Plan trefflich zu verfolgen — Dro-

hungen gegen mich — Verführung auf der andern Seite! Mathilde muß meinen Sohn feſſeln, Theobald ſoll mich ſelbſt im Zaume halten — mich zwingen, meinen Sohn mit deiner Tochter zu verbinden!

Oldmann. Herr Baron, ich ſchwöre ihnen, daß ich erſt ſeit dieſem Augenblick —

Baron. Schwören, lieber Oldmann — wozu? Aber warum hinter meinem Rücken? Warum nicht offen mit deinem Freund zu Werke gehen?

Oldmann. Ha! Sie, mein Freund? —

Baron. Gewiß Alter, und ſind wir am Ziel — auch gern der Vater deiner Tochter, wenn unſre Kinder ſich lieben. Was will ich denn, als das Glück meines Sohnes? Ein gemeinſchaftliches Intereſſe verbindet uns ſeit zwanzig Jahren! Wir können nichts wollen, als ein ewiges Geheimniß, welches nur in meiner, deiner und meines Sohnes Bruſt verwahrt bleiben muß! Es iſt nun Zeit, meinen Sohn in dies Geheimniß einzuweihen! (warm) Wohlan, jetzt iſt der Augenblick gekommen, wo du mir beweiſen kannſt — daß du keine Argliſt und Bosheit gegen mich im Herzen trägſt. (Ein Papier aus dem Buſen ziehend) Komm in dein Haus, unterzeichne dieſe Urkunde — ein einfaches Zeugniß, wodurch du erklärſt, daß der junge Graf Eduard von Walmor wirklich mein Sohn, und von deiner ſeligen Frau untergeſchoben iſt. Dieſe Urkunde bleibt ein Geheimniß unter uns und ſoll mir nur als Beweis bei Eduard dienen, wenn ich es für nöthig erachte, mich ihm zu erklären. Für dieſen letzten Dienſt — fodre — was du willſt!

Oldmann. Dies alſo die Abſicht ihres geheimnißvollen Betragens?

Baron. Keine andre!

Oldmann. Wohlan denn, Herr Baron — ich unterzeichne! Weil ich aber dadurch nothwendigerweise für beide mir damals anvertrauten Kinder verantwortlich werde — so muß ich auch eine Erklärung über das Geheimniß von Theobalds Geburt von mir geben!

Baron. Wer wird jemals Rechenschaft über den ächten Grafen Walmor verlangen?

Oldmann. Vielleicht — sie selbst!

Baron. Meine Sicherheit verbietet es

Oldmann. Einverstanden; würde ihnen aber ihre Sicherheit nicht gebieten, sich meiner als eines gefährlichen Zeugen zu entledigen, sobald ich ihre Urkunde unterzeichnet haben würde? — Ich kenne sie, Herr Baron, — und bin wirklich schon zu alt, um in so plump gestellten Schlingen mich fangen zu lassen!

Baron. Sage vielmehr, daß du die Absicht hast, mein Geheimniß zu mißbrauchen, um deinen Ehrgeiz zu befriedigen! Hoffe aber nicht, mich zu täuschen. Theobald ist deine einzige Hoffnung, er gibt dir diese Kühnheit — er ist die schreckliche Waffe, womit du mich zu vernichten dir schmeichelst. — Aber — ich — ich werde diese Waffe zu zerbrechen wissen! Zittre! — Damit zufrieden meinem Sohn ein Vermögen zu sichern, welches mir menschliche Ungerechtigkeit geraubt hatte, wollte ich den letzten Zweig des Stammes Walmor schonen! Du zeigst mir jetzt die Gefahren meiner Gutmüthigkeit! — Deine Halsstarrigkeit wird ihn verderben; alle meine Maßregeln sind getroffen — er muß —

Oldmann. Großer Gott!

Baron. Unterzeichne! Du hast mich verstanden!

Oldmann. Ungeheuer! Deine Schändlichkeit macht mich ſchaudern! Ich leſe in deinen Blicken — im Innerſten deiner Seele den abſcheulichen Plan! — Du willſt auch Theobald morden — Theobald! — O Himmel! — ich bebe! Du weiß nicht, Barbar — daß, indem du dies neue Verbrechen begehſt —

Dreizehnte Scene.

Vorige. Theobald.

Theobald (eilt herein). Herr Oldmann! Herr Oldmann!

Baron (zu Oldmann). Schweige!

Oldmann. Gott! er ſelbſt!

Oldmann (ihm entgegen in der heftigſten Bewegung). Theobald! Unglücklicher! was willſt du jetzt hier?

Theobald (den Baron bemerkend). Ich — man ſieht den Grafen Eduard ankommen — Das Jauchzen der Bergleute unterrichtete uns davon — und da wollte ich — (Landleute laufen über die Brücke.) Seht nur — ſie laufen ihm ſchon entgegen!

Oldmann. Theobald, bleibe bei mir! ich werde dich ſchon beim Grafen entſchuldigen, du ſollſt mich nicht mehr verlaſſen, bis er über dein Schickſal entſchieden hat! (Zum Baron tretend, leiſe) Sie aber mögen bedenken — daß dieſes Unglücklichen Schickſal mein Betragen beſtimmen wird! Kann dieſes ihn vor Nachſtellungen nicht ſichern, ſo zittre der feige Meuchelmörder! — Komm, mein Theobald!

Theobald. Ich — ja — ich wäre gern —

Oldmann (heftig). Komm! ich befehle es dir! (Faßt ihn an der Hand und zieht ihn mit ſich in's Haus.)

Vierzehnte Scene.

Baron Ruttweel (allein).

Baron. Morgen fürchte ich nichts mehr! — Tormann erwartet mit ſeinen Leuten nur meinen letzten Befehl. — Theobald und Oldmann müſſen fallen! Wie? mein Sohn — alles — alles habe ich geopfert, um dein Glück zu gründen — um auf die ſchöne Höhe dich zu ſtellen, von welcher ich herabgeſchleudert wurde — und nach zwanzigjährigen Leiden — nach tauſend ſchlafloſen Nächten voll Qualen, nach all den Martern, die mein Innerſtes zerfleiſchen, und wie Harpyen an meiner Seele nagen — ſoll ich dich aller Früchte meiner Arbeit beraubt ſehen?! Soll ich meinen Himmel umſonſt geopfert — vergebens mit der Hölle mich verbrüdert haben? — Nein! nein! beim Allmächtigen, nein! eher tauſendfach ſterben! (Odgar und die Bergleute kommen mit Scop im Zug aus den Schachten; alle Höhen füllen ſich mit Landleuten; Oldmann, Mathilde, Theobald treten unter die Thür ihres Hauſes heraus. Jäger ꝛc. ſtellen ſich in Spaliere. Eduard tritt von Scop geführt auf die Brücke. Allgemeines: Graf Eduard lebe!)

Fünfzehnte Scene.

Eduard. Baron. Scop. Theobald. Mathilde. Odgar. Bergleute. Landleute. Jäger. Weiber. Kinder.

Eduard (tritt in die Scene). Seid mir alle herzlich gegrüßt!

Oldmann. O Herr Graf! Wie kann ich ihnendanken?

Eduard. Wie kann ich dir je danken für alle die Sorgen — für die zärtliche Liebe, womit du stets an mir hingst? Mußte ich nicht meinen lieben Unterthanen hier ihren guten Vater wiedergeben? Ja — ihr feiert heute an dem Feste des Barons den Wiedereinzug des guten Oldmann, des Freundes meines Vaters, meines Erziehers, eures Wohlthäters! — Sie, Herr Baron, genehmigen doch alles, was ich in ihrem Namen verordnete?

Baron. Ja, mein lieber Eduard — weil alles von neuem die Güte deines Herzens beweis't! Möchten nie so viele Tugenden mißbraucht werden! — Ja — es ist meine höchste Freude — bald, — recht bald die Sorge für euer aller Wohl seinem Herzen anvertrauen zu können!

Odgar (bei Seite). Wird nichts anvertraut! wir wissen ein andres Herz!

Alle. Hoch lebe Graf Eduard von Walmor!

(Alles drängt sich um ihn, sie küssen ihm die Kleider, Hände ꝛc., die Weiber heben ihre Kinder in die Höhe, sie ihm zu zeigen. Theobald sieht mit herzlichem Vergnügen zu, Oldmann starrt, in Gedanken versunken, vor sich hin, Mathilde hat eine kindische Freude, Odgar macht seine stummen Bemerkungen und will immer durch Blicke mit Theobald sprechen. Der Baron schleicht davon. Eduard umarmt herzlich Theobald.)

Sechzehnte Scene.

Vorige. Ohne Baron.

Eduard. Mein guter Theobald! — Ihr meine Lieben geht nun — alles ist bereitet — freuet euch dieses Tages — gedenket seiner und meiner! — Doch, ich bin erstaunt — mein Vormund ist verschwunden?

Oldmann (bei Seite). Dieſe plötzliche Entfernung? Gott ſei Dank, daß Theobald hier iſt!

Eduard. Edgar, du bleibſt hier, ich — gehe nun, den neuen Schacht zu befahren! (Zu Oldmann) Bald ſehe ich euch wieder, den ſchönen Abend hier mit euch zu genießen. (Oldmann in die Hütte mit Theobald. Die Bergleute nehmen Eduard in ihre Mitte, begrüßen ihn, und ziehen dann ab. Edgar ſtellt ſich gravitätiſch an den Zug der Bergleute, deren Muſik beginnt, Scop an die Spitze der Landleute. Beide Züge durchkreuzen ſich öfters in bilderreichem Marſch und verlieren ſich endlich links und rechts von der Scene, indem die Bergleute mit Eduard zur Grube gehen.)

Siebzehnte Scene.

Tormann (allein. Er ſchleicht herein in anderer Kleidung, im großen Mantel, ſieht überall ſcheu ſich um).

Jetzt iſt es Zeit! Alles iſt fort — der Abend bricht an, vor einer Stunde kömmt niemand wieder hierher — bis dahin ſind wir längſt in Sicherheit. Haben wir nur den Theobald erſt fort, — ſo ſoll Oldmann, die giftige Kreuzſpinne — bald ausgeſponnen haben! — Und will er Theobalds Entführung hindern — ſo ſoll mein Meſſer — fort, fort! (Ab.)

Achtzehnte Scene.

Oldmann. Bathilde. Theobald.

Oldmann (begleitet die aus der Hütte tretenden bis unter die Thür). Gut Kinder — aber keinen Schritt entfernt ihr euch vom Haus. Hörſt du, Bathilde? — Theobald verläßt die Schwelle nicht, ſo wahr du meine gute Tochter biſt.

Theobald. Ich bleibe — weil ihr es wollt.

Bathilde. Verlaßt euch darauf, wir ſitzen hier und plaudern eins, indeſſen ihr im Hauſe alles ordnet.

Oldmann. Wohl, bald komme ich, euch Geſellſchaft zu leiſten. (Ins Haus ab.)

Bathilde. Nun Theobald — iſt dir's recht wohl hier oben in der freien, friſchen Luft? Ach, es muß ein garſtig Leben ſein, ewig unter der Erde, in kalten, feuchten, finſtern Höhlen herumzuwühlen wie der Maulwurf. Mir graute immer, ſo oft ich hinab ſtieg in die Werke.

Theobald (immer träumeriſch). Ja — ſchön iſt's hier oben!

Bathilde. Sag mir, iſt's denn wahr, gibt's Geiſter unten in den Schachten, Kobolde, Bergmännchen, Gnomen — die größer nicht als eine Maus und doch ſo mächtig ſind, um Berge einzuſtürzen und alle eure Werke mit Waſſer zu überſchwemmen, mit Feuer zu erfüllen?

Theobald. Sie ſagens unten — ich habe keinen jemals geſehen.

Bathilde. Du biſt ſo trübſelig, in Gedanken.

Theobald. Wohl iſt mir — ganz wohl! — Wo nur der Odgar ſtecken mag?

Bathilde. Hm! Gewiß drüben in ſeiner Hütte bei ſeiner Frau, ha ha ha! Vielleicht zauſt und knauft ſie ihn wieder tüchtig.

Theobald. Was er mir ſagte, macht mich ganz verwirrt.

Bathilde. Ei, höre nicht auf den Narren! (neugierig) was hat er dir denn geſagt?

Theobald. Wenn ich nur jetzt mit ihm sprechen könnte.

Bathilde. Warum denn nicht? (bei Seite) Ja, somit erfahre ich es doch auch! (laut) du sollst nicht von der Stelle, sagt der Vater — mir hat er nicht verboten, wegzugehen. Ich eile hinüber zur Odgar, 's ist ja nur ein paar Schritte, und hole ihn her. Aber du Theobald, hörst du? Du bleibst, damit der Vater nicht Ursache habe, zu zanken! (Ab.)

Theobald. Die gute Seele! Ja, ich bleibe, verlaß dich darauf!

Neunzehnte Scene.

Theobald. Odgar.

Odgar (kommt aus dem Schacht). Den Normann soll ich holen! wenn ich nur den Spitzbuben gar nicht mehr sehen müßte. Hm! Theobald, so allein — (Sich umsehend.) Niemand weit und breit — jetzt platzt die Bombe!

Theobald. Wie, Herr Odgar ihr? Eben geht Bathilde, euch zu holen.

Odgar. Wollt ihr sprechen mit mir? das freut mich. Aber ihr seid so in euch gekehrt. — Muth, Herr Theobald! Muth — den darf der Sohn eines großen Herrn nie verlieren! — Ja — ja — starrt mich nur an — ihr seid der Sohn eines großen — eines recht großen Herrn!

Theobald. Träumst du?

Odgar. Ich kenne euern Herrn Vater, eure Frau Mutter, eure ganze erlauchte Familie.

Theobald. Meine Familie! —

Odgar. Bst! gebt Achtung, daß man uns nicht hört!

Theobald. Großer Gott! meine Familie —

Odgar. Ja 's ist eine erstaunliche Sache! so gut wie ein Wunder und doch wahr! Ja, ja — ganz wahr, gnädiger Herr Graf!

Theobald. Graf!?

Odgar. Das ganze Dorf gehört euer, die Dörfer rings umher, die Schlösser, die Bergwerke, ich selbst — mein Weib, alle Weiber und ihre Kinder! Ihr seid unser gnädigster Herr Graf Walmor!

Theobald. Ich?

Odgar. Ja, ja! Gnäd'ger Herr, ihr selbst, ihr seid der Graf von Walmor!

Theobald. Gott! — ew'ger Gott! stärke meine Sinne! wer hat es dir gesagt?

Odgar. Keine Seele! Die Vorsicht selbst hat mir es entdeckt! Ihr wart aus dem Schacht entflohen; ich renne auf's Schloß, euch zu suchen, der Baron kommt an, er ist wüthend, die Angst ergreift mich, ich verkrieche mich in eine Kammer und in der Kammer — ja gnäd'ger Herr — in der Kammer hörte ich alles!

Zwanzigste Scene.

Vorige. Baron.

(erscheint in einen Mantel gehüllt, mit einigen Vermummten auf der Brücke, während Tormann mit Vermummten auf der Scene erscheint, ohne von Theobald und Odgar gesehen werden zu können, bei Odgars Anblick stutzt, seinen Leuten pantominisch bedeutend, daß sie leise hinzuschleichen, beiden die Mäntel über die Köpfe werfen und sie dann still fortschleppen sollen).

Theobald (wie im Traum). Ich fasse es nicht Ich kann es nicht begreifen!

Odgar. O, es ist abscheulich! Der Baron ist ein Ungeheuer, Eduard ist sein Sohn und muß für euch gelten, während er euch in den Bergwerken begrub, um alle eure Güter an sich zu reisen! (Zu seinen Füßen.) Ach, gnäd'ger Herr! Verzeiht mir alles!

Baron. Elender!

(In diesem Augenblick werfen die Vermummten dem Odgar und Theobald Mäntel über die Köpfe reißen sie nieder, schleppen sie gleich hinter die Kulisse, so daß man nur einen dumpfen Laut von beiden hört. Der Baron lauscht oben rings umher, sie erscheinen und verschwinden mit den Gefangenen auf der Brücke. Theobalds Stock und Mütze sind am Boden liegen geblieben, einem der Matrosen entfiel ein Messer.)

Einundzwanzigste Scene.

Bathilde. Oldmann. Eduard. Scop. Jäger. Bergleute. Landvolk.

Bathilde (kommt munter gesprungen). Odgar ist nicht zu Hause, er ist noch im Schacht bei Graf Eduard! (Tritt in die Scene, sieht die eben auf der Brücke Verschwindenden.) Wer sind die Leute? Theobald! (Sieht seine Mütze, das Messer daneben am Boden.) Theobald! wo bist du? Fort — Hier Stock und Mütze — jene Männer — sie haben ihn gemordet! Vater, Vater! Hülfe! Mord! (Wie wahnsinnig rennt sie an die Glocke der Arbeiter und stürmt heftig.) Hülfe! Graf Eduard! Hülfe

Oldmann (aus dem Hause kommend). Kind, um Gott! was ist?

Bathilde. Hülfe! Sie morden den Theobald!

Oldmann (halb ohnmächtig). Er ist verloren!

Scop. Zu Hülfe! Zu Hülfe!

Bathilde (eilt zu dem Vater und hält ihn). Mein Vater! (Die Arbeiter kriechen aus allen Schachten mit flammenden Hölzern, andre strömen von allen Seiten herbei; auf der Brücke erscheinen Landleute mit Laternen, die Jäger des Grafen, endlich Eduard mit Dienern ꝛc.)

Eduard. Gott! was iſt geſchehen?

Oldmann (außer ſich). Retten ſie Theobald! Sie ſchleppen ihn fort! Ruttweel will ihn ermorden!

Eduard. Ruttweel?

Bathilde (auf die Brücke deutend). Dort! dort!

Alle. Rettet, eilt!

Eduard. Bin ich von Mördern, von Banditen hier umgeben? fort! alle fort! jagt ihnen nach! Ich ſchwör's bei meiner Väter Seligkeit: wer den Retter meines Lebens mir errettet, er ſoll mein Freund! mein Bruder ſein! (Stürmiſch ab.)

(Allgemeine Abgangsgruppe, der Vorhang fällt ſchnell.)

Dritter Aufzug.

(Gegend mit Buſchwerk am Ufer der See. Rechts von Bäumen ganz beſchattet die Trümmer eines altrömiſchen Tempels. — Zwei Grabmähler mit Raſen und Buſchwerk ganz überwachſen, Felſenſtücke liegen wild umher. Im Hintergrund die See zwiſchen Klippen ſichtbar.)

Erſte Scene.

(Wenn der Vorhang aufgeht, decken dichte Nebel*) den ganzen Horizont und die Gegend um den Tempel; die Menſchen ſieht man nur gleich Schatten umher wandeln.)

Worbak. Kirlok. Storly.

Kirlok (in groſſer Entfernung). Huſſa! ho! — huſſa! ho! — Storly! Worbak! Zum Teufel! wo ſeid ihr denn? (Erſcheint im Hintergrund, im Nebel umhertappend.)

Storly (hinter der Scene). Biſt du's, Kirlok?

Kirlok. Ja, ich bin's! Ich weis gar nicht mehr, wo ich bin!

---

*) Dieſe Nebel hatte der geiſtvolle Decorateur Neeſe auf dem Theater an der Wien meiſterlich dargeſtellt, mittelſt vier nebelwolkig gemalter Gas-Vorhänge, welche in Kuliſſen-Zwiſchenräumen hintereinander hingen, alle hinter ihnen erſcheinenden Gegenſtände vollkommen in Nebel gehüllt, zeigten, und durch allmähliges Aufſteigen das Verſchwinden des Nebels treffend darſtellten. A. d. V.

Storly. Holla — mehr rechts — sonst liegst du im Wasser! (Beide verschwinden hinter der Scene.)

Worbak (kommt zwischen den Grabmählern heraus). War mir's doch als hörte ich die Stimmen meiner Kameraden! Verdammter Nebel! Br! 's füllt mir den ganzen Rachen mit Leichendunst! Nicht zehn Schritte weit kann man sehen! Hussa! ho! Hussa! ho!

Kirlok (sehr ferne). Hussa! ho!

Storly (näher). Hussa! ho!

Worbak. Richtig, sie sind es! hu, hu, hu! ich bin naß bis auf die Knochen! mir friert die Seele im Leib!

Storly. Tausend Teufel! eine verdammte Arbeit!

Worbak. Ha ha ha! haben euch die Seeweibchen und Berggeister an der Nase herumgeführt? Hier können wir uns wenigstens nicht mehr verirren — wir sind beim Tempel, wohin uns Tormann beschieden hat! (Die Strohflasche bietend.) Wollt ihr euch den Magen wärmen mit einem Schluck Wachholder?

Kirlok. Holländischen?

Worbak. Aechten!

Kirlok (trinkend). Ha ha ha! Holland soll leben!

Storly (ihm die Flasche nehmend). Laßt auch mich leben! Der Kerl hat einen Rachen wie ein Wallfisch! (Trinkt.)

Kirlok. Br! Das wärmt! Da könnte man Heeringe im Magen braten!

Worbak. Wo habt ihr die Schaluppe?

Storly. Kaum dreißig Schritte von hier habe ich sie an die Büsche gebunden!

Worbak. Und das Schiff?

Kirlok. 's liegt immer noch eine halbe Meile vor Anker! aber bei dem Nebel sieht man's nicht auf zwei

Fadenlänge! Müſſen wir uns jetzt einſchiffen, ſo ſind wir verloren!

Storly. Das Wetter kommt unſerm Patron verteufelt in die Quere!

Kirlok. Was hat denn Tormann vor?

Worbak. Wer kann's wiſſen? Er ſagt ja nichts, als was gerade zur Ausführung nöthig iſt.

Kirlok. Nun, was hat er dir denn geſagt?

Worbak. Nun! Die Seeſpinne, der Jack, brachte mir den Befehl, heute vor Sonnenaufgang mit euch am Tempel mich einzufinden.

Kirlok. Nun, da ſind wir!

Worbak. Die Schaluppe einige Schritte von hier bereit, und das Schiff ſegelfertig zu halten! Er ſelbſt wird mit den Kameraden hier mit uns ſich einſchiffen, die Anker lichten — und dann das Weitere ſagen! Stille! ich glaube, ich höre etwas.

Storly. Ja — dort oben auf den Felſen ſchwebt etwas herum! Der Teufel hole den Nebel!

Kirlok. 's iſt gewiß Tormann mit ſeinen Leuten — wer anders ſollte um dieſe Zeit hierher kommen?

Worbak. Kirlok! geh' ihnen entgegen!

Kirlok. Soll ich mich noch einmal verirren?

Storly. Sie kommen ſchon! Sie ſind es! — Da iſt der Patron!

Zweite Scene.

Vorige. Tormann.

Tormann (allein eintretend). Worbak, ſeid ihr da?

Worbak. Ja Patron! alle!

Tormann. Verfluchtes Wetter! Katzenaugen gehören dazu, um jetzt den Weg zu finden! — Holla! hierher Geſtalten des 3 weiten Acts führen Theobald herein.

Dritte Scene.

Vorige. Theobald. Sechs Matroſen.

Tormann. Bewacht ihn gut — daß ihn nicht der Teufel hole, wie den Odgar, — aber hier ſind wir ſicher —

Kirlok. Ruhe aus Kamerad! willſt du einen Schluck?

Theobald. Nein!

Worbak. Patron! was machen wir denn mit dem Maulwurf?

Tormann (deutet ihm, daß er ſterben muß).

Worbak. Hier?

Tormann. Auf der hohen See!

Worbak. Gut! Dort macht's keinen Lärm.

Tormann (zu Theobald). Setze dich auf dieſen Stein! Wir aber warten bis der Nebel verſchwindet, denn jetzt können wir das Schiff nicht finden! Stellt Wachen aus! (Storly, Kirlok, Worbak ab.)

Theobald. Das Schiff — wohin ſchleppt ihr mich?

Tormann. Wir machen eine weite Fahrt und du ſollſt uns beg leiten!

Theobald. Ich? mit welchem Rechte wollt ihr mich zwingen?

Tormann. Ha ha ha! Recht und Zwingen? Sei vernünftig — oder ich laſſe dich im unterſten Grund einquartiren!

Theobald. Morde mich lieber hier auf der Stelle! Du haſt's gewiß auch dem armen Odgar nicht beſſer gemacht, weil er mir die Wahrheit ſagte! — Morde mich hier, ende meine Leiden mit einem Stoß! Denn wo ich auch hinkommen mag, überall werde ich Henker finden, um Meuchelmörder zu züchtigen! (Die Matroſen ziehen drohend ihre Meſſer.)

Tormann. Halt! laßt ihn gehen! Seid ihr des Teufels? was kümmern uns ſeine Drohungen!

Storly (kommt eilig mit Kirlok). Am Waſſer kommen Leute her! (Von nun an ſchwinden die Nebel langſam im Vorgrund, die See bleibt davon bedeckt.)

Tormann. Tauſend Donner! hätten ſie uns bis hierher verfolgt? (Alle treten auf Felsſtücke ꝛc.)

Theobald. Gerechter Gott! ſende mir einen Retter!

Worbak (tritt ein). Bergleute, Bauern, alles durcheinander!

Tormann. Hölle und Teufel!

Theobald. Mein Gebet iſt erhört! Hülfe!

Tormann (faßt ihn und ſchleppt ihn mit den andern gegen den Tempel). Ein Wort! und du biſt des Todes! (Sie werfen ihn nieder.)

Stimmen (in der Ferne). Theobald! Theobald!

Theobald (ſtammelnd). Gott! Oldmann! Bathilde!

Tormann (und die andern ihm drohend). Schweige! (Alle bücken ſich an die Erde, wieder ferner das Rufen: Theobald! Theobald!)

Kirlok (geht nach). Ich ſehe niemand mehr!

Tormann. Sieh, wohin ſie gehen!

Kirlok (bleibt plötzlich ſtehen). Bſt! bſt!

Tormann. Was gibts?

Kirlok. Rührt euch nicht! Ein Menſch ſchleicht in den Tempel!

Tormann (tritt auf die Stufen des Tempels).

Baron (im Tempel). Tormann!

Die Matroſen (da Theobald aufſtehen will). Schweige!

Baron (im Tempel). Tormann!

Tormann. Ruhig, Herr Baron! wir ſind alle hier!

Vierte Scene.

Vorige. Baron.

Baron (tritt aus dem Tempel). Wo iſt Theobald?

Tormann. Hier!

Baron. Unvorſichtige! ihr ſeid entdeckt! Wollt ihr entrinnen, ſo iſt kein Augenblick zu verlieren!

Theobald. O Himmel!

Tormann (mit dem Baron, bei Seit.). Ich ſah es voraus — denn Odgar iſt uns entronnen!

Baron. Entronnen?

Tormann. Der abſcheuliche Weg, der Nebel, 's iſt kein Wunder! eine halbe Stunde von hier, entkam er im dicken Strauchwerk — wir konnten ſeiner nicht mehr habhaft werden!

Baron. Unglückſel'ge Unvorſichtigkeit! Von allen Seiten forſcht man euch nach — ohne dieſen dichten Nebel wärt ihr ſchon in ihre Hände gefallen! Benutzt die Dunkelheit — beſteigt die Schaluppe! fort!

Tormann. Zur See, jetzt? wäre es nicht viel leichter, ihn hier —

Baron. Biſt du verrückt? Die Spur eines neuen

Verbrechens am Ufer zurücklaſſen? fort! zu Schiff — ich verdopple das Geſchenk für die ganze Equipage!

Matroſen. Fort Patron! zu Schiff! zu Waſſer!

Tormann. Nun denn, meinetwegen, fort! die Schaluppe! (Beide ab.)

Theobald. Großer Gott, ich bin verloren!

Tormann (zu den Matroſen). Eine Meile weit hinaus, nicht weiter! zum Teufel, wir wollen uns nicht in den Wellen begraben laſſen!

Theobald. Keine Seele kommt mir zu Hülfe!

Tormann (zu Theobald). Auf! folge mir!

Theobald (ſpringt auf und weit weg). Nie! nie Ungeheuer — du willſt mich morden laſſen, weil ich in den Schachten nicht ſterben wollte! Barbar! Was habe ich dir gethan? Mit meinen Thränen, mit meinem Herzblut habe ich die Felſen befeuchtet, aus denen du deine Reichthümer zogſt. Ich habe deinem Sohn das Leben gerettet — und zum Lohn dafür, willſt du mein Blut verſpritzen! Zittre! Der Himmel wird mich rächen! Ich rufe ihn an in höchſter Noth — gegen dich! Mein Blut falle auf dein Haupt!

Baron (bebend, bei Seite). Ich bebe! — ja — gegen meinen Willen — das Mitleid!

Tormann. Keine Schwachheit! Er muß ſterben — oder wir ſind verloren!

Baron (hingeriſſen, außer ſich). Ja! ja — ſterben — Er muß ſterben! gehorchet! fort!

Theobald (ſich zur Wehre ſetzend). Wage es keiner!

Tormann. Bald hat er aufgehört zu leben — der erſte Kanonenſchuß von meinem Schiff, ſei euch das Zeichen ſeines Todes — ich ſelbſt kehre dann bald zurück! — Ergreift ihn!

(Sie fallen über ihn her, er erwiſcht das Meſſer von einem und wehrt ſich tapfer.)

Theobald. Feige Meuchelmörder! (Alle zugleich greifen ihn an, er ſucht immer eine offene Stelle zu gewinnen, um entfliehen zu können.) Hülfe! Zu Hülf! Mörder!

Stimmen (in der Ferne.) Theobald! Theobald!

Baron. Himmel! Sie antworten ihm! ich bin verloren! (Sich tapfer wehrend, weicht Theobald immer, er kommt vor den Baron, dieſer fällt ihm rückwärts in den Arm, entreißt ihm das Meſſer, ſie werfen ihn nieder.) Fort!

Theobald. Keine Rettung mehr!

Baron. Eilet! flieht!

Theobald (während ſie ihn fortſchleppen). Ach! Den Tod! laßt mich ſterben! (Alle ab.)

Fünfte Scene.

Baron (allein. Alles hell, nur die See voll Nebel).

Der Unglückliche! Sein Jammer zerreißt mir das Herz! O hätte ich der Stimme des Mitleids Gehör gegeben! — Aber, ihn retten und mich unfehlbar verderben? Einen Sohn in's Elend ſtürzen, den ich ſo unendlich liebe, für den ich ſchon ſo viel geopfert habe? — Hartes, grauſames Schickſal! — — Ich höre ſie nicht mehr — ſie müſſen ſchon in der Schaluppe ſein! Vergebens wird Odgar mich nun anklagen; was habe ich von Oldmann zu fürchten? — Eduard wird das Geheimniß erfahren, — kann er mich ſinken laſſen? was kann mich noch beunruhigen? was kann mich hindern, mein Ziel zu erreichen? — Warum bin ich nicht ruhig — was wühlt und nagt in meiner Bruſt? Fort

ihr finstern, scheußlichen Gestalten, was wollt ihr von mir? warum lagert ihr euch so gräßlich zwischen mein Herz und die Freude? — (An den Grabhügeln.) Hier fielen einst zwei Brüder Walmor von Mörderhand — hier — hier opfre ich den letzten Walmor; — noch rauchen meine Hände von seines Vaters Blut! — Ungeheuer — Scheusal! Er war dein Freund! Dein Wohlthäter!

Stimmen (hinter der Scene). Hierher! hierher! zum Tempel!

Baron. Gott! mein Sohn! Eduards Stimme! — Wenn er — Nein! Sie sind fort! Der Nebel verhüllt sie ihren Blicken! Ich habe nichts mehr zu fürchten! (Lärm und Stimmen näher.) Sie nahen! ha mein Sohn! fort! fort! jetzt kann ich seinen Blick noch nicht ertragen! O Schicksal! Der Vater muß sein Antlitz bergen vor dem Sohn! (Flieht in den Tempel.)

Sechste Scene.

Oldmann, Bathilde, Odgar, Scop, Bauern, Bergleute, Landleute, Bäuerinnen (bewaffnet, strömen von allen Seiten, in einzelnen Gruppen herein, schreiend: Theobald! wir kommen! ꝛc. Bathilde ist halb todt vor Schrecken und Mattigkeit, sie stützt sich auf zwei Bäuerinnen).

Odgar. Hierher, Herr Oldmann! Ich habe die Spitzbuben wohl verstanden, am Tempel wollten sie zusammen kommen!

Scop. Hast du nicht falsch gehört?

Odgar. Habe gute Ohren! 's ist alles die reine

Wahrheit, was ich dem Herrn Grafen ſagte; der Baron ſelbſt war anfangs bei ihnen mit ſeinem verruchten Normann — ſie haben eine Schaluppe hierher beſtellt, um Theobald auf's Schiff zu bringen und mit ihm abzuſegeln!

Oldmann. Die Ungeheuer!

Odgar. Der arme Herr Theobald! wäre er nur ſo klug geweſen, wie ich! ich gab dem Einen einen Stoß in die Rippen, daß er über einen Stein hinſtürzte, und huſch! war ich im Strauchwerk! Alle mir nach — ich ſprang aber nur wenige Schritte, drückte mich dann in eine Hecke, und ſie liefen alle an mir vorbei! Aber wartet, ich will euch meine Angſt bezahlen machen!

Oldmann. Aber lieber Odgar — keinem Menſchen ein Wort von allem!

Odgar. Seid ruhig, Herr Oldmann! Mein Großvater ſagte: Reden iſt Silber! Schweigen iſt Gold! Und Graf Eduard darf noch nicht alles wiſſen!

Scop. Der Herr Graf!

Siebente Scene.

Vorige. Eduard. Jäger.

Eduard. Nichts entdeckt! Keine Spur von dem Elenden — und doch war es in dieſer Gegend, wo ich Theobalds Stimme hörte! Durchſucht alle Höhen und Tiefen der ganzen Gegend, kein Buſch bleibe unerforſcht kein Stein unberührt! Vor allem aber die Ruinen!

(Scop, Odgar mit einem Haufen in den Tempel, die andern in einzelnen Abtheilungen zu verſchiedenen Seiten ab.)

Achte Scene.

Eduard, Oldmann, Bathilde, einige Jäger im Hintergrunde.

Eduard. Oldmann, welch ein ſchrecklicher Tag! Noch begreife ich nicht, welche gräßliche Geheimniſſe um mich walten —

Bathilde (erſchrocken). Ach! Vater!

Oldmann (ſie umarmend). Siehſt du, Bathilde, warum haſt du mir nicht gefolgt, und biſt nicht zu Hauſe geblieben!

Bathilde. Alles zog ja mit — und mich hätte die Ungewißheit in's Grab geſtürzt!

Eduard. Liebe Bathilde — tröſte dich! Quäle mich nicht noch mehr mit deinen Thränen!

Bathilde. Ach Gott, meine Thränen ſind jetzt das Letzte — aber ſagt mir nur — habt ihr noch Hoffnung ihn zu retten?

Eduard. Die ſicherſte! Kein Schiff kann und darf jetzt aus dem Hafen auslaufen — alſo muß er noch an der Küſte ſein. In der letzten Nacht hat kein Kahn vom Ufer geſtoßen! So können ſich die Elenden nirgends als in den Felſen oder Gebüſchen am Ufer verborgen haben! Gottes Sonne leuchtet nun bald in reiner Klarheit am Himmel — ſie wird uns die Spur der Schändlichen zeigen!

Oldmann. Nichts bleibt verborgen auf dieſer Erde! Jahrzehnte bedecken ein Verbrechen — ein Augenblick enthüllt es plötzlich. — Ruttweel —

Eduard. O ſchweige mit dem Namen! Vaterfluch laſtet auf ihm — das Verderben folgt jedem ſei-

ner Schritte! — Mein Herz fühlte ſich ſtets voll geheimer Scheu von ihm abgeſtoßen! Seine Zärtlichkeit konnte ich nur mit banger Furcht vor ihm erwiedern!

Stimmen (im Tempel). Hoho! halt feſt! wir haben ſie!

Bathilde. O Himmel!

Scop (im Tempel). Gnädiger Herr! Gnädiger Herr!

Eduard. Das iſt Scops Stimme!

Oldmann. Hätten ſie ihn gefunden?! O guter Gott!

Neunte Scene.

Vorige. Scop. Odgar.

Odgar. Sie haben ihn! Sie haben ihn!

Alle. Theobald?

Scop. Nein! Das Ungeheuer, welches ihn ermorden wollte!

Eduard. Tormann?

Odgar. Nein! Den Baron!

Scop. Sie bringen ihn um, wenn ihr ihn nicht rettet!

Odgar. Die Bergleute wollen ihn todt ſchlagen!

Bathilde. Ach! Vater! Rettet ihn!

Eduard. Halt ein! haltet ein! (Läuft in den Tempel. Der Lärm vermehrt ſich anfangs und entfernt ſich alsdann.)

Odgar. Ich laufe keinen Schritt um den Baron, wäre ſchade, wenn ihm eine ehrliche Bergmannshand den Garaus machte! —

Zehnte Scene.

Oldmann. Scop. Bathilde. Odgar.

Scop. Bester Herr Oldmann, macht euch mit der lieben Bathilde fort von hier; — Die Wuth gegen Ruttweel ist so groß, daß ich fürchte, 's kommt hier zu einem blutigen Auftritt, — das ist nichts für so weiche Herzen!

Oldmann. Entfernen, ich mich jetzt von hier entfernen! Unmöglich! Die schwarze Saat ist reif, sie muß geschnitten werden, Theobald muß ich gerettet sehen — und ihn für immer vor Verfolgung sichern! (Größerer Lärm.)

Bathilde. Ach Gott, Vater! sie schreien Blut! Rache! sie morden ihn!

Oldmann. Komm meine Tochter, dem Getümmel auszuweichen, dorthin, auf dem weichen Moos uns zu lagern! Scop begleitet uns!

Scop. Gern!

Odgar. Fort! fort! sie kommen! Mag's auch nicht mit ansehen!

(Oldmann, Bathilde, Scop links; Odgar rechts ab. Die Jäger, Landleute ꝛc. welche im Hintergrunde in der Scene waren, eilen alle stürmisch nach dem Eingang des Tempels, prallen aber erschrocken zurück und gruppiren sich vor dem Eingang, da die Bergleute mit ihren Waffen tobend und drohend herausstürzen. Eduard kann nur mit aller Anstrengung und mit Hülfe einiger seiner Jäger, welche ihn umgeben, den Zudrang abwehren und den Baron, der blaß, zitternd hervorwankt, vom Tode retten.)

Eilfte Scene.

Baron. Eduard. Jäger. Bergleute. Landleute.

Bergleute (schreiend durch einander). Schlagt ihn todt! Der Meuchelmörder! — Blut für Blut — Gerechtigkeit! — Rache! — Ungeheuer! —

Eduard. Haltet ein! Ruhe! (Die Jäger bilden einen Kreis um den Baron.) Wehe dem, der ihn berührt! Mein ist das Recht der Strafe — und beim Ewigen! ich werde es üben! (Zum Baron.) Sie selbst haben sich aller Rechte über mich schimpflich beraubt — sie hören auf, mein Vormund zu sein — als Graf von Walmor, auf dessen Boden sie stehen — dessen Besitzthum sie mit unerhörtem Frevel geschändet haben, frage ich sie nun — und befehle ihnen, mir zu antworten!

Baron. Eduard! Eduard! Du kannst mich so behandeln?

Eduard. Antworten sie! was ist mit Theobald geschehen — Kann ich sein Leben noch retten — oder — muß ich — seinen Tod — rächen?

Baron. Rächen? Ew'ger Gott, rächen! Eduard, an wem?!

Eduard. Antwort auf meine Frage!

Baron. Theobald lebt!

Eduard. Wo ist er? ich will ihn sehen!

Baron. Er hat Irlands Boden verlassen!

Eduard. Unmöglich! Kein Schiff durfte absegeln! und wenn es wahr wäre — mit welchem Recht konnten sie es wagen — was konnte sie bewegen — den Unglücklichen so grausam zu verfolgen?

Baron (ihm nahe, leiſe, ſeine Hand faſſend). Nur dein Glück!

Eduard. Mein Glück?

Baron. Ja Eduard — für dich allein! und — dies iſt mein Lohn!

Eduard (bei Seite). Für mich? unbegreifliches Räthſel!

Baron (gefaßter, im ſteigenden Gefühl der Sicherheit). Graf Eduard — ſeit zwanzig Jahren vertrete ich hier Vaterſtelle — (Eduard bebt zuſammen) mit aller Sorge — mit aller Zärtlichkeit eines Vaters — (Eduard rückt weiter weg.) Als Vormund bin ich untadelhaft. Als einzige Belohnung für meine Sorgfalt, für alle meine Dienſte — erbitte ich mir nichts als eine kurze Unterredung unter vier Augen — dies kann mir nicht verweigert werden. Entferne deine Leute — höre mich — und wenn ich dann nicht gerechtfertigt erſcheine — wenn alsdann dein Herz mich noch verdammt — ſo räche dich — laß mich auf das Blutgerüſte ſchleppen — Aber (leiſe) ich gehe nicht allein dahin — Oldmann wird mich begleiten!

Eduard. Gerechter Gott! (bei Seite) was ſoll — was darf ich thun?

Baron (ihn fixirend). Vergiß nicht — daß nur für dein Wohl — Ruttweel ſich ausſetzte!

Eduard (entſchloſſen). Beim Himmel beſchwöre ich ſie: lebt Theobald noch?

Baron. Er lebt!

Eduard. Wohlan — um ihn zu retten, will ich sie hören. Entfernt euch alle! (Alle stehen staunend-zaudernd.) Fort! ich befehle!

(Sie gehen zu verschiedenen Seiten ab. mit Zeichen der Unzufriedenheit, sie geben sich unter sich zu verstehen: wir passen auf, daß ihm nichts geschieht.)

Zwölfte Scene.

Baron. Eduard.

Eduard (bei Seite). Was werde ich hören? — ein unwillkührliches, banges Gefühl hält mich fern von ihm!

Baron (bei Seite). Welch ein Augenblick! — Ich bebe; wenn er — Ewiger Gott — wenn er seinen Vater zurückstieße!

Eduard (bei Seite). Er spricht von meinem Vater — Oldmanns dunkle Worte — Allmächt'ger Gott — soll ich noch Gräßlicheres ahnen?

Baron (nach stummem Spiel entschlossen). Eduard! (Eduard weicht einen Schritt zurück; Der Baron tritt zu ihm, will seine Hand fassen; Eduard tritt noch weiter zurück, deutet ihm ernst, sich entfernt zu halten; Der Baron schaudert.)

Eduard. Wir sind allein! was haben sie mir zu sagen?

Baron. Eduard! alle meine Kräfte muß ich sammeln — um dieß große Geheimniß dir enthüllen zu können! — Mein Leben, mein Glück, alles Heilige und Theure hängt an diesem furchtbar entscheidenden Augenblick!

Eduard. Sie erfüllen mich mit namenlosem Grauen; — Oldmann klagten sie an — sie schienen

mich selbst in dies gräßliche Geheimniß verwickeln zu wollen —

Baron. Eduard! — wenn ein Mann — ungerecht aller Erdengüter, seines Namens, der Ehre beraubt — von seinem Vater grausam verstoßen — verflucht! — Alles, was ihm theuer und heilig ist in der Hand eines habsüchtigen Verwandten sehen muß — kann er den Urheber aller seiner Leiden ohne Abscheu erblicken? — Ist es ein Verbrechen, wenn er in Verzweiflung knirscht: Dies ist mein Eigenthum?! (Eduard bebt zurück.) Unterbrich mich nicht — deine Sache ist es — was ich vertheidige! (Eduard bewegt sich heftig, voll Staunen und Abscheu.) Wenn dieser Mann, gebeugt von dem Unglück, schmachvoll erniedrigt sich und allen seinen Jammer in einem unglückseligen Sohne wiedergeboren sieht, und seine Geburt, — Andern die höchste Wonne — nur mit Seufzern und bittern Thränen feiern — verwünschen kann; — während dem Räuber seiner Güter ein Sohn — in allem Glanz der Herrlichkeit geboren wird — um seines eigenen Sohnes, schon in der Wiege gleichsam zu spotten — sollte dieser Mann nicht — von unerträglichem Gefühl seiner Schmach überwältigt, — von Rachsucht entflammt — von Verzweiflung hingerissen (Auffahrend) Nein! nein! mein Sohn soll nicht der Sclave dessen sein — als dessen Herr er geboren wurde! er soll nicht, vor ihm im Staube kriechend, Mitleid erbetteln müssen! Diese Güter waren mein! Sie sollen auch meinem Sohn gehören! — (Wieder fortfahrend, wankend.) Wenn dieser Mann nun seinen räuberischen Verwandten geopfert — und durch einen kühnen Streich seinen Sohn wieder in sein rechtmäßiges Erbe eingesetzt hätte; — dürfte dieser Sohn seinen

unglücklichen Vater nun kalt zurückſtoßen und der Rache der Menſchen preis geben?

Eduard (von gräßlichen Gefühlen ergriffen). Allmächtiger Gott! — dieſer Sohn — dieſer Vater —

Baron. Dieſer Sohn ſtößt mich zurück! Dieſer Sohn —

Eduard. Halt ein! o halte ein!

Baron. Es iſt zu ſpät! Der Schleier iſt zerriſſen! Grauſamer — du haſt mich begriffen! — und du wendeſt dich mit Abſcheu von mir? — Ja! ich bin dieſer unglückſel'ge Vater! Ich bin für meinen Sohn zum Verbrecher geworden — und du — du biſt dieſer Sohn!

Eduard (ſinkt vernichtet an eine Säule). Dieſer Sohn bin ich! Ewiger Gott — und du haſt keinen Blitz der mich zerſchmettre? —

Baron (bei Seite). Himmel! erwärme ſein Herz für ſeinen Vater!

Eduard (ſtürzt in Verzweiflung zwiſchen den Grabmählern nieder). Heilige Schatten! Die ich ſo lange als meine Väter verehrte — ich habe euer Andenken nicht geſchändet! ich habe euern Enkel nicht beleidigt — meine Hände haben euer Blut nicht verſpritzt — mein Herz iſt rein! — Theobald! Theobald! nimm von mir die blutbefleckte Laſt! Graf von Walmor, nimm was dein iſt — und laß mich hier ſterben, als reine Sühne deinem Vater!

Baron (ſeine Hand faſſend). Grauſamer! Du ſelbſt willſt alſo deinen Vater auf's Blutgerüſte liefern?!

Eduard (aufſpringend, voll Abſcheu von ihm weg). Vater!? Großer Gott! Du mein Vater? hab ich Hyänenblut in meinen Adern? Sprühen meine Augen Krokodilsblicke? Sind meine Hände Tigerkrallen? Hat

die Hölle mich ausgespieen als ihrer Teufel Schrecklichsten? Du mein Vater? Nimmermehr! Keine Fiber zuckt für dich in meinem Innern! Kein leises Gefühl in meiner Brust! Keine Saite in meinem Herzen klingt den Vaternamen! —

Baron. Eduard! mein Sohn!

Eduard. Sohn! Sohn! Der ärmste Bettler vergißt seinen Jammer! Elend und Ketten vergißt der Sclave; — das Schaffot hat keine Schrecken für den Verbrecher, wenn er in der letzten Stunde an der Brust des Vaters ruhen kann! — Vaterliebe! Sohnesliebe! die schönsten Worte aller Erdensprachen — die süßen Himmelslaute, die entzückendsten Zeichen des höchsten Menschenglückes — sie verklingen freudelos für mich! mir tönen sie furchtbar aus dem Herzen wieder, wie Grabesstimmen — wie die Posaunenrufe des letzten Gerichtes!

Baron (in sich hinein, verzweifelnd). Was habe ich gethan? (laut) Eduard! laß mich büßen — bluten — sterben!

Eduard. Sterben? — In meinen Adern wühlt der Tod! O nähm er mich dahin — jetzt dahin!

Baron. Eduard! sei ein Mann, zeige jetzt dich würdig der ungeheuern Opfer! Graf von Walmor —

Eduard. Der schauerliche Schrecken, der durch alle meine Gebeine zittert — sagt mir: ich bin des Meuchelmörders Sohn! — Sohn nur — nicht Genosse! Sohn nur — hör' es — Sohn — Sohn! gib mir keinen andern Namen! — zu deinen Füßen beschwöre ich dich: keinen andern Namen als Sohn! — Dieser nur muß den Vater retten — und sollte er selbst sich in die Hölle stürzen müssen! — Vater und Sohn! ewige, heilige Bande — welche Engel und Teufel in Eins verknüpfen — zerreiße dieses Band und die Welt geht in

Trümmern! (Springt auf und will an seinen Hals fliegen, in höchster Verzweiflung.) Vater, du bist gerettet — denn ich bin dein Sohn!

Baron. Eduard!

Dreizehnte Scene.

Vorige. Oldmann.

Oldmann (welcher während der letzten Rede unbemerkt eingetreten und hinter dem Einen Grabhügel sich verborgen hatte, tritt rasch hervor und zwischen beide). Graf Eduard von Walmor — dieser ist nicht ihr Vater, — er ist ihres Vaters Mörder!

(Der Baron und Eduard fahren auseinander.)

Baron (wie vernichtet). Unglücklicher — du wagest —

Eduard. Großer Gott — (In schwankendem Gefühl, zwischen Freude und Schmerz.) Er wäre —

Baron. Du wagst es — dein Weib vertauschte die beiden Knaben!

Eduard. Furchtbar gräßlicher Kampf! wohin der Sieg sich neige — immer zerreißt Er mein Herz!

Oldmann. Versprochen hatte sie es dir Ungeheuer, — die Knaben zu verwechseln — und ich ließ dich bei dem Glauben, um dich zu täuschen, um Eduard von deiner Wuth zu retten — dessen Vater du schon ermordet hattest!

Baron. All — mächt' — ger — auch — dieses noch? (Ist nahe an der Ohnmacht.)

Oldmann. Du hast in deinem eigenen Netz dich gefangen, deine blutbespritzte Hand mußte den Grafen Walmor beschützen! Zittre — Ungeheuer — schaudre zurück von deiner barbarischen Wuth! Dein eig'ner

Sohn iſt es — den du ſchon zwanzig Jahre verfolgt — vielleicht in dieſem Augenblick — o ewige Gerechtigkeit —

Baron. Mein Sohn — Theobald — ach —

Eduard (ſtürzt an Oldmanns Bruſt). Meine Kniee brechen — Mein Herz verblutet!

Baron (verzweifelnd auffahrend). Theobald lebt — mein Sohn lebt — noch iſt er zu retten — eilet — flieget — rettet meinen Sohn ich — ich — Allmächtiger — die Kräfte weichen! (Sinkt nieder.)

Vierzehnte Scene.

(Lärm! Geſchrei, Bergleute, Landleute, Jäger, Mathilde, Weiber, alles ſtürzt in verworrenem Tumulte in die Scene.)

Vorige. Odgar.

Odgar. Ach — zu Hülfe! im Hafen — eine Schaluppe! Tormann —

Baron (aufſpringend). Tormann! ſie ſchleppen ihn zum Tode — ein Kanonenſchuß gibt mir das Zeichen, wenn er geendet hat. —

Eduard. Gerechter Gott!

Alle. Ach!

Baron (Eduard zu Füßen fallend). Beim Schatten deines Vaters beſchwöre ich dich — bei allen Heiligen des Himmels und der Erde — rette — rette meinen Sohn!

Eduard. Eilet alle! Zu Schiff! alle Böte in die See!

Odgar. Fort! fort! (Ein Kanonenſchuß.)

Alle (in höchſtem Schrecken und ſtarrer Gruppe, da ſie ſchon fort wollten). Ach!

Baron (zuſammenſtürzend). Er iſt todt!

Oldmann. Es iſt geſcheh'n!

Eduard. Unglücklicher Theobald! Du biſt für mich geſtorben! (Zweiter Kanonenſchuß.)

Alle (auffahrend). Ha! (Dritter Kanonenſchuß.)

Eduard (aufſtehend). Ha! Dies ſind die Kanonen der Hafenbatterie! (Vierter Kanonenſchuß.)

Baron (ſich matt am Boden aufrichtend). Er iſt todt — mein Sohn — mein einz'ger Sohn iſt todt! — und ich — ich lebe noch! — (Mehrere Kanonenſchüſſe beinahe zugleich.) Ha! wie furchtbar ſie tönen — die Boten der Hölle! Fort — weichet — laßt mich — (Sinkt wieder zuſammen.)

(Aller Blicke ſind auf ihn gerichtet. Die ganze Gruppe ſteht wie gebannt.)

Funfzehnte Scene.

Vorige. Scop. Theobald.

(Kanonenſchüſſe, plötzlicher Lärm, Geſchrei, neue Haufen von Landleuten und Bergleuten ſtürzen herein, Scop kommt außer Athem.)

Scop. Normann — die Schaluppe — in der Bucht — kaum eine Viertelſtunde von hier — geſtrandet —

Alle. Geſtrandet?

Scop. Alle ſind ertrunken! —

Bathilde. Oldmann. Eduard. } Ach Theobald!

Theobald (hinter den Büſchen hervorſtürzend, außer ſich, von Kopf bis zu den Füßen durchnäßt, die Kleider in Unordnung ſtürzt erſchöpft zu Eduards Füßen). Ich — bin gerettet!

Alle. Bathilde. Oldmann. } zugleich. { Theobald? Theobald gerettet! Gott! er lebt!

Eduard (außer ſich, ihn an's Herz drückend). Mein Retter lebt!

(Allgemeine, lebendige Gruppe, alles drängt ſich um ihn, zunächſt Bathilde, Oldmann, Edgar, Scop.)

Eduard. Mein Theobald erwache! erhole dich! Du ruhſt am Herzen deines Freundes — deines Bruders!

Theobald (erholt ſich langſam, blickt um ſich, erkennt allmählig alle und lebt auf). Ich wache! lebe! es iſt kein Traum?

Eduard. Du lebſt! Dein Herz ſchlägt an dem meinen!

Eduard (lebhaft). Wer hat dich gerettet? daß ich mein Wort nun freudig löſe?

Theobald. Der Allmächt'ge! — Hier warfen ſie mich in ein Schiff, ich lag am Grund — dichter Nebel verhüllte uns rings umher — ſelbſt der Himmel war meinem Blick verſchloſſen — ich war verlaſſen — preisgegeben den Barbaren — ich hatte keine Hoffnung mehr — als den ſchnellen Tod im Grab der Waſſer! — Sie ruderten immer unter Felſen und Strauchwerk mühſam in der Bucht am Ufer hin — da erkrachte das Schiff — das Waſſer quoll ſtromweiſe herein. — Mag werden was da wolle, rief plötzlich Tormann, Er muß ſterben! und der Tod blitzte mir aus ſeinem Meſſer furchtbar entgegen! Weit hinaus geſchleudert fühlt' ich mich in der Brandung wilden Strudel! — Barmherziger als Menſchen ſind die Wogen — ſie ſpieen mich an's Land! — Beſinnungslos erhob ich mich, die Kanonen donnerten hinter mir — ich floh beſtürzt über Felsſtücke, durch Dornen und Waſſer; — ſchon glaubte ich zum zweitenmal den Mördern in die Hande zu fallen — da hört' ich nahe Stimmen — Eure Stimmen! Die Engel Gottes führten mich hierher! — (Umſchlingt mit beiden Armen Eduard und Oldmann, den Kopf an Eduards Bruſt.)

Bathilde. Gott Lob und Dank!

Eduard. Du bist gerettet — und dein Vater lebt!

Theobald. Mein Vater — mein Vater lebt?

Eduard. Mein Bruder sei hinfort — und theile brüderlich mit mir, was ich besitze!

Theobald. Mein Vater lebt? (Zu Edgar) Wie hast du mich betrogen! Doch dem Himmel sei Dank, daß ich nicht Graf von Walmor bin! Du guter Gott — wer gäbe nicht gern eine Grafschaft hin für einen Vater? O sagt — wo ist Er — daß ich zu seinen Füßen die Vaterhand ihm küssen — den ersten Vaterkuß empfangen kann!?

Oldmann (auf dem Baron deutend). Rechte nicht mit dem Himmel, mein Theobald — er will der Erde in dem Sohn vergelten. — Dieser ist dein Vater!

Theobald (stürzt auf ihn zu). Mein Vater — (Erkennt ihn, schreckt zurück.) der — der mein — Vater? — O ew'ger Gott!

Baron (der sich im Augenblick aufrichtet). Wo — bin ich? — Seht — dort — d —ort steht das Blutgerüste — er schwingt das Beil —

Theobald. Er mein Vater?! —

Baron. Ich habe — meinen Sohn — meinen einz'gen Sohn gemordet — meinen guten Theobald —

Theobald (gegen ihn ausbrechend). Va — Vater — (sich bebend abwendend) O brich mein armes — grausam zerrissenes Herz!

Baron (sieht ihn plötzlich). Was — will der Schatten hier? — zu früh — zu früh! — noch sterb' ich nicht — noch ist die Seele mein!

Theobald (verzweifelnd). Er mein Vater?!

Baron. Seht ihr? Die Wogen theilen sich — kennt ihr die bleichen Mienen — das blut'ge Haupt — was sich emporhebt — aus den Wassern? — was willst

du noch von mir? — Es ſchwebt heran — umrauſchet von des Todes ſchwarzem Fittig — es winket mir — ich komme mein Sohn — ich komme — (Schreitet einem Nachtwandler gleich umher, alle Gruppen weichen ihm voll Schrecken aus; bleibt ſtehen, preßt beide Hände an ſein Herz.) Wie ſie nagen an dieſem Herzen, — der Eumeniden gift'ge Schlangen! Wie es brennt und glüht in dieſer Bruſt! Ew'ger Rächer! was ſind die Schrecken deiner Hölle — gegen die Qualen der Reue!? Mordet mich! zerſpaltet, zerreißt mich — daß ich aufhöre zu fühlen — was ich bin — was ich gethan! —

Theobald (mit tiefem Gefühl, halb ſtehend zu Eduard). Er iſt mein Vater!

Baron. Laß mich bei Bär und Natter in der Wüſte hauſen! Schleudere mich hinab zu den Ungeheuern in der Tiefe des Meeres! — Laß des Abgrunds Flammen mich verſchlingen! nur entreiße mich dem Angeſicht der Menſchen, deren Namen ich geſchändet, deren Fluch auf meiner Seele laſtet! (raſend) Flieht! flieht! Auf miner Stirn glüht des Freundes Blut! — Mord — Sohnes Mord blitzt aus meinen Augen! — Mein Athem iſt Gift — Tod bringt meine Nähe! (Stürzt zuſammen.)

Theobald. Vater! Vater! — rettet ihn! (Stürzt wie betend nieder.) Guter Gott! O Graf von Walmor. Er iſt mein Vater!

Eduard. Du biſt mein Bruder!

(Allgemeine Gruppe der lebendigſten Theilnahme.)

Scop (beſchäftigt ſich mit dem Sterbenden). Er iſt dahin, er hat geendet!

Oldmann (die Leiche betrachtend). Der Himmel hat gerichtet!

Ende.

IV.

Das Fest der Künstler.

Vaudeville in 1 Act.

Nach: La maison de mon oncle.

(Dargestellt in Breslau.)

Personen.

Hofrath Kaymann, auſser Dienſt, ein reicher Gutsbeſitzer.
Carl, ſein Neffe, Muſiker.
Kaufmann Rein.
Amalie, ſeine Nichte.
Fein, Schriftſteller.
Albert, Maler.
Lamm, Bildhauer.
Murr, Tonſetzer.
Heuſs, Kupferſtecher.
Bremſe, Kritiker.
Wachtelpeter, ein Fiaker.
Röschen, des Hofraths Haushälterin.
Haide, ein Schauſpieler.
Raubold, Lithograph.
Bock, ein Exekutor.
Solo, Tänzer.
Ein alter Herr.
Eine Demoiſelle
Erſter, Zweiter } Elegant.
Eine Dame.

Erſter
Zweiter } Student.
Dritter

Erſter } Bürger.
Zweiter

Erſte } Bürgersfrau.
Zweite

Ein Kind.

Eine Tyrolerin.

Erſter
Zweiter } Tyroler.
Dritter

Künſtler und Gäſte.

Die Partitur der sämmtlichen Musikstücke ist zu haben bei Herrn Franz Mejo, Regisseur des Theaters zu Breslau.

Erſte Scene.

(Garten. Rechts ein elegantes bürgerliches Haus, zwiſchen deſſen Fenſtern Bosquets mit Tiſchen und Stühlen. Links ein kleiner Pavillon, der auf die Scene heraus weit vorſpringt und deſſen Vorderſeite offen iſt. Den tiefen Hintergrund ſchließt eine Mauer, in deren Mitte ein elegantes Gitterthor die weite Ausſicht in eine freundliche Landſchaft eröffnet.)

Karl (allein. Er kommt im leichten Jagdanzug mit Gewehr und Taſche herein; einige Rebhühner hängen an der Taſche).

Nr. 1. Jagdlied.

Ich ſchieß' Faſanen,
Hühner und Haſ';
Der Gläub'ger Mahnen
Macht mir nur Spaß.

Mit Schroot erreiche
Ich manchen Fuchs
Und tolle Streiche
Machen mir Jux!

Auf Sau'n und Hirſche,
Leg' ich oft an.
Doch lieber bürſche
Ich als Galan!

Auf Becaſſinen
Stöbr' ich umher;
Nach Carolinen
Jag' ich noch mehr.

Ich ziel' auf Wachteln
Ach, gar zu gern!
Von alten Schachteln
Bleibe ich fern.

Ich ſchoß manch' Böckchen
Auch manchen Bock!
Hänschen trug Röckchen
Hans einen Rock!

(Er legt Gewehr und Taſche auf einen der Bosquettiſche.)

Roſe!, Roſine! Röschen! — Endlich wieder ein Donnerstag! Der einzige Tag, an welchem mein Onkel mir erlaubt, meine Freunde hier um mich zu verſammeln, und mit ihnen ein kleines Feſt zu feiern. — Wie nur der gute Onkel ſo ſtreng ſein kann! Meine Schulden, meine recht hübſchen Schulden, will er dann erſt zahlen, wenn ich wenigſtens ein ganzes Jahr bei ihm auf dem Lande zugebracht habe. Zum Glück erlaure ich doch manchen Abend eine günſtige Gelegenheit — um in die Stadt zu kommen und neue Schulden zu machen! Aber — Röschen! Röschen! Wo die Hexe heute nur bleibt!

Zweite Scene.

Karl. Röschen.

Röschen. Komm schon, junger Herr, da bin ich.

Karl. Röschen, Röschen — hast du ganz vergessen, daß heute Donnerstag ist?

Röschen. Vergessen, ich — den Donnerstag? Unmöglich! Ihre Herren Freunde sorgen schon dafür, daß man diesen Künstlerfesttag nicht vergessen kann.

Karl. Wie so denn?

Röschen. Ja, wie so denn! Diese galanten, lustigen, übermüthigen Herren Künstler können einen ja ordentlich zur Verzweiflung bringen! Den ganzen Tag träumen sie von nichts als küssen und umarmen, und immer Alle zugleich — man hat keine ruhige Stunde vor ihnen.

Karl (sie um die Taille fassend). Küssen, umarmen? Die Nichtswürdigen! (Küßt sie.) Was haben diese Herren an dir zu küssen?

Röschen. Nicht wahr? — Aber es sind bei alle dem doch recht liebe junge Herren, vor Allem der Herr Albert; der hat mein Portrait mit einer Kohle in der Küche an die Wand gezeichnet, so treu, so natürlich — daß die ganze Welt mich sogleich erkennt, und Jeder, der in die Küche kommt, immer schreit: sieh da, schön Röschen! — Und der Lustige, der immer Verse spricht und Liederchen macht — was ist das für eine charmante, gute Haut!

Karl. Ach Freund Fein?! Ja — ein fideles Haus, ein Bruder Lebemann!

Röschen. Und trinken kann er! Stromweise rinnt der gute Wein Ihres Herrn Onkels in seine Kehle, und man merkt's ihm gar nicht an. Ha ha ha! Er trinkt den Champagner für sein Leben gern, da weiß ich es denn in meiner Gutmüthigkeit immer so einzurichten, daß er extra für sich eine Flasche allein bekömmt. Bringe ich ihm aber dem Champagner, so schneidet er immer ein hölliſches Gesicht dazu. Frage ich ihn: warum lieber Herr Fein? so brummt er: Röschen, der Champagner gibt immer das Zeichen zum baldigen Ende, und ich möchte jetzt erst recht anfangen.

Karl. Höre, Röschen — der Fein schwebt immer auf deiner Zunge, und er scheint auch mehr als ein Auge für dich zu haben —

Röschen. Ja, lesen sie ihm nur den Text ordentlich für sein ewiges Geküsse. Denn sie wissen wohl, daß ich als ein vernünftiges Mädchen einsehe, daß es auf ein paar Küsse mehr oder weniger in der Welt nicht ankommt, aber mein Wachtelpeter könnte einmal Wind davon bekommen und dann wäre es aus mit unserer Hochzeit — die Männer haben ja immer solche Schrullen!

Karl. Der Wachtelpeter? Ei — ich hörte schon davon munkeln. Aber Kinder — heirathen, und ihr habt wohl Beide nichts?

Röschen (seufzend). Das weiß der Himmel!

Karl. Was ist dein Liebhaber eigentlich?

Röschen. Ach Gott, er hat schon alles mögliche versucht und nichts will ihm glücken!

Nr. 2. Lied.

Erſt hatte mein Peter
Die Jura ſtudirt.
Es weiß ach! ein Jeder,
Daß Jus nicht weit führt.

Drum wandert' aus Sexta
Mein Peter ſchon aus,
Und machte ſein Studium
Privatim zu Haus!

D'rauf wollt' er ein Meiſter
Der Drechſelbank ſein;
D'rum lernt' er und reiſt' er
Land aus und Land ein.

Er drechſelte Hörner
Für Stadt und für's Land;
Doch hat ihn die Meiſt'rin
Nur Pfuſcher genannt.

Was ſollt' er noch wandern
Zu Fuß nach dem Glück?
Er blieb hinter Andern
Stets gar weit zurück! —

D'rum ward er Fiaker —
Ein herrlicher Tauſch!
Ihm koſtet kein Dreier
Der prächtigſte Rauſch! —

Karl. Iſt er vielleicht ein Bruder Liederlich?

Röschen. Ihr Bruder! O — nein, ſo hoch treibt er es nicht!

Karl. Er verſpeißt ſein Hab' und Gut ...

Röschen. Nein, verſpeiſen nicht, — aber vertrinken, das iſt ſein einziger Fehler — und damit kommt er nie aufs Trockne. (In Poſitur.) Der Herr Onkel!

Dritte Scene.

Vorige. Hofrath.

Karl (ihm entgegen). Sie wollen außgehen, beſter Onkel?

Hofrath. Muß ich nicht, junger Herr! Ich muß in die Stadt, wichtiger Geſchäfte wegen, und werde wohl ſchwerlich vor Abend zurückkommen.

Karl. Wir ſollen alſo nicht einmal die Freude haben, mit ihnen zu ſpeiſen? Das wird meinen Freunden ſehr ſchmerzlich ſein; ſie wiſſen ja, wie ſehr Alle ſie verehren und lieben —

Hofrath. Ja, mich, und meinen Wein noch mehr!

Röschen (bei Seite). Der hat auch immer ſeinen Wein im Munde.

Karl. Ja, ihren Wein halten Alle hoch in Ehren!

Hofrath. Das merke ich — aber ich mache mir nicht viel daraus und ſchätze mich glücklich, wenn es mir gelingt, auf Koſten von ein paar Fäſſern Wein, dich vernünftig zu machen. Ha ha ha. — Ich habe den beſten und reichſten Weinkeller auf 10 Meilen in der Runde — die letzte Flaſche gebe ich gern hin — wenn ich damit dich auf den rechten Weg bringen kann.

Karl. Das können sie ja viel wohlfeiler haben, zahlen sie meine Schulden!

Hofrath. So? Heute zahl' ich sie, und morgen machst du wieder neue!

Karl. Das ist nicht ihr Ernst, Onkelchen! Sitze ich hier nicht gleich dem Tantalus? Kaum eine halbe Meile von der Stadt, und darf nie hinein! Ueberdies zwangen sie mich, meine Stelle im Theater-Orchester aufzugeben.

Hofrath. Um so besser, eben dort machtest du immer deine tollsten Streiche —.

Karl. Onkelchen! —

Hofrath. Dabei bleibts — sonst ziehe ich meine Hand zurück! (Bei Seite) Ich nahm ihn ja nur aus der Stadt, um ihm seine alberne Liebe aus dem Kopfe zu bringen!

Karl (bei Seite). Wenn er wüßte, daß ich fast jede Nacht in der Stadt zubringe.

Hofrath (nach der Uhr sehend). Aber — ich muß zu meinem Notar. Röschen, du machst die Honneurs und läßt den Freunden Karls nichts abgehen; — was sie wünschen —

Röschen. Unbesorgt, Herr Hofrath!

Karl. Nun denn, auf frohes Wiedersehen, liebster Onkel!

Hofrath. Auf baldiges Wiedersehen, Karl, ich fange an, mit dir zufrieden zu werden. (Bei Seite) Ich gehe heute nur in die Stadt, um seine Schulden zu bezahlen. (Geht ab.)

Vierte Scene.

Röschen. Karl.

Röschen. Sie haben doch den besten Onkel von der Welt; und wie reich ist der gute Herr, ohne Frau, ohne Erben — Alles gehört einst Ihnen.

Karl. Ich will ihm auch — bei deinen schönen Augen sei's geschworen — keinen Verdruß mehr machen. Könnte ich ihm nur den vermaledeiten Wechsel, welchen ich hier erst ausstellte, ewig geheim halten. Ha ha ha! Er ist schon längst verfallen, aber zum Glück weiß mein Gläubiger nicht, wo er ihn präsentiren soll. Horch, ein Wagen! (Eilt an das Gitter.) Richtig, ein Theil meiner Freunde, so früh schon — der Himmel erbarme sich heute des Oheimschen Kellers!

Fünfte Scene.

Vorige. Albert. Lamm. Murr. Heuß und noch einige Künstler, dann Wachtelpeter.

Nr. 3. Lied mit Chor.

Albert.

Laßt den Rausch der Lust und Freude,
Uns das Leben froh genießen,
Bald sind wir des Todes Beute,
Schnell flieht die goldne schöne Zeit.
Jubelt bis am Morgen,
Hinweg mit Gram und Sorgen,
Das Losungswort sei Liebe und Wein.

Wachtelpeter.

Verzeihen Euer Gnaden &c.

Scene V.

Chor.

Jubelt bis am Morgen
Hinweg mit Gram und Sorgen,
Das Losungswort sei Liebe und Wein!
Ja Liebe und Wein!

Albert. Die Freude hoch!
Lamm. Guten Morgen, Karl!
Murr. Frisch auf mein Röschen!
Heuß. Engel, was macht die Liebe?
} beinahe alles zugleich.

Röschen. Dumme Streiche, wie gewöhnlich!

Karl. Wo sind die Andern?

Albert. Wir bilden die Avantgarde, kommen zu Fiaker! He! Schwager, mein Etui!

Wachtelpeter (tritt ein mit einem großen Farbekasten). Da bin ich schon, Euer Gnaden; man sieht damit aus, wie ein Schwefelhölzchenkrämer!

Röschen (ihn erkennend). Ei, sieh da, Herr Wachtelpeter!?

Wachtelpeter (ebenso). Scharmant, Mamsel Röschen! (Läßt den Kasten fallen.)

Albert. Schafsdemel — kannst du nicht festhalten?

Wachtelpeter. Verzeihen Euer Gnaden — aber die Ueberraschung eines zärtlichsten Herzens bei der Erblickung der rührendsten Gefühle — (Ruft den Pferden:) Brr! Windsbraut; Renner! Verzeihen Euer Gnaden, so heißen meine Pferde, mit Respekt zu melden, zwei stolze Arabesken — ein Bischen herabgekommen für den Augenblick — indessen würden sie sich gleich erholen, wenn ich ein Gläschen Wein hier hätte.

Alle (lachend). Natürlich! — Vortrefflich!

Karl. Nun Röschen, kredenze dem kühnen Wagenlenker!

Röschen. Sehr gern, Herr Wachtelpeter, gedulden sie sich nur einen Augenblick! (Ab.)

Albert. Freunde, welch' herrlicher Tag! Im Jubel der lautesten Freude will ich heute einige treffliche Karrikaturen malen.

Murr. Ich habe ein Lied in petto — das soll furore machen.

Röschen (kehrt mit Wein zurück). Hier, Herr Wachtelpeter!

Wachtelpeter. Auf ihr Wohlsein, meine Euridyce!

Albert. Meine Euridyce — der Kerl hat Mythologie studirt.

Wachtelpeter (leert das Glas und hält es Röschen hin). Das will ich meinen! Noch eins, meine Hebe, mit Respekt zu melden! O meine Herren, der Kappzaum und die Peitsche sind nicht mit mir aufgewachsen, ich diente früher bei Gelehrten, — und da bleibt immer etwas hängen, man lernt sich ausdrücken!

Albert. Bei Gelehrten dientest du?

Wachtelpeter. Und bei was für Einem! Herr Fein, der Dichter, war mein Herr. Ach, und wie lieb hatte mich dieser Herr Fein! Aber leider mußte ich nach acht Tagen schon wieder fort!

Albert. Wie so denn?

Wachtelpeter. Herr Fein jagte mich zum Hause hinaus, weil ich in der Zerstreuung aus einer Art von sonderbarer Verwechslung seinen weißen Burgunder für mein Braunbier angesehen, und im Feuer des Studiums rasibus ausgetrunken hatte.

Albert. So, so!

Wachtelpeter. Das that wehe, sehr wehe! Schrecklicher Gedanke. — Gelehrte und schöne Geister waren meine Gesellschaft und jetzt muß ich mit dem lieben Vieh leben!

Röschen. Also beim Herrn Fein? Ei — hätte ich das früher gewußt — da Herr Fein mich immer so freundlich in die Wangen kneipt —

Wachtelpeter. Kneipt er? Ach, mich kneipts auch! — Schöne Prinzessin — mit Respekt zu melden — sind sie mir treu?

Karl. Laß sie in Ruhe, gewiß! Ich werde das meinige thun bei eurer Hochzeit — denn — nicht wahr — in puncto desjenigen welches — (auf Geld deutend) stehts bei dir wohl nicht am besten?

Wachtelpeter. Ach, schönster Herr, mit der ungeheuren Liebe im Herzen und 8 Groschen Fuhrlohn für die Stunde kann man's nicht weit bringen — nehmen sie nur die ungeheure Theurung der Fourage, der schlechteste Wein kostet 12 Groschen die Flasche! (Reicht Röschen das Glas zum Einschenken.)

Albert. Darüber später!

Karl. Du holst uns heute Abend wieder ab!

Albert. Um 11 Uhr.

Wachtelpeter. Präcis! (Trinkt und stellt das Glas wieder hin.)

Röschen. Wie, Herr Wachtelpeter, sie bleiben nicht hier? Wir haben uns so lange nicht gesehen!

Wachtelpeter. Lange hin, lange her — 's geht einmal nicht! Ein Fiaker ist gleich der Sonne, er muß den ganzen Tag für alle Welt sich drehen und wenden! — Ich habe eine dringende Bestellung — einen Herrn soll

ich abholen mit einer Dame — verſtanden? Da ſetzt's ein gutes Trinkgeld. Ha ha ha! — eine halbe Meile hübſch langſam gefahren, bringt oft mehr ein als vier Meilen im Trab daß die Roſſe dampfen! Alſo — meine Angebetete, auf Wiederſehen heute Abend! Euer Gnaden, meine Herren — vergeſſen ſie den Wachtelpeter nicht!

Röschen. Na, iſt's gefällig? (Streckt ihm die Hand zum Kuß hin.)

Wachtelpeter (küßt ſie). O ihr Götter! Was iſt der beſte Kalbsbraten gegen ſolch einen Leckerbiſſen? (Ab.)

Murr. Fein kommt!

Heuſh. Unſer Fein!

Röschen. Ach, Herr Fein!

Karl. Gott ſei Dank!

Albert. Endlich!

Sechſte Scene.

Vorige. Fein. Bremſe. Haide nnd Solo.

Nr. 4. Lied und Chor.

Auf, Künſtler, auf zum fröhlichen Feſt!
Laßt heut uns die Freiheit genießen;
Damit uns der Gram, die Sorge, verläßt,
Nur wacker die Gurgel genäßt —
Ja, Champagner laßt fließen! —
Heute ſprechen wir Hohn
Allem Zwang des bon ton.
Götter gaben Genie,
Männer bieten uns Wein.
Mädchen, flößt Liebe ein,

:|: Brüder glaubt mit den drei
Iſt man ſelig und frei. :|:
:|: Genie und Mädchen, perlender Wein,
Sie bilden die Kunſt aller Künſte,
Strahlt ihre Sonne ins Leben herein
Entweichen die Nebel und Dünſte. :|:

Fein. Guten Morgen, Karl! Guten Morgen, Freunde! Ich komme ganz mit Staub und Ruhm bedeckt! (Reinigt die Kleider mit dem Tuch.)

(Bremſe, Haide und Solo, bei Allen der Reihe nach grüßend, ſo daß faſt gleichzeitig ein, guter Morgen! ertönt von allen, Röschen mitgerechnet.)

Karl. Wo haſt du den zehnten Mann gelaſſen, unſern jungen Compoſiteur?

Fein. Der ſitzt zu Hauſe und martert ſich ab, um eins à la Gluck zu componiren, der arme Junge!

Murr. A la Gluck? Heut zu Tage?

Karl. Lieber à la Strauß, man kommt weiter damit.

Albert. Neid, purer Neid; Karl iſt ſein Nebenbuhler in der Compoſition!

Karl. Pah!

Fein. Mein Karl iſt verliebt!

Alle. Verliebt?

Fein. Verliebt, coloſſal, rieſenhaft verliebt — ſeht ihr die flammende Röthe? Seht ihr, wie bleich ſein Geſicht? —

Karl. Fein — keine Albernheiten!

(Röschen nimmt Gewehr und Tasche von Karl und trägt ſie in's Haus; geht dann in den Hintergrund mit einem Strickzeug, vor den Thorweg hinaus; dies bemerken Solo und Heuß und ſchleichen hinter dem Rücken der Andern ihr nach.)

Fein. Pah! warum erzittern vor solchem Bekenntniß? Dies Unglück kann dem Ehrlichsten begegnen; Jedem, der Amalie sieht.

Albert. Amalie? ein klingender Name!

Murr. Eine Schönheit?

Fein. Versichert und beschworen, nur zweimal sah ich sie in meinem Leben. (Mit komischem Pathos.) Nur zweimal hat mein Auge sie gemessen, ein einzigmal hab' ich die Hand gedrückt, doch nimmer, nimmer werd' ich sie vergessen — und ewig bleibt mein Herz von ihr entzückt! — Ha ha ha! Karl gab ihr Musikunterricht — und nahm ihr Herz als Honorar! Nicht wahr? Gesteh's nur!

Karl. Was hilft's? Ihr Onkel will nichts von mir wissen!

Fein. Wahr ist's — der Herr Onkel Rein ist ein Barbar — ein Geschöpf voller Vorurtheile, ein Held der Elle, wonach er jedes Verdienst mißt, ein Mensch, der Kunst und Künstler verachtet.

Karl. Er behauptet — ich frequentire schlechte Gesellschaft!

Fein. Und wir sind doch immer bei ihm! Kann er solidere Gesellschaft haben? Aber sei ruhig, mein theurer Paganini — ich stehe dir treu zur Seite, und ich werde dich verheirathen.

Alle. Wir Alle! Muth!

Karl. Aber wie denn?

Fein. Wie? Das weiß ich nicht!

Karl. Schöner Trost!

Fein. Geduld! Die Zeit und der Champagner haben Rosen im Munde!

Karl. Ja, wir haben die Rosen und indessen reicht ihr ein Anderer die Myrthen!

Fein. Piano! So lange sie nicht verheirathet ist, so ist auch nichts verloren! Und wäre sie auch verheirathet, so braucht man darum noch nicht zu verzweifeln, denn —

Karl. Du bist unausstehlich!

Fein. Immer so lang ich nüchtern bin! das ist ein völlig naturwidriger Zustand — Allons — das Frühstück!

Siebente Scene.

Vorige. Bock.

Röschen (den Bock einführend). Nur hier herein, mein Herr — dort ist unser junger Herr.

Fein. Was ist das für eine burleske Figur?

Murr. Gewiß ein fremder Künstler!

Röschen (zu Karl). Ist der Herr eingeladen?

Karl. Nein, ich kenne ihn nicht! — Mein Herr, was verschafft uns die Ehre? —

Bock (süß). Die Ehre ist ganz auf meiner Seite. Habe ich das Vergnügen, Herrn Karl Kaymann vor mir zu sehen?

Fein (rasch vortretend). Das Vergnügen ist auf meiner Seite! Was steht zu Dienst?

Karl (zu ihm). Aber Fein —

Fein. Laß mich! Sind wir nicht hier, um uns zu belustigen?

Bock. Herr Kaymann — ich bin entzückt, die Bekanntschaft eines so ausgezeichneten Künstlers, des Paganini unserer Stadt zu machen —

Fein. Zu viel Güte — der Herr ſind wohl auch von der Kunſt?

Bock (lächelnd). Zu dienen, mein Herr — Künſtler in meinem Fach.

Fein. Ach — vielleicht gar — Freunde, welch ein ein Jubel — der neu angekommene Improviſator?

Bock. Nein, mein Herr, der alte Bock — ein Exekutor!

Alle. Ein Exekutor!

Karl (bei Seite). Ich bin verloren!

Bock. Erſcheine hier im Namen eines hochpreißlichen Wechſelrechts, um von dem Herrn Karl Kaymann den an Herrn Sachs acceptirten, zweimal prolongirten, zehnmal präſentirten und refuſirten, förmlich proteſtirten, gehörig inquirirten und contumacialiter adjudicirten Wechſel à 250 Fl. einzukaſſiren.

Fein (zu Karl). Dummer Teufel! wie oft ſagte ich dir ſchon: Schulden, ſo viel du willſt, aber nur keine Wechſel!

Bock (fortfahrend). Einzukaſſiren oder widrigenfalls gegen Wohldieſelben zu exequiren und nichtsfindenden Falls ihre Wohleigene Perſon zu requiriren, und eigenhändig ſie in den Schuldthurm zu führen — nach Wechſelrecht!

Fein. In den Schuldthurm?

Alle. In den Schuldthurm?

Bock. Dixi

Fein (zu Karl). Nun wirſt du wohl ſelbſt auftreten müſſen!

Karl. Haſenfuß!

Fein. Vor dem Schuldthurm habe ich einen eigenen gelinden Schauer!

Karl (zu Bock). Mein Herr, ein unschuldiger Scherz — ich bin der Karl Kaymann, welchen sie suchen, und ich erkenne Schuld und Wechsel für gültig!

Fein. So mußt du auch zahlen!

Röschen. Ach ja, junger Herr, zahlen sie!

Karl. Ja, zahlen sie — ihr habt gut reden! Womit? Wovon? (laut) Mein Herr, in diesem Augenblick bin ich leider außer Stande — bevor einige Posten eingehen —

Fein (bei Seite). Welche nie eingehen werden.

Karl. Sie gönnen mir doch Frist?

Bock. Frist? Wir sind ja keine Türken! Frist, so viel sie befehlen. (Zieht die Uhr.) Zehn Uhr — accurat — ich gehe — heute Abend 6 Uhr kehre ich zurück.

Karl. Um 6 Uhr schon?

Bock. Erst, und werde dann in Ermangelung klingender Befriedigung oder valabler Executions-Objecte die Ehre haben, mit Wohldieselben einen Fiaker zu besteigen —

Röschen. Wie — Herr Bock — sie könnten es über ihr Herz bringen — einen so braven jungen Mann —

Bock (ihren Arm streichelnd). Ach, ein Bock kann noch ganz andere Dinge über's Herz bringen.

Fein (ihn auf die Schulter klopfend). Auch galant? Scharmant!

Bock. Bock ist immer galant und gerührt von allem Schönen!

Fein. Beim Styx — soll ich je in Wechselarrest kommen, so bitte ich es mir als eine Gnade aus, von ihnen, dem liebenswürdigsten aller Böcke dahin geführt zu werden!

Alle. Wir auch! (Klopfen ihn auf die Schultern).

Bock (ſich ſchmerzlich die Achſel reibend). Ich bin wahrhaftig gerührt! Wen habe ich denn eigentlich die Ehre, vor mir zu ſehen?

Fein. Ich bin Schriftſteller!

Albert. Ich bin ein Maler!

Lamm. Bildhauer bin ich!

Murr. Mich ſtempelte die Natur zum Tonſetzer!

Heuß. Zum Kupferſtecher berief mich das Schickſal!

Bremſe. Mir gaben die Muſen den Weihekuß kritiſcher Beſchauung!

Haide Ich ſtelle Menſchen dar und heiße Schauſpieler!

Solo. Ik tanzen der Danse grotesque!

Bock (der mit komiſchem Pathos ſie anhört). Ein Schriftſteller, Maler, Bildhauer, Tonſetzer, Kupferſtecher, Recenſent, Schauſpieler, Tänzer — verzweifeln ſie an nichts, Geduld — alle mögliche Hoffnung iſt vorhanden, daß mir bald das Glück ihrer näheren Bekanntſchaft zu Theil werden wird — indeſſen empfiehlt ſich Bock zu geneigtem Andenken — habe die Ehre, allerſeits einen guten Morgen zu wünſchen! (Ab.)

Albert. Zum Teufel mit dem Höllenbock!

Achte Scene.

Vorige, ohne Bock.

Fein. Der Spitzbube macht ſich noch über uns luſtig!

Karl. Freunde, nun ſitzen wir ſchön in der Patſche! Hört und ſtaunt — ich habe nicht einen rothen Pfennig!

Fein. Ich würde ſtaunen, wenn du einen hätteſt! Aber 's thut nichts, zum Glück ſind wir da — wir Alle! Röschen!

Röschen. Was befehlen ſie?

Fein. Das delicióſe Frühſtück! Schnell!

Röschen. Zu Befehl! (im Abgehen) Schöne gute Freunde, denken an Eſſen und Trinken, während unſer junger Herr — (Ab ins Haus.)

Fein. Nun Freunde und wackere Brüder iſt der Augenblick erſchienen, wo wir als Männer uns beurkunden müſſen. Dulden dürfen wir nimmer, daß man den Freund unſerm frohen Kreiſe, der Freude, der Freiheit, der Kunſt, der Liebe entreiße —

Karl. Wohinaus willſt du?

Fein. Wie? Iſt dir das Räthſel noch nicht klar? Zuſammenſchießen müſſen wir, um unſern theuern Karl der Verlegenheit zu entziehen.

Alle. Wir ſchießen zuſammen!

Karl. Das dulde ich nicht!

Fein. Schweige! du haſt dein Pulver oft für uns Alle verſchoſſen — wir ſind Künſtler, Brüder — was Einer hat gehört Allen! Wohlan, (Greift in die Taſche.) ich mache den Anfang!

Nr. 5. Ensemble.

1.

Murr. Umſonſt ſuch' ich die Taſchen aus —
Heuß. Ach leer iſt alles, leer und eitel —
Lamm. Verflucht, — mein Geld, es liegt zu Haus —
Fein. Im andern Rocke ſteckt mein Beutel —
Albert. Ich trage ſtets mein Geld im Frack —
Murr. Aurora hatte Gold im Munde —

Heuß. Ich war noch reich vor einer Stunde —
Fein. Ich hab' ein großes Loch im Sack! —

2.

Fein. Ich, Freundchen, ich verzweifle nie —
Karl. Jetzt ist es Narrheit, Spaß zu machen —
Röschen. Ei, zahlen sie doch, eh sie lachen.
Fein. Der Plan ist reif, vivat Genie!
Gibst Vollmacht mir als Mandatar
Zahl' ich das Geld noch heut auf Ehre! —
(Zu Allen.)
Ihr geht zu mir jetzt in die Lehre
Genie ist reich, wenns Geld auch rar!

3.

Karl. } Ich fürchte einen tollen Streich!
Röschen. }
Alle. Er sagt nur ja, und Fein wird zahlen
An Schwänken ist sein Kopf so reich! —
Fein. Ihr kennt den Fein, er mag nicht prahlen!
Karl. Ich gehe deinen }
Röschen. Ei gehen sie den } Vorschlag ein! —
Fein. Nun lasset flott die Wimpel wehen.
Alle. Die Welt soll heut ein Späßchen sehen!
Der Wechsel bald bezahlet sein! (Alle stürmisch ab.)

Neunte Scene.

Karl (allein). Röschen (im Haus).

Karl. Was der tolle Mensch nur vor hat? Rennt wie ein Besessener davon, der Teufel vertraue sich solcher Inspiration. Aber woher nehme ich 250 Gulden?

In der ganzen Gegend kennt mich kein Menſch — wer würde mir borgen? In die Stadt gehen? Dort kennt mich alle Welt zu gut, um mir zu pumpen! Dem Onkel beichten? Brr! der alte Herr wäre im Stande, und legte mir ein neues Bußjahr auf.

Röschen (im Haus). Das iſt unerhört, abſcheulich! das werde ich dem Herrn ſagen!

Karl. Was iſt ihr denn?

Röschen. Nein, dieſe Wirthſchaft hat man noch nicht erlebt! Das wollen Freunde ſein?

Karl. Was thun ſie denn ſo ſchreckliches?

Röschen (kommt heraus). Was ſie thun? Alle Zimmer räumen ſie aus, laſſen die Möbel über die Treppe hinabrollen, mit Gefahr alles zu Schanden zu machen. Ich wollte mich dem Unfug widerſetzen, aber da gings erſt recht los; Einer zerrte mich am Arm, der Andere faßte mich um den Leib; der Dritte küßte mich, mir nichts, dir nichts — ich mußte nur Gott danken, daß ich noch mit heiler Haut davon kam. Na, da ſehen ſie nur ſelbſt, wie ſie's treiben, der Herr Onkel wird ſchön toll werden!

Zehnte Scene.

Vorige. Fein (und die übrigen Künſtler).

No. 6. Ensemble.

Alle Künſtler.

Nicht verzagt, nicht verweilt,
Nicht gefragt und nur geeilt,
Nur durch Arbeit in der Welt,
Verdient man redlich Geld.

Fein (während sie Tische, Bänke, Stühle aus dem Hause bringen, in die Lauben, in die Mitte der Bühne stellen, wie in einem Wirthsgarten; ein eleganter Büreautisch wird gerade neben die Hausthüre gepflanzt, ein Stuhl dahinter). Gut, vortrefflich! Tische und Stühle in Ordnung —

Karl. Aber Fein! Bist du des Teufels? Was treibst du denn?

Fein. Das geht dich gar nichts an.

Karl. Oho — meines Onkels Haus?

Fein. Gerade deshalb hat sich der Herr Neffe gar nicht darum zu bekümmern! — He da! Noch mehr Stühle heraus. (Zum Fenster hineinsprechend.) Murr, noch ein Paar Stühle heraus!

Karl. Seid ihr verrückt? Alles geht zu Grunde!

Fein. Heuß! wirf sie mir zum Fenster heraus, so geht's schneller!

Karl (faßt ihn). Wirst du wohl —

Röschen. Ei du mein Himmel!

(Mehrere Stühle fliegen zum Fenster heraus und werden von Fein und anderen aufgefangen.)

Karl. Alles geht entzwei!

Fein. Weißes Tischzeug. — Tafelzeug vom Feinsten.

Murr (wirft ihm ein ganzes Pack Tischtücher und Servietten zu). Fang' auf!

Karl. Werde ich bald erfahren? — Ich dulde es nicht!

Fein. Teller, Flaschen, Gläser — von den Englischen!

Röschen. Herr Gott! Sollen sie die auch zum Fenster hinaus werfen?

Solo (mit einem ungeheuern Korb voll Teller, Gläser, Flaschen aus dem Haus). Hier sein der Flasch und der Glas!

Fein. Oeffnet den Silberschrank! Messer, Gabeln, Löffel, die schönen Tafelaufsätze — rechts im Saal!

Karl. Hol's der Teufel, ich muß nur selbst zusehen, sonst drehen sie mir das ganze Haus um!

(Ab ins Haus.)

(Im Nu decken Fein und Solo die Tische, ordnen die Gedecke.)

Fein. Flink, flink, schön Röschen!

Röschen. Ich soll auch noch —

Fein. Helfen die Tafeln decken, versteht sich! lustig! (Sie hilft.)

Lamm (springt mit einem Korb voll Messer und Gabeln, Salzbüchsen, Essig- und Oelgefäßen von Silber aus dem untern Fenster und stellt alles zu Fein). Hier, Bruder!

Murr (kommt zur Thür heraus mit Haide, jeder trägt einige elegante Tafelaufsätze). Nun alles harmonisch geordnet, flink!

Bremse (kommt mit einem großen beschriebenen Bogen, wie ein Anschlagezettel). Die Anzeige ist fertig!

Heuß (kommt mit einer schwarzen langen Tafel, worauf mit großen Buchstaben in weiß geschrieben steht: „Restauration"). Alle Wetter, daß heißt geschrieben!

Haide (zieht einige Nummern 1, 2, 3, 4 zum auf dem Arm heften aus der Tasche). Die Marqueurs sind fertig! In der Garderobe oben ist alles zum Umkleiden gerüstet!

Röschen. Wo will das hinaus? Ich glaube, sie sind jetzt schon alle benebelt!

Lamm (eilt wieder aus dem Haus). Der Wagen ist angespannt, — fort, Bremse!

Fein (nimmt Bremsen die Anzeige). Halt, nur einen Blick hinein (liest) „Neues Kaffeehaus und Gartenvergnügen! Da auf der beſuchteſten Heerſtraße, auf der beliebteſten aller Promenaden den Bewohnern der Hauptſtadt auf eine Meile Wegs bis heute kein paſſender Platz zu würdiger und eleganter Erholung gegönnt war, ſo glauben wir ein verehrtes Publikum angenehm zu überraſchen, indem wir heute zum Kirchweihfeſt in Brigittenau den geräumigen und ſchönen, weltbekannten Kaymanniſchen Garten dem Publikum eröffnen und jedem billigen Anſpruch zu genügen uns eifrigſt beſtreben. Preiſe und Qualität aller Speiſen und Getränke ſind durch wohlfeile Einkäufe an Ort und Stelle ſo gut und billig, wie keine Reſtauration ſie liefern kann. Möge das geehrte Publikum durch recht zahlreichen Beſuch erproben, daß wir nicht zu viel verſprochen haben, und künftig noch beſſeres leiſten werden!" — Vortrefflich! Nun eile, Freund Kritikus, laß die Pferde den Boden nicht berühren, und ſchlage den Zettel an das Thor, welches hier heraus führt, dann fahre zum Bäcker und nimm für 10 Thlr. Brod und Semmel heraus!

Bremſe. Aber — die 10 Thaler?

Fein. Pumpt dir zwar kein Menſch, jedoch dem Kaymannſchen Bedienten. Fort!

Bremſe. Ein kritiſches Geſchäft! Addio!

(Ab durchs Haus.)

Fein. Bruder Kupferſtecher, ſchnell deine ſchöne Tafel hier über die Hausthüre! Haide, Lamm, Murr, fort! Coſtüme gewechſelt!

(Alle Drei ab; während Fein und Heuß, auf Stühlen ſtehend, die Tafel über der Thür befeſtigen.)

Röschen. Was? also ein förmliches Wirthshaus sollen wir werden?

Fein (herabspringend und die Stühle wegsetzend). Sind wir schon, schön Röschen, und du bist die allerliebste Oberkellnerin darin!

Albert (In Hemdeärmeln, Pinsel im Munde, hat einen Fensterladen auf dem Kopf). Finis conorat opus! (Stellt den Laden an den Boden.) Hier ist ein ächter Raphael Sanzio in 10 Minuten aufgeschmiert.

Alle. Wie? Laß sehen! Her damit!

Albert (den Laden drehend, daß man das Bild sieht). Geduld, damit es im rechten Licht erscheine.

Röschen. Himmel, meinen Fensterladen hat er genommen!

Albert. Jetzt blickt her!

(Das Bild stellt einen Bacchus vor, mit der Unterschrift: Restauration und Gartenvergnügen.)

Fein. Köstlich! ein Meisterstück, dein Bacchus! wie einladend rothe Backen!

Röschen. Allgerechter — das gleicht ja dem Herrn Fein auf ein Haar!

Albert. Allerdings — Bacchus Fein!

Fein. Also — kein feiner Bacchus! Dank für deine zartgefühlte Aufmerksamkeit, mein Bildniß als Restaurations-Schild! Ha ha ha! Jetzt hinaus damit über die Einfahrt! Frisch meine Freunde! Seht die Promenade beginnt schon lebhaft zu werden!

Albert. Kommt Brüder! (Mit Heus zum Thorweg hinaus, wo sie bald wieder auf einer Leiter sichtbar werden, und das Bild befestigen.)

Fein. Du Röschen, nimm deinen Platz hier am Comptortisch. — Apropos, hast du Geld, baares?

Röschen (lachend). Wozu?

Fein. Wozu? Zum verpumpen! Unſere Freunde, die Kellner, müſſen baares in der Taſche haben, um dir jede Auslage am Comptoirtiſch ſogleich zu bezahlen. Ordnung regiert die Welt! Haſt du Baares?

Röschen. Nu, ein 30 Thaler werde ich wohl zuſammen bringen!

Fein. Optime! Her damit.

Röschen. Aber! —

Fein. Keine Sorge! Pumpe nur, mein Engel — um ½7 Uhr haſt du alles wieder mit 15 pr. Ct. Zinſen! Halt, noch eins. Iſt keine Violine in der Gegend zu haben?

Röschen. Ich weiß keine, außer bei dem alten Schuhmacher.

Fein. Scharmant! her damit, Karl kann ſich als Muſikant vor den Gäſten darauf hören laſſen! Heuß ſpielt die Harfe, Murr malträtirt das Cello, beide Inſtrumente haben wir, alſo ein Garten-Conzert beiſammen. Halt noch eins — Schreibzeug ſchnell und Papier — Karten für Speiſen und Getränke müſſen paradiren. Schnell mein Engel!

Röschen. Sie denken doch an Alles! (Ab ins Haus.)

Fein. Schelm, auch an deine Hochzeit. (Zu Albert und Heuß, welche zurückkommen.) Umgekleidet — jeder auf ſeinen Poſten!

Albert. La bourse ou la vie! (Ab ins Haus.)

Heuß. Götter, wie will ich heute ſpielen!

(Ab mit den andern ins Haus.)

Röschen (kehrt mit Papier und Schreibzeug zurück). Na, hier iſt Alles, Herr Fein!

Fein (ſich damit an einen Tiſch placirend und während des Sprechens ſchreibend). Das Kirchweihfeſt wird uns heute zahlreichen Beſuch verſchaffen. — Laß Salate aller Gattung aus dem Garten hereinbringen und reinigen! — Wie werden die Leute ſtaunen ob der nagelneuen Reſtauration. — Die große Schaukel in Ordnung für die Damen — die Kegelbahn für die alten Herren, das Billard für die Jugend! — Ha ha ha! und Onkel Kaymann wird Augen machen! — Die extra Zimmer zu ebner Erde bringen gewiß auch ihre Groſchen ein! Couſin und Couſine, Onkel und Nichte ſind oft gern allein! — Das Wetter iſt vortrefflich! — Laß ſogleich 6 Gänſe ſchlachten, 12 Enten und 24 Hühner —

Röschen. Aber Herr Fein —

Fein. Aber fein Röschen, Gehorſam und Eile! Johann ſoll von jeder Sorte weißen und rothen Weins 24 Flaſchen heraufbringen — und Champagner 50 Flaſchen! — In der Küche muß es rauchen, als wenn der Teufel ein Dutzend Jeſuiten braten wollte (Springt auf.) Die Zettel ſind fertig — hurtig den Einband von einem Folianten losgeriſſen, die Zettel auf die Pappe befeſtigt; ein Bändchen daran und dort aufgehängt! Friſch mein Röschen!

Röschen. Aber — o Himmel!

Fein. Laß ihn jetzt in Ruhe, der Himmel hilft nicht, nur das Geld hilft. Geht alles gut, ſo weiſe ich dir eine gute Ausſteuer an.

Röschen. Ei! — Aber doch nicht an die Theaterkaſſe auf das Honorar für ihre Stücke?

Fein. Nein — auf mein Wort! —

Röschen. Eine feine Anweiſung — aber ange-

nommen! Nun alles besorgt, dann habe ich die Ehre, als Jungfer Oberkellnerin meinen Thron zu besteigen!

(Ab.)

Fein. He, Röschen! Aale und Hechte aus dem Fischkasten in die Küche!

Eilfte Scene.

Karl. Fein.

Karl (rasch Röschen im Vorbeigehen küssend). Bruder — du bist ein Satans-Genie, ich weiß nun Alles! Nimm diesen Kuß —

Fein. Schon gut — aber jetzt ins Costüme — siehst du — schon geht die Promenade los, und Aller Augen haften an unserm Schild!

Karl. Aber der Onkel wird noch mehr erzürnt —

Fein. Wieder gut werden! Fort — die Geige vom Schuster ist schon in deinem Zimmer, du kommst als Musikant.

Karl. Ich, ein Künstler!

Fein. Pah! keine Albernheiten — probier's, ob du Einer bist, und einen Tanz honett herunter reißen kannst, daran scheiterte schon mancher Virtuose!

Karl. In Gottes Namen denn, warum hat mich der Onkel nicht in meinem Orchester gelassen!

(Während dieser Scene haben Diener und Kellner schon eine Menge Weinflaschen gebracht, und unter den Comptortisch gestellt, einer aber die Speisezettel über demselben an der Thürpfoste aufgehängt.)

Zwölfte Scene.

Vorige. Albert. Lamm (als Kellner).

Albert. Da stehen wir zum Dienst bereit!

Lamm. Kampfgerüstet; und hier 32 Thaler von Röschen für dich, Fein!

Fein. Bravo, Mädchen! (Gibt Jedem Geld.) Hier 8 Thaler, was ihr von der Credenz und aus der Küche holt, wird gleich bezahlt — nichts den Gästen gepumpt — ihr wißt am Besten, was ein ehrlicher Wirth dabei riskirt. Nun Röschen, was bietet die Küche? (Nimmt die Speisekarten von der Wand und liest sie ihnen vor.)

Röschen (liest von der Speisekarte.)

Nr. 7. Lied.

Werfen sie nur ein Blickchen hinein
Die Karte ist deutlich geschrieben.
Hier finden sie alle Sorten von Wein
Aus erster Hand und absonderlich rein,
Und wohlfeil der Wein!

Hier stehn Ragouts, vortrefflich rangiert,
Von zahmem und wildem Geflügel,
Die Saucen alle ganz fein und picant
Denn unser Koch hat mit Menschenverstand
Ein treffliches Kochbuch hier stets in der Hand.

Hier steh'n die Fische jeglicher Art
Sardellen und Hering und Bricken,
Der Zander, Hechte, Karpfen und Aal
Unendlich schwer wird Jedem die Wahl,
Karauschen und Weißfisch und Rothaug'
Und Stinter in jeglicher Zahl. —

Hier ſehen ſie Würſte mager und fett,
Von Braunſchweig von Wien und Salami!
Die Würſte ſind eine prächtige Pracht,
Ich ſelber habe die Würſte gemacht,
Von Kalbfleiſch, von Schinken, von Zungen,
Von Hirnen, von Nieren, von Lebern in voriger Nacht. —
Da ſteh'n die Braten herrlich ſortirt
Faſanen und Rebhuhn und Wachtel;
O leſen ſie nur, ſie werden gerührt,
Ein Brätchen hat ſchon Manchen verführt,
Von Ochſen, von Schweinen, von Kälbern,
Von Schöpſen, von Lämmern, von Hirſchen, von Rehen,
Von Haſen, von Schnepfen, von Enten und Puten ſarcirt.
Torten, Paſteten, Gebacknes und Eis
Und alles was lecker auf Erden,
Heißt's zum Schluſſe: den Beutel heraus!
Endet ſüß doch der Zucker den Schmauß!
Roſinen und Mandeln, Borſtorfer, Reinetten,
Prunellen und Pflaumen,
Makronen, Paſtetchen, Baiſees und Marſchellen,
Wallnüſſe und Himbeer'n, Pommeranzenſallat;
Alles ſtehet zu Dienſten parat —
Hier wenigſtens auf dem Papier!

Karl. Alle Teufel — Gäſte! (Ab ins Haus.)

Fein. Aufgepaßt!

(Hat indeſſen die Nummern 1 und 2 auf Alberts und Lemms Arm befeſtigt, und nimmt die andern Nummern mit.

Sputet euch — höflich ihnen entgegen, im Augenblick bin ich wieder da! (Ab ins Haus.)

Dreizehnte Scene.

Albert. Lamm. Drei Studenten. Röschen.

Erſter Student. Holla, neue Kneipe! Eine Flaſche Markebrunner! (Setzen ſich an den hinterſten Tiſch links.)

Albert. Zu Befehl! (Holt bei Röschen, welche ſich indeſſen ganz ſtill an ihren Comptortiſch geſetzt hat, eine Flaſche Wein, zahlt ihr.) Markebrunner, Mamſell — hier 48 Kreuzer.

(Bringt den Gäſten und ſchenkt ein.)

Vierzehnte Scene.

Vorige. Zwei Bürger mit ihren Frauen und Kindern.

Erſter Bürger. Ein kluger Gedanke von Herrn Kaymann, ſein Haus öffentlich zu machen, er wird hier ſein Schäfchen ins Trockene bringen!

Erſte Bürgersfrau. Sonderbar, daß er kein Wort davon in der Zeitung ankündigte!

Zweiter Bürger Er war immer ein abſonderlicher Kauz! Aber ſetzen wir uns!

Zweite Bürgersfrau. Was genießen wir denn? Kommt hierher!

(Sie ſetzen ſich an den letzten Tiſch linker Hand.)

Erſter Bürger. Kellner! Die Karte!

Lamm. Zu Befehl! (Nimmt die zweite Karte von Röschens Tiſch und bringt ſie ſchnell.) Hier, meine ſchönen Herren!

Erſte Bürgersfrau. Seht nur — wie elegant und prächtig; alles in Silber!

Zweite Frau. 'S wird auch eine schöne Theuerung sein!

Erster Bürger. 'S ist heute Kirchweihfest, 's mag was drauf gehen! Kellner!

Lamm. Zu Befehl!

Erster Bürger. Eine gebratene Gans mit grünem Salat — und zwei Flaschen Mosler!

Lamm. Sogleich! (Eilt ins Haus, kommt schnell wieder, nimmt bei Röschen Wein und servirt.)

Erster Student (welcher während dessen tüchtig trank). He Kellner, Nr. 2! (Die Pfeife ordnend.) Legen wir los — Vinum ist gut, und der Besen dort scheint fidel zu sein!

Albert (servirt die zweite Flasche). Wohl bekomm's! (Bei Seite.) Wo nur der Henker die Andern hat!

(Mehrere Gäste verschiedenen Kalibers sieht man im Hintergrunde stehen bleiben, unter sich reden, fortgehen, wieder hereintreten, einige setzen sich sogleich an die leeren Plätze, andere promeniren erst umher, gehen ins Haus, kokettiren mit Röschen, so daß der Garten immer voller, das Bild immer lebendiger wird.)

Fünfzehnte Scene.

Vorige. Fein (sehr elegant als Oberkellner). Bremse, Haide (als Kellner, mit Körben voll Brot und Semmel, welche sie rasch auf die Tische vertheilen, mit der Nr. 3 und 4 auf dem Arm).

Fein. Alle Wetter, flink, ihr Bursche! Werde euch Beine machen! (Geht an den Tischen herum, präsentirt

galant ſeine ſilberne Doſe, während die 4 Kellner unabläſſig die Gäſte bedienen, und Lamm den Bürgern die Gans ꝛc. bringt.)

Wein in die Kegelbahn, einen Kellner dahin, die Geſellſchaft iſt ſtark. Am hintern Thorweg halten Equipagen, die Herrſchaften ſind im Billardzimmer! Raſch! (Zwei Statiſten als Kellner, welche mit ihm kamen, fliegen ins Haus.)

Sechzehnte Scene.

Vorige. Ein alter Herr. Eine Demoiſelle.

Alter Herr (leiſe zu Fein). Beſter Herr — könnte man wohl ein Zimmerchen allein haben, meine Couſine kann die Zugluft nicht ertragen?

Fein. Aha — Fräulein Couſine? Belieben ſie nur hinaufzuſpazieren, rechts Nr. 2. Sie befehlen?

Alter Herr. Burgunder für die Couſine, für mich Vanillen-Chocolade! Aber bald — ich bitte. Kommen ſie, liebe Couſine! (Mit ihr ab ins Haus.)

Siebzehnte Scene.

Vorige. Solo (als Gaukler). Erſter Elegant. Dame.

Röschen (bei Seite). Gott — wie glücklich iſt doch ein Wirth! Welch ein Geld geht ein!

Fein (während immer alte Gäſte gehen, zahlen, und ſich neue niederſetzen, überall ſelbſt bedienend, aufpaſſend, arrangirend). Alle Teufel — der Zulauf wird über Erwartung ſtark, armer Onkel, dein Keller wird gewaltig leiden. Indeſſen

(erwischt Albert, ins Ohr.) Bruder, um des Himmels Willen, wir geben den Wein enorm wohlfeil, sorge, daß die Flaschen halb mit Wasser getauft werden!

(Einige junge Herren stolziren flott herein, mit Zigarren im Mund, lorgniren unverschämt alle Damen, und unterhalten sich zudringlich mit Röschen.)

Erster Elegant (mit einer Dame am Arm zu Fein). Kann ich wohl mit meiner Schwester in einem eigenen Zimmer einstweilen meine Familie erwarten? (Drückt ihm Geld in die Hand.) Verstanden?

Fein. Verstanden! Im obern Stock — Nr. 3. rechts — sie befehlen?

Dame. Lieber Bruder — ich denke vor allem ein Gläschen Champagner, das greift die Nerven am wenigsten an.

Erster Elegant. Also Champagner!

(Ab mit der Dame.)

Fein. Die lieben Nerven! Ha ha ha! Bruder und Schwester — erwarten die liebe Familie — und zahlen zwei Gulden Trinkgeld pränumerando!

Solo (kommt als Gaukler herein, wirft in der Mitte seinen Teppich auf die Erde, macht eine Reihe von Kunststücken, während viele um ihn sich sammeln).

Fein. Wo nur die verdammten Musikanten Ah! les voilà!

Eine Stimme im Haus. Gebratenen Aal!

Achtzehnte Scene.

Vorige. Karl, Murr, Heuß (als karikirte Muſikanten, mit Violine, Flöte und Horn, placiren ſich an ein Tiſchchen, ſtimmen und beginnen einen Satz, während Solo ſammeln geht, und wenn er im Garten fertig iſt, zu gleichem Zweck ins Haus eilt).

Albert (aus dem Haus zu Fein). Donnerwettter, die Fiſche ſind alle und dort wollen ſie noch welche!

Stimmen im Haus. Laſite!

Fein. Schadet nichts — ſind ausgegangen! Sollen Gänſebraten eſſen. Fertige ſie ab.

Albert. Hole der Teufel die Philiſter! (Ab.)

Fein. Richtig, aber erſt wenn ſie bezahlt haben! (Beſchäftigt ſich wieder.)

Röschen (zu den Elegants). Meine Herren — ſie verzeihen — ſie verſperren mir die Ausſicht!

Zweiter Elegant (zu ſeinen Kameraden). Iſt doch ein Gänschen! die Ausſicht verſperren, wenn ſie nur erſt Einſicht hätte!

Zweiter Bürger. Gevatter, noch ein Stückchen Gänſebraten!

Stimmen im Haus. Kellner — Champagner!

Stimmen im Hintergrunde. Alle Neune!

Stimmen im Zimmer. La poule! la poule!

Röschen. Nein! das geht ja, wie in Sodom und Gomorrha!

Fein. Donnerwetter, unſer Weitzen blüht!

(Die Muſik hört auf, Karl geht mit einem Teller ſammeln, und dann ins Haus.)

Neunzehnte Scene.

Vorige. Raubold (als Guckkastenmann, mehrere Straßenjungen in seinem Gefolge).

Raubold (stellt seinen Kasten auf, und zeigt den Zudringenden von jedem Alter und Geschlecht mehrere komische Bilder irgend einer interessanten Scene unsrer Zeit mit komischer Erklärung und geht dann sammeln).

Fein. Da kommen die Tyroler — die Sache wird etwas toll!

Student. Holla, Wirthshaus — Markebrunner!

Zweiter Bürger. Die Bedienung ist gut und alles billig — aber das verfluchte Gelamentire und Sammeln! Hierher bringen mich 10 Rösser nicht mehr!

Erste Bürgersfrau. Schadet nichts — 's ist Kirchweihfest, die Armuth will auch leben!

Stimmen im Haus. Nr. 5. Todt!

Erster Bürger. Man muß zeigen hier, daß man ein Mann bei der Spritze ist!

Zweiter Bürger. Uebrigens wirds hier allgemach dünner, der Kirchweihtag im Dorfe fängt an, wir werden uns wohl auch sachteweg auf die Strümpfe machen!

Ein Kind. Mutter — den hören wir noch, — er singt wie Base Liesechen auf der Gatarre!

Zweite Bürgersfrau. Meinen Wagen!

Zwanzigste Scene.

Vorige. Die vier Tyroler.

Nr. 9. Volkslied.

Tyrolerin.

Von Luft belebt, gleich Zephyrn ſchwebt,
Mit frohem Sinn, dein Fuß dahin.

Die 3 Tyroler.

Blüthenkränze, Spiel und Tänze
Luft belebet.
Spiel und Tänze, Blüthenkränze
Deinem Lenze, dir die Krone,
Luft und Wonne dir zum Lohne
Schwebe hin.

Alle Vier.

Hoch Lieder tönen, ſie lehren die Schönen
Mit Luft uns krönen, o ſchwebe dahin.
O Wonne, dir die Krone
Dir zum Lohne, ſchwebe ſelig hin.

(Nach dem Lied geht die Tyrolerin ſammeln und verliert ſich im Haus. In weiter Ferne hört man, als wenn zuweilen der Wind die Töne herübertrüge, einzelne Trommeln und Trompetenſtöße eines Tanzes. Die Gäſte verlieren ſich mehr, ſo daß nur noch einzelne vorhanden ſind.)

Einundzwanzigſte Scene.

Vorige. Rein. Amalie. Wachtelpeter.

Rein (noch während des Sammelns im Hintergrunde). Halt Kutſcher!

Wachtelpeter (ebenso). Aber gnädiger Herr, das ist keine Schenke!

Rein (mit Amalien am Arm eintretend). Stockfisch, bist du denn blind, oder willst du mich blind machen? War sonst das Schild über der Einfahrt? Uebrigens Malchen, ein hübsches Schild.

Wachtelpeter. Na, bin ich der Wachtelpeter, oder bin ich aus Versehen ein Anderer geworden? Hierher habe ich doch erst heute Morgen eine Portion lustiger Passagiere geführt —

Albert (hat eben die letzten Gäste durch das Haus begleitet, sieht ihn, birgt sein Gesicht in die Serviette). Alle Teufel, unser Fiaker!

Rein. Wie hübsch und elegant Alles hier geordnet ist! Scharmant, daß jetzt Alles hinauseilt zum Kirchweihfest — da können wir uns amüsiren — ohne uns zu geniren.

Amalie. Hier, lieber Onkel? Wie sie wünschen!

Wachtelpeter (sich umsehend). Jetzt bin ich doch nicht besoffen — eine neue Schenke hier, ohne daß ich etwas wüßte?

Rein. Deine Pferde in den Stall, wir bleiben 2 Stunden hier.

Wachtelpeter. Ganz wohl, hier war ich doch heute Morgen — auf dieser Stelle schenkte mir Röschen ein — oder — ho ho ho! ha ha ha! — habe ich wirklich die Nummer verwechselt?

Albert (der unbemerkt). Richtig — Karls Geliebte — (Ab ins Haus.)

Rein. Scharmant ist's hier — aber wo bleibt die Bedienung?

Wachtelpeter. Wachtelpeter — trinke nicht mehr,

bevor du Durst hast — der Wein hat deine ganze Optik verdreht, du wirst bald den Strom für eine Chaussee ansehen.

Rein (der im Garten sich umsah). Ruf den Oberkellner, ich verspüre Appetit.

Wachtelpeter. He! Wirthshaus!

(Rein geht wieder auf und ab.)

Zweiundzwanzigste Scene.

Vorigo. Fein (noch als Oberkellner).

Fein. Die Herrschaften befehlen!

Wachtelpeter. Alle Wetter — das ist ja mein voriger Herr, der Dichter!

Fein (zu ihm leise). Schafskopf! wirst du wohl's Maul halten?

Wachtelpeter. Ist der Dichter ein Oberkellner geworden, nun werden die Musen gar nicht mehr aufs Trockne kommen!

Fein. Halt's Maul, geh zu Röschen ins Haus, laß dir geben, was du willst — ich habe mit dir zu sprechen. (Winkt Albert, der in der Thür erscheint.)

Wachtelpeter. Aha — oho! auf den Kopf gefallen bin ich nicht — dahinter steckt etwas. Na, der Hausknecht soll meine Pferde versorgen, Röschen versorgt mich! (Ab ins Haus.)

Fein (zu Rein, der wieder in den Vordergrund kommt). Und sie meine Herrschaften — sie befehlen — ein Frühstück oder ein Mittagessen, einen Saal zu hundert Gedecken oder 2 Couverts solo? (Zu Albert.) Richtig, sie ists! — Eine Karte! Röschen, gib doch dem Herrn den Speisezettel.

Röschen (erhält von Albert eine Karte).

Rein (nimmt seine Brille heraus). Laßt sehen! Was liebst du Malchen?

Amalie. Mir ist alles gleichviel!

Rein. Pah, Pah! heute muß etwas darauf gehen! (Liest) Fa — Fasanen? Fasanen!

Fein. Mein Herr, das würde etwas lange dauern.

Albert. Glaub's wohl, die Fasanen sind noch in Böhmen!

Rein. Aalpastete? — Aalpastete!

Fein. Leider ausgegangen.

Rein. Hm! hm! (Liest) Gänseleberpastete? Gänseleberpastete!

Fein. Bedaure — keinen Bissen mehr! auf Ehre

Rein. Das sollte angestrichen sein, damit sich Niemand mehr umsonst darauf freue!

Fein (zu Albert). Das Anstreichen ist deine Sache, du wirst für dein Anstreichen gut bezahlt — also künftig —

Albert (leise). Hol' dich der Teufel!

Rein. Also —

Fein. Der ungeheure Zulauf hat alles rein aufgezehrt, in zwei Stunden erst kann wieder neu servirt werden. Indessen haben wir wohlweislich für Herrschaften von Distinction vortreffliches kaltes Geflügel aufgehoben, und etwas marinirte Forellen! (Zu Albert, auf den Gartensalon deutend.) Rasch, zwei Couverts in den Gartensalon. — Ist's ihnen gefällig? Nur noch einige Anordnungen und sie sollen bedient werden!

Rein (gähnend). Ewiger Schwätzer — statt schöner Worte zu essen und ein Bowlchen Ananaskardinal in Burgunder. Also keine Worte, sondern zu essen! Komm Malchen, setzen wir uns wenigstens. (Sie gehen in den Salon, während Albert ihnen daselbst 2 Couverts auflegte.)

Fein. Sollen bedient werden! Jetzt zu Karl — der wird Augen machen! Holla, Albert — Bedienung hier — rasch! (Ab ins Haus.)

Albert (folgt ihm).

Dreiundzwanzigste Scene.

Rein. Amalie.

Rein. Welch herrliche Einrichtung! das superbe Sopha! Sieh Malchen, sogar eine niedliche Bibliothek — hierher komme ich öfters —

Amalie. Hierher — dorthin — mir einerlei!

Rein. Na na na! Mäuschen! Täubchen! Schon wieder so traurig! Will denn der Herr Musikante gar nicht aus dem Herzchen heraus? (Gähnt) 'S ist sehr warm draußen und hier so wohlig frisch! — Sei gut Malchen — plaudre mit mir, Hänschen, sonst schlafe ich noch vor dem Essen ein.

Amalie. Ach!

Rein. Ach? Kein Ach! denn die Bowle kommt.

(Albert setzt die Bowle auf den Tisch.)

Albert. Das Essen kommt sogleich! (Ab.)

Rein (kostet und gähnt). Ach! vortrefflich! versuche mein Hühnchen, ein wahrer Brauttrunk!

Amalie. Ich wollte, es wäre mein Grabestrank

Rein. Ach — fi donc!

Vierundzwanzigste Scene.

Vorige. Karl (mit einer Geige). Fein. Albert.

Karl (nähert sich dem Pavillon vorsichtig). Amalie, hier mit dem Onkel — wenn ich nur mit ihr sprechen könnte!

Rein. Ob die verdammten Kellner wohl den Braten bringen! He Marqueur!

Fein (im Haus). Sogleich!

Amalie. Lesen sie einstweilen, lieber Onkel!

Rein. Was denn, mein Mäuschen?

Amalie. Den Musenalmanach! (Sie gibt ihm das Buch.)

Rein. Um schneller einzuschlafen? Auch gut! (Er setzt sich auf das Sopha und liest.)

Karl. Apollo hilf! (Spielt ein Ritornell zu einer Romanze.)

Rein. Aha! auch Musik! scharmant! (Gähnend.) sehr wonniges Adagio — eine recht romantische Romanze! (Gähnt und legt sich behaglich zurück.)

Amalie (bei Seite). Höre ich recht? Das ist Karls sanfter Ton, seine Lieblings-Romanze! Geduld mein Herz — bald wird der Oheim schlafen!

Amalie. Der Onkel schläft — ich kann es wagen —

Karl. Sie gibt kein Zeichen ihres Daseins!

Amalie (zu ihm heraneilend). Karl, mein Karl!

Karl. Amalie!

Fein (kommt aus dem Haus). Die Unvorsichtigen! — He, Kellner — eine Equipage fährt hinten in den Hof — aufgepaßt!

Amalie. Wie kommst du hierher?

Karl. Für jetzt genug, daß ich bei dir bin, um nie mehr von dir mich zu trennen!

Amalie. Ach — mein guter Karl!

Fein. Kinderchen nicht so laut! Geht dort in die große Laube, Röschen harrt euer — und daß ihr mir nicht eher zum Vorschein kommt, bis ich rufe!

Amalie. Aber — mein Herr! —

Karl (flehend). Amalie!

Fein. Soll ich den Onkel wecken? Es handelt sich um ihr und Karls Glück! Also keine kindische Bedenklichkeit! Fort!

Karl. Komm mein Engel! (Mit ihr ab.)

Fein (zu Albert, der die Hühner bringt). Vortrefflich, daß du kommst, nun müssen wir dem Onkel sein Fest bereiten. Paß auf, leise! (Bindet dem Herrn Rein die Serviette um, wie die alten Herren solche tragen.) So! — Leere die Bowle, und stelle ihm noch eine leere Flasche Champagner und ein halb gefülltes Glas her — scharmant! (Bricht die Semmel, und steckt ihm ein Stückchen in die linke Hand.) Nimm das Huhn zurück, auf jenem Tisch liegt ein niedlich abgenagtes Hühnchen, her damit! — So! (Steckt in die andere Hand ein Hühnerbeinchen.) Wie sanft er schläft! (Nimmt den Musenalmanach.) Gott wie süß und gerecht ist diese Rache, über einem von meinen besten Gedichten ist der Mensch eingeschlafen! — er soll schwören — gegessen und getrunken zu haben!

Albert. Der leibhafte Herr von Langsalm!

Fein. Komm — leise fort — die Katastrophe beginnt! (Sie schleichen ins Haus.)

Fünfundzwanzigste Scene.

Kaymann. Rein

Kaymann (kommt hastig herein, so daß man sieht, daß er hart an der Mauer herkam, ohne aufzublicken, reibt sich freudig die Hände). Augen machen wird mein Karl, wenn ich ihm alle seine Schuldbriefe quittirt auf den Tisch lege! Aber, wenn mir der Bursche nun nicht Ordre parirt, so soll ihn — (Blickt auf und sieht den ganzen

Ayrarat im Garten.) Hm! ei — ha ha ha! in Gedanken bin ich wohl in einen fremden Garten gerathen! Da gings ja hoch her! (Siedt ſich um.) Doch nein! Alle Teufel, ich bin in meinem Garten! Die Teufelskünſtler haben heute ſchöne Ravage gemacht — Gott ſei meinem Keller gnädig, überall leere Flaſchen — und das Silberzeug ſo offen liegen zu laſſen! — Kein Menſch läßt ſich ſehen! (Siedt die Tafel über der Thür.) „Reſtauration!“ Sind ſie alle toll geworden? Kann mir ja das ganze Kirchweihfeſt frei in meinen Garten laufen! (Horcht) Iſt mir's doch, als hörte ich ſchnarchen! (Siedt in den Pavillon.) Richtig, ein altes Haus ſchläft in meinem Pavillon! Scheint ſich gütlich gethan zu haben! — He — Heda — mein Herr!? (In den Pavillon.)

Rein (erwachend). Ah — he! Was gibt's?

Kaymann. Sie ſcheinen wohl an ein Schläfchen nach Tiſch gewöhnt zu ſein?

Rein. Nach Tiſch? (Betaſtet ſich.) Wie iſt mir denn?

Kaymann Nun, mein Champagner ſcheint ihnen geſchmeckt zu haben! — Hier noch ein zweites Gedecke —

Rein. Ja, meine Nichte — wo iſt ſie denn hingekommen? He, holla, Kellner!

Kaymann (halb ärgerlich). Beſinnen ſie ſich — ſie ſind ja in keinem Gaſthof!

Rein. Wo ſonſt? In der neuen Reſtauration!

Kaymann. In der Reſtauration? Nun kommt mirs doch zu dick! — ſie ſind in meinem Haus — mein unbekannter Herr!

Rein. Aha — freut mich — ſie alſo ſind der Herr dieſer verwünſchten Reſtauration?

Kaymann. Mit ihrer Reſtauration!

Rein. Amalie! So komm doch, Mäuschen, he, Amalie!

Kaymann. Eine Amalie!? Nicht auch ein Karl Moor?

Sechsundzwanzigste Scene.

Vorige. Fein. Alle Künstler.

Fein (seine Rechnung in der Hand zu Rein): Was befehlen sie? Sie haben abgespeißt — hier die Rechnung 13 Flor. 48 Kreuzer — (Sieht Kaymann.) Himmel, unser Onkel! Addio! (Will entfliehen, Kaymann hält ihn.)

Alle. Der Herr Onkel!

Kaymann (Fein haltend). Nichts da! Werde ich wohl erfahren, was dies Alles heißen soll?

Fein. Sogleich, aber zuerst soll dieser Herr seine Zeche bezahlen.

Rein. Zeche? wofür, für das Bischen Schlaf?

Fein. Für das Mittagsessen, für die Bowle und für den Champagner!

Rein. Immer noch das Mittagessen, ich müßte nur im Traum gegessen haben.

Fein. Nun, ich denke doch, daß ihr Tisch deutlich genug spricht.

Rein (erstaunt). Wahr ist's — meiner Treu — nun, das muß kurios schnell gegangen sein, denn ich fühle hier im Magen —

Fein. Eine gewisse Schwere —

Rein. Im Gegentheil eine sonderbare Leere, eine Art von Suchen — und wo ist meine Nichte?

Fein. Ei, — ein junger Mann, den ich für ih-

ren Verwandten hielt, holte sie sogleich nach dem Essen ab, und fuhr mit ihr davon in ihrem Fiaker!

Rein. Fort sind sie — der verdammte Fiaker! O nichtswürdiger Wachtelpeter!

Kaymann (der bisher mit den Uebrigen im lebhaften Gespräch umherging). Wie? auch eine Entführung in meinem Hause?

Siebenundzwanzigste Scene.

Vorige. Wachtelpeter (ganz betrunken).

Wachtelpeter. Was soll der Fiaker?

Fein. Alle Teufel!

Rein. Nun, Herr Oberkellner, da ist ja unser Wachtelpeter — was sagten sie denn?

Fein. Ja, er ist's — ei da sind sie mit einem andern gefahren.

Wachtelpeter. O Herr Fein, mich wollten sie zudecken, niedertrinken — aber — ha ha ha! mich kriegt keiner unter!

Rein. Verdammtes Komplott — der Wachtelpeter hat mich an einen schönen Platz geführt, aber meine Nichte muß ich wieder haben — oder alle Gerichte werden Rache brüllen!

Kaymann. Herr Fein, und sie Alle, meine Herren — das geht übern Spaß und jetzt verlange ich vollständige Aufklärung!

Fein. O nichts leichter und einfacher. Karl liebt die Nichte des Herrn Rein —

Kaymann. Herr Rein! Die? Freut mich, die Ehre, ihre Bekanntschaft zu machen.

Rein. Reciproce — indeſſen —

Kaymann. Alles läßt ſich in Güte und Freundſchaft abmachen. Nach allem, was ich nun über ihre verehrte Nichte erfahren habe, würde ich mich glücklich ſchätzen —

Rein. Reciproce — es ſchmeichelt mir und unendlich, daß ſolch ein ſehr reſpectabler Mann —

Fein. Mein Herr, ein offener, gerader Mann, ein Mann in ganz guten Umſtänden — wie ſie ſehen — einige Zimmer ſtehen immer für ſie bereit - und was Küche und Keller betrifft, ſo haben ſie wohl ein kleines Muſterchen vor ſich.

Kaymann (ſelbſtgefällig). Na, iſt mein Weinchen gut oder nicht?

Rein. Der Wein? Vortrefflich! — aber meine Nichte iſt ſchon verſprochen!

Fein. Verſprochen! verſprochen! Gott was verſpricht man nicht alles in der Welt! Wie oft habe ich meinen Gläubigern ſchon verſprochen — deswegen hat doch noch Keiner einen Deut erhalten.

Rein. Aber der beſtimmte Bräutigam iſt unterwegs.

Fein. Während die Braut mit einem andern auch unterwegs iſt.

Rein. Ganz gut, aber —

Kaymann. Aber — eine Entführte können ſie ihm doch nicht mit Ehren mehr vorführen!

Rein. Freilich! Freilich! —

Kaymann. Alſo hier den guten Vater ſpielen, das Glück der Kinder machen!

Fein. Der Komödie einen guten Ausgang verſchaffen!

Rein. Ich kann, ich will —

Kaymann. Verzeihen, vergeſſen, glücklich machen! O wären ſie jetzt da!

Fein. Mehr nicht? Holla — Karl! Amalie!

Achtundzwanzigſte Scene.

Vorige. Albert und die Freunde, mit Amalie und Karl.

Karl, Amalie } (zu Reins Füßen). Beſter Onkel!

Kaymann (bei Seite). Satansbrut!

Fein (zu ihm). Künſtler-Genie!

Rein. Recht ſchön, Mademoiſelle — den Augenblick zu benutzen, wenn der Onkel ſchläft — einen ſolchen Scandal ihm zu verurſachen. Indeſſen, wenn Herr Karl vernünftiger geworden iſt, keine Schulden mehr hat —

Kaymann. Keinen Pfennig, alles habe ich bezahlt!

Neunundzwanzigſte Scene.

Vorige. Röschen, Bock mit Häſchern.

Röschen (eilt herein). Ach, Herr Karl — der Bock iſt wieder da!

Karl (bei Seite). Ich bin verloren!

Rein. Wie, Exekutor Bock?

Fein (bei Seite). Der lederne Bock!

Kaymann. Was will der Menſch hier?

Bock (die Uhr in der Hand). Iſt Bock ein guter Bock,

he? Sechs Uhr 20 Minuten! Zahlung oder? — (Deutet auf seine Beute.)

Kaymann. Karl — noch eine Schuld?

Fein. Theurer Onkel, keinen Groll, diese einzige und letzte ist schon bezahlt! Albert, wo ist die Einnahme?

Albert (zwei Säcke ihm gebend). Hier 250 Fl. wohlgezählt, und hier ein Rest von 175 Fl. Röschens 32 Thl. sind schon abgezogen!

Fein (reicht Bock die 250 Fl.) Hier, mein scharmantester aller Böcke!

Bock. Zahlen, wirklich? Staune Jahrhundert — ein Künstler bezahlt! Links um, meine Getreuen! Das hätte sich Bock nimmer träumen lassen! Habe allerseits die Ehre — (Ab.)

Fein. Onkelchen — ihr Hühnerhof, Küche und Keller mußten ordentlich herhalten, das ist wahr; aber dadurch ist Karl gerettet, glücklich und vernünftig geworden — und von der Kaymannschen Restauration werden noch Kinder und Kindeskinder mit Staunen sprechen! Himmel, wie soff das Volk! Wie lobte Alles den herrlichen Wein!

Kaymann. Nichtswürdigkeiten, will nichts hören!

Fein. Röschen — die 175 Fl. sind dein zum Brautkränzchen! (Wirft ihr den Sack zu.)

Wachtelpeter. Recht so, ihr das Geld, das Kränzchen mir!

Rein. Aber indessen — was war denn das alles eigentlich?

Fein. Ein Fest der Künstler.

Kaymann. Eine Verletzung alles Respects, wofür ich mit Hülfe der Gesetze mich rächen werde; rächen, verstanden, meine Herren Saufewinde und schwer rächen!

Nr. 12. Schlußgesang.

(Die Alten stehen in der Mitte, Einer singt des Andern Gesang auf und singt den Alten in die Ohren.)

Quodlibet.

Albert

In diesen heiligen Hallen,
Kennt man die Rache nicht,
Und ist ein Mensch gefallen,
Führt Liebe ihn zur Pflicht.

Fein.

Hochzeit, zur Hochzeit ihr Herren und Frauen
Die Speisen sind köstlich, sie stehen schon da,
Bald wird man die Braut und den Bräutigam trauen,
Dann ißt man und

Murr.

Trinkt, trinkt, trinkt!
Seht der Becher winkt,
Dieser goldne Zaubersaft
Gibt der Liebe Muth und Kraft,
Trinkt, trinkt, trinkt!
Seht der Becher winkt.
Kommt ihr Mädchen, kommt herein
Lasset uns ein.

Alle.

Freies Leben führen wir,
Ein Leben voller Wonne

Karl.

Wonne, Wonne, Wonne lächelt um Amalien,
Denn mein Onkel ist versöhnt, denn mein

Fein.

Onkel iſt ein ſüßer Mann
Und ich, ich bin ſein Sohn,
Er ſchaut die Mädel freundlich an,
Und ich.

Wachtelpeter.

Dacht' in vollen Maſſen,
Findeſt du Blut,
Ich ließ ihm hundert Taſſen
Und das

Albert.

Waren mir ſelige Tage,
Bewimpeltes Schiffelein o

Murr.

O Traurigkeit, o Herzeleid,
Ich fluche dem Geſchick,
Mein Aemtchen, das ſo viel verſprach,
Bringt mir nun nichts als Angſt und Plag',
O Traurigkeit, o Herzeleid,
Ich fluche dem Ge —

Heuß.

Standhaft deinem Tod entgegen
Die Flamme tilget dein Vergehn,
Es

Karl.

Hat die Schöpferin der Liebe
Zur Luſt die

Fein.

Mädchen betrachten mich hinten und vorn,
Und ihr Herz iſt, ſo bald ſie mich ſehn, gleich verlohr'n,

Von Schuster und Schneider wird mir creditirt,
Und komm ich zum Schatzerl, sie

Albert.

Ist in der Gegend die artigste Frau
Und er wie ein J, A, Esel so grau, wie
Ein Esel so grau, wie ein Esel so grau, wie
E

Wachtelpeter.

Wen hats vier geschlagen,
Sollen die Herren erscheinen.

Lamm.

Freilich, das will ich meinen,
Geh, bringe sie her

Murr.

Bei, herbei, ich bringe,
Ganz unerhörte Dinge :|: Ganz ꝛc.
Schon hör' ich Charons Stimme :|: Schon ꝛc.
Er ruft mit wildem Grimme,
Wer bist du? Wer bist du? Wer? Ich

Wachtelpeter.

Bin der Schneider Kakadu
Reiß' durch die ganze

Lamm.

Welt ist ein Orchester,
Wir sind die Instrumente drinn
Die Harmonie ist unsre Schwester — sie

Fein.

Gibt uns nur Butter und Käse und Brot,
Hab'n wir nur Butter und Käse und Brot,
O so erwarten wir fröhlich den Tod,
Der uns erlöset von,

Murr.

Meinem alten böſen Weib,
Möcht' ich geſchieden ſein,
Sie macht mir wenig Zeitvertreib,
Doch täglich Noth und Pein.
Ein Mädchen ſuch' ich mir noch heut,
Jung, ſchön, wie ſichs gebührt,
Wähl'-ich mit Vorſicht und geſcheit,
Wird man nicht ange —

Fein.

Führt wird man mit Mädchen oft,
Ihr Herrn geht nicht zu nah,
Denn mancher wurd' ſchon unverhofft,
Er wußt nicht wie Pa

Albert

(hier vereinigen die beiden Alten das liebende Paar.)

Papachen, ſchweige ſtill,
Still, ſtill, ſchweige ſtill.

Wachtelpeter.

Hört ihr Herrn und laßt euch ſag'n
Die Glocke hat eben neun geſchlag'n.

Fein (aus Publikum).

Hat ſie das Künſtler-Feſt erfreut,
Wie ſehnſuchtsvoll wir hoffen,
So ſtehet morgen froh wie heut,
Der Gaſthof ihnen wieder offen,
Und Kellner dann und Kellnerin,
Sie harren ihrer Ankunft drinn,

Bedienen sie der Pflicht bewußt
Als theure Gäste stets mit Lust.

Alle.

Gute Nacht, gute Nacht,
Gute Nacht, gute Nacht,
Gute Nacht!

(Der Vorhang fällt.)

Ende.

V.

Vetter Wunderlich.

Luſtſpiel in 3 Acten.

Nach: „l'amant borru“ von Monvel.

(Dargeſtellt zu Weimar, Breslau, Mainz, Wiesbaden ꝛc.)

Perſonen.

Gräfin Roſenthal, Wittwe.
Frau von Grenzheim, ihre Freundin.
Baron Walborn.
Baron Lauenburg,
Baron Reußen.
Franz, Kammmerdiener der Gräfin.
Mehrere Diener.

Die Scene iſt in einer groſſen Reſidenz des nördlichen Deutſchlands.

Erſter Act.

(Ein eleganter Saal der Gräfin, reich meublirt. Im Hintergrund eine Thür, welche in ihre übrigen Zimmer führt. Seitwärts eine Thür als allgemeiner Eingang.)

Erſte Scene.

Walborn, Franz und mehrere Diener (welche jenen nicht einlaſſen wollen, aber doch von ihm hereingedrängt werden).

Walborn. Alle Teufel! Ich will, ich muß ſie ſehen!

Franz. Sie iſt nicht zu Hauſe, auf Ehre!

Walborn. Kerl, bei deiner Kleiderbürſte ſchwöre, wenn ich dir glauben ſoll! Warum wollt ihr mich nicht einlaſſen? warum ſeid ihr ſo grob, mir die Thüre vor der Naſe zuzuſchlagen?

Franz. Laſſen ſie endlich alle ihre Donnerwetter ſchweigen, mein Herr, hier habe ich auch ein Wörtchen mitzureden. Sie wollen alſo durchaus mit der Frau Gräfin reden?

Walborn. Ja ja ja, mit der Gräfin Roſenthal! habe ich es nicht ſchon zehnmal geſagt? oder biſt du taub?

Franz. Noch nicht, aber hier kann ich es werden! Ich ſage ihnen alſo auch zum zehntenmal: die Frau Gräfin iſt nicht zu Haus!

Walborn. Für mich muß ſie zu Haus ſein! Zum letztenmal: macht mir keine Umſtände — oder bei allen Teufeln!

Franz (zu den Andern). Mit dem iſts nicht richtig.

Walborn. Was? Unverſchämtes Geſindel! — Soll dir — nein, nein — höre guter Freund, gehe hinein, melde mich an — doch wozu brauchts erſt des Anmeldens? ich gehe ſelbſt hinein

Franz (bei Seite). Richtig! er iſt verrückt!

Walborn. Unglückſeliges, verwünſchtes Weib! man könnte wirklich darüber zum Narren werden! Fort, ſag ich, ich muß zu ihr!

Franz (ſtellt ſich vor die Thür des Kabinets). Sie bleiben! — Der Portier hat es ihnen ſchon geſagt, ich nehme mir die Freiheit, es abermals zu ſagen: ſie können jetzt die Frau Gräfin nicht ſprechen, weil ſie nicht zu Haus iſt. Sie iſt ausgefahren.

Walborn. Ich möchte auch ausfahren — aus der Haut! — Hör', guter Junge — du kennſt mein verdammtes Unglück nicht! (Mit einer Hand voll Geld.) Nehmt, Kinder, nehmt, ihr habt nichts zu befürchten — aber des Teufels könnte ich doch werden über den infamen Streich! — ich renne durch hundert Straßen hierher, um ſie zu ſprechen, und nun ſchreit ein Maulaffe nach dem Andern: ſie iſt nicht zu Haus.

Franz. (bei Seite). Wenn der nicht verrückt iſt, ſo will ich Kapuziner werden.

Walborn. Sie iſt nicht zu Haus, gut! Iſt aber ſonſt Niemand hier, ein Freund, eine Verwandte, eine

Vertraute von ihr — denen ich doch wenigstens sagen könnte, warum ich gekommen bin? — Ist denn kein vernünftiger Mensch hier, mit dem ich sprechen kann?

Franz. Frau von Grenzheim, die Busenfreundin der Frau Gräfin ist hier.

Walborn. Frau von Grenzheim? Die kenne ich nicht! Doch — ja, gehe nur und melde mich an — sag' ihr, daß ich sie sprechen müsse.

Franz. Ganz recht! (Für sich im Abgehen.) Brr! der verstehts kommandiren. (Ab mit allen Dienern.)

Zweite Scene.

Walborn (allein).

Der Teufel muß ihr Gesicht zu meiner Qual so hübsch gemacht haben, ich bin ganz von diesem Anblick behext, ich sehe sie ewig vor mir — wie schön sie war — wie reizend — ihre Augen wie zwei Brandraketen! Ihr nettes Füßchen! Der runde mollige Arm! Die schelmische Freundlichkeit in dem niedlichen Spitzbuben-Gesichtchen! — Diese Haare — ach, ihr majestätischer Wuchs — (Schlägt sich vor den Kopf.) Alles steht da drin so fest, so eisenfest, wie angenagelt! doch — das soll sie eben nicht wissen! Ich will ihre Hand, ich muß ihre Hand haben — sie muß mich lieben — aber nicht meines Geldes wegen. Donnerwetter! — Das gäbe eine schlechte Ehe! Hat sie mich erst, so soll sie auch schon erfahren, wer ich bin.

Dritte Scene.

Walborn. Frau v. Grenzheim. Reußen. Franz.

Franz. Gnädige Frau — hier iſt der Herr.

Walborn. Ja, meine Gnädige — ich bin es, der mit ihnen ſprechen will.

Grenzheim (ohne im Geringſten auf ihn zu merken, mit vieler Heftigkeit zu Reußen). Rund heraus geſagt, es geht zu weit.

Reußen. Und mein Verbrechen wäre?

Grenzheim In mein Kabinet zu kommen, ohne meine Erlaubniß! Iſt ihnen die Unart noch nicht genug?

Walborn. Gnädige Frau — ich warte ſchon —

Reußen. Darüber ſind ſie ſo aufgebracht? Worin hätt' ich ſie denn geſtört?

Grenzheim. Genug, ich wollte ſie nicht ſehen ich hatte meine Urſache dazu.

Walborn (halb ungeduldig). Darf ich wohl um einen Augenblick —

Grenzheim. Ich habe nicht nöthig, dieſe Urſachen zu ſagen.

Walborn (heftig). Frau von Grenzheim —

Reußen (zu ihr). Aber wir ſind ja nicht allein.

Grenzheim (ohne Walborn anzuſehen). Was iſt ihnen hier gefällig, mein Herr?

Walborn (bei Seite). Der ungezogene Schnabel! (Er nimmt ſie am Arm.) So ſehen ſie mich doch wenigſtens an, wenn ſie mit mir ſprechen wollen.

Grenzheim. Nun, was wünſchen ſie? aber kurz, wenn ich bitten darf! Wen habe ich denn die Ehre —

Walborn. Mein Name ist hier Nebensache. Ich hätte etwas sehr wichtiges auf dem Herzen, aber ihr — seltsam sonderbares — ja, ja ihr närrisches Betragen hat mich ganz confus gemacht.

Reußen (auffahrend). Mein Herr!

Grenzheim. Welche Unverschämtheit! (Sieht ihn nun erst an, stutzt und erinnert sich, ihn schon gesehen zu haben.) Wäre es möglich? Ja, wir kennen uns! (In unmäßigem Lachen.) Er ists! — mein Original!

Walborn. Gnädige Frau, haben sie mich zum Narren?

Grenzheim (immerfort lachend). Der hat mir schon lange hier gefehlt!

Walborn. Wäre ich wirklich so lächerlich —

Reußen. Darf ich wissen, warum sie lachen?

Grenzheim. Ha ha ha! Geduld mein Lieber! Sie sollen alles erfahren!

Walborn. O Vernunft! Vernunft! verlaß mich nicht! — Eilen sie, schöne Frau, schicken sie zum Bader, daß er ihnen schnell eine Ader öffne — der Paroxismus könnte gefährlich werden.

Reußen. Herr —

Grenzheim. Lassen sie ihn! — Das ist ja köstlich! Erinnern sie sich nicht mehr — einer Scene, im Laden der Modehändlerin — ha ha ha!

Reußen (für sich). Das ist mir zu rund.

Walborn (sie genauer betrachtend). Im Laden einer Modehändlerin, sagen sie? — Verdammt! Ja, auf Ehre, sie ist es! — ihr teuflisches, höhnisches Gelächter! — — Gott befohlen, mit ihnen habe ich nichts zu reden. (Will gehen.)

Grenzheim (hält ihn zurück). Unart! so bleiben sie

doch! — hoffentlich fürchten sie sich nicht vor mir? — Wir sind ja schon alte Bekannte, gute Freunde.

Walborn. Gute Freunde? — Ich — sollte der Freund einer solchen Närrin sein?

Reußen (will wieder losbrechen).

Grenzheim (hält ihn zurück). Gerade darum sollten sie es sein. Gleich und gleich gesellt sich gern.

Walborn. Alle Tausend — Donner! — Gleich und gleich? — Nein, ich weiß meine Freunde besser zu wählen. — Und sie — sie könnten mit ihrem ewigen Lachen mich wirklich toll machen. — Also, Gott befohlen! Komme schon ein andermal, wenn die Gräfin zu Haus ist — mit ihnen möge der Teufel ein vernünftiges Wort sprechen! — Unterthänigster Diener! (Ab.)

Vierte Scene.

Reußen. Frau v. Grenzheim.

Grenzheim. Jammerschade, daß er nicht länger geblieben! (Lacht) Ein köstliches Abentheuer, wahrlich, es versüßt mir den ganzen Tag.

Reußen. Allzuhöflich ist er gerade nicht! Seinen aufrichtigen Reden nach zu urtheilen, müssen sie sehr genau mit ihm bekannt sein.

Grenzheim. Ha ha ha! Lassen sie mich nur erst zu Athem kommen! Einmal in meinem ganzen Leben habe ich ihn erst gesehen — aber wir müssen näher bekannt werden. Wir würden, bei Gott! — ein herrliches Paar.

Reußen. Gnädige Frau — bald sollte man glau-

ben, daß sie ernstlich daran dächten; — wo haben sie denn diese allerliebste Bekanntschaft gemacht?

Grenzheim. Vor einigen Tagen war ich hier mit der Gräfin ganz allein. — Nachdem wir genug gelesen, geschrieben, gestickt, geplaudert und Langeweile mit Langeweile vertrieben hatten, schlug ich einen Spaziergang vor, ohne eigentlich zu wissen, wohin ich wollte —

Reußen. Seltsam, daß dieß ihnen so oft arrivirt.

Grenzheim. Keine Anzüglichkeiten, wenn ich bitten darf. — Wir wandelten Straße aus, Straße ein, verplemperten einige Louisd'ore aus Langeweile, und kamen endlich in den Laden einer gewissen hübschen Putzmacherin, welche ihnen so wohl gefällt —

Reußen. Text ohne Noten — wenn ich bitten darf.

Grenzheim. Dort fanden wir denn das köstliche Original, vor dem Tische sitzend, alles durcheinander stöbernd, bald auf dieses, bald auf jenes bietend, ohne etwas zu kaufen. Endlich wurde die Putzhändlerin ungeduldig, ließ ihn sitzen, — wendete sich an uns, — beklagte sich scherzend, daß dem fremden Herren in ihrem ganzen reichen Magazin durchaus gar nichts gefallen wollte, und fügte hinzu: „Gräfin Rosenthal wird wohl weniger grausam gegen mich sein?" — Bei diesem Namen fuhr der Fremde heftig vom Sessel auf, und schrie: Donnerwetter! Die Wittwe Rosenthal! warf Tisch und Stühle und Waaren stürmisch übern Haufen, lief wie toll auf die Gräfin zu, lehnte sich ihr gegenüber an einen Pfeiler, und stierte sie in dieser bald sehr komischen Stellung offenen Mundes an.

Reußen. Impertinent!

Grenzheim. Das Ganze mußte wirklich eine höchst anziehende Gruppe bilden! — Ich lachte mich halb todt,

Die Putzhändlerin knirschte zornig mit ihren schönen Zähnen und las ihre Waare am Boden zusammen, die Gräfin stand gleichfalls einer Statue ähnlich dem starren Bild des fremden Maulaffen — traurig und sonderbar bewegt gegenüber.

Reußen. Und Niemand, der ihm Sitté lehrte?

Grenzheim. Niemand! Endlich war die Gräfin wieder entzaubert, faßte meinen Arm und zog mich hastig zum Laden hinaus; der Fremde, wie ein Rasender uns nach, erwischte an der Thür ihre Hand, stotterte mit flammendem Gesicht: „O, schönste Gräfin, ich bin der glücklichste der Sterblichen — darf ich sie zum Wagen führen? — Alles, alles hat sich hier und dort geändert — bald werde ich die Ehre haben, sie erlauben doch? — ach, ja, ja! wir kommen in Ordnung! Alles bleibt, wie es ist!“ — So wischten wir hastig in den Wagen und im Galopp davon.

Reußen. Und sie wissen nicht, wer der Mensch ist?

Grenzheim. Keine Ahnung.

Reußen. Schade! Diese Bekanntschaft sollte man doch eifrigst cultiviren, solche Originale sind eine schätzbare Seltenheit. Wie bedaure ich, nicht Zeuge jener, Ihnen gewiß sehr interessanten, Scene gewesen zu sein.

Grenzheim. Nur interessant? Ich war außer mir vor Entzücken!

Reußen. Wirklich? Ihre Theilnahme ging vermuthlich ein wenig auf die Persönlichkeit dessen über, der sie so entzückend ihnen bereitet!

Grenzheim. Sie — dauern mich!

Reußen. Aergern mich, wollen sie sagen; weil die Wahrheit immer Verdruß macht.

Grenzheim. So? Nun ja denn, der Fremde intereſſirt mich ſehr, er hat mein Herz gewonnen, machen ſie, Freundchen! daß meine Heirath mit ihm bald zu Stande komme, wir taugen ja ſo herrlich zuſammen, er iſt ein completer Narr, und mich — mich nannte er eigenhändig eine Närrin.

Reußen. Den Kuppelpelz kann ich nicht verdienen. Erklären ſie aber die Liebe zu ihnen für eine Narrheit, ſo habe ich die Ehre, ſchon längſt ein Narr zu ſein, und habe mithin viel ältere Anſprüche auf dieſe ſchöne Hand, als jener fremde Sans façon.

Grenzheim. Ha ha ha! Wir beide Mann und Frau? Davor bewahre uns der Himmel! Beſter Reußen, ich liebe ſie in der That zu ſehr, um jemals ihre Frau zu werden.

Reußen. O Widerſpruchsgeiſt! Sie lieben mich, und —

Grenzheim. Will nicht ihre Frau werden. Hören ſie, warum: Jetzt hängt uns beiden der Himmel voller Geigen, wir leben wie die lieben Engelein luſtig und guter Dinge, wir lachen, ſcherzen, koſen, ſpielen ganz natürlich die Verliebten, ſehen uns Beiden manches durch die Finger, zanken uns im Scherz und im Ernſt täglich, und verſöhnen uns täglich wieder — wären wir aber plötzlich Mann und Frau, ſo würde die Sache ein ganz anderes Anſehen gewinnen. Der Herr Gemahl will herrſchen, gehorcht man nicht unterthänigſt jedem ſeiner ſtrengen Befehle, ſo heißt es im erſten Monat: „Mein Herz, mein Kind, mein Engel! — mir zu lieb werden ſie es künftig thun!“ — Im zweiten Monat ſind die Saiten ſchon viel höher geſtimmt, der Haustyrann beginnt ſchon den eiſernen Scepter zu ſchwin-

gen, ſchüttelt klirrend die der Gemahlin beſtimmten Feſſeln und donnert: „Frau, dieß alles verbitte ich mir, ich leide ſolches durchaus nicht! gehorche! Denn Gehorſam iſt das Loos und die Pflicht jedes Weibes!“ Aber — nein, nein! einem Manne aus Pflicht gehorchen, das kann, das will und werde ich nie! Ergo, mein Freund, würde ich ſie unglücklich machen, und kann daher gerade, weil ich ſie unendlich liebe, niemals ihre Frau werden.

Reußen (bitter). Wie liebenswürdig auch ihr Scherz iſt — ſo dächte ich doch — daß zuweilen in ernſten Dingen —

Grenzheim. Sie irren, mein Herr, — in dieſem Augenblick war alles mein vollkommenſter Ernſt.

Fünfte Scene.

Vorige. Gräfin Roſenthal.

Reußen. Ach gut, meine Gnädige, daß ſie kommen, ſeien ſie ſogleich hier unſer Schiedsrichter.

Roſenthal. Zankt ihr euch ſchon wieder?

Grenzheim. Bagatelle! ich ſoll durchaus heirathen.

Roſenthal. Und wen?

Grenzheim. Denke nur, ihn ſelbſt!

Roſenthal. Der Wunſch iſt billig, ſchon lang genug haſt du ihn gequält.

Reußen. Sie iſt eines ernſten Gedankens nicht fähig, ſie treibt mit allem ihren Spott. — Sie will nicht!

Roſenthal. Geduld, lieber Reußen, unſer Lauenburg wird ihr das Köpfchen ſchon zurecht ſetzen.

Grenzheim. Der? — Ha ha ha! Den fürchte ich nicht.

Rosenthal. Seinen Gründen wirst du nicht widerstehen können —

Grenzheim. Gründe? in meinem Leben hatten Gründe für mich kein Gewicht, aber — apropos! — weißt du was Neues? — Er ist hier gewesen.

Rosenthal. Wer?

Grenzheim. Unser guter Freund.

Rosenthal. Welcher?

Grenzheim. Der verrückte Fremde, der Mann am Pfeiler! In diesem Augenblick erst hat er uns wieder verlassen.

Rosenthal. Possen!

Grenzheim. Nein! nein! Reußen ist mein Zeuge. Ich habe mich halb zu Tode gelacht, der Mensch muß verrückt sein. Er wollte durchaus mit dir sprechen, wurde dann über mein Lachen giftig, fluchte über seinen fehlgeschlagenen Besuch, schleuderte mir eine Menge Donnerwetter an den Kopf und lief davon.

Reußen. Was will er denn? Was ist er?

Rosenthal. Ich weiß es nicht und kenne ihn nicht! hoffentlich war dieß sein letzter Besuch!

Grenzheim. Mit nichten. Der kommt gewiß bald wieder.

Reußen. Kommt er wirklich, so geben sie ihm nur sogleich einfachen und bestimmten Bescheid. Ihre baldige Vermählung mit Lauenburg gibt ihnen ja das beste Mittel an die Hand.

Grenzheim. Apropos! Davon sprichst du ja kein Wort, wie stehts denn mit deiner Haupt- und Staatsaction?

Rosenthal. Heute Abend noch kommt alles in Ordnung.

Grenzheim. Der arme Lauenburg muß schöne Langeweile auf dem Lande ausgestanden haben! Drei ganze Monate fern von der Geliebten, und ohne um mich zu schmachten! — Das ist mehr als hart.

Rosenthal. Heute kommt er in die Stadt, das Urtheil in seinem Prozeß zu empfangen. Sein ganzes Vermögen hängt davon ab.

Reußen. So Gott will — endet alles gut.

Rosenthal. Verlöre er auch mit dem Prozeß sein ganzes Vermögen, so würde er dadurch nicht unglücklich. Ich bin reich, wir bedürfen seines Geldes nicht! wir liebten uns ja schon vor meiner ersten unglückseligen Heirath, wozu Familienverhältnisse mich gezwungen. Ich bin nun wieder frei, er ist mir treu geblieben! was könnte unserm Glücke nun noch im Wege stehn?

Reußen. Wie süß ist es — solche Liebe zu fühlen und erwiedert zu sehen. Welche Freude würde ihr Oheim haben, wenn er sähe, welchen trefflichen Gebrauch sie von seinem reichen Vermächtniß machen.

Rosenthal. Ja, dem alten Walborn verdanke ich fast mein ganzes Vermögen, hätte aber sein Sohn, den er wegen der unseligen Messaliançe enterbte, noch gelebt, so würde ich ihm dennoch alles zurück gegeben haben. Er ist todt, und besser glaube ich das Vermögen nicht verwenden zu können, als, indem ich den wenig begüterten, trefflichen Lauenburg damit beschenke.

Sechste Scene.

Vorige. Franz.

Franz. Gnädige Gräfin, ein prächtig gekleideter Mohr hat diesen Brief gebracht.

Rosenthal. An mich? — von wem?

Franz. Das weiß ich nicht — er wollte es durchaus nicht sagen.

Rosenthal. Ein Mohr? — Ohne zu sagen, von wem? Frage wenigstens, wohin man die Antwort schiken könne.

Franz. Ganz wohl, Euer Gnaden. (Ab.)

Siebente Scene.

Vorige. Ohne Franz.

Rosenthal (indem sie den Brief öffnet). Ihr erlaubt schon.

Grenzheim. Ohne Umstände — ich brenne vor Neugierde.

Rosenthal. Wach ich — oder träume ich? — Unbegreiflich! (Liest) „Gnädige Frau! Es bedarf hier zu Lande entsetzlich vieler Umstände, um sich verständlich machen zu können, und ich wünsche doch recht sehr, ganz verstanden zu werden. Wissen sie also, ich liebe sie von ganzem Herzen, und das will viel sagen. Ich habe die Welt zweimal umsegelt, in mancher Zone, und in verschiedenen Ländern schwarze, braune und gelbe Frauenzimmer gesehen, aber noch keine Dame gefunden, so schön wie sie" —

Grenzheim. Ha ha ha! Gelbe und Braune — Köſtlicher Styl!

Reußen. Kurz, aber verſtändlich.

Roſenthal (lieſt). „Heute ſchon war ich bei ihnen, aber ſie waren nicht zu Hauſe, unglücklicherweiſe und zu meinem großen Verdruß, denn ich hätte für mein Leben gern mit ihnen geſprochen.“

Grenzheim. Ha ha ha! er iſts! unſer Original!

Roſenthal (lieſt). „Ich fand Niemand, als eine Dame, welche auch neulich mit ihnen bei der Putzmacherin geweſen. Allzuhäßlich iſt ſie eben nicht, aber ſie lacht ein wenig zu viel; — doch, was kümmert das mich? mag ſie lachen oder weinen, mir iſt das ganz gleich viel.“

Reußen. Ha ha ha! Das ſind ſie!

Grenzheim. Sie ſchweigen! — Der Seebär!

Roſenthal (lieſt). „Zur Sache alſo: Ich bin von Stande, das iſt mir recht; ich habe ein unermeßliches Vermögen, das iſt mir auch recht. Geld, ſo viel ſie brauchen, Juwelen, ſo viel ſie mögen! — Ein paar hundert Sclaven zu ihrer Bedienung, prächtige Beſitzungen unter mehreren der herrlichſten Zonen in der Welt; — bin noch jung, wohlgebaut, offen, zärtlich und ich glaube, auch treu“ —

Grenzheim. Ha ha ha! — Unbezahlbares „ich glaube.“

Roſenthal (lieſt). „Ich ſtehe ganz zu ihrem Befehl. Wie gefällt ihnen das, was meinen ſie dazu? — Eine ſehr wichtige Angelegenheit treibt mich hierher, eine Angelegenheit, welche hauptſächlich ſie betraf und noch jetzt betrifft, aber auf eine ganz veränderte Weiſe. — Das erſcheint ihnen dunkel, nicht wahr? — Nur Geduld, ſchöne Roſenthal, ich ſelbſt will das Räthſel

ihnen bald lösen! — In wenigen Tagen muß ich wieder fort, — daher antworten sie mir ja recht bald. — Wollen sie mich, oder wollen sie mich nicht? — Ich bitte — kurz und gut: Ja, oder Nein!"

Karl von Estalan.

Grenzheim. Wahrhaftig — ein ächtes Original! Nur her mit dem Briefe, man muß ihn keinen Augenblick auf Antwort warten lassen.

Rosenthal. Was hast du vor?

Grenzheim (setzt sich an den Tisch, um zu schreiben). Ich antworte ihm statt deiner — er kennt ja deine Hand nicht.

Rosenthal. Wo denkst du hin? Er will ja eine entscheidende Antwort.

Grenzheim Die soll er auch haben. Was schreibt er: Ja, oder Nein? — Gut, also Nein! (Schreibt das „Nein" sehr groß.)

Rosenthal. Aber bedenke — diese Beleidigung —

Reußen. Ein gewaltig pikanter Scherz!

Grenzheim (siegelt). Schreiben, siegeln, fortschicken. — Dieser zierliche Brief macht ihn gewiß vollends toll, ich möchte nur dabei sein können, wenn er ihn öffnet. Ich hätte gute Lust, mir eine deiner Livreen zu borgen und den Brief selbst hinzutragen, wenn ich nur Meisterin meiner selbst werden und das Lachen verbeißen könnte. He, Franz!

Achte Scene.

Vorige. Franz.

Grenzheim. Hast du gefragt, wo er wohnt?

Franz. Ja, Ihro Gnaden.

Grenzheim. Bring' ihm sogleich dies Schreiben.

Rosenthal. Aber beste Grenzheim — du könntest mich wahrlich compromittiren, — bleibe noch, Franz

Grenzheim. Was compromittiren! Sei doch klug, mit Narren muß man närrisch sein! — Laß uns den Tanz austanzen, und mich die Vortänzerin bleiben.

Reußen. Bedenken sie doch —

Grenzheim. Daß sie ein langweiliger und unausstehlicher Patron sind. Fort, Franz!

Franz (zögert verlegen).

Rosenthal. Aber —

Grenzheim. Soll er gehen, oder bleiben?

Rosenthal. Es ist eine Unart — eine Albernheit — aber — wie du willst — (Sie winkt Franz zu gehen, Franz geht ab.)

Rosenthal. Er wird ernstlich böse werden, und das mit vollem Recht.

Grenzheim. Um so besser! Komisch ist seine Liebe, sein Zorn muß völlig burlesk werden.

Reußen. Indessen scheint damit doch der Muthwille ein wenig zu weit getrieben.

Grenzheim. Der Mensch ist zum küssen! — ich sehe ihn schon wieder hier, fluchend und tobend, uns eine neue Komödie vorspielend. Allons, Kinder! wir müssen unsre Rollen auch ein wenig einstudiren.

Neunte Scene.

Vorige. Ein Bedienter.

Bedienter. Gnädige Gräfin — der Notarius ist da.

Rosenthal. Sehr schön. — Ins blaue Zimmer.

(Bedienter geht ab.)

Zehnte Scene.

Vorige, ohne Bedienten.

Rosenthal. Lieber Baron, nun eine Bitte an sie.

Reußen. Sie haben zu befehlen!

Rosenthal. Sollte es nicht möglich sein, näher zu erfahren, wer dieser Karl von Estalan eigentlich ist, und wie er auf den sonderbaren Gedanken kam, auf diese Weise sich gegen mich zu erklären? Gehen sie, lieber Reußen, forschen sie nach, sprechen sie wo möglich mit ihm selbst, und versuchen sie alles, um ihn von jedem ferneren Besuch abzuhalten —

Grenzheim (bedeutet ihm durch Winke, es nicht zu thun).

Rosenthal. Ich bitte — —

Reußen. Mit vielem Vergnügen, meine Gnädige! (Beurlaubt sich.)

Grenzheim. So? mit vielem Vergnügen mir einen Spaß verderben? — O, sie weiche, allgefällige Seele! Erweisen sie der Gräfin den Gefallen, gehen sie hin zu dem Bären, halten sie ihn ab, hierher zu kommen, aber sie selbst können bei ihm bleiben. Sollten sie aber dennoch aus meiner Nähe sich nicht losreißen können, und jemals wieder wagen, ein Wort von Liebe mit mir sprechen zu wollen — dann wehe, wehe, wehe Ihren Augen! (Geht ab.)

Reußen. Aus Eigensinn zankt sie, aus Eigensinn versöhnt sie sich wieder, aus Eigensinn wird sie heirathen — und aus Eigensinn (Er sieht sich um, ob sie noch da sind.) auch sterben!

(Der Vorhang fällt.)

Ende des ersten Acts.

Zweiter Act.

(Dieſelbe Dekoration.)

Erſte Scene.

Gräfin Roſenthal. Frau v. Grenzheim.

Grenzheim. Der Himmel behüte mich vor den Notarien! — Um ſich über die allereinfachſten Dinge zu erklären, bedürfen ſie eines Schwalls harter, abgeſchmackter, barbariſcher Worte, daß man in ſeiner Mutterſprache ihnen gegenüber als A B C-Schütze erſcheint. Ach! und erſt ihre bogenlangen Schriften —

Roſenthal. Aergre dich nicht über altehrwürdige Gebräuche —

Grenzheim. Alt und ehrwürdig gehören zwar eigentlich zuſammen, aber in dieſer Beziehung ſollte man billig ſagen: alt-lächerlich. Iſt es nicht ſogar eine Beleidigung dieſer juriſtiſchen Perücken gegen uns, daß ſie uns behandeln wollen, als wären wir unwiſſende Ritterdamen des 13ten Jahrhunderts?

Roſenthal. Du wirſt's nicht ändern, wenn du dich noch ſo ſehr darüber ereiferſt. — Wo Lauenburg nur bleiben mag?

Grenzheim. O ſüße Ungeduld der Liebe! — Wo Reußen nur bleiben mag?

Roſenthal. Wohl ihm, wenn er lange ausbleibt, ſo wird er lange nicht gequält!

Zweite Scene.

Vorige. Franz.

Grenzheim. Aha! — unſer Franz! — Nun, wie iſt mein Brief aufgenommen worden? Ha ha ha!

Franz. Gnädige Frau! — Künftig haben ſie die Gnade, ihrem Briefträger Helm und Panzer anzulegen, und ſicher Geleit vom König mitgeben zu laſſen.

Grenzheim. Wie ſo, lieber Franz?

Franz. Mit dem Herrn iſt nicht gut ſpaßen.

Grenzheim. Ein neues Abentheuer? — Du ſiehſt ja ordentlich betrübt aus — o erzähle!

Franz. Nur meinen flinken Beinen habe ich es zu danken, daß ich noch irgend etwas in der Welt erzählen kann. Der Mann iſt raſend!

Grenzheim. Raſend? Ha ha ha! Allerliebſt! Warum war ich nicht dabei!

Franz. Die Freude gönne ich nur meinem ärgſten Feind.

Grenzheim. Spanne mich nicht auf die Folter — erzähle!

Franz (lebhaft die Scene vergegenwärtigend). Der Mohr, welcher ſein Schreiben gebracht hatte, führte mich auch in das Kabinet zu ſeinem Herrn; eine ſchwarze Vorbedeutung! — Hier, gnädiger Herr, ſagte ich, eine Antwort zu eigner Eröffnung von der Frau Gräfin. — „Von der Frau Gräfin?“ — Ja, Euer Gnaden. — „Dummkopf! Wer iſt denn dieſe Frau Gräfin? — Gibt es denn nur eine einzige Gräfin in der Stadt?“ — Nun, von der Frau Gräfin Roſenthal! — „Von der Roſenthal? Schurke! konnteſt du das nicht ſogleich ſagen? — Gib her, lieber Junge, von ihr —

der liebenswürdigen Hand!“ — umarmte mich stürmisch, küßte mich, jubelte im Zimmer umher, trillerte ein lustiges Lied, drückte den Brief hundertmal an die Lippen, ans Herz und riß endlich das Siegel auf —

Grenzheim. Zum Entzücken! Köstlich!

Franz. Bis dahin, ja! Aber kaum hatte er einen Blick in das Papier geworfen — ihr Götter, welche Veränderung! — „Nein?“ brüllte er — „mir ein Nein kurzweg zu schreiben? — Sie, die Himmlische — die Höllische! die schon seit Tagen unablässig mich martert! spottet so höhnisch meiner Qual? — Mir eine einzige Sylbe — ein Nein! — Ich möchte rasend werden! — Und du, elender Maulwurf!“ — Aber, Euer Gnaden, ich bin ganz unschuldig, ich weiß kein Wort von dem Inhalt des Schreibens. — „Schurke! Du wüßtest nichts davon, nichts von diesem verdammten Nein? — Da empfange den Botenlohn!“ — Ich stand mäuschenstill, in der Meinung, daß wieder ein guter Junge und ein Kuß das Ende vom Lied sein würde; — aber, ehe ich mich recht besinnen konnte, hatte ich schon eine Ohrfeige, — gnädige Frau! eine Ohrfeige, welche man billigerweise einen Ohrkürbis nennen könnte; ich taumelte links, aber eine zweite, — eine kräftige Zwillingsschwester der ersten, brachte mich wieder ins Gleichgewicht. Er stand ruhig, wie eine Bildsäule an den Tisch gelehnt — aber seine Augen sprachen so kuriose Dinge, und seine Finger spielten krampfig ein so niedliches Spiel mit ein paar Pistolen, welche auf dem Tische lagen, daß ich plötzlich alle meine Besinnung gewann, meinen Muth ganz zusammenraffte, und mit einem Sprung zur Thür hinaus und die Treppe hinabrannte.

Grenzheim. Der Spaß ist nicht mit Gold zu bezahlen!

Franz. Mir war er umsonst zu theuer.

Grenzheim. Welche Scene für Hogarth, wenn wir Beide, mitten in seinem Rasen ins Zimmer getreten wären!

Rosenthal. Armer Franz — erhole dich von deinem Schrecken!

Franz. Ja, Euer Gnaden, nur keinen solchen Brief mehr.

Rosenthal (gibt ihm Geld). Tröste dich!

Grenzheim (gibt ihm auch Geld). Ich bedaure dein Mißgeschick von Herzen! aber aufrichtig, Franz — die ganze Geschichte muß doch höchst komisch gewesen sein.

Franz. Komisch? He he he! Nein, komisch gewesen ist sie nicht, aber jetzt fängt sie an, es zu werden.

Grenzheim. Spitzbube!

Franz. Haben Euer Gnaden vielleicht noch einen anderweitigen Brief zu bestellen?

Grenzheim (lachend). Für den Augenblick nicht.

Rosenthal. Laß uns allein, Franz!

Franz. Zu Befehl, Euer Gnaden! (Ab.)

Dritte Scene.

Gräfin Rosenthal. Frau v. Grenzheim.

Grenzheim. Ich glaube gar — du bist böse über die Geschichte?

Rosenthal. Ich soll mich wohl darüber freuen? Deine unzeitigen Späße können mich in große Unannehmlichkeiten verwickeln.

Grenzheim. Grillenfängerei! Alles geht nach Wunsch. Der tolle Mensch wird dich nun wohl in Ruhe lassen.

Rosenthal. Ich traue dem guten Freund nicht, mir bangt vor jedem kommenden Augenblick!

Grenzheim. Brautschauer, Weibchen! nichts als Brautschauer. Heirathe, und du wirst alles wieder im bräutlichen Frühlingsgewande sehen.

Vierte Scene.

Vorige. Reußen.

Reußen. Meine Damen —

Grenzheim. Nun, was bringen sie Neues?

Rosenthal. Haben sie mit ihm gesprochen?

Reußen. Nein, meine Gnädige.

Grenzheim. Auch sonst nichts von Bedeutung erfahren?

Reußen. Halb und halb, meine Gnädige. Niemand weiß, selbst die allwissende Polizei nicht, wer er ist, noch wer er war. Von seiner ganzen zahlreichen Dienerschaft scheinen nur zwei Mohren ihn eigentlich zu kennen, — aber von diesen ist nichts herauszubringen. Uebrigens staunt die ganze Nachbarschaft seinen Prunk an, und alles hält ihn für einen hohen incognito Reisenden.

Grenzheim. Schaffen sie Licht, Baron, die Neugier bringt mich unter die Erde.

Reußen. Eine gefährliche Krankheit, der muß man vorbeugen. Geduld, ich übernehme die Kur.

Rosenthal. Laßt den Scherz, mir ist gar nicht

wohl bei der Sache. Ich gäbe viel darum, wenn wir nicht dieſen Brief —

Reußen. Darüber ſeien ſie außer Sorgen. Warum vor dieſem närriſchen Kauz ſich fürchten?

Grenzheim. Mein Brief? alſo ſoll es nicht mehr erlaubt ſein, über Narren ſich luſtig zu machen? Iſt es nicht genug, daß ſich die Narren oft über uns luſtig machen? Gönne mir doch den harmloſen Zeitvertreib des Scherzes und der Satyre; man könnte ja ohnehin an der Langeweile hier ſterben.

Reußen. Allerdings, ohne dieſes Vergnügen wären ſie ihres Lebens nur halb froh!

Grenzheim. Sie hochweiſer Herr Baron! Noch liebe ich ſie nicht, und werde ſie auch nie lieben, aber mit ihrer ſatyriſchen Philoſophie bringen ſie es noch ſo weit, daß ich ſie haſſen muß. Ich ſcherze gern, aber beißenden, wehthuenden Scherz kann ich nicht ertragen.

Reußen (lachend). Avis au lecteur!

Roſenthal. Kinder, ihr ſeid nicht klug, ſich lieben und ewig zanken; — unbegreifliches Vergnügen!

Reußen. Die einzige Möglichkeit — der ewigen Monotonie des Lebens Schatten und Licht, Farbe und Glanz zu geben; ein Frühlingsregen, der um ſo lieblicher in erquickenden Sonnenſchein ſich auflöſt.

Grenzheim. Herr Poet — die Wendung war nicht übel! (Sie reicht ihm die Hand, welche er zärtlich küßt.)

Roſenthal. Sonſt haben ſie über Ustalan gar nichts erfahren?

Reußen. Bitte tauſendmal um Verzeihung! Bald hätte ich das allerwichtigſte vergeſſen! — Er wird als ein äußerſt großmüthiger, zartfühlender Mann gerühmt, und ſoll bei aller ſeiner ſtürmiſchen Narrheit der beſte

Mensch von der Welt sein, und dabei Mutterwitz und ächt gesunden Verstand haben. Also — ruhig meine Gnädige, von einem solchen Mann haben sie nichts zu besorgen.

Fünfte Scene.

Vorige. Franz.

Franz (erschrocken). Gnädige Gräfin! — Herr von Estalan —

Alle. Nun?

Franz. Er ist da.

Rosenthal. O Himmel!

Franz. Er verlangt mit Ungestüm Euer Gnaden zu sprechen. Seine Augen sprühen Feuer, seine Stimme tönt so rauh — mir wurde ordentlich bange. Gnädige Gräfin — lassen sie den Menschen nicht vor, es ist ihm wahrhaftig nicht zu trauen.

Rosenthal (nach kurzem Kampf). Ohne Anmerkung, laß ihn vor.

Grenzheim. Nun, auf diese Scene freue ich mich wie ein Kind!

Rosenthal. Daraus wird nichts! — Lieber Baron, sie geben ihr wohl den Arm, in meinem Kabinet habe ich das Vergnügen, sie bald wieder zu sehen.

Grenzheim. Warum soll ich denn nicht hier bleiben?

Rosenthal. Weil du nicht Herr deiner Laune bist, und wieder losplatzen würdest bei der geringsten Veranlassung. Dein Lachen war ihm ohnehin schon zuwider, also thue mir den Gefallen, und gehe mit Neu-

ſen ein Viertelſtündchen hinein. — Ich muß kaltblütig und behutſam bei dieſem Dialog ſein.

Grenzheim. Dir zu Liebe gehe ich! — Kommen ſie, Baron, aber Gott ſei ihnen gnädig! — Darf ich nicht lachen, ſo will ich wenigſtens zanken, — und an Stoff dazu wird es bei ihnen nicht fehlen.

Reußen. Sie ſind gar zu gnädig! (Beide ab.)

Sechſte Scene.

Roſenthal. Walborn.

Roſenthal. Da iſt er ſchon. — Gott!

(Franz öffnet ſo eben die Thür, eilt dann, auf ihren Wink ihm einen Stuhl zu ſetzen. Walborn ſieht ihn ernſt an, gebietet ihm barſch, ſich zu entfernen, dieſer macht erſchrocken ſein Compliment, weicht zurück; geht aber erſt bedenklich ab, als die Gräfin es gebietet.)

Walborn. Endlich bin ich ſo glücklich, ſie wieder zu ſehen! (Er ſchiebt den Stuhl, den ſie ihm andeutet, zurück.) Keine Umſtände — nehmen ſie nur ſelbſt Platz.

Roſenthal. Sie als Fremder ſollen ſtehen, während ich ſitze —

Walborn. Mein Gott, keine Umſtände mit mir, ich haſſe das. Ich gehe, komme, ſtehe, ſitze — wie es mir in den Kopf kommt. — Was fehlt ihnen denn? — ſie holen ſo ſchwer Athem — Himmel! befänden ſie ſich nicht wohl? oder — wäre es möglich — fürchten ſie ſich vor mir? — Ich bin doch recht unglücklich! Sie haſſen mich ſchon, ehe ſie mich noch kennen, meine Gegenwart iſt ihnen läſtig, — ach, wüßten ſie, warum ich hiehergekommen! — Doch beruhigen ſie ſich! —

Ich bin ein Narr, ein recht arger Narr! — aber fürchten dürfen sie sich nicht vor mir — ich bin ein unglücklicher Narr! — bedauern sie mich!

Rosenthal. Ich fürchte nichts, mein Herr — gar nichts, es war nur eine vorübergehende Anwandlung; hätte ich die geringste Furcht vor ihnen, so würde ich sie ja gar nicht vorgelassen haben.

Walborn. Nicht vorgelassen, da ihr grober Portier schon zehnmal mich abgewiesen? Ohne Zweifel hat er es auf ihren Befehl gethan, sonst soll den Kerl der — —

Rosenthal. Ich hatte ja nicht die Ehre, sie zu kennnen.

Walborn. Kennen sie mich denn nun besser? Wer bin ich denn?

Rosenthal. Es hängt ja nur von ihnen ab, mich näher mit ihrer werthen Person bekannt zu machen.

Walborn. Recht haben sie, und ich habe Unrecht. — 's ist so meine Art, sie müssen mirs nicht übel nehmen, — ich habe sie ja nicht beleidigen wollen. Ich bin ein Seemann, ein wenig stürmisch, wie mein Element, heftig, brausend, aber — was thuts! — Auf der See, meine Gnädige! verlernt man wohl die Kunst, galant zu sein, aber nicht die, — ein rechtschaffener Mann zu bleiben.

Rosenthal. Ihre Aufrichtigkeit —

Walborn. Darin such' ich meines Gleichen.

Rosenthal. Eine schöne Tugend. Aber auf dem festen Land, in der heutigen Welt, würde ein wenig Bezähmung seiner selbst, ein geringer Grad von freundlicher Nachgiebigkeit — eine —

Walborn. Weiß schon, was sie sagen wollen, das wird sich schon geben.

Rosenthal. Wenn es nur nicht schon zu spät ist.

Walborn. Zum vernünftig werden ist es nie zu spät. Und sie — o, sie können aus mir machen, was sie wollen; aber unter einer einzigen Bedingung: — Sie müssen mich lieben!

Rosenthal. Ich — sie lieben!

Walborn. Freilich! Ist denn daran so etwas Erstaunliches?

Rosenthal. Ich hatte die Ehre — ihren Brief zu lesen. — —

Walborn. Und ich ihr — nein! — Ein einziges Wort, vier Buchstaben nur, ein trocknes: Nein! — Beim Himmel, sie drücken sich ein wenig allzukurz aus — ein paar Worte mehr hätte ich doch wohl verdient? — Dieses Nein — (sich zwingend) es ist — ist doch arg!

Rosenthal. Dafür kann ich nichts — gegen meinen Willen erlaubte sich eine unbesonnene Freundin diesen Scherz.

Walborn. Scherz? Alle Teu — auch gut, aber mein Leben wette ich, daß diese Freundin Niemand gewesen, als jene verdammte Lachkatze! jene spöttische Kreuzspinne! Gnädigste Gräfin, sie sind ja die Güte und die Sanftmuth selbst, und sie konnte ich einer solchen Grobheit fähig halten? — o, ich — verzeihen sie mir diese Uebereilung, sie haben mich schon halb zum Narren gemacht, sie können mich noch ganz dazu machen, aber ohne Wissen und Willen, nur weil sie so liebenswürdig sind! — Was können sie dafür!

Rosenthal. Auch schmeicheln können sie?

Walborn. Da sei Gott für! Ich rede wie ich denke. Aber kurz und gut, ich liebe sie zum rasend werden, heirathen sie mich, einen treuern und zärtlichern Mann finden sie gewiß auf der ganzen lieben Gotteswelt nicht. — Alles, alles lege ich ihnen zu zu Füßen. O, ich will damit ihre Hand nicht etwa erkaufen, denn sie ist — (Ihre Hand küssend) ja, sie ist unbezahlbar! — Aber, um sie — sie, liebe Gräfin, auch nur einen Tag mein nennen zu können — wollte ich mich gern in die Luft sprengen!

Rosenthal. Sie beschämen mich! Wer könnte gegen ein so edles Gefühl unempfindlich bleiben? aber mein Herz —

Walborn. Mag mich nicht? — aber warum denn nicht? Schön bin ich nicht — das weiß ich — aber häßlich? — ganz und gar nicht! — Indessen Schönheit vergeht mit den Jahren — ein gutes Herz dauert ewig, was wollten sie mehr zu einer glücklichen Ehe?

Rosenthal. Ganz recht — aber —

Walborn. Aber? — aber, ich behage ihnen nicht? — Was haben sie gegen mich? — Vielleicht gerade nur das, daß ich sie liebe. Was kann ich dafür? — Warum sind sie so liebenswürdig? Es hilft nichts — sie — sie müssen mich lieben!

Rosenthal. Ich bedaure von Herzen, aber es ist unmöglich. Meine Hochachtung besitzen sie schon, meine Freundschaft biete ich ihnen an — mehr zu geben vermag ich nicht —

Walborn. Mehr nicht? Also lieben — lieben nicht? — Aufrichtig wenigstens! auch gut! — Aber sagen sie es noch einmal, sagen sie mir, um des Himmelswillen: — habe ich einen Nebenbuhler?

Rosenthal. Mein Herr! — —

Walborn. Sie erröthen — sie entfärben sich wieder, — sie stocken? — Nur heraus mit der Sprache! sie sind ja Wittwe, haben ein Recht zu allem. — Ja, — ja! — O Gott! Sie lieben und werden wieder geliebt! So gut ich bin — ja — eben so eifersüchtig bin ich auch! ein wahrer Satan der Eifersucht. Wo ist mein Nebenbuhler? ich muß ihn kennen, ihn sehen, — er, oder ich — einer von uns Beiden muß sterben!

Rosenthal. Herr von Estalan — sie mißbrauchen meine Nachsicht. Welches Recht haben sie, in mein Geheimniß einzudringen? Wer hat ihnen denn gesagt, daß ein Anderer meinem Herzen näher ist, als sie es sein können? — — Und wenn dem also wäre — was haben sie dagegen einzuwenden? Bin ich nicht Gebieterin über Herz und Hand? — Haben sie irgend ein Vorrecht, irgend einen Anspruch? Sie lieben mich — gut! muß ich darum sie heirathen?

Walborn. Ja! ja! ja!

Rosenthal. Wie so, mein Herr?

Walborn. Weil ich sie anbete, wie kein Anderer sie anbeten kann! — Weil ich allein sie glücklich machen kann!

Rosenthal. Sehr stolz, in der That! — Soll ich sie etwa täuschen, kränken, beleidigen? — Nein, mein Herr, nicht ein Schimmer von Hoffnung soll ihnen bleiben! — Wir sind nicht für einander bestimmt, wie kann ich die Ihrige werden? — Hören sie auf, mich länger zu quälen! Die Zeit wird auch ihre Wunde heilen.

Walborn. Kann es denn noch einen unglücklicheren Menschen geben, als mich? — Ueber Meere und Welttheile komme ich hierher, um eine Frau — eine

undankbare, grausame Frau, welche in meinem Erbtheile schwelgt — für ihre Habsucht, für ihre Ränke und ihre Bosheit zu bestrafen, und meine Rechte geltend zu machen. Ich brenne vor Begierde, sie zu sehen — mich zu rächen. — Ich sehe sie endlich — ich vergesse meine Rache, und liebe sie — und sie — sie! — Ja, ein einziges Wort von mir —

Rosenthal (bei Seite). Warum bebe ich? —

Walborn. Sie zittern? Ja — zittern sie — geben sie heraus ihren Raub — Karl von Walborn lebt, er steht vor ihnen.

Rosenthal (sinkt halb ohnmächtig auf den Stuhl). O Gott! — Lauenburg, mein Lauenburg! — ich sterbe!

Walborn. Ich Unglückseliger! — Gräfin, schöne Gräfin! — liebe Gräfin! ich bete sie an! und sollte schuld an ihrem Tode sein? — Hülfe, Hülfe, heda! ist Niemand da? — Ist denn alles taub in dem verfluchten Hause? — Hülfe! Hülfe! (Reißt ein Terzerol heraus und schießt es ab.)

Siebente Scene.

Vorige. Reußen. Grenzheim. Franz.

Grenzheim. Was geht hier vor? Sind sie rasend?

Walborn. Halten sies Maul, und helfen sie!

Reußen. Mein Herr, ihr Betragen —

Franz. Sagt ichs nicht? — ein Unglück —

Grenzheim. Schnell den Arzt — sie ist wie todt! — eile Franz!

Franz. Der Bär! (Ab.)

Walborn. Todt? — Teufel! die verdammte Hitze! — aber sie sind daran schuld! — Ihr verfluchtes Nein! und sie, Herr! — und ich — und die Gräfin selbst — — warum will sie mich nicht heirathen!

Grenzheim. Deshalb also?

Reußen. Aber Herr, wie können sie so ungestüm, so unbesonnen —

Walborn (nur mit ihr beschäftigt). Angebetete Gräfin!

Grenzheim. Der Mensch macht uns alle noch verrückt!

Walborn. Sie lebt, sie schlägt die Augen auf! — Verzeihung! vergeben sie meiner Hitze!

Rosenthal. Wo bin ich?

Grenzheim. Erhole dich, gute Seele!

Rosenthal. Ich — ich bin vernichtet!

Walborn. Sie hört mich nicht (Zur Grenzheim.) O bitten sie für mich, der Zorn raubte mir alle Besinnung! (Zu Reußen.) Werden sie mein Fürsprecher! Ach Gott! — Sie wenden sich ab? — Vernünftig soll ich sein? vernünftig und ich liebe, — ich habe einen Nebenbuhler — einen glücklichen Nebenbuhler! — O, sie guter Engel! Sie werden, sie müssen mir vergeben, sie selbst haben ja alle Geistesgegenwart mir geraubt.

Grenzheim. Die Leidenschaft kann zu mancher Extravaganz jeden hinreißen, aber ein Mann von Erziehung wird niemals die Gesetze der Bescheidenheit und des Anstands übertreten.

Walborn. Alle tausend Donner! — Weib!

Reußen. Herr von Estalan — sie sprechen mit einer Dame —

Walborn. Das weiß ich, sie Bruder Süßholz! Ich ehre jede Dame, und diese, ach diese! — bete ich

an. — Ich bete sie an, und sollte sie jemals kränken wollen?

Reußen. Indessen haben sie doch — —

Rosenthal. Ach, wenn sie alles wüßten —

Walborn. Das Geld, das verdammte Geld —

Rosenthal. Soll heute noch ihnen werden. Ja, noch in dieser Stunde —

Walborn. Geben sie mir ihre Hand! —

Reußen. Ich begreife nicht —

Rosenthal. Dieser Herr ist — —

Walborn. Nichts bin ich! — Schweigen sie doch, liebe Gräfin! — was brauchen denn diese unser Geheimniß zu wissen. Ich bin nichts, ich habe nichts, als ein warmes, treues, liebendes Herz, verachten sie es nicht, nehmen sie es an!

Grenzheim (bei Seite). Wenn es bei dem nicht wirklich rappelt —

Reußen. Aber Herr — wie können sie noch bei solchen Reden beharren? wollen sie denn mit Gewalt uns zwingen —

Rosenthal. Ruhig Baron. Er ist ihrer Hochachtung werth! — mein Vetter, Karl von Walborn.

Grenzheim. Er lebt? Dieser Vetter lebt?

Walborn. Ja, er lebt nur, um sie ganz glücklich zu machen, wenn sie es sein will. Mein Vater enterbte mich, weil er glaubte, ich hätte einer Sclavin meine Hand gegeben; da dieses aber eine Lüge, so kam ich hierher, um jenes Testament zu vernichten, und mein Erbtheil zu holen. — Doch, ich sah sie, die schöne Räuberin — und ich liebte sie. — Ich liebe sie unaussprechlich, und biete ihr Herz und Hand an. — Sie will nicht. — Wenn sie wirklich ihre Freunde sind,

ſo reden ſie ihr zu! — wenn aber alles nichts hilft — ſo — ſo ſchießen ſie mir eine Kugel vor den Kopf — denn leben ohne ſie, wäre mir mehr als der Tod!

Grenzheim (zu Reußen). Wäre er nur nicht ein ſolcher Tollkopf, — ſo könnte man doch ein vernünftiges Wort mit ihm ſprechen.

Roſenthal. Vetter! —

Grenzheim. Laß mich deine Rechte hier verfechten.

Roſenthal. Ich habe nur Pflichten hier — keine Rechte. Die Ehre und mein Herz gebieten mir, ſein Erbtheil ihm unvorzüglich herauszugeben.

Grenzheim. Welche Unbeſonnenheit! — Wo denkſt du hin?

Roſenthal. Was ich geben kann, worüber ich diſponiren darf — das nehmen ſie hin, — aber mein Herz? — Laſſen ſie die Bande der Verwandtſchaft als ein Band herzlicher Freundſchaft uns künftig umſchlingen!

Walborn. Freundſchaft? — Die ſoll ich in Europa mir erſt ſuchen? Ich habe der Freunde genug unter meinen Wilden, auf meinem Schiff, in meinen Pflanzungen — treue Freunde, auf Leben und Tod! — Hier find' ich Liebe — Liebe, zu einem ſchönen, frommen, klugen, guten Weſen! — Liebe zu einem Engel! — Ja, ja — dieſer Engel muß mein Weib werden.

Reußen. Aber — alles gibt ſie ihnen zurück, was ſie anſprechen können, wie können ſie noch mehr verlangen? — Nehmen ſie ihr Vermögen, und damit Gott befohlen!

Walborn. Nein! Damit dem Teufel befohlen! ich will kein Geld, ich brauche kein Geld! — Ihre Hand, ihr Glück will ich — oder Prozeß.

Rosenthal. Prozeß? — wozu? Da ich alles freiwillig hingeben will.

Walborn. Und ich will freiwillig nichts nehmen. Vor Gericht muß hier alles entschieden werden.

Grenzheim. Eigensinniger Starrkopf! — Wäre ich die Gräfin, so sollten sie mir für solche Impertinence keinen Pfennig bekommen — sie — —

Rosenthal. Liebe Grenzheim, wozu dich ereifern —

Walborn. Warum lachen sie denn jetzt nicht? — Sie finden ja sonst alles lächerlich! — — Liebste Gräfin! — lassen sie sie nur austoben, ihr Zorn macht ihre Stimme nur um so süßer, ihr glühender Blick zeigt ihr mildes Auge nur um so schöner!

Rosenthal. Lassen sie mich!

Walborn. Lassen? wirklich lassen? Nun ja, ja, ja! ich gehe schon. Aber — nur eine Stunde lasse ich ihnen Bedenkzeit — ihre Hand — oder Prozeß! (Er stürmt hinaus.)

Achte Scene.

Vorige, ohne Walborn.

Rosenthal (ihm nachrufend). Nur einen Augenblick — Grausamer —

Grenzheim (ebenso). Noch ein Wort —

Reußen. Er hört sie nicht — fort ist er. — Ein seltenes Original, so herzlich, so warm, so zärtlich — und doch so ungezogen und roh!

Grenzheim. In meinem Leben wage ich es nicht mehr, mit Fremden zu scherzen.

Rosenthal. Alle meine Hoffnungen sind mit diesem Schlag vernichtet. Ich glaubte meinen Lauenburg wieder aus seinen unglücklichen Verhältnissen emporheben zu können, — und nun habe ich selbst nichts mehr — als meine Liebe!

Grenzheim. Er will ja nicht mehr.

Rosenthal. Für sich nicht, aber die Welt fordert mehr.

Grenzheim. Wer kommt?

Reußen. Er ists!

Rosenthal. Ja, er ists — mein Herz schlägt ihm entgegen! So warm — ach, — so bang!

Neunte Scene.

Vorige. Lauenburg.

Lauenburg. Meine theure Sophie!

Rosenthal. Endlich wieder hier, mein Adolph!

Lauenburg. Zu welcher qualvollen Ewigkeit dehnen drei Monate der Trennung sich aus, doch sie sind vorüber, und wir sind von nun an unzertrennlich. — Aber — Sophie — sie sind ja gar nicht fröhlich — was fehlt ihnen?

Rosenthal. Gott! (Sinkt an seine Brust.)

Grenzheim. Lieber Baron, ein Mann muß sich zu fassen wissen.

Reußen. Ei, macht ihm nur nicht gar zu bange.

Lauenburg. Doch nicht etwa wegen meines Prozesses, der heute entschieden wird? — Deshalb seid ruhig, der ist gewonnen.

Grenzheim. Hier ist von ganz andern Prozessen die Rede.

Lauenburg. Die Sache muß wirklich sehr bedenklich sein, da die Grenzheim aufhört zu lachen, und selbst ihren Geliebten nicht peinigt.

Rosenthal. Ich hatte einen Besuch — o sie sollen staunen!

Lauenburg. Von wem?

Grenzheim. Von einem Hauptnarren!

Rosenthal. Der mein Vetter ist.

Lauenburg. Welcher?

Reußen. Der Sohn des Erblassers — Walborn.

Lauenburg. Der schon längst verstorben?

Rosenthal. Er selbst!

Grenzheim. Ach, leben könnte meinetwegen der Narr so lange und viel ihm behagt, aber er fordert sein Erbtheil zurück! —

Lauenburg. Soll es haben!

Grenzheim. Er will noch mehr! er ist ihr Nebenbuhler —

Lauenburg (Sophie umarmend). Lächerlich!

Reußen. Er ist komplet verrückt; mit Pistolen kam er hierher —

Lauenburg. Ei, da soll ihn ja —

Reußen. Millionen legt er ihr zu Füßen, wenn sie die Seinige werden will.

Lauenburg (lächelnd). Das laß ich wohl bleiben, mein Sophie, so viel gebe ich gewiß nicht! — Machen wir die Sache so kurz als möglich ab, den Notar herbei, und heute noch das Erbtheil ihm zurückgegeben.

Rosenthal. Gern, — aber alsdann ist mein ganzer Brautschatz — Armuth!

Lauenburg. Allerdings, wenn Mangel an Ueberfluß Armuth genannt werden kann. Nein, Sophie, — ein glücklicher Vorwand mehr, des lästigen Aufwandes uns zu überheben, und allen sinnleeren Zerstreuungen uns zu entreißen. Wir wollen leben und uns lieben, und alles Andre dem Himmel anheim stellen.

Rosenthal. An ihrer Seite werde ich nichts vermissen. Aber — die verhängnißreiche Stunde rückt immer näher heran, und mein Herz kann sich des Zitterns nicht erwehren.

Lauenburg. Das meinige bebt nur vor Liebe!

Rosenthal. Nichts ist ungewisser, als der Ausgang eines Prozesses, und von dem heutigen Spruch hängt ihr ganzes Vermögen ab —

Lauenburg. Ich sehe dem Ausgang ruhig entgegen, meine Sache ist gerecht.

Grenzheim. Gerecht und Recht ist zweierlei in dieser Welt.

Reußen. Warum ihre Besorgnisse noch vermehren?

Lauenburg. Ich eile jetzt, die Publikation des Urtheils zu vernehmen. Freund Reußen wird mich wohl begleiten?

Reußen. Von Herzen gern!

Rosenthal. Liebe Grenzheim, du berufst wohl den Notar zu dir, und besprichst mit ihm die Angelegenheiten der Erbtheilsabtretung und ich lasse den Vetter noch einmal zu mir bitten, vielleicht bringe ich ihn doch auf vernünftige Gedanken! — Gott mit ihnen, Lauenburg! — Hört der Himmel das Flehen eines treuen Herzens, so harrt ihrer der Sieg, und dann sind wir auch ohne die reiche Erbschaft glücklich.

Lauenburg. Das Erbtheil, was der Himmel ihnen gegeben, kann kein Wetter und kein Kammergericht ihnen rauben, und dieſes allein iſts, was auf Erden ein dauernd Glück begründen kann! — Auf Wiederſehen, Sophie! — Muth und Liebe ſei unſer Wahlſpruch!

Roſenthal (ihn umarmend). Muth und Liebe!

(Der Vorhang fällt ſchnell.)

Ende des zweiten Acts.

Dritter Act.

(Dieſelbe Dekoration.)

Erſte Scene.

Gräfin Roſenthal. Franz.

Franz. Gnädige Gräfin, er folgt mir auf dem Fuß. Ihr Brief machte ihn eben ſo närriſch vor Freude, als jenes Nein ihn vor Zorn verrückt gemacht hatte. Er ſchwur hoch und theuer, daß er ihr treueſter Freund ſei, er drückte mir die Hand, er umarmte mich zärtlich wie einen Bruder, und überſchüttete mich mit Gold.

Roſenthal. Führ' ihn nur ſogleich ein.

Franz. Ja! ganz wohl, aber iſt ihm denn nun auch zu trauen? — Ihre Gnaden ſind ganz allein. —

Roſenthal. Sei unbeſorgt, Franz — laß ihn ſogleich vor! — Das Uebrige iſt meine Sache.

Franz. Wie Euer Gnaden befehlen. (Ab.)

Zweite Scene.

Roſenthal (allein).

Die Grenzheim würde durch ihre Laune ihn nur verdrüßlicher und unbeugſamer gemacht haben. — Vielleicht gewinnt Sanftmuth den Sieg über ihn. Er weiß

noch nicht, daß Lauenburg mir schon verlobt ist — er bleibe bei dem Gedanken, daß ich noch frei wählen könne. — Und sollte er dennoch die Wahrheit erfahren müssen — wenn sie ihn nur nicht ganz unglücklich macht! Welche furchtbare Qual muß es sein, dem Gegenstand seiner Liebe entsagen zu müssen, ihn zu verlieren — auf ewig! — O Lauenburg! — sollten wir jemals getrennt werden, sollte der Verlust des Prozesses ihn so arm machen, wie ich bin — o, fort, mit solchen Gedanken! Fassung, Muth — ach! wer kann der schauerlichen Stimme in seiner Brust Stille gebieten? —

Dritte Scene.

Rosenthal. Walborn.

Walborn (welchem Franz die Thüre geöffnet). Gottlob, Bäschen! Da bin ich — und endlich sind sie einmal allein! Die ewig lachende Freundin kann ich nicht ausstehen, und der Baron mit seinem Gesicht voll ernster Falten ist mir zuwider. Aber sie — sie — meines Zorns müßte ich mich schämen, wenn ich nicht so sehr sie liebte; renne da fort, wie ein Toller! — das war doch zu arg! — Aber was kann ich dafür? mein Temperament, mein verdammtes Temperament, und die Gewohnheit! — bin mein ganzes Leben hindurch nur mit Matrosen, türkischen Sclaven und Karaiben umgegangen. — Solch ein Engel kam mir noch nicht vor. Verzeihung, angebetete Gräfin, ach, meine Liebe ist mir schon Strafe genug.

Rosenthal. Sie selbst bekennen ihren Fehler, also ist er auch vergessen. Wissen sie denn, warum ich sie zu mir bitten ließ?

Walborn. Gewiß, Bäschen, um auch ihren Fehler zu bekennen, und ihrem hartherzigen Eigensinn zu entsagen!

Rosenthal. Ihr Erbtheil —

Walborn. Was geht der Bettel mich an? Kein Wort davon, sprechen wir von meiner Liebe, von den Angelegenheiten meines Herzens, daran ist mir alles gelegen — an allem andern gar nichts.

Rosenthal. Vetter! Sie hören kein Wort mehr von mir, wenn sie mir nicht versprechen, ohne Hitze und Aufbrausen mich anzuhören.

Walborn. Will mich zusammennehmen, aber mein verdammtes Blut — — nun, nun, will mein möglichstes thun, reden sie nur zu!

Rosenthal. Die ganze Stadt weiß, woher ich mein Vermögen habe, und glaubt, daß sie die harte Züchtigung ihres Vaters verdient haben.

Walborn. Die Narren sollen — ja so —

Rosenthal. Aber bald wird die Welt erfahren, daß ihnen Unrecht geschehen — die öffentliche Stimme wird sich voll Mitleid für sie erheben, voll Haß und Verachtung gegen mich loszieben. Sagen wird man, daß ich ein Testament von dem alten Oheim erschlichen habe, während sie in fernen Welttheilen sich herumtrieben, — daß ich einen schmählichen Prozeß führe, — —

Walborn. Ei — so heirathen sie mich!

Rosenthal. Gesetzt, ich wollte dieses thun, so würde alles schrei'n: „Sie hat ihre Freiheit der Habsucht und der Schande geopfert. — Sehen sie nun ein, lieber Vetter, daß ich mit ihnen weder einen Prozeß anfangen, noch sie heirathen kann, ohne mich dem Tadel aller Welt Preis zu geben?

Walborn. Nichts ſehe ich ein! Laſſen ſie das dumme Volk reden, was es will, ihr Bewußtſein muß gegen alles Geſchwätz ihnen Schirm und Schild ſein! — Aber ich merke wohl, wohinaus ſie wollen. — Sie haben ein gutes Herz, ſie wollen mir die Pille verzuckern, ſie wollen nicht mit einem Nein mich geradezu unglücklich machen! — Auch gut! ich danke auch dafür ihrem Herzen. Alſo, nichts mehr von Liebe und Heirath, zwingen will ich ſie zu nichts! — Aber, ihrem Vetter — ihrem nächſten innigſten Verwandten und Freunde beantworten ſie ehrlich eine Frage: — Iſt ein anderer glücklicher als ich? oder — wollen ſie der Wittwenſchaft ewig treu bleiben?

Roſenthal. Ich weiß nicht — darüber — ja darüber muß und wird der Himmel entſcheiden! — Vielleicht, ach vielleicht muß ich der Wonne einer glücklichen Ehe entſagen, und als Wittwe ſterben!

Walborn. Deſto beſſer! So bin ich nur halb unglücklich! — Ein Nebenbuhler, ein glücklicher Nebenbuhler hätte mich raſend gemacht! — Baſta! Alſo wieder auf die Erbſchaft zu kommen —

Roſenthal (reicht ihm einige Papiere vom Tiſch). Hier ſind alle Dokumente, das Original des Teſtaments, Obligationen, Ceſſion — —

Walborn. Was geht all das Zeug mich an?

Roſenthal. Ich kann ſie nicht länger behalten!

Walborn. Und ich will es nicht nehmen! Nein, nein, zum letztenmal nein! — ich bin reich genug.

Roſenthal. Und ich zu ehrlich, um durch fremdes Gut mich zu bereichern.

Walborn. Sie ſind nicht klug! Sie haben nichts,

sind arm ohne dieses Erbtheil; und wollen dieses mit Gewalt von sich stoßen. Was bleibt ihnen noch übrig?

Rosenthal. Die Ehre und das Bewußtsein, meine Pflicht gethan zu haben.

Walborn O du lieber, guter, reiner Engel! und du wolltest mir das einzige, vielleicht das letzte Vergnügen auf dieser Welt hartherzig rauben? Nein, behalte das Geld, behalte die Papiere, von dir und bei dir erhalten sie erst ihren wahren Werth! Ich brauche kein Geld, ich will keine Erbschaft! Fort damit — behalte alles, alles! (Fällt ihr um den Hals.) Es ist dein, bleibt dein! — Donnerwetter! das brennt, und das glüht — Bäschen! Bäschen! küssen lassen mußt du dich nicht mehr von mir — sonst — ja sonst erwachen wieder alle Teufel in meiner Brust, du lieber Engel!

Vierte Scene.

Vorige. Grenzheim.

Grenzheim (tritt rasch ein, ohne ihn zu sehen). Ist er glücklich fort?

Walborn. Nein, sie — er ist noch glücklich da!

Grenzheim (spöttelnd). Und immer noch: ihre Hand — oder Prozeß?

Walborn. Sie — geht das alles gar nichts an! Sie habe ich nicht heirathen wollen, und werde es nie wollen! Verstanden?

Grenzheim. Vollkommen, mein Gebieter! Ist man auf der See immer so galant?

Walborn. Immer! zu Wasser und zu Land, wo einem Meerkatzen aufstoßen. (Küßt der Gräfin die Hand.)

Wir — wir verstehen uns! Nichts von Prozeß, nichts von Heirath!

Grenzheim. Ach, aus diesem Tone? Nun es freut mich herzlich, daß sie doch endlich einmal der Vernunft Gehör geben! — Aber sagen sie mir nur, wie man so ein Bär sein, und Liebe von einer Frau fordern kann, die mit Baron von Lauenburg schon verlobt ist?

Walborn. Verlobt? — alle tausend — was sagen sie?

Rosenthal. Gott! — bedenke doch —

Grenzheim. Und das wissen sie nicht?

Walborn. Liebt — liebt sie ihn auch?

Rosenthal Konntest du nicht schweigen?

Grenzheim. Ei, warum denn? — Ob sie ihn liebt? Ha ha ha! so lange sie lebt!

Walborn. Also — ach also — sie lieben einen Andern? —

Grenzheim. Das weiß die ganze Welt!

Walborn. Sie heirathen?

Grenzheim. Ja, mein Herr Vetter, und zwar morgen schon, — — wollen sie vielleicht so galant sein, den Brautführer zu machen?

Walborn. Weib! —

Grenzheim (fährt zurück). Puh!

Walborn. Sie — sie haben mich also betrogen? Sie mich in einem solchen Augenblick? Schlange! Krokodill! Fürchten sie meine Rache! — Leben sie wohl! (Er stürmt ab.)

Fünfte Scene.

Rosenthal. Grenzheim.

Rosenthal. O Gott! — was hast du gethan? — Unbesonnene!

Grenzheim. Was hat's denn zu bedeuten? Aber, das kommt von dem Geheimthun! Wie soll ich denn nur ahnen, daß er nicht alles schon längst weiß?

Rosenthal. Alles war so freundlich geordnet — und jetzt — du kennst seinen Brauskopf, diese Drohungen —

Grenzheim. Ja, es ist eine recht dumme Geschichte — aber sei nur getrost — sein Zorn legt sich immer schnell wieder, und dann — ist er ja ein seelenguter Narr!

Rosenthal. Wo nur Lauenburg bleibt? Alles muß ja längst vorüber sein.

Grenzheim. Recht ärgerlich, daß ich nicht mit ging, so wüßte ich doch schon alles! — Halt! ein Wagen fährt in den Hof — er ists! — aber liebe Sophie, was wandelt dich an? Du wirst ja todtenbleich?

Rosenthal. Ich?

Grenzheim. Nur nicht so ängstlich! Mir ahnet nur Schönes und Gutes.

Rosenthal. Wollte Gott! — Ich — ich kann mich des Bangens nicht erwehren, ich sehe nur das Schlimmste!

Grenzheim. Eitel Gespenster!

Rosenthal. Ich zittre — Kälte, Frost — macht mich schaudern.

Grenzheim. Ein Brautschauer! — Der Bräutigam kommt.

Sechste Scene.

Vorige. Lauenburg. Reußen.

Grenzheim. Geschwind, geschwind — was bringen sie Gutes?

Rosenthal (fährt auf, sieht ihn an, und sinkt zurück). Mein Gott! — Lauenburg! — Sie haben den Prozeß verloren!

Lauenburg. Er ist verloren!

Grenzheim. Alles verloren?

Reußen Unabänderlich! — auch die Gerichtskosten.

Grenzheim. Schreiende Partheilichkeit! — schändliche Ungerechtigkeit!

Lauenburg. Nein! ich hatte Unrecht, ohne es zu zu wissen. — Sophie! — Wie? Kein Wort des Trostes von ihren Lippen? — Sie wenden sich ab von mir —

Rosenthal. Ach? mein Adolph!

Lauenburg. Sophie!

Rosenthal. Ja, Adolph — es muß geschehen!

Lauenburg. Was geht in ihnen vor? — Sie erschrecken mich!

Rosenthal. Das Opfer muß gebracht werden!

Lauenburg. Um des Himmelswillen — reden sie!

Rosenthal (sich ermannend). Lieben Freunde — laßt uns für einige Augenblicke allein.

Grenzheim. Gut, — liebe Sophie — aber — was auch euer Entschluß sein möge, so vergeßt nicht, daß hier noch treue Freunde euch leben.

Reußen. Was haben sie vor? — — ich beschwöre sie!

Rosenthal. In wenig Augenblicken sollen sie alles erfahren.

Reußen. Beste Gräfin, keinen voreiligen Entschluß!

Rosenthal. Lieber Freund — ich bitte herzlich —

Grenzheim. Kommen sie, Baron —

Reußen. Ich scheide — Lauenburg sei ein Mann!

(Beide ab.)

Siebente Scene.

Rosenthal. Lauenburg.

Lauenburg. Wie bang schlägt mein Herz! kalte Tropfen perlen auf meiner Stirn! Sophie — liebe Sophie! wozu diese geheimnißvolle Einsamkeit? — Zum erstenmal in meinem ganzen Leben fürchte ich heute den Ton der mir sonst so süßen Stimme.

Rosenthal. Adolph — seien sie ein Mann — waffnen sie sich mit allem Muth, daß sie auch mich aufrecht erhalten im gemeinschaftlichen, gräßlichen Unglück! — Adolph! wie sehr, wie innig liebe ich sie. Nie fühlte ich das mehr, als in diesem Augenblick der höchsten Qual. — Adolph — wir müssen uns trennen!

Lauenburg. Trennen?

Rosenthal. Trennen — auf ewig!

Lauenburg. Das — das sagt Sophie? Sophie!

Rosenthal. Das reinste, das schönste Band der Liebe muß zerrissen werden! In ferner Einsamkeit will ich mein unglückliches Dasein beweinen, und ihrem Andenken alle meine Stunden weihen.

Lauenburg. Sophie!

Rosenthal. Erfahre ich dort, daß sie glücklich

geworden, so wird auch meines Herzens Last sich erleichtern, und ein Trost wenigstens mir lächeln — der: — Sie nicht in mein Unglück mit hinabgezogen zu haben.

Lauenburg. Sind meine Sinne verwirrt? höre ich meine Sophie?

Rosenthal. Alles haben sie verloren. So leben sie denn, um diesen Verlust wieder zu ersetzen! Erfüllen sie die heilige Pflicht ihres Namens und ihres Verhältnisses zu der Welt. Ich folge ohne Murren meiner Bestimmung — dem Verhängniß, unglücklich zu sein, — leben zu müssen — getrennt von ihnen!

Lauenburg. Wache ich? oder durchbeben mich die Schauer eines gräßlichen Traums? Sophie, sie, meine Sophie, scheucht mein Unglück von mir? — Ich Unglückseliger! wie hätte ich dieses ahnen können? — Auch die Liebe weicht von mir! — Ich — verlassen, Sophie — von ihnen verlassen — weil ich arm geworden?

Rosenthal. Adolph! Undankbarer! — nur ihrer Verzweiflung kann mein Herz eine solche Sprache verzeihn! — Soll ich sie und unser Loos der Welt zu einem erwünschten Schauspiel machen? Wollen sie durch ungewöhnliches Darben sich selbst unglücklich machen, allen Pflichten und Vorzügen ihres Standes entsagen, den Haß ihrer Familie auf sich laden?

Lauenburg. Wahnsinnig ist deine Philosophie!

Rosenthal. Nein, nein Adolph! — Sie ist die Geburt des Stolzes einer liebenden Frau, die alles, selbst ihr Leben eher opfert, als den Gegenstand ihrer Liebe seiner Würde und seiner höheren Bestimmung zu entreißen. — Ihr Talent, ihre Geburt, ihre Erziehung haben ihnen eine andere Laufbahn vorgezeichnet, als jenen engen dumpfen Pfad; auf welchem man ängstlich Brodkrumen sammelt für die Nahrung von Weib

und Kind! — Die äußeren Güter versagt ihnen die Welt, — so bereichern sie denn ihr Vaterland mit den Früchten ihres Geistes! — Steigern sie ihre Seele zu dem edlen Stolze: der Freund, der Wohlthäter von Tausenden zu sein.

Lauenburg. Gelähmt sind die Fittige meines Geistes, gebrochen ist meine Kraft, dahin der muthige Wille —

Rosenthal. Ein kräftiger Entschluß stählt ihre Seele wieder.

Lauenburg. Dieser Männer hat man genug!

Rosenthal. Doch nie zu viel! Erfüllen sie die Pflichten des Edelmanns nach ihrem ganzen Umfange, werden sie ihrem Vaterlande nützlich, ehren sie die Ahnen, welche Namen und Ehre ihnen als höchstes Erbtheil hinterlassen, indem sie sich selbst ehren, und einer Leidenschaft, einem Traum — wenn er auch ein seliger Traum gewesen: — männlich entsagen!

Lauenburg. Grausame! — Entsagen? — Die Liebe wäre nur ein Traum?

Rosenthal. Leben sie der Welt, der sie angehören, lassen sie mich allein die Last des Unglücks tragen — es ist an einem Opfer ja genug?

Lauenburg. Die Gunst des höhnischen Glücks soll ich kriechend erbetteln? Soll um des eitlen Ruhmes willen, um dieses glänzenden Schattens willen all meinem Glück entsagen? Soll den Dolch mir selbst ins Herz stoßen, damit andere behaglich von meinem Herzblut zechen und jubeln können: — „Der Narr war ein edler Narr!“ — Nein, Sophie, so liebt dein Lauenburg nicht! Reich oder arm, wir theilen unser Verhängniß!

Rosenthal. Ich beschwöre dich, Adolph!

Rosenthal. Vetter!

Lauenburg. Muthig dem Schicksal entgegen, mit vereinten Kräften können und wollen wir ihm Trotz bieten! Ich diene dem Vaterlande, indem ich der Edelsten Eine, eine von seinen Töchtern glücklich mache! ich folge der Ehre, indem ich meine Hand in die Deinige lege! — Ich besitze das höchste Glück, indem ich dich in meine Arme schließe!

Rosenthal. Adolph!

Achte Scene.

Vorige. Walborn. Grenzheim. Reußen.

Walborn (drängt sich bald mit Gewalt herein). Warum denn nicht? — Ich will sie sprechen!

Grenzheim. Nur einen Augenblick —

Walborn. Ohne Umstände —

Rosenthal. Gott — ich fürchte neue Auftritte —

Lauenburg. Wer ist der Zudringliche?

Walborn. Ach so — wieder nicht allein? — Nun verstehe ich euch, Thürhüter! Aber — nicht wahr, Baron Lauenburg? Ja, ja, er ists schon. — Gehorsamer Diener, Herr Baron! — nur nicht so scheu, so zurückhaltend — kenne alle ihre Geschäfte hier, sie lieben mein Bäschen — aber Herr — ich liebe sie auch — aber sie, sie werden wieder geliebt, und mich — ja — mich mag sie nicht —

Lauenburg. Ich begreife nicht —

Walborn. Was ist denn da viel zu begreifen? (Legt ihre Hände zusammen.) Sie werden Mann und Frau!

Lauenburg. O Gott!

Walborn. Sie seufzen, wenn sie ihr Mann werden sollen? — und sie Bäschen — sie machen auch so ein paar trübselige Augen wie der Mond, wenn er Regenwetter in der Nähe merkt? — Alle Teufel! Ihr habt eine eigne Art, die Freuden der Liebe auszudrücken! Was ist euch denn?

Rosenthal. Ach, bester Vetter!

Walborn. Ist ein Unglück geschehen? bin ich vielleicht wieder Schuld daran? O seien sie nur ruhig, trocknen sie ihre schönen Augen — keine Thränen mehr um meinetwillen! Ich eile bald fort, ein Land zu verlassen, wo ich das Unglück hatte, sie zu sehen. Heirathen sie nur immer frisch drauf los, seien sie recht glücklich; denn weite Meere sollen bald sie von ihrem Vetter Störenfried trennen.

Rosenthal. Ach! alle Hoffnung ist verloren! Ich bin weit unglücklicher als sie!

Walborn. Wieder etwas Neues! Ich verstehe sie nicht! —

Lauenburg. Sie entsagt mir — der ganzen Welt!

Walborn. Sie entsagt? — heisa, Bäschen, laß dich küssen! — Nein, — Bäschen, nein! Du bist eine Närrin! — So jung, so schön, ganz zum Heirathen geschaffen, und Wittwe bleiben wollen? Pfui, Bäschen! pfui!

Reußen. Lauenburg hat sein ganzes Vermögen verloren, und soll nun auch sie verlieren!

Walborn. Sein ganzes Vermögen verloren? — hat er? — Vortrefflich! o lieber Gott, ich danke dir, daß du ihm alles genommen hast!

Rosenthal. Vetter!

Grenzheim. Herr von Walborn —

Reußen. Mäßigen sie ihre unzarte Freude.

Walborn. Mäßigen? — Ich meine Freude mäßigen? Das ich ein Narr wäre! laut soll sie werden, so laut, daß die ganze Stadt es hört. Vivat! Lauenburg hat alles verloren!

Lauenburg. Herr, Spott im Unglück —

Rosenthal. Welche Beweise von Rcheit —

Walborn. Ich freue mich wie ein Kind, und ihr wollt über mich herfahren, wie einst mein wilder Capitain, als ich noch Schiffsjunge war? He, holla! ihr Landratzen! meistert einen Seemann nicht! Die Freude des Entzückens preßt mir die hellen Thränen aus den Augen, und ihr wollt mich schelten? Mord tausend Bomben! ich will jubeln, laßt mich jubeln, Vivat! Lauenburg hat Alles verloren!

Grenzheim. Wahrhaftig er wird wieder ganz verrückt!

Rosenthal. Vetter, sie kränken, sie beleidigen mich aufs Aeußerste —

Walborn. Hast mich auch gekränkt, hast mich auch beleidigt! — merkst du nun fein Bäschen, wie das zwickt und brennt im Herzen? Aber, sei gut Mätzchen, sei lieb, — sei freundlich, dir will ich ja nicht weh thun, und sollte dir der da eine bittre Secunde machen, so sollen ihn zehn Millionen Teuf — pfui! dem Engel gegenüber von Teufeln reden? — Jetzt aber heirathet, — heirathet gleich hier auf der Stelle, ich will dabei sein.

Lauenburg. Sie will nicht, aus Großmuth will sie grausam sein! — um meine Laufbahn nicht zu stö-

liebt euch und glaubt — ohne Liebe glücklich werden zu können? Daraus wird nichts, gar nichts! Sie müssen ihn heirathen, daß sie es nur wissen — sie müssen! mein Herz haben sie ausgeschlagen — aber die Güter müssen sie nun behalten, und sind sie auch jetzt wieder eigensinnig, sagen sie wieder nein, — so muß er sie nehmen, oder er ist ein Mottenkönig, ein Hannsnarr — — ein schlechter Patron! —

Rosenthal. Vetter!

Grenzheim. Liebe Sophie, keine Ziererei, jede längere Weigerung wäre unvernünftig.

Walborn (faßt und küßt sie). Liebe Lachkatze! Das erste vernünftige Wort aus deinem Munde!

Reußen. Diese Aeußerung —

Walborn. Küssen sie sie immerhin, wenn sie vernünftig spricht, es wird gewiß nicht all zu oft an sie kommen.

Grenzheim. Ein Kuß und eine Sottise, eins kommt bei ihm so leicht wie das Andere.

Lauenburg. Herr von Walborn — Mann gegen Mann, und Auge in Auge —

Walborn. So habe ichs gern.

Lauenburg. Ich fühle nicht das geringste Bedenken, ich erröthe nicht, indem ich es bekenne: ja ihnen will ich all mein Glück zu verdanken haben — ich nehme ihr Geschenk an.

Walborn. Lauenburg — Vetter Lauenburg — Freund Lauenburg (um seinen Hals.) dein Glück macht mich glücklich! unaussprechlich glücklich! (Zu ihr.) Sieht sie nun Frau Base Eigensinn, daß sie mir doch nachgeben muß

Rosenthal. Edler Mann! —

Walborn. Was ist Edles dran, daß ich einem Weib, welches ich mehr als mich selbst liebe, die Mittel an die Hand gebe, glücklich zu sein? — Mit mir glücklich, oder durch mich glücklich, dieß ist eigentlich nur ein Spiel mit Worten; genug — der Himmel mache dich glücklich, damit ich das Unglück, dich nicht mein nennen zu dürfen — weniger fühle! — Seid glücklich! Gott befohlen! (Will gehen.)

Alle (halten ihn zurück).

Rosenthal. Lieber Vetter!

Grenzheim. Wieder so stürmisch?

Reußen. Bleiben sie! seien sie Zeuge der Verbindung!

Walborn (wendet sich mit gänzlich verändertem Gesicht, voll Schmerz). Bleiben? — Zeuge sein? — des Glücks — nein, das kann ich nicht! Beim Ewigen! Das — das bin ich nicht im Stande! — (Umarmt alle.) Noch einen Kuß! — Leb wohl, Sophie! — so lange ich athme, werde ich dich lieben, anbeten — o, ich weiß es, ich weiß es gewiß! Gedenke meiner, wenn ich fern bin - wenn Sturm und Donner mich umtoben, werde ich deinen Namen durch den Sturm hinrufen, und die Elemente werden deinem Namen gehorchen; wenn mein Zorn sich entflammt, — wenn mein Blut zu wallen beginnt, rufe ich: Sophie! und ich werde sanft werden und still; — wenn der Tod mir naht und seine Schrekken mich umwehen, werde ich seufzen: Sophie! und süß werde ich hinüber schlummern! — Dort, dort sehen wir gewiß uns wieder — auf dieser Erde nimmermehr! — Lebt wohl! (Er stürmt ab.)

(Der Vorhang fällt.)

Ende.

VI.

Die Bürgschaft.

Oper in 3 Aufzügen.

Nach Schillers Ballade und mit Benutzung Schillerſcher Gedichte.

Die Compoſition iſt von dem Königlich Würtembergiſchen Hofkapellmeiſter Herrn Lindpaintner.

(Dargeſtellt zu Stuttgart.)

Perſonen.

Dionys, Tyrann von Syrakus.
Möros, Prokles, Philemon } edle Syrakuſaner.
Aeakos, Anführer der Leibwache des Tyrannen.
Polyxene, Braut des Prokles.
Helene, Schweſter des Möros und Philemons Braut.
Prieſter, Opferknaben, Leibwachen, Volk, Landleute, Henker ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Erſter Act.

(Großer Platz in Syrakus, rings von Pallästen im edelſten Style umgeben. Auf einer Seite der Periſtyl von Dionyſios Pallaſte. In der Mitte des Platzes ein Obelisk über einem Brunnen, deſſen Waſſer erſt dann zu ſpielen anfangen, wenn der Herrſcher auf dem Platze erſcheint.)

Erſte Scene.

(Die Sonne geht im freundlichſten Lichte auf, das Theater bleibt einige Takte leer, bis die letzten Töne der Ouvertüre verhallt ſind. Sehr ferne jubelnde Klänge von Trompeten, Hörnern ꝛc.)

Möros

(ſchleicht ganz im Vorgrunde von der Seite herein, in ſich gekehrt, während der Marſch auf dem Theater immer näher und näher tönt, und der ganze Hintergrund allmählich von Volksgruppen ſich füllt; — während der folgenden Strophe ſtellt ſich im Hintergrunde eine Schaar der Leibwache auf, die einzeln. Gruppen ordnen ſich in eine große Gruppe).

Hier ward mein Vater hingerichtet —
Hier ſtarb der Greis von Henkershand,
Hier werde Dionys vernichtet —
Dann knüpf' ich froh der Schweſter Band! —

Wenn rings das Feſt den Stolzen hier umbrauſt —
Tret ich gleich Nemeſis in ihre Reigen,
Und bald ſoll dann der Jubel ſchweigen!
O Götter ſtärket meine Fauſt! —
Doch wenn's mißlingt — wenn ich gefangen
Hier ſchmachten muß in Kerkers-Nacht? —
Mein Vater winkt, ich darf nicht bangen,
Die ſchöne That wird heut vollbracht!
O Augenblick der ſchönſten Freuden,
Tauch ich den Stahl in ſeine Bruſt —
An ſeinem Tode mich zu weiden —
O Rache, Rache! Götterluſt!

(Eilt im Vorgrunde wieder hinaus.)

Zweite Scene.

Dionys. Aeakos. Leibwachen. Hofſtaat Volk. Prokles. Möros.

(Der Marſch kommt ganz nahe. Der Einzug beginnt aus dem tiefſten Hintergrunde in freudiger Pracht. Der glänzende Stuhl des Herrſchers wird auf den Stufen des Periſtyls aufgeſtellt, mit prächtigen Zeugen ꝛc. gegen die Sonne verwahrt ꝛc. Sogleich bei Möros Abgang beginnt der folgende Chor, welcher endet, wenn alles aufgeſtellt iſt. Während des Zuges erſcheint Möros aus dem Hintergrunde, miſcht ſich unter das Volk, und wird, ſich immer mehr vordrängend, von Zeit zu Zeit ſichtbar. Aeakos und einige von der Leibwache bleiben immer ganz nahe um Dionys.)

Wechſelchor.

Holder Lenz du biſt erſchienen,
Und die Erde iſt verjüngt;

Die beſonnten Hügel grünen
Und die öde Rinde ſpringt.
Aus der Ströme blauem Spiegel
Lacht der unbewölkte Zeus,
Milder wehen Zephirs Flügel,
Augen treibt das junge Reis.
In dem Hain erwachen Lieder
Und die Oreade ſpricht:
Auf! erwacht ihr Blumen wieder,
Welche Liebe freudig bricht!

Alle Chöre.

In ſäuſelnder Kühle
Beginnen die Spiele
Der jungen Natur!
Die Zephire koſen
Um knoſpende Roſen,
Und Düfte beſtrömen die lachende Flur!

(Alles ſteht an ſeinem Platz. Dionys vor ſeinem Thronſeſſel auf den Stufen. Unter den Vornehmen Prokles bemerkbar ꝛc. Möros nicht ferne, den Blick am Boden, die Rechte ſtets im Buſen bergend. Aeakos beobachtet ihn.)

Dionys

(ſeinem Winke ſchweigt alles voll Ehrfurcht).

Des Jahres ſchönſtes Feſt iſt heute,
Der Lenz beginnt — mit ihm die Freude!
Wie froh das Herz in meiner Bruſt ſich hebet,
Beglücken möcht' ich Alles, was da lebet! —
Gram und Armuth ſoll ſich melden,
Mit den Frohen ſich erfreuen!
Groll und Rache ſei vergeſſen,
Unſerm Todfeind ſei verziehn!
Keine Thräne ſoll ihn preſſen,
Keine Reue nage ihn!

Möros (ihm gegenüber).

O Heuchelei!

Aeakos (bei Seite).

Er brütet hier Verrath!

Dionys.

Getrost herbei, wer einen Wunsch noch hat;
Wie süß ist's — aller Wünsche zu erfüllen,
Wie königlich — die Thränen all' zu stillen!

Prokles (den Möros betrachtend, für sich).

O Freund! was mag dein Herz wohl quälen?

Möros (nach heftigem Kampf, entschlossen).

Es sei!

(Tritt langsam vor nach der Mitte.)

Dionys (bei Seite).

Ha! Möros naht dem Thron?

Aeakos (bei Seite).

Ha! Darf ich schweigen? Dieß verhehlen?

Möros (entschlossen, näher).

Mein Vater!

Aeakos

(mit einem Wink gegen die ihm zunächst stehenden Leibwächter, stürzt auf Möros ein, und reißt dessen Arm aus dem Busen, der Dolch blitzt in der Hand).

War Verräther; — ein Mörder ist sein Sohn!

Möros.

Ha! Verloren!

Prokles.

Unglückſel'ger!

(Allgemeine Verwirrung, Bewegung des Schreckens bei dem Volk, die Wachen ordnen sich. Dionys bebt zusammen, faßt sich aber schnell, gebietet Ruhe.)

Alle (Chor).

Ein Dolch in seiner Hand!
Ha! Welch Verbrechen!

Dionys.

Was willst du, den Dolch im Gewand?

Act I. Sc. II.

Dionys (steigt rasch herab).
Was willst du, den Dolch im Gewand?

Möros (fest).
Den Vater rächen —
Die Stadt von dir befrei'n!

Dionys.
Das sollst du im Tode bereu'n!

Alle vier, mit Chor
(nach einer kleinen Pause, während welcher sich alles näher zusammen drängt).

Dionys und Aeakos.
Sein Geschlecht ganz zu vernichten,
Bot er selbst Gelegenheit,
Wo Gesetze strenge richten,
Scheint der Tod nicht Grausamkeit!

Möros.
Auf das Leben zu verzichten,
War ich lange schon bereit;
Doch Helenens Glück vernichten
Soll nicht seine Grausamkeit!

Prokles.
Auf das Leben zu verzichten
Sei der Tapfre stets bereit! —
Doch der Freunde Glück vernichten,
Dieß ist mehr als Grausamkeit!

Chor.
Den Verräther schnell zu richten
Sei o Herr dein Zorn bereit;
Ja! Das Schwert soll ihn vernichten —
Strafe ist nicht Grausamkeit!

Möros (zu ſeinen Füßen).

Ich bin zu büßen, zu ſterben bereit,
Und bitte nicht um mein Leben;
Doch willſt du Gnade mir geben —
So ſchenke mir nur zwölf Stunden Zeit,
Bis ich die Schweſter dem Gatten gefreit.

Dionys (höhnend, kleine Pauſe).

Du fleheſt um Gnade? ich ſtaune —
Doch ſei es, ich bin heut bei Laune.
Allein — ich will einen Bürgen —
Ihn laß ich — kommſt du nicht — erwürgen!

Möros (aufſtehend).

Einen Bürgen?

Prokles

(welcher bis jetzt mit verhülltem Geſicht, in Schmerz verloren, da ſtand).

Einen Bürgen?

Chor (unter ſich).

Ihn läßt er ſtatt ſeiner erwürgen!
Wer gäbe ſich hier wohl zum Bürgen?

Dionys (ſpöttiſch).

Haſt manches Leiden geendet,
Und manche Wohlthat geſpendet —
Jetzt iſt gekommen die Zeit —
Jetzt ärnte Dankbarkeit!

Möros

(wendet ſich im Kreiſe ſtehend umher, mehrere ſuchen ſeinem Blicke auszuweichen, er wendet ſich und deckt verzweifelnd ſein Geſicht).

Keiner? — Keiner!

Dionys.

Thor! wer ſich Menſchenherzen vertraut —
Der hat auf Lybiſchen Flugſand gebaut!

Prokles (raſch vortretend mit Begeiſterung).

Nein! Nein! Nein!
Nein! wolle nicht die Menſchheit höhnen!
Ich werde Bürge ſein!

(Sinkt mit freudigem Gefühl in des ſtaunenden Möros Arme. Dionys iſt ſichtbar unwillig, Aeakos erfreut.)

Prokles und Möros

(ſich umſchlungen haltend mit überſtrömendem Gefühle).

Unendliche Freude
Durchwallet das Herz!
Die Freundſchaft entrücket
Dem Gram und dem Leide;
Die Freundſchaft entzücket —
Im tödlichen Schmerz!

Dionys

Ha, Wahnſinn iſt Freude!
Thor, frage dein Herz! —

(Zu Prokles höhnend).

Bedenkzeit will ich geben,
Ich ſcheide jetzt von hier;
Bedenk — du gibſt dein Leben
Für dieſen Frevler mir!

Chor.

O wage nicht dein Leben
An den Verräther hier!

(Dionys gebietet durch einen Wink Allen, ſich zu entfernen, und zieht mit Hofſtaat, Wachen ꝛc. in den Pallaſt ein. Das Volk zieht ſich ganz in den Hintergrund zurück und zerſtreut ſich. Aeakos ſtellt Wachen rings umher und bleibt dann im Hintergrunde. Möros und Prokles bleiben Arm in Arm einige Augenblicke ſtehen.)

Dritte Scene.

Prokles. Möros. Aeakos. Wachen.

Prokles.

Möros! was haſt du begonnen?
Unglückſel'ger! welche Stunde!

Möros (mit ſteigender Heftigkeit).

Tief im Herzen brannt' die Wunde
Fort und fort in wild'rer Flamme,
Rächen mußt' ich, was dem Stamme
Schmachvoll Dionys gethan! —
Im Schlafe erſchienen die blutigen Schatten
Und riſſen vom Schlummer mich ſtöhnend empor:
Kann Rache im Buſen dir jetzt ſchon ermatten?
Erſeufzte der Vater im blutigen Chor! —

Prokles.

Mußt' auch Möros darum ſterben? —
Nichts entzieht dich dem Verderben! —
Bruder bin ich nun Helenen!

Möros.

Himmel! — wen ſeh' ich? Polyxenen!
Laß mich flieh'n! mich tödten ihre Thränen!

Prokles

(ihn haltend, aber nach der Kommenden zurückblickend).

Verweile Freund! — Sie naht — ſei ſtark mein Herz!

(Aeakos hat ſich zu Anfang des Duetts von der Scene zurückgezogen, alle Wachen weichen von der Scene.)

Vierte Scene.

Prokles. Möros. Polyrene. Gefolge.

(Polyrene wankt herein von zwei Freundinnen geführt, in einen großen Schleier gehüllt, viele Mädchen folgen ihr; sie bleibt stehen — hebt die Arme zum Himmel empor — läßt sie matt sinken, windet sich dann von ihren Begleiterinnen los — sammelt Kraft — und tritt rasch zu den Freunden in den Vorgrund.)

Polyrene.

Was muß ich hören!
Prokles du selbst —
Kannst gegen deine Liebe dich verschwören?
Willst all' mein Glück zerstören!
Du rettest nicht den Thoren —
Mit ihm bist du verloren!

Prokles.

O theure Braut! —

(Zu Möros hastig.)

Ha, eile fort!

Möros.

O Götter! wär' ich doch schon dort!

Prokles.

Polyrene!

Polyrene.

Ach! — hinweg! —
Sind dieß treuer Liebe Thaten?
Mich kannst du für ihn verrathen?
Rührt dich, Falscher! nicht mein Schmerz? —

Prokles.

Theure! höre!

Möros.

Welche Qualen!

Polyrene (zu Prokles).

Hör' mein Klagen, hör' mein Sehnen —
Ach zerreiße nicht mein Herz!

(Die Freunde stürzen sich schmerzlich in die Arme, sie bebt zusammen, wankt einige Schritte zur Seite.)

Ha! er sucht in seinen Armen
Hoffnung, Liebe, Freude, Glück;
Doch für mich ist kein Erbarmen,
Liebles stößt er mich zurück!
Ach! ihn treibet andre Pflicht —
Meiner Liebe lebt er nicht!

Prokles.

Kann der Liebe süß' Verlangen —
Theure! kanns vergänglich sein?

Möros.

Ach entsage deinem Bangen —
End' o Theure diese Pein; —
Eh' noch Luna aufgegangen —
Werde Prokles ich befrei'n!

Polyrene.

Lache Verräther des Herzens voll Qualen;
Mit der vernichtenden Größe zu prahlen,
Ist ja der Männer verderblicher Glanz!

Prokles und Möros.

Zärtlich geängstet vom Bilde der Qualen
Wallet der liebende Busen, es strahlen
Weinend die Augen vom himmlischen Glanz!

Chor.

Männer verhöhnen die zärtlichen Qualen,
Wollen mit Theilung der Herzen noch prahlen!
Ach! nur die weibliche Seele liebt ganz!

(Trompeten hinter der Scene. Aeakos erscheint im Hintergrunde. Wachen treten von einigen Seiten einige Schritte herein, man sieht das nachdrängende Volk. Das Thor des Pallastes öffnet sich, Leibwächter treten heraus und stellen sich auf den Stufen auf; feierlicher Marsch kommt näher und näher, während dessen singen:)

Prokles. Polyxene. Möros.

Er naht! der Schreckliche — er naht!
O Götter haltet gnädig Rath! —
Angstvoll alle Herzen glühen,
Zagend bebet jede Hand;
Des Gewitters Wolken ziehen,
Auf an Abgrunds finstrem Rand!
Und der Furien mächtig Schreiten
Diese Mauern schwer umkreist!
Was sie grausam hier bereiten,
Ahn't mit Schaudern schon mein Geist.

Fünfte Scene.

Vorige. Dionys. Aeakos. Hofstaat. Volk.

(Der Marsch, welcher obigen Gesang auf der Bühne begleitete, endet mit einem mächtigen Accord. Feierliche Stille. Dionys erscheint, übersieht mit einem Blick den ganzen Platz — tritt dann rasch über die Stufen herab, bleibt vor den Freunden stehen — betrachtet sie finstern Blickes — starr, während Aeakos mit den Wachen hervorrückt und das nachdrängende Volk allmälich die ganze Scene anfüllt. Polyxene steht bebend bei ihren Frauen, welche sich näher um sie auf eine Seite zusammengezogen haben.)

Dionys.

Wohlan! habt ihr entſchieden?

Polyxene.

Weh mir!

Prokles.

Ich bleibe!

Aeakos (bei Seite).

Um Dionys mir zu verbinden —
Sieht Móros nie mehr dieſe Stadt;
Dem Leben ſoll er bald entſchwinden;
Die Gunſt des Herrn bezahl' die That!

Dionys

(betrachtet die Freunde mit Staunen und Grimm — wendet ſich dann zu Polyxene, welche zitternd das Auge zur Erde ſenkt).

Sind verwelkt ſchon dieſe Wangen,
Glüht im Auge kein Verlangen,
Raubt' die Reize dir der Schmerz?
Daß gefühlos dich betrachten,
Schnöd' ſein Leben mag verachten
Dieſes Schwärmers eitles Herz?

Móros (verzweifelnd bei Seite).

Süßer Tod im Sturm der Schlachten,
Warum ſchonteſt du dies Herz?

Prokles (bei Seite).

In des Orkus finſtern Schachten
Litt' jetzt weniger mein Herz!

Aeakos (bei Seite).

Bald ſoll ihn der Tod umnachten —
Unerſchüttert bleibt mein Herz!

Das halbe Chor der Männer

Lieber trüg' im Sturm der Schlachten
Ich des gift'gen Pfeiles Schmerz!

Das halbe Chor der Frauen.

Ehren ſollt' er, nicht verachten,
Treuer Freundſchaft biedern Schmerz!

Polyrene (außer ſich zu ſeinen Füßen).

Ehre Herr, die Freundesliebe,
Dieſen Strahl der Göttlichkeit!
Ehre dieſe reinen Triebe —
Sei ein Gott — durch Menſchlichkeit!

Dionys (düſter).

Eitles Hoffen — eitler Schimmer!
Dieſes Herz betrügt man nimmer!

Móros.

Tödte! mich allein laß büßen! —

Polyrene.

Sieh mich hier zu deinen Füßen —
Sei barmherzig — übe Huld!
Ach! verzeihe Móros Schuld!

Dionys

(hebt ſie raſch auf und ſchleudert ſie raſch, doch nicht unſanft in Prokles Arme, wo ſie an ſeine Bruſt ſinkt).

Kannſt du zögern — kannſt du zählen?
Kannſt du deine Braut ſo quälen?
Fühllos bleibſt du ihrem Schmerz,
Für den Mörder ſchlägt dein Herz?

(Auf Aeakos Wink iſt hinter die beiden Liebenden einer der Wache ganz nahe getreten, und läßt bei dem letzten Wort raſſelnd die Ketten fallen. Móros bebt erſchüttert zurück, Prokles fährt auf — Polyrene reißt ſich heftig ſchaudernd empor. Allgemeine Bewegung der Theilnahme.)

Alle.

Ach! — Götter! —

(Prokles eilt zu Móros, ſchließt ihn in ſeine Arme, tritt dann vor Dionys entſchloſſen.)

Prokles.

Hört — Götter alle — hört meinen Schwur!
Dem Freund — der mir geboren,
Den selbst du mir erkoren,
O heilige Natur; —
Ihm weih' vor den Altären,
Ich Liebe hier und Blut —
(Zu Polyxene.)
Ich trockne deine Zähren,
O du mein höchstes Gut!

Dionys.

So trag' du Thor die Ketten,
Ha opfre ihm dein Blut!
(Winkt, einige von den Wachen heben die Fesseln auf und nähern sich Prokles — Möros stürzt hervor und will sie verhindern.)

Möros.

O haltet ein!

Polyxene

(welche bebend und träumend stand, fährt in plötzlicher Begeisterung auf, reißt den Wachen die Ketten weg).

Nein! Nein! Nein!
Ihr sollt die Ketten nicht entweih'n!
Mit Ketten, welche heil'ge Freundschaft wand,
Umschließ dich nur der treuen Liebe Hand! —
(Mehr melodramatisch als recitativ-artig sehr markirt.)
Mein Herz durchbebt ein süßes Hoffen,
Ich seh' der Zukunft Himmel offen:
Einst wird in fernen Zonen,
Wo edle Fürsten treuer Völker thronen,
Ein mächt'ger Geist bis in die Vorwelt dringen
Und trotzend der Vergänglichkeit —
Auf des Gesanges Götterschwingen

Mit sich hinauf die Ketten bringen
Zur strahlenden Unsterblichkeit! —

(Legt Prokles rasch die Ketten an.)

O trage sie,
Sie zieren dich,
Ich liebe dich
Wie vormals nie!

(Umarmt ihn, und stellt sich dann zwischen ihn und Möros, sie hält sich anfangs standhaft, aber mehr und mehr siegen Schmerz der Liebe und Weiblichkeit über den plötzlichen Aufschwung — bis endlich das Gefühl des Augenblicks sie gänzlich überwältiget.)

Prokles.

Möros, lebe wohl!

Polyxene.

Lebe wohl!

Möros!

Lebet wohl! —

(feurig) Leih' o Sturm mir deine Flügel,
Phöbos deiner Rosse Zügel,
Gib mir, Zeus, Titanen-Macht!
Laßt der Liebe Glück verbinden —
Lasset mich den Rückweg finden, —
Heut' nur zög're du, o Nacht!

Dionys (bei Seite, finster).

Ueber die besonnten Hügel
Lenkt er nie zurück die Zügel,
Denn des Lebens Lust erwacht!
Keine Schwüre dann verbinden,
Mag der Freund den Tod auch finden
Freundschaft wird dann keck verlacht!

Aeakos (bei Seite).

Leiht der Sturm auch seine Flügel

Phöbos ſeiner Roſſe Zügel,
Gibt ihm Zeus Titanen-Macht —
Ewig ſoll er doch verſchwinden,
Nie den Rückweg hierher finden —
Sterben eh' noch Luna wacht!

Prokles und Polyxene (glühend).

Ueber Thäler, über Hügel,
Ob der Fluthen klarem Spiegel —
Gnäd'ger Götter Auge wacht!
Eil', die Liebe zu verbinden,
Eil', den Welten zu verkünden
Treuer Freundſchaft Himmelsmacht!

Chöre

(zuerſt ſchen und leiſe unter ſich, dann lauter und lauter).

Götter wachen, Götter richten,
Laſſen Edles nicht vernichten;
Hoffet auf der Götter Wort!
Ohne Verweilen
Laſſet ihn eilen —
Laſſet ihn fort!
Ja reine Triebe —
Heiliger Freundſchaft,
Seliger Liebe
Führen zum Port!

Prokles, Möros und Polyxene.

Lebe wohl! —
Heilige Freundſchaft, —
Selige Liebe
Führen zum Port!

Dionys.

Heilige Freundſchaft —

Selige Liebe —
Sind nur ein Wort!

Aeakos.

Rasch mit dem Schwerte
Oeffn' ich der Liebe
Heute den Port!

(Möros eilt fort. Polyxene sinkt in Prokles Arme besinnungslos, als Dionys winkt ihn fortzuführen. Aeakos eilt, mit einigen seiner Schaar ab. Der Vorhang fällt schnell.)

Ende des ersten Acts.

Zweiter Act.

(Offene altgriechiſche Halle, deren weite Bogen einen heiter geſchmückten Garten zeigen. Den mittlern Bogen bildet ein aus den ſchönſten Blumengewinden geflochtener Tempel mit den Bildniſſen von Amor und Hymen.)

Erſte Scene.

Philemon. Helene. Mädchen. Knaben.

(Alle bilden, wenn der Vorhang aufgeht, zu beiden Seiten einen Halbbogen mit Kränzen geſchmückt, mit Blumenguirlanden umwunden. Die Mädchen und Knaben ſchmücken während des folgenden Chors den Tempel mit Blumen, zünden die Fackel auf Hymens Altar an, umgehen das Brautpaar in einfach feierlichen Gruppen ꝛc.)

Chor.

Kinder der verjüngten Sonne,
Blumen der geſchmückten Flur,
Euch erzog zu Luſt und Wonne,
Ja! euch liebte die Natur! —

Ihr erheitert dem Knaben die Stunden,
Zieret freundlich dem Mädchen das Haar;
Heilt dem Jüngling die brennenden Wunden,
Welche Liebe zur Jungfrau gebar. —
Habt den Lorbeer ihr freudig umsprossen,
Und des Mannes fern wandernden Stab,
Führt zur Heimath den Kampfesgenossen,
Und umlächelt ihn tröstend am Grab!

Helene.

Jetzt weiß ich, was mein Taubenpaar
Mit seinem sanften Girren sagte,
Und was der Nachtigallen Schaar
So zärtlich sich in Liedern klagte;
Warum kein Blümchen mir gefiel,
Warum der Mai mir nimmer lachte,
Warum der Vögel Liederspiel
Mich nimmermehr zur Freude sachte.
Mir trauerte die ganze Welt,
Ich kannte nicht die schönsten Triebe.
Nun hab' ich, was mir längst gefehlt:
Beneide mich Natur — ich liebe!

Philemon und Helene.

Selig durch die Liebe,
Götter — durch die Liebe,
Menschen Göttern gleich!
Liebe macht den Himmel himmlischer,
Die Erde zu dem Himmelreich.

Helene.

Aber sagt, wo Moros weilt?
Phöbos schon zum Meere eilt —
Und der Bruder noch nicht hier!

Männer Chor (ferne).

Möros!

Chor (näher).

Möros!

Chor (auf der Scene).

Möros erſcheint!

Helene.

Ach mein Bruder!

Philemon.

Mein Freund!

(Lebhafte Bewegung — alles drängt ſich ihm entgegen.)

Zweite Scene.

Vorige. Möros. Männerchor.

(Möros ſtürzt in heftigſter Bewegung herein an die Bruſt der Schweſter und Philemons.)

Chöre.

Er naht — beginnt die Spiele!

Möros.

Endlich an meinem Ziele!

Philemon und Helene.

Selige Gefühle!

Philemon.

Du weilteſt lang!

Helene.

Mir ward ſchon bang!

Möros.

Bange! warum? —
Fort und fort die Stunden eilen
Laßt uns länger nicht verweilen
Denn allmählich rufen Pflichten
Mich alsdann zur Stadt zurück

Philemon. Helene (bei Seite).
Ha — mit Beben füllt ſein Blick!
Chöre (unter ſich).
Frohes kündet nicht ſein Blick!
Helene.
Was geht vor in deiner Seele?
Philemon.
Bruder offenbar' es mir —
Möros.
Freude jetzt den Buſen ſtähle —
Laßt den Bund mich weihen hier!
(Die Gruppen öffnen ſich, und bilden ſich neu; — die Flammen auf Hymens Altar lodern auf — Möros führt das Paar zurück und weiht ihren Bund.)
Aus reiner Bruſt, an Vaters Stelle
Weih' ich, o Hymen, dieſes Band; —
Als Gattin führ' durch dieſe Schwelle
Philemon — ſie — mit treuer Hand!
Auf Weihrauch-duftenden Altären —
Bring ich dir Juno Opfer dar —
O mögſt du dem Gebet gewähren —
Beſchütze, ſegne dieſes Paar!
Chor.
O mögſt du dem Gebet gewähren —
Beſchütze Juno dieſes Paar!
Möros.
Laßt der Freude Chor
Jubelnd nun erſchallen —
In der Liebe Blütenhallen —
Töne Freude hoch empor!
(Die Liebenden ſetzen ſich vor dem Altar des Hymen. Von der erſten Gruppe, die Tänzer und Tänzerinen von ihnen getrennt, zieht ſich Möros betend in den Vorgrund ꝛc.)

Chor und Gruppen Allegorie etc.

Chöre.

Harmonien hör' ich klingen,
Töne süßer Himmelsruh,
Und die leichten Winde bringen
Mir der Düfte Balsam zu;
Gold'ne Früchte seh' ich glühen
Winkend zwischen dunkelm Laub,
Und die Blumen, die dort blühen,
Werden keines Winters Raub!
Selig, wer an Amors Hand,
Wallt in Hymens goldnes Land!

Möros (bei Seite).

Götter, laßt ihr Freud erblühen —
Ich bin der Verzweiflung Raub! —
Fort! — geknüpfet ist das Band! —
Schwester — Bruder — Wiedersehen —
Winket an Kozythus Strand!

(Stiehlt sich ganz im Vorgrund hinaus, das Fest beginnt wieder.)

Dritte Scene.

Vorige, ohne Möros.

(Das Ballet schließt mit einer allgemeinen Gruppe, welche Möros bekränzen will, sie wendet sich nach allen Seiten, und bleibt dann betroffen stehen, als sie ihn nirgends findet. Allgemeine Unruhe! Philemon und Helene eilen mitten durch die gedrängten Gruppen der Chöre und Tänzer in den Vorgrund.)

Philemon. Helene.

Wo iſt Möros?

Chöre.

Wo iſt Möros?

Alle.

Fort! entſchwunden! —

Helene (ängſtlich).

Seine Stirne lag in Falten —
Trübe war ſein Angeſicht;

Philemon.

Ja traurige Geſtalten
Umſchwebten ſeine Seele —
Unſers Glücks freut er ſich nicht!

Helene.

Ach! bedrohen ihn Gefahren?
Götter! ſchützt den Bruder hier!

Philemon. Chor.

Auf! den Treuen zu bewahren,
Folgen ſeinen Spuren wir!

Erſtes Chor.

Wo mag er weilen?

Zweites Chor.

Laſſet uns eilen!

Drittes Chor.

Ihn zu erreichen —

Viertes Chor.

Was ihm auch droht —

Erſtes und zweites Chor.

Wär' es der Tod —

Drittes und viertes Chor.

Nicht mehr zu weichen!

(Es wird dunkler, Sturm beginnt, ferner Donner immer näher.)

Alle.

In der Wetter grauser Nacht —
Schütz' ihn, Himmel, deine Macht!
Götter! wollt ihr, daß er falle —
Ach so laßt uns alle
Theilen nun sein Grab!

(Alle stürmisch ab.)

Vierte Scene.

(Felsschlucht. Das Gewitter tobt heftiger und heftiger durch die wachsende Finsterniß. In der Mitte wölbt sich quer über einen jähen Waldstrom ein schmaler Steg von Fels zu Fels. Vor demselben dichtes Gestrippe. Ein Theil der Felsen hinter dem Steg ist praktikabel. Das ganze Theater vor dem Steg bildet einen dichten Waldgrund.)

Aeakos. Erster, zweiter, dritter Leibwächter.

(Aeakas kommt mit seinem allmälig erscheinenden Gefolge aus dem tiefsten Hintergrunde über die Felsen herab, eilt über den Steg — sie lauschen nach allen Seiten. Aeakos ertheilt durch Pantomime Verhaltungsbefehle, bezeichnet die Plätze, wo sich nachher alle verbergen.)

Aeakos (erzählend).

Alle Wege sind bewacht —
Jeder Pfad ist ihm verrammelt; —
Hätt' auch eines Heeres Macht
Möros um sich her versammelt, —
Bleibt ihm doch kein Ausweg offen —
Als der Brücke schmaler Steg —

Wird er nicht vom Pfeil getroffen —
Räumt das Schwert ihn aus dem Weg.
Dorthin eilen wir hinab,
In den Fluthen sei sein Grab!

Alle Vier.

Die Götter grollen,
Donner rollen,
Blitze sausen
Durch die Lüfte,
Stürme brausen
Durch die Klüfte;
Aus den Wolken
Stürzen Meere
Und der Ufer
Schwache Wehre
Niederreißt die wilde Fluth! —
Ja der Brücke hoher Steg
Sei zum Orkus ihm der Weg; —
Fluthen trinket Möros Blut!

(Alle verstecken sich an die ihnen angewiesenen Plätze. Einige hinter die Büsche vor der Brücke, andere hinter Felsen — Aeakos hinter den Fels jenseits der Brücke.)

Fünfte Scene.

Vorige. Möros.

(Nach einer kleinen Pause, zeigen sich wieder mehrere aus ihren Verstecken.)

Erster Leibwächter.

Ich höre seine Schritte —

Zweiter Leibwächter.

Dort — eilende Tritte!

Viele.

Er naht — er naht!

Alle.

Frisch auf zur That!

(Möros kommt ganz athemlos im Vorgrund herein, während der Waldstrom wächst, Bäume fortreißt, — einen Nachen ans Ufer schleudert.)

Möros.

Götter! offen ist der Weg —
Unverletzt blieb noch der Steg!

(Er eilt nach dem Steg — zwei der Wächter treten ihm entgegen.)

Wächter.

Halt!

Möros

(reißt sein Schwert aus der Scheide, und stürzt auf sie ein, da sie ihm näher eilen).

Weicht Verweg'ne!

(Kampf; Einer fällt — der Andere flieht.)

Philemon. Helene. Stimmen in der Ferne.

Möros! Möros!

Möros (weiter eilend).

O hätt' ich Sturmes Flügel!

Aeakos

(tritt vor auf den Steg, von allen Seiten tritt sein Gefolge hervor).

Eilt! Hülfe naht vom Hügel!

Chor.

Eilt — eilt hinab!

Andere.

Hier ist dein Grab!

Stimmen näher.

Möros! Möros!

} zugleich.

(Heftigster Augenblick des Wetters — Möros sieht den Weg zur Brücke versperrt — das tobende Wasser — den Sturm der Elemente. Schlägt sich wüthend durch den nächsten Andrang zum Steg.)

Móros.

Um des Freundes Willen! Erbarmet euch!
Ich habe nichts als mein Leben,
Das muß ich dem Könige geben!

Alle.

Hier iſt dein Grab!

(Er ſtürzt auf Aeakos ein, welcher ſchwer getroffen in die Fluth ſtürzt — die, welche ihm in den Rücken fallen wollen, werden abgehalten.)

Sechſte Scene.

Vorige. Philemon. Helene. Gefolge.

(Indem Philemon, Helene, Gefolge mit Fackeln auf ſie eindringen.)

Philemon. Helene. Gefolge.

Auf! rettet ihn!

(Ein heftiger Donner — im Augenblick, als mehrere Wächter dem Móros entgegen treten wollen — zerſchmettert der Blitz den Steg und ſtürzt ihn mit Móros hinab.)

Philemon (ſpringt in den Kahn.)
Er iſt dahin!

Helene.
Ach!

Viele.
Rettet! eilt ihm nach!

Viele.
Verloren! ach!

} zugleich.

(Die Wächter fliehen. Gruppe des Entſetzens in heftiger Bewegung. Der Vorhang fällt ſchnell.)

Ende des zweiten Acts.

Dritter Act.

(Kurzer Kerker. Ganz dunkel. Nur auf einen Punkt im Hintergrund fällt Licht, und zeigt eine große bald ganz abgelaufene Sanduhr.)

Erste Scene.

Prokles (in Fesseln, kommt von der Seite).

Ach! Stunde an Stunde verrinnet —
Und Möros kömmt noch nicht —
Mein Herz schon zu beben beginnet —
Zu beben? nein! ich that ja meine Pflicht. —
Furchtbar hört ich Wetter brausen,
Donner krachen, Stürme sausen, —
Traf ihn eines Blitzes Strahl?
Könnt' er untreu seinem Worte
Lachen an der Freuden Pforte,
Lachen seines Freundes Qual? —
Nein, nein, nein, nein!
Möros kann nicht treulos sein!
In leicht hinströmenden Wogen
Fließt Hoffnung in die Brust,
Und Iris lachender Bogen
Verkündet neue Lust.

Froh kehrt der ſelige Glauben
An Treue mir zurück!
Nichts ſoll mir jemals rauben
Dies höchſte Erdenglück!

(Verliert ſich wieder in der Seitenhalle.)

Zweite Scene.

Polyxene. Wächter.

(Schlöſſer und Riegel raſſeln, die Thüre öffnet ſich, der Kerkermeiſter tritt mit einer kleinen Schaar von Wächtern herein.)

Polyxene (außen).

Wo iſt Prokles?

(Sie ſtellen ſich zu beiden Seiten der offnen Thüre, man ſieht Polyxene durch den matt erleuchteten Gang, von Frauen begleitet, nahen. Sie tritt heftig ein, ohne die Wächter zu bemerken, welche raſch hinausgehen. —)

Dritte Scene.

Polyxene. Prokles.

Prokles (im Innern).

Ach Götter! welche Stimme!

(Raſch von der Seite eintretend, ſie erblickend.)

Haſt du in deinem Grimme
O Himmel ſie geſandt? —
Polyxene!

Polyxene

(erhebt ſich langſam, ihr erſter Blick fällt auf ihn, ſie bebt zurück).

Feſſeln ach! an ſeiner Hand!

Prokles.

Polyxene!

Polyxene.

(Ihr Blick fällt auf die Sanduhr, sie starrt sie lange an — dann in dumpfer Verzweiflung.)

Korn auf Korn rinnt schnell hinab —
Sieh, schon öffnet sich das Grab —
Noch kommt Möros nicht zurück, —
Ha! der Henker gier'ge Wuth
Dürstet schon nach deinem Blut! —
Ach! dahin ist all mein Glück!

Prokles (tröstend).

Ach — Geliebte! —

(Lauschend, freudig auflebend.)

Hör ich die Pforten nicht gehen —
Hat nicht der Riegel geklirrt?

Polyxene (traurig).

Nein! es war des Windes Wehen,
Der durch die Gewölbe schwirrt!

Prokles (eifriger).

Hörst du nicht Tritte erschallen?
Rauscht's nicht den Bogengang her?

Polyxene.

Nein! es nahet diesen Hallen —
Nicht der Fuß des Freundes mehr!

Prokles (mit steigender Freude).

Tritte hallen
Stimmen schallen
Eiligst durch den Gang daher;
Thüren knarren,
Unser Harren
Täuscht der Freund nicht länger mehr!

Beide.

Sie nahen, ſie kommen
Dem Freund als Geleite; —
O Wonne, o Freude!
Er kehret zurück!

Vierte Scene.

Vorige. Dionys. Wachen.

(Schlöſſer und Riegel werden geöffnet, Wachen treten ſtumm ein, und ſtellen ſich zu beiden Seiten auf.)

Beide (in höchſter Spannung).

Möros! Möros!

Dionys (tritt raſch ein).

Weh! euch Thoren!

Beide (zurückbebend).

Ach! wir ſind verloren!

Dionys (deutet auf die abgelaufene Sanduhr).

Vorüber ſind die Stunden
Und Möros nicht erſcheint;
Für's Leben dir verbunden —
Verhöhnet dich der Freund!
Du glaubteſt an der Treue Macht —
Du ſtirbſt — und er des Wahnes lacht!

Prokles.

Vorüber ſind die Stunden —
Und Möros nicht erſcheint —
Die Hoffnung iſt entſchwunden —
Ich ſterbe für den Freund; —
Doch an der Treue Himmelsmacht
Glaubt noch mein Herz in Todesnacht!

Polyxene.

Vorüber ſind die Stunden,
Und Möros nicht erſcheint —
Die Hoffnung iſt entſchwunden
Verräther iſt der Freund!
Weh mir! der Furien finſtre Macht
Umwölkt mein Aug' mit Todes Nacht!

Dionys.

(Au ſeinen Wink treten mehrere Frauen ein, Polyxenens Begleiterinnen.)

Wohlan! Nur Frevel wäre hier Erbarmen!
So eilt — zum letztenmal euch zu umarmen!

Polyxene.

O laß die Nachwelt deinen Namen preiſen —
Verzeihe! laß den Treuen los!

Dionys.

Der Liebe Bande wollt' er ſelbſt zerreißen —

Polyxene.

Sei gleich den Göttern — edel — gut und groß!

Dionys.

Scheidet!

Polyxene (zuſammenſchauderad).

Wehe!

Prokles (ihr näher).

Polyxene! —

Polyxene.

Mein Schmerz hat keine Thräne —
Des Lebens Band zerreißt!

(an den Buſen einer ihrer Frauen.)

Dionys (bei Seite).

Wie ſtark er ſich auch wähne —
Der Schmerz die Bruſt zerreißt!

Prokles.

Des Scheidens bittre Thräne!
Mein bebend Herz zerreißt!

(Auf Dionys Wink folgen die Wächter mit Prokles, die Frauen zeigen ſich heftig bewegt).

Sechſte Scene.

Polyxene. Frauen.

Polyxene (erhebt ſich matt).

Er iſt dahin — für ewig! —
Ach! ich Arme pries mich ſelig!
Stolz war meine Bruſt gehoben,
Meine Wonne faßt' ich kaum —
Nicht euch Himmliſche dort oben
Neidet' ich in meinem Traum!

Frauen.

Götter richten, lenken oben,
Gib nicht der Verzweiflung Raum!

Polyxene (heftig).

Könnt' ihr ihn vertilgen, Götter!
Muß der Edelſte ins Grab?
Ach! vom Himmel ſchwebt kein Retter,
Ihn befreiend nun herab!

Frauen.

Auf zu den fernen
Ewigen Sternen
Hebe den Blick!
Möros den Retter
Senden die Götter
Gnädig zurück!

Polyxene und Chor.

Nein! die schändlichste der Thaten
Kann nicht Móros grausam üben,
Kann für solches treue Lieben
Nimmer seinen Freund verrathen,
Ja! ich seh in süßem Hoffen
Schon den Retter nahen dort —
Ach! des Glückes Himmel offen,
Treue Liebe in dem Port! (Alle ab.)

Siebente Scene.

(Nacht. Voriger Platz. In der Mitte der Block. Den Peristyl des Pallastes, und alle Zugänge besetzen Wachen, welche still aufziehen.)

Priester der Furien. Opferknaben. Wachen.

(Eine Schaar von Wachen zieht ein, und stellt sich hinter dem Block auf. — Alle Musik schweigt — feierlich ziehen einige Priester der Furien ein, dreimal im Kreise um den Block, wornach sie sich hinter demselben aber vor den Wachen aufstellen, ohne sich zu bewegen; dicht vor ihnen die Opferknaben mit erloschenen Fackeln; — Einzug der Opferknaben, des Henkers mit dem Schlachtbeil. Volk.)

Wechselchor.

Chor der Priester und Opferknaben.

Schwarz hängt der Schleier der Nacht
Nieder vom Himmels Gezelt;
Schaudre jetzt, schaudre o Welt —
Schwarz übt Erynnys die Macht!

Volk.

Aber durch die ſchwarze Nacht
Lächelt von dem Himmelszelt
Gnädig noch ein Stern der Welt —
Hoffet auf der Götter Macht!

Achte Scene.

Vorige. Dionys (zieht durch den Periſtyl ein). Prokles ꝛc. (wird eingeführt während des Einzugs).

Prieſter und Knaben.

Hin zu dem blitzenden Stahl
Führet der ſchaurige Pfad!
Rache erheiſchet die That —
Rache und blutige Qual!

Volk.

Lächle o freundlicher Strahl
Hoffnung, beleuchte den Pfad!
Freude belohne die That —
Gnade zertrümmre den Stahl!

(Schweigend tritt Prokles dem Block näher, ſo wie er den Kreis der Prieſter betritt — entzünden ſich die Fackeln von ſelbſt.)

Furien-Prieſter.

(Raſch, ſo wie die Flamme aufſchlägt.)

Hoch lodert hervor
Das flammende Licht,
Vollende Gericht!

Dionys.

Haltet ein!

Volk.

Gnade! Verzeihn!

Dionys.

Schweiget!
Prokles! bekenne, was du gethan

War Schwärmerei und eitler Wahn;
Dein Vertrau'n hat dich belogen —
Die Freundschaft schwer betrogen, —
Weh — weh dem Thoren' — der an Menschen glaubt!
Er ist verloren —
Für ewig alles Glücks beraubt!

Prokles.

Ich sollt' bereuen — was ich hier gethan?
Ha die Empfindung wäre nur ein Spiel —
Ein Irrthum dieses glühende Gefühl —
Die Freundschaft nur ein Wahn? —
Ach! Polyxene!
Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder,
Mir hat er abgeblüht!
Der stille Gott — o weinet meine Brüder. — ,
Der stille Gott taucht meine Fackel nieder
Und die Erscheinung flieht!

(Geht ruhig zu dem Block und kniet an demselben nieder.)

Dionys (nach einer kleinen Pause, unwillig).

So stirb du Thor mit deinem Wahn!

(Allgemeine Bewegung des Schreckens und des Mitleids, der Henker schwingt das Beil.)

Neunte Scene.

Vorige. Möros.

(Unruhe, welche aus dem Hintergrund vorwärts schnell auf die Masse wirkt.)

Möros (hinter der Scene).

O haltet ein!

Stimmen im Volk (in heftigster Bewegung durcheinander).

Möros, der Freund?
Möros erscheint!

Dionys (heftig auffahrend).

Möros erſcheint?

Prokles.

Möros, mein Freund!

Möros

(ſtürzt einem Wahnſinnigen gleich herein, bricht mitten durch die Prieſter zu Prokles).

Haltet ein! o Freund!

(Kann nichts weiter hervorbringen, und ſtürzt ohnmächtig zuſammen, Prokles Kniee umfaſſend.)

Prokles.

Götter! ach mein Freund!

Dionys.

Iſt's ein Traum, was hier erſcheint?

(Möros erholt ſich — lebt auf — ſtarrt Prokles an — überzeugt ſich von ſeinem Leben — fliegt an ſeinen Hals — ſtumme Pauſe — alles betrachtet bald die Freunde, bald Dionys, welcher finſter in ſich gekehrt daſteht.)

Volk.

Gnade! Gnade!

Dionys (barſch).

Schweiget!

Volk.

Ach Erbarmen!

Volk (bei Seite).

Nichts ihn beuget!

Alle.

Götter! ach erweicht ſein Herz!

Prokles. Möros.

Du athmeſt? — Er lebt!
Fort mit den Schmerzen!
An meinem Herzen
Das Seine bebt!

Zehnte Scene.

Vorige. Polyxene. Philemon. Helene. Gefolge.

(Philemon, Helene eilen herein. Polyxene kommt von der andern Seite zerstört herein, Dionys bleibt immer unbeweglich.)

Prokles.

(Bei den letzten Worten fahren die Freunde aus ihrer Umarmung auf.)

Polyxene!

Möros.

Bruder! Helene!

Polyxene.

Er — Er — athmet noch — er lebet —
Prokles! Theurer, welche Lust! —

Prokles.

Götter! in Elisium schwebet
Nun mein Herz voll Götterlust!

Möros.

Dieser Anblick froh erhebet —
Meine angstbeklommne Brust!

Philemon. Helene.

Ach von Todesangst erbebet —
Und von Hoffnung meine Brust!

Dionys (bei Seite).

Götter! sagt, warum erbebet
Dieses Herz, wie Schuldbewußt?

Die Chöre.

Götter! ach mein Herz erhebet
Sich zu euch voll Dankeslust!

Philemon. Helene. Polyrene.

Ach! Erbarmen!

Chöre.

Ach! Erbarmen!

Dionys.

(Kleine Pause banger Erwartung, während welcher Dionys im mächtigen Kampfe der Gefühle ringend dasteht. Er fliegt herab, begeistert.)

Ja! groß ist Gott in der menschlichen Brust!
Ein Mensch zu sein, o welche Lust!
Ja Freunde — es ist euch gelungen,
Ihr habt das Herz mir bezwungen,
Und die Treue, sie ist doch kein leerer Wahn!
So nehmet auch mich zum Genossen an,
Ich sei, gewährt mir die Bitte,
In eurem Bunde der Dritte!

Möros, Prokles, Polyrene, Helene, Philemon

(sinken um Dionys gruppirt auf die Kniee, Dionys steht zwischen den Freunden, betrachtet sie wechselsweise liebevoll und hebt sie dann auf).

Gnade! Er verzeiht!

Chöre (aufstehend).

Gnade! Er verzeiht!

Dionys, Möros, Prokles (umschlungen).

Die Liebe mit dem süßen Lohne,
Das Glück mit seinem goldnem Kranz —
Der Ruhm mit seiner Sternenkrone —
Was sind sie — Freundschaft — gegen deinen Glanz!

Polyrene, Philemon, Helene.

(sich um sie gruppirend).

Sie rauschet, sie perlet
Die himmlische Quelle,
Der Busen wird ruhig,

Das Auge wird helle,
In ſeligem Glück!

Tutti.

Freundſchaft — du — und ſüße Liebe,
Himmelsſtrahlen! Göttertriebe!
Weilet ewig hier!
Daß der Menſch hier ſelig werde,
Und ein Himmelreich die Erde,
Göttliche! vollbringt nur Ihr!

Ende.

VII.

Der Hahn und ſeine Hennen.

Schwank in 1 Aufzug.

Nach dem Italieniſchen des Sografi.

Perſonen.

Maurizio, ein Reiſender.
Marianna, ſeine Frau.
Valerio, ſein Freund.
Bernardo, Gaſtwirth.
Fauſtina, ſeine Frau.
Euſtachio, ein Arzt.
Aurora, ſeine Verlobte.
Timoteo.
Suſanna, ſeine Frau.
Panfilio, ein Advocat.
Jacobo, Oberkellner in Bernardos Gaſthof.
Kellner, Dienerſchaft ꝛc.

Schauplatz: ein Gaſthof in Rom.

Vorbemerkung.

Was dieser Posse die Ehre verschafft hat, in Crestomathien zu glänzen, weiß ich nicht, da ich nicht einsehe, welcher besondere Gewinn daraus für die Sprachkunde erwachsen solle. Daß diese Posse von der Bühne herab treffliche Wirkung mache und trotz ihrer Einfachheit äußerst unterhaltend werden könne, davon habe ich in Italien selbst mich überzeugt. Ich sah die Darstellung von einer gewöhnlichen kleinen Truppe. Das Costüme war aus den achtziger Jahren gewählt, alles durchweg mit kleinen nicht schreienden Nuancen karrikirt. Sprache, Haltung, Bewegung, eigenthümliche Gewohnheiten dabei machten jede einzelne Person zu einer eigenen scharf sich auszeichnenden Individualität. Komisch und barrok war jede einzelne Erscheinung, die Gruppen stets wirksam und äußerst pittoresk. Dennoch bewegte sich das Ganze vollkommen im Ton der gewöhnlichen guten Gesellschaft, als sollte es gar keine Posse sein. Nicht Willkührliches, Gesuchtes, Gemachtes und Erzwungenes brachte die Wirkung hervor, nicht grasser Witz und schneidende bon mots — sondern eine gewissermaßen unwillkührliche innere Komick, die unbefangene, naive Natürlichkeit, die Lebendigkeit des Ensemble. An Eustachio, Timoteo, Pansil und Susanne trat das Karikirte etwas schärfer und markirter hervor. Unübertrefflich komisch machte sich Susannens Gewohnheit, bei jedem Ausdruck des Gefühls den Kopf sanft auf die Seite zu schieben als hätte sie ihre Violine zu einem schmelzenden Adagio am Kinn. Mariannens unstätes und ewig besorgtes Umherblitzen, Faustinas träge, schlä-

frige Träumerei, Auroras am wenigsten karikirte Wärme reiner Empfindung bildeten den anmuthigsten Contrast. Die schaale Windbeutelei und wohlfeile Pfiffigkeit, dieses sich selbst Vorlügen des Gefühls der Liebe, diese nichtige Ueberlegenheit über die Andern schilderte Valerio vortrefflich. Er war ein wahres Lebensbildchen des ewig activen, wirksamen, eingreifenden Nichtsthuns und Nichtskönnens und eigentlich Bestimmtes Nichtwollens im Gegensatz zu der passiven, sich treiben lassenden, träumerischen und farbelosen Incapacität des gleichsam leidenschaftslosen Opfers ewiger Liebe, des trotz aller Schicksale und Irrsale unerfahrenen und einfältigen Maurizio. Unser deutsches Lustspiel hat in der Regel zu wenig mit Volk und Volksthümlichkeit zu thun, um jemals ähnlich vollendeter Darstellungen sich erfreuen zu können. Indessen glaubte ich doch, daß dieser Schwank selbst auf Privatbühnen eine Stunde des Vergnügens gewähren könne, und verdeutschte ihn möglichst getreu, als ich nach langen Jahren ihn zufällig gedruckt fand.

Als noch Spitzeder, Schmelka, Angeli, Rösike, L. Meier, Nagel, Genée, List ꝛc., die Schierer, K. Eunike, A. u. C. Sutorius, Bauer und C. Müller bei dem Königstädtischen Theater zu Berlin, jenes unübertroffene Ensemble für alle heitern Darstellungen bildeten, würde diese Bagatelle dort oft das lebenslustige Publikum erfreut haben.

Höhere Anforderungen wurden rege und bald lernte man mit Wenigerem sich begnügen und vergnügen. Die Fabel von den Fröschen und ihrem König bleibt ewig wahr und treffend, nicht in politischen Dingen allein.

Erſte Scene.

(Gemeinſchaftliches Gaſtzimmer bei Bernardo.)

Bernardo (allein). Schon wieder der hölliſche Spektakel! (Horcht an der Thüre des Maurizio.) Ich muß endlich doch den ſaubern Gäſten die Thür weiſen, und dieſer Dame die Meinung ernſtlich ſagen! — Alle Wetter, ein eiferſüchtiges Weib iſt des Teufels nächſte Baſe! Der arme Mann dauert mich in der Seele; aber mich ſelbſt muß ich vor allem berückſichtigen, und den Vortheil meines Hauſes! Soll ich wegen dieſer Närrin alle meine Gäſte und die ganze Nachbarſchaft ſtündlich beunruhigen? — Wenn nur Herr Valerio käme, ich muß hier reine Wirthſchaft machen!

Zweite Scene.

Bernardo. Valerio.

Valerio. Guten Tag Bernardo!

Bernardo. Ganz gehorſamſter Diener, Herr Valerio, wie gerufen!

Valerio. Iſt mein Freund ſchon aufgeſtanden?

Bernardo. Ich glaube ja, obgleich ich ihn noch nicht geſehen.

Valerio. Was fehlt ihnen denn? ſie ſcheinen mir verdrüßlich zu ſein.

Bernardo. Hab's auch Urſache!

Valerio. Darf ich wohl fragen weshalb?

Bernardo. Allerdings — ſie müſſen es ſogar wiſſen!

Valerio. Nun?

Bernardo. Nichts für ungut! Die beiden Fremden, welche ſie mir zuzuweiſen die Güte hatten, können unmöglich länger hier bleiben! Sie ſind für jedermann hier unerträglich geworden, — ich muß — mit ihrer Erlaubniß — beiden die Thür ſelbſt öffnen!

Valerio. Wie ſo?

Bernardo. Weil Tag und Nacht ihr Gezänke und Geſchrei kein Ende nimmt! Sie vertreiben mir alle Gäſte, ſtören die ganze Nachbarſchaft — mit einem Wort — dieſe Dame iſt kein Frauenzimmer, ſondern der leibhafte Satanas!

Valerio. Warum denn?

Bernardo. Aus purer Eiferſucht gegen den herzenseguten Mann, ihren Freund. Ich begreife nicht, wo er die Geduld hernimmt, eine Perſon ſo lang um ſich zu haben, welche ich am erſten Tag ſchon in die Tiber geworfen hätte!

Valerio. Iſt es möglich?

Bernardo. Und ſie ſollten davon nichts wiſſen?

Valerio. Mir iſt es unbegreiflich!

Bernardo. Hören ſie nur, was geſtern Abend, nachdem ſie fort gegangen, ſich ereignete: die Leutchen ſitzen zum Abendbrot bei Tiſche. Herr! das nenn' ich ein Abendeſſen! Die Suppe flog in der Luft umher, alle Schüſſeln und Teller gingen in Stücke — die Sauciere wurde dem Bild meines Vaters ins Geſicht geſchleudert — der Spektakel wurde ſo groß, daß Herr

Panfil, der gerade gegenüber wohnt, aus dem Bett aufsprang, im Hemd ans Fenster kam, die Straße in Aufruhr glaubte, und alle Flüche der Hölle gegen meinen unglücklichen Gasthof losdonnerte — als die saubre Geschichte des zärtlichen Ehepaars ihm kund geworden.

Valerio. Und worüber entstand der ganze Spektakel?

Bernardo. Eines einzigen Scherzwortes wegen, welches der Herr im Vorbeigehen der Kammerjungfer gesagt hatte. — Sie sehen also ein, daß ich in einer Zeit, wo die Fremden hier schwarmweise anzukommen pflegen, mir meinen Gasthof nicht in Verruf bringen darf; - sie müssen hinaus!

Valerio. Nur ruhig, lassen sie mich gewähren. Ich will sogleich mit beiden sprechen, kurz und verständlich! Die Unart soll wohl ein Ende gewinnen!

Bernardo. Ach, der Herr ist eine gute Haut — der könnte hundert Jahre hier bleiben. Aber die Frau — die ist ein hölliſches Kraut!

Valerio. Nicht möglich! Unter uns Bernardo — wäre diese Furie nicht die Gemahlin meines Freundes — ich nähme sie auf der Stelle. — Anbeten würde ich sie!

Bernardo. Sie nähmen sie? Anbeten?

Valerio. Gerade dieses Feuer, diese Lebhaftigkeit, diese glühende Eifersucht geben ihr tausend Reize in meinen Augen! Ich könnte sie unaussprechlich lieben!

Bernardo. Das nenne ich einen Geschmack! Sie könnten mit so einem Teufel an der Seite keine Stunde der Ruhe genießen!

Valerio. Im Himmel wäre ich mit ihr!

Bernardo. Im Himmel? Nun der Himmel hinge wenigstens nicht voller Geigen, sondern voller Brummbäße!

Valerio. Begreifen sie nicht die Glückseligkeit, immer ein Wesen um sich zu haben, welches man liebt, und welches aus Liebe und Furcht auch nur eines einzigen Blickes oder Seufzers ihres Gemahls beraubt zu werden, halb wahnsinnig geworden? Sie sind ja selbst kaum wenige Wochen verheirathet, ist nicht die stille Zurückgezogenheit ihrer liebenswürdigen Frau eine Folge der Eifersucht unsers Herrn Bernardo?

Bernardo. Oho! Bernardo hat nichts zu fürchten. Wie sehr ich mein Weibchen auch liebe, so bin ich doch über ihre Treue so ruhig, daß ich ganz kaltblütig zusehen würde, wenn ein andrer sie küßte! Bernardo eifersüchtig? Ha ha ha! hundertmal habe ich sie schon gebeten, beschworen, sich zu erholen, zu erheitern, mit Andern zu erlustigen! Aber die Arme will nichts von Vergnügen wissen, und leidet an starker Melancholie über irgend ein ihr zugestoßenes Unglück!

Valerio. Alle Wetter! Ein treues Weib! Und Herr Bernardo der Besitzer eines so seltsamen Schatzes? Sprechen sie, reden sie — wo haben sie diesen Phönix gefunden? Ist sie aus Rom?

Bernardo. Nein, aus Neapel!

Valerio. Wie sind sie denn zu dieser Bekanntschaft gekommen?

Bernardo. Das alles zu erzählen gäbe eine lange Geschichte. Auf ihrer Reise nach Rom wurde sie von Banditen überfallen, selbst verwundet und ihres Mannes beraubt, der auf dem Platze blieb. Blutarm und verlassen kam sie in meinem Gasthof an, sie hätte einen Bären zum Mitleid gerührt. Ich, der ich doch

etwas zarter als ein Bär bin — fühlte mich von ihrem Anblick durch und durch erschüttert — erbarmte mich ihres jammervollen Daseins und heirathete sie.

Valerio. Kann man die Holde nicht auch einmal zu Gesicht bekommen?

Bernardo. Hätten wir nicht die eifersüchtige Närrin im Hause, so würde ich auf der Stelle die Ehre haben, sie ihnen vorzustellen —

Valerio. Scherz bei Seite — gönnen sie mir das Vergnügen!

Bernardo. Nun ich will versuchen, ob ich sie herausbringe, aber es wird schwer halten, bei ihrer Scheu vor jeder ihr unbekannten Person!

Valerio. Aha — da kommt mein Freund!

Bernardo. Sprechen sie nun sogleich mit ihm.

Valerio. Gewiß, lassen sie mich nur mit ihm allein.

Bernardo. Ganz gehorsamster Diener! (Ab.)

Dritte Scene.

Maurizio. Valerio.

Maurizio. Ach! Sieh da, mein lieber Freund! Du kommst mir sehr gelegen!

Valerio. Wie geht's hier?

Maurizio. Erträglich!

Valerio. Wie, nur erträglich? Wärest du vielleicht unwohl?

Maurizio. Im Gegentheil, ganz vortrefflich (Bei Seite.) O, die Höllennacht!

Valerio. Und wie befindet sich deine liebe Marianna?

Maurizio. O — ja, sie — so so! Es scheint, daß die hiesige Luft ihr nicht recht zusage; und müßte ich mich nicht hier der Geschäfte wegen unumgänglich einige Zeit aufhalten, so würde ich in dieser Stunde noch aufbrechen.

Valerio. Freund — rede offen! ist es nur die Luft — was hier deiner Frau nicht zusagt?

Maurizio. Ei — wie kommst du auf diese Frage?

Valerio. Unter uns gesagt — wir sind ja alte Freunde — dein Wirth hat mir so eben ganz kuriose Dinge berichtet — welche mich warlich deinetwegen sehr betrüben. Alle Gäste beklagen sich über euere Haushaltung, die ganze Nachbarschaft beginnt darüber zu murren —

Maurizio. Barmherziger Himmel! So ist die Geschichte dieser Nacht schon ruchbar geworden?

Valerio. Glaubst du denn, daß nur Stocktaube rings umher wohnen?

Maurizio. Ach, theuerster Freund — stehe mir bei, rathe, hilf mir, aus Barmherzigkeit! (Etwas leiser.) Ich bin in einer verzweifelten Lage, ich weiß nicht mehr, was ich thun oder lassen soll. Immer von einer Wahnsinnigen belagert, verfolgt! Welche Sünden habe ich denn begangen, daß ich selbst in so höllische Bande mich fesseln mußte?

Valerio. Nimm mir's nicht übel, Freund, es gränzte nahe an die Albernheit, zum viertenmal dich zu verheirathen.

Maurizio. Daß ist einmal geschehen; was soll ich aber jetzt anfangen? Weist du ein Mittel? rede —

Valerio. Seit langer Zeit bist du die Geschichte deiner Abentheuer mir schuldig. Erzähle mir jetzt al-

les getreu. Soll ich rathen und helfen, ſo muß ich genau unterrichtet ſein.

Maurizio. Ja, — aber verſprich mir — mich nicht für einen Aufſchneider zu halten, wenn dir Dinge zu Ohren kommen, welche mehr als romanhaft ſind; denn ich ſelbſt habe alles leibhaftig erlebt. Nicht alles, was unglaublich iſt, iſt darum auch unwahr! — Du weißt, ich bin aus Florenz, wo mein Vater ſtarb, ohne mir Bedeutendes zu hinterlaſſen, und ich hatte immer einen großen Hang zum Reiſen. Ich reiſte alſo. Zuerſt trieb mich mein unſeliges Schickſal nach Sicilien, gerade in dem Augenblick, als jenes furchtbare Erdbeben halb Meſſina verſchüttete. In dieſer Stadt hatte ich die Bekanntſchaft einer reichen Kaufmannstochter, der unvergeßlichen Aurora gemacht. Sie war ein Engel, meine Liebe war namenlos, und ihr Vater war ſo gütig, durch ſeine Einwilligung mich zum Glücklichſten aller Sterblichen zu machen! Jener Schreckenstag des Erdbebens ſchleuderte mich plötzlich in den Abgrund der Verzweiflung! Das Haus meines Schwiegervaters ſtürzte über allen Bewohnern zuſammen — genug — ich floh allein — kam nach Neapel und galt dort wegen meines unendlichen Schmerzes für einen Wahnſinnigen!

Valerio. Armer Freund!

Maurizio. In Neapel lernte ich die ſchöne Suſanne kennen, die Schweſter eines Arztes aus Palermo, berühmt durch ihre Virtuoſität auf der Violine, Himmel, welch ein Strich, welch Staccato! Sie war ſchon ſechszig Jahre alt — ich heirathete ſie!

Valerio. Die ſechszigjährige?

Maurizio. Auf Ehre! Vom Schickſal ſo ſchrecklich gebeugt, eckelte die ganze Welt mich an. In ſolchen

Augenblicken ist alle Besinnung verloren, der arme Sterbliche erkennt das Gute und erwählt das Schlimme! Ich war ein Wahnsinniger, du hörst es ja, und handelte als solcher! — War ich vorher ein Melankoliker, so mußte ich jetzt wirklich verrückt werden an der Seite der alten, zudringlichen —

Valerio. Wahrscheinlich auch ziemlich häßlichen?

Maurizio. So häßlich, wie Aurora schön war. Die glich ganz vollkommen einem jener Präparate, woran man auf Universitäten die Anatomie studirt! — Zu meinem Glück fiel es meiner holden Hälfte ein, ihren Bruder besuchen zu wollen. Ich begleitete sie! Erinnerst du dich noch jener Schreckensnacht vom 25. October?

Valerio. In welcher so viele Schiffe zwischen Neapel und Palermo zu Grunde gingen?

Maurizio. Auch wir beide waren auf einem solchen Schiff. Wir scheiterten. Die arme Alte fand ihr Grab in den Wellen, vor meinen Augen, und wie durch ein Wunder wurde ich allein von Allen gerettet!

Valerio. Und hierauf nahmst du deine dritte Frau?

Maurizio. Sollte ich nicht? — In Neapel wieder glücklich angelangt, miethete ich mich bei einem Buchhändler ein. Dieser Mann hatte eine Tochter, die liebe Faustina; sie war die Güte selbst — aber etwas dumm! Ich war einmal daran gewöhnt — verheirathet zu sein — ich nahm sie zum Weib und reiste von Neapel mit ihr ab, um mich in meiner Heimath für meine alten Tage häuslich niederzulassen. Es stand im Himmel anders geschrieben! Von Räubern überfallen, sah ich meine liebe, meine angebetete Faustina ermorden. — Selbst verwundet entfloh ich und kam glücklich nach Rom; ich kehrte dann an den Schreckensort

zurück, ſuchte, weinte, — brüllte in Berge und Thäler ihren Namen — umſonſt — ſie war verſchwunden, ihren Leichnam hatten die Banditen irgendwo vergraben! — Ich kam wieder hierher und fand unterwegs zu meinem Unglück dieſe Witwe aus Florenz! Ich ſuchte ſie, vom eigenen Schmerz durchbohrt, für den Verluſt ihres Mannes zu tröſten; ſie tröſtete mich mit thränendem Auge für den Verluſt meiner Fauſtina. So tröſteten wir uns ſo lange — bis wir uns endlich verheiratheten. Nun hatte der Troſt auf einmal ein Ende — und ich ſitze mit ihr, wie du weißt, in der ſchrecklichſten Dinte. Längſt ſchon hätte ich irgend einem Abällino ein Paar Zechinen für ihr Leben in die Hand gedrückt — wenn ich nicht fürchtete, vom Schickſal genöthigt zu werden, eine fünfte zu heirathen, und eine noch ärgere Plage damit zu erhalten!

Valerio. Bah! Rettung iſt immer noch möglich!

Maurizio. Hoffſt du — ſie zur Vernunft zu bringen?

Valerio. Ich?

Maurizio. Ja — du, du allein! Sie achtet, ſie ehrt dich vor Allen!

Valerio. Mich? o ich glücklicher! Eiferſucht iſt meine Lieblingspaſſion, ich wäre im dritten Himmel, wenn ich eine eiferſüchtige Geliebte oder Frau hätte!

Maurizio. Und ich im ſiebenten Himmel, wenn ich dir meine abtreten könnte.

Valerio. Mit Entzücken nähme ich ſie an!

Maurizio. Da kommt ſie, — beſtärke ſie nur nicht in ihrer Leidenſchaft.

Valerio (lachend). Mein möglichſtes will ich thun, um all ihr Unrecht ihr begreiflich zu machen!

Vierte Scene.

Vorige. Marianna.

Valerio (ihr entgegen, sehr zärtlich). Schönste Frau — ihr ganz ergebenster

Marianna (ohne sich viel um ihn zu bekümmern). Wo bist du bis jetzt gewesen?

Maurizio. Hier plauderte ich mit unsrem Freund!

Marianna. Ist es wahr?

Valerio. Wahrhaftig!

Maurizio (bei Seite). Nun, was sagst du dazu?

Valerio (bei Seite). Sie ist ein Schatz!

Maurizio. Wenn es dir nicht unangenehm ist, so möchte ich mir eine kleine Motion machen, auf einem Spaziergängchen frische Luft schöpfen.

Marianna. Wohlan — genießen wir das Vergnügen gemeinschaftlich!

Maurizio. Aber Liebste — der Wagen ist für diesen Morgen nicht bestellt.

Marianna. So gehen wir zu Fuß!

Maurizio (bei Seite). Merkst du was?

Valerio (bei Seite). Sie ist ein Engel! — Schöne Frau, lassen sie ihn allein gehen, gönnen sie ihm das Vergnügen.

Marianna. Könnte es ein größeres Vergnügen geben, als das, bei seiner Frau zu sein?

Maurizio (bei Seite). Das nennt sie ein Vergnügen!

Valerio (bei Seite). Sie hat Recht! (Laut) Ei, ei — sie scheinen mir ein wenig eifersüchtig zu sein!

Marianna. Ich? eifersüchtig? weitgefehlt, bester Herr Valerio!

Valerio. So laſſen ſie ihn allein gehen!

Marianna. Ich habe nichts dagegen! Er hat immer vollkommenſte Freiheit!

Valerio. Das ſpricht ihr ſchöner Mund in einem Tone —

Marianna. Ganz ernſthaft — Gehe! es macht mir Vergnügen.

Valerio. Wenn es wirklich ſo iſt — ſo gehe!

Maurizio. So will ich denn Hut und Stock mir holen.

Marianna. Nein Lieber, das iſt meine Sache, ſogleich ſollſt du bedient werden. (Bei Seite.) Er könnte wieder mit der Kammerjungfer zuſammentreffen (Geht eilig.)

Maurizio. Merkſt du was?

Valerio. Ich merke!

Maurizio. Nun was ſagſt du dazu?

Valerio. So ein Weibchen iſt ihres Mannes Himmel auf Erden!

Maurizio. Die eiferſüchtige Närrin? Du machſt mich ſelbſt noch verrückt!

Marianna (kommt mit Hut und Stock). Hier mein Lieber!

Maurizio. Ich danke dir. Späteſtens nach einer Stunde bin ich wieder hier!

Marianna. Aber du mein Himmel, was willſt du denn während der ganzen Zeit treiben?

Maurizio. Motion will ich mir machen.

Marianna. Kann man dies nicht vollkommen in fünf Minuten? nicht wahr geehrter Freund?

Valerio. Ganz gewiß — in fünf Minuten kann man ſich genug ergehen.

Fünfte Scene.

Vorige. Jacobo.

Jacobo. Mein Herr läßt bei den Herrschaften ergebenst anfragen, ob es den Herrschaften gefällig sei, daß seine Frau den Herrschaften jetzt aufwarte.

Marianna. Geh, geh mein Lieber, mache deine Promenade! (Zu Jacobo.) Sage deinem Herrn, daß ich mit großem Vergnügen die Bekanntschaft seiner Frau machen werde.

Jacobo. Ganz wohl, Signora! (Ab.)

Maurizio. Also kann ich?

Marianna (heftig). Gehen, gehen!

Maurizio. Aber in fünf Minuten —

Valerio. Fünf, sechs — acht — zehn Minuten —

Marianna. Willst du denn noch nicht gehen?

Valerio. So gehe, doch lieber Freund!

Maurizio (zu ihm). Und du — was sagst du nun?

Valerio. Du bist der beneidenswertheste Mann unter der Sonne!

Maurizio (zu ihm). Hol dich der Teufel mit deinen Possen! (Ab.)

Sechste Scene.

Marianna. Valerio.

Marianna. Ist es ihnen gefällig, Platz zu nehmen?

Valerio. Mit vielem Vergnügen. (Beide setzen sich.) Wie es scheint, so lieben sie es sehr, daß ihr Mann immer in ihrer Nähe sei!

Marianna. O, er hat in allem vollkommene Freiheit; ich liebe ihn so sehr, wie eine Frau ihren Mann lieben soll, aber die Eifersucht kenne ich nicht!

Valerio. Indessen — verzeihen sie — könnte man doch, nach Allem, was man hier und da sieht und hört — auf die Vermuthung gerathen, daß seine Abwesenheit ihnen unangenehm sei, und daß er im Gegentheil kein Behagen daran finde, immer in ihrer Nähe zu sein.

Marianna. Haben sie das auch schon bemerkt? Warum mußte ich arme Thörin auch einen Mann nehmen, der schon dreimal verheirathet gewesen!

Valerio. Lassen sie ihn thun, was ihm beliebt. Das einzige Mittel, geliebt zu werden, ist — dem Gegenstand seiner Liebe nicht allzusehr entgegen zu kommen, nicht überlästig zu sein. Machen sie die Probe — ihn ein wenig eifersüchtig zu machen!

Marianna. Einen Mann, der schon dreimal Witwer gewesen, eifersüchtig zu machen! Wo denken sie hin! Halten sie das für möglich?

Valerio. Machen sie einen Versuch! Ja, ja schönes, holdes Frauchen, machen wir uns einen kleinen Scherz mit ihrem Mann! Die Reihe komme an ihn, er verfolge nun einmal sie — statt daß sie immer hinter ihm her sind.

Marianna. Ich immer hinter ihm her?

Valerio Genug! erlauben sie, schöne Frau, daß ich mit aller ihnen gebührenden Hochachtung — ihnen ein wenig den Hof mache?

Marianna (bei Seite). Er ist in der That ein scharmanter Mann und meint es ehrlich! (Laut.) Ihrem freundschaftlichen Rath habe ich nichts entgegen zu sez-

zen. O wie freue ich mich darauf, meinen Mann einmal aus Eifersucht rasen zu sehen. — Aber — wenn es uns nicht gelingen sollte —

Valerio. Es muß gelingen! So erkläre ich mich denn von diesem Augenblick an — zu ihrem unterthänigsten Ritter und Sclaven!

Marianna. Und ich bin ihre Dame! (Bei Seite.) Mein Mann kömmt noch nicht?

Valerio. Entsagen sie aller Eifersucht!

Marianna. Nie habe ich welche gehabt! (Bei Seite.) Was mag er jetzt nur treiben? wo mag er sein? Ich sitze auf Kohlen!

Siebente Scene.

Vorige. Bernardo. Faustina. Dann Jacobo.

Bernardo. Meine hochgeehrtesten Herrschaften, ich bitte um die Ehre, ihnen hiermit meine Frau geziemenst präsentiren zu dürfen.

Marianna. Es freut mich, ihre Bekanntschaft zu machen, nehmen sie gefälligst Platz.

Faustina. Verzeihen sie die Zudringlichkeit — aber mein Mann wollte es so haben — er nöthigte mich gleichsam, ihnen beschwerlich zu fallen.

Marianna (bei Seite). Häßlich ist sie nicht! Hier ist meines Bleibens nicht länger!

Valerio (zu Faustina). Ich bat ihn, uns das Vergnügen ihrer Bekanntschaft zuverschaffen.

Marianna (zu ihm). Sie wünschten die liebe Frau kennen zu lernen?

Valerio (zu ihr). Das ist nur so eine Redensart — übrigens —

Marianna (halb unwillig). O, ich begreife, ich verstehe schon —

Valerio (bei Seite). Schon eifersüchtig? Gott sei gedankt!

Faustina (zu ihrem Mann). Du, es reut mich hieher gekommen zu sein!

Bernardo (zu ihr). Und mir thut es leid, dich eingeführt zu haben!

Valerio (zu Marianna). Was halten sie von dem Weibchen?

Marianna (zu ihm). Sie ist nicht häßlich — meinem Mann würde sehr daran gelegen sein, sie öfters zu sehen, — kurzum, ich bleibe nicht mehr in diesem Gasthof! — Aber — warum nehmen sie denn nicht Platz?

Faustina. Wenn sie's erlauben, so komme ich ein andermal wieder, heute habe ich erschrecklich viel zu thun — nicht wahr, mein lieber Bernardo?

Bernardo. Allerdings, in dieser Zeit kommen stündlich neue Fremde hier an.

Jacobo. Herr, so eben sind zwei Wagen eingefahren, einer mit Herrschaften aus Messina, Mann und Frau; der andre mit zwei alten Leuten — Herr und Dame aus Civita vecchia!

Faustina. Sehen sie, daß ich recht habe? Fremde über Fremde!

Bernardo. Oeffne schnell die Zimmer Nr. 5 und Nr. 6! (Zu Faustina.) Eile, die Wäsche herauszugeben!

Faustina. Sie erlauben schon —

Marianna. Genieren sie sich nicht!

Faustina. Ergebenste Dienerin! (Ab.)

Bernardo. Auch ich will mit ihrer Erlaubniß meinen Fremden aufwarten.

Marianna. Wie es ihnen gefällig. Von ihrem guten Geschmack bin ich schon überzeugt!

Bernardo. Wie so, meine verehrteste?

Marianna. Nun — ihres allerliebsten Weibchens wegen!

Bernardo. Ach — gehorsamster Diener! Ja — meine Faustina ist hübsch und dabei die gute Stunde selbst; ich liebe sie sehr, sie liebt mich wieder, ohne daß eines von uns die Narrheit so weit triebe — eifersüchtig zu sein! Habe die Ehre, mich zu empfehlen! (Ab.)

Achte Scene.

Marianna. Valerio. Dann Bernardo.

Valerio. Wakrer Bernardo!

Marianna (bei Seite). Nennt mich der Unverschämte eine Närrin, und ich muß schweigen! — was beginnen wir nun, mein Freund?

Valerio. Was ihnen gefällig ist!

Marianna. Ich glaube, wir thun am besten, meinem Herrn Gemahl zu folgen, der verzweifelt lang ausbleibt!

Valerio. Gehen wollen wir, aber schwerlich dürften wir ihn finden — Rom ist so groß und weitläufig!

Marianna. Wir gehen so lange, bis wir ihn finden!

Valerio (bei Seite). Vortrefflich! (Laut) Wie es ihnen gefällig ist. Gehen wir!

Marianna. Aber — Geduld einen Augenblick! (Bei Seite.) Wenn er nun zurückkäme, während ich nicht hier bin — da könnte er — die verwünschte Kammerjungfer! (Schließt ihr Zimmer ab und steckt den Schlüssel ein.) Ihren Arm!

Valerio. Aber es ist jemand in ihrem Zimmer!

Marianna. Hat nichts zu sagen!

Valerio. Ei, ei! und sie wollen nicht eifersüchtig sein?

Marianna. Ich — eifersüchtig? Davor bewahre mich der Himmel!

Valerio. Ist es gefällig? (Ab mit Marianna.)

Neunte Scene.

Eustachio. Aurora. Bernardo. Diener.

Eustachio. Wo sind unsre Zimmer?

Bernardo. Hier meine Herrschaften! Zwei kleine niedliche Zimmer, wählen sie sich davon gefälligst — sie sind ganz vorzüglich und haben die schönste Aussicht auf die lebhafteste Straße in ganz Rom.

Eustachio. Gerade das mißfällt mir! Haben sie nicht ein Paar Zimmer, worin wir ganz ungenirt sein können? Das heißt hinten heraus, abgelegen —

Aurora. Warum soll ich wieder in einen abgelegen Winkel eingesperrt werden?

Eustachio. Weil man dort völlig ungenirt ist!

Bernardo. Für diesen Augenblick ist der ganze Gasthof besetzt, aber heute noch werden einige Fremde abreisen, und dann stehen ihnen mehrere Zimmer, wie sie dieselben wünschen, zu Gebot.

Euſtachio. Ganz gut — ſo werden wir uns einſtweilen hier begnügen!

Bernardo (zu den Dienern, welche das Gepäck tragen). Alles dahinein.

Euſtachio. Herr Wirth!

Bernardo. Zu Befehl —

Euſtachio. Kennen ſie zufällig einen ehrlichen Advocaten?

Bernardo. Zufällig, ja!

Euſtachio. Dem man ſich in wichtiger Angelegenheit ganz vertrauen kann?

Bernardo. Er wohnt gerade gegenüber, ein herrlicher Mann! Signor Panfilio.

Euſtachio. Kann ich ihn wohl zu ſprechen bekommen?

Bernardo. Sogleich! Wollen ſie mich gefälligſt begleiten?

Euſtachio. Könnte nicht er ſelbſt zu mir kommen?

Bernardo. Ich will bei ihm anfragen, und wenn er kann, ihn ſogleich mitbringen.

Euſtachio. Ich bitte — ſogleich!

Bernardo. In fünf Minuten! (Ab.)

Zehnte Scene.

Euſtachio. Aurora.

Aurora. Warum ſind ſie nicht ſelbſt zu dem Advocaten gegangen?

Euſtachio. Weil ſie nothwendiger Weiſe auch dabei ſein müſſen! (Bei Seite.) Ich ſollte ſie hier allein laſſen? Das wäre nicht übel!

Aurora. Aber was gehen denn mich ihre Geſchäfte an?

Euſtachio. Kurioſe Frage! Kann ich denn ohne ſie mit ihnen mich verheirathen? Müſſen nicht gerade ſie von allen Verhältniſſen ihn genau unterrichten, ſie ſelbſt ſeinen Rath hören.

Aurora. Mein beſter Signor Euſtachio — hören ſie mich an: ich will nicht Dinge wiederholen, welche ich ihnen ſchon hundertmal geſagt habe. Sie wiſſen, daß ich während vierzehn ewiger Tage unter den Trümmern meines väterlichen Hauſes begraben lag, und nur wie durch ein Wunder gerettet wurde aus dem furchtbaren Grabe — wo ich mit wenigen Früchten dem Hungertod ſo lange getrotzt hatte. O, wäre ich damals geſtorben, ſo hätte ich den tauſendfachen Schmerz nicht erdulden müſſen — den Tod meines unvergeßlichen Mannes zu beweinen. Kein Reſt ſeines Daſeins war in den Trümmern zu finden, die neidiſchen Flammen müſſen ihn verzehrt haben! — Sie retteten mir das Leben, und meine Dankbarkeit konnte ihnen eine Hand nicht verweigern, welche ſie dem Tod entriſſen hatten. Aber jetzt noch überlaſſen ſie mich meinem Schmerz, und verſchonen ſie mich mit allen Geſprächen von Heirath und Hochzeit!

Euſtachio. Aber, was kann das Reden ihnen ſchaden?

Aurora. Was kann es ihnen nützen?

Euſtachio. Es zerſtreut ſie, ſchöne Aurora, es erheitert ſie!

Aurora (etwas bitter). Zerſtreuen? erheitern? reden ſie, ſo viel ihnen gefällig iſt!

Eustachio. Brav mein Aurorchen! hübsch gelehrig sein, nachgiebig, freundlich — und alles übrige wird sich schon geben! O sind sie nur erst mein Weibchen, so sollen sie mir Maurizio — den Mann im Grabe bald vergessen!

Aurora. Vergessen? Ich — ihn? Niemals! Maurizio wird ewig in meinem Herzen und in meinen Gedanken fortleben!

Eustachio. Aber ich begreife gar nicht, was dieser Mensch so besonders an sich hatte! daß sie in keinem Andern — z. B. — in Eustachio — Ersatz für ihn finden wollen!

Aurora. Er besaß alle Eigenschaften, welche gefallen, und keine Einzige, welche Mißfallen erregen konnte.

Eustachio. O — ei — viel gesagt — mir gegenüber —

Aurora. Er war wenigstens um dreißig Jahre jünger — besaß ein treffliches Herz — hatte Verstand — ein feines Benehmen — und vor allem den großen Vorzug —

Eustachio. Einen großen Vorzug, und der ist —

Aurora. Derjenige — daß er niemals zu irgend etwas mich zwingen wollte!

Eustachio. So denke und handle auch ich! liebstes Aurorchen — Zeit, Geduld, Gelehrigkeit, Nachgiebigkeit — und wir beide werden höchst glücklich sein!

Aurora. Glücklich? ich — da Maurizio todt ist?

Eustachio. Maurizio ist nicht todt!

Aurora. Nicht? — Ach! Wollte Gott, daß sie die Wahrheit sprächen!

Eustachio. Wünschen sie ihn zu sehen?

Aurora. Enden ſie die grauſame Quälerei! Ach! vor Freude würde ich ſterben!

Euſtachio. So ſehen ſie ihn denn!

Aurora. Wen?

Euſtachio. Den Maurizio!

Aurora. Wo iſt er?

Euſtachio. Er ſteht vor ihnen — leibhaftig! Ich bin Maurizio — ich bin derjenige, welcher ihn noch übertreffen, der ſie lieben, anbeten wird, der ſie nie zu etwas zwingen will!

Aurora. Wollen ſie denn immer ſcherzen, ſo bedenken ſie wenigſtens, wo wir ſind, und ſprechen ſie weniger laut!

Euſtachio. Sagen ſie, was ſie wollen — wir ſind und bleiben für einander geſchaffen!

Aurora (bei Seite). O Geduld — verlaß mich nicht!

Euſtachio (bei Seite). Sie beſinnt ſich — ſie gibt nach!

Eilfte Scene.

Vorige. Jacobo. Suſanna. Timoteo. Diener mit Gepäck.

Suſanna. Hilf Himmel! einen Stuhl! die Beine tragen mich nicht mehr!

Timoteo. Auch mir einen Stuhl! Ich bin halb ohnmächtig!

Jacobo. Hier ſind ſie beide bedient! Nehmen ſie Platz! (Bei Seite). Zwiſchen heute und morgen kriegen wir gewiß noch zwei Leichen ins Haus!

Euſtachio (zu Aurora). Gehen wir nach unſerm Zimmer, und ſprechen wir dort ungeſtört von Herzensangelegenheiten bis der Advocat kommt!

Aurora. Wie es ihnen gefällig iſt! (Bei Seite.) Geduld, o Himmel! um den größten Peiniger und Narren zu ertragen. (Mit ihm ab.)

Suſanna. Ich gewinne allmählich wieder Athem.

Timoteo. Ja — auch mit mir beſſert ſich's nach gerade.

Jacobo. Soll ihr Gepäcke in ihr Zimmer kommen?

Suſanna. Ja! vergeſſen ſie nur meine Violine und meinen Fußſack nicht!

Jacobo. Ganz wohl!

Timoteo. Kellner!

Jacobo. Befehlen?

Timoteo. Meinen Pelzſchlafreck nicht vergeſſen!

Jacobo. Ganz wohl!

Suſanna. In den großen Taſchen des Kabriolets liegen meine Geſundheitskiſſen!

Timoteo. Mein Barbierzeug —

Suſanna. Tragen ſie alles ſorgfältig, beſonders die Violine! Nichts zerbrochen! nicht angeſtoßen!

Jacobo. Ohne Sorgen!

Suſanna. Kellner!

Jacobo. Befehlen?

Suſanna. In einer Seitentaſche müſſen meine Nachthaube und meine Brille ſtecken! Nur die Violine in Acht genommen!

Timoteo. Auf der andern Seite meine Mütze, ein Paar Pantoffeln und eine neue Perücke!

Jacobo. Alles, alles ſoll heraufkommen, ohne Sorgen meine Herrſchaften! (Ab und dann mit Gepäck ab und zu.)

Suſanna. Eine herrliche Sache um das Reiſen, aber man muß es mit großer Unbequemlichkeit bezahlen!

Timoteo. Vorzüglich wir — in unſerm hohen Alter!

Suſanna. Ja ſie — ich bin doch noch in meinen beſten Jahren, friſch und geſund, obgleich ich manchen Sturm im Leben beſtanden und zahlloſes ertragen habe.

Timoteo. Mit ihren beſten Jahren! Ha, ha, ha! — zwiſchen Sechzig und Siebenzig!

Suſanna. Ich war eine große Närrin, ſo einen alten Narren zu heirathen! Aber es iſt einmal geſchehen! werde ich aber noch einmal Witwe, ſo will ich wohl nach Beſſerm mich umſehen!

Timoteo. Umſehen? Dazu braucht eine ſolche Perſon namhafter klingender Reize, und — meine beſte Suſanna — du haſt deine Kapitalien rein aufgefreſſen! Ha, ha, ha!

Suſanna. Ei — du ewiger Lacher! wie lange iſt's denn her, daß ich einen ſcharmanten jungen Mann heirathete?

Timoteo. Freilich! aber du ſagteſt ja ſelbſt — daß er es aus Verzweiflung gethan!

Suſanna. Aus Verzweiflung — ja, freilich — denn er war wie wahnſinnig in mich verliebt! Ach, mein Maurizio, warum lebſt du nicht mehr? Welch ein Unterſchied zwiſchen einem jungen und einem alten Mann!

Timoteo. Träumt immer noch von jungen Männern und hat bald kein Haar mehr auf dem Kopf! Alte Suſanna — laß die Narrheiten!

Susannna Meine Haare? Die fielen mir vor Schrecken aus bei dem Sturme. Sei nur nicht wieder eifersüchtig. Ich kenne und ehre meine Pflichten — obgleich du solche Treue nicht verdientest. Undankbarer! wie oft habe ich dir schon Beweise meiner unerschütterlichen Tugend gegeben!

Timoteo. Wer wollte deine Tugend noch erschüttern? Ha ha ha! wo ist das Ungeheuer? Seinen Namen — und er stirbt von meiner Hand! —

Susanna. Nicht so heftig, Undankbarer!

Timoteo. Nun — alles war ja nur Scherz! Frieden, Susanna! Du kennst meine Eifersucht! Muß ich nicht täglich den Maurizio mir vorwerfen lassen?

Susanna. Ach — er! — Nun, für diesmal will ich noch verzeihen!

Timoteo. Gewiß? Gute Seele!

Susanna. Aber keine Eifersucht mehr!

Timoteo. Willst du auch nur mich allein lieben, nur mir allein leben? mein Susannchen!

Susanna. Dir allein, mein süßer Timoteo!

Timoteo. Gib mir ein Pfand deiner Liebe!

Susanna. Soll ich dir ein's geigen?

Timoteo. Geigen jetzt? Mäuschen! verstehst du mich denn nicht? Süßeres! Das Süßeste!

Susanna. Holder Schäker!

Timoteo. Kleiner Schalk! (Karikirte Umarmung.)

Zwölfte Scene.

Vorige. Bernardo. Jacobo.

Bernardo (bei Seite). Gott ſtehe mir bei, welche Zärtlichkeit! (Laut) Ganz gehorſamſter Diener! Sind ſie ſchon bedient?

Suſanna. Wir warten nur darauf, bis alle unſere Sachen in unſere Zimmer gebracht ſind!

Jacobo. Iſt ſchon geſchehen. Iſt es ihnen gefällig, ſelbſt nachzuſehen, ob nichts fehlt?

Timoteo. Gehen w[illegible] mein Engel!

Suſanna. Mit Vergnügen, mein Liebſter! (Arm in Arm ab.)

Bernardo. Das iſt eine Liebe!

Jacobo. Ich will fragen, was ſie noch verlangen! (Ab.)

Dreizehnte Scene.

Bernardo. Panfilio. Euſtachio.

Panfilio. Guten Tag, Herr Nachbar.

Bernardo. Ach — Herr Doctor — vortrefflich, daß ſie ſchon kommen! Ich eile, dem Fremden ihre Ankunft zu melden! (Klopft an Euſtachios Thür.) Mein Herr, der Herr Advocat iſt hier!

Euſtachio (innen). Habe ſogleich die Ehre!

Panfilio. Woher iſt der Fremde?

Bernardo. Von Meſſina!

Euſtachio. Da bin ich ſchon!

Bernardo. Hier habe ich die Ehre, ihnen den berühmteſten Rechtsgelehrten der Stadt vorzuſtellen; wel-

ches Geschäft sie ihm auch anvertrauen wollen, er wird es zu ihrer vollen Zufriedenheit beendigen! Habe die Ehre, mich zu empfehlen! (Ab.)

Panfilio. Mein Herr, worin kann ich dienen?

Eustachio. Nehmen sie gefälligst Platz! (Sie sezzen sich.) Ich muß sie Punkt für Punkt von allem unterrichten! — Ich bin sehr verliebt — meine erste Liebe!

Panfilio. Die Erste? — Und was hat meine Person damit zu schaffen?

Eustachio. Gerade sie sind meinem Herzen unentbehrlich! — Ich liebe ein allerliebstes junges Weibchen, die Witwe eines jungen Mannes, den sie unendlich liebte!

Panfilio. Eines jungen Mannes? Das ist Natur!

Eustachio. Ich möchte sie nun gern heirathen.

Panfilio. Das ist beinahe gegen die Natur!

Eustachio. Wie so — Herr Doctor?

Panfilio. Weil sie schon sehr alt sind!

Eustachio (bei Seite). Das ist ein gesunder Flegel!

Panfilio. Und was soll ich dabei thun?

Eustachio. Durch ihre Hülfe wünschte ich, die nöthigen Mittel und Requisiten zu einer solchen Heirath zu erhalten!

Panfilio. Glauben sie mein Herr, daß die Rechtsgelehrten zu Rom nichts anderes zu thun haben, als: alten Männern, welche junge Weiber heirathen wollen, die nöthigen Mittel und Requisiten zu verschaffen?

Eustachio. Nur nicht hizig! hören sie mich gefälligst an.

Panfilio. Sind wir Kuppler? oder halten sie sie uns für Zauberer? Impertinent!

Euſtachio. Aber, Herr Doctor, meine Liebe iſt ſo gränzenlos, daß ich hier dieſe Börſe nur darum mit fünfhundert Scudi füllte, um ſie dem zu geben, der mir die Angebetete zur Frau verſchaffen wird.

Panfilio (ganz ruhig). Welche Mittel und Requiſiten fehlen ihnen denn?

Euſtachio. Das doppelte will ich gern daran wenden —

Panfilio (noch freundlicher und ruhiger). Das ſind Angelegenheiten, worüber man gründlich nachdenken und ruhig ſprechen muß. Sie müſſen mich kaltblütig von Allem genau unterrichten, ſonſt kann ich für den Ausgang nicht ſtehen! (Setzt ſich wieder.)

Euſtachio (ſetzt ſich). Das dachte und wollte ich eben!

Panfilio (bei Seite). Fünfhundert Scudi! Ungeheure Liebe!

Euſtachio. Die junge geliebte Witwe iſt mir viele Verbindlichkeit ſchuldig, ich habe ihr gleichſam das Leben gerettet. Aber ihre noch immer glühende Leidenſchaft für den verſtorbenen Gemahl bildet das erſte Hinderniß gegen meine Wünſche!

Panfilio. Ha ha ha! Ein verſtorbener Gemahl? der iſt kein Hinderniß!

Euſtachio. Schon ein Troſt!

Panfilio. Hat die vielgeliebte ſchon einige Neigung zu ihnen?

Euſtachio. Neigung? So viel ſie wollen!

Panfilio. Bravo! Consensus nuptias facit! (Bei Seite.) Die fünfhundert Scudi ſind mein!

Euſtachio. Aber es fehlen uns die Beweiſe ihrer perſönlichen Freiheit, von wegen ihrer frühern Verehelichung. Das iſt das zweite Hinderniß.

Panfilio. Für mich eine Kleinigkeit!

Euſtachio. Menſch — ſie ſind ein Engel! wollen ſie die liebe Frau nicht ſehen?

Panfilio. Sehr gern!

Euſtachio. Ich rufe ſie! (An der Thüre.) Aurora! liebe Aurora!

Panfilio (bei Seite). Fünfhundert Scudi für eine Heirath! Iſt mir in praxi noch nicht vorgekommen! Der gibt über's Jahr tauſend, daß ich ihn wieder ſcheide!

Vierzehnte Scene.

Vorige. Aurora.

Aurora. Was wünſchen ſie?

Euſtachio. Ihre holde Gegenwart! Dieſer Herr iſt der berühmte Rechtsgelehrte, er wünſcht die Ehre ihrer Bekanntſchaft zu genießen.

Aurora. Ich bin ihnen unendlich verbunden —

Euſtachio (zu Panfilio). Sehen ſie? Welche Anmuth! welche Reize! welches Feuer! (Zu ihr.) Nehmen ſie doch Platz — hier zwiſchen uns beiden! (Stellt ihr einen Seſſel.)

Aurora. Wie es ihnen gefällig iſt.

Euſtachio. Meine Aurora iſt das gefälligſte und gelehrigſte Weibchen, welches ich in meinem Leben kennen lernte.

Panfilio. Vortreffliche Eigenſchaften! So jung noch und ſchon Witwe?

Aurora. Ach — leider ja!

Panfilio. In ſolchem Alter muß man je eher, deſto lieber wieder heirathen!

Eustachio (bei Seite). Bravo Doctor!

Aurora. Dazu habe ich gar keine Lust — ic wünsche Witwe zu bleiben!

Panfilio (bei Seite). O weh — da sieht's schlecht aus

Eustachio (zu Panfilio). Sie spricht nur so, wei sie ihren verstorbenen Mann nicht vergessen kann, si hat ein gar zu zärtliches Gemüth!

Panfilio. Man muß sich so traurigen Gefühler nie ganz hingeben, das führt zur Melancholie.

Eustachio. Ich gebe mir alle erdenkliche Mühe, sie zu zerstreuen.

Panfilio. Man muß sich auch zerstreuen. —

Eustachio. Trösten lassen —

Panfilio. Heirathen!

Eustachio. Das predige ich ja täglich!

Aurora. Sie sprechen so meine Herren, weil sie nicht ahnen, was dem menschlichen Herzen ein solcher Verlust ist! Dagegen hilft keine Zerstreuung, kein Trost, keine Heirath!

Panfilio (zu Eustachio). Das ist ein mächtiges Hinderniß!

Eustachio (zu ihm). Für einen Panfilio gibt es keine Hindernisse! (Laut.) Aber meine herzliebste Aurora, ihr Maurizio ist nun einmal todt, und alle ihre Seufzer und Thränen können ihn nicht wieder lebendig machen!

Panfilio. Todt ist todt! Dieses Axiom ist untrüglich!

Aurora. Grausam reißen sie meine Wunde auf, und glauben damit mich zu heilen?

Eustachio. Reißen sie nicht weiter! (Zärtlich.) Sprechen wir von heitern Dingen.

Panfilio. Immer zu!

Eustachio. Sprechen wir von unserer Heirath!

Panfilio. Eine Heirath ist das lustigste, aufweckendste von der Welt!

Aurora. Nicht immer!

Eustachio. Wahr ist's! Aber wenn sich zwei wohlgeborene Herzen finden, welche dieselben Gefühle der Freundschaft, der Liebe, der Dankbarkeit athmen; wo der Mann mit Vernunft als Mann liebt —

Aurora. Wo aber diese Uebereinstimmung der Freundschaft, Liebe und Dankbarkeit nicht stattfindet — wo nur Erkenntlichkeit von Seiten des Weibes sehr schwach das Wort führt — was ist da die Heirath, die Ehe?

Eustachio. Nun, Herr Doctor — was ist sie dann?

Panfilio. Auch in diesem Fall, schöne Dame, ist sie noch immer, auf dem Grundpfeiler eines edlen Gefühles beruhend — nichts anders als ein glückseliges Band!

Eustachio. Bravo! Nun — meine Aurora, sie schweigen, sind besiegt, überzeugt? O, wir wollen ein paradiesisch Leben führen — ich wette!

Aurora. Sie könnten verlieren!

Eustachio. Warum?

Aurora. Weil in diesem Herzen ewig nur Maurizio thront!

Eustachio. Sprechen wir nicht von traurigen Dingen!

Panfilio. Mein Axiom: Todt ist todt!

Fünfzehnte Scene.

Vorige. Maurizio (eilig).

Maurizio. Da bin ich wieder! Verdammt große Stadt! Nun, habe ich mich geeilt?

Aurora. O Himmel! welche Stimme! (Wankt vom Seſſel, alle ſpringen auf.)

Euſtachio. Was bedeutet dies?

Aurora. Maurizio! Dein Geiſt?

Maurizio. Aurora! Du?

Aurora. Ich bin's!

Maurizio. Ich bin's!

Euſtachio. } Er iſt's!
Panfilio. }

Aurora. O mein Geliebter! In meine Arme!

Maurizio. Die Theure an meinem Herzen!

Euſtachio. He da! haltet ein!

Panfilio. Ruhe! aus einander! (Euſtachio will Auroren, dieſer den Maurizio von ihr trennen.)

Maurizio. O meine Aurora!

Aurora. Mein Maurizio!

Euſtachio. Wollt ihr mich zum Beſten haben?

Panfilio. Dieſer Act iſt gegen alle Rechte und Geſetze!

Sechzehnte Scene.

Vorige. Bernardo. Fauſtina.

Bernardo. Schon wieder Spektakel hier? Im erſten Hotel von Rom werden ſolche Auftritte nicht geduldet!

Fauſtina. Was gibt's denn Bernardo?

Bernardo. Da ſieh einmal, meine Fauſtina! (Auf die Umarmung deutend.)

Fauſtina. Himmel! — wär' es möglich? Maurizio! mein Maurizio! (Will in ſeine Arme eilen.)

Bernardo. Holla, Fauſtina! was ficht dich an?

Maurizio. Sie lebt? meine Fauſtina lebt!

Fauſtina. Sie lebt und ruht an deiner Bruſt! (In ſeinen Armen.)

Bernardo. Verfluchter Streich! (Wühlt ſich in den Haaren.) Verdammte Banditen, ihr habt ſchlecht zugeſtoßen!

Siebzehnte Scene.

Vorige. Marianna. Valerio.

Marianna (aufſchreiend). Was ſeh ich? Mein Mann in den Armen zweier Frauen!

Valerio. Zwei auf einmal? Freund, das iſt Luxus!

Marianna. Falſcher! Verräther! Auf der That muß ich dich ertappen?

Aurora. Laſſen ſie verheirathete Leute in Frieden!

Fauſtina. Mit ihnen iſt's aus! Der Mann gehört nicht mehr ihnen!

Marianna. Wie? Was? Er iſt mein rechtmäßiger Mann!

Fauſtina. Mein Mann iſt er!

Aurora (heftig). Mein iſt er!

Bernardo. Armer Bernardo!

Marianna. Bin ich behext?

Valerio. Welche Tollheit!

Panfilio. Wie viele Frauen hat denn der Herr?

Maurizio (beſonnen). Beruhigt euch alle, laßt mich nur zu Athem kommen! Alles ſollt ihr erfahren — hört nur —

Euſtachio (zu Aurora). So laſſen ſie ihn doch los — er kann ja nicht zu Worte kommen!

Bernardo (zu Fauſtina). Ich wundre mich nur über

dich — in Gegenwart deines Mannes? Weißt du, weſſen Bernardo fähig iſt?

Valerio (zu Bernardo). Aber ſo laßt doch den Maurizio ſprechen!

Bernardo. Eiferſüchtig bin ich nicht — aber bei allen Teufeln —

Marianna. Eiferſüchtig bin ich nicht — aber —

Valerio. Stille, Frieden — er ſoll reden!

Maurizio. Aurora — Fauſtina — Marianna — ihr — alle — alle drei ſeid meine Frauen!

Bernardo. Und das hat er ausgehalten!

Euſtachio. Unerhörter Menſch!

Panfilio. Welche Sporteln der Menſch verbraucht hat!

Maurizio. Ich hatte vier Frauen — auch eine alte — aber Aurora war die erſte! Ich mußte ſie für todt halten. — Die Alte wurde meine zweite Frau — auch ſie ging hinüber — und ich verheirathete mich mit Fauſtina — Banditen erſtachen ſie vor meinen Augen — und ich nahm nun Frau Marianna — und jetzt leben von den vier Frauen noch drei und das Schickſal führt ſie hier alle zuſammen — unerhörter Zufall — aber meine Wahl und mein Recht ſind klar entſchieden!

Euſtachio. Sie haben gar nichts zu wählen und zu entſcheiden — Aurora gehört mir!

Marianna. Maurizio gehört mir!

Aurora. Mir gehört er — und nie ſoll er ſich von mir trennen!

Fauſtina. Fauſtina —

Bernardo. Gehört mir!

Marianna. Ich ſterbe vor Wuth, Schmerz und Verzweiflung.

Valerio. Meine Herren und Damen, Geduld, Ruhe! Der Fall ist seltsam, wunderbar, einzig! Für eine Parthei müssen wir uns erklären. Hier steht ein Rechtsgelehrter — er kann und soll entscheiden. Sprechen sie, mein Herr — entscheiden sie!

Panfilio. Die Entscheidung ist sehr klar und einfach: Prior in tempore, potior in jure!

Marianna. Was heißt das Kauderwälsch?
Faustina. Was will er damit sagen?
Aurora. Wie verstehe ich das?
} (heftig).

Panfilio. Die erste Frau schließt rechtlich alle andern aus!

Marianna. Ich appellire.

Valerio. Vernunft und Gesetze sprechen dafür!

Aurora. Er hat als Sachverständiger gesprochen!

Faustina. Ich sehe es ein, ich bin verstoßen — also — Bernardo?

Bernardo. Bernardo nimmt eine Frau nicht mehr, die das Weib eines Großsultans war!

Valerio. So? Also ist Bernardo auch eifersüchtig geworden? Paß auf Bernardo und folge meinem Beispiel! Signora Marianna, sie sind jetzt frei — wollen sie Herz und Hand mir schenken? Hoffentlich ist von allem noch genug übrig, um mich glücklich zu machen. Aber eine Bedingung —

Marianna (herb). Welche Bedingung, mein Herr?

Valerio. Die, daß sie gegen mich die Eifersüchtige noch heftiger sind, als sie es gegen meinen Freund gewesen!

Marianna. Eifersüchtig? Ich war es nie!

Valerio. Wenn dem wirklich so ist — verzeihen sie — so nehme ich mein Wort zurück!

Susanna.

Bravo da geht's ja recht lustig zu!

Scene XVIII.

Marianna (bei Seite). Sollte ich den artigen Mann aufgeben? wer weiß, ob ein Dritter noch anbeißt? — (Laut) Valerio — ja — ich bin die Ihrige!

Valerio. Also wollen sie eifersüchtig sein?

Marianna. Mein Mann soll sich nie zu beklagen haben!

Maurizio. Gewiß nicht! Aber Freundchen, vor fliegenden Suppenschüsseln und Kalbskeulen nimm dich in Acht!

Valerio. Hier meine Hand! Endlich habe ich doch eine Frau gefunden, wie ich sie mir wünschte!

Panfilio. Welch ein Glück für die Welt, daß die Geschmacke so verschieden sind.

(Ein Adagio auf der Violine ertönt im Nebenzimmer.)

Maurizio. Gott! welche Töne! Diese Melodie fidelte stets Susanna!

Achtzehnte Scene.

Vorige. Timoteo. Susanna. Dann Jacobo.

Susanna (mit der Violine am Kinn). Bravo! Da gehts ja recht lustig zu! (Geigt wieder eine Kerma.)

Timoteo. Wohin denn, mein Täubchen?

Maurizio. Ist's ein Traum? O Himmel, meine Alte!

Susanna. Gott! haltet mich! meine Geige, meine — Seele — mein Maurizio!

(Stürzt dem Timoteo in die Arme, läßt die Violine fallen.)

Maurizio. Haltet sie fester — als das Meer sie gehalten! — Ihr Freunde — sie war meine zweite Frau!

Bernardo. Brr! Nun das muß man sagen: Ihr müßt einen guten Magen haben!

Faustina. Jetzt schäme ich mich ordentlich — jemals ihre Frau gewesen zu sein!

Inhalt.

Seite.

1) Franziska von Rimini. Trauerspiel in 5 Aufzügen und in Versen, nach dem Italienischen des Silvio Pellico 1

2) Dame Kobold. Lustspiel in 4 Aufzügen und in Versen, nach dem Spanischen des Calderon, mit Benutzung der Gries'schen Uebersetzung. (Dargestellt zu Berlin, Darmstadt, Breslau, Magdeburg ꝛc.) 63

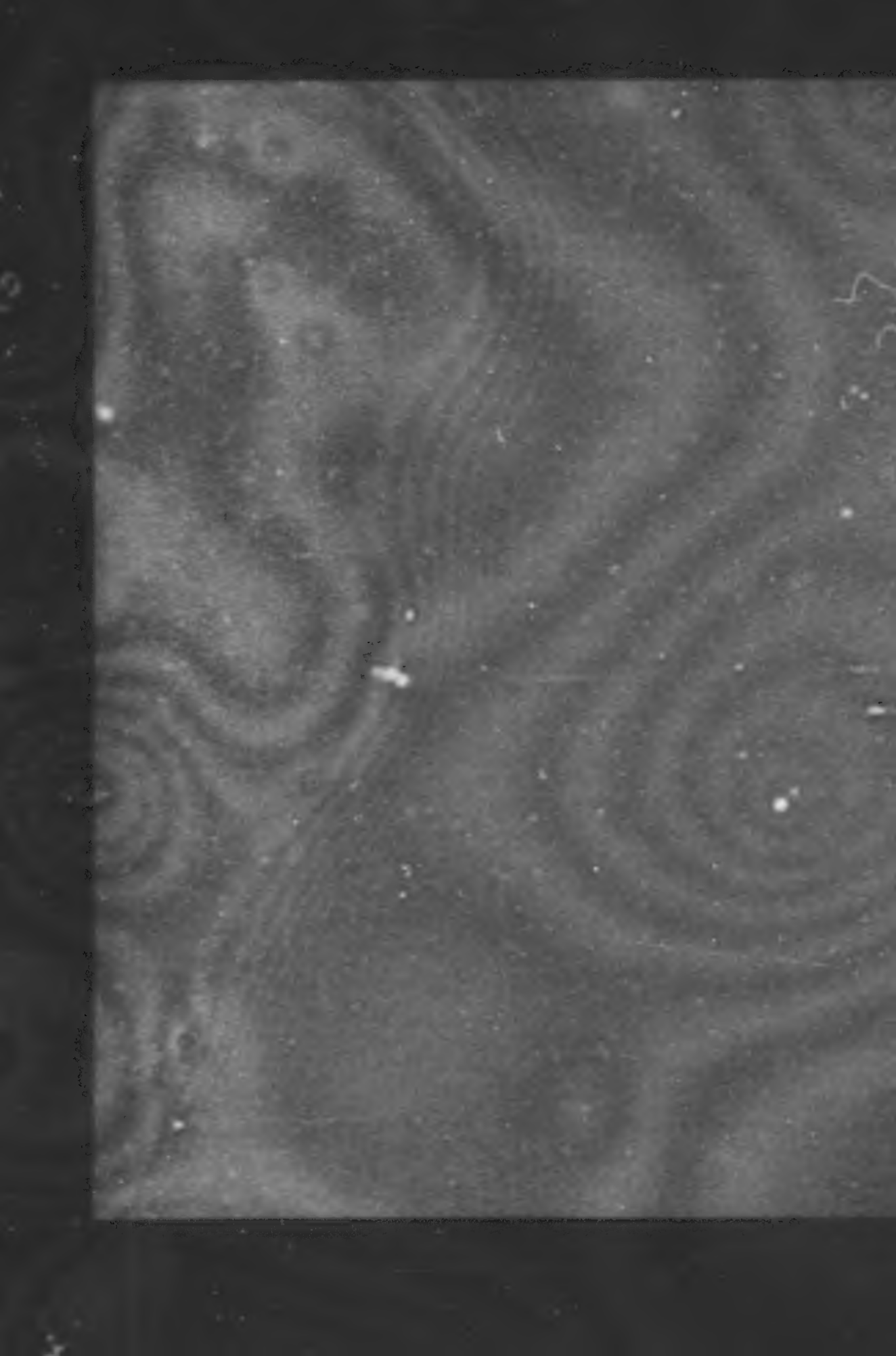
3) Die Grafen von Walmor. Drama in 3 Aufzügen, nach dem Englischen. (Dargestellt zu Wien, Preßburg, Pesth, Kaschau, Lemberg, Brünn, Prag, Linz, Grätz, Klagenfurth, Laibach, Triest, Breslau, Königsberg, Riga, Danzig, Stettin, Magdeburg ꝛc. 167

4) Das Fest der Künstler. Vaudeville in 1 Aufzug, nach la maison de mon oncle. Die Musik arrangirt von Herrn Fr. Mejo, Regisseur der Bühne zu Breslau. (Dargestellt in Breslau) 249

5) Vetter Wunderlich. Lustspiel in 3 Aufzügen, nach Monvel. (Dargestellt zu Breslau, Mainz, Wiesbaden Weimar ꝛc.) 307

6) Die Bürgschaft. Oper in 3 Aufzügen, nach Schillers Ballade, und mit Benutzung Schillerscher Gedichte, mit Musik von dem K. Würtembergischen Hofkapellmeister Herrn Lindpaintner. (Dargestellt zu Stuttgart) 363

7) Der Hahn und seine Hennen. Schwank in 1 Aufzug, nach dem Italienischen des Sografi 405



Sagen, Mährchen, Kriegsscenen, Novellen, Abentheuer, Reisen

und

Bilder aus Spanien.

Herausgegeben

von

Ferd. Frhrn. von Biedenfeld.

Erster Theil.

Königs-, Ritter-, Hof- und Kriegsbilder nach Don Telesforo de Trueba.

Erstes Bändchen.

Weimar, 1836.

Druck und Verlag von Bernhard Friedrich Voigt.

, Königs-, Ritter-,
Hof- und Kriegsbilder

nach

Don Celesloro de Trueba

von

Ferd. Frhrn. von Biedenfeld.

Erſtes Bändchen.

Weimar, 1836.
Druck und Verlag von Bernhard Friedrich Voigt.

Inhalt des erſten Bändchens.

Seite.

Einleitung.

I. Die Höhle von Covadonga (718.) 1

II. Das Gaſtmahl zu Cordova (982.) 34

III. Der Giftbecher (989.) 63

IV. Don Rodrigo Diaz de Vivar el Cid Campeador (1042.) 93

V. Die ſchöne Jüdin (1210.) 149

VI. Die Leiche als Braut (1245.) 178

Einleitung.

Aller Augen ſehen nach Spanien, Aller Herzen beben für Spanien und für den Ausgang des wirren, blutigen Kampfes, der dort ſo verhängnißreich ſich entſponnen hat. Es iſt der wichtigſte Kampf der Zeit. Nicht, als ob Chriſtine und Don Carlos an ſich ſelbſt ſo hochwichtige Leute wären; ſondern weil der Geiſt der Zeit mit dem Geiſt des Mittelalters, der Geiſt des Rechts mit dem Geiſt der Privilegien, der Geiſt der Religion mit dem Geiſt des Pfaffthums entſcheidend ringt. Der Gedanke und das Gefühl eines Jeden findet in jenen Kämpfern einen muthigen, entſchloſſenen Repräſentanten. Darum kämpft alle Welt gleichſam mit, erleidet die ſpaniſchen Niederlagen oder genießt die ſpaniſchen Triumphe. Hunderttauſende wurden in Zumalacarregny verwundet und litten mit ihm die Schmerzen des Todes. Hunderttauſende jubeln mit Mendizabal. Die Geiſtloſigkeit des unmännlichen Don Carlos kommt dabei eben ſo wenig in Anſchlag, als die Schwachheit der unzarten Chriſtine.

In Spanien handelt es sich darum, ob die Revolution von Europa beendigt sein soll und die unerläßliche Reformation fortan ruhigen, besonnenen Schrittes heilsam fortschreiten kann; oder, ob die Revolution erst eigentlich beginnen und gleich der Völkerwanderung verheerend und bluttriefend über den Welttheil hinfahren muß.

Spanien bildet entweder den Schlußstein zu dem unerschütterlichen Bundesgewölbe des westeuropäischen, constitutionellen Systems; oder es wird zur Mine, mittelst welcher das feindliche Princip dies Gewölbe zu sprengen versuchen wird. Absolutismus und Republikanismus in Spanien müssen gleich bedeutsam in unserer Zeit auf Europa einwirken. Jenen werden die Schwerter der Christinos wohl bekämpfen; diesen müssen die Talente und Herzen der Minister niederringen. Jener ist unverträglich mit Englands und Frankreichs Bestehen; dieser ist ein Mißverständniß, ein Fautpas der Zeit. Jener bedingt fortan einen ewig wachen Zustand der lauernden, knirschenden Revolution; dieser ruft Anarchie hervor, oder Reaction. Ruhe, Gedeihen, Glück sind fortan unverträglich mit Beiden, so wie Freiheit und Gleichheit in Beiden stets gar wunderliche Chimären waren.

Alle Welt betrachtet, bewundert, betrauert dieses Spanien; dennoch kennen es so Wenige. Ja, dieses Land ist der Mehrzahl weniger bekannt, als manche Gebiete anderer Welttheile es sind. Ueber kein Land und Volk sind vagere, irrigere Begriffe

verbreitet. Keines Landes Geſchichte iſt intereſſanter, aber auch keine ſchwieriger und verworrener, keine in mancher Hinſicht ſo ſehr vernachläſſigt, oder oberflächlich, lückenhaft und einſeitig behandelt.

Wer mit einiger Beſtimmtheit wiſſen will, wie die Gegenwart eines Landes und einer Nation beſchaffen iſt, und warum Alles ſo geworden und nicht anders ſich geſtaltet habe, der muß die Vergangenheit zu Rathe ziehen, die Geſchichte ſtudiren. Aber nicht jene Brotwiſſenſchaft, welche nur um Namen und Jahrzahlen ſich abſpinnt, ſtets in dieſem Jahre ein Ende hat, und für examina rigorosa eigens ſo nüchtern geſchrieben zu ſein ſcheint.

Sprichwörter, Lieder, Volksſagen, Mährchen, Anecdoten, alte Kloſter- und Burgpergamente voll ſchauerlicher oder burlesker Details über einzelne Ereigniſſe und Perſonen, die Naivität mancher Zeitgenoſſen, welche ſchlichte Memoirenbruchſtücke hinterließ, ſind oft die ſicherſten Führer, die Leuchten im großen Dunkel, die Blitze in der ſtürmiſchen Gewitternacht.

Der Spanier Don Telesforo de Trueba*) webte aus ſolchen Geſpinnſten und mit Hülfe der alten

*) Dieſer wackre Mann ſtarb ſeitdem, ohne den geliebten Boden der Heimath wieder geſehen zu haben. Gegen alles Vermuthen und Wünſchen habe ich demnach ſeine letzte literariſche Arbeit mit dieſen Novellen den Leſern meines Vaterlandes zubereitet. A. d. Ueb.

großen Historiographen Spaniens ein Recht zu der Geschichte seines Vaterlandes. Er lebte als Verbannter in England in vertrautem Verkehr mit den größten Schriftstellern der Zeit, und verehrte vor Allen den großen Walter Scott und dessen volksthümliche Romane und Novellen. Angefeuert von so edlen Beispielen, schrieb er mehrere große Romane, wovon Frankreich und Deutschland bereits Uebersetzungen lieferten. Die französische Kritik nannte ihn sehr freigebig den spanischen Walter Scott. Er hat in Form und Geist und Poesie nicht die fernste Aehnlichkeit mit diesem großen Dichter, und zeigt auch nirgends das geringste Streben nach einer solchen Aehnlichkeit. Er ist kein reicher Erfinder, kein glänzender Darsteller, kein Dichter im eigentlichen Sinn und beurkundet selbst im Gebiet der Diction keine besondere Gewandtheit. Aber er verstand es, die Hauptpunkte der Geschichte seines Vaterlandes, die Quellen manches großen Ereignisses, den Zusammenhang mancher Erscheinungen in Form einzelner chronologisch geordneter Novellen — klar und anschaulich aus Vorhandenem darzustellen, eine Geschichte Spaniens in neuer Form zu liefern, eine Geschichte, welche zum Studium dieser Wissenschaft lebendig spornt und an sich selbst schon manche seltsame Erscheinungen und Eigenthümlichkeiten dieses herrlichen Volks ziemlich erklärt, und zugleich ein anschauliches Gemälde der verschiedenen Perioden, welche es durchlaufen, uns entwickelt.

Die Hiſtorien der Römer und Karthaginenſer machten uns in der Schule bereits mit Allem bekannt, was man von der frühern Geſchichte Spaniens weiß. Die Jahrhunderte der Völkerwanderung überzogen auch dieſe Halbinſel mit undurchſchaulicher Finſterniß und Verwirrung, mit allen Greueln ihrer Vandalen, Alanen, Sueven ꝛc., bis zu Anfang des fünften Jahrhunderts die Weſtgothen aus Gallien einrückten und ein neues geordnetes Reich in dem nordöſtlichen und öſtlichen Spanien gründeten.

Von Ataulph (415) bis zu Rodrigo (711) regierten 34 gothiſche Könige und erweiterten ihre Gebiete unabläſſig. Nur Wenige derſelben ſtarben eines natürlichen Todes. Das Schwert der Schlachten, oder Dolch und Gift des Meuchelmords raffte die Mehrzahl hin. Von dem Haupt eines Rebellen und Mörders auf das Haupt eines Verräthers und Banditen, vererbte ſich die Krone. Gewalt und Schlauheit waren die Bedingungen und Erforderniſſe jedes Kronprätendenten.

Auch Rodrigo hatte ſeinem Vorgänger Wiliza die Krone geſtohlen und die Rechte der natürlichen Erben mit Füßen getreten. Er war ein leidenſchaftlicher, leichtſinniger Wildling voll despotiſcher Launen. Graf Julian, ein Verwandter des entthronten Königs, hatte ein Wunder von Schönheit, Florinda la Cava, zur Tochter. Rodrigo verführte und entehrte ſie.

Für dieſe Luſt büßte Rodrigo mit dem Verluſt

von Thron und Leben, und Spanien mit siebenhundertjährigem Kampf des Kreuzes mit dem Halbmond.

Graf Julian und der Bischof Oppas hatten die Mauren in Afrika zu Hülfe gerufen, um an dem verrätherischen König sich zu rächen. Die Hülfe kam, Tarif landete bei Gibraltar mit 12,000 Moslem, die Schlacht von Guadaleta bei Xeres machte dem Reich der Gothen ein Ende und lieferte Spanien in die Hände der Mauren.

Aber ein Vetter des Rodrigo — der biedre, kraftvolle, helle und kampfgeübte Pelajo, dieser schöne Uebergang von antikem Heroismus zu dem christlich-ritterlichen Heldenthume, zog mit den Tapfersten fechtend bis in die Gebirge von Asturien sich zurück, gründete dort mit seinem Häuflein ein neues Gothenreich, und wurde zum König des Staates ernannt, der anfänglich nicht mehr als die Höhle und das Thal von Covadonga umfaßte. (Siehe die Novelle: die Höhle von Covadonga.)

Bald erweiterten sich die Gränzen dieses winzigen Reichs und schon 757 finden wir den tapfern Froila I. als König von Oviedo und Galizien, als Sieger in vielen Schlachten gegen die Mauren. Er verbot durch eine bischöfliche Synode für die Zukunft jede Verehelichung eines Priesters, mordete seinen Bruder Kimarano und wurde selbst von Orelio ermordet. Auf Orelio folgte Don Silo, ein unbedeutender Kronträger. Den rechtmäßigen Nachfolger Alphons verdrängte, mit Hülfe des Mauren-

Königs Abdulrahman, der feige Moregat und verpflichtete sich für diese Hülfe den Mauren zu dem schmachvollen jährlichen Tribut von 100 christlichen Mädchen für den Harem zu Cordova. Seinen nichtssagenden Nachfolger, Bermudo den Pfaffen, ersetzte bald Alphons II., der Keusche und Siegreiche genannt, der 50 Jahre regierte, sein Gebiet bedeutend vergrößerte, mit den Mauren gegen Carl den Großen sich verband und im Thal von Roncevaux ihn auf das Haupt schlug. Hier fiel Roland von der Hand des tausendfach besungenen Helden Bernard del Carpio, dessen Andenken heute noch in Volksliedern fortlebt. Die Freundschaft mit den Mauren dauerte nicht lang. Der frühere Kampf auf Leben und Tod begann schon unter seinem Nachfolger Ramiro, der durch den glänzenden Sieg bei Clavijo (auch bei Alveida genannt, 844) über Abdulrahman II. dem schmachvollen Tribut der hundert Mädchen ein Ende machte. Seinem tapfern Sohn, Ordogno I., folgt Alphons III. der Große, der durch die Siege bei Orbigo, Pancorvo ꝛc. das Reich bedeutend vergrößert, Kirchen und Klöster gründet und eine Chronik der Geschichte seiner Vorfahren schreibt. Ihm folgte Garcia I., der während der wenigen Friedenspausen sein Reich mit vielen herrlichen Gebäuden schmückte.

Um diese Zeit (910) hören wir zum erstenmal von Fernan Gonzales, einem Grafen von Castilien, aus dessen kleinem Besitzthum bald das

mächtigſte und glorreichſte der chriſtlichen Königreiche ſich entwickelte.

Ordogno II., der Nachfolger von Garcia I., erwarb neben Galizien auch das Königreich Leon, verlegte die Reſidenz von Oviedo dahin und begann die Reihe der Könige von Leon (914), war ſiegreich gegen Abdulrahman III., grauſam in den eroberten Städten, und befleckte ſein Andenken durch den Mord der fünf Grafen von Caſtilien, die er zu einem Staatsrath eingeladen hatte. Froila II., ſein Nachfolger, erhält darüber böſe Händel mit den Caſtiliern, Alphons IV. entſagt dem Thron (927), geht in ein Kloſter und wird Mönch. Bald reut ihn ſein Entſchluß wieder, er lehnt ſich gegen Ramiro II. auf, wird beſiegt und geblendet. Ramiro macht ſich berühmt durch den großen Sieg bei Simancas (939) über die Mauren. Durch Empörungen, Morde, Vergiftungen ſpinnen ſich die Regierungen von Ordogno III. und Sancho dem Dicken. Dieſem folgt, der fünfjährige Sohn Ramiro III. unter der Vormundſchaft ſeiner Mutter Donna Tereſa, gegen welche Geiſtlichkeit und Ritter ſich empören. Zum Glück ſtirbt der königliche Knabe und macht Bermudo II., dem Gichtbrüchigen, Platz. Seine Regierung iſt vorzüglich berühmt durch die ſchauderhafte Epiſode der Uneinigkeit in Caſtilien, der Händel des Gonzalo Buſtos de Lara (ſiehe die Novelle: das Gaſtmahl zu Cordova), und der mauriſchen Siege unter dem furchtbaren Almanzor (ſiehe die Novelle: der Giftbecher), der ſelbſt Santjago

eroberte und die Glocken dieser heiligen Stadt nach Cordova sendete, wo sie fortan als Lampen in dem königlichen Palast dienten.

Seine Nachfolger Alphons V. und Bermudo III. erringen mit Geschick und Glück wieder bedeutende Vortheile über die Mauren, und sichern die christliche Macht, indem sie mehr und mehr der einzelnen spanischen Provinzen unter ihrem Scepter vereinigen, so daß bei'n Tod von Bermudo (1035) der größte Theil der christlichen Reiche dem König von Leon und Castilien gehorcht. König Ferdinand I. bestieg diesen Thron, nachdem er seinen Bruder, Bermudo III., in der Schlacht von Tamara besiegt und todt auf dem Schlachtfeld gelassen hatte. Mit diesem erlosch der zweite Stamm der gothischen Könige aus dem Hause Pelajo. Glorreich durch Kämpfe und ·e, wurde Ferdinand's Regierung unsterblich durc, berühmten Cid, die Blume der spanischen Ritterschaft (siehe die Novelle: Don Rodrigo Diaz de Vivar), der so mächtig und entscheidend in das Schicksal des Reichs eingriff und dessen Selbstständigkeit wahrte. Die christlichen Könige bekriegen sich selbst unter einander und Garcia, König von Navarra, verliert 1054 in der Schlacht von Atapuerca gegen die Castilier das Leben. Ferdinand läßt dessen Sohn Sancho die Krone von Navarra, und begeht den Fehler, sein eigenes Reich unter seine Söhne zu theilen. Der Aelteste, Don Sancho, erhält nach seinem Tod Castilien; Don Alphonso empfängt Leon und der

Jüngste, Don Garcia, nimmt Beſitz von Galizien und einem Theil von Portugal (1065). Sancho beginnt ſogleich den Krieg gegen ſeine Brüder, verjagt den Alphonſo und zwingt ihn, bei dem mauriſchen König von Toledo Hülfe zu ſuchen. Er wird verrätheriſch durch Bellido Dolfos und Donna Urraca gemordet und hat den verjagten Bruder zum Nachfolger. Dieſer bekriegt ſogleich ſeinen Wohlthäter, den mauriſchen König von Toledo, und erobert (1085) die frühere Hauptſtadt der gothiſchen Könige. Den großen Verluſt bei Badajoz (1091) vergütete der Cid durch ſeine berühmte Eroberung von Valencia (1092) reichlich, und reſidirte dort bis zu ſeinem Tod (1099). Nach dem Tod des greiſen Don Alphonſo (1109) folgt deſſen Tochter, Donna Urraca, auf dem Thron. Ihr offenkundiges unſittliches Leben mit dem Grafen von Cadespina und dem Grafen de Lara, zwingt ihren Gemahl, ſie in das Schloß von Soria einzukerkern. Sie entwiſcht und gelangt glücklich nach Burgos, wo ſie abermals in die Hände ihres Gemahls fällt. Aragon und Caſtilien gerathen mit einander in heftigen Krieg, die blutige Schlacht von Sepulveda entſcheide für Erſteres und liefert Catalajud in ſeine Gewalt. Donna Urraca ſtirbt (1126) und hinterläßt ihren Sohn Alphons VII. als Erben der Kronen von Caſtilien, Leon und Galizien. Er wird zum tapfern, glücklichen Kämpen gegen die Mauren, erobert Cordova, Jaen, Guadix ꝛc., und vererbt ſein Reich mächtiger an ſeinen Sohn, Don Sancho III.,

der zum Andenken an die kühne Vertheidigung des Schlosses Calatrava durch die beiden Mönche Fitero und Velasquez (1158), den Orden von Calatrava stiftete, und in demselben Jahre noch starb. Sein Sohn Alphonso VIII. (der Edle) war erst drei Jahre alt. Die mächtigen Häuser de Castro und de Lara zankten sich um das Recht der Vormundschaft. Don Fernan, König von Aragon, hielt den Augenblick für sehr günstig, um Castilien mit seiner Krone zu vereinigen, begann den Krieg, nahm Burgos und verfolgte die de Lara, welche den jungen Alphons mit sich führten, bis Soria, von wo dieser glücklich nach Avila entrann. Mit dem eilften Jahre trat er hier sein Regiment selbst an, bezog das indessen wiedereroberte Burgos und begann seine Unterhandlungen wegen der Verheirathung mit Eleonore, der Tochter Heinrich's II. von England. Das Jahr 1195 bezeichnet die Unglücksschlacht von Alarcos, nach welcher der siegreiche Maure Jacub der Städte Alarcos, Calatrava und Guadalarara sich bemächtigte. Mit den Mauren verbindet sich der König von Leon, wegen des Rechts, den Großmeister von Santjago zu ernennen, und belagert lange fruchtlos das prächtige Toledo. Alphons rächte den Schlag von Alarcos durch den ungeheuern Sieg von Tolosa (1212), wo unter den t[illegible]ersten christlichen Rittern drei Bischöfe sich ausgezeichnet haben. Die Macht der Mauren war für immer gebrochen. Der ritterlich glänzende, romantische Alphons VIII. starb im Jahr 1214 und hinterließ als Erben einen zehn-

jährigen Sohn, Heinrich, der schon 1217 von einem Dachziegel erschlagen wurde. Alphons reichbewegtes Leben zeichnete auch durch seine Leidenschaft für die Jüdin Rachel (siehe die Novelle: die schöne Jüdin) und eine daraus entstandene, grausame Verfolgung der Juden sich aus.

Nach Heinrich's plötzlichem Tod wurde Donna Doria Benenguela, als die Tochter von Alphons VIII., zur Thronerbin erklärt. Sie war mit Alphons IX. von Leon vermählt gewesen und wegen zu naher Verwandtschaft getrennt worden. Die Krone nahm sie nur an, um sie ihrem Sohn Ferdinand zu Valladolid aufzusetzen. Dagegen wüthete ihr habsüchtiger Gemahl, fiel mit Heeresmacht ein, verwüstete einen Theil von Castilien, mußte sich aber zurückziehen und den neuen König anerkennen, obgleich auch im Innern die de Lara bedeutende Aufstände und Wirren erregt hatten. Alphons IX. von Leon starb 1230 und vermachte, aus Haß gegen die abgeschiedene Gemahlin und seinen Sohn Ferdinand, die Krone der Donna Sancha und Donna Dulce, seinen beiden Töchtern von der Infantin von Portugal. Allein diese entsagten ihren Ansprüchen für eine Summe Geldes. Dadurch vereinigte Ferdinand abermals die Kronen von Castilien und Leon.

Nachdem er alle Unruhen im Innern geschlichtet hatte, beschloß er einen ernsten Zug gegen die Mauren, nahm Ubieda und Cordova, trotz der mächtigen Hülfe des Maurenkönigs Abenhud von Sevilla; endlich Jaen, Baeza, Estapa und viele andere Städte.

Mit ihm vereinigte sich der König Alhamar von Grenada (siehe die Novelle: die Leiche als Braut) zur Belagerung von Sevilla. Dieser Kampf wurde einer der denkwürdigsten und ritterlich glänzendsten der ganzen spanischen Geschichte. Unsterblich machten sich der Großmeister von Santjago und der herrliche Don Garcia Perez de Vargas. Die Stadt fiel in die Hände Ferdinand's (1245), vorzüglich durch die Scharfsicht eines Kaufmanns aus Burgos, des Ramon Bonifaz, der mittelst einer Branderflotille auf dem Guadalquivir, Brücken, Mühlen und Schiffe der Mauren zerstörte und dadurch beide Ufer der Stadt trennte. Ferdinand schlug seine Residenz zu Sevilla auf und begann das berühmte Gesetzbuch, welches unter dem Namen der las Siete Partidas sein Sohn und Nachfolger, Alphons X., der Weise, vollendete. Er starb geliebt und berühmt (1252) und wurde von Papst Clemens X. im Jahr 1671 heilig gesprochen.

Alphons X. wurde zu Sevilla gekrönt, erneuerte den Bund mit Alhamar, dem tapfern Maurenkönig von Grenada, verheirathete seine treffliche Schwester Eleonore mit Eduard III. von England, wurde 1256 zum römischen Kaiser erwählt, und war eben im Begriff nach Frankfurt abzureisen, als neu ausbrechende Unruhen auf allen Punkten des Königreichs ihn zurückhielten. Der jämmerliche Finanzzustand und die gehässigen Maßregeln zu Füllung der Kassen erbitterten noch mehr, ohne den König abhalten zu können, einen großen Theil von Algar-

bien sich zu unterwerfen. Während dessen überfielen die maurischen Könige Aben-Jusef und Mahomet die Gebiete von Sevilla und Cordova, und schlugen das spanische Heer in einer entscheidenden Schlacht. Im Jahr 1276 begann der trübselige Kampf zwischen dem König und seinem Sohn Don Sancho, welchen eine große Partei zum Thronerben ernannt wissen wollte. Der König enterbte ihn in der Versammlung der Cortes zu Toledo, aber seine zahlreichen Anhänger ernannten ihn zum König, während der Infant Don Juan, ein Auswurf der Familie, gegen Beide Ränke schmiedete. Alphons genoß keine Ruhe mehr bis zu seinem Tod (1284), und fand den einzigen Trost in seiner Liebe für weise Gesetzgebung, Ausbildung der Sprache und Pflege der Wissenschaften. Er gehört zu jenen Monarchen, welche selten siegreich, oft zu falschen Schritten verleitet, während ihres Lebens vielfach gehindert und verkannt, — viel nachhaltig Gutes und Schönes wirkten.

Gegen die Kabalen des schlechten Don Juan wurde Don Sancho der Tapfere zum Nachfolger gewählt. Jener floh nach Afrika, hetzte den Aben-Jusef zu einem neuen Krieg gegen Castilien auf, belagerte mit den Mauren Tarifa (siehe die Novelle: Tarifa) und scheiterte vollkommen an dem unerschütterlichen Muth und Patriotismus des edlen Don Alonzo Perez de Guzman el buen.

Der König (1295) stürzte Castilien in das Unglück neuer Verwirrung und Bürgerkriege. Der

Infant Don Juan nahm, gegen den Thronfolger Don Fernandez, öffentlich den Titel als König an, während Don Diego de Haro deſſen Beſitzungen ausplünderte und verwüſtete. Die Cortes von Valladolid ernannten den Oheim des jungen Ferdinand, Don Henriquez, zu ſeinem Vormund. Aber von einer Seite ſtürmte Portugal für Don Juan heran, von der andern Seite kämpfte Aragon für die Thronanſprüche des Don Alonzo de la Cerda. Ihnen gegenüber ſtand die Mutter des jungen Königs, Donna Maria, mit kräftigem Sinn und eiſernem Willen, bekämpfte die äußeren Feinde und die rebelliſchen Großen, an deren Parteiſpitzen die de Lara und de Haro alle Greuel übten, und verſchaffte ihrem Sohn endlich Ruhe. Ferdinand nahm den Mauren Gibraltar (1306) ab. Er gab ſich Lieblingen ſo ziemlich hin, was neue Zwietracht unter den Großen erweckte; ließ die des Mordes beſchuldigten Brüder Carvajal (ſiehe die Novelle: Nach 30 Tagen ſehen wir uns wieder) übereilt hinrichten, ſtarb 30 Tage nach der Hinrichtung, wie einer der beiden Carvajal ihm prophezeiht hatte, und erhielt daher den Beinamen el emplazado, d. h. der vor Gericht Geforderte (1312). Sein Thronerbe, Alphons XI., war erſt ein Jahr alt. Neue Kämpfe um die Krone begannen. Don Juan mit den Cerda, Lara ꝛc. trat ihm entgegen; auf ſeiner Seite erſchienen Donna Maria, ſein Oheim Don Pedro und die Haro. Die Cortes von Valladolid beugten einem förmlichen Bürgerkriege vor, indem ſie ſeine Perſon der Großmutter,

Donna Maria, und die Regentschaft den beiden Häuptern der feindlichen Parteien, Don Pedro und Don Juan, übertrugen. In seinem vierzehnten Jahr strebte Alphons nach Uebernahme der Regierung, und entfernte die Prinzen Don Manuel und Don Juan el Tuerto (der Einäugige), welche diesem Vorhaben sich widersetzten, indem er diesen ermorden und den Haro enthaupten ließ. Darüber brach ein furchtbarer Bürgerkrieg aus, der weit und breit alles Land verwüstete. Diesen zerstörenden Kampf endigte mit Mühe ein ernster Krieg mit den Mauren. Die Castilier und Portugiesen errangen (1340) den blutigen Sieg bei Salado, wo Abul-Hassan 200,000 seiner Streiter verlor. Nie war ein glänzenderer Triumph der Christen gefeiert worden. Eine furchtbare Pest (1350) vermehrte die Unglücksfälle seiner Regierung und raffte ihn selbst in der Blüte seines Lebens hin.

Sein Sohn, Don Pedro der Grausame, bestieg ohne Widerstand den Thron, und zeigte bald die traurigen Spuren seines heftigen Temperaments, blutgierigen Charakters und einer Halsstarrigkeit, welche ihn nichts lernen und nichts vergessen ließ. Den Thron von allen Fesseln der Verwandtschaft und von allen aristokratischen Banden zu befreien, war sein Hauptbestreben, reiner Absolutismus sein Wunsch. Gleich Ludwig XI. von Frankreich verdient er zugleich den Fluch jedes Menschen und nicht selten das Lob jedes Staatsmannes. Die schöne Eleonora de Guzman, die Geliebte seines Vaters, empfand von

Allen zuerſt ſeinen Grimm. Seiner Mutter zu gefallen, ließ er ſie einkerkern, und im Schloß zu Talavera erdroſſeln, und verfolgte alle ihre Kinder und Verwandte mit unverſöhnlicher Härte. Sein Halbbruder Heinrich mußte ſeiner Mordluſt entfliehen und fand in Aſturien ein Aſyl. Blanka von Bourbon, ſeine königliche Gemahlin, wurde bald der Gegenſtand allgemeinen Mitleids und ritterlichen Unwillens. Der König hatte bei ſeinem Günſtling Alonzo Albuquerque die ſchöne Maria Padilla geſehen, die heftigſte Leidenſchaft für ſie gefaßt und den Bund buhleriſcher Liebe mit ihr geſchloſſen. Die edle Königin wird in einer Art von Staatsgefangenſchaft gehalten, während Er ohne Scheu ganz öffentlich mit Maria verkehrt. Der Adel, an deſſen Rechten und Privilegien er rüttelte und knauſerte, wendete ſich mehr und mehr von ihm ab und ergrimmte über die Macht und Frechheit der Buhlerin. Eine ſehr mächtige Partei bildete ſich für die Königin, an ihrer Spitze erſchien der Graf Heinrich von Tranſtamare. Der Bruder des Königs, Don Fadrique, wurde im Palaſt ſelbſt von der Leibwache der Keulenträger grauſam erſchlagen, weil er Vorſtellungen gegen die Ernennung des Padilla zum Großmeiſter von Santjago gemacht hatte; Bruder Don Tello entfloh glücklich dem gleichen Schickſal; die Empörung brach überall aus und furchtbar wüthete der Bürgerkrieg durch alle Provinzen. Abu Said, der König von Grenada, von den Spaniern gewöhnlich el Rei Bermejo (König Rothkopf) genannt, lebte als Gaſt-

freund am castilischen Hof. Pedro vermuthete große Schätze bei ihm und mordete ihn mit eigener Hand. In seinem wilden Trotz gegen den empörten Adel, ließ er die Königin Blanka heimlich hinrichten. Der Ruf dieser scheußlichen That verbreitete sich bald bis Frankreich. An der Spitze französischer Ritter erschien der berühmte Bertrand Duguesclin und rief zu Calahorra den Grafen Heinrich von Transtamare zum König von Castilien aus. Die meisten Städte und der größte Theil des Landes fiel dem neuen König zu. Burgos und Toledo öffnen ihm ihre Thore, der grausame Pedro muß dem Schwert der Rache entfliehen, wird in Portugal sehr kalt aufgenommen, wendet sich von da nach Corunna und findet dort den treuen Don Juan de Castro. Sein ganzer Schatz fällt in Heinrich's Hände. Dieser endigt den Krieg mit dem Einzug in Sevilla. Pedro floh nach Bayonne, wo Eduard, der berühmte schwarze Prinz, als Regent von Aquitanien seinen Sitz aufgeschlagen hatte. Er flehte um Hülfe, und erhielt sie von der ritterlichen Großmuth dieses kampflustigen Prinzen. Eduard zog mit einem mächtigen Heer über die Pyrenäen, bedingte sich die Hand der Tochter des Königs Pedro für den Herzog Johann von Lancastre, ließ diesen zum Thronfolger ernennen und schlug nun bei Najara die Castilier eben so entscheidend, wie er die Franzosen bei Crecy und Poitiers geschlagen hatte.

König Heinrich von Transtamare entfloh nach Avignon, und Pedro bestieg wieder seinen blutbefleck-

ten Thron. Verloren waren für ihn alle Lehren der Vergangenheit; ohne Rücksicht überließ er sich seinem wilden Blutdurst, seinem Hang nach Unterdrükkung und Despotismus. Hinrichtungen der Edelsten wechselten mit Meuchelmorden und gewaltsamer Beraubung. Fruchtlos verhallten seines Retters Bitten und Vorstellungen. Empört von all den Greueln, verließ ihn Prinz Eduard und entzog ihm seine mächtige Hülfe.

Kaum hatten die englischen Ritter den spanischen Boden verlassen, als Heinrich von Transtamare, der allgemeinen Unzufriedenheit gewiß, mit einem französischen Heer einfiel und, nachdem Burgos ihm die Thore geöffnet hatte, rasch vor Toledo rückte und den Don Pedro aus dem Felde schlug. Dieser flüchtete sich in das Schloß von Montiel. So groß war die Erbitterung gegen ihn, daß die Spanier, um jedes Entrinnen unmöglich zu machen, eine hohe Mauer ringsum erbauten. Dennoch entkam er, wendete sich unvermuthet an Duguesclin, und wurde von diesem an Heinrich ausgeliefert. Edler und ritterlicher als Er, schenkte Heinrich seinem Bruder das Leben, und schlug einen Zweikampf vor, um allem Streit und Unglück ein Ziel zu setzen. Die Brüder kämpften, der Vortheil neigte sich auf die Seite des Don Pedro; da fielen die Kampfzeugen über ihn her und mordeten ihn. Don Pedro hat seinen Namen gebrandmarkt, aber durch weise Gesetze und Verordnungen wahre Wohlthaten erwiesen. Manche Züge seines Lebens (siehe die Novelle: das steinerne Bild

zu Sevilla) beurkunden, daß alles Schöne und Edle in ihm auf unbegreifliche Weise zu schlummern schien und in einzelnen Momenten glänzend erwachte.

Kaum hatte Heinrich von Transtamare (1369) den Thron bestiegen, als König Ferdinand von Portugal und jener Herzog von Lancastre ihm die Krone streitig machen wollten. Aber er behauptete sich auf der durch Brudermord errungenen Höhe und genoß bald einer äußern Ruhe, welche wohlthätig auf sein Reich wirkte und ihm einen schönen Namen in der Geschichte erwarb. Er starb zu Burgos an der Gicht und bewährte seine Weisheit auf dem Sterbebette, indem er seinem Sohn und Nachfolger Johann den Rath ertheilte: „Mische dich niemals in die Streitigkeiten der Kirche; zeige dich dankbar gegen Frankreich und gegen jeden, der deinem Vater zum Thron geholfen hat; verachte Alle, welche während der Bürgerkriege neutral geblieben sind und beobachte sie sehr mißtrauisch; aber denen, welche dem Don Pedro Treue bewiesen, schenke dein volles Vertrauen.“

Johann wurde (1380) mit seiner Gemahlin zu Burgos gekrönt, zog dem König von Frankreich gegen England zu Hülfe, erklärte sich für Papst Clemens, und wurde dafür von Papst Urban excommunicirt; bewarb sich nach dem Tod des Königs Ferdinand um die Krone von Portugal mit Waffengewalt und wurde bei Aljubarrota von den Portugiesen auf das Haupt geschlagen. Bei der Mu-

sterung seines aus Afrika zurückkehrenden Heeres stürzte er mit dem Pferde und starb (1390). Die Liebe seines Volks umblüht sein Grab, die Geschichte nennt ihn gut, weil er nichts Böses gethan hat. Sein Sohn Heinrich III., gewöhnlich der Schwache genannt, war erst 11 Jahr alt und wurde einer Regentschaft mehrerer Großen untergeordnet, welche auf das Greulichste mit dem Land wirthschafteten und gegen ihren König alle Rücksichten außer Acht ließen (siehe die Novelle: der König und seine Regenten), bis dieser von ihren Fesseln sich geistreich und mild befreite. Er erlebte noch die Freude, daß seine Gemahlin einen Thronerben ihm schenkte, und starb dann in seinem 27sten Jahr, mit dem Ruf eines geistvollen und liebenswürdigen Fürsten.

Sein zweijähriger Sohn, Johann II., bestieg (1407) unangefochten den Thron unter der Regentschaft seiner Mutter und des Infanten Don Ferdinand. Er wurde mit vieler Sorgfalt erzogen, und im Geist seines Vaters für sanftere Tugenden und Wissenschaften gebildet. Mit unablässigem Fleiß ergab er sich dem Studium der Literatur und hat Beweise eines schönen Talentes in Prosa und Versen hinterlassen. Aber in jenen Zeiten genügten solche Tugenden nicht für einen Regenten. Kraft und Energie waren die Haupterfordernisse, und diese kannte Johann nicht. Das Glück hatte seiner Indolenz und Schwachheit den herrlichen Don Alvaro de Luna an die Seite gestellt, der gegen alle Feinde den Thron zu vertheidigen, die Rechte der Krone

zu wahren, dem Trotz des Adels zu imponiren wußte, in mehreren Kämpfen Castilien rettete. Zum Dank dafür hatte ihn Johann zum Groß-Connetable von Castilien ernannt und dämit ihn auf unerhörte Weise über alle Spanier erhoben (siehe die Novelle: Hochmuth und Sturz). Alvaro scheint, nicht frei von Dünkel und Hochmuth, durch Unvorsichtigkeiten seinen Feinden selbst in die Hand gearbeitet zu haben. Er fiel als ein Opfer ihrer Kabale und wurde hingerichtet. Johann überlebte den Verlust des großen Mannes und treuen Freundes nicht lang. Er starb 1453 mit dem Ruf eines gutmüthigen Schwächlings, der sein Andenken nur durch den Justiz-Mord seines Freundes und Retters befleckt hatte.

Sein Sohn bestieg als Heinrich IV. den Thron, und voll der schönsten Hoffnungen sah das ganze Land ihm entgegen. Allein bald fiel er in die Schlingen seines Günstlings Pachez, und erbitterte dadurch den ganzen Adel von Castilien so sehr, daß neue Unruhen ausbrachen. Noch mehr mißstimmt wurde das ganze Land, als er den Dön Bertran de la Cueba mit dem Titel eines Grafen von Ledesma zum Mayordomo major (Minister des königlichen Hauses) ernannte, weil dieser Günstling für den erklärten Liebhaber der Königin galt und öffentlich das gröbste Aergerniß verursacht hatte. Ihn nannte die ganze Nation den Vater der Infantin Johanna, und gab dem Kind den schimpflichen Beinamen la Bertraneja. Trotz dessen erkannte sie Heinrich für seine Thronerbin. Der Adel und Viele aus dem Volk ver-

ſchworen ſich, dem Bruder des Königs, Don Alphonſo, die Krone aufzuſetzen, und dem ſchwachen Heinrich das Scepter zu entreißen. Zu Avila verſammelten ſich alle Unzufriedenen, errichteten auf der weiten Ebene ein Gerüſte, ſetzten eine den König vorſtellende Puppe darauf und entkleideten dieſe, unter dem Vortritt der mächtigſten Prälaten, des Purpurs, ſtürzten ſie ſchimpflich hinab und ſetzten an ihre Stelle den Infanten Don Alphonſo auf den Thron. Heinrich zieht gegen die Rebellen zu Feld. Die Schlacht von Olmedo entſcheidet für keine Partei. Der Tod des Don Alphonſo ſchien den König zu begünſtigen; allein das Volk zwang ihn, die Bertraneja in ein Kloſter einzukerkern und die Infantin Iſabella zur Thronerbin zu erklären. Verhöhnt ob ſeiner Schwäche, verachtet ob ſeines kindiſchen Eigenſinns, ſtarb Heinrich 1474, nachdem er das Reich mit neuen Bürgerkriegen und Unruhen ſchwer verwirrt und belaſtet hatte.

Sogleich erhoben ſich wieder zwei Parteien, die eine für la Bertraneja, die andre für Iſabella. Während die Mächtigſten der Letztern zu Segovia ihre Huldigung darbrachten, zog der junge Marquis von Villena für Bertraneja zu Feld und verband ſich mit dem Erzbiſchof von Toledo. Sie verheirathen die Baſtardin in aller Schnelligkeit mit dem König von Portugal; dieſer drang mit einem mächtigen Heer bis Placencia, ja bis Penafiel vor und ſchlug Iſabellens Heer bei Battanas. Aber Ferdinand, Infant von Aragon, führte ihr Heer zu

nenem Kampf, besiegte den Anhang der unglücklichen Bertraneja und zwang diese, im Klarenkloster zu Coimbra den Schleier zu ergreifen, nachdem der Papst ihre Ehe mit dem König von Portugal für ungültig erklärt hatte. Nun erkannte ganz Castilien die Siegerin Isabella für seine Königin. Bald nachher starb (1479) König Johann II. von Aragon und Isabellens Gemahl, Don Ferdinand, folgte ihm. Hierdurch wurden die Kronen von Castilien und Aragon vereinigt, die Quellen der innern Zwistigkeiten verstopft, die Kräfte vereint und verstärkt und endlich die Möglichkeit herbeigeführt, an die gänzliche Vertreibung der Mauren aus Spanien ernstlich zu denken. Diese besaßen noch das schöne und reiche Königreich von Grenada, zerfielen aber in zwei feindliche Parteien, der Abenzeragen und Zegris, deren Zwietracht die Kraft zersplitterte.

Der Entscheidungskampf begann. Nach neunjährigem Ringen gelangten endlich (1491) Ferdinand und Isabella dahin, Grenada selbst belagern zu können. Nach acht Monaten der äußersten Anstrengung von beiden Seiten fiel die Stadt, und das Reich der Mauren in Spanien erlebte 1492 sein Ende*).

---

*) Die vorzüglichsten Helden dieser ewig denkwürdigen Belagerung waren: Ponce de Leon, Aguilar, Gonzalvo de Cordova, der Alkade de los Donceles, Chacon, der Großmeister von Calatrava, Inigo de Mendoza, der junge Kortez. Den schönsten Beweis ächter Ritterlichkeit lieferten Chacon, Ponce de Leon, Aguilar und der Alkade, indem sie in maurischer Rittertracht in die

Dadurch waren Ferdinand und Isabella Herren beinahe der ganzen Halbinsel, besaßen einen großen Theil von Neapel und Sicilien und schöne Gebiete an den Küsten der Barbarei. Sie waren zu bedeutenden Monarchen Europas, zu einer gewichtigen Macht angewachsen. Sie trachteten auch im Innern die königliche Würde und Kraft zu befestigen und rissen zu diesem Zweck die Verwaltung der Orden von Calatrava, Santjago und Alcantara, deren Großmeister bisher überwiegenden Einfluß geübt hatten, an sich. Zu diesem Allen gab ihnen der Genuese Christoph Columbus die neue Welt im Westen, und eröffnete damit unermeßliche Aussichten von Reichthum und Macht. Europa ahnete nicht, wie sehr diese Hoffnungen schon unter den nächsten Nachfolgern sich verwirklichen sollten. Indessen wollten die Glücklichen nicht Ruhm allein ernten, nicht allein Saaten des Segens und der Hoffnungen ausstreuen, — sie gründeten auf den Rath und nach dem Plan von Torquemada die Inquisition. Als hätte der Himmel dafür sie strafen wollen, entriß er ihnen ihren Sohn und Thronerben, und machte ihre, mit Philipp von Oest-

belagerte Stadt sich einschlichen, als Kämpfer für die Unschuld der von den Zegris der Untreue gegen ihren Gemahl angeklagten Königin von Grenada in die Schranken traten, die Unschuld mit dem Schwert bewiesen und unerkannt wieder hinauseilten. Schwerlich hat das ganze Mittelalter einen schönern Zug ächter Ritterlichkeit aufzuweisen. A. d. Ueb.

reich vermählte, Tochter Johanna wahnsinnig. Isabella überlebte diese Unglücksfälle nicht lange, starb 1504, ernannte Johanna zur Erbin von Castilien und ihren Gemahl zum Regenten, bis der Enkel Don Carlos sein zwanzigstes Jahr erreicht haben würde. Hierüber sehr ergrimmt, beginnt Philipp von Oestreich zahllose Kabalen, deren Unheil der berühmte Kardinal Ximenes de Cisneros zu beseitigen wußte. Gonzalvo von Cordova erwarb den spanischen Waffen in Italien unsterblichen Ruhm, Navarra fiel an Castilien (1513), in alle Händel Europas begann der spanische Name verwickelt zu werden, da starb plötzlich Ferdinand zu Madrigalejos (1516). Neben dem Sarg der Königin ruht seine Leiche im Alhambra zu Grenada, dem herrlichsten, ewig blühenden Grabmal, dem glänzenden Markstein einer neuen Epoche für Spanien.

Mit seinem kaum [illegible]-zehnjährigen Enkel Carl I. (bekannter unter dem Namen Kaisers Carl V.) gelangte ein Zweig des östreichischen Hauses auf den bereits so mächtigen Thron Spaniens. Der Kardinal Ximenes hatte nach Ferdinands Tod die Regentschaft übernommen, eilte dem zu Villaviciosa (1517) landenden König entgegen, erkrankte unterwegs und starb in unwürdiger, den König entehrender Verlassenheit. Mit Carl begann eine neue Richtung in allen inneren Angelegenheiten Spaniens, alles Constitutionelle verschwand gänzlich oder blieb höchstens als äußere leere Form noch bestehen, und der Absolutismus schwang sein eisernes Scepter. Gegen

alles Herkommen versammelte Carl (1520) die Cortes von Castilien zu Santjago in Galizien. Die Mehrzahl der castilischen Städte, wie Toledo, Salamanca, Sevilla, Zamora ꝛc. weigerten sich, in so unförmlicher Versammlung ihre Stimmen zu geben. Der König verbannte sie in seiner Wuth, Toledo und mehrere Comunidades (Municipalstädte) schwangen die Fahne des Aufruhrs, der Erzbischof von Zamora ermuthigte sie, der edle Don Juan Padilla erschien an der Spitze des Heers der Comuneros und boten der Königin Wittwe die Krone an. Unter der Anführung der Grafen de Haro und d'Onnate sendete ihnen der König ein Heer entgegen, bei Villalar wurden die Comuneros auf das Haupt geschlagen, die Hauptanführer mit dem verwundeten Padilla gefangen und hingerichtet. Die Wittwe von Padilla, die heldenmüthige Donna Maria Pacheco, vertheidigte Toledo lange auf das Kräftigste, verschmähte jede Gnade und entfloh endlich nach Portugal, um Castiliens Sclaverei nicht mit ansehen zu müssen. Spanien wurde in alle europäischen Kriege verwickelt. In Italien, in Deutschland, in den Niederlanden, in Afrika kämpften seine Heere, seine Flotten kreuzten an allen Küsten und erkämpften ihrem mächtigen Kaiser täglich neue Lorbern, neue Schätze und neue Kräfte zu Ausübung des Despotismus. In dem von Columbus entdeckten Amerika eroberten ihm die drei Brüder Pizarro das herrliche Peru und Chili, der junge Kortez das reiche Mexico. Spaniens Ruhm

ſchwang ſich auf den Zenith, während ſeine Freiheit und ſein Glück täglich tiefer ſanken. Die Weigerung der Cortes von Toledo (1538), die von ihm vorgeſchlagene Conſumtionsſteuer zu bewilligen, reizte ſeinen ganzen Zorn. Er gab der Verfaſſung den letzten Stoß, indem er die Geſtalt der Cortes veränderte und fortan nur von jeder der achtzehn vornehmſten Städte zwei Deputirte zuließ. Die Cortes wurden fernerhin nur bereitwillige Diener der Krone.

Den glänzenden Staatsmann und glücklichen Feldherrn ergriff plötzlich (1556) auf dem Gipfel ſeiner Größe ein frommer Schwindel und eine Art von Lebensüberdruß, er legte den kaiſerlichen und königlichen Schmuck ab, hüllte ſich in eine Mönchskutte, zog ſich in das Kloſter des heiligen Juſtinus zurück, richtete Uhren und ſtarb ſchon 1558 in ruhiger Abgeſchiedenheit.

Sein Sohn Philipp II. beſtieg bei ſeiner Entſagung den Thron von Spanien, erhielt zu dieſem Reich die ſchönen Niederlande und wurde auch ſogleich mit Frankreich in Krieg verwickelt, den der glänzende Sieg von Saint-Quentin vortheilhaft für ihn endete. Der ſchwer auf den Niederlanden laſtende Druck, die Albernheit und Brutalität der königlichen Statthalter, die religiöſen Spaltungen und pfäffiſchen Grauſamkeiten, erweckten allmälig den Sturm der Niederlande (1567), welchen kein Alba und kein Parma mehr beſchwichtigen konnte. Der mächtige Philipp ſah ſich endlich (1598) genö-

thigt, von diesen wichtigen Provinzen sich zu trennen und trat sie an seine, mit dem Erzherzog Albert von Östreich vermählte Tochter Isabella ab.

Während dessen hatten die in den Alpujarras zerstreut lebenden Mauren, überdrüßig des unmenschlichen Drucks und voll Hoffnung auf neue Hülfe aus Afrika, die Ketten abgeschüttelt, den jungen Don Fernan de Valor, einen ehemaligen Mauren, unter dem Namen Aben-Humeya zu ihrem König ernannt und den schrecklichen Kampf mit Grausamkeit begonnen (siehe die Novelle: der König der Berge). Nach zwei Jahren erst gelang es dem, durch den großen Seesieg bei Lepanto so berühmten Don Juan d'Austria (1574) die Mauren wieder zu bändigen und die Ueberlebenden zum Gehorsam zu bringen. Den Verlust der Niederlande zu ersetzen, warf ihm eine La.a. des Schicksals (1585) die Krone von Portugal zu, nachdem dessen König Sebastian bei dem unglücklichen Krieg in Afrika förmlich verloren gegangen war. Elisabeth von England unterstützte die Niederländer und sollte dafür gezüchtigt werden. Die ungeheuerste Flotte, seine Armada sendete er gegen sie (1588), und sah sie bald von Stürmen und britischer Gewandtheit gänzlich zerstört. Nie mehr erholte sich die spanische Seemacht von diesem Schlag, sie hörte auf die Erste zu sein, und sank bald zu völliger Unbedeutenheit herab.

Was sein Vater im Innern gegen die Castilier verübt hatte, das that Philipp auf noch empören-

dere Weise gegen die Rechte und Freiheiten von Aragon. Die von ihm so heiß geliebte schöne Eboli, hatte besonderes Wohlgefallen an seinem Secretair Antonio Percy (Perez) gefunden. Der schlaue, eifersüchtige König hatte durch seine Spione Wind davon bekommen, und Percy sah sich genöthigt, der fürchterlichsten Rache zu entgehen, — nach Saragossa zu entfliehen. Den Gesetzen und Rechten von Aragon gemäß, verweigerte der Oberrichter Lanuza die geforderte Auslieferung. Philipp sendete unter Don Magar ein Heer nach Aragon, eroberte Saragossa nach kraftvollem Widerstand, ließ ohne Weiteres den edlen Lanuza hinrichten und hob die Constitution von Aragon förmlich auf. Percy selbst entrann glücklich nach Frankreich.

Seine unglückselige Geschichte mit dem Infanten Don Carlos lassen wir unberührt. Ohne Zweifel wird darüber immer ein gewisses Dunkel bleiben; gewiß ist Schillers poetische Ansicht jener Episode ein Irrthum.

Der harte, despotische, mißtrauische, fanatische Philipp starb am 13. September 1598 und hinterließ persönlich nur den Ruhm des Scharfblicks in einzelnen Momenten, der Energie in politischen Angelegenheiten und edler Standhaftigkeit im Unglück.

Ihm folgte sein 21jähriger Sohn Philipp III. und vermählte sich, dem Wunsch des Vaters gemäß, sogleich mit Margarethe von Oestreich. Der nach außen glänzende, aber durch die unaufhörlichen Kriege im Innern erschöpfte Staat bedurfte einer

weiſen und kraftvollen Leitung. Leider war Philipp ein pfäffiſcher Schwächling und gerieth bald unter die völlige Vormäßigkeit des Herzogs von Lerma. Er mußte 1609 die Unabhängigkeit der Niederlande anerkennen. Er war Thor genug, durch ein unglückſeliges Edict die Mauren aus Spanien zu vertreiben und damit das Land einer Million der trefflichſten Einwohner zu berauben. Ränke der Pfaffen und Weiber und Günſtlinge, die Kabalen des Lerma, Herzogs Uceda, Oſſuna und Marquis von Vedmar, machten dieſe Regierung zu einer der traurigſten und entnervendſten für Spanien. Der König ſelbſt verſank in tiefe Melancholie, entzog ſich aller Theilnahme an den Geſchäften und ſtarb am 31. März 1621. Ein treffendes Bild des Hofjammers während dieſer unglückſeligen Regierung giebt die Novelle: Rodrigo Calderon.

Sein Sohn Phllipp IV., erſt 16 Jahr alt, leidenſchaftlich für Literatur und ſchöne Künſte eingenommen, thatenluſtig und thätig, erregte anfänglich die ſchönſten Hoffnungen. Allein bald verfiel er gänzlich der Gewalt ſeines Günſtlings Don Gaspar de Guzman, Herzogs von Olivares, jenes unglückſeligſten aller ſpaniſchen Staatsmänner. Dieſer verwickelte ihn mit gränzenloſer Unklugheit in eine Menge theurer Kriege und ſchwächender bürgerlicher Unruhen. Man kämpfte zugleich in Italien und in den Niederlanden, in Deutſchland und gegen die, wegen allzudrückender Auflagen empörten Catalonier. Dennoch forderte er auch die Portugieſen

durch herben Stolz und schmachvollen Druck zum Widerstand auf. Sie erklärten sich unabhängig von der spanischen Herrschaft und erhoben den Herzog Johann von Braganza auf den Thron von Portugal. Siegreich fochten sie ihren Willen durch. Der Zauber der spanischen Größe war schnell wieder zerstört, seine Macht war gebrochen, verwelkt die Blüte seines Wohlstandes, erschlafft seine Energie. Der westphälische Friede sanctionirte den Verlust der Niederlande, Portugals und einiger italienischer Lande. Der Vertrag der Pyrenäen (1659) legte dem Land neue Fesseln an, und Luis de Haro, der an die Stelle des jämmerlichen Olivares gekommen, vermochte nicht mehr den sinkenden Staat wieder zu heben, oder aufrecht zu erhalten. Philipp schrieb Prosa und nette Gedichte, er vertrieb sich die Zeit mit Schriftstellern und Malern, er beschäftigte sich mit der Literatur und beförderte sie, er wäre ein trefflicher Mensch als Privatmann gewesen. Als König war er ein Verderber seines Landes. Er starb am 17. September 1665.

Sein Sohn Carl II. war erst vier Jahr alt. Die Königin Wittwe wurde zur Regentin, der Jesuit Nitard zum Großinquisitor und Leiter aller Staatsangelegenheiten ernannt. Bald erwählte sich die Regentin, zum Aergerniß des ganzen Reichs, den Pagen Valenzuela zu ihrem besondern Günstling, erhob ihn zu den höchsten Ehrenstellen, und ließ in dem zerrütteten Land ihn nach Belieben schalten. Sobald der König sein 15tes Jahr erreicht hatte, lud der ganze

Adel ihn ein, die Zügel der Regierung selbst zu ergreifen, und der schmachvollen Herrschaft eines solchen Emporkömmlings ein Ende zu machen. Valenzuela wurde entsetzt und auf die philippinischen Inseln verbannt, Don Juan d'Austria an die Spitze der Geschäfte gestellt. Neue Kriege hatten das Land noch mehr erschöpft. Ludwig's XIV. Uebermacht lastete auch schwer auf Spanien. Im Frieden von Nimwegen muß ihm die Franchecomté abgetreten, und Louise von Orleans muß Carl's Gemahlin und Königin von Spanien werden.

Kein Erbe entsprang der königlichen Ehe. Das Haus Oestreich sprach die Nachfolge an für den Sohn des Kaisers Leopold; Baiern wollte seine Rechte auf die Krone von Madrid geltend machen, und Frankreich verlangte sie für den Sohn seines Dauphin. Jede dieser drei Mächte bestürmte den armen, kränkelnden, bigotten König Carl, ein Testament zu ihren Gunsten zu machen. Die unerhörtesten Hof- und Pfaffenkabalen (siehe die Novelle: das Kardinalscomplot) wurden geschmiedet, um endlich den Sieg für Frankreich zu erringen, den guten König Carl am 3. November 1700 zu Tode zu martern, Spanien dem Verderben näher zu rücken, in neue Wirren und Kämpfe zu verwikkeln, und Europa mit einem neuen allgemeinen Krieg zu überziehen.

Ich schließe hiermit den Blick auf die Geschichte von Spanien nnd hoffe in der Einleitung zum zweiten Band die Hauptdaten der spanischen

Schicksale und Thaten von 1700 bis auf unsere Tage nachzuholen.

Trennen kann ich mich nicht von diesem Geschichtsfaden, ohne den freundlichen Leser dieser Novellen aufmerksam zu machen auf einige Erscheinungen, welche ohne Zweifel auf Sinn und Charakter der Nation heute noch ihren Einfluß üben und beide eigenthümlich gestalten mußten. Nur wer Spaniens Geschichte aufmerksam überschaut, wird manches seltsam Erscheinende des spanischen Seins und Wesens natürlich finden, manche scheinbaren Widersprüche sich erklären können.

Spaniens Blut ist aus den verschiedensten Elementen gemischt und hat so seltsame Bildungsprocesse erfahren, wie nicht wohl ein anderes Land von Europa. Zu dem unruhigen, kriegerischen, brausenden Getreibe der, uns übrigens nur wenig bekannten, Ureinwohner gesellte sich früh der Geist der Karthaginenser und der Römer. Hannibal und Scipio machten ihre erste Schule auf spanischem Boden. Die Römerherrschaft überwand, römisches Gesetz, römische Sitten und Gebräuche umspannen die celtiberische Urweise, bildeten eine eigene Sprache, beuteten den reichen Boden und die Thatkräftigkeit seiner Bewohner aus. Die Barbarei der Völkerwanderung überschwemmte Spanien, vernichtete das Römerthum, mischte das schon gemischte Volk abermals mit den sich ansiedelnden Westgothen und Sueven. Dreihundert Jahre genügten, um alle diese heterogenen Elemente zu einem Ganzen zu

verſchmelzen, eine neue, eigenthümliche Welt voll der bunteſten Färbungen und Nuancen zu bilden. Da brachen die Araber und Mauren überwältigend ein, überzogen ganz Spanien mit ihren Sitten, mit ihrem Glauben, mit ihrer Sprache, bis zu den Gebirgen des Nordens, wo in den Schluchten und Höhlen die letzten Gothen eine Zuflucht ſuchten und fanden, ein neues Völkchen begründeten, die Oriflame des Chriſtenthums aufpflanzten gegen den Andrang des Muhamedanismus. Der ewige Krieg auf Leben und Tod war erklärt und wurde ſiebenhundert Jahre lang raſtlos und ununterbrochen geführt. In zahlloſe kleine Königreiche hatte ſich die Maurenherrſchaft in Spanien zerſplittert, überall kleine Nuancen von Geſetzen und Gebräuchen gelten laſſen oder eingeführt. Eines nach dem andern mußte von den Chriſten wiedererobert werden. Heute ging eine Stadt durch Sturm, morgen eine andere durch Capitulation, übermorgen eine dritte durch fertigeſchloſſene Verträge über. Dort führte Gewalt eine neue Ordnung der Dinge ein, hier regelten Uebereinkünfte einen geſetzlichen Zuſtand, das Alte oft laſſend, von dem Neuen hinzufügend, Mauriſches und Chriſtliches vermengend. Kein Princip und kein Syſtem leitete, der Augenblick gebot mit ſeinen bunten Launen.

Das chriſtliche Spanien genoß keineswegs der Ruhe auf ſeinem wiedergewonnenen Boden. Geſiegt hatten die Ritter und Könige nur, um jetzt unter ſich ſelbſt den Kampf der Eiferſucht, Habſucht und Eitelkeit gleich blutig und raſtlos zu beginnen. Die Kö-

nigreiche Galizien, Leon, Castilien, Navarra, Aragon ꝛc. bekämpften und verwundeten sich so lang, bis endlich Castilien sie alle verschlungen hatte. Aber auch diese Vereinigung war wieder auf verschiedene Weise erfolgt und an eine eigentliche Einheit dabei niemals gedacht worden. Jedes dieser Länder behielt nach wie vor seine eigenen Gesetze und Gebräuche, eine eigene Verwaltung und eigenthümliche Lasten und Freiheiten. Neid und Eifersucht und Hochmuth war bei Allen eher gesteigert als vermindert worden, und diese Leidenschaften vererbten sich so beharrlich und treu vom Vater auf den Sohn, daß heute noch Spanien nichts weniger als Eines ist, obgleich derselbe Scepter alle Provinzen beherrscht. Dazu gesellte sich die Entdeckung und Eroberung der neuen Welt, welche dem Volkscharakter von Neuem ein Gepräge von Stolz und Abentheuerlichkeit aufdrückte und zugleich die Regierung in unheilvollen Schlaf versinken ließ, während das übrige Europa einer neuen Zeit des regsten Ringens und Strebens mächtigen Schrittes entgegenging.

Mehr als in andern Ländern, hatte sich in Spanien der Geist der römischen Municipien erhalten und verschiedenartig gestaltet, durch alle Wechsel der Zeiten das demokratische Princip warm und lebendig selbst unter Trümmern bewahrt, und gegen den heftigsten Andrang des Aristokratismus und Absolutismus und der Hierarchie mehr oder minder geschützt.

Die Comunidades und ihre Comuneros erhielten sich noch in Kraft und Ansehen, als der Ari-

ſtokratismus bereits dem Abſolutismus zur Beute gefallen war.

Als die chriſtlichen Königreiche Spaniens unter dem Schutz einer blühenden und glühenden Ritterſchaft und einer ſchlachtengewöhnten Geiſtlichkeit mehr und mehr ſich ordneten, die Könige feſter und feſter auf ihren Thronen ſich ſtellten, unabhängiger von den Launen und der Herrſchſucht des Adels ſich zu machen trachteten, hüteten ſie ſich wohl, die Freiheiten und Rechte der Städte anzugreifen, die Gewalt der Comuneros antaſten zu wollen. Auf dieſe ſich ſtützend, richteten ſie ſtolzer und ſtolzer ſich auf, traten ſie ernſter und kräftiger den Anmaßungen der Großen entgegen. Entſchiedener als je zuvor, Don Pedro der Grauſame und ſeine Nachfolger, bis das Königthum von dieſer Seite gänzlich befreit, unter Carl I. nun ſeine ganze Macht gegen die Rechte und Freiheiten der Communidades wenden, auch dieſe brechen, die Cortes zu einem Schattenſpiel machen und das abſolute Königthum zur factiſchen Regierungsform erheben konnte. Während deſſen hatte, vorzüglich durch Ferdinand's des Katholiſchen frommen Eifer und blinde Gottſeligkeit, der Clerus eine eigentlich überwiegende Macht im Staat und einen höchſt verderblichen Einfluß auf Leib und Seele gewonnen. Die Inquiſition war zugleich ein Schwert des Deſpotismus und ein Dolch des Pfaffthums gegen das Königthum, eine Bannformel und Wünſchelruthe, mittelſt deren die Geiſtlichkeit Schätze auf Schätze häufte; und ein Sirokko, der alle Quellen der Betriebſamkeit, des Wohlſtandes austrocknete, allen Aufſchwung mo-

ralischer und intellectueller Kräfte lähmte, das Volk in den Zauberkreis der dumpfen, trägen, freudeleeren Dummheit und Faulheit bannte.

Das Unglück wollte diese edle Nation noch tiefer beugen. Es gab ihr nach den beiden gleich herben Despoten, Carl I. und Philipp II., eine Reihe von Schwachköpfen und Taugenichtsen zu Regenten, wie kaum irgend ein Volk sie aufzuweisen hat, wahre rois fainéans, Puppen ihrer zum Hofschranzenthum herabgesunkenen Großen, Spielwerke frecher, überschwenglich anmaßender Günstlinge und feiler Buhlerinnen, Werkzeuge des Ultramontanismus oder einzelner niederträchtiger Prälaten, Ruthen und Scorpione auswärtiger Politik.

Die Vorsehung schien ihr Auge von Spanien abgewendet, diesem Land über zwei Jahrhunderte hindurch den Rücken zugekehrt zu haben, um dann durch alle Schrecknisse eines noch nicht geendigten Kriegs zu einem neuen Dasein es zu erwecken, über den Gräbern zweier Generationen einen schönern Frühling ihm erblühen zu lassen.

Ich bekenne, daß ein Schauder mich erfaßt, so oft ich dieses herrlichen Volks, seiner scheußlichen Gegenwart und seiner nächsten Zukunft gedenke.

Die Menschheit hat nichts Erhabenes, nichts Gutes und nichts Schönes hervorgebracht, wozu nicht dieser edle Stamm die herrlichsten Gebilde, oft die größten Muster geliefert hätte.

Was ist sein Loos? Was wird aus ihm werden?

I.

Die Höhle Covadonga.

Covadonga's öden Thalen
Kommt an hehren Wundermalen
Nichts auf span'scher Erde gleich.
Helden weihten dieſe Schlünde,
Märtyrer die Felſengründe;
Und Pelajo's blut'ge Siege
Flochten Kränze um die Wiege
Von dem neuen Königreich.

Southey.

„Nun Kerim, will ſich die Trotzige noch immer nicht fügen? Wähnt ſie wirklich meiner Macht widerſtehen zu können? Fürchtet ſie nicht meine Rache?“ frug der Maure Munuza ſeinen ſo eben zurückkehrenden Vertrauten.

Weder Bitten noch Drohungen machen den geringſten Eindruck auf die Stolze. Dieſe Schweſter des von unſerm Propheten verfluchten Don

Pelaso ist unüberwindlich an Hochmuth und Entschlossenheit, gleich ihrem Bruder. Mit Verachtung weist sie den Antrag deiner Hand zurück. Mächtiger Allah! welcher Schimpf für alle Mauren! Wir haben diese großen Reiche der Christenheit erobert, unser Wille ist hier einziges Gesetz, die in den Staub getretenen Feinde zittern, wenn unser Auge einen Blick des Zornes auf sie wirft; dennoch wagt es diese Christensclavin, die Ehre einer Verbindung mit Munuza, dem mächtigen Statthalter im Norden von Spanien, verächtlich von sich zu weisen! Aber, freilich nennen ihre besiegten Landsleute sie noch immer bei ihrem alten Titel, in Ketten bleibt diese Brut noch hochmüthig! Erstaunte ich billig darüber, daß der erhabene Statthalter unsers großen Kalifen dieser Christin eine solche Ehre erwies, so erstaune ich noch mehr darüber, daß er so geduldig sich abweisen läßt, wo es ihm nur ein Wort kostete, dieses Mädchen in seinen Palast schleppen zu lassen und zu Erfüllung seines Willens zu zwingen!

„Beim Propheten! dein Rath ist gut. Ja, allzu langmüthig war ich gegen den Hochmuth dieser Ormesinde! Meine Geduld ist erschöpft und endlich ist es Zeit, durch Gewalt zu erlangen, was man mit Liebe, Güte und Aufmerksamkeit zu erstreben umsonst sich bemühte. Deinem Eifer und deiner Treue sei es überlassen, die stolze Schöne in meinen Palast zu bringen. Allein, erwarte die Nacht, damit die Entführung keinen Aufruhr in

der Stadt errege. Wenngleich die Christen aller Widerstandsmittel beraubt sind, so scheinen mir doch ihre Verehrung und Liebe für diese sogenannte Prinzessin groß genug, um sie zu einem verzweifelten Schritt zu treiben. Ihr unvertilgbarer Haß harrt nur auf eine Gelegenheit, um mit aller Wuth gegen uns loszubrechen. Zwar fürchte ich diese Wahnsinnigen nicht, allein ich geize mit dem Blute der Mauren und will nicht, daß dessen nur ein Tropfen in meiner Angelegenheit fließe. Wir bedürfen noch vieles maurischen Blutes, um noch manche Reiche der Christen zu erobern. Also, mein kluger Kerim, sobald es Nacht geworden ist, schleichst du dich in aller Stille mit gehöriger Bedeckung in Ormesindens Haus, nimmst geräuschlos sie in Empfang und führst sie ohne Lärm vorsichtig hieher."

Wohl mein Gebieter, wie mir befohlen ist, soll pünktlich geschehen. Mit diesen Worten empfahl sich Kerim seinem Herrn und eilte, seine Vorkehrungen für diesen Raubzug zu treffen.

Die Gothen befanden sich in jenem Augenblick in einer höchst bedauernswürdigen Lage. Nach rasch auf einander folgenden blutigen Siegen hatten die Mauren unwiderstehlich ganz Spanien überschwemmt, und dauernden Widerstand nur in den gebirgigsten Theilen von Asturien und Biscaya gefunden. Diese unbezähmbaren Bergbewohner vertheidigten ihre Freiheit noch Schritt für Schritt, als Munuza bereits, zum Statthalter von Asturien ernannt, in der Hauptstadt Gijon residirte. Er

beugte die Christen unter eine eiserne Ruthe und beobachtete sie unablässig mit den Argusaugen des Verdachtes. Dennoch lauerten die Gebeugten nur auf eine Gelegenheit, die Waffen zu ergreifen und das blutige Glücksspiel von Neuem zu versuchen. Ihrem Bund fehlte nur eine Seele, der herrliche Pelajo. Dieser war verschwunden, ohne daß man irgend eine weitere Nachricht von seinem Dasein erhalten hätte. Verschiedene Gerüchte über sein Schicksal liefen umher. Die meisten vereinigten sich darüber, daß er auf seiner Reise nach Aquitanien, um dort Hülfe für die spanischen Christen zu suchen, ermordet worden sei. Trauer erfüllte die entmuthigten Herzen. Ein neuer Umstand trat ein, diese Trauer in ein Knirschen der Wuth zu verwandeln. Das Gerücht kam in Umlauf, daß der niederträchtige Bischof Oppas ihn durch Hinterlist in seine Gewalt bekommen und ermordet habe. Mit dem Verschwinden des Pelajo zogen sich die meisten der edlen Gothen in ihre entlegensten Schlupfwinkel zurück, während andere den kühnen Plan entwarfen, eine allgemeine Empörung zu organisiren und Ormesinde als Königin auszurufen. Die Mehrzahl schien taub für dieses Unternehmen und alle ruhigen Köpfe sprachen dagegen, um nicht durch einen unzeitigen Ausbruch die letzte Kraft nutzlos zu vergeuden, den letzten Schimmer von Hoffnung vielleicht für immer zu verlieren. Druck, Sclaverei, Zwiespalt und Verwirrung überall!

Der schlaue Munuza hatte die Macht der schönen Ormesinde erkannt und alles mögliche gethan, um sie für sich zu gewinnen und ihres Ansehens zu Befestigung seiner Macht bei den Gothen sich zu bedienen. Er war standhaft mit jedem Antrag zurückgewiesen worden und trachtete nun als Barbar sein vermeintes Anrecht geltend zu machen.

Ormesinde bewohnte ein einsames Haus und lebte dort in stiller Zurückgezogenheit mit Elgira, ihrer Amme, welche nun ihre vertrauteste Freundin geworden war. Sie plauderten eben über ihr herbes Geschick und beschlossen, bald durch die Flucht der Gewaltthätigkeit der Mauren sich zu entziehen, eine schönere Zukunft sich zu bewahren. „Ja, meine theure Elgira, dieser Maure ist in seinem Hochmuth zu Allem fähig, und ich bin fest entschlossen, der verhaßten Stadt, in welcher er der Allmacht gleich gebietet, zu entrinnen."

Aber, theure Fürstin, wohin fliehen, wo nicht der Arm der Ungläubigen uns erreichen könnte?

„Wie, Mutter Elgira, hast du das Thal und die Höhle von Covadonga ganz vergessen? Erinnerst du dich nicht mehr jenes einsam wilden, fast unzugänglichen Ortes, wohin mein Bruder Pelajo nach dem verunglückten Versuch, die Freiheit wieder zu erkämpfen, geflohen war? Ach, jetzt höre ich nichts von meinem Bruder als Nachrichten des Todes, Zeugnisse unserer Sclaverei und täglich drohendere Winke eines noch härtern Schicksals! Mit dem trefflichen Alonzo sollte ich nach des Bru-

ders Rückkehr verbunden werden. Die Gefahr meiner Lage mag mich entschuldigen, wenn ich ihn und einige treue Gothen zu Gefährten und Beschützern meiner Flucht erwähle. Heute noch soll er kommen, damit wir alles genau verabreden und morgen mit Anbruch der Nacht entfliehen können. Aber, horch, dünkt mir's doch, als hörte ich Tritte. — Ja, er ist's! liebe Mutter, eile ihm zu öffnen."

Die treue Elgira gehorchte augenblicklich. Welcher Schrecken für die Alte! Statt des theuren Alonzo stürzte eine Schaar der verhaßten wilden Mauren in das Haus, an ihrer Spitze der Günstling des Statthalters, der abscheuliche Kerim. Ormesindens Wangen rötheten sich voll Scham, Zorn flammte aus ihren Augen, einer Amazone glich sie, als sie mit aller Majestät von ihrem Stuhl sich erhob und dem Unverschämten entgegentrat, der in solcher Stunde sie zu besuchen wagte.

„Was willst du hier? Wer erlaubt dir, um solche Stunde meine Schwelle zu betreten?"

Schöne Christin, die Pflicht gebietet, dem Statthalter des Kalifen zu gehorchen. Sein Wort befiehlt mir, hieher zu eilen und dich in seinen Palast abzuholen; also bereite dich, mir augenblicklich zu folgen.

„Ich, dir folgen? Nimmermehr! Kehre zurück zu deinem Herrn und melde ihm, daß Pelajo's Schwester mit ihm nichts gemein haben könne; und bitte ihn, daß er den letzten Funken von Mensch-

lichkeit in seiner Brust zu Hülfe rufe, um ein Wesen mit seiner Zudringlichkeit zu verschonen, welches ihn nur fürchten, hassen und verachten kann."

Ei, dazu fühlt Kerim keinen Beruf! Das wird aus eurem schönen Munde weit lieblicher und eindringlicher klingen und gewiß den edlen Statthalter rühren. Also, schöne Prinzessin, macht nicht viel Aufhebens, seid klug, folgt mir gutwillig und nöthigt mich nicht, Gewalt zu brauchen, die ich, wie ihr wohl seht, hinlänglich bei der Hand habe.

Ormesinde war verstummt, sobald sie die Wirklichkeit erkannt hatte. Rings umher irrte ihr Blick der Verzweiflung. Nirgends ein Ausweg, nirgends eine Möglichkeit der Rettung, vergeblich jeder Widerstand! Thränen des heißesten Schmerzes brachen aus ihren Augen, sie demüthigte sich so sehr vor dem Barbaren, daß sie um Mitleiden, um Erbarmen ihn anflehte und mit den süßesten Lauten weiblicher Wehmuth ihn zu rühren strebte. Umsonst! Kerim lächelte vornehm, als vergliche er in Gedanken die stolze Haltung des verflossenen Augenblicks mit der jetzigen demüthigen Stellung. Ungerührt von ihrem Schmerz und von dem Jammergeschrei der alten Elgira, gebot er ihr rauher als zuvor, sich schnell zu entschließen, ihm bereitwillig zu folgen, oder augenblicklicher Gewalt seiner Leute versichert zu sein.

In ihrer Verzweiflung trachtete Ormesinde ein Fenster zu gewinnen, um sich in den Hof hinabzu-

stürzen und durch schnellen Tod der Schande zu entgehen. Aber Kerims Scharfblick bewachte jede ihrer Bewegungen, trat ihr rasch in den Weg, faßte sie am Arm und rief kaltblütig seinen Begleitern zu: „bindet sie!“ Dies schreckliche Wort zuckte einem Blitz gleich durch Ormesindens Seele und gab ihr die Kräfte der Verzweiflung. Sie rang mit Kerim und warf als starke Siegerin ihn gegen die Mauer; allein die Helfershelfer hatten sie bereits erfaßt, wanden unbarmherzig Stricke um ihre Arme und Beine und knebelten sie so enge, daß sie sich nicht mehr rühren konnte. Elgira lag ohnmächtig am Boden, zwei der Barbaren beriethen sich, ob sie nicht mit einem Dolchstoß ihrem Daseyn ein Ende machen sollten, um einer Verrätherin sich zu entledigen, während die andern Ormesinde auf ihre Schultern hoben, um sie zu ihrem Gebieter zu tragen, und Kerim die Thür öffnete und möglichste Stille gebot. Kerim schrak heftig zurück, denn so wie er die Thür geöffnet hatte, trat gerüstet Alonzo ihm entgegen und schrie mit furchtbarem Zorn: „Räuber! laßt eure Beute los, mein Schwert löst ihre Bande!“ Ormesinde schrie bei seinem Anblick laut auf vor Freude, selbst Elgira schlug die Augen auf und erhob sich aus ihrer Ohnmacht, die Mauren lachten laut über seine freche Forderung und Kerim brüllte wüthend ihm zu: „Christensclave! im Namen des Statthalters entferne dich!“

Alonzo, seiner nicht mehr mächtig, stürzte, unbekümmert um die Zahl der Feinde, mit dem Schwert auf sie ein und streckte zwei der Vordersten nieder, bevor die Uebrigen zur Besinnung kommen und sich vertheidigen konnten. Kerim hatte mit kluger Wendung dem ersten Sturm sich entzogen und trieb nun im Rücken seiner Leute zu raschem, allgemeinem Angriff. Das ungleiche Treffen begann, Alonzo's Schwert und kühne Gewandtheit thaten Wunder, aber sie vermochten nicht gegen solche Uebermacht zu siegen. Aus vielen Wunden blutend sank er endlich nieder und sah zu seiner Verzweiflung, wie Ormesinde fortgeschleppt wurde. Einige Mauren banden ihn selbst, trugen ihn davon und warfen ihn in einen Kerker, wo er des Statthalters Bestimmung abwarten sollte.

Munuza war über Alonzo's Gefangenschaft beinahe noch mehr entzückt, als über den Besitz der schönen Ormesinde. Schon lange hatte er vergeblich einen Vorwand gesucht, diesen trotzigen Ritter und überlästigen Nebenbuhler auf die Seite schaffen zu können, ohne die übrigen Christen dadurch aufzuregen, vielleicht gar zu einem Aufstand zu reizen. Jetzt hatte er ihn in seiner Gewalt, unter dem Schein von Recht und ohne daß einer der Christen etwas geahnet hätte. Lächelnd sprach er zu Kerim, „Geduld mein Treuer, der junge Held soll sein Schwert nicht mehr gebrauchen!" und eilte voll Hoffnung und Lust zu der Gefangenen hinüber.

Entfesselt lag sie auf einer Ottomane und sprang bei seinem Eintritt beschämt und empört auf. Munuza verschwendete die sanftesten und süßesten Worte, ohne daß er anderes damit erzielt hätte, als stets neue Betheurungen des Hasses und der Verachtung, stets heftigere Verwünschungen. Aus ihrem Auge blitzte der Vorsatz: der Sclaverei und Schande zu entfliehen, mit dem todtgeglaubten Bräutigam sich zu vereinigen. Der Maure war zu klug, um beim ersten Anfall den vollen Sieg zu hoffen. Austoben mag sie ihren Schmerz, dachte er, ausströmen all ihren Zorn, die Zeit wird beide mildern und die Sonne wird scheinen, die Frucht meines Strebens zu reifen und an mein schönes Ziel mich zu führen.

Bald befreite er sie von seiner Gegenwart und ließ in prachtvolle Gemächer sie überführen, mit mauriſchen Dienerinnen zahlreich umgeben, als Königin in Allem sie behandeln. Ormesinde hatte nicht einmal den Trost, ihre alte Elgira um sich zu sehen, umsonst sendete man nach ihr, sie war verschwunden. Ormesinde wurde bleicher und bleicher, Ormesindens Augen waren geschwollen von Thränen, ohne daß sie milder gegen ihren Tyrannen, oder nachgiebiger geworden wäre. Der königliche Stolz, die Liebe zu Alonzo und der Haß gegen Munuza lebten gleich unsterblich in ihrem Herzen fort.

Der Statthalter, endlich des hoffnungslosen Harrens müde und überdrüssig der fruchtlos ver-

ſchwendeten ſanften Worte, beſchloß, ohne weitern Verzug, um jeden Preis ſein Ziel zu erreichen und den gefangenen Alonzo als Haupthebel dabei zu benutzen. Sollte die ſtolze Schönheit länger widerſtehen können, wenn ihre Nachgiebigkeit allein das Leben des Geliebten retten konnte?

„Ormeſinde," begann er eines Tages, „das Gedeihen dieſes noch jungen Reiches und meine glühende Liebe für dich erheiſchen gleich mächtig, daß deine Hand mir zu Theil werde. Zum letztenmal erſcheine ich hier, um meinen Thron dir anzubieten. Geſchehen muß nun, was ich beſchloſſen habe, und dir allein iſt es überlaſſen, ob du künftig nur die Sclavin meiner Lüſte, oder die von aller Welt hochgeehrte und von ihm ſelbſt zärtlich geliebte Gemahlin des Statthalters zweier Königreiche ſein willſt."

Ormeſinde erwiderte kein Wort. Dringender und feuriger verſuchte Munuza alles Denkbare, um, wenn auch nicht ihr Herz zu gewinnen, doch zur Nachgiebigkeit ſie zu bewegen. Abwechſelnd bat er mit den zärtlichſten Worten, oder ſuchte mit den fürchterlichſten Drohungen ſie einzuſchüchtern. Umſonſt! Worte des Haſſes nnd des Abſcheues waren die einzige Frucht ſeiner Bemühungen.

„Chriſtin," rief er endlich von Wuth übermannt, „fürchte, daß die Laſt meines lange verhaltenen Zorns nun auf dein Haupt falle!" — Ungläubiger, erwiderte ſie mit Feſtigkeit, längſt hätte die Erfahrung dich belehren ſollen, daß deine

Drohungen nichts über mich vermögen. Wähnst du, der Tod könne mich schrecken?

„Dein Tod?" frug höhnisch der Maure, „davon ist nicht die Rede, du lebst und sollst leben für mich! Aber, erwäge es wohl, noch ein anderes Leben ist in meiner Gewalt, ein Wink von mir und es ist dahin! — Auch hierauf keine Antwort? Also willst du, daß Alonzo sterbe, heute noch, in diesem Augenblick sterbe? Willst du selbst den Befehl zu seiner Hinrichtung geben?"

Ormesinde fühlte sich plötzlich von allen Schrecknissen ihrer Lage durchdrungen, das Jammerbild des sterbenden Geliebten stand erschütternd vor ihrer Seele, ihr Stolz und alle ihre Hoheit sank vor dem Barbaren in den Staub, die Thränen der Verzweiflung fielen zu seinen Füßen, die mildesten, süßesten Worte flehten um Schonung des theuersten Lebens.

Ungerührt von all dem Schmerz erwiderte er mit hämischem Lächeln: „Ei, meine stolze Schöne, so schnell gebeugt? Jetzt ist es an dir, zu bitten, an mir, zu gewähren oder zu verweigern. Doch meine Liebe soll auch jetzt noch großmüthig sich beweisen, Zeit will ich dir gönnen, meinem unabänderlichen Entschluß gegenüber, selbst und allein über dein und über Alonzo's Schicksal zu entscheiden. Wenn ich wiederkehre, so sprichst du selbst das unumstößliche Urtheil, ob Alonzo sterbe und du nur meine Sclavin seiest, oder ob Alonzo leben und frei werden soll und du als meine Gemahlin hoch-

geehrt hier herrſchen willſt. Gedenke, daß ich heute noch Entſcheidung zu erhalten unabänderlich beſchloſſen habe.“

Des andern Morgens herrſchte Jubel im Palaſt des Statthalters, überall entfalteten ſich die Zeichen der glänzendſten Pracht, die Vorbereitungen zu einem herrlichen Feſt. Alle Mauren jubelten: die Königsſchweſter, Ormeſinde, die ſchönſte Tochter der Chriſtenheit wird unſere Königin! Alle guten Herzen trauerten, alle Chriſten ſeufzten: Unſere Schmach wird nun erſt vollendet, und mit dieſem Tage erſt gehen wir unter, der Stamm des königlichen Pelajo vermiſcht ſich mit dem niedrigen Geſchlecht mauriſcher Emporkömmlinge, das Kreuz der Chriſtin neigt ſich vor dem Ungläubigen!

Munuza zeigte ſich übrigens als Mann von Wort. Kaum hatte Ormeſinde erklärt, ſeinem Willen ſich fügen zu wollen, als die Riegel von Alonzo's Kerker ſprangen und Freiheit ihm verkündet wurde.

Frei war Alonzo, aber unter welcher Bedingung! frei, aber für welchen Preis! Mit dem ſchmerzlichſten Gefühl, tief gebeugt, herabgeſtürzt von der glänzenden Höhe ſeiner Hoffnungen und Träume, voll Verzweiflung über das Schickſal ſeines Vaterlandes, begrub ſich der junge Held in ſein einſames Haus und vermied den Blick aller Chriſten. Er allein von Allen wollte der Chriſtin, der Fürſtentochter, der Braut eines Edlen, der Schweſter des großen Pelajo nicht verzeihen, was

sie gethan; er allein hielt es für würdiger, wenn Ormesinde sein Leben geopfert und selbst als Märtyrerin des Glaubens und der Ehre gefallen wäre. Er zweifelte an einer Liebe, die zagen und wanken konnte, und schmähte ein Herz, das nicht fähig gewesen, alles Glück mit Freuden für Erfüllung der Pflicht hinzugeben.

Der Tag der Vermählung erschien. Die Christen hatten allmählig Ormesindens Geschichte näher erfahren und fühlten weniger Schmerz und Scham. In einzelnen Gruppen traten sie zusammen auf Plätzen und Straßen; in den Tempeln versammelten sie sich, und manche Stimme ertönte, zu einem kühnen Schritt, zu Verhinderung der Hochzeit aufzufordern. Aber die Besonnenen fühlten ihre Ohnmacht und sahen ein, daß gegen die wohlgeordneten Mauren mit solchem Thun nichts auszurichten, das Unglück und die Schmach der Christen nur zu vermehren sei. Maurische Reiterschaaren durchzogen alle Straßen und stöberten rings um die Hauptstadt; maurisches Fußvolk stand in dichten Massen auf allen Plätzen; Tausende von mauriſchen Lanzen bildeten die Gasse, durch welche der Vermählungszug von dem Palast des Statthalters bis zur Moschee wandeln sollte. Sicher waren die Mauren, was kümmerten sie das Murren und die Zeichen der Unzufriedenheit dieser ohnmächtigen Gothen, als der Vermählungszug prachtvoll und feierlich durch die Straßen wallte?

Auf einer Anhöhe, wo man die Moschee übersehen konnte, stand fern von allem Gedränge, in tiefes, düsteres Sinnen verloren, einsam ein hoher Mann. Seine bleichen Wangen und seine hohlen Augen zeugten von der Schwäche und Krankheit seines Körpers. Die trüben Wolken auf seiner Stirn, der starre Blick, das stumme Beben seiner Lippen, das krampfige Zusammenballen seiner Fäuste sprachen deutlich genug den schmerzvollen Zustand seiner Seele aus, die Angst eines Herzens, in welchem verzweiflungsvoll Gefühle mit Gefühlen, Entschlüsse mit Entschlüssen ringen.

Don Alonzo war der Mann, kaum genesen von seinen vielen Wunden; neu und tiefer verwundet von Allem, was sich begeben; trostlos, der Unglückseligste von Allen.

Während er stumm von einem einzigen Gedanken beseelt zu der verabscheuten Moschee hinabblickte, trat, in einen dunkeln Mantel ganz verhüllt, unbemerkt ein fremder Mann zu ihm heran.

„Don Alonzo," tönte plötzlich eine dumpfe Stimme zu seinen Ohren und hallte schaudervoll in seiner Seele wieder, „Don Alonzo, ich glaubte nicht, dich hier so unthätig zu finden. Pfui, edler Gothe, pfui! heut ist ein Tag zum Handeln und nicht zum Träumen! Blut muß heute fließen, keine Thräne!"

Wer bist du, Fremdling? Deine Worte und dein edles Feuer verkünden einen Gothen.

„Ja, ich bin ein Gothe; ein Gothe, in diesen Tage der Herabwürdigung und Schmach nicht unwürdig seines Namens; ein Gothe, der sein Herz noch fühlt und sein Schwert noch fest in der Faust hält. Betrachte mich wohl. Hat eine kurze Abwesenheit so sehr mich entstellt, daß du den Bruder nicht mehr erkennst?“

Rasch schlug er den Mantel aus einander nnd sah ihm mit vollem, freiem Blick ins Angesicht, und Staunen erfaßte Alonzo's Seele und Freude durchbebte sein Herz: Pelajo! Pelajo! mein Freund, mein Bruder lebt! jubelte er voll Entzücken und stürzte an seine Brust.

Stumm hielten sich die Männer umarmt, laut pochten ihre Herzen und ihre Thränen flossen. „Es ist kein Traum, Pelajo! du lebst, ich halte dich an meiner Brust, barmherzig ist der Himmel, den einzigen höchsten Trost hat er meinem Unglück verliehen!“

Ja, Pelajo ist's, dein unglücklicher Freund, dein Schmerzensbruder. Mein edler Gothe, in welchen Zeiten leben wir! Wie furchtbar rächen sich die Sünden des Don Rodrigo an seinem unglückseligen Volk!

„Wehe, wehe uns Allen!“

Doch, wozu jammern und klagen? Anderes erheischt der Augenblick der höchsten Noth, der äußersten Schmach!

„Weißt du, Pelajo! weißt du wirklich alles?“

Ich weiß, daß ich eine meines Namens unwürdige Schweſter habe. Verwünſcht ſei die Entartete! Verflucht dieſer Schandfleck des ruhmvollen Stammes!

„O Pelajo, richte nicht zu ſtreng! Die Arme verdient mehr Mitleiden als Vorwürfe —"

Gerechter Himmel, welche Sprache! Höre ich die Stimme meines Freundes? Sind dies Worte eines chriſtlichen Ritters und Fürſten? Vermag Don Alonzo von Biscaya die Entehrung ſelbſt zu entſchuldigen, eine Schandthat zu beſchönigen, die Pelajo's Herz gebrochen und ſeinen Muth ihm genommen hat? Du biſt nicht mehr mein alter Alonzo, die Leidenſchaft hat den Gothenritter entmannt, die Pflicht in ſeiner Bruſt ſtumm gemacht. Verwünſcht ſei eine Liebe, die auch den Edelſten ſo tief herabziehen konnte!

„Halt ein, Pelajo! noch bin ich ein Ritter, ein Gothe und jener Alonzo von Biscaya! Noch fühlt mein Herz die alte Liebe für mein Vaterland und den alten Feuermuth, obgleich die Wunden mich geſchwächt, der Seelenſchmerz mir alle Kraft geraubt! Fordere, Pelajo, was ſoll ich thun, dir zu beweiſen, daß ich dein Freund, dein Bruder bin?"

Keine Seele weiß, daß ich in dieſen Mauern weile. In vergangener Nacht kam ich unbemerkt glücklich herein. Noch iſt das Opfer nicht vollzogen, noch iſt der letzte Schimmer von Hoffnung nicht verloren, die Ehre noch zu retten. Schneller

Entschluß und schnelle Ausführung thun Noth, Verzweiflung verbietet längeres Sinnen und Wählen, darum höre mich: ganz unnütz war nicht meine Reise an den Hof von Aquitanien, denn verweigerte auch der König jede Hülfe, so entflammte doch meine Erzählung den Muth gar vieler tapferer Ritter und ihre Lust, den Brüdern des Kreuzes ihr Schwert zu weihen. Alle Verhältnisse geboten Vorsicht und strengstes Geheimhalten meiner Plane. In einzelnen kleinen Schaaren hieß ich die aquitanischen Ritter still durch die Gebirge heranziehen, in Asturien, im Thal von Covadonga, sich versammeln und in der weiten Höhle jenes Berges sich möglichst zu verbergen. Dort harren meines Winkes in den einsamen umliegenden Thälern bereits Fruela, Pendez, Ruscevinto und viele edle Gothen. Jene Höhle Covadonga sollte die Wiege eines neuen Gothenreiches werden. Dies war mein schöner Traum, als ich gestern diese Stadt betrat, um dich, meine Schwester und alle übrigen mannhaften Gothen auf meine Berge hinauszuführen. Bald sollte von jenen Höhen herab ein blutig unversöhnlicher Krieg, ein Krieg der Vertilgung gegen die Mauren sich entspinnen, ein Krieg der Rache und der Wiedergeburt! — Ein Augenblick genügte, um diesen ganzen schönen Traum zu vernichten! Eine andere Pflicht gebietet andere Thaten, der Augenblick erheischt ein anderes Verfahren.

„Was willst du thun, sprich, edler Freund, was soll geschehen?“

Verzweifeltes muß geſchehen, gethan werden muß, was mein Blut erſtarren macht und alle gewöhnlichen Herzen mit Schauder erfüllen wird. Ein Opfer muß gebracht werden, welches nur große Seelen begreifen, nur wahre Freunde des Vaterlandes würdigen können.

„Sprich, Pelajo! was es auch ſei, ich ſtehe dir zur Seite.“

Wäre es wirklich? könnte ich noch auf dich zählen? könnte ich auch hier auf deinen Muth noch bauen?

„Bruder! kannſt du zweifeln? Dies Wort kam nicht aus deinem Herzen!“

Verzeihe Alonzo! Zweifel gebiert der Augenblick eines verzweiflungsvollen Unternehmens, eines Opfers, welches mit gewöhnlichem Maß nicht gemeſſen werden darf, wogegen ſelbſt die Natur ſich zu empören ſcheint! — Sprich Alonzo, ſprich ganz offen: könnteſt du als Vater deinen einzigen Sohn vom Schwert durchbohrt, blutend, ſterbend lieber vor dir ſehen, als zu einer Handlung der Schande deine Einwilligung geben?

„Beim Kreuz des Erlöſers, ich könnte es!“

Könnteſt du auch eher die ſüßeſten und theuerſten Bande zerreißen, eher mit Füßen treten Alles, was den Menſchen an das Leben feſſelt, als dich ſelbſt mit Schmach bedecken?

„Ja, Pelajo, Vaterland und Ehre ſind für Alonzo ſtets das Höchſte.“

Wohlan mein Freund, außer dir wissen nur zwei Vertraute von meinem Hiersein, wir alle müssen der Vermählungsfeierlichkeit beiwohnen. Komm Alonzo!

„Willst du Ormesinde zu befreien suchen?"

Nein, diese Hoffnung ist entschwunden. Was einige Tage später vielleicht gelungen wäre, ist heute unmöglich, die Ehre des Augenblicks, die Freiheit der Zukunft können nur aus einer andern Quelle entspringen, und diese Quelle ist — das Herzblut meiner Schwester!

„Gerechter Gott! Pelajo, was sprichst du, was willst du?"

Ormesinde muß sterben, sterben von der Hand ihres Bruders! — Ja mein Freund, dasselbe Schwert, welches so oft im Blut der Feinde sich gebadet, muß heute das Herz durchbohren, welches mir theurer ist, als mein eignes. Gräßlich ist dies Opfer, aber unvermeidlich. — Du blickst so stumm zur Erde, hat diese Nachricht dich gelähmt, dein Herz und deine Seele vernichtet? — Glaubst du, Alonzo, daß ich so leichten Herzens das Schrecklichste ersonnen habe? Weißt du, daß ich hundertmal zurückbebte vor dem Gedanken, das theuerste Wesen dieser Welt, meinen Stolz, meine Freude, mein letztes einziges Glück mit eigner Hand vernichten zu müssen? Ormesinde war mir alles, ich hing an ihr mit der ganzen Liebe eines Bruders, eines Vaters, eines Freundes, eines Geliebten — dies Alles mußte schweigen vor dem Gedanken an die Ehre;

vor dem ſchmachvoll gräßlichen Gedanken, daß Pelajo's Schweſter, aus welchem Grund es immer ſei, ſo tief ſich herabwürdigen konnte, in eine Verbindung zu willigen, welche ihre Ahnen ſchändet und den letzten Schimmer ihres Vaterlandes vernichtet. Ja, mein theurer Alonzo, ehe Pelajo's Schweſter von den Armen des verruchten Mauren umſchloſſen wird, muß der kalte Tod ſie umarmen! Ihr Brautbett ſei ein unbeflecktes Grab, ihre makelloſe Ehre der Kranz um ihre Schläfe! Doch horch! der Lärm beginnt, der Augenblick der Schrecken rückt näher. Faſſung, Muth, Entſchloſſenheit! So wie mein Schwert ſie durchbohrt, ſchreie unſere Brüder zu den Waffen. Der Anblick der gräßlichen That wird ſie alle zum Enthuſiasmus beleben, und mein von der Schweſter Blut noch rauchendes Schwert wird an dem Tyrannen ſelbſt uns rächen! Falle ich, wie es denn wohl geſchehen wird, ſo führe du unſere Freunde in das Thal und in die Höhle von Covadonga. Dort mögen dann die Namen von Pelajo und Ormeſinde Flammen ſein, an welchen euer Muth ſtets von Neuem ſich entzündet, Panière des ewigen Haſſes und Kampfes gegen die Mauren! Komm, Alonzo, der Gott der Chriſten ſegne unſre Schritte!

Mächtigen Schrittes eilte er hinab zur Moſchee, Alonzo folgte ihm ſchweigend, zerriſſenen Herzens, aber voll der männlichſten Entſchlüſſe. Wo ſie auf ein Häuflein von Chriſten ſtießen, laſen ſie Schmerz und Erbitterung auf allen Geſich-

tern und hörten zu ihrem Troſt, daß noch Gefühl für Pflicht und Ehre lebendig war, zu Hoffnungen für ein kühnes Unternehmen berechtigte.

Der Vermählungszug betrat die Moſchee. Pelajo und ſein Freund ſchoben ſich ihm nach mitten durch das dichteſte Gedränge und kamen nahe zu dem Traualtar, ſo erſchüttert und aufgeregt, daß ſie kaum mehr ihrer Sinne mächtig waren. Was ſie ſahen, war nicht geeignet, ſie zu beruhigen. Der verhaßte Munuza ſprach voll leidenſchaftlicher Zärtlichkeit mit Ormeſinde, welche ſo düſter und ſtumm ihn anhörte, als ſähe ſie nicht, was rings um ſie her ſich ereignete. Ihr Geiſt ſchien von einem einzigen mächtigen Gedanken ausſchließlich ergriffen zu ſein. Marmorbleich waren ihre Wangen, aber ihre Augen blitzten beinahe in übernatürlichem Feuer. Wie ſehr ſtach die Trübſeligkeit ihrer Züge ab gegen den Glanz ihres Schmuckes und die heitere Roſenkrone um ihre Stirn.

Als die Zeremonie begann, ſchien Ormeſinde im Kampf mit der heftigſten Aufregung ihre letzte Kraft zu verlieren. Liebreich beſorgt ſuchte Munuza ſie zu tröſten, zu beruhigen, aber verächtlich ſtieß ſie ihn zurück.

„Dem Himmel ſei Dank!“ ſprach Pelajo ſeinem Freund ins Ohr,“ ich ſehe wenigſtens, daß ſie ihn haßt, damit ſchwindet eine Bergeslaſt von meiner Bruſt.“

Beide ſchoben ſich wieder einige Schritte näher zum Altar, mehrere zuverläſſige Gothen Schritt für Schritt hinter ihnen.

Plötzlich ſtieß Ormeſinde einen gellenden Schrei aus, ſie zitterte am ganzen Körper bis zur Hinfälligkeit der Ohnmacht. Ihre umherirrenden Blicke begegneten dem Auge des Geliebten. Munuza und ſeine Freunde ſahen nach allen Seiten ſich um, die Urſache dieſes plötzlichen Schreckens zu finden.

„Beim Allah!“ ſchrie der Statthalter, „täuſchen mich meine Augen nicht, ſo hat ſich der verhaßte Alonzo erfrecht, bei dieſer heiligen Zeremonie zu erſcheinen. Kerim, ſchnell reinige die Moſchee von ſeiner Gegenwart!“

O Munuza! erinnere dich deines Verſprechens! ſchrie Ormeſinde im höchſten Schmerz.

„Pfui, Orſeminde, pfui!“ ſchallte eine mächtige Stimme durch den Tempel, daß alle Mauren und Chriſten zugleich erbebten — „erniedrigen kannſt du dich, Mitleiden von einem Munuza zu erflehen? Wo iſt dein alter Stolz? Haſt du vergeſſen deinen Stamm und deinen Namen?“

Aller Augen ſuchten den Ort, woher dieſe Stimme erſchallte, und den Mann, der ſo kühne Worte geſprochen. Ein dumpfes Murmeln des Staunens ſchwirrte durch die gedrängten Maſſen in der Moſchee und bald riefen hunderte von Stimmen freudig: Pelajo! Pelajo! und von den Straßen herein antwortete der Jubel von tauſend Chriſten: Pelajo! Pelajo! Munuza ſchwieg ſchwer betroffen, ſein Falkenauge flog durch die ganze Verſammlung umher, die Wirkung dieſer unvermuthe-

ten Erscheinung zu erforschen. Er hielt ruhig Ormesinde, die einen Schrei der Freude ausgestoßen hatte, an dem Arm fest, während Pelajo mit seinen Genossen noch näher zum Altar hintrat und die ersten Spuren von Verwirrung im Tempel sich äußerten.

„Ja, Pelajo ist hier," sprach er voll Ernst und Trauer, „Pelajo erscheint, um Zeuge zu sein des letzten und schmachvollsten Unglücks, welches sein Haupt auf dieser Welt treffen konnte. Ormesinde! konnte ich von dir solches erwarten? Welch' teuflischer Zauber konnte dich zu dem Wahnsinn bewegen, selbst in deine Schande zu willigen?"

Halt ein, Pelajo! verdanke es deiner Schwester, daß dies nicht dein letztes Wort gewesen —

„Ruhig, Statthalter des Kalifen! es ist mein letztes Wort in deiner Hauptstadt und in deinem Gebiet. Laß mich von meiner Schwester Abschied nehmen, laß noch einmal die Arme an das Herz mich drücken. Dein Prophet selbst gebeut, die Liebe der Natur, die Liebe zwischen Bruder und Schwester nicht zu stören!"

Ohne Munuza's Antwort abzuwarten, rückte Pelajo mit seinen Genossen ganz nahe zu Ormesinde vor, die Trabanten und selbst die maurischen Priester machten ihm schweigend Platz, und schweigend ließ Munuza den Arm der Geliebten los. Sie beugte sich zum Ohr des Bruders herab und lispelte mit schwacher Stimme: vermehre nicht, mein Bruder, mit ungerechten Vorwürfen die Qualen mei-

ner Seele. Was ich gethan, geschah, um den edelsten der Gothen, deinen theuersten Freund, zu retten. Mein Leben ist das Opfer für Erhaltung des seinigen. Wie konnte Pelajo von seiner Schwester wähnen, daß sie selbst sich beschimpfen würde?

„Wie freut es mich, also dich reden zu hören," sprach Pelajo ruhiger," deine Worte erleichtern die ungeheure Last meiner Schmerzen."

Ormesinde wurde sichtbar schwächer und schwächer. Finstern Auges betrachtete sie Munuza, nur mit schwerem Kampf konnte er sich überwinden, Pelajo's überlästige Gegenwart zu dulden, die Frechheit seiner Worte im Tempel Allah's ferner zu hören. Aber er liebte Ormesinde mit der ganzen Glut eines Afrikaners, er wollte das Glück ihres Besitzes nicht durch offnen Zwiespalt mit ihrem Bruder von Neuem stören, auf keine Weise jetzt den Christen als herben Feind sich zeigen. Er schwieg und duldete das ihm beinahe Unerträgliche.

Pelajo schien jetzt erst das erbarmungswürdige Aussehen seiner Schwester zu bemerken. Schmerzlicher angeregt, milder gestimmt, frug er: „was bedeutet die Blässe deiner Wangen? Die Bleichheit der Lippen, die Schwäche, das Beben aller deiner Glieder?"

Ach, Bruder! kennst du deine Schwester zu wenig, um dies nicht zu errathen? Konntest du je wähnen, daß Ormesinde ihre Entwürdigung auch nur eine Stunde überleben würde? Nein,

Bruder, als deine Schweſter wußte ich zu leben, und Pelajo's würdig weiß ich auch zu ſterben.

„Gott ſei gedankt!“ rief Pelajo in freudigem Enthuſiasmus, „gelobt ſei Gott! daß er deine Seele ſo edel, ſo muthig dein Herz geſchaffen hat! — Ich that dir Unrecht, verzeihe mir, Schweſter. Auf dem Schauplatz deiner Schande wollte ich dein Herz durchbohren. Und du Edle ſelbſt —“

Die Kraft verläßt mich — das Gift war gut, der Tod nahet ſich dem Herzen — Pelajo lebe wohl — gedenke mein, Alonzo — o Gott, mein Gott — ich danke dir — verzeih, was ich — aus Verzweiflung hier gethan! — Todt ſank ſie nieder.

Ormeſinde! rieſen mit faſt gleichem Schmerz Munuza, Pelajo und Alonzo zugleich. Todt! murmelte voll Schrecken und Betrübniß das ganze Volk, und allgemeine Verwirrung drohete dieſem betäubenden Ereigniß zu folgen.

„Todt!“ ſchrie Pelajo, „ihr Tod ſollte uns zur Freiheit führen; Freiheit! Freiheit! meine Brüder, Freiheit!“ und ſein Schwert ſauſte hoch empor und fiel ſpaltend auf Munuza's Schädel. Allah, Allah! ſchrieen alle Muſelmänner. Freiheit! rieſen alle Chriſten, und alle Wehren klirrten, und alle Schwerter und Dolche fuhren aus der Scheide und die Moſchee wurde zum Schauplatz blutigen Würgens und ſchaudervollen Mordens. Viele der Chriſten waren ohne Waffen erſchienen, aber in dem dichten Gedränge und in der Raſerei des erſten Enthuſiasmus wurde alles zur Waffe, und je-

des Schwert und jeder Dolch eines Sterbenden wandelte ſchnell zu neuem Mord in eine andere Hand.

Die aus der Moſchee Fliehenden hatten ſchnell Verwirrung und Schrecken durch die ganze Stadt verbreitet. Der Ruf: Pelajo! trieb alle Chriſten aus ihren Häuſern und Schlupfwinkeln hervor, die erſten Angriffe der mauriſchen Trabanten jagten die auf den Straßen zerſtreuten Gruppen der Chriſten zu allgemeinem Widerſtand auf. Hell loderte die Flamme der Empörung. Mit Meſſern und Beilen und Knitteln bewaffnet ſtürmten ſelbſt die Frauen von allen Seiten auf die bei der Nachricht von dem Tode des Statthalters betroffenen Mauren. Bald war die Arbeit in der Moſchee blutig vollendet. Pelajo und Alonzo ſtrömten mit ihren Tapfern heraus ins Freie, den Kampf zu ordnen und neu zu beleben.

Nach allen Seiten hin waren mauriſche Ritter geflogen, um Hülfe gegen den plötzlich erſtandenen Feind herbei zu rufen. Allein vollkommen war der Sieg errungen und die letzte Schaar der Mauren aus der Stadt geworfen, bevor irgend eine Hülfe erſcheinen konnte. Schnell beſonnen ſammelte Pelajo alles, was von Chriſten noch lebte, Männer und Frauen und Kinder. „Hier, Brüder, in der offenen Stadt vermögen wir nicht, uns zu halten. Im freien Feld können wir keine Schlacht wagen, bevor wir unſere Weiber und Kinder in Sicherheit wiſſen. Auf die Berge! Chriſten, auf die Berge!

dort ſind wir ſtark, dort können wir alle Kraft vereinigen, dort blüht die Freiheit, dort ſteht die Wiege der Wiedergeburt eines neuen Gothenreiches.“ Alle Tauſende wiederholten jubelnd: auf die Berge, auf die Berge! Beſchloſſen war der Auszug, und ehe die Abendſonne ſank, waren Alle gerüſtet.

Ormeſindens Leiche wurde auf eine Bahre gelegt, mit Blumen und Kränzen und grünen Zweigen freudig geſchmückt. Als Panier und Leitſtern ſollte ſie dem Zug nach den Bergen vorangetragen werden.

Was von Waffen und kriegeriſchen Werkzeugen erhaſcht werden konnte, wurde mitgenommen. Hunderte von Fackeln und Bränden beleuchteten ſchauerlich die öden Zinnen und Paläſte, die blut- und leichenbedeckten Straßen von Gijon. Die Stadt ſelbſt, ſprachen die Chriſten, verſchwinde, und ihre Aſche werde der Grabhügel über unſern im Freiheitskampf gefallenen Brüdern.

Kaum wenige Schritte entfernt wurde ſchon der ganze Weg erleuchtet von den Flammen der hoch auflodernden Stadt. Freiheit! jauchten die Chriſten, durch Flammen und Tod zur Freiheit! und fromme Gebete klangen in einfach rührenden Weiſen durch die Nacht hin und drangen widerhallend leiſer und leiſer durch Berge und Wälder.

Das Thal und die Höhle von Covadonga nahm ſie gaſtlich auf. Die aquitaniſchen Ritter waren dort eingetroffen, und Tauſende von Chriſten aus

allen Reichen Spaniens hatten dort ſich verſammelt. Auf allen Höhen ſtrahlte das Kreuz, alle Thale erfüllten chriſtliche Gebete und Geſänge. Ormeſindens feierliche Beſtattung war das erſte und wichtigſte Geſchäft der neuen Gemeinde. In dem weiteſten Raum der Höhle von Covadonga wurde die Leiche beigeſetzt und über ihr Grab eine Kapelle zu Ehren der heiligen Jungfrau und zum Gedächtniß des erſten Sieges zu Gijon gebaut.

Noch heute deuten einzelne Steine den Ort an, wo dieſe Kapelle einſt ſtand und Ormeſindens Leichnam im Felſengrab ſchlummert.

Pelajo's Vaterlandsliebe, ſein Herz voll Heldenmuth und Königswürde hatte längſt alle Spanier mit Verehrung und Liebe für ihn beſeelt. Sein ſtiller Schmerz am Grabe der Schweſter, ſeine gänzliche Hingebung für Freiheit und Religion erweckte von Neuem den Glauben und die Hoffnung, daß er von dem Himmel berufen ſei, ein neues chriſtliches Spanien zu gründen und ſegenreich und ruhmvoll zu beherrſchen.

Die allgemeine Verſammlung der Edlen und des Volks ernannte ihn einſtimmig zum König des neuen Reiches und ſchwur ihm jauchzend Gehorſam und Treue.

Auf ſein Schwert geſtützt erwiderte Pelajo: „meine edlen Gefährten und theuren Brüder! was euer Vertrauen mir bietet, nehme ich an, nicht weil ich lüſtern bin nach ſolcher Würde, ſondern, weil ich als euer König dort immer ſtehen muß,

wo Gefahr und Noth am größten sind. Keine goldne Krone setzt ihr auf mein Haupt, es ist eine Krone von Stahl und Eisen. Meinen Thron umgeben nicht Glanz und Reichthümer und Lüste, sondern Armuth, Entbehrung und tausend Gefahren. Sie vor Allen geduldig zu ertragen und standhaft zu bekämpfen, sei meine höchste königliche Auszeichnung; diese unfruchtbaren, wilden Gebiete zu bewahren, meine höchste Ehre. Krieg schwöre ich den Mauren, ewigen, unversöhnlichen Krieg! Ein Schrecken aller Ungläubigen soll der Name der Höhle von Covadonga werden. In dieser Höhle begründe sich ein neues christliches Volk, das einst sich ausbreite und die ganze spanische Erde dem Kreuz wieder unterwerfe. Ja, die Nachwelt wird mit Ruhm des Thales von Covadonga gedenken, und in den spätesten Jahrhunderten noch werden die Söhne von Asturien und Biscaya mit Stolz ausrufen: in den Thälern und Schluchten von Covadonga sind wir geboren!"

Auf einem ungeheuren Schilde wurde Pelajo von den edelsten Gothen auf die Schultern gehoben, das Panier der alten gothischen Könige wurde entfaltet, alle Ritter und Krieger entblößten die Häupter und zogen die Schwerter, und stellten sich auf in feierlicher Prozession. In der Hand der Priester dampfte das Rauchfaß, geweihte Kerzen flammten in den Händen der Frauen und Kinder. So schritt der Weihezug dreimal durch die Höhle und dreimal durch das Thal von Covadonga.

Heilige Lieder erklangen, Halleluja rief das Volk, und Halleluja antworteten alle Berge rings umher.

Der Krieg begann. Der Maure Alcama sammelte eine ungeheure Macht, um die ewigen Angriffe dieses abenteuerlichen Königreichs zu endigen und mit einem Schlag den letzten Zweig der Christenheit in Spanien zu vernichten. Den Verräther Don Oppas sendete er in die Berge, um als letzten Versuch zum Frieden den Pelajo und seine Krieger zu Niederlegung der Waffen zu vermögen und dafür den ungestörten Besitz ihres Gebietes ihnen zu sichern.

„Kein Friede mit den Mauren, so lange noch ein einziges Zeichen des Halbmondes auf spanischem Boden emporragt!" war Pelajo's kurze und bestimmte Antwort.

Alcama brach mit seiner ganzen Heeresmacht nun auf, lagerte sich bei den Trümmern von Gijon, hielt Kriegsrath an der Stelle, wo Munuza gefallen war, und beschloß, die Christen zu umzingeln und mit der Uebermacht in ihren Bergen selbst zu erdrücken.

Kein Widerstand wurde ihm geleistet, alle Höhen und Thäler rings um Covadonga wurden von den maurischen Schaaren besetzt, ohne daß nur ein Pfeil gegen sie geflogen, nur eine Lanzenspitze ihnen begegnet wäre. Oppas, der Verräther, war mit ihnen und wähnte schon, daß Pelajo, der Uebermacht sich zu entziehen, mit seinem ganzen Volk entflohen sei.

Im Herzen des Thales von Covadonga wehten maurische Paniere, alle Bergwände hallten wieder von dem Namen Allah, maurische Rosse tranken aus den reinsten Quellen Asturiens. Aber Pelajo lebte und wachte und die Erde von Asturien sollte das Blut der Mauren trinken.

Still war die Nacht herabgesunken, kein Lüftchen regte sich in den Wipfeln, kein Stern leuchtete am Himmel, alles schlief, nur die äußersten Wachten lehnten sich müde auf ihre Lanzen und ärgerten sich fast, daß man zu nutzlosem Wachen sie vermuthet habe.

Horch! da regt sichs plötzlich oben und unten, diesseits und jenseits der Thale, wie einzelne Schwertblitze funkelt es durch die Finsterniß her, wie ein Strom, der über Kiesel rollt, wälzt es rauschend und rauschender sich näher, von daher, von dorther, überall. Plötzlich donnern alle Berge und alle Thäler eines Lautes: Pelajo! Pelajo! und mitten in allen maurischen Geschwadern sausen aquitanische Lanzen, blitzen die Schwerter der Gothen, erschlagen sind Tausende, ehe die Schlacht noch begonnen, und Würgengeln gleich wüthen die Christen von Schaar zu Schaar.

Die Nacht des Blutes und des Schreckens war vorüber. Die Morgensonne beschien maurische Leichen und die hochwallenden Fähnlein der Christen. Aber neue größere Schaaren zogen heran, Alcama und Oppas selbst rangen an ihrer Spitze einen Tag und eine Nacht und noch einen Tag um Sieg

und Ehre. Der kühne Alcama fiel, der Verräther Oppas wurde gefangen, die erste Vernichtungsschlacht war geschlagen, der große Sieg von Covadonga für die Christen errungen, das neue Königreich ehrenvoll gegründet. Dem Blut jenes Schlachtfeldes entkeimte Spaniens Hoffnung und Spaniens spätere Größe.

Der Name Covadonga ist jedem Spanier ein Heiligthum. Den Namen Covadonga hört kein Asturier ohne von Neuem in Stolz und in Liebe zum Vaterland aufzuflammen und zu sprechen: Der große Pelajo, Asturiens König, schlug hier einst mit meinen Vätern die Mauren in der Vernichtungsschlacht von Covadonga!

II.

Das Gastmahl zu Cordova.

Muth Gonzalo! alle Sieben
Zieh'n für dich zum Kampf hinaus.
Wehe! Alle deine Lieben
Sind für dich im Kampf geblieben:
Leer steht nun der Lara-Haus!
Spanische Romanze.

Donna Lambra saß an einem Fenster, das in den Garten hinausführte. In tiefes Sinnen versunken schien sie Schweres zu überlegen. Auf ihrem Antlitz erschien auch nicht einer jener freundlichen Züge, welche das süße und zufriedene Glück einer Frau verkünden, deren Vermählungsfeste noch nicht verklungen sind. Ihre Hochzeit war wenige Tage zuvor zu Burgos mit aller Pracht und Herrlichkeit gefeiert worden.

War ihr Gemahl, Don Ruy Velasquez, Herr zu Villarem, die Ursache ihres tiefen Brütens,

Grund ihrer Betrübniß oder Gegenstand ihres Widerwillens? Nein! Denn Liebe hatte beide umschlungen, bevor Rücksichten auf gegenseitiges Familienwohl sie vereinigten. Traurig und in tiefster Seele erzürnt war Donna Lambra, weil sie, für schwer beleidigt sich haltend, lange Zeit keine Rache ersinnen konnte, die groß genug wäre, eine billige Vergeltung zu üben, und schwarz genug, ihre ganze Verachtung auszudrücken.

Der Palast des Herrn zu Villarem wimmelte von Gästen. Spiele der Kraft und der Gewandtheit wurden in dem weiten Park geübt und die Sieger stets mit jauchzendem Beifall belohnt von den ritterlichen Zeugen und Zuschauern. Alles war heiter und guter Dinge, nur diejenige nicht, welcher zu Ehren alle diese Feste gefeiert wurden.

Ihre schwarzen Augen hafteten oft flammend auf einer Gruppe junger Ritter. Jeder Blick war ein Funke des Unmuths, ein Blitz des Zorns. Die Gegenstände dieser peinvollen Betrachtung der Donna Lambra waren sieben Brüder, die Söhne des Don Gonzalo Bustos, Herrn von Salas de Lara, und Vettern von Ruy Velasquez. Sie hatten den Zorn der Dame durch eine Kleinigkeit erregt, die so schaudervoll in ihren Folgen werden sollte. Während des Vermählungszugs in die Kirche hatte sich zwischen Alvar Sanchez, dem Vetter der Braut, und Gonzalez, dem jüngsten der sieben Brüder, ein leichter Streit entsponnen, der durch die Dazwischenkunft beiderseitiger Freunde

bald wieder geschlichtet worden. Allein Donna Lambra hatte das Benehmen gegen ihren Vetter als eine Beleidigung gegen sich selbst betrachtet, ihr Stolz empörte sich und Rache athmete ihre Feuerseele. Dies war es, was ihre schöne Stirn mit Wolken der Trauer umzog.

Plötzlich sprang sie auf. Unfähig, die Wuth ihres Hasses länger zurückzuhalten, befahl sie heftig einem Diener, die sieben Brüder unverzüglich und auffallend zu beleidigen, und zwar mit jener Beleidigung, welche damals einem Ritter die schmerzlichste und empörendste war. Der Diener sollte eine Kürbisflasche mit Blut füllen und dem jüngsten der Brüder solche ins Gesicht werfen. Der Diener, überzeugt von dem hohen Schutz seiner Herrin, eilte dem Befehl zu gehorchen, trat zu den sieben Brüdern hin, gebrauchte alle Vorsicht, um seinen Mann nicht zu fehlen, und warf die ganze Blutflasche über den jungen Gonzalez hin. Dem augenblicklichen Erstaunen der sieben Brüder folgte schnell stürmender Unwille. Zitternd floh der Diener zu seiner Herrin, die sieben Brüder eilten zornglühend ihm nach.

„Beim Himmel, Donna Lambra," rief Gonzalez — „ihr habt den Schimpf befohlen, sonst hätte der Schurke nicht Muth gehabt zu solchem Frevel. Seine Flucht zu euch beweist, was ich behaupte. Aber wie dem auch sei, eure Gegenwart kann ihn nicht schützen, sterben muß der Elende!"

Alle sieben Brüder stürzten mit blanken Degen gegen Donna Lambra ein; sie kreischte voll Hochmuthes und glühend von Wuth: Haltet ein, ihr Brüder! Man bereut langsam, was man vorschnell gethan. Waget nicht, diesen Menschen zu berühren, er steht unter meinem Schutz. Was ihr gegen ihn verübt, betrachte ich als eine Beleidigung gegen mich selbst!

„Wir verachten euer Drohen, sterben muß der Elende!“ riefen eines Lautes alle sieben Brüder. Der Diener hüllte sich hinter seiner Herrin in deren lange Mantelschleppe. Umsonst! Die Wuth der Brüder achtete nicht mehr dieses Heiligthum, und ob der Diener auch jämmerlich um Hülfe schrie, und Donna Lambra außer sich die grimmigsten Drohungen ausstieß — Gonzalez riß den Unglücklichen an den Haaren aus seinem Asyl hervor. Sieben Schwerter durchbohrten seine Brust, aus sieben Wunden sprang das Blut auf den Anzug der Neuvermählten. Ein trauriges Wahrzeichen! Unbemerkt blieb es den sieben Brüdern im ersten Sturm der Wuth und Rache.

Aber nichts bleibt unbemerkt dem ewig wachen Auge des Himmels.

Der Lärm zog viele Gäste herbei. Auch Ruy Velasquez kam mit einigen Rittern und sah staunend Blut vergossen am Tag der Freude.

„Ach, mein Gemahl und Herr, rief die wüthende Dame, seht welch einen Schimpf die unverschämten Brüder uns angethan! Seid ihr ein

Mann und Ritter, so wird die fürchterlichste Rache solcher Schmach bald folgen!"

Verachtung lächelte aus allen Zügen der sieben Brüder. Sie wischten die vom Blut ihres Opfers noch rauchenden Klingen ruhig ab und entfernten sich, unbefangen und sorglos, als wenn gar nichts geschehen wäre, taub für die Stimmen der Verwünschung des Hauses Velasquez.

Sobald die Hitze des ersten Zorns sich gelegt hatte, berieth der Herr von Villarem ruhig und ernst mit seiner Gemahlin alle Mittel der Rache. Sein erster und ohne Zweifel auch edelster Gedanke war, sechs seiner Verwandten und Freunde zu wählen und den sieben Brüdern eine Herausforderung zu senden. Allein Donna Lambra erkannte und fürchtete die Ungewißheit einer solchen Genugthuung; dem blinden Zufall wollte sie ihre Rache nicht anvertrauen. „Nein, Don Ruy!" rief sie, „diese Elenden verdienen nicht als Ritter behandelt zu werden. Gemeinen Frevel übten sie, so mögen sie auch wie gemeine Sünder büßen! Keinen Gedanken, eure ritterlichen Waffen zu besudeln, List soll uns rächen! Ist es ehrenvoll, gegen solche Brut euer und eurer Verwandten edles Blut auf das Spiel zu setzen? Nimmermehr! Schmachvoll war ihr Verbrechen, schmählich sei auch die Rache!"

Don Ruy Velasquez ließ gegen alle Rufe seiner Ritterlichkeit von dem Zorn und von den Thränen der Gemahlin sich bereden, Mittel der Rache

zu ergreifen, die ſeines erlauchten Stammes und ſeines Karakters gleich unwürdig waren. Lüge und Betrug wurden erkoren, aber, weil man auch für die verächtlichſten Dinge ſtets einen gefälligen Namen findet, von der Gemahlin als erlaubte Kriegsliſt angeſprochen.

Ein Bote wurde abgefertigt an Don Buſtos de Lara mit der Nachricht, daß Don Ruy und ſein Haus, nur mit Schmerz an die traurigen Vorfälle denkend, den Kummer eines Zwieſpaltes zwiſchen zwei ſtets befreundet geweſenen Stämmen nicht länger zu ertragen wünſchten, daher bäten, alles Geſchehene als nicht geſchehen zu betrachten und der frühern vertrauensvollen Freundſchaft wieder gegenſeitig ſich zu überlaſſen.

Der alte Buſtos freute ſich herzlich dieſer Kunde und erwiederte mit wärmſtem Biederſinn den Antrag des verrätheriſchen Feindes, indem er offen ſein Bedauern über den frühern Vorfall ausſprach und ſeinen Söhnen ernſtlichſt die Lehre gab, ferner nicht zu ſehr von ihrer Hitze ſich hinreißen zu laſſen.

Ruy Velasquez lud den Vater mit ſeinen Söhnen zu einem glänzenden Banket ein, feierlich wurde Verſöhnung und Erneuerung der alten Freundſchaft ausgeſprochen. Donna Lambra ſelbſt umarmte den jungen Gonzalez, den ihr verhaßteſten der ſieben Brüder. Vergeſſen ſchien von Stunde an alles Widerwärtige, was zwiſchen beiden Häuſern ſich ereignet hatte und Burgos freute ſich ihrer freundlichen Einigkeit.

Nach einiger Zeit besuchte Don Ruy den wackern Bustos, angeblich um in einer wichtigen Sache den klugen Rath des Alten zu befragen und dessen Freundschaft zu thätiger Hülfe anzusprechen.

„Ihr wißt, mein edler Freund, wie sehr mein Herz euch liebet und verehret. Betrachtet es als einen neuen Beweis meiner Hochachtung, wenn ich jetzt um einen großen, mir höchst wichtigen Dienst euch bitte. Der maurische König von Cordova schuldet mir eine beträchtliche Summe. Kein Mensch lebt auf spanischer Erde, der diesen Ungläubigen mit mehr Erfolg an Erfüllung seiner Pflicht mahnen könnte, als der edle ruhmgekrönte Don Gonzalo Bustos de Lara. Will er diesem Geschäft sich unterziehen, so bürgen mir seine Tugenden und seiner Rede Kraft für den glücklichsten Ausgang. Edler Freund, so wollet denn diesen Dienst mir erweisen und damit zugleich meine Schwester, die gute Urraca beglücken. Seht ihr doch selbst, daß sie und euer ältester Sohn sich zärtlich lieben. Jene Summe sei ihre Ausstattung und dieses Band vereinige noch enger zwei längst befreundete Häuser!“

Der biedere Bustos freute sich solchen Vertrauens und der frohen Aussicht auf eine noch blühendere Zukunft. Er übernahm den Auftrag, rüstete sich zu dem Ehrenzug und reiste mit kleinem Gefolge ab, sobald er von Don Ruy das an den König von Cordova gerichtete, arabisch abgefaßte Schreiben empfangen hatte.

Der Verräther Ruy hatte aber an den mauriſchen König geſchrieben: „Tödte den Ueberbringer dieſes Schreibens, ſein Blut bezahlt deine Schuld für mich und meine Erben!“

Kaum hatte Gonzalo den Uriasbrief überreicht, als wilde Freude aus den Augen des Königs blitzte, ein Lächeln des Hohns über ſeine Lippen ſprang, ein Wink die Schaar der bewaffneten Leibwache herbeirief. Gefangen genommen wurde der alte Ritter und wohlverwahrt den feſten Mauern eines Kerkers übergeben und ſeinem Schmerz wehrlos überlaſſen. Indeſſen war der König nicht grauſam genug, der Bedingung des Gläubigers ſich ganz zu fügen. In ewigem Kerker wollte er ihn halten, aber ſein Leben ſchonen. Den Herrn von Villarem benachrichtigte er, daß ſein Wunſch erfüllt ſei, und der Anblick ſeines Feindes ihn ferner nicht mehr peinigen würde.

Don Ruy Velasquez und die racheſchnaubende Donna Lambra jauchzten hochauf bei dieſer Kunde. Nicht geſättigt durch den ſtillen Genuß des Blutes dieſes alten Biedermanns, ſannen ſie Tag und Nacht auf Mittel, eben ſo unbemerkt auch die ſieben Brüder abzuſchlachten, das ganze Haus de Lara zu vertilgen.

Geraume Zeit ahneten die ſieben Söhne nichts von dem traurigen Loos ihres Vaters. Endlich beunruhigte ſie ſein langes Verweilen zu Cordova, und düſtere Gedanken ſtiegen in ihren Seelen auf. Seltſam erſchien es allerdings, daß noch keine

Kunde von Gonzalo zurückgekommen und kein Einziger aus seinem Gefolge nach Castilien zurückgekehrt war. Sie sannen und sannen und fanden doch kein anderes Mittel, ihrer täglich wachsenden Unruhe Meister zu werden, als indem sie sich entschlossen, nach Cordova zu ziehen, um dort des Vaters Schicksal zu erkunden.

Villarem und seine satanische Gemahlin zauchzten bei dieser Mittheilung, und sahen damit bald ihrer Rache schreckliches Maß erfüllt.

Wenige Tage nach einer solchen Berathung eilte er zu den sieben Brüdern, Schrecken und Zorn im Antlitz, Schmerz in jedem Wort heuchelnd. „Gräuliche Nachrichten, meine theuren Freunde — kaum vermag mein Mund, sie auszusprechen!"

Um Gott! redet! — Was ist's? — Unser Vater!? —

„O hätte ich ihn nie um solchen Dienst gebeten! Es kostet mir meinen edelsten Freund, ohne mir selbst im geringsten zu nützen. Ermordet ist euer Vater von dem verrätherischen König von Cordova. Zu warm sprach der Edle für meine Sache, entflammte damit die Wuth des Barbaren und fiel von seinen Dolchen. Aber, beim ewigen Gott, dieser Mord soll nicht ungerächt bleiben, Ströme maurischen Blutes sollen seinen Geist versöhnen! Zu den Waffen, theuren Freunde, auf! Ruft eure Vasallen und Mannen zusammen, bevor die dritte Sonne untergeht, müssen unsre Lanzen den Weg nach Cordova zeichnen!"

Tief war der Schmerz der sieben Brüder bei dieser Nachricht von dem traurigen Tod ihres Vaters; zu aufrichtig war dieser Schmerz, als daß sie an der Aufrichtigkeit des Herrn von Villarem im Geringsten hätten zweifeln können. Im Gegentheil gewährte die Wärme seiner Theilnahme ihnen Trost, und die Glut seines Racheeifers befeierte sie selbst zu schnellerem Wirken. Sie flogen unverzüglich von dieser Stelle fort in die Gauen ihrer Herrschaft, um alle Vasallen und Mannen zu entbieten.

Donna Lambra war glückselig über das Gelingen ihres teuflischen Planes und versäumte keinen Augenblick, ihren Gemahl bei seinem treulosen Vorhaben zu bestärken, und that alles Mögliche, um bei den Brüdern auch den letzten Funken von Verdacht zu tilgen.

Der Plan der Rache war unmännlich und unchristlich zugleich, die Geburt eines weiblichen Teufels, der Zögling eines feigen Buben.

Christen und Mauren rüsteten sich zum Kampf. Die sieben Brüder brachten 200 Lanzen in der Eile zusammen, aber Kämpen, so tüchtig und mannhaft, ihren Rittern so treu ergeben, daß sie ein Heer aufwogen. Diese vereinigt mit 2000 Kriegern schienen zu genügen, um wenigstens für den ersten Augenblick siegreich das Feld halten zu können.

Die sieben Brüder erschienen am bestimmten Tag mit ihren Kampfgenossen vor der Burg des Herrn von Villarem, und wurden dort zu ihrer großen Freude von dem Heer des Verbündeten mit

Jubel empfangen. Donna Lambra selbst war zugegen, nahm den zärtlichsten Abschied von den Brüdern nd schien die Thränen der Trennung von ihrem Gemahl nur zu unterdrücken, um seinen Muth und seine Rachelust um so feuriger zu spornen.

Nach einem dreitägigen Marsch standen die kampflustigen Castilianer dem Heer des Königs von Cordova gegenüber. Ohne Schrecken sahen die Christen die zweifache Ueberlegenheit der Mauren. Die alten Krieger sangen die feierlichsten Balladen und Romanzen der alten gothischen Helden und der ritterlichen Thaten ihrer Väter im Dienst des Kreuzes. Ruy Velasquez bestimmte den nächsten Sonnenaufgang zum Zeichen des Angriffs.

Unter den Vasallen der sieben Brüder war nur ein einziger Mann, dessen Züge weder Freude noch Hoffnung, sondern Unruhe und Besorgniß verriethen. Er war ein alter Mann, einer der treuesten Anhänger von Gonzalo Bustos und dem ganzen Hause de Lara, der Waffenmeister der sieben Brüder, von ihnen geehrt und geliebt wie ein zweiter Vater.

Nunno Salido hieß der alte Krieger. Als rings im Lager Alles schlief, schlich er geheimnißvoll zum Zelt der Brüder und beschwor sie, abzustehen von dem Kampf mit den Mauren und unverzüglich nach Castilien sich zurückzuziehen.

„Der Himmel verzeihe dir, Nunno Salido!“ sprach der Aelteste der Brüder. „Kannst du wirklich den Söhnen des Gonzalo solche Feigheit zu-

muthen, von ſo heiligem Kampf ihnen abrathen? Pfui Alter! hat die Zeit das Blut deiner Adern in Eis verwandelt, ſo hoffe nicht, auch unſere Glut abzukühlen. Fürchteſt du für dein Leben, wohlan, ſo beſteig dein Roß und rette dich nach Caſtilien, doch uns ein Gleiches zuzumuthen, verräth faſt Wahnſinn.“

Ach meine Söhne, ihr verſteht mich nicht und mißkennt mein väterliches Herz. Nunno Salido ſollte für ſein Leben beſorgt ſein? für die wenigen ihm noch übrigen Tage fürchten? das ſpricht kein Mann der Ehre von einem Ritter, der in vierzig Schlachten ſich funfzig Wunden erbeutet hat!

„Nun denn, Vater Salido, warum räthſt du uns zum Rückzug nach Caſtilien?“

Ihr, meine Söhne, ſeid zu edel, zu vertrauensvoll, um auch nur den Gedanken an Verrath zu faſſen; ihr ſeid zu jung, um jetzt ſchon Welt und Menſchen zu durchſchauen. Ich bin gerade alt genug und habe mit der Dame Erfahrung lange genug vertraute Bekanntſchaft gepflogen, um ein freundliches Geſicht von einem freundlichen Herzen, einen Biedermann von einem Schurken unterſcheiden zu können. Villarem iſt weder aufrichtig noch wahr gegen euch! Oft habe ich Blick und Wort von ihm beobachtet und doppelſinnig beides ſtets gefunden. Ich traue ihm nicht und ihr ſollt ihm nicht trauen. Ich weiß, daß vor wenig Tagen noch von ihm ein Bote heimlich nach Cordova geſendet wurde. Was hat er jetzt ohne euer Wiſſen

mit dem Feinde zu verhandeln? Ueberdies, meine lieben Söhne, hatte ich in vergangener Nacht einen wunderbar schrecklichen Traum. Euch alle sah ich auf dem Schlachtfeld — wehe dem Hause Gonzalo Bustos de Lara, wenn ihr Theil nehmt an dieser Schlacht!

Die sieben Brüder, die ob seiner Reden fast besorgt geworden wären, betrachteten sich nun gegenseitig lächelnd, als der alte Mann den fürchterlichen Traum als letztes Gewicht auf seine Wage legte. Damit war ihr Glaube an ihn verschwunden und Kampflust überflügelte jeden andern Gedanken.

Sobald die ersten weißen Streifen des Morgens am fernsten Horizont sich zeigten, stellten die Castilianer in Schlachtordnung sich auf, empfahlen im feierlichen Gebete ihre Seelen dem Gott der Christen, und des Kampfes Ausgang ihrem Schutzpatron Santjago. Das Vordertreffen hatten die sieben Brüder mit ihren Kriegern inne. So nahe standen sie dem Feinde gegenüber, daß sie dessen Morgengebet zu Allah und zu dem großen Propheten vernehmen konnten. Ruy Velasquez sprengte aus dem Hintertreffen noch einmal hervor zu den Brüdern, wiederholte seine Empfehlung der Vorsicht für den ersten Angriff, nahm dann Abschied auf Wiedersehen nach dem Siege, und eilte zurück zu seinen Schaaren.

Die Sonne ging auf, die Lanzen wurden gefällt, Santjago! riefen die Krieger von Lara, und ihre Hengste brausten dem Feinde entgegen.

Nunno Salido, was erblickt dein trübes Auge? Alter Wahrsager, warum erbebt dein Herz, warum quält sich deine Brust mit Seufzern? Die sieben Brüder mit ihren Getreuen brachen mitten in die mächtigste Schaar der gold- und silberstrahlenden Mauren, und bald kämpften sie inmitten der Feinde. Sie hörten wohl das Geschmetter der castilianischen Trompeten und Hörner hinter sich, sie sahen wohl die befreundeten Fahnen wallen und die Spitzen der spanischen Lanzen im Morgenlicht funkeln. Aber ach! alles mit jedem Augenblick weiter und weiter entfernt. Don Ruy Velasquez de Villarem floh, wie er dem König von Cordova versprochen hatte, mit allen seinen Leuten und überließ 6000 maurischen Schwertern das Schicksal der 200 christlichen Brüder.

Allah! Allah! tönte das Freudengeschrei der Mauren. Nunno Salido blickte seufzend auf die geliebten Söhne, sendete eine Verwünschung den Verräthern nach, nahm mit einem Blick zum Himmel Abschied von dem Leben und stürzte sich in das dichteste Gedränge.

Hatte Siegeslust und Rachemuth bis jetzt mit den Spaniern gekämpft, so feuerte fortan Verzweiflung ihre sinkenden Kräfte stets von Neuem an. 207 Männer waren fest entschlossen, gemeinschaftlich des Tages Ehre und des Tages Loos zu tragen. Die Männer alle hielten ihr Wort, keiner von allen sah seine Heimath wieder und heute noch treiben alle Sträuche und Kräuter purpurrothe

Blätter und Stengel und Blüten auf dem Hügel, der das Blut jener Männer von Lara mit dem Blut von 2000 Mauren getrunken hat.

Staunend sah der Heerführer des Königs von Cordova die ungeheure Menge maurischer Leichen um das Häufchen erschlagener Christen, 30 schwer verwundete Castilianer athmeten noch. Die Armen lebten nur, um die Ketten der Ungläubigen zu tragen. Die Leichen der sieben Brüder wurden unter ganzen Hügeln erschlagener Feinde hervorgezogen.

Ihre Köpfe wurden abgeschnitten, um als Siegeszeichen dem König zu Füßen gelegt und dann auf den Mauern von Cordova aufgesteckt zu werden.

Indessen hatte gar Seltsames am Hof des maurischen Königs sich ereignet. Gonzalo Bustos war seiner Fesseln entledigt, dem dumpfen engen Kerker entlassen worden und hatte von der zunehmenden Milde des König die Erlaubniß erhalten, in den innersten Räumen des Schlosses sich zu ergehen.

Das Unglück des edeln Castilianers hatte längst dem Herzen einer jungen Maurin Mitleiden eingeflößt, und bald dieses Mitleiden in ein süßeres Gefühl verwandelt. Des Königs Schwester, die schöne Fatime, war dieses Mädchen. Gonzalo wurde zu angenehm von solchem Trost überrascht, als daß nicht sein Herz dem Dank und feierlicher Gegenliebe sich hätte erschließen sollen. Der wohlthätige Schleier des Geheimnisses verbarg lange das Glück der Liebenden, aber endlich erwachte in des Königs

Herzen böſer Verdacht und bald verwandelte ſich dieſer in unabweisliche Gewißheit. Fatime konnte die Frucht ihres Bündniſſes länger nicht verbergen. Der König war außer ſich vor Wuth. Den frechen Chriſten und die ehrvergeſſene Fatime hätte er augenblicklich mit einem Schlag vernichtet, wenn nicht der böſe Geiſt ihm den Gedanken eingehaucht hätte, die Zeit zu einer ſchrecklichern Rache abzuwarten.

Für alles Schlechte und Gräßliche bringt ſtets die Zeit vortreffliche Gelegenheit, und alles weiß der böſe Feind ſtets zu vereinigen, um den gottesvergeſſenen Sterblichen behülflich zu ſein. Fatime genas von einem Sohn, gerade in der Stunde, als dem König die Nachricht von dem Sieg über die ſieben Brüder und von der Ankunft ihrer blutigen Häupter zukam. Fatime ſtarb ſogleich nach der Geburt ihres Sohnes an der ſeidenen Schnur, welche der unbarmherzige Bruder ihr geſendet hatte. Die Frucht der Liebe wurde am Leben erhalten, nicht aus Mitleiden, ſondern aus Grauſamkeit, als ein willkommenes Werkzeug zu Vermehrung der unmenſchlichen Qualen des Vaters.

Das ſiegreiche Heer rückte in Cordova ein. Jauchzend empfing der König die Köpfe der ſieben Brüder. Ein glänzendes Gaſtmahl ließ er bereiten und, Mitleid heuchelnd mit den Schmerzen des edeln Gonzalo, die Feſſeln, worein er ſeit Entdekkung der Liebe wieder geſchmiedet war, löſen und ihn zu ſich berufen. Er betheuerte dem Ritter, wie

sehr er bedaure, ihn so lange gequält zu haben, wie herb der Tod der Schwester ihn schmerze. Zur Wahrheit dessen lud er ihn ein zu dem großen Gastmahl als Abschiedsfest von Cordova, und nannte ihn frei von Stund an.

Gonzalo Bustos, der weder das Schicksal seiner Söhne, noch Fatimens Ermordung ahnete, fühlte sich namenlos glücklich im ersten Morgenschein der neuen Freiheit, und fand nicht Worte genug, dem König zu danken. Verjüngt von der Hoffnung, gestählt durch das Gefühl, wieder Herr seiner Rüstung und seines ritterlichen Schwerts zu sein, schritt er freudestrahlend an der Hand des Königs in den Banketsaal. Blendender Glanz nahm dort ihn auf, Gold und Silber strahlte von allen Wänden, Gold und Silber funkelte von der Tafel, Wohlgerüche dufteten und die Flammen von hundert Leuchten verwandelten das Tageslicht in geheimnißvollen Zauberschein. Der Ehrenplatz war dem Ritter bestimmt, der König saß ihm gegenüber. Die Mahlzeit sollte beginnen, der König winkte seinen Dienern und sieben goldne Schüsseln wurden im Halbkreis vor Gonzalo auf die Tafel gesetzt. Sie flimmerten und funkelten wie das Siebengestirn am Himmel und schienen dem Ritter der Freiheit neue Bahn freudig zu beleuchten. Des Königs Wink harrend standen dabei sieben Mohren. Der König stand auf und sprach mit wutherstickter Stimme und teuflischem Hohn: Blick hin, Gonzalo, welch ein Gericht der König von Cordova

dir aufgestellt; staune, Vater Gonzalo, und bewundere!

Auf seinen Wink hoben die sieben Mohren zu gleicher Zeit alle Deckel von den goldnen Schüsseln, und — sieben blut- und staubbedeckte Köpfe starrten mit gräßlich offnen Augen den Ritter an. Mit einem Schrei des Entsetzens sank Gonzalo Bustos an den Boden und wurde besinnungslos in seinen Kerker zurückgeführt.

Der Himmel nahm barmherzig allen Schmerz von ihm und begnadigte ihn mit den Träumen des Wahnsinns. Der Wahnsinnige genießt bei den Muselmännern noch heut zu Tage eine Art religiöser Verehrung. Der König bereute gewissermaßen seine Grausamkeit, befreite den Ritter aus der engen Haft und ließ ihn ungehindert im Palast und in den Gärten umher wandeln. Durch einen Zufall oder durch des Himmels Fügung war der Sohn von Gonzalo und Fatime der Mordlust des Königs entgangen und im Palast unter dem Namen Mudarra von den Dienern gepflegt worden. Der Wahnsinn des Ritters erschien dem König als eine Warnung Gottes, in seiner Rache nicht weiter zu gehen. Er ließ den kleinen Mudarra am Leben und erlaubte oft, daß man ihn seinem Vater hinüberbringe.

Nach einigen Jahren milderte sich der Wahnsinn und ließ nicht selten für Stunden, ja für ganze Tage völlig nach. In einem solchen Augenblick hatte der König dem Ritter die doppelte Ver-

rätherei des Herrn von Villarem entdeckt, und zugleich den kleinen Mudarra als Fatimens Sohn ihm vorgestellt. Von Stunde an war er unzertrennlich von dem Kind, das längst in wunderbarer, fast zauberhafter Neigung an dem unglücklichen Mann hing. In allen lichten Augenblicken erzählte Gonzalo dem Kleinen die Geschichte seines ritterlichen Hauses und der unritterlichen Verrätherei des Velasquez und impfte ihm wie eine Religion die heißeste Liebe für die Lara, den glühendsten Haß gegen die Villarem und untilgbaren Durst nach Rache ein.

Mudarra erreichte mit dieser Erziehung sein zwanzigstes Jahr. Die feurigste Ungeduld, in die Welt hinaus zu stürmen und seines Lebens einziges Ziel zu erreichen, hatte längst seine Seele mächtig ergriffen, aber stets hatten Ehrfurcht und Liebe für den Vater nach langem Kampf gesiegt und ihn zurückgehalten. Er feierte seinen zwanzigsten Geburtstag an der Brust des alten gramgebleichten, schmerzgebeugten Vaters, in dessen ritterliche Rüstung er an diesem Tag zum erstenmal sich kleidete. Der Anblick des stattlichen Sohnes erfrischte den alten Mann, der Anblick des kraftvollen Jünglings mit der Seele voll Männlichkeit und dem Auge voll Feuer, erfüllte sein Herz mit der süßen Hoffnung, daß er den heißesten seiner Wünsche befriedigen werde. Mudarra hatte in allen ritterlichen Dingen sich eifrigst geübt und schwur nun als Ritter seinem Vater feierlich den Eid der

Rache. Der alte Mann weinte und jauchzte vor Entzücken.

Vierundzwanzig Jahre des Kerkers, des Elendes und des gräßlichsten Seelenschmerzes hatten nichts gegen Gonzalos Lebenskraft vermocht. Ein Tag der Freude brach sie plötzlich. Auf den Fittigen der Abendröthe schwebte seine Seele sanft hinüber und seine Leiche hing an dem Munde des Sohnes.

Der Schmerz über den Tod des Vaters ergriff mächtig das feurige Gemüth von Mudarra, der Durst nach Rache quälte ihn täglich heftiger. Der greise König von Cordova war durch den Tod von Gonzalo aller Furcht, an Villarem seine alte Schuld bezahlen zu müssen, enthoben, und längst ein väterlicher Freund des herrlich heranblühenden Neffen geworden. Er hatte oft dunkle Ahnungen von dessen künftigem Ruhm und schwelgte gern in der Hoffnung, daß Mudarra's Schwert einst die Besitzungen von Lara und Villarem dem Reich von Cordova wieder geben werde. Daher widerstand er auch dem Feuereifer Mudarra's nicht länger, berief die treuesten und zuverlässigsten Vasallen des Hauses Lara unter mancherlei Vorwänden an seinen Hof, erklärte ihnen offen Gonzalo's Schicksal und Mudarra's kühne Plane, und gewann sie vollkommen für die Sache dies einzigen unmittelbaren Erben des alten Helden.

So sah Mudarra dreißig wackere Kämpen um sich versammelt und entschloß sich, an ihrer Spitze Castiliens Boden zu betreten, das Werk der Ver-

geltung zu beginnen. Des alten Bustos seltsames Schicksal wurde kund in ganz Castilien, von Mund zu Mund lief die Geschichte von Villarems Verrätherei und von der teuflischen Wuth der Donna Lambra. Mudarra's Erhaltung wurde wie ein Wunder angestaunt. Doppelt theuer und merkwürdig wurde der junge Mann, weil er dem königlichen Stamme der Mauren entsprossen war und manche Hoffnungen für die Christenheit weckte. Zahlreiche Schaaren von Vasallen, Kriegern und Freunden des Hauses Lara strömten zu seinen Fahnen, und die Mutter der sieben gefallenen Söhne, die eisgraue Donna Sancha, eilte selbst mit allen ihren Dienern und Schätzen ihm entgegen. Der Graf von Castilien betrachtete Mudarra's Erscheinung als das Beginnen eines Gottesurtheils und erklärte öffentlich, daß er in den Kampf des letzten Zweiges der Lara mit dem Haus der Villarem sich nicht mischen und lediglich dem Himmel die Entscheidung überlassen werde.

Höhnend sammelte Ruy Velasquez seine glänzende Uebermacht und rückte damit dem Häuflein entgegen, um mit einem Schlag Mudarra's Anhang zu vernichten und dem Traum dieses Schwärmers ein Ende zu machen. Mudarra war außer sich vor Freude beim Anblick der feindlichen Schaaren. Zu jung, um die Gefahren solcher Uebermacht entgegen zu ermessen; zu kampfeslustig, um auch nur eine Stunde zu zaudern, stürzte er sich rachebegeistert und Alle begeisternd in wildem Ungestüm auf den

Feind. Unwiderstehlich durchbrach er die dichtesten Haufen in dem Kampf der Verzweiflung. Nach zwei Stunden schon war wie durch ein Wunder des Himmels die achtmal stärkere Macht des Villarem gesprengt, zerrissen und so sehr vernichtet, daß Villarem selbst nur in den Mauern der Hauptstadt noch Sicherheit hoffen zu können glaubte und schnell nach Burgos entfloh.

Mudarra wich nicht von seiner Ferse und traf beinahe mit ihm zugleich vor Burgos ein. In der Glut seiner Unversöhnlichkeit wäre er im Sturm selbst in die Hauptstadt eingezogen, wenn nicht die Castilianer ihn von dieser Verletzung des Burgfriedens abgehalten hätten. Unfähig, seine Rache länger zu verschieben, entschloß er sich zum Kampf auf Leben und Tod mit dem einzigen Menschen auf Erden, den er grimmig haßte und als den Teufel seines Hauses verabscheute. Er ließ den Villarem zum Zweikampf fordern.

Ruy Velasquez schrie höhnisch auf: beim heiligen Kreuz, das übersteigt allen Glauben! Ein Bastard, der Sohn einer Ungläubigen, ein unritterlicher Bube wagt es in der Hauptstadt von Castilien, einen Herrn von Villarem zu fordern! Er mag gegen seines Gleichen sein Räuberschwert versuchen!

Mudarra knirschte vor Wuth bei dieser Antwort, aber duldete nicht, daß einer der vielen Ritter, welche den Villarem fordern wollten, dieses wirklich vollbrachte, und verlangte von Allen das

Wort, daß ſie die perſönliche Rache ihm allein überlaſſen wollten. Er verſchwand mit ſeinem Heerhaufen von Burgos, als hätte die Schmach ihn von dannen getrieben, und zog auf Villarems fernen Beſitzungen erobernd umher.

Die Schlauheit der alten Donna Lambra rieth zu den Tücken neuer Hinterliſt. Aber Gift und Dolch und Lüge waren zu verbraucht, als daß ſie hier noch hätten anſchlagen können.

Ruy Velasquez ſammelte nach der Entfernung des Mudarra neue Kräfte, neuen Muth. Seine Schaaren lagerten rings um Burgos, um zeitig genug von der etwaigen Rückkehr des Feindes ihn zu benachrichtigen. Alles blieb ruhig, aus fernen Gegenden nur verkündeten ſich Mudarra's Züge. Don Ruy wurde ſorgloſer mit jedem Tag und ſchweifte ſtundenlang auf der Jagd umher. Als er eines Abends, von ſeinem Gefolge getrennt, auf wohl bekanntem Weg nach der Stadt zurückritt, ſprengte plötzlich ein fremder Ritter ihm entgegen und rief ihm zu: endlich ſtehen Villarem und Mudarra Auge in Auge.

„Elender Baſtard fliehe, bevor mein Horn meine Leute zu deiner Züchtigung herbeiruft! Mir aus dem Weg, befreie mein Auge von deinem verhaßten Anblick!“

Verräther! Mörder! Dein Wunſch ſoll erfüllt werden, denn bevor wenige Minuten verrinnen, wird einer von uns beiden erblindet ſein!

„Gegen den Ritter wagst du dich, Bastard?"

Mein Schwert antworte dir! Vertheidige dich, wenn du nicht wehrlos fallen willst!

„Bastard, mir aus dem Weg, wage es nicht ferner, einen edeln Castilianer zu belästigen!"

Der Bastard weicht nicht von hier, ohne seinen Vater und seine Brüder gerächt zu haben. Vertheidige dich, oder stirb als ein feiger Mörder!

Sein Schwert sauste durch die Luft, Velasquez mußte kämpfen und die Verzweiflung schien ihm Jugendkraft zu geben. Doch wenige Minuten nur dauerte sein Widerstand, tödtlich getroffen sank er vom Pferd.

O mein Vater! o meine unglückseligen Brüder! ihr seid gerächt, doch ist die Rache nicht vollendet, noch lebt die Furie, die Tigerin, die Quelle alles unsers Jammers, und nur halb erfüllt ist meine Pflicht!

Er ritt nach Burgos hinein, verkündete den Tod des Feindes, berief die vornehmsten Verwandten und Freunde des Hauses von Gonzalo Bustos zusammen und berieth sich mit ihnen, auf welche Weise man die unmenschliche Donna Lambra bestrafen wolle. Der Grimm der edlen Männer über das unritterliche und scheußliche Benehmen der Velasquez und die rohe Grausamkeit jener Zeit kannten nur ein Recht der Vergeltung. Einige schlugen vor, sie einzumauern und Hungers sterben zu lassen. Andere wollten ihr die Augen ausreißen und dann im Kerker sie sterben lassen. Viele stimm-

ten für Steinigung, Viele für den Feuertod. Alle glaubten, daß keine dieser Strafen als Vergeltung für ihre grausamen Verbrechen genüge.

Nach langen Berathschlagungen kam man endlich überein, daß sie gesteinigt und dann verbrannt und ihre Asche in alle vier Winde zerstreut werden sollte. Die Vollstreckung dieses Urtheils wurde für den kommenden Tag bestimmt und während der Nacht von Mudarra und seinem ganzen Anhang jede Maßregel ergriffen, um alle denkbaren Hindernisse zu beseitigen. Als wüchsen sie aus der Erde, erschienen ihre Krieger überall und besetzten alle Zugänge zu dem bestimmten Richtplatz und zu dem Haus der Verurtheilten. Noch rührte sich kein Freund des Hauses Villarem und der Graf von Castilien sprach, seiner frühern Erklärung getreu, kein Wort, um die Vollstreckung dieses Gottesurtheils in den Straßen der Hauptstadt selbst zu verhindern.

Welche Sprache vermöchte den Schrecken zu beschreiben, den dieses Weib empfand, als sie, morgens von wirrem Getöse erwachend, den Todfeind vor ihrem Lager stehen sah. Erbarmungslosigkeit las sie in seinen in Wuth erstarrten Zügen, in dem dunkeln Feuer seiner Augen, in dem Bewußtsein der eigenen Brust. Dennoch stürzte sie, von unsäglicher Angst vor dem Tod und seinen Qualen ergriffen, ihm zu Füßen, vergaß all ihres Hochmuthes und ihrer Vermessenheit, und bat jammernd um ihr Leben. Umsonst!

„Nein," sprach Mudarra, „nein Ungeheuer, ich habe geschworen und Himmel und Hölle harren zugleich der Erfüllung des Schwurs. Willst du noch einmal beten, so mache es kurz, unsere Zeit ist gemessen!"

Beten! beten? ach, ich kann nicht beten, jetzt nicht! Meine Gedanken, meine Sinne sind entschwunden. Mein Herz schlägt nur noch, um Angst zu empfinden, meine Seele weilt nur noch im Körper, um alle Qualen des furchtbarsten Schreckens zu leiden! Gott hat mich verlassen, so elend bin ich, daß ich meinen Henkern nicht einmal mehr fluchen kann!

Mudarra wendete sich ab und eilte hinaus. Donna Lambra wurde ergriffen, und schonungslos durch die Straßen von Burgos geschleift in dem Augenblick, als die Sonne aufging und einen heitern, schönen Tag verkündigte.

Wild rollten ihre blutunterlaufenen Augen umher, über Antlitz und Nacken flogen ihre Haare hin, die baren Füße bluteten und schwollen, ihr dünnes Nachtkleid hing in Lappen um den zitternden Körper. Sie flehte und jammerte in kreischendem und herzzerreißendem Schreien oder in halberloschenem Gewimmer, bei Gott und bei allen Heiligen beschwor sie ihre Feinde um Schonung und Erbarmen — Hohn und Schimpf waren die einzige Antwort. Austrinken sollte sie den Becher der Qualen, den sie Andern so kaltblütig gefüllt hatte, bis zur Hefe! Die Natur selbst empörte sich beim

Anblick vieler Hunderte in Eisen starrender Krieger, welche alle nur gegen diese einzige Frau bewaffnet zu sein schienen; schwarze Wolken flogen von Westen her, der Sturm peitschte sie der Sonne entgegen und heulte durch die Spitzen der Thürme und die Giebel der Straßen. Manch ein Gesicht der Neugierde flog in die Fenster und Thüren, aber alle bebten erschrocken zurück bei dem gräßlichen Anblick.

Donna Lambra erlitt den Tod buchstäblich, wie er beschlossen worden war, und ihre Asche zerstreute sich nach allen vier Winden.

Die Donner des Himmels schwiegen beim Klang der Glocken, der Sturm entfloh vor den feierlichen Weisen der Trompeten und Pauken, das Halleluja der Priesterprocession verscheuchte die Wolken, in neuem Licht erstrahlte das Kreuz auf der hohen Kathedrale, in welche alles Volk von Burgos einzog zu einem Feste.

Fernandez Garcia, der Graf von Castilien selbst stand bereits in königlicher Pracht mit seinem ganzen Hof in der Kirche. Mudarra entsagte seinem Glauben und empfing die Weihe der Taufe. Der Graf von Castilien schlug ihn vor allem Volk zum Ritter und ertheilte ihm die ganze Erbschaft des Hauses Lara.

Donna Sancha fühlte sich nach vollzogener Rache gleichsam wieder glücklich. Der letzte Seufzer ihrer Todfeindin erquickte ihre Seele. Dankbar wollte sie gegen den muthigen und standhaften

Rächer ſich zeigen, den letzten Makel von ſeinem Namen nehmen. Sie trat vor den Hochaltar, umgeben von allen Verwandten ihres Hauſes, kniete nieder und betete ſtill. Dann erhob ſie ſich mit aller Würde einer Großen von Caſtilien, verbeugte ſich vor dem Biſchof, der auf der höchſten Stufe des Altars, und vor dem Grafen von Caſtilien, der als Taufzeuge neben Mudarra ſtand, vor allen Großen und Rittern und vor dem Volk von Burgos und erklärte feierlich, den tapfern Mudarra, den Sohn ihres ſeligen Gonzalo unverzüglich an Kindesſtatt annehmen zu wollen.

Sogleich traten zwei Kammerfrauen herbei, hingen einen großen Mantel mit ungeheuer weiten Aermeln über ihre Prachtgewänder. Zwei edle Frauen ihres erlauchten Stammes führten Mudarra zu ihr hin, hießen ihn knien, zogen einen der weiten Aermel über ſeinen Kopf und geboten ihm, ſich zu erheben. Er ſtand auf in dem weiten Aermel und kam mit dem Kopf an der Schulter von Donna Sancha hervor. Feierlich und mit Thränen der Rührung ſprach ſie: du biſt mein Sohn! küßte ſeine Stirn und ſeine Augen, und Mudarra war ihr Sohn.

Bankette und ritterliche Spiele beſchloſſen den verhängnißreichen Tag, ganz Burgos jubelte; denn Donna Sancha hatte nichts geſpart, dem ganzen Volk ihre Freude zu erkennen zu geben.

Mudarra bewies ſich des Ritterſchlags, der Taufe und des Namens Lara ſtets würdig. Als Menſch und Krieger wurde er eine Zierde Caſtiliens.

Das Glück lächelte seinem Leben, der Ruhm umschwebt sein Grab. Heute noch lebt er fort berühmt und geehrt in ganz Spanien in dem Haus der Manriquez, dessen Stammvater und Gründer er gewesen ist.

Seine Gebeine ruhen in der Kirche des Klosters von Sant Pedro d'Arlanga.

III.

Der Giftbecher.

Mein Fehler iſt nur die Furcht eines Neulings, der durch Uebung noch nicht abgehärtet iſt; wir ſind in dergleichen Thaten noch Kinder. — — —

Shakespeare.

Almanſor, der Mauren König zu Cordova, war ein Schrecken für alle ſpaniſchen Chriſten. Die Schnelligkeit ſeiner Bewegungen, die Heftigkeit ſeiner Angriffe, der Adlerblick, ſtets auf dem entſcheidenden Punkt der Stärkere zu ſein, hatten ihm eine Reihe glänzender Siege verſchafft, Zerſtörungswuth und Unmenſchlichkeit jeden dieſer Siege zu einem für den Feind lange nachhaltigen Verderbniß geſtempelt. Almanſors Herz erglühte von Durſt nach Ruhm und Wiedereroberung der ſchönen ſpaniſchen Reiche. Cordova's Grenzen

waren seinem Feuergeist zu eng, bis an die Pyrenäen flogen seine sehnsüchtigen Blicke.

Aber stets offenen Kampf zu wagen und nur mit Schlachten Boden gewinnen zu wollen, erschien dem schlauen Mohren als eine Unklugheit, die eben so leicht seinem eigenen Reich zum Verderben ausschlagen konnte. Die Christen hatten ihre Grenzen wieder weit in die Halbinsel vorgerückt. Sie waren nicht mehr das arme Völkchen zersprengter Abentheurer in den Bergschluchten von Asturien und Biscaja. Die glänzenden Siege ihrer Ramiro und Alphonso hatten Glanz und Macht ihnen wieder verliehen. Ihre Städte waren zu mächtigen Plätzen tapferer Kämpfer herangewachsen. Auf allen Höhen und an allen Flüssen stiegen feste Schlösser empor zum Schutz des Landes gegen feindliche Einfälle, zur Deckung der eigenen Heere, wenn sie selbst den Feind anzugreifen auszogen. Mit jedem Fußbreit wiedergewonnener Erde entflammten sich Nationalgeist, Religionsfanatismus und Haß gegen die Mauren höher und höher. Jeder Spanier wurde ein Ritter des Kreuzes gegen den Halbmond.

Die Christliche Civilisation jener Zeit stand noch tief unter der Bildung der Mauren. Der spanische Boden gehörte nicht Einem Christlichen König, sondern war in mehrere Reiche getheilt, welche, sämmtlich nach Vergrößerung dürstend, mit eifersüchtigen Augen sich gegenseitig betrachteten und nicht selten den gemeinschaftlichen Frieden mit dem Mohamedanischen Erbfeind dazu benutzten,

Kriege und Fehden der Eitelkeit, des Raubes und der Eifersucht unter sich selbst zu führen und die mit Strömen von Christenblut kaum eroberten Gebiete mit Christenblut von Neuem schmählich zu düngen.

Vor allen den Christlichen Staaten erblühte das von Grafen regirte Castilien. Seine Macht und sein Ansehen wuchsen täglich. Dies erkannten, voll Eifersucht für die Gegenwart und voll Besorgniß für die Zukunft, die stolzen Könige von Navarra. Auch die Könige von Leon betrachteten Castiliens steigende Blüte längst nicht mehr mit gleichgültigen Augen und schienen nur auf einen günstigen Augenblick zu lauern, um gemeinschaftlich mit Navarra die Castilianer zu demüthigen. Der Graf von Castilien betrachtete mit Schwermuth die glänzendere Herrscherkrone auf dem Haupt seiner Gegner und ihre drohende Uebermacht, wenn es ihnen einmal einfallen sollte, vereint gegen ihn aufzutreten. Samen der Zwietracht und des Unheils überall!

Almansors Scharfblick durchschaute die Schwächen seiner Feinde und beschloß, Vortheil davon zu ziehen, um welchen Preis es immer sei.

Castilien beherrschte der Graf Sancho Garcia unter der Regentschaft seiner Mutter Donna Ava. Diese Regentin Mutter war eben so berühmt durch die wundervollen Reize irdischer Schönheit, wie durch Hoheit und Schärfe des Geistes. Sie war noch jung genug, um jedes Herz zu bestricken, und hatte so wenig Freude in ihrer Ehe genossen, daß

man oft von ihr sagte: die Schönste aller Schönen habe die Liebe noch nicht gekannt.

Jedes weibliche Wesen, welches nicht völlig aller geistigen Anlagen beraubt ist, oder nicht zu irgend einem überschwenglichen Fanatismus, zu einer Art von fixem Wahnsinn sich hinneigt — liebt, hat geliebt, oder wird lieben.

Donna Ava hatte nicht geliebt und liebte nicht. Das Schicksal hatte ihr eine Leidenschaft vorbehalten, welche mächtig gleich ihrer Schönheit und unbeugsam gleich ihrem Geist, Castilien an den Rand des Verderbens bringen, und nur durch ihren schmerzlichen Tod eine Art von Ruhm ihr selbst retten sollte.

Seit dem Hinscheiden ihres Gemahls hatte die Gräfin Witwe unablässig nur dem einzigen Gedanken der Erhaltung und Vermehrung der Herrschaft gelebt. Keine andere Leidenschaft hatte ihr Herz erfaßt, in majestätischer Ruhe konnte sie ihr Ziel verfolgen. Aber die Zeit ihrer Seelenruhe sollte plötzlich vorüber sein. Gesehen hatte sie den Mann, der geschaffen war, die lange schlummernden Gefühle zu wecken, alle Pulse ihres Herzens zu stürmischem Schlag zu treiben, alle Qualen der Leidenschaft sie empfinden zu lassen. Um den furchtbaren Kampf in ihrem Innern zu vermehren, alle Qualen zu stacheln und ihr Elend bis zum Ungeheuern zu erhöhen — so war der Mann ihrer Liebe ein Feind ihres Glaubens und ihres Landes. Die ärmste Bäuerin Castiliens hätte vor dem Gedan-

ken, ihn zu lieben, gebebt; und Caſtiliens Regentin, die hohe, ſtolze Donna Ava unterlag der ſündhaften Leidenſchaft!

Almanſors Anblick hatte ihr Herz entzündet, mit aller Glut einer herriſchen, deſpotiſchen Leidenſchaft erfüllt. Die Chriſtliche Fürſtin liebte den ritterlich ſchönen, ruhmgekrönten Mauren Almanſor mit grenzenloſer Heftigkeit, mit namenloſem Schmerz. Denn die Scham gebot ihr, alle Gefühle des ſtürmiſchen Herzens ſorgfältig zu verbergen, und die Religion flüſterte ihr unabläſſig zu: deine Leidenſchaft iſt ein gottloſer Frevel!

Allein fruchtlos waren alle ihre Bemühungen, ihr Ringen und Kämpfen. Wie könnte eine Leidenſchaft dem Gegenſtand derſelben lange verborgen bleiben? Welches liebende Weib vermöchte Blicke und Worte genugſam zu bewachen, daß nicht dennoch zuweilen ein Funke der ihr Inneres verzehrenden Glut durchblitzte? Welcher Mann wäre einfältig oder wenig eitel genug, um keines jener Symptome zu erkennen, welche ihm verkünden, daß er mit günſtigem Auge betrachtet werde?

Almanſor war an den Hof von Burgos gekommen, um ein Bündniß mit dem Grafen von Caſtilien zu ſchließen, zu Schutz und Trutz gegen die eiferſüchtigen Nachbarn von Navarra und Leon. Trennen wollte Almanſor ſeine Feinde, um den Einzelnen gewachſen und überlegen zu bleiben.

Der ſcharfſichtige und menſchenkundige Mann bedurfte nur weniger Tage des Lebens am Hof von

Castilien, um zu kühneren Hoffnungen und höheren Plänen sich aufzuschwingen, seinen Ehrgeiz mit reizvolleren Aussichten zu stacheln. Er erkannte die Leidenschaft in Donna Avas Herz und beschloß, sie zu benutzen.

Selbst frei von allem Gefühl für die liebeglühende Frau, sah er sich um so mächtiger, und als freien Herrn aller seiner Geister. Seine Sklavin sollte sie werden und allen seinen Entwürfen blindlings dienen. Kalt und besonnen wollte er über dem Chaos der Leidenschaften schwebend gebieten, den Sturm zu seinen Zwecken lenkend. Der Gräfin gegenüber erschien er nicht minder leidenschaftlich als sie selbst. Seine Kälte wußte ihre Glut, sein Eigennutz all ihre blinde Hingebung, seine Scharfsicht alle ihr Vergessen ihrer selbst so täuschend nachzuäffen, daß sie bald sich glücklich fühlte in dem Wahn, des Geliebten Herz vollkommen zu besitzen.

Ganz Castilien wollte Almansor beherrschen, wie er Avas Herz beherrschte. Das schöne Castilien wieder dem maurischen Scepter zu unterwerfen, war fortan der Gedanke seiner Tage, der glänzende Traum all seiner Nächte. Die Liebe der Gräfin sollte die goldene Brücke in dieses Reich der Träume ihm bauen, ihre Hand die Herrschaft ihm sichern.

Allein — stand nicht Sancho Garcia, der rechtmäßige Graf von Castilien, hindernd in seinem Weg? So lange dieser lebte, war keine Hoffnung,

zu dem Besitz Castiliens zu gelangen. Würde auch eine Partei für Donna Ava sich erklären, so würden dagegen gewiß alle Edeln und die Mehrzahl des Volks aufstehen, die Usurpation einer unnatürlichen Mutter und eines Mohren zu hintertreiben.

Almansors Verstand durchschaute mit einem Blick alle Hindernisse und Gefahren, ohne dadurch im geringsten zurückgeschreckt zu werden. Er war zu sehr Mann, um aufzugeben, was er einmal ernstlich ersehnt und gewollt hatte. Sein Ziel zu erreichen, schauderte ihm selbst vor dem Ungeheuersten nicht. Der Tod des jungen Grafen Sancho war beschlossen. Sterben sollte der Erbe von Castilien mit Hülfe, wo möglich durch die Hand seiner Mutter. Eine Mutter hinreißen zu dem schändlichsten und unnatürlichsten Verbrechen, zu dem Wahnsinn der Ermordung ihres einzigen Kindes? Ach! diese Mutter war dem Wahnsinn einer Leidenschaft verfallen, welche Allmacht übt über die Herzen der Frauen! Eine Christliche Ritterdame zu dem Bündniß mit einem Ungläubigen bewegen? Ach! sie mußte ja Vergebung für alle Sünden darin finden, wenn, durch ihre Liebe bekehrt, Almansor zum Christenthum sich wendete! Donna Ava lernte allmählig einsehen, daß Castilien unter solchen Verhältnissen gegen zwei Christliche feindliche Mächte und gegen die Mauren von Cordova ferner nicht bestehen könnte und Einem oder dem Andern zur Beute werden müsse. Ihr fürstlich stolzes Herz erbebte bei dem Gedanken, daß sie

ſolchen Fall von der ſchönen Höhe ſelbſt erleben, einſt vielleicht, mit ihrem Sohn verſtoßen und beraubt, hülflos umherirren ſollte! Sie erkannte, wie leicht es einem unternehmenden Maurenfürſten werden könnte, mit Hülfe neuer Heere aus Afrika und Aſien von Neuem ganz Spanien zu bewältigen und das heilige Kreuz über die Pyrenäen zurückzuwerfen. Dagegen lernte ihr Herz ſich weiden an dem Gedanken, daß Caſtilien das erſte und mächtigſte der Chriſtlichen Königreiche werden könne. Mit Entzücken erfüllte ſie die Hoffnung, die Reiche von Cordova und Burgos unter einem Scepter zu vereinigen, auf Cordovas Moſcheen das heilige Kreuz aufzupflanzen, dann die übrigen Mauren aus Spanien mit leichter Mühe zu vertreiben. Ein einziges Chriſtenreich bis an das Ufer des Oceans! Welch ein Gedanke für das Herz einer frommen Frau! Und ſie, ſie ſollte das auserleſene Werkzeug Gottes, die ruhmſtralende Königin für alle Jahrhunderte ſein! Sie ſollte ſchon auf dieſer Welt belohnt ſich ſehen, überreich, ſelig belohnt — durch des Chriſt gewordenen Almanſors Hand! Die feurigſte, treueſte Liebe ſollte all ihr Wirken krönen! Welche Gedanken, welche Ausſichten und Hoffnungen und Träume für ein liebeberauſchtes Herz! Welche heiligen Pflichten für die Seele der Chriſtlichen Frau! Hatte nicht Abraham ſeinen einzigen Sohn einſt gläubig auf den Altar gelegt? Hatte nicht die Gotteserleuchtung alle Gefühle des

Vaterherzens erſtickt? Wurde nicht Abraham dafür heilig geſprochen?

Dennoch bebte Donna Ava bei der erſten leiſeſten Andeutung von der Nothwendigkeit des Todes ihres Sohnes zurück und betrachtete ſchaudernd den Mann, der ſolch Unerhörtes einem Mutterherzen zumuthen konnte. Almanſor erſchrack nicht ob ſolchen Widerſtandes. Er hatte ihn vermuthet, vorhergeſehen und berechnet. War doch die Reinheit von Donna Ava's Geſinnung damit verloren, die Unſchuld vernichtet, der Kampf der Wünſche und Träume mit den Pflichten entzündet, und hehre Pflichten den Wünſchen und Hoffnungen zu begeiſternden Kampfgenoſſen beigeſellt.

Wer in ſolchen Kampf ſich einläßt, der ahnet, ja wünſcht insgeheim ſeine eigene Niederlage ſelbſt. Betrachte das ſchwärzeſte Verbrechen fortwährend feſten Blickes, und bald wird es an Größe und Abſcheulichkeit verlieren, am Ende gar nur als ein Phantom menſchlichen Aberwitzes und des Kleinmuthes niedrig geborener Seelen erſcheinen. Doppelt verblendet war ſie von Schwärmerei des Glaubens und Raſerei der Liebe. Bald mußte dem armen Herzen als heilige Pflicht erſcheinen, was früher nur als ſchauderhaftes Verbrechen ſich gezeigt hatte.

Almanſors Schlauheit wußte den Kampf in Avas Seele ſtets neu zu ſtacheln, ſeine Bundesgenoſſen in ihrem Herzen neu zu beleben. Bald hörte ſie, im Innerſten erbebend, ſchweigend ihn an und ſog in langen Zügen das Gift ſeiner Schmeichel-

worte und Gründe begierig ein. Ihre Seele gewöhnte sich an den Gedanken, das Ungeheure zu überlegen und zu erwägen, die Qualen des Herzens zu überwinden. Bald begann sie selbst, ihre Gedanken gegen Almansors Gründe in langen und warmen Gesprächen auszutauschen, in eine Art von Rechtsstreit mit ihm sich einzulassen, Ueberzeugung zu fordern, belehren zu wollen. In Stunden der Einsamkeit wurde sie wieder von den furchtbarsten Zweifeln gepeinigt. Unglückselig bedauerungswürdiges Wesen!

Zwei Wege führen gewöhnlich zum Verbrechen. Eben und leicht fährt der Eine durch Freudengefilde dahin. Diesen wandelt in der Regel nur der verhärtete, völlig herzlos gewordene Bösewicht. Schroff und rauh und dornenreich ist der Andere, unersteiglich, wenn nicht die Allmacht heftiger Leidenschaften Vorschub leistet und die Augen verbindet, daß man links und rechts die Abgründe nicht sehe und das Ziel nicht erkenne. Auf dem ersten dieser Wege zu wandeln, war die Gräfin zu edler Natur; so beschloß denn der Maure, auf dem zweiten sie gewaltsam vorwärts zu treiben.

Donna Ava war eine Beute unsäglicher Qualen. Jeder Augenblick ihres Lebens würde zu einem Jahrhundert der Pein. So saß sie eines Tages im stillen Gemach, einsam, traurig, vernichtet, als plötzlich leise eine Thür sich erschloß und das furchtbare Schreckbild ihres geliebten Mauren ihr zeigte. Zitternd sprang sie auf, ein Schrei des Entsetzens

erstarb auf ihren Lippen, ihr Busen wallte im Kampf der Angst und Freude, Wahnsinn blitzte durch die Glut der Liebe aus ihrem starren Auge, überwältigt von dem Sturm der feindlichsten Gefühle, sank sie einer Ohnmächtigen gleich zurück auf ihren Stuhl. Unbeweglich stand Almansor geraume Zeit, mit gekreuzten Armen, starren Blikkes die Unglückliche betrachtend, ohne daß ein Wort des Trostes, ein Laut der Zärtlichkeit seinen Lippen entschlüpfte. Weit entfernt, von Neuem hinsichtlich seines großen Planes in sie zu dringen, blieb er kalt und ruhig. Nur zuweilen verrieth eine flüchtige Verfinsterung seiner Augen, ein Zucken der Mundwinkel den Kampf seines Innern.

An dieser ungewöhnlichen Zurückhaltung und starren Kälte des Geliebten entzündete sich Donna Ava's Leben zu neuen Schrecknissen. Nie hatte sie ihn so gesehen. Stets waren glühende Betheurungen seiner Liebe und phantastisch blühende Träume der großen schönen Zukunft von seinen Lippen geflossen, stets hatte er damit Sancho's Tod zu verweben gewußt. Heute von diesem allen kein Wort, eine unglückselige Ruhe in allen Zügen. Erstaunt, betroffen, Unheimliches ahnend erhob sich die Arme, harrte seines ersten Wortes lange vergeblich, und barg dann mit dem Schmerzensausdruck: Almansor! ihr Antlitz in beide Hände.

„Beruhigt euch, schöne Gräfin, ich komme ja nicht mehr, euch um den Lohn für meine aufrichtige heiße Liebe zu bestürmen, noch eure Huld

zu ermüden mit Darlegung von ſüßen Hoffnungen und berauſchenden Träumen. Dies alles iſt nun vorüber. Heute erſcheine ich nur, als Fürſt und Ritter die Pflichten der Höflichkeit zu üben."

Wie ſchneidende Meſſer drang der Ton ſeiner erzwungenen Kälte in ihr Herz. Langſam erhob ſie ihr Haupt, die Arme fielen herab, ſie erbebte durch Mark und Bein, wie mit todten Augen ſtarrte ſie ihn an, bleich waren ihre Züge, die Lippen zuckten krampfig, kein Laut entwand ſich ihrer Bruſt.

„Ja, Donna Ava, ich komme, von euch mich zu beurlauben!"

Ewiger Gott! Almanſor! iſt es möglich? So grauſam kannſt du meiner Leiden ſpotten, die Höllenqualen meiner Bruſt vermehren? Fort willſt du, ſcheiden von mir — ſo plötzlich?

„Ich muß, ja, bei Allah — ich bin entſchloſſen. Was ſollte länger in Caſtilien mich zurückhalten? Eure Liebe? Meine Liebe? O, ich bin längſt überzeugt, daß dies Gefühl, wenn es jemals in eurer Bruſt erwachte, niemals jenen Charakter von Edelmuth, vollkommener Hingebung und Glut erreichte, welche Almanſors Liebe gleich Almanſors Herz allein genügen können. Stolz war eure Neigung zu mir, Herrſchſucht, Ehrgeiz! Nichts von jener Innigkeit und Zärtlichkeit und Aufopferung, womit meine Seele euch ſich hingab. Erproben wolltet ihr nur, ſchöne Frau, wie weit eure Reize den Erſten der Mauren zu verlocken vermögen! Zu euren Füßen ſehen wolltet ihr den Ritter, vor

welchem eure Tapferſten beben; feſſeln den Krieger, vor welchem alle Chriſtlichen Heere zitterten. Ja, Donna Ava, das wolltet ihr, und beim Allah, euer frevles Spiel iſt euch gelungen, eure Eitelkeit triumphirt, Almanſors Herz iſt zerriſſen! Was wollt ihr noch mehr? Bewieſen habt ihr mir, daß all' eure Liebe nur Verſtellung —"

Halt ein! Almanſor! Dein Herz kann nichts wiſſen von dem Gräßlichen, was dein Mund jetzt ſprach. Du weiſt zu gut, daß, wenn jemals ein Weib heiß, glühend, unausſprechlich liebte — Ava dich liebt, über alles liebt, mehr dich liebt, als der Fürſtin und der Caſtilianerin je ziemen kann. Du haſt kein Recht, dich zu beklagen; kalt und treulos biſt du ſelbſt, wenn du jetzt mich verlaſſen kannſt!

„Edle Gräfin, ihr gehört dem Geſchlecht an, welches ſelbſt mit dem blutigſten Unrecht gegen uns ſtets den Schein des Rechts zu bewahren ſtrebt, oder Recht zu haben ſich ſelbſt einbildet. Doch, ich kam nicht, um mit Vorwürfen euch zu beläſtigen, ſondern lediglich, um geziemenſt Abſchied von euch zu nehmen."

Almanſor, theurer Almanſor! Ende, o ende ſo furchtbare Reden! Womit habe ich dieſe Sprache, dies Benehmen verſchuldet? Kann dein Herz unempfindlich genug ſein für alle Qualen und alle Opfer meiner Liebe? Nein, Almanſor! du kannſt, du wirſt mich nicht verlaſſen!

„Morgen reise ich nach Cordova ab. Unnütz wäre mein längerer Aufenthalt zu Burgos, vielleicht gefährlich. Voll Eifersucht und Mißtrauen betrachtet mich jetzt schon der ganze Hof. Don Gonzalo, eures jungen Grafen Waffenmeister — wagte jetzt schon manches Wort, welches kein Maure, am wenigsten Almansor ertragen soll. Schweigen konnte ich, Unerträgliches selbst erdulden aus Liebe zu einer liebenden Frau, zu einem Wesen, das alle Glut und Hingebung meiner Leidenschaft treu zu erwiedern schien. Jetzt ist Almansor enttäuscht. Schmach wäre es dem siegreichen König der Mauren, den verhöhnten Buhlen ferner an dem Hof eines machtlosen Christen zu spielen. Nun mein Herz ganz offen vor euch daliegt, und nichts mehr mich hier zurückhält, sage ich euch Lebewohl — Donna Ava!"

Tief verbeugte er sich so kalt, wie ein fremder Ritter vor einer erlauchten Dame, welche er zum erstenmal gesehen hat. Ava blieb wie versteinert stehen beim Anblick der schmachvollen Gleichgültigkeit des Mannes, den sie abgöttisch liebte. So unglückselig von Leidenschaft befangen war die Arme, daß der Gedanke an eine kalte und verächtliche Trennung ihr unerträglich erschien, mit allen Schrecken der Hölle sie erfüllte. Noch war die Erleichterung durch Thränen ihr nicht vergönnt; noch war der Unwille heftiger als der Schmerz, und der Sturm des mißhandelten Gefühls mußte austoben, bevor der Thau der Augen auf die Wunde

herabträufeln, vor dem Brand sie bewahren und das Herz gegen Verzweiflung schützen konnte.

Barbar! rief Ava im heftigsten Aufstoben, Barbar, was verlangst du noch von mir? Unglücklicher hast du mich gemacht, als Worte es sagen können. Erniedrigt hast du mich vor mir selbst. Von deinem Schwert war mein Gemahl gefallen, und ich, seine Witwe, deren Haß gegen dich tödtlich, unvertilgbar sein, die mit ewigem Krieg dich verfolgen sollte; ich, die Castilianerin, die Tochter des edelsten Stammes der Gothen — ich liebe dich, wie niemals ein Weib einen Mann geliebt! Die Bahn der Ehre verließ ich und stürzte mich in den Abgrund der Schande, allem Glück der Erde und des Himmels entsagte ich, um in deinem Glück nur Trost und Freude zu finden — und du teufliſches Ungeheuer willst kalt und mitleidslos mich nun verlassen? Verächtlich mich abweisen, weil ich vor einem Verbrechen zurückbebe, welches die Natur verabscheut? Grausamer, undankbarer Almansor! So viele Augenblicke der Tag zählt, so viele Beweise meiner innigsten Liebe gab ich dir, und du willst zweifeln an dem Wahnsinn, der für dich mein Herz ergriffen hat? Nein, nein, du lügst, du zweifelst nicht! Weil ich so heiß, so unnennbar dich liebe, fühlt sich dein schwarzes Herz gesättigt! Unwürdiger! Weil du selbst unfähig bist jedes edleren männlichen Gefühls, so beschuldigst du mich einer schmachvollen Gleichgültigkeit! —

Die Hand, die krampfhaft ihn gehalten hatte, fuhr kraftlos nun zurück. Thränen erstickten ihre Stimme, in Schluchzen und Seufzern lösten alle Worte sich auf, und wild flogen die rabenschwarzen Haare um den Nacken und über das todenbleiche Antlitz. Wie sehr Almansor sich bemühte, gefühllos zu bleiben und jede Regung zu beherrschen, er konnte den Schmerz des liebenden Wesens, die Verzweiflung der engelschönen Frau nicht ohne Mitgefühl betrachten. Der Mensch schien über den teuflischen Staatsmann den Sieg davontragen zu wollen. Milder wurde sein Blick, sanfter der Ton seiner Stimme, freundlicher jedes Wort.

Arme Ava, warum blieb er nicht herzlos in dieser verhängnißreichen Stunde! Inniger knüpft ein liebendes Weib jede Versöhnung an den Mann ihres Herzens. Der verloren geglaubte wiedergewonnene Geliebte wird noch zärtlicher als zuvor geliebt und so leicht zum unumschränkten Herrscher der weiblichen Schwäche!

Ihrer Erniedrigung sich bewußt; unfähig den magischen Banden sich mehr zu entreißen; sehnsüchtig, mit dem Geliebten ihr Schicksal unauflöslich zu verknüpfen; dürstend nach dem Augenblick, in welchem er, seinem Unglauben entsagend, vor dem Kreuz sich beugen und damit den Himmel wieder aussöhnen und alle ihre Fehler und Sünden zehnfach vergüten würde; berauscht von seinem Kuß, bezaubert von seiner Umarmung — entsagte sie der

Mutterliebe und verſprach den Tod des Sohnes als Preis für Almanſors Hand.

Indeſſen begannen der treue Gonzalo und alle wackern Caſtilianer laut und täglich lauter zu murren ob Almanſors faſt unziemlich langem Verweilen in der Mitte des Chriſtlichen Hofs zu Burgos. Ihres Erachtens konnte der Zweck ſeines Beſuchs längſt erfüllt, der Waffenſtillſtand abgeſchloſſen und jeder Vertrag in weit kürzerer Zeit beſiegelt ſein. Damals verſchrieb freilich die Diplomatie noch keine hundert Protokolle und bedurfte noch nicht jahrelanger Congreſſe, um die einfachſten Dinge zu ſchlichten und zu ordnen. Die Vergangenheit befragte man ſelten, die Zukunft kam nicht in Betracht, die Gegenwart ſuchte man mit geſundem Sinn, kräftigem Athem und derbem Herzen zu entwirren. Für ewig wurde jeder Friede abgeſchloſſen und verbrieft, aber jede Partei war ehrlich genug, die Zeit eines ſolchen Friedens nur als eine Zeit der Erholung zu neuen Kämpfen zu betrachten, und daher gegenſeitig ein gewiſſes honnettes Mißtrauen offen zu erhalten.

Im Volke ſelbſt erhoben ſich bittere Stimmen und die Einwohner von Burgos waren es herzlich überdrüſſig, ſo viele der prunkenden Maurenritter in ihren Straßen umherſtolziren zu ſehen.

Almanſor war zu klug, dieſe Mißſtimmung zu überſehen und allzuſehr auf die Ausführung ſeiner Vergrößerungspläne erpicht, um durch längeres Verweilen die Unbehaglichkeit in Mißtrauen zu ver-

wandeln, und damit seinen Aussichten selbst in den Weg zu treten. Oeffentlich verkündete er den Tag seiner Abreise und sichtbar rüsteten sich alle Mauren, der befreundeten Christenstadt Lebewohl zu sagen. Der junge Graf beschloß, mit einem großen Banket den Friedensschluß zu begehen, und seinen Gastfreunden einen glänzenden Abschied zu bereiten. Alles Mißbehagen der Spanier hatte ein Ende. Ritter und Volk bestrebten sich eifrig, ihren Gästen die letzten Tage angenehm zu machen. Freundlicher als Alle war der edle Sancho Garcia. Freude herrschte in Burgos und der Jubel eines ewigen Festtages.

Nur Donna Ava wurde ernster und trübseliger mit jeder Stunde, und schien absichtlich die Gegenwart ihres Sohnes zu vermeiden. Unerträglich wurde ihr sein Anblick, unerträglicher noch jeder Beweis seiner Zärtlichkeit und Sohnesliebe. Aber das sichtbare Beobachten und Mißtrauen des alten Gonzalo zwang sie, möglichst heiter zu erscheinen und ihre Pflichten an dem Hof von Burgos mit Besonnenheit, ja mit dem Schein von Lust zu erfüllen. Gonzalo ließ sie kaum mehr aus den Augen. Die Veränderung in ihrem ganzen Wesen war ihm allzumerklich, als daß er nicht irgend etwas Außerordentliches hätte vermuthen sollen. Durch ein Labyrinth von Vermuthungen gelangte er endlich auf den Weg der Wahrheit. Er durchschaute die Leidenschaft der gräflichen Mutter und freute sich nun um so mehr der baldigen Abreise des Maurenkönigs.

Mit wahrhaft königlicher Pracht wurde der Abſchiedsſchmaus bereitet. Alle Koſtbarkeiten Caſtiliens prangten auf der Tafel und alle Ritter des Landes waren geladen. Freude herrſchte überall und das Volk unterhielt ſich auf das angenehmſte über alle die Wunderdinge, welche zu ſehen und zu hören ſein ſollten. Nur Donna Ava wurde mit jeder Stunde ernſter, trauriger, unruhiger. Der entſcheidende Augenblick ſtand mit allen ſeinen natürlichen Schreckniſſen und möglichen Folgen ſtets lebhaft vor ihrer Seele. Das Opfer, welches bei dieſem Gaſtmahl vollzogen werden ſollte, erforderte eine teufliſche Ruhe und barbariſche Verhärtung, welcher die unglückliche Frau noch nicht gewachſen war. Gift ſollte dem jungen Grafen das Leben rauben, ein Gift, welches, keine Spur ſeiner Wirkung zurücklaſſend, ſchnell tödtete. Ein ſolches Gift hatte Almanſor ſelbſt bereitet und Donna Ava's Mutterhand ſollte ihrem Sohn es reichen, um auch den letzten Schein von Verdacht zu entfernen. Die Mutter Angeſichts aller Großen und Edeln des Landes ihrem Sohn den Gifttrank reichen, furchtbares Amt! Aber Almanſors Schlauheit wollte keinen Dritten in dieſes wichtige Geheimniß einweihen und damit gewiſſermaßen zum Herrn ſeiner ſchönſten Pläne und Ausſichten ihn machen. Ihren Händen hatte er bereits das gräßliche Gift übergeben, und durch ſeinen magiſchen Einfluß auf die Seele der Unglücklichen den Schwur treuer Erfüllung erpreßt.

In dem Pallaſt der Grafen von Caſtilien bewahrte man unter den Kronſchätzen einen großen goldenen Pokal von ſeltſamer, aber plumper Arbeit, als eine Art von Heiligthum von alten Zeiten her. Die Sage knüpfte an dieſen Pokal die ſchönſten Nationalerinnerungen, das Andenken an den Urſprung der Freiheit. Aus ihm hatten einſt Nunno Maſura und Layn Calvo, die beiden erſten Oberrichter Caſtiliens, getrunken, als ſie der Unabhängigkeit Caſtiliens und den Freiheiten ſeines Volks den Eid der Treue geſchworen hatten. Seit jener Zeit durfte den Becher nur die Lippe der regirenden Grafen berühren, wenn hohe Feſte beſondern Prunk und eigene Feierlichkeiten erheiſchten.

Dieſen Pokal hatte Almanſor zum Werkzeug ſeines Frevels auserſehen; darein ſollte Donna Ava das Gift ſchütten, bevor ſie mit eigener Hand den königlichen Ehrentrunk ihrem Sohn kredenzte.

Endlich war der Tag des Unglücks gekommen. Burgos wimmelte von Fremden. Alle Straßen waren mit grünen Reiſern und Blumen geſchmückt, an den Häuſern der Großen und Edeln prangten koſtbare Teppiche und Kränze und Bänder. An manchen Plätzen ſah man die edeln Wappenſchilde von Caſtilien und Cordova durch Lorbeerkronen und Oelzweige kunſtvoll und ſinnbildlich vereint. Ueberall erhob ſich neben dem Chriſtlichen Kreuz das Zeichen des Propheten. Von allen Zinnen und Thürmen wehten Fahnen und Wimpel, auf allen Plätzen und von allen Höhen erklangen feſtlich fröhliche

Weisen der Trommeln und Trompeten zu den feierlichen Rufen der Glocken, und alles Volk drängte sich freudig bewegt und festlich geschmückt durch die Stadt des Jubels und der heitersten Hoffnungen.

Die Freude des Volks und den Glanz des Tages zu erhöhen, ritten Sancho Garcia und Almansor mit dem zahllosen Gefolge ihrer Großen, Edeln und Leibwachen in prachtvollem Zuge durch alle Straßen der Hauptstadt; bewegten sich auf allen großen Plätzen in kriegerischen Evolutionen und prunkenden Scenen der Versöhnung und Einigkeit, und heuchelten eine Freundschaft, welche so viele edle Herzen unmöglich empfinden konnten.

Almansor wich dem jungen Grafen nicht von der Seite und verschwendete vor aller Welt unverkennbare Zeichen von Hochachtung und Zuneigung an den ritterlich biedern Fürsten, welche dieser mit herzlicher Unbefangenheit erwiederte. Selbst der alte schlaue Gonzalo begann fast sein früheres Mißtrauen und seinen Haß gegen den Maurenkönig zu bereuen. Sein Scharfblick durchdrang nicht die Larve so scheußlicher Bosheit, auch Er gab der Freude sich hin, die gleich einer zweiten Sonne die ganze Stadt mit den lachendsten Farben aufhellte.

Während Alles in Freude und Wonne schwamm, litt Donna Ava die Martern der Hölle. Näher und näher kommen sah sie den gräßlichen Augenblick, in welchem sie, den heiligsten und süßesten Pflichten der Natur entsagend, des schönsten aller

Erdennamen unwürdig sich machen sollte. Unentschlossen, sinnverwirrt schritt sie in ihren Gemächern umher. Flammen durchzuckten ihr Gehirn, ihr Herz war ein Chaos stürmischer, zerreißender Gefühle. Un sonst strebte sie — durch Betäubung der Muttergefühle und Erstickung aller Gewissensbisse — Kraft und Entschlossenheit für ihren Frevel zu gewinnen. Umsonst kämpfte sie gegen die Natur, die in ihrem Innersten sich empörte und laut aufschrie gegen die Schmeicheltöne und verführerischen Worte einer wahnsinnigen Leidenschaft; umsonst erhob sich die Liebe und der Schein von Vaterlandsruhm der Zukunft und der falsche Engel der Religion mit allen ihren Zauberbildern und glänzenden Rüstungen gegen das derbe, trotzige Gewissen. Donna Ava stand auf dem schrecklichsten Gipfel menschlichen Jammers — sich selbst erschien sie als eine Heillose und Unwürdige, sie erkannte, daß sie zu dem Fluch ewiger Reue und endlosen Unglücks sich selbst verdammte.

Dennoch war sie zu schwach, in sich zu gehen, zurückzutreten. Lockender, schöner, süßer als je trat Almansors Bild vor ihre Sinne, alle seine Zauber bestrickten sie von Neuem und stießen sie vorwärts auf der gräulichen Bahn eines Verbrechens, welches ihr Herz verabscheute. In öder, furchtbarer Finsterniß trieb sie sich umher und wendete sich doch ab, um das Licht, das sie hinausleiten konnte, nicht zu sehen. Der Wahnsinn siegte gegen jede edlere Empfindung, sie nahm das

Giftfläschchen und eilte hinab in den Banketsaal, die Martern der Hölle in der Bruſt, aber auch voll des wildeſten, unzähmbaren Entſchluſſes.

Der Anblick der Feſtespracht durchſchauerte ſie eiſig, in ſchmerzlichem Krampf zuckten alle Adern und Nerven, eine unſichtbare Macht ſchien ihre Schritte zu hemmen, eine ungeheure Laſt wälzte ſich auf ihr Herz — ſie wankte, blieb ſtehen. Mit unnennbarem Schaudern ſtarrte ſie auf die glänzenden Zurüſtungen an. Alle die goldenen und ſilbernen Gefäße, alle Teppiche und Gehänge voll bunter, luſtiger Farbenpracht, alle die zahlloſen lachenden Blumen und Kränze — ſchienen plötzlich, Glanz und Farben verlierend, in eine ungeheure öde Finſterniß ſich zu verwandeln. Furchtbare Nacht um-und um! Erbebend ſah ſie den Sitz, welchen bald ihr unglückſel'ges Opfer einnehmen ſollte. Noch einmal erhoben ſich alle Stimmen der Natur und Pflicht in ihrem Innern, aber daneben ſtand Almanſors königlicher Sitz! Regungslos ſtarrte ſie lange ihn an, gelähmt fühlte ſie ſich an allen Gliedern, ſtützen mußte ſie ſich, um nicht niederzuſtürzen. Die Freudenrufe von der Straße herein ſchreckten ſie plötzlich auf. Sie verkündeten die Rückkehr und den Wiedereinzug der Könige und ihrer Gefolge in das Schloß. Kein Augenblick war mehr zu verlieren, gekommen war die furchtbare Stunde der Entſcheidung.

„Sei ſtandhaft, Ava!“ murmelte die Gräfin mit hohler Stimme, „verbanne die kindiſche Furcht,

fort mit dem armſeligen Erbarmen! Kein weibiſches Zagen mehr — nein! Ich will, ich werde die Kraft haben, wenn auch alle Flüche des Himmels auf mich herabdonnerten!“

Mit dem Feuer der Verzweiflung ſchritt ſie raſch zur Tafel, wo der goldene Pokal ſtand. Noch einmal ſchien ſie zu erbeben, zurückzuſchrecken. Erſtarrt ſtand ſie gleich dem Wanderer, der ſorglos auf roſigem Pfad einen Schmetterling verfolgt und urplötzlich am jähen Rand eines bodenloſen Abgrundes ſich erblickt; über welchen der Schmetterling leichten Fittigs hinwegſchwebt. Ihre Hand zitterte nicht mehr — nur einer Sekunde Zeit bedurfte ſie, um ihr Verbrechen zu vollbringen, aber dieſe Sekunde war eine Ewigkeit der Schrecken für eine ſtrafbare Mutter. Ihr Herz zog ſich ſchmerzlich zuſammen, der ausgeſtreckte Arm ſtarrte regungslos, dichte Finſterniß umflorte alles rings umher, ihr Auge ſah nichts mehr, ſelbſt der Pokal ſchien ihrem Blick entſchwunden zu ſein, ſchlotternd ſchlugen ihre Kniee zuſammen, alles an ihr und in ihr wurde zu einem einzigen unermeßlichen Schmerz. Dieſer Augenblick eiſiger Ungewißheit mit ſeinem ganzen gräßlichen Gefolge war das letzte Aufzucken des Herzens der Unglückſeligen, der letzte Kampf ihres guten Engels gegen den ſie beherrſchenden Dämon. Ach! es war zu ſpät! Schon zuckte ihre Hand, ſchon ſenkten ſich die Fingerſpitzen und das Gift miſchte ſich bereits mit dem Wein!

Eine gräßliche Ruhe bemächtigte ſich der Gräfin, die Ruhe des vollzogenen Frevels, die Ruhe der Verzweiflung.

Näher und näher tönten die Rufe der Freude, alle Lüfte erklangen von den heitern kriegeriſchen Weiſen, ſtärker und feierlicher ſchallten die Glocken, das Feſt des Feſtes ſollte beginnen, Chriſten und Mauren ſollten das Mahl verhängnißreicher Verſöhnung und Einigkeit genießen, Frieden und Glück und Freude ſollten herrſchen in allen Landen rings umher und neuer Segen mit ſeinen ſchönſten Gaben das Volk erfreuen!

Welchen Contraſt bildete dagegen der ſchauerlich öde Saal, welchen vorſichtig die Frau verließ, die ſo eben die ſüßeſten Gefühle der Natur mit Füßen getreten hatte; eine Mutter, die ihren Sohn zu morden entſchloſſen war! Außen alles Freude und Jubel, hier das Schweigen des Verbrechens und des Todes! Die letzten Schritte einer entarteten Mutter verhallten in dem hohen Gewölbe, tiefe Stille für wenige Augenblicke, und dann plötzlich Lachen und Jubel und ſorgloſes Scherzen der freudedürſtend eintretenden Gäſte!

Don Sancho Garcia, das von ſeiner eigenen Mutter dem Tod geweihte Opfer, zog zwiſchen dem treuen Gonzalo und dem mordlüſternen Verräther Almanſor Allen voran. Der Großen und Ritter glänzende Schaar folgte in langem Zuge, Chriſten und Mauren durch einander, Arm in Arm durch die Bande traulicher Freundſchaft vereint. Der

Graf nahm Platz, Almanſor an ſeiner Seite, und die Trompeten und Pauken jubelten in wirbelnder Fanfare.

„Wo iſt meine Mutter?“ fragte Sancho, „dafür ſei Gott, daß ſie, der Engel des Friedens, an einem der ſchönſten Tage meines Lebens an meiner Seite fehle. Eilt, meine Edeln, bittet ſie, das Feſt mit ihrer Gegenwart zu ſchmücken, mein Herz mit ihrem Anblick zu erfreuen!“

Donna Ava konnte dieſer Einladung ſich nicht wohl entziehen, ohne Veranlaſſung zu mancherlei Vermuthungen zu geben, vielleicht ſogar ernſtlichen Verdacht zu erwecken. Vor den Augen eines Jeden, der eines Verbrechens ſich ſchuldig fühlt, ſchwebt unaufhörlich ein boshaftes Geſpenſt umher, welches bereit ſcheint, die geringſte Unvorſichtigkeit benutzend, die ſchwarze That zu enthüllen. Nicht ſelten führt gerade das Uebermaß von Vorſicht die Entdeckung herbei.

Die Gräfin ſchmückte ſich mit ihren glänzendſten Gewändern; der Strahl der Diamanten erhöhte das Feuer ihrer ſchönen Augen. Der goldne Reif ſchien die Sorgloſigkeit der hohen Stirn wohlgefällig zu umarmen, die Roſen allein hatten es nicht gewagt, neben ſo viel Reizen auf ihren Wangen zu erſcheinen. Bleich trat ſie ein, doch feſten Schrittes und voll Würde. Sie ſetzte ſich an die linke Seite ihres Sohnes und waffnete ſich mit aller Entſchloſſenheit und rief alle Energie der Leidenſchaft zu Hülfe, um die furchtbare Probe zu beſtehen.

Den Mauren beunruhigte ihre Gegenwart sehr, denn er befürchtete, daß alle Festigkeit, welche sie bei den Vorbereitungen zu dem Verbrechen gezeigt hatte, im Augenblick der Ausführung von ihr weichen, dem Mitleiden, der Reue und den natürlichen Gefühlen Platz machen werde. Allein alle Furcht schwand aus seiner Seele, als er die Ruhe des Entschlusses, die Festigkeit des Wollens in ihren Zügen las; ihre Gegenwart erschien ihm sogar als eine neue Bürgschaft des Gelingens.

Das Banket begann. Don Sancho, alle seine Ritter und Gäste schienen sich verschworen zu haben, durch Heiterkeit, Ungezwungenheit und Lust diesen Tag als den größten Festtag ihres Lebens zu bezeichnen. Alles begünstigte das treulos grausame Vorhaben der Mutter und ihres Geliebten. Aber Almansor verlor mit jedem Augenblick mehr und mehr von seiner wilden Freude, weil stets bedenklicher Donna Ava's eisige Ruhe und fast leblose Kaltblütigkeit erschien. Schwarze Ahnungen durchzuckten seine Seele und jeder Blick auf Donna Ava vermehrte sein Zweifeln und Befürchten. Sie suchte sorgfältig seinen Blick zu vermeiden und hatte auch nicht ein Wort für ihn, den ersten ihrer Gäste. Er mißkannte diesen sichersten Beweis des vollzogenen Verbrechens und wähnte, daß ihre Scheu vor ihm von Schwachheit und Wankelmuth herrühre. Seine Unruhe steigerte sich mit jedem Augenblick bis zur peinlichsten Qual. Denn Freude und Lust mußte er äußern, um der Aufmerksam-

keit und Freundlichkeit des jungen Grafen zu entsprechen, und alle Zweifel gegen seine Aufrichtigkeit zu verscheuchen.

Trompeten schmetterten, Pauken wirbelten, aus aller Mund ertönte ein Jauchzen der Freude. Ehrfurchtsvolles Schweigen erfolgte. Den großen Goldpokal in seiner Rechten erhob sich Don Sancho Garcia, bereit, ein Wort der Freundschaft zu neuer Besiegelung des Bündnisses zu sprechen.

Dies war der entscheidende Augenblick für den Mauren. Glühend und durchdringend haftete sein Auge auf der Gräfin, um zu erforschen, ob sie die That der Hölle vollbracht habe. Ein leichtes Beben zuckte durch alle ihre Züge, ein Schein von Röthe flog, wieder schnell verschwindend, über ihre Wangen und zittern sah er die schöne Gestalt. Genug für ihn, um ihn zu überzeugen, daß sie das Verbrechen wirklich begonnen habe, und das Gelingen seiner heißesten Hoffnung ihn erwarten zu lassen. Alle Unruhe entschwand seinem Herzen, in heiterer Gleichgültigkeit für alles Uebrige gab er der Lust des Augenblickes sich hin, und harrte unbefangen der Entwickelung dieses gräulichen Trauerspiels.

„Edle Castilianer," rief Don Sancho mit hochgeschwungenem Pokal, „dieser Tag besiegelt den Freundschaftsbund Castiliens mit unserm erlauchten Gast, dem tapfern König von Cordova. Diesen Becher, den so viele Erinnerungen heiligen, leere ich auf die Gesundheit unsers edeln Verbün-

deten. Heil Almanſor von Cordova! Sieg ſeinen Waffen!"

Furchtbar wütheten dieſe Worte in der Bruſt der Schuldigen. Die wilde Ruhe, welche bisher eiſig auf ihrem Antlitz gelegen, ſchwand plötzlich wie durch einen Zauberſchlag. Ihr ganzes Weſen zuckte in fürchterlicher Bewegung auf, wie im Wahnſinn irrten ihre Blicke fliegend umher, ihr Buſen wogte ſtürmiſch auf und nieder, zwiefache Verzweiflung ſchien den Rieſenkampf in ihr zu kämpfen, die Verzweiflung: Gefühl und Wort zu unterdrücken, und die Verzweiflung: ihr Herz von dieſer Höllenlaſt zu befreien.

Der Sohn bemerkte ihren troſtloſen Zuſtand, ſtellte den Becher, den ſeine Lippen ſchon berühren wollten, ſchnell auf die Tafel, und frug mit der zärtlichſten Beſorgniß, was ſeine theure Mutter befallen habe. Der Ton voll kindlicher Liebe und Zärtlichkeit erſchütterte von Neuem die Schuldbelaſtete und zerriß ihr Herz. Bebend in Reue und Furcht und Mitleiden und Schauder und Verzweiflung antwortete ſie mit zitternder Stimme, daß ſie, von plötzlicher Unpäßlichkeit betroffen, wünſchen müſſe, in ihre Einſamkeit ſich zurückziehen zu dürfen.

Gewiß, theuerſte Mutter, wie ſchmerzlich mir, wie unangenehm Allen dieſe Entfernung ſein muß. Indeſſen höret meine Bitte, bleibt noch für den kurzen Augenblick, bis ich zu Ehren unſers edeln

Gastes und seiner Freundschaft den Becher von Castilien geleert habe.

Ohne ihre Antwort abzuwarten, um ihre Leiden zu kürzen, ergriff Don Sancho von Neuem den Pokal und alle Gäste und alle Castilianer nahmen die Becher zur Hand. Almansor vor Allen mit der Freude eines Teufels in den Blicken. Die harmlos edle Heiterkeit des Sohnes schlug allmächtig an alle Saiten des Mutterherzens. Sich selbst und alles rings umher vergessend, sah sie nichts als den Pokal, der mit seinem furchtbaren Inhalt den Lippen ihres einzigen Kindes näher rückte. Mit einem gellenden Schrei sprang sie empor „trink nicht, mein Sohn, du trinkst den Tod!“ entriß seiner Hand den Becher und leerte ihn bis auf den letzten Tropfen in einem gierigen Zug, bevor einer der Anwesenden daran dachte, sie zu verhindern.

Furchtbar ungeheure Verwirrung im ganzen Saal. Kein Laut entfuhr einer Lippe. Aller Augen waren nur auf sie gerichtet, Alle lauschten, aus ihrem Munde die Aufklärung eines gräßlichen Räthsels zu hören. Starr wie eine Bildsäule stand der edle Sancho, unbekannt mit einem Verbrechen schien sein reines Herz diese Scene nur für die Erscheinung eines Traumes zu halten. Vernichtet und wüthend in seinem Innersten stand Almansor, in teuflischem Brüten, ob nicht ein Dolchstoß schnell vollenden sollte, was er so wahnsinnig der Schwachheit eines Weibes anvertraut hatte. Der alte Gonzalo hatte unwillkührlich seinen Becher auf die

Tafel geſtellt und raſchen Griffs das Kreuz ſeines Schwertes geſucht. Mit der Kälte des tiefſten Manneszorns betrachtete er, den Zuſammenhang ahnend und neuen Frevel beſorgend, durchbohrenden Blicks den König der Mauren. Beſorgt ſtanden die Ritter Caſtiliens, beſorgt alle Mauren, beide ahneten Verrath, beide blickten nach ihren Gebietern, ob Gefahr dieſen drohe, ob Hülfe ihnen nöthig ſei. Von wilder Angſt ergriffen waren der Diener viele aus dem Saal geflohen, die übrigen hatten die ſinkende Gräfin geſtützt. Keiner von Allen hatte den Muth, das Heiligthum Caſtiliens, den verhängnißreich unglückſeligen Becher von dem Boden aufzuheben.

Ein Augenblick des ſchaudervollſten Schweigens. Die vor einer Minute von Freude belebte, jauchzende Verſammlung glich nun lebloſen Geſtalten, die von paniſchem Schrecken und namenloſer Angſt bezaubert und verſteinert worden.

Von Allen zuerſt erwachte zum Leben und Bewußtſein der Schmerz der Gräfin. Entſchwunden war ihrer Seele der böſe Zauber aller Leidenſchaft, der Wahnſinn verbrecheriſcher Luſt. Ganz wieder Weib und zärtliche Mutter, umſchlang ſie mit glühenden Armen den geretteten Sohn und preßte ihn bebend an die Bruſt, die vor wenigen Augenblicken noch ſeinen Tod beſchloſſen hatte und jetzt ſelbſt den nahen Tod ſchon fühlte.

„O mein Sancho, mein theures Kind! laß mich, bevor ich vor dem ewigen Richter erſcheine,

von deinen Lippen noch das Wort der Verzeihung hören. Ein wilder Rausch der Sinne hatte mich befallen, ein Ungeheuer hätte mich bestrickt, die Mutter wollte ihren einzigen Sohn ermorden! Mißtraue, o mein Sancho, der Falschheit dieser Mauren; meide den Verräther, den Teufel Almansor, er strebt nach deiner Krone und ich war blind, ich war verruchter genug —

Getheilt zwischen Erstaunen, Schrecken und Schmerz blieb doch Sancho im ersten Augenblick ganz treuer Sohn. Die süßesten Worte des Verzeihens, der Liebe, der Zärtlichkeit strömten aus seinem Munde; die heißesten Gebete um Rettung der Unglückseligen tönten aus seinem Herzen zu Gott und allen Heiligen empor. Aber rasch und unaufhaltsam wirkte das schreckliche Gift.

Indessen hatte das Bekenntniß der Sterbenden alle Leidenschaften, Wuth und Rache und Verzweiflung bei der ganzen Versammlung entzündet. Unwillkührlich hatten Castiliens Ritter um Mutter und Sohn sich geschaart und alle Mauren in dichtem Halbkreis um Almansor sich gegenüber gestellt. Aller Augen drohten Kampf und Verderben, Dolch und Schwerter faßten alle Fäuste. Ein Laut, ein Wink, ein Blick und der Mord begann in den festlichen Hallen, und Blut in Strömen besudelte den Boden, welchen Versöhnung und Friede so eben geweiht hatten.

Außer sich vor Wuth, den letzten Schein von Mannswürde und Ritterlichkeit roh von sich schleu-

bernd, trat Almanſor höhnend vor die Sterbende und vergrößerte den Fluch ſeiner Verwünſchungen gegen ſie durch die hochmüthige Erklärung, daß ſie nur ſein verachtetes Spielzeug geweſen und nie von ihm geliebt worden ſei. Ein trübes Lächeln zuckte über die blauen Lippen von Donna Ava und mit ſterbender Stimme lispelte ſie: „gerecht iſt Gott, mich vernichtet der, für den ich alles hingeopfert. Gerechter Gott, ſei mir auch ein gnädiger Gott, ſchütze, erhalte meinen Sohn! — Lebe wohl, mein theures Kind — o mein Gott — ich ſterbe — verzeihe —“ Kein Laut mehr, der letzte Athem war mit einer heftigen Zuckung entflohen, todt ſank ihr Haupt zurück.

Gonzalo konnte ſeine Wuth nicht länger meiſtern, er riß ſein Schwert aus der Scheide und rief flammenden Blicks: „Caſtilianer! Gott muß ſeine Gnade von uns wenden, wenn wir ſolchen ſchwarzen Frevel dulden! Mein ſpaniſches Schwert dürſtet nach dem Blut der Verräther!

„Wehe euch allen, wehe ganz Caſtilien, wenn das Schwert ihr zückt!“ brüllte Almanſor in ſeinem Uebermuth, „heran ihr alle, deren Rücken ich ſo oft geſchaut!“ — Und alle Schwerter waren blos und Kampfluſt blitzte aus allen Augen und Zornesglut flammte in allen Herzen; der Kampf begann. Von der Leiche ſeiner Mutter empor ſprang der junge Graf zwiſchen die Wüthenden und gebot mit männlichem Ernſt: „haltet ein Caſtilianer, entehrt nicht den Saal der Gaſtfreundſchaft

mit Gewalt und Blut. Wir sind den Mauren hier an Waffenmacht überlegen, mögen sie dagegen an Verrätherei stets stärker bleiben, Castilien soll die Palme dieses Vorzugs ihnen nie streitig machen! — Fort Mauren, flieht belastet mit dem Fluch der unvertilgbaren Schande eures Königs! Wir, meine edeln Castilianer, wir rächen uns auf dem Schlachtfeld und schwören ewigen, unversöhnlichen Haß den Verräthern, bei den Gebeinen meiner Väter und bei Santjago!" Die Rachelust der Castilianer verstummte vor den edeln Worten ihres Fürsten, und ungestraft verließen Almansor und alle seine Mauren die Hauptstadt und die Grafschaft.

Mit großer Feierlichkeit und allen Weihen der Religion wurde Donna Ava in der Gruft ihrer Väter beigesetzt. Kein Ritter von Castilien fehlte bei dem festlichen Zug und Tausende von Kriegern umstanden das Grab der gefallenen Fürstin. Nicht die Achtung für Donna Ava, nicht der Schmerz für die Trauer des edeln Don Sancho hatte sie alle hier versammelt; die Freude war es, die Freude der kastilischen Herzen über den Bruch eines Bündnisses mit den Mauren gegen die Glaubensbrüder von Leon und Navarra, welches sie stets als ein unnatürliches und gefahrvolles Unternehmen betrachtet hatten. Don Gonzalo, der biederste Kämpe der Castilianer, der feurigste Ritter der Christenheit, konnte seine Freude nicht bergen. „Schmach jedem Spanier," rief er, „Schmach und Verder-

den jedem Chriſten, der fortan von Verſöhnung und Frieden mit den Ungläubigen ſpricht! Eher unterwerfe ſich Caſtilien den chriſtlichen Herren von Navarra oder Leon, eher huldige es den Königen der Franken, ehe es ſeine Fahnen wieder neben dem Halbmond der Mauren wehen läßt! Ewigen Krieg der Vertilgung dieſem Volk der Verräther! Hinaus müſſen alle Mauren aus den ſpaniſchen Gebieten oder den letzten Tropfen ſpaniſchen Blutes muß die Erde des Vaterlandes trinken!"

Aus dem Grab von Donna Ava ſtiegen die Geiſter der Rache und des unverſöhnlichen Kampfes empor, ſie ſchwangen ihre Fackeln und die Flamme des Kriegs wüthete fort bis nach Jahrhunderten der letzte der Araber der Küſte von Spanien den Rücken gewendet hatte.

IV.

Don Rodrigo Diaz de Vivar, el Cid Campeador.

Hört ihr Babieca brausen,
Höret ihr der Lanze Sausen,
Sehet ihr den Blitz von fern?
Seht ihr ganze Schaaren fallen?
Wehe, Mauren! weh euch Allen!
Naht doch Cid, Castiliens Stern!
Spanisches Lied.

Zwei edle Ritter traten mit einander aus dem Palast von Burgos. Das Feuer ihrer Blicke zeigte, daß sie über einen wichtigen Gegenstand sich besprachen; die Heftigkeit ihrer Bewegungen, daß sie nicht einer Meinung darüber waren.

„Der König hat Unrecht," sprach der Jüngere von beiden, „den Kaiser von Deutschland und den heiligen Stuhl so stolz und anmaßend zu behandeln."

Recht hat der König! erwiederte der Aeltere mit vieler Glut. Handelt es sich darum, fremden Fürsten gegenüber, welche eine Gewalt über Spanien sich anmaßen wollen, als starken König der freien Castilianer sich zu bewähren, so gibt es kein Wort, welches stark genug wäre, oder anmaßend erscheinen könnte.

„Wie dem auch sei, so kann man doch bei jeder Gelegenheit Rücksichten und Höflichkeit beobachten. Daß ihr, Don Diego Laynez, eine andere Weise und den barschen Ton in Schutz nehmt, ist ganz natürlich, denn ihr vertheidigt damit nur das barsche Wesen, welches euer Sohn, der junge Rodrigo, im Rath des Königs stets äußert. Allein bedenken solltet ihr, daß dieser junge Mann, voll Vertrauen auf seinen Muth auch seinen Geist überschätzt und wähnt, gleich jedem Graubart dem König rathen zu können."

Ich weiß gewiß, Don Gomez, daß nicht ein grauer Bart allein Weisheit verleiht und zu Rath berechtigt, denn sonst würden wir nicht von manchem Graubart dem König Dinge anrathen hören, die der Ehre, der Krone von Castilien und der Unabhängigkeit einer freien Nation zuwider sind.

Der Ton, womit er diese Worte aussprach, und der ausdrucksvolle Blick, womit er sie begleitete, trieben den längst erwachten Zorn des Don Gomez de Gormaz aufs Aeußerste. Mit allem Hohn der Wuth rief er: „Don Diego Laynez, was wollt ihr damit sagen? Gelten eure Worte etwa mir?"

Stets halte ich es unter meiner Würde, was ich einmal ausgesprochen, zu leugnen, oder künstlich zu deuten. Verstanden habt ihr, was ich sagte, so wißt ihr auch wohl, wem meine Worte gelten können und sollen.

„So nimm dieses, alter Schwätzer!“ schrie Gormaz außer sich, indem er ihm einen Backenstreich gab, „und lerne selbst künftig klug genug zu sein, um den Zorn eines Don Gomez de Gormaz nicht unbesonnen auf dich zu laden!“

Ein Schlag, ein entehrender Schlag! rief der alte Diego, von Schmerz vernichtet. Barmherziger Himmel! Warum mußte ich diese Stunde erleben? Warum fiel ich nicht in einer der vielen Schlachten gegen die Mauren? Warum konnte ich nicht das Opfer der Verrätherei, des Giftes oder der Pest werden? Der Tod unter jeder Gestalt wäre ein Glück für mich gewesen, denn er hätte vor solcher Schmach mich beschützt. Don Gormaz, wie konntet ihr uns Beide durch so unritterliches Benehmen so schwer entehren? Höhnt ihr etwa die Schwäche meines Arms, auf dem die Jahre und die Strapatzen von zwanzig Feldzügen so schwer lasten? Fehlt mir auch die Kraft, solche Schmach zu rächen, so habe ich wenigstens Muth genug, die Rache zu versuchen.

Bei diesen Worten zog er seinen Degen und schritt entschlossen auf den Gegner ein. Don Gormaz lächelte spöttisch über das drohende Gebaren

des alten Ritters und forderte ihn höhniſch auf, ſeinen Degen wieder der Scheide zu vertrauen.

Nein! du Ritter ohne Ehre! ſchrie der alte Diego, nach einer ſolchen Beſchimpfung iſt das Leben eine unerträgliche Laſt. Don Diego Laynez und Don Gomez de Gormaz dürfen keine Stunde länger neben einander leben. Vertheidige dich, damit nicht mein gerechter Zorn dich ſchutzlos treffe!

Die Entſchloſſenheit des Greiſes zeigte, daß er Wort halten würde, und Don Gomez ſah ſich genöthigt, an ſeine Vertheidigung zu denken. Er zog ſeinen Degen und ſtachelte mit neuem Hohn der Verachtung den Schmerz des alten Kämpen. „Weil ihr denn ſo reizbar ſeid und ſo hochmüthig, ſo will ich des Kampfes euch würdigen. Wahnſinniger Alter, grenzenlos iſt dein Uebermuth, aber weil das Leben dir zur Laſt geworden, ſo will ich aus Barmherzigkeit davon dich bald befreien."

Der Kampf begann mit zu ungleichen Kräften, als daß er lange unentſchieden hätte bleiben können. Die Schwäche des Alters unterſtützte ſchlecht die Entſchloſſenheit und den Muth des Don Diego. Der weit jüngere Don Gomez vertheidigte ſich ſo leicht und gewandt, als hätte er einen Knaben zum Gegner, und ſchleuderte ihm nach wenigen Minuten den Degen aus der Hand.

„Jetzt, mein Don Diego, könnte ich mit dem ſo heiß gewünſchten Tod dich erfreuen. Allein du ſollſt noch länger leben, alter Knabe, damit du Zeit gewinneſt, Lehren der Weisheit zu hören

und dann auch manchen jungen Leuten sie beizubringen."

Verächtlich schleuderte er den an der Erde liegenden Degen mit dem Fuß seinem Gegner hin und entfernte sich voll stolzer Hoheit.

Das Herz des alten Don Diego Laynez war vom Schmerz der Verzweiflung zerrissen, schmachvoll beschimpft sah er sich und ohnmächtig zugleich zur Rache. Seufzend hob er seinen Degen auf, betrachtete ihn wehmüthig und jammerte: „ach, mein guter Degen! Es gab eine Zeit, wo deine Hilfe dem Don Diego niemals fehlte. Stark war mein Arm, wie viele Mauren haben seine Kraft empfunden! Wehe mir! diese Zeit ist vorüber, ich bin nur noch ein alter Mann, dessen Schwäche dem Hohn jedes Unverschämten blosgestellt ist. Verwünscht sei das Schicksal, das mich mir selbst zum Gegenstand der Schande und des Kummers macht. Himmel! eine edle Seele hast du der Mittel der Rache für eine Beschimpfung beraubt, warum entzogst du ihr nicht auch das Vermögen, die Beschimpfung zu empfinden?

Der greise unglückliche Ritter war so tief erschüttert, daß Thränen der Verzweiflung über seine Wangen flossen und den ehrwürdigen Bart benetzten. Aus dem peinlichsten Gefühl nach kurzer Zeit erwachend, sprach er belebter und muthiger zu sich selbst: „aber hat doch der Himmel mir einen Sohn gegeben, einen Sohn, der mit allen edelsten Gefühlen eines Ritters die ganze Kraft der Jugend seines

Vaters in ſich vereinigt. An ſeinen Arm will ich mich wenden, würdig wird er ſich zeigen aller ruhmvollen Helden ſeines hohen Stammes. Mein Sohn wird nicht kalten Blutes zuſehen, daß ſein Vater tödtlich beſchimpft worden, und der Urheber dieſes Schimpfes ferner noch trotzig auf dem Platz von Burgos umherſchreite."

Im Kampf ſtreitender Gefühle ging Don Diego, ſeinen Sohn aufzuſuchen, den tapfern Rodrigo Diaz de Bivar, welchen die Nachwelt unter dem Namen des Cid Campeador bewundern lernte.

Während dieſe unheilvolle Scene auf dem Platz vor dem königlichen Schloß zu Burgos ſich ereignete, genoß Rodrigo des ſüßeſten Glückes, welches die Erde einem Sterblichen bereiten kann. Der junge Ritter hatte alle kriegeriſchen Gefühle aus ſeinem Herzen verbannt und ſaß mit Augen voll Feuer, aber nicht mit dem Feuer der Kampfluſt und des Schlachtenmuthes, ſondern mit dem Feuer der ſeligſten Liebe, nahe bei Donna Ximene, der Schönen ſeines Herzens. Mit jungfräulichem Erröthen hatte ſie ihm ihre Hand zugeſagt und voll der zärtlichſten Liebe das Wort der Verlobung ihm gegeben.

Außer ſich vor Hoffnung und Freude, nahm Rodrigo Abſchied von ihr, bat um Erlaubniß, bald wieder erſcheinen zu dürfen, und eilte, ſeinen guten Vater von Allem zu unterrichten und um Einwilligung zu bitten. Schon wollte Rodrigo, ungeduldig darüber, daß er den Alten nicht gefunden,

das väterliche Haus verlaſſen und anderwärts ihn aufſuchen, als er ihn mit ungewöhnlicher Eile und Heftigkeit heranſchreiten ſah. Voll glühenden Eifers, ſeiner Wünſche Ziel ſchnell zu erreichen, ging Rodrigo ihm entgegen. Beim Anblick der ſchmerzbebenden, gramumhüllten Züge des greiſen Vaters erſtarrte die Freude plötzlich in ſeinem Herzen, die Liebe des Jünglings ſchwieg und die Liebe des Sohnes erwachte in zärtlichſter Beſorgniß. Von ferne ſchon rief der Alte voll Schmerz und Trauer: welch Glück, mein Sohn, daß ich dich finde!

„Allen Segen des Himmels auf euer ehrwürdiges Haupt, o mein theurer Vater.“

Statt wie gewöhnlich mit ganzem Feuer der Liebe und Freude den edeln Sohn an ſein Herz zu drücken, blieb Diego vor ihm ſtehen, betrachtete ihn ſtarr und frug mit hohlem Ton: Rodrigo, fühlt dein Herz den wahren Muth eines Ritters?

„Nur mein Vater darf ungeſtraft ſolches mich fragen.“

Weiſt du, welch ruhmvoll edles Blut in deinen Adern ſtrömt?

„Ich weiß, daß der Sohn des Don Diego Laynez auch den höchſten und ſtolzeſten der Kaſtilianer um Nichts zu beneiden hat.“

Dies iſt die Wahrheit. Wir ſtammen von den erlauchten Gründern dieſes Königreichs, von den mit Recht ſo berühmten Grafen von Caſtilien; aber hätte der Himmel mich lieber zum Sohn eines

gemeinen Bauers gemacht, damit ich der Schande, die mein Haupt bedeckt, entgangen wäre!

„Vater! mein theurer Vater! was willst du damit sagen?“

O mein Sohn! dein Vater muß den Tag seiner Geburt verwünschen, dein Vater ist so tief herabgewürdigt und beschimpft, daß er, selbst vor seines Sohnes Antlitz zu erscheinen, sich schämen muß.

„Wäre es möglich? Kann Don Diego Laynez, Kastiliens ehrwürdigster Ritter, ein Gegenstand der Erniedrigung und des Mitleidens geworden sein? Mein Vater, du sprichst in Räthseln, ich verstehe dich nicht und doch hat das Alter deine Kräfte noch nicht so sehr geschwächt, daß du solche Worte ohne genügenden Grund ausstoßen könntest.“

Ach! mein lieber Rodrigo, nur zu gerecht ist dein Staunen und Zweifeln, und dennoch, wehe mir! nur allzuwahr, was ich sagte. O gäbe der Himmel, daß ein Rückfall in die Kindheit, das Spiel eines Traumes, die Macht irgend eines Zauberers, oder der Wahnwitz eines Fiebers jene Worte mir eingeflößt hätte! aber, wehe mir! auch dieser Trost ist mir versagt. Die Schmach, welche mich erniedrigt, mich, den Don Diego Laynez, mich, den Vater des Rodrigo, ist so blutig und so erniedrigend, daß nur der Tod allein sie aus meinem Gedächtniß tilgen kann.

„Sprich, mein Vater, sprich! erkläre mir das Geheimniß, mein Herz erstarrt bei solchen Worten.“

Meine Zunge widerstrebt, dir das Gräuliche zu bekennen, und dennoch mußt du meine Klage ganz wissen, um ganz mich rächen zu können. Sohn! Rodrigo! wende nicht den Blick voll Scham von deinem Vater — dein Vater ist durch die grausamste und schmachvollste aller Beleidigungen entehrt. Zum erstenmal in seinem Leben röthete Scham sein Angesicht, geschlagen hat man deinen Vater, deinen alten Vater ins Angesicht geschlagen!

„Barmherzigkeit des Himmels! hörte ich recht? Geschlagen —"

Geschlagen ins Angesicht! wiederholte der Greis mit hinsterbender Stimme und konnte seine Thränen nicht länger zurückhalten.

Der einbrechenden Nacht gleich bedeckte eine finstere Wolke die Stirn des jungen Rodrigo; erstarrt, gelähmt versank er in düsteres Schweigen. Die Schmach seines ehrwürdigen Vaters durchbebte ihn wie ein furchtbarer Zauberschlag, sein Auge haftete am Boden, die Röthe der Scham floß über seine Wange, alle Nerven und Adern schienen vom Schmerz der Vernichtung durchschnitten. Nach einiger Zeit sah er empor und erblickte auf den bleichen Wangen des Vaters die Thränen des Kummers und der Schande, erblickte das Beben und tiefinnerste Zürnen verletzter Ehre in allen Zügen, und plötzlich erwachte sein Herz mit aller Glut der stürmischen Gefühle. „Mein Vater! wann ist dir diese Schande widerfahren?"

Noch ist es keine Stunde.

„Hatte der Auftritt Zeugen; Ritter, Knappen oder Knechte?"

Dem Himmel sei Dank! nein, dies Uebermaß von Schmach wurde mir erspart, wir waren allein.

„Vortrefflich! wer ist der Elende?"

Er ist ein mächtiger, furchtbarer Mann.

„Um so besser! sein Name?"

Bei seinem Namen wirst du —

„Halt ein, bei der Ehre unsers Hauses! glaubst du, daß, so weit der Himmel sich wölbt, ein Mann lebe, groß und mächtig genug, um meiner gerechten Rache sich zu entziehen? Beim heiligen Kreuz! wäre es der König selbst, der dich beleidigt, er müßte mir Rechenschaft geben!"

Der Himmel segne dich! mein Rodrigo. Gott und Santjago werden so edle Gefühle belohnen. Du entsprichst ganz meinem Vertrauen zu deinem Ehrgefühl und zu deiner kindlichen Liebe. Der Beleidiger ist Don Gomez, Herr von Gormaz.

Ein Donnerschlag aus reinem Himmel wäre für Rodrigo nicht furchtbarer gewesen, als dieser Name. Entsetzt fuhr er zurück, bis ins Innerste betroffen stand er erstarrt, versteinert, glaubte dennoch seinem Ohr nicht trauen zu dürfen. Als er beharrlich schwieg, und Don Diego seine seltsame Betroffenheit auf allen Zügen las, sprach er zagend und erbleichend: mein Sohn, dieser Name scheint dein Herz mit Besorgniß zu erfüllen. Sollte seine Macht, sein Ansehen —

„Kein Wort mehr, mein Vater! Kannst du auch unmöglich mein Herz durchschauen und sehen, was mein Innerstes zerreißt; so sollst du doch nicht so ungroßmüthig meine Ehre antasten.“

So wirst du mich rächen, Rodrigo?

„Ewiger Gott! kann Don Diego daran zweifeln?“

Indessen schien der Name meines Feindes dich schwer betroffen und mit Kummer erfüllt zu haben!

„Mein Vater, meine Betroffenheit und mein Schmerz haben keinen Bezug auf dieses ritterliche Geschäft. Dein Sohn ist Don Rodrigo, er wird dich rächen! Ich eile, unverzüglich deinen Feind zu suchen.“

Vater und Sohn trennten sich den verschiedenartigsten Empfindungen zur Beute. Mitten in dem tiefbeugenden Schmerz genoß Don Diego des Trostes, daß der Schandfleck von seinem Namen bald wieder abgewaschen sein würde. Voll Vertrauen auf die Tapferkeit seines Sohnes zweifelte er keinen Augenblick an dem Ausgang des Kampfes, und betrat seinen Palast wieder mit der Ueberzeugung, daß der Tod des Don Gomez de Gormaz noch vor Sonnenuntergang seine Ehre wieder herstellen würde.

Wie verschieden davon waren Gedanken und Gefühle des Don Rodrigo! Von allen Schrecknissen dieser Erde hatte das Schrecklichste, von allen furchtbaren Schlägen des Schicksals hatte der furchtbarste, der unerträglichste ihn getroffen, alle

Träume ſeines Glücks unwiederbringlich vernichtet. Er hatte das grauſamſte Opfer verſprochen, indem er ſich verpflichtete, den Mann zu tödten, den er nach ſeinem Vater am höchſten ehrte, in deſſen mächtiger Hand alles Glück und alle Freude ſeines Lebens ruhte, zu welchem er heute noch mit ganz andern Gefühlen hatte hintreten wollen. Don Gomez de Gormaz war der Vater der ſchönen Ximene! Die Laſt des Unglücks, die Uebermacht dieſes unabſehbaren Jammers ſchienen den Muth des jungen Helden beugen zu wollen. Sein Herz wollte ſpringen, ſeine Seele erlahmen bei dem Gedanken, daß er auf alles Glück des Lebens, auf die Hand der Geliebten verzichten müſſe, daß er ſelbſt verdammt ſei, durch den Tod ihres Vaters ihr Herz zu zerfleiſchen!

Niemals hatte wohl die Sohnesliebe und Sohnespflicht eine grauſamere Probe zu beſtehen, niemals wurde ſie männlicher und edler beſtanden. Wie laut auch die Liebe und die Hoffnung auf künftiges Glück von der furchtbaren That ihn abhalten wollten, ſo behauptete doch gegen dieſe mächtigen Streiter die Pflicht des Sohnes und des Ritters die Oberhand. Gleich dem edeln Schiff, das mitten durch die wildeſten Stürme und Wogen unabwendbar ſeinem Ziel entgegenſteuert, ging ſeine Seele entſchloſſen der furchtbaren That entgegen.

Rodrigo eilte, ſeinen Feind aufzuſuchen. Beim erſten Blick aus der Ferne las Don Gomez auf dem Antlitz des jungen Ritters die Urſache ſeines

Kommens, und eilte ihm entgegen, voll der stolzen Hoffnung, den Sohn des unverzeihlich beleidigten Vaters zu versöhnen oder kraft seiner Würde zu beschwichtigen. Rodrigo gönnte ihm nicht das erste Wort, er selbst begann finstern Blickes und festen Tons: „Ich bin der Sohn des Don Diego Laynez und trachte stets für einen wahren Ritter und edeln Kastilianer zu gelten, also müßt ihr wissen, warum ich jetzt vor euch erscheine."

Kalt und mit der Ruhe der Hoheit antwortete Gomez: Das Warum kann ich mir denken, wenn ich der Thorheit des Vaters mich erinnere und an den berühmten Muth des Sohnes glauben will.

„Wo es eine gute, eine heilige Sache gilt, wird dieser Muth sich nie verläugnen. Pfui, Herr Ritter! ihr habt eine That begangen, welche kaum all euer Blut wieder abwaschen kann. Bis zum letzten Tropfen muß es fließen, um den Flecken auf unserer Ehre zu tilgen und Rodrigo achtet jeden Augenblick seines Lebens für einen verlornen, so lange nicht dies Ziel erreicht ist."

Schön gesprochen, mein junger Ritter, aber wahrlich auch so stolz, wie es von einem Mann zu erwarten ist, den übertriebene Lobsprüche und eine lächerliche Schmeichelei allzuhoch erhoben. Fordere nicht den Zorn eines Ritters in die Schranken, der, obgleich minder berühmt, doch nicht weniger tapfer ist, als Don Rodrigo.

„Warum Don Gomez, gab euch nicht die Natur zu der Tapferkeit auch die übrigen edeln Ei-

genſchaften eines Ritters! Unziemlich habt ihr als Mann, unverzeihlich als Ritter an meinem Vater geſündigt, dafür muß uns Rache werden. Eure ſcharfen Worte reizen mich nicht, denn zum Glück kann ich die Schärfe meines guten Schwerts ihnen entgegenſetzen."

Genug, junger Hochmuth! länger kann ich ſolchen Trotz nicht dulden. Schnell und derb ſollſt du gezüchtigt werden, und hoffe nicht, daß ich deines Lebens ſchonen werden, wie ich deinem ſchwachen Vater das Leben geſchenkt habe.

„Verflucht ſei dein Mitleiden! Verflucht dein Hochmuth! Wie? der hohe Herr von Gormaz, der unbarmherzige Don Gomez will hier mit ſeinem Edelmuth prangen? Pfui, Ritter! edelmüthig wollteſt du nur ſcheinen, um noch grauſamer in der Wirklichkeit zu ſein und die letzten Tage eines alten Mannes mit gräßlicher Schande zu beſudeln! Genug der Worte! jeder Augenblick deines Lebens iſt eine Kränkung mehr für meinen Vater, eine Beleidigung für die Ehre ſeines Sohnes!"

Die beiden Ritter verfügten ſich an einen abgelegenen Ort und ergriffen die Waffen mit gleichem Eifer und gleicher Wuth. Die heilige Stimme der Natur entflammte das Herz des braven Rodrigo, ſeinen Feind belebte die wilde Luſt, einen jungen Helden zu beſiegen, deſſen wachſender Ruhm ihm längſt ein Gegenſtand des Neides geweſen. Lange Zeit neigte ſich der Sieg auf keine Seite, ſchienen Kraft und Gewandtheit im Gleichgewicht

zu bleiben. Endlich begann Gomez Feuer zu verlodern, seine Kraft zu schwinden. Neu belebt von Hoffnung und Rachelust, unaufhörlich gestachelt von dem Muth, den Stärksten seiner bisherigen Gegner zu überwinden, drang Rodrigo immer heftiger auf ihn ein. Sein Degen, dieser später unter dem Namen des Colada so berühmt gewordene Degen, fuhr dem Blitz gleich durch die Brust des verhaßten Feindes. Blutend und rauchend zog er ihn aus der Wunde, um ihm dem verzweifelten Vater als Zeichen des Sieges zu Füßen zu legen.

„Stirb, entarteter Kastilianer! rief er dem Gefallenen zu, die Rache ist vollbracht. Ach! warum mußte ein so tapferer Ritter zugleich ein so schändlich hochmüthiger Geselle sein! — Fahre wohl, Don Gomez, das Schicksal des Besiegten ist weniger hart, als das Loos des Siegers. — O mein edler Vater! du bist gerächt und dein Sohn ist der Unglücklichste aller Sterblichen.“

Schwarz hing die Nacht über der Erde, als der Ritter von Bivar zu seinem Vater kam. Umsonst hatten seine Pagen den alten Mann gebeten, die Abendmahlzeit zu sich zu nehmen, er lebte nur der Trauer seines Herzens und marterte sich mit den trübsten Gedanken über die lange Abwesenheit seines Sohnes. So groß war sein Stolz auf Don Rodrigo und sein Vertrauen auf dessen ruhmgekrönte Tapferkeit gewesen, daß er den Kampf für leicht und den Sieg für sehr schnell gehalten hatte. Aber mit jeder Minute rührte sich lauter die Zärtlichkeit

des Vaters und dringender die Bangigkeit über das mögliche Schicksal des Sohnes. Alle Schrecknisse seines Zustandes vermehrte der immer häufiger zurückkehrende Gedanke, daß Rodrigo in seinem edeln Unternehmen gescheitert, besiegt worden, erschlagen sei. Daher empfing er mit einem Schrei der Freude den plötzlich Eintretenden und drückte ihn stürmisch an sein Herz.

Mein Sohn! Mein theurer Rodrigo! Du lebst! dem Himmel sei Dank!

„Ja, mein Vater," antwortete Rodrigo ruhig, „dem Himmel sei Dank, daß er einen gerechten Sieg mir verliehen hat. Don Gomez kämpfte tapfer, einer bessern Sache würdig, aber endlich empfing er die gebührende Züchtigung. Dein Herz wird ferner nicht mehr durch seinen Anblick betrübt werden. Zu deinen Füßen liegt der Degen, der die Rache vollzog, dies Blut tilgt alle Schmach von deiner Stirn, dies Blut macht alles Geschehene vergessen."

Ja, mein Sohn, du bist die wahre Ehre meines Hauses und sollst auch von Stunde an dessen Oberhaupt sein.

Er ließ die Abendmahlzeit auftragen und seinen Sohn auf den Ehrenplatz sitzen. Dieses war die höchste Auszeichnung jener Zeit, eine Ehrenbezeugung, welche niemals ein Vater seinem Sohn erwiesen hatte. Der alte Mann gab sich alle erdenkliche Mühe, dem jungen Ritter stets neue Beweise der Hochachtung zu geben, alle Tischgenossen und

Hausbeamten bestrebten sich, seinem Beispiel zu folgen. Allein trotz alles dieses rührenden Bemühens sprachen Rodrigo's Augen deutlich genug, daß eine Saite seines Herzens zu herb berührt sei, um mit der Freude seines Vaters übereinzustimmen. Auf seinen Lippen schwebte nur ein Lächeln des Trübsinnes, sein Auge erglänzte nicht vom Feuer der Freude, und düstre Schwermuth lagerte auf allen seinen Zügen.

Während er herben Betrachtungen und finstern Träumen sich überließ, wurde der Unglücklichen, die sein Schwert zur Waise gemacht hatte, eine Scene des überwältigenden Schreckens bereitet. Sehnsüchtig harrte Ximene des Geliebten, um heute mit ihm den Tag zu bestimmen, der ihre beiderseitigen Wünsche krönen, mit heiligen Banden ihre Herzen für ewig umschlingen sollte. Rodrigo's Ausbleiben erfüllte allmählig ihr Herz mit stechender Ungeduld und endlich mit finstern wirren Ahnungen, obgleich sie weit entfernt war, den ganzen Umfang ihres Elendes zu vermuthen. So ging eine Stunde vorüber, eine zweite, eine dritte, die Nacht war schon weit vorgerückt und noch immer der Geliebte nicht erschienen. Hundertmal war sie an's Fenster gelaufen; während der Mond mit bleichem Licht die Thürme von Burgos küßte, hatte sie mit brennendem Auge ihren Ritter auf allen Straßen gesucht, mit der glühenden Sehnsucht im Herzen jeden Mannesschritt für ein Zeichen seiner Ankunft gehalten. Rodrigo kam nicht.

Eine neue Quelle der Beunruhigung eröffnete ſich und vermehrte die Pein ihres Herzens. Schon war es tief in der Nacht, alle Beamten und Diener des Hauſes harrten, gedeckt ſtand die Tafel und ihr Vater erſchien noch immer nicht. Unbegreiflich erſchien ihr ein ſo langes ungewöhnliches Ausbleiben, Gedanken auf Gedanken wälzten ſich auf ihre Seele, jede Urſache, die ſie dafür erſonnen hatte, ſchwand wieder vor einer Vermuthung, jede Minute wurde die Mutter einer neuen Beſorgniß. Einer der Diener hatte ihr vertraut, daß er den Vater mit Don Rodrigo habe gehen ſehen. Plötzlich hörte ſie viele Schritte in dem Vorhof erſchallen, vernahm ein Getümmel von Menſchen auf dem untern Flur und eilte hinab, den Vater und den Geliebten zu empfangen. Ihr Herz klopfte vor Freude. Sie kam auf den Flur, wo ſie Beiden zu begegnen gehofft hatte, und fand eine Menge Diener, welche mit brennenden Fackeln hin- und hereilten. Sie glaubte, daß alle ſich bemühten, dem ankommenden Herrn voran zu leuchten.

Indeſſen bemerkte ſie bald, daß eine Menge nicht in das Haus gehöriger Leute überall ſich ſammelte und ſich drängte; daß Verwirrung, Schmerz und Schrecken auf allen Geſichtern ſich zeigten. Vier Männer trugen etwas auf einer Bahre, worauf Aller Blicke voll tiefer Erwartung und Trauer hafteten. Sie eilte hinzu, um den Gegenſtand allgemeiner Theilnahme zu erkennen, und ſah auf die Bahre hingeſtreckt — ihren Vater, nein, o Schrek-

ken! die blutige Leiche ihres Vaters! Seine von geronnenem Blut ſtarrenden Haare bedeckten das halbe Geſicht, aber genug war davon ſichtbar, um jeden Zweifel an der traurigen Wahrheit ihr zu benehmen. Mit einem Schrei des Entſetzens ſtürzte ſie über die Leiche hin. Der Himmel begnadigte ſie mit dem einzigen Troſt in ſolchem Augenblick, mit plötzlicher, gänzlicher Geiſtesabweſenheit. Leblos lag ſie über der Leiche des Erſchlagenen.

Schrecken und Verwirrung hatten das Haus und die ganze Straße im erſten Augenblick zu ſehr ergriffen, um irgend einem Fragen und Forſchen nach den nähern Urſachen des Todes Raum zu gönnen. Alle ſahen, daß Don Gomez unter dem Schwert eines Gegners gefallen war, aber Niemand konnte errathen, wer dieſer Gegner geweſen ſei. Unbekannt war allen der Zank des alten Don Diego mit Don Gormaz geblieben; eben ſo unbekannt das Einſchreiten des Don Rodrigo. Die ganze Sippſchaft, alle Freunde und Vaſallen des Erſchlagenen verſammelten ſich in dem Palaſt und legten über ſeiner Leiche den Eid der Blutrache ab. Allein an wem ſollten ſie die Rache üben, wodurch erfahren, wer der Beſieger oder der Mörder des Hauptes eines ſo erlauchten Stammes war? Hier half nicht rathen und ſich entſinnen, aller Geſpräche und Verhandlungen Reſultat war ein ſtets tieferes Dunkel, ein unauflösbares Räthſel.

Während deſſen war Rodrigo von Bivar von der Abendtafel aufgeſtanden, und hatte, unfähig

den Sturm ſeines Herzens zu beſchwichtigen und die Wirren ſeiner Gedanken zu löſen, das väterliche Haus verlaſſen, um wenigſtens die äußere Glut in der Kälte der Nachtluft zu kühlen. Einem durch ſein Gewiſſen angeklagten Verbrecher ähnlich, irrte er, ohne zu wiſſen wo und wohin, durch die einſamen und ſchweigenden Gaſſen von Burgos. Dieſe Oede und feierliche Stille ſtimmte zu der Troſtloſigkeit ſeines Herzens. Sein Edelmuth empörte ſich bei dem Gedanken, daß er ein unſchuldiges und liebenswürdiges Mädchen in Verzweiflung geſtürzt habe. Zur zerfleiſchenden Furie wurde dieſer Gedanke, wenn er ſich entſann, daß dieſe Unglückliche ſeine Ximene war! Einem Lichtſtrahl gleich, der, durch das Loch einer Mauer dringend, einen Theil des gräulichen Kerkers erleuchtet, einen Winkel wenigſtens von Finſterniß befreit, labte der Gedanke: Rache für einen tödtlichen Schimpf geübt, einem troſtloſen Vater die alten Tage verſüßt zu haben, zuweilen das gramzerriſſene Herz. Er ſchauderte davor, den Vater ſeiner Geliebten erſchlagen zu haben, aber bereuen konnte er dieſe That nicht. Der Sohn, der Ritter und der Erbe unbefleckter Ehre eines erlauchten Stammes rangen in raſtloſem ſchmerzlichen Kampf mit dem Edelmuthe des Mannes und der Liebe des Jünglings. Geſpenſtig zog er die ganze Nacht von Gaſſe zu Gaſſe umher. Wer hätte in dieſem trübſelig gebeugten Weſen den Ritter ohne Furcht, den

Mann ohne Tadel, den glücklichen, ruhmgekrönten Rodrigo von Bivar gesucht?

Des Morgenrothes erste Strahlen verwandelten jeden Thurm in einen Straus hochblühender Rosen mit Juwelen an einem goldenen Band durchwunden. Bivar irrte noch immer umher, verhüllte sein Gesicht mit dem Mantel gegen die Neugierde der Einzelnen, welche die Frühstunde aus ihren Häusern lockte, und eilte rascher und stürmischer fort und fort. Plötzlich weckte ihn ein gellender Schrei aus seinen Träumen. Ein weibliches Wesen, mit fliegenden Haaren, verwilderter Kleidung, marmorbleichen Wangen und thränengeschwollenen Augen stand vor ihm und erfaßte krampfig seine Hand. Ximene war es, die unglückselige Geliebte. „Rodrigo! Mein theurer Rodrigo!" rief sie mit herzzerschneidender Stimme, „so lange muß Ximene dich suchen? Doch sie hat dich nun gefunden! — Gewiß weiß mein Rodrigo noch nicht, welch ein furchtbar Unglück mich betroffen hat, sonst wäre er gewiß zu mir geflogen. O Rodrigo, wie wird dein edles Herz bluten, wenn es erfährt, wie grausam das Schicksal mich heimgesucht hat!"

Namenlose Angst überwältigte den Ritter, er zitterte von Kopf bis zu Füßen, glühendes Roth und Bläße des Todes wechselten auf seinem Antlitz, sein Auge schweifte wirr umher, schwarze Wolken sammelten sich dichter und dichter vor seiner Stirn. Ximene betrachtete staunend sein Schweigen, unerklärbar war ihr sein ganzes Benehmen,

„wie, Rodrigo! du weißt ſchon Alles? Du kennſt das furchtbar Schreckliche?“

Alles, alles weiß ich, antwortete Rodrigo mit erſtickter Stimme, alles weiß ich, ach! nur zu genau!

„Grauſamer! fern bleiben konnteſt du mir, während ich des Troſtes deiner Liebe vor allem bedurfte? fern bleiben konnteſt du Einziger, während alle Ritter herbeieilten, der unglücklichen Waiſe ihre Hülfe anzubieten! Iſt das recht, mein Rodrigo? Iſt das edel? — Doch, was befällt dich? Erkläre mir dies Räthſel!“

Erlaß mir jedes Wort über dies gräßliche Ereigniß, welches alle Fibern meines Herzens zerriſſen hat! Sieh, Ximene, wie bleich meine Wangen, wie voll Schrecken und Abſcheu meine Augen! Sieh, wie alle meine Glieder beben, wie der Krampf des tiefſten Jammers meine Nerven erfaßt! Höre den Grabeslaut meiner Stimme und glaube, glaube an die Unſäglichkeit meiner Verzweiflung!

„Wie lieb ich dich von Neuem und glühender ob deines Schmerzes. Doch jetzt, Rodrigo, bedenke nur, daß du der Ritter biſt der edlen Donna Ximene de Gormaz, der tiefbeleidigten, im innerſten Leben verletzten. Laß den Schmerz ob des Geſchehenen, überwältige dein Herz, wie ich meine Thränen bezwungen habe, und denke nur mit mir an unſere heiligſte Pflicht, an die Rache für meinen Vater. Auf, mein Rodrigo, der Augenblick des Handelns iſt gekommen!“

Mit dumpfer schwerer Stimme frug Rodrigo: Der Augenblick des Handelns ist gekommen? was versteht Ximene unter diesen Worten?

„Gerechter Gott! wie ist es möglich! Ist das Rodrigo Diaz, der tapfere Ritter von Vivar, der solches mich fragen kann? Wehe mir! an wen soll die Waise sich wenden, wenn sie bei Rodrigo, ihrem künftigen Gemahl nicht Hülfe findet? Wer wird sie beschützen, wer den Tod ihres Vaters rächen, wenn Rodrigo dieser heiligen Pflicht sich entzieht?"

Rodrigo's Zustand der Verzweiflung war während dieser stürmisch drängenden Rede ohne Grenzen, er glich dem Bilde des tiefsten Elends und Jammers. Lange schwiegen beide, erschöpft waren beide von den empörendsten und schmerzlichsten Gefühlen zweier Tage. Ximene verstand die wunderbare Regung in Rodrigo's Herzen nicht, sein ganzes Betragen erschien ihr nur als ein Uebermaß der Liebe. Wie wohlthuend und schmeichelnd ihr auch diese Liebe war, so befremdete sie doch die unerwartete Weichheit der Empfindung, die Niedergeschlagenheit und Muthesserschlaffung des sonst so kühnen und ritterlichen Diaz. Ruhiger begann sie nach einigem Schweigen von Neuem wieder ihre Forderungen und Bitten.

„Was kann so sehr an meinem Fordern befremden und in Schrecken setzen? Rodrigo ist jetzt mein einziger Freund und Beschützer. Lebte mein guter Vater noch, so würde er uns bald vereinigt haben, sein Tod verschiebt unsere Verbindung, aber

hebt ſie nicht auf. Rodrigo iſt alſo ſein Sohn und in dieſer Eigenſchaft verpflichtet, den Mörder des edeln Gomez de Gormaz aufzuſuchen und Rache an ihm zu nehmen. — Ja, Rodrigo, von deiner Hand muß er ſterben, deine Hand muß von ſeinem Blute gefärbt ſein, bevor ich meine Hand dir reichen darf. Wohlan denn, mein edler Ritter, zieht aus, den Mörder meines Glücks zu entdecken und bringt mir dann ſein blutiges Haupt als eine glorreiche Trophäe.“

Ximene, wenn das blutige Haupt deſſen, der euern Vater getödtet hat, eurer Sehnſucht einziger Gegenſtand iſt, ſo könnt ihr leicht und bald befriedigt werden.

„Wie, alſo kennt ihr den Mörder?“

Ich kenne ihn.

„So eilt ihn zu finden.“

Er iſt gefunden.

„Wo iſt der Abſcheuliche, Ewigverhaßte, wo iſt der Unhold, der mit ewigem Schmerz mein Daſein belaſtete, alle meine Flüche verſchuldete?“

Er ſteht hier vor euch.

„Rodrigo! o Himmel, was bedeuten dieſe furchtbaren Worte? Scherzeſt du mit meinem Unglück? Willſt du mein Elend noch vermehren? Aus Erbarmen ſage mir, daß ich dich falſch verſtanden habe!“

Ich ſagte die Wahrheit, ich tödtete deinen Vater, nicht aus Verachtung, nicht aus Haß, oder augenblicklichem Aufwallen des Zorns, nein, wohl

überlegt in ritterlichem Zweikampf. Ximene! kämpfen mußte ich mit ihm, tödten mußte ich ihn, obgleich ich wußte, daß ich damit mein ewiges Unglück unwiederbringlich beſchloß. Ich folgte dem Gebot der furchtbaren Pflicht, ſo vollende denn auch du, was deine Pflicht gebietet. Mein Leben ſteht deinem Glück entgegen, mein Tod iſt deiner Rache Ziel, ſo laß mich denn ſterben! Was ſoll mir ein Leben, das mit Ximene's Haß und Fluch belaſtet iſt?

„Alſo doch wahr! Grauſamer, Unmenſchlicher! welch ein böſer Geiſt trieb dich an, dein Schwert zu ziehen gegen meinen Vater? Welch ein Wahnſinn konnte dich bewegen, meinen Haß zu verſchulden, meinen ewigen Haß gegen dich, den Mörder des Vaters, zur Pflicht zu machen?"

Bevor ich deiner Liebe Glück genoß, war ich Sohn, und ſchuldig, dieſes Namens heiligſte Pflicht zu erfüllen. Meines Vaters Ehre gebot mir, das Schwert zu ziehen gegen deinen Vater, der ihn grauſam, ſchmachvoll verletzt hatte. Die Ehre gebot und ich mußte ſelbſt den furchtbaren Gedanken überwinden, deinen Jammer zu ſehen, dir Schmerz zu bereiten, als deines Unglücks Urheber umherzuwandeln! Ich mußte, Ximene! Sohnespflicht und Ehre geboten mir — doch genug, wir müſſen uns für ewig trennen! Dir gebeut die Pflicht, den Mörder deines Vaters unverſöhnlich zu verfolgen, mich treibt es hinaus, in Kampf und Schlachten Vergeſſenheit meines Unglücks zu ſuchen. Lebewohl

Ximene! der Segen des Himmels komme auf dein theures Haupt. Möge die heilige Jungfrau deine Seele bewahren vor dem Unglück der Verzweiflung, welche in Rodrigo's Herzen wüthet.

Thränen stürzten bei diesen Worten aus seinen Augen, aber, als müßte er solcher Schwäche sich schämen, und so unritterliche Empfindung überwältigen, wendete er schnell sich ab und eilte festen Schrittes nach dem väterlichen Haus. Noch einmal trieb die Liebe, sich umzusehen, noch einen trüben Blick des Schmerzes sendete er nach ihr und verschwand. Ximene war erstarrt, vernichtet in ihrem Unglück; unbeweglich haftete ihr Auge auf dem entfliehenden Geliebten, in diesem Augenblicke noch überwältigte ihre heftige Liebe für den edelsten der Castilianer alle herben Gefühle der Pflicht. Bewunderungsvoll, entzückt folgten ihm ihre Blicke. Es war ein seliger Augenblick des jungfräulichen Herzens, der letzte für lange, lange Zeit!

Sitte und Religion geboten der armen Ximene unabwendbar, in der Person ihres Geliebten den Mörder ihres Vaters blutig zu verfolgen. Auch sie war ein Herz voll Entschlossenheit und Muth, voll des feurigsten Gefühls für alles, was Gebrauch und Vorurtheil damals Ehre nannten. Blut für Blut! hieß der Spruch jener Zeit. Rodrigo's Blut sollte fließen, mußte fließen, damit die Ehre des Hauses Gormaz wieder hergestellt werde.

Ximene hatte keinen Bruder, und ihr nächster Verwandter, Don Suero, war ihr längst ein Gegenstand der Furcht und des Hasses. Er war ein verächtlich sittenloser Bube und allen ritterlichen Tugenden fremd; er hatte mit Anträgen seiner Liebe sie wiederholt gepeinigt und beleidigt. Ihm konnte sie das Werk der Rache nicht übertragen, damit sie nicht seiner Zudringlichkeit von Neuem sich blos stellte und ihr Rachewerk selbst vernichtete, indem sie diesen Suero einem Diaz de Bivar entgegenstellte. Aber wo einen Gegner finden, der über einen Rodrigo siegen konnte? wo einen Ritter finden, der selbst fremd dem Streit, dem allverehrten und bewunderten Bivar den Handschuh hinwerfen würde?

In dieser Verlegenheit beschloß Ximene, ihre traurige Lage dem gutem König Ferdinand vorzustellen und ihn um Rache für den Tod des Vaters zu bitten. Voll dieses Entschlusses sammelte sie alle ihre Kraft, eilte zu Haus und bestellte das Leichenbegängniß ihres Vaters mit aller seinem Namen gebührenden Pracht. Alle Großen und Ritter folgten der Leiche des so plötzlich verschwundenen erlauchten Gormaz, alle staunten, weder den Diego Laynez, noch Rodrigo, beide früher vertrautesten Freunde des Entseelten, bei dem Leichenbegängniß zu sehen. Die dunkeln Sagen und Gerüchte über den Tod des Don Gormaz erhielten neuen Glauben und stärkere Wahrscheinlichkeit.

Während dieses häusliche Unglück alle Verwandten und Freunde des Stammes Gormaz auf das Lebhafteste beschäftigte, fühlte der König von den wichtigsten Staatsangelegenheiten sich bestürmt. Gesandschaften von dem deutschen Kaiser Heinrich II. und von dem heiligen Vater Victor II. waren in Burgos angelangt, um gar seltsame Dinge von Castilien und seinem Regenten zu fordern. Ferdinand hatte, im Stolz auf die Größe seines Gebiets und auf die Zahl seiner Siege gegen die Mauren, den Titel eines Kaisers angenommen, um sich vor den übrigen Königen Spaniens auszuzeichnen. Diese eigenmächtige Selbsternennung hatte vor Allen des deutschen Kaisers ernstlichste Besorgniß erregt, denn er hielt sich als ein Nachfolger des römischen Kaisers Honorius für den einzig rechtmäßigen Oberherrn aller Provinzen des ehemaligen occidentalischen Kaiserreiches. Victor II. war zu dieser Zeit das Oberhaupt der christlichen Kirche, überdies sein Landsmann und Freund, daher wendete er sich mit seiner Klage über Castilien an ihn. Man berief eine Versammlung nach Florenz unter dem Vorsitz des Papstes. Heinrich beklagte sich bitter über die Aufführung der Könige von Spanien, welche sich förmlich weigerten, seine Jurisdiction über ihre Länder anzuerkennen; deren einer die Anmaßung so weit getrieben habe, den Kaisertitel zu usurpiren. Dem Papst selbst war der immer drohender aufkeimende Stolz der Söhne in Spanien nichts weniger als gleichgültig. Er verordnete daher in Gemein-

ſchaft mit dem Kaiſer eine feierliche Botſchaft nach Caſtilien, welche zum zweitenmal alles Ernſtes die Anerkennung der Suprematie des Kaiſers und des heiligen Stuhles verlangen und andernfalls mit den Blitzen der Kirche drohen ſollte. Diſe wichtige Geſandtſchaft war ſo eben in Caſtilien erſchienen und machte dem König Ferdinand und ſeinen Räthen nicht geringe Sorge. Alle Großen und Ritter waren empört über die Forderung an ihren König und über den Gedanken, irgend einer auswärtigen Macht zinnsbar und unterthänig ſein zu ſollen, während von der andern Seite die Furcht vor der ſchrecklichen Excommunication für den Augenblick ſie im Zaum hielt und jede Entſcheidung reiflich zu überlegen gebot. Ueberdies konnten ſie nicht wohl mit dem Oberhaupt der chriſtlichen Kirche ſich entzweien, noch ſeiner oft kräftigen Nachhülfe entbehren, ſo lange mehr als die Hälfte von Caſtiliens Grenzen von den geſchwornen und unverſöhnlichen Feinden der Chriſtenheit umlagert war.

Auf ſeinem Thron von allen Großen und Rittern umgeben, ſaß König Ferdinand mit ernſter Stirn. Seit einigen Tagen hatte man die Forderungen des Kaiſers und des Papſtes reiflichſt erwogen und von allen Seiten beleuchtet, ohne zu einem Reſultat gelangen zu können. Kein Theil wollte eigentlich dem andern feindlich entgegentreten, kein Spanier ſeines Herzens Meinung beſtimmt äußern, um dieſe bedenkliche Sache nicht auf eine gefahrvolle Spitze zu treiben. Die Kortez waren

in der weiten Halle verſammelt, der König gebot Einhalt allen Berathungen, bis der Mann erſchienen ſein würde, den er außerordentlich dazu berufen habe, um vor aller Welt ſeine Tugenden und ſeine Tapferkeit anzuerkennen und ſeine Vaterlandsliebe zu ehren. Don Rodrigo de Bivar war nach Geſetz und Gebräuchen noch zu jung, um eine Stimme im Rath des Königreichs haben zu können, und eifern hielt man am Recht der Gewohnheit. Dennoch empfing ihn beim Eintreten der ehrende Gruß allgemeinen Jubels, denn ganz Caſtilien blickte mit Stolz und Bewunderung auf dieſen Tapferſten der Tapfern, und Don Diego Laynez, ſein altersgrauer Vater, war der Einzige geweſen, der beſtimmt und energiſch die Anmaßung der Ausländer zurückzuweiſen und Kaſtiliens Unabhängigkeit um jeden Preis aufrecht zu erhalten gerathen hatte.

Mit ruhigem Stolz ſchritt Rodrigo an den Geſandtſchaften des Kaiſers und Papſtes vorüber, würdigte ſie kaum eines Grußes und trat an die Seite ſeines Königs nahe an den Thron. Als die Geſandten dieſe Verſammlung für die letzte erklärten und von dem König in dieſer Stunde noch Entſcheidung ſeines Willens verlangten, flog die Glut des Zornes über Rodrigo's Angeſicht, ſeine Hand erfaßte unwillkührlich den Griff des Schwertes, ſein Blick eilte voll des bitterſten Unmuths im Kreis der Verſammlung umher und glich einem Blitz, der, noch hinter dunkeln Wolken verborgen,

im nächsten Augenblick losbrechen und vernichten wird. Ruhig hatte der König die Gesandten angehört. Jetzt erhob er sich, übersah eines Blicks seine Großen und Ritter und begann feierlich: meines edlen Castiliens Meinung kenne ich, aber meinen königlichen Entschluß kund zu geben, bevor ich auch die Ansicht eines der Tapfersten und Würdigsten meines Reichs vernommen, schien mir nicht geziemend. So sprich denn Don Rodrigo Diaz de Vivar, eröffne ohne Hehl deine Ansicht über diese wichtige Angelegenheit.

„Ich stehe auf castilianischer Erde, auf dem Boden, welchen unsere Väter mit dem edelsten Herzblut dem Kreuz wieder erkämpften, den wir mit Stolz und Ehre den unsrigen nennen. Wer hat ein Recht an eine Scholle dieser Erde, wer kann es wagen, dem König und den Edeln Castiliens hier Gesetze vorschreiben zu wollen? Was will der Hochmuth dieses deutschen Heinrich, des heiligen Vaters Anmaßung in diesem Lande? Sie selbst sind wahrscheinlich weit entfernt, an die Möglichkeit zu glauben, daß Castiliens edles Blut ihrem Willen sich fügen werde; aber gewiß hatten Castiliens König und Ritter nie den Gedanken, so lächerlichen Anmaßungen Gehör zu geben!"

Durch den ganzen Saal ließ ein Gemurmel des Beifalls sich hören, stolzer erhoben sich die spanischen Häupter alle, ein Lächeln flog kaum bemerkbar über des Königs Antlitz, Freudenthränen perlten im Auge des alten Laynez. Um den schnell

erwachten Stolz der Verſammlung wieder niederzuſchlagen, und eine Entſcheidung in dieſem aufgeregten Augenblick zu verhindern; erhob ſich ſchnell die ganze Geſandtſchaft, und ihr Anführer begann: Iſt dies die Antwort, welche wir nach Deutſchland und nach Rom zurückbringen ſollen? Bedenkt euch wohl, Caſtilianer, bevor ihr alſo uns entlaßt, damit nicht allzuſpät Reue über euch komme.

„Was höre ich?“ rief Rodrigo flammenden Blicks, „ein Fremdling wagt es, Caſtilien Angeſichts ſeines Königs und aller Ritter zu bedrohen! Wahrhaftig, dieſe Ausländer haben den Verſtand verloren! Zieht ab, mein Herr Deutſcher, und lernt eure Zunge bändigen, denn ich ſchwöre beim heiligen Kreuz, bei der Ehre Caſtiliens und des Hauſes Vivar, daß wenigſtens ich, Rodrigo Diaz, kein Wort der Schmach gegen Spaniens Ehre ferner geduldig anhören werde!“

Gottloſer! rebelliſcher Sohn der Kirche! rief der Cardinal, vergiß nicht die Achtung gegen die Geſandten des heiligen Vaters und zittere vor ſeinem Zorn!

„Mein Herr Cardinal, Rodrigo Diaz zittert vor Niemand. Gerecht iſt meine Sache und verfechten werde ich ſie, ſo lange ich athme. Der heilige Vater wird unſere Vertheidigung hören und dann nicht ferner der deutſchen Anmaßung das Wort führen. Allein ſollte auch dieſe Hoffnung mich täuſchen, ſo würde dennoch der ungerechte Zorn des Papſtes mich nicht abhalten, meine Pflicht

gegen König und Vaterland zu üben. Wir ſind ein freies unabhängiges Volk; für Vertheidigung dieſer Freiheit und Unabhängigkeit floß Jahrhunderte hindurch unſer edelſtes Blut; Zoll für Zoll mußten wir ohne alle fremde Hülfe den Boden erkämpfen, auf welchem wir jetzt ſtehen, und jetzt wollen fremde Fürſten uns Geſetze vorſchreiben? Wer von ihnen ſtand im Kampf unſerm Pelajo, Alfonſo, Ramiro und Bernard an der Seite? Weſſen Blut floß für unſere Siege? Jahrhunderte hindurch bluteten wir für die Sache des Kreuzes, ſprecht denn, mein ſtolzer Cardinal, welcher von allen Päpſten uns jemals in höchſten Nöthen Hülfe ſandte? Keiner! Wir allein mußten kämpfen und bluten, wir allein ſiegten, ſo wollen wir denn auch allein in dieſen Ländern herrſchen! Der Kirche Chriſti und ſeinem Statthalter auf Erden unterthänig in allen geiſtigen Dingen, wird unſer Stolz und unſer Schwert gegen jede Einmiſchung in zeitliche Angelegenheiten uns ſtets zu bewahren wiſſen!“

Spricht ein Chriſt ſo verwegen, ſind das Worte eines chriſtlichen Ritters?

„Ja, mein Herr Prieſter, ein Chriſt bin ich, ein ächter, herzinniger frommer Chriſt, aber auch ein ächter ſpaniſcher Ritter, der ſeines Vaterlandes Ehre und Heil von keinem Menſchen antaſten läßt. Um euch unwiderruflich meinen Entſchluß kund zu geben, ziehe ich mein Schwert hier aus der Scheide und rufe Wehe und Fluch über jeden Feigen, welcher aus Furcht vor den Prieſtern und

aus religiöſer Bedenklichkeit vergeſſen könnte, was er ſeinem Vaterland ſchuldig iſt, und eine fremde Obergewalt anzuerkennen niedrig genug wäre!“

Klirrend riß der Cid ſein Schwert aus der Scheide, begeiſtert erhoben ſich alle Ritter, thaten desgleichen und jauchzten: Blut und Leben für Caſtiliens Unabhängigkeit! Freude leuchtete aus dem Antlitz des Königs, kraftbewußt erhob er ſich auf ſeinem Thron und ſprach zu der Geſandtſchaft: ihr habt gehört, wie meine Edelſten entſchieden, ſo hört denn auch, daß ſie die Meinung meines innerſten Herzens ausgeſprochen haben. Kehrt zurück in eure Heimath, verkündet dem Kaiſer der Deutſchen und dem heiligen Vater, wie aufrichtig ich bedaure, daß ein ſo ſchwerer Zank zwiſchen uns ſich entſponnen habe. Aber bedeutet ihnen auch, daß, ſofern ſie bei ihrer ungerechten Forderung beharren, Caſtiliens König, Ritter und Volk einſtimmig entſchloſſen ſind, den Waffen die Entſcheidung zu überlaſſen. So iſt unſer Wille, Santjago ſchütze unſere gerechte und heilige Sache!

Beſchämt und voll innern Grimmes trat die Doppelgeſandtſchaft ab. Jauchzen aller Spanier erfüllte den Saal, Alle ſchwuren, dem edeln Rodrigo Diaz mit allen ihren Vaſallen auf das Feld der Entſcheidung zu folgen.

Während ſie voll Kriegesluſt und Eifer den Thron ihres Königs umringten, ihre Streitkräfte berechneten und Pläne des Feldzugs beſprachen, erhob ſich plötzlich auf der Straße immer näher

kommend ein wildes Getöse und bald vernahmen die Staunenden Klagen der Trauer und den Hufschlag vieler Rosse.

Der König trat an ein Fenster, um die Ursache des Lärmes zu erforschen. Die Wichtigkeit der Staatsgeschäfte hatte den plötzlichen Tod des Don Gomez de Gormaz während der letzten Tage vergessen lassen. Jetzt trat jene räthselhaft traurige Geschichte wieder lebhaft vor die Seele des Königs. Die unglückliche Waise erblickte er vor seinem Palast, wie sie in tiefste Trauer gehüllt, umgeben von einem trauernden Gefolge und begleitet von der zahlreichen Schaar der Verwandten und Freunde ihres Hauses, seinem Schloß sich näherte. Er hörte, wie Alle voll Jammer und Klagen im Namen der schmerzerdrückten, weinenden Waise, des Königs Gerechtigkeit zur Rache aufforderten. Der König gebot, das Thor zu öffnen und die Trauernde mit ihren Verwandten in den Saal einzulassen, er bestieg seinen Thron und winkte der ganzen Versammlung, sich wieder zu ordnen.

Rodrigo's Herz erbebte bei dem Gedanken, welche schmerzvolle Scene seiner hier harre, dennoch gebot ihm die Pflicht, zu bleiben. Am Arm von Don Suero, ihrem nächsten Verwandten, erschien Ximene, trat vor den Thron des Königs, beugte ihr Knie und rief jammernd: „Gerechtigkeit, mein König, Gerechtigkeit! Ihr erblickt hier die Tochter u. Waise des Don Gomez de Gormaz, des tapfern und mächtigen Kämpen, der seinem Vater-

land und König ſo manchen wichtigen Dienſt erwieſen hat, und jetzt aus dem Grab hervorruft: König von Caſtilien, höre die Stimme meiner Tochter, übe Gerechtigkeit für eine unglückliche Waiſe!"

Kaſtiliens König iſt bereit, die Tochter eines ſeiner edelſten Großen zu hören. Sprecht, worüber beklagt ihr euch, was ſoll meine Gerechtigkeit thun?

„Ach, mein König! mein guter Vater verlor ſein Leben durch die Hand deſſen, der ſein eifrigſter Beſchützer hätte ſein ſollen; er fiel unter dem Schwert eines Mannes, der heute noch ſtolz und kühn unter den Rittern eures Hofes prangt. Berühmt iſt ſein Name und ohne Zweifel werden Viele ſich finden, auch dieſe ſeine That zu entſchuldigen. Gegen einen ſo mächtigen Feind mag die Stimme einer unglücklichen Waiſe zu ſchwach ſein; aber ſtark über Allen tönt die Stimme der königlichen Gerechtigkeit."

Nennt mir euern Feind.

Ximene verſtummte für einen Augenblick. Noch lebte die Liebe in ihrer Bruſt, noch bebte ihr Herz für den Grauſamen, noch hing ihr Auge voll Theilnahme an ſeinen Zügen. Alle Kraft der ſtarken Seele mußte ſie aufbieten, um endlich ſtammeln zu können: „Don Rodrigo Diaz, der Ritter von Vivar, iſt meines Vaters Mörder."

Staunend ſchreckte die ganze Verſammlung auf, ein Gemurmel des Unwillens durchlief den Saal, Aller Augen wendeten ſich nach Rodrigo. Er allein

erschien nach außen voll Ruhe und hoher Würde, obgleich das Herz ihm springen wollte im Kampf der bittersten Gefühle.

Mein König, begann Don Suero, der Ritter von Vivar hat ein schmachvolles Verbrechen begangen, indem er mehr als Meuchelmörder, denn als Ritter kämpfte. Wer kann wissen, ob er der Ehre gemäß sich dabei betragen hat, da der Kampf ohne Zeugen geschah?

„Niederträchtiger Verläumder!" entgegnete Rodrigo mit flammendem Zorn, „ich kämpfte in ächt ritterlichem Kampf mit Don Gomez de Gormaz, so wahr mir Gott helfe und Santjago. Zweifelt übrigens Einer der Edeln Castiliens an der Wahrheit meiner Worte, so stehe ich ihm auf Leben und Tod, zu Roß oder zu Fuß, mit der Lanze oder mit dem Schwert."

Mit diesen Worten warf er seinen Handschuh in die Mitte des Saales. Tiefes Schweigen und besorgliche Neugierde fesselten die ganze Versammlung, Einer sah den Andern bedenklich an, aber Keiner zeigte Lust, den Handschuh aufzuheben. Endlich brach der König selbst das Schweigen, indem er feierlich frug: Weiß irgend Jemand einen Beweis dafür, daß Don Gomez de Gormaz nicht in regelmäßig ehrenvollem Kampf gefallen sei?

Don Suero nahm rasch das Wort: Bestimmte Beweise sind nicht zu geben, allein die gegründetsten Vermuthungen zeugen gegen Rodrigo. Bekannt ist, daß er der Tochter des Don Gomez den Hof

machte, und daß er wenige Augenblicke nach ſeiner Trennung vor der edeln Ximene, in heftigem Streit mit Don Gomez begriffen, geſehen worden iſt. Aus mehrern Gründen muß ich glauben, daß Don Gomez den Anſprüchen des Ritters von Bivar nicht geneigt war. Alle Umſtände laſſen daher ſchließen, daß —

„Was, mein Herr Ritter?“ unterbrach ihn der König mit edelm Zorn, „doch etwa nicht, daß man die längſt anerkannte und erprobte Ehre eines Wiedermannes unerheblicher Zufälle wegen in Zweifel ſtelle?“

„Mein König,“ ſprach Rodrigo mit dem Lächeln der Verachtung, „erlaubt, daß dieſe Natter ihr Gift vollends ausſpritze, mich kann es nicht verletzen. Dieſer ehrloſe Ritter iſt ſelbſt vollkommen davon überzeugt, daß er eine Lüge gegen mich ausgeſprochen hat. Er weiß recht gut, daß Don Gomez meinen Wünſchen nicht abgeneigt war. Warum ſollte er dies auch geweſen ſein? Beim heiligen Kreuz! ſprecht Alle ſelbſt, wo lebt in Caſtilien der Vater, der einem Rodrigo Diaz de Bivar ſeine Tochter verweigern würde? — Don Suero hat ſtets als ſeine beſte Waffe glatte falſche Worte ſich erwählt, um ſeinen Haß gegen mich kund zu geben, weil der Zufall mich zu ſeinem Nebenbuhler in der Liebe machte. Als Mann von Ehre habe ich den Don Gomez erlegt, mehr würde ich darüber keinem Andern ſagen, allein für meinen König gebietet die Achtung eine nähere Erklärung. Kein

perſönlicher Haß oder Zank führte jenes unglückliche Ereigniß herbei, ſondern eine unvertilgbare Beleidigung des Gefallenen gegen meinen edeln Vater. „Selbſt Donna Ximene nicht ausgenommen, kann Niemand hier im ganzen Saale dieſen unglückſeligen Fall mehr betrauern, als ich ſelbſt. Denn indem ich den Don Gomez tödtete, machte ich das Weſen unglücklich, welches ich nach meiner Ehre am meiſten auf dieſer Welt liebe. Jener blutende Leichnam iſt der unverrückbare ewige Riegel an der Pforte zu meinem Glück.“

Don Diego Laynez erhob ſich und erklärte, noch heftig erbittert, den ganzen Vorfall. Der König und die ganze Verſammlung hörten ſichtbar bewegt die Erzählung des alten Mannes an. Unwillen regte ſich auf allen Zügen, daß der edle Greis um ſeines warmen Wortes für das Vaterland ſo ſchmachvolle Unbilde habe ertragen müſſen; ſelbſt die Gegenwart der unglücklichen Tochter konnte ſie nicht abhalten, das Benehmen des edeln Bivar zu billigen.

Die Klagende zu tröſten, ſprach der König ſanft: Gott verhüte, ſchöne Ximene, daß König Ferdinand auch der Klage des letzten ſeiner Unterthanen das Ohr verſchließe. Rodrigo wird als braver Ritter ſein Wort hier geben, daß er Jedem der Eurigen zur Rechenſchaft ſich ſtellen werde. Bringt einen Kämpfer, er wird die Herausforderung annehmen. Der Ritter von Bivar iſt von allen Rittern freigeſprochen von der Beſchuldigung eines unehrenvollen verrätheriſchen Benehmens, da-

her kann und darf ich mehr nicht thun, als hier mein Wort zu geben, daß ich auf keine Weiſe in euern Streit mich miſchen, und beiden Häuſern überlaſſen werde, ſich zu vergleichen oder mit den Waffen ihre Sache zu ſchlichten. Indeſſen verlangt die Sicherheit und die Ehre des Vaterlandes, daß der Ritter von Vivar unverweilt an die Spitze des Caſtiliſchen Heeres ſich ſtelle. Alſo muß eure Privatangelegenheit morgen abgemacht ſein oder bis nach dem Ende des Kriegs verſchoben bleiben. Das Vaterland und ſeine Ehre vor allem! So iſt mein königlicher Wille.

Alle billigten den Beſchluß des Königs und zogen ſich in ihre Wohnungen zurück. Ximene und Suero, um Mittel der Rache zu erſinnen, die Uebrigen alle, um zu dem Feldzug ſchleunigſt ſich zu rüſten. Rodrigo war der Letzte im Saal, befahl ſeinem Pagen, den am Boden liegen gebliebenen Handſchuh aufzuheben und eilte dann gleichfalls von dannen. Am Thor des Pallaſtes ankommend, bemerkte er mächtiges Getümmel auf der Straße. Der ganze Anhang des Hauſes Gormaz umſtand dichtgedrängt den Ausgang, ſchrie um Rache gegen Vivar und ſchien entſchloſſen, ſolche an dem Herauskommenden zu üben. Rodrigo zögerte keinen Augenblick. Mit der ruhigſten Haltung wendete er ſich an den dichteſten Haufen ſchritt mitten durch ihn hin und befahl gleichgültig dem Pagen, ſein Lieblingsroß, den ſo berühmt gewordenen Babieca vorzuführen. Leicht ſchwang

er sich in den Sattel und ritt langsamen Schrittes durch das stets wachsende Getümmel, ohne daß Einer sich ihm in den Weg gewagt hätte. Des andern Tages rührte sich kein Gegner von Rodrigo, mit Sonnenuntergang endigte die von dem König gegebene Frist, alles Rachegeschrei verstummte auf den Straßen und Niemand dachte fortan mehr an Anderes, als zum Feldzug gegen die Deutschen sich zu rüsten. Nach wenigen Tagen schon waren alle Ritter und Mannen bei Burgos versammelt und Rodrigo zog an der Spitze von 10,000 Tapfern über die Pyrenäen. Bei Toulouse lagerten sich die Spanier, um der Ankunft der deutschen Feinde zu harren und den Weg nach der spanischen Erde ihnen zu verrammeln. Sie lagerten Wochen und Monate, ohne daß ein Feind erschienen wäre, und hörten endlich, daß der deutsche Kaiser alle Plane gegen Spanien aufgegeben habe. Sie hoben das Lager auf, zogen zurück über die Pyrenäen und beschlossen einen Feldzug gegen die Mauren.

Während dieser Ereignisse hatte Ximene neue grausame Prüfungen zu bestehen. Dringender als je zuvor bestürmte Don Suero die Hülflose mit seiner Bewerbung, und mehr als je reizte ihn der Reichthum ihrer Besitzungen, ihre Hand um jeden Preis zu erringen. Noch sah er in ihrem Herzen die Liebe für Rodrigo fortleben, während jeder Gedanke an eine Verbindung mit diesem ihr fremd bleiben mußte. Kein anderer Bewerber von Bedeutung hatte sich bis jetzt gemeldet, dieser Augen-

blick erſchien ihm als der günſtigſte und er eilte, ihn zu benutzen.

Als alle milden Andeutungen an ſein Ziel nicht führten, begann er eines Abends mit keckem Trotz: Donna Ximene, das Intereſſe unſers Hauſes gebietet unſere Verbindung. Alle meine Bitten habt ihr bisher verſchmäht, ſo hört denn endlich meinen beſtimmten Willen und erwäget wohl, daß eine längere Weigerung euch neuem und großem Unglück ausſetzen würde.

„Hinaus, unritterlicher Mann! wie könnt ihr wagen, der Erbin von Gormaz in ihrem eigenen Haus zu drohen? Verlaßt euch nicht allzuſehr auf meine Hülfloſigkeit, kein Ritter und kein Vaſall wird dulden, daß man ungeſtraft mich beleidige.“

Wahrlich der Zorn macht euch noch ſchöner. Indeſſen, holdes Bäschen, rathe ich euch freundlich, gelindere Saiten aufzuziehen, damit ihr nicht um alles Hab und Gut euch bringt. Denn wiſſet, daß meine Anſprüche auf die Beſitzungen des Hauſes Gormaz ſo groß ſind als die Eurigen, aber daß mir zehnmal mehr Macht als euch zu Gebote ſteht, ſolche Anſprüche geltend zu machen.

„Wie, ſelbſt bis zum Raub könnt ihr euch erniedrigen?“

O, ſtolze Schönheit, zieht eure Brauen nicht ſo finſter zuſammen, das ſchadet euren gerühmten Reizen. Seid vernünftig, gebt mir eure Hand, ich bin euch wahrlich von Herzen gut.

„Wahnſinniger Bube! glaubt ihr, die Tochter des Don Gomez einſchüchtern zu können? fort von hier! oder ich rufe meine Knechte zuſammen, daß ſie dem ſchändlichen Räuber die Thür weiſen!"

Don Suero zog voll Wuth im Herzen von dannen und ließ viele Tage lang nichts von ſich hören. Kaum hatte Ximene die Beſitzungen verlaſſen und auf einige Zeit nach Burgos ſich begeben, als er mit ſtarker Heeresmacht das Schloß Gormaz überrumpelte, aller Beſitzungen ſich bemächtigte und nunmehr für den einzigen rechtmäßigen Erben von Don Gomez de Gormaz ſich laut erklärte. Woher ſollte Ximene Ritter und Krieger für Vertheidigung ihrer Gerechtſame erhalten, da der größte Theil derſelben auf franzöſiſchem Boden ſtand und die Uebrigen die Grenzen des Reichs gegen die Mauren bewachten? Nur ein ferner Verwandter, Don Garcia de Gomez, kam ihr mit 300 Reitern zu Hülfe und zog muthig mit ihr dem übermächtigen Feind entgegen. Das Glück war nicht für das Recht, Don Garcia ſah ſich aus dem Feld geſchlagen und konnte nicht einmal die arme Ximene von der Gefangenſchaft retten.

In jener wildbewegten verworrenen Zeit hatte der König weder Recht noch Macht, in ſolche Händel ſeiner Großen ſich zu miſchen. Die gräulichſten Gewaltthaten wurden oft verübt, die blutigſten Fehden in ſeinem Reich geführt, ohne daß er anders als durch Zufall davon unterrichtet worden wäre. So ſaß Ximene auf Schloß Gormaz geraume Zeit

gefangen in der Gewalt ihres Feindes, und Don Suero hatte förmlichen Beſitz von all ihrem Eigenthum genommen, ohne daß ein Wort gegen ſolche Schändlichkeit verlautbarte oder ein Arm gegen ſolchen Raub ſich erhoben hätte. Schwer verwundet in jenem Unglückstreffen lag Don Garcia in ſeiner Burg, und alle Tapfern Caſtiliens hatten ſich dem aus Frankreich zurückkehrenden Heer des Don Rodrigo angeſchloſſen und bereits manchen ſchönen Sieg über die Mauren erfochten.

Alles ſchien für die arme Gefangene verloren zu ſein und keinem andern Schickſal konnte ſie mehr entgegenſehen, als im Kerker ſchmachtend zu ſterben oder das Bubenſtück zu krönen, dem Räuber ihre Hand zu bieten. Da erklangen plötzlich eines Abends die ſchmetternden Töne einer Trompete, und vor dem Thor von Gormaz hielt ein Herold und verlangte Einlaß für ſich und die Waffenboten in ſeinem Gefolg. Was wollt ihr von mir in meiner Burg? rief ihnen Don Suero unwirſch entgegen.

Ich komme, antwortete der Herold, Namens des edlen und tapfern Ritters Don Garcia de Gomez, den Ritter Don Suero, der ſich fälſchlich einen Herrn von Gormaz nennt, zum Kampf zu fordern auf Leben und Tod. Zugleich erſcheine ich, um Donna Ximene um ein Wahrzeichen zu bitten, daß ſie dieſen [illegible] als ihren Kämpfer annehmen will.

Abermals erklangen Trompeten vor der Burg und heranritt ein Herold, geschmückt mit allen königlichen Abzeichen und verlangte Einlaß Namens der Hoheit von Castilien. Die Zugbrücke sank, die Gatter rauschten empor, sie sprengten in den Burghof und kamen herauf in den Waffensaal der erlauchten Gormaz. Ich erscheine, sprach der Herold, im Namen des Königs von Castilien, den Ritter Don Suero vorzuladen, daß er von Stunde an am dritten Tag auf der Kampfbahn zu Burgos sich stelle, widrigenfalls er für besiegt und schuldig erachtet werde, alle Besitzungen und Herrlichkeiten von Gormaz herauszugeben.

Mit stolzem Lächeln erwiederte Don Suero: „Dafür sei Gott, daß der Herr von Gormaz so ritterlicher Einladung nicht entspreche. Vermeldet dem König von Castilien und dem tapfern Ritter Garcia Gomez, diesem großmüthigen Schwächling, daß ich am dritten Tag von heute an auf der Kampfbahn erscheinen werde, vollkommen gerüstet, wie es einem Ritter ziemt. Was ein Wahrzeichen von Donna Ximene betrifft, so mag sie selbst darüber sich erklären."

Er ließ Ximene rufen und meldete ihr spottreich das kühne Vorhaben des edelm Don Garcia Gomez. Ihre Gefühle bei dieser Nachricht waren keine freudigen. Ohne einen günstigen Erfolg für ihre eigene Sache zu hoffen, besorgte sie alles für das Leben des einzigen Mannes, der so edelmüthig bis jetzt sie vertheidigt hatte und noch an den Wun-

den des Kampfes für ſie ſchwer ſiechte. Tief gerührt von ſolch edler Aufopferung und mit Thränen im Auge, übergab ſie dem Herold das Wahrzeichen für ſeinen Herrn, eine rothe goldgeſtickte Binde. „Fällt er," ſprach ſie, „im Kampf für die gerechte Sache einer unglücklichen Waiſe, ſo wird der Himmel in einer andern Welt ihn dafür belohnen, und ſein Andenken hienieden rühmlich fortleben. Siegt er, ſo ſei dieſe Binde ein Unterpfand, welches ich um jeden ihm beliebigen Preis einlöſen werde. Was er auch verlangen möge, es ſei ihm gewährt!"

Die Morgenſonne des dritten Tages beleuchtete die zum ritterlichen Kampf bereitete Bahn zu Burgos. Die königlichen Trabanten ſtanden ringsumher, dichten Schaaren neugieriger Bürger den Zudrang zu verwehren. Allgemein beliebt war der freundliche, ſanfte, großmuthige Garcia. Aller Wünſche ſprachen für ſeinen Sieg ſich aus, aber Niemand wagte für ihn zu hoffen, ſofern nicht der Himmel durch eines ſeiner Wunder ſich der Waiſe annehmen würde.

Don Garcia Gomez ſelbſt hatte während zwei Tagen Höllenqualen gelitten. Alle Narben der geheilten Wunden brannten und ſchmerzten, mit jeder Stunde ſanken ſeine Kräfte mehr und mehr, ſchwer löſte ſich der Athem von ſeiner Bruſt — und er ſollte mit dem kampfgeübten Suero um das Glück und um die Ehre ringen. Oder — ſollte er den Kampf wieder abſagen, und die arme Waſe

damit neuem Hohn und längerem Gefangensein preisgeben? Fieberhaft rang sich sein Geist und sein Rittergefühl aus den Fesseln der Hinfälligkeit los. Den Zweifeln und Sorgen entstieg eine glühende Begeisterung, er fühlte sich wohl und ungewöhnlich kräftig an dem entscheidenden Morgen, schwang mit funkelndem Auge die gewichtige Lanze leicht wie ein Stäbchen, und einem Blitz gleich sauste das Schwert in seiner Rechten, als seine Knappen und Pagen ihn rüsteten und der Hengst im Burghof muthig wieherte und scharrte.

Die Trompeten auf dem Kampfplatz erklangen zum erstenmal. Der König mit seinem ganzen Hof hatte bereits in seinem Söller Platz genommen. Daneben saß Donna Ximene, welche ihr Wort feierlich gegeben hatte, daß sie, falls ihr Kämpfer besiegt würde, in die Gefangenschaft zurückkehren wollte. Don Suero hielt schon vor den innern Schranken und tummelte lustig sein prächtig geschmücktes kräftiges Roß. Don Garcia war noch nicht da.

Nach einer halben Stunde ertönten die Trompeten zum zweitenmal, und Don Garcia erschien noch immer nicht. Gemurmel des Staunens, des Unwillens und der Furcht für die schöne Leidende ging von Mund zu Mund und hundert Vermuthungen wurden wach bei der ungeduldigen Menge. Ximene blickte voll Besorgniß umher und begegnete dem hochmüthig höhnenden Blick ihres Feindes. Unmuth las man auf den Zügen des Königs.

Zum dritten- und letztenmal erschallten die Trompeten. Kaum wirbelten die letzten Rufe durch die Luft, als die hintersten im Volke freudig riefen: Er kommt, er kommt! Aller Hälse streckten sich aus und Aller Augen richteten sich nach der Gegend, woher das Geschrei kam. In gestrecktem Galopp sprengte ein Ritter zur Kampfbahn heran und wurde von dem schauspiellüsternen Volk mit lautem Jubel begrüßt.

Es war der Ritter der unglücklichen Waise; die rothe goldgestickte Binde an seinem Arm, das Schlachtroß und das Wappen sagten, daß er Don Garcia Gomez sei. Aber alle staunten ob der stolzen, kühnen Haltung des Ritters, ob des Feuermuthes, der all sein Wesen umstrahlte. Der Anfang des Wunders war geschehen, der Kranke war gesundet und erstarkt. Das Gerechtigkeitsgefühl des Volks jubelte hoch auf: Heil dem Ritter der armen Waise!

Die Gegner standen sich gegenüber, die Rosse stampften und drohten, die Zügel zu zerreißen, stumm war es geworden ringsumher durch alle Tausende, Neugierde, Erwartung, Theilnahme, Furcht und Hoffnung fesselte den Athem Aller. Die Trompeten schmetterten, die Lanzen senkten sich, die Rosse griffen aus, schwer getroffen flog Don Suero in den Staub, ein Schrei der Freude begleitete seinen Sturz; das Wunder war vollbracht.

Nicht schneller war Suero herabgestürzt, als jetzt sein Gegner aus dem Sattel sich schwang, sei-

nen Fuß auf dessen Brust setzte und mit des Schwertes Spitze augenblicklichen Tod ihm drohte, wofern er nicht, sein Unrecht bekennend, allen Ansprüchen an Donna Ximene entsagen und alles Besitzthum ihr herausgeben würde.

Der Tod wühlte schon schmerzhaft in den Eingeweiden des vom Lanzenstoß und Sturz halb zerschmetterten Suero. Mit dem letzten Athem bekannte er sich für besiegt und schuldig, und gab die Gefangene frei mit allen ihren Rechten.

Triumphgeschrei der ganzen Versammlung stieg zum Himmel auf und versüßte den schnellen Sieg.

Sein Schwert wieder der Scheide vertrauend, schritt der Sieger zu dem König hinan und beugte sich vor der Hoheit voll ritterlicher Würde und Anmuth. Nun trat er vor die freudeverwirrte Donna Ximene und schlug sein Visier auf. Himmel! welch ein Staunen, welch Jubeln und Schmähen durch einander! — Nicht Don Garcia Gomez war der Kämpfer, sondern Rodrigo Diaz de Vivar, der starke Cid. Verrath! schrieen alle Anhänger des Gefallenen, und verlangten Genugthuung für solche unritterliche Verwechselung des Kämpfers, während das Volk von neuem den Liebling Aller mit Jubel begrüßte.

Der König mußte, allen Gesetzen der Ritterschaft gemäß, den Sieger ob seines unerwarteten Erscheinens und Kämpfens zur Rede stellen. Cid beugte sich gehorsam und begann: „dafür sei Gott, mein hoher König, daß Don Rodrigo jemals ge-

gen die Geſetze und Ehre der Ritterſchaft ſich vergehe! Auch heute glaube ich nur ihrem wahren Geiſt gehuldigt zu haben und Gottes Finger iſt ſichtbar bei dem ganzen Verlauf. Dieſen Morgen kam ich in Burgos an, ſo verkleidet, daß Niemand mich erkennen konnte, um hier — das Schickſal des Kampfes mit anzuſehen. In einer Straße fand ich ein dichtes Volksgedränge und hörte den Jammer vieler Leute. Ich trat hinzu und ſah einen Ritter, der krank und bleich, auf den Tod entſtellt von ſeinem Roß geſunken war und kaum mehr athmete — Don Garcia Gomez war es. Die Trompetenrufe zum Kampf ertönten bereits und ſchienen für einen Augenblick wieder ſeine Beſinnung zu wecken. Ich beugte mich zu ihm hinab, ſprach ein freundlich tröſtendes Wort zu ihm und ſein ſterbendes Auge erkannte mich. „Ich kann nicht mehr — wehe! ſchon tönt der Ruf zum Kampf — Rodrigo, nehmt die Binde und kämpft für die Ehre und Rechte der Donna Ximene an meiner Stelle!“ waren ſeine letzten Worte. Er erbleichte von Neuem, zuckte zuſammen und ſtarb. Was ſollte, was mußte ich thun? Ich nahm ſein Schild, knüpfte die Binde mir um, beſtieg ſein Roß, flog hieher, kam noch zu rechter Zeit und Gott leitete und ſtärkte meine Lanze! — Ich ſprach die Wahrheit, beim heiligen Kreuz und bei der Ehre meines Vaters!

In neuen Stürmen brach der Jubel los, die Trabanten hatten Mühe, die Schranken gegen den

Andrang zu schützen. Sobald der König den Kampf für einen gerechten erklärt hatte — trat Don Rodrigo bebenden Herzens wieder zu Ximene und sprach: „Edles Fräulein, Euer Wort versprach dem Sieger jedweden Preis für diese Binde. Als Lohn und Dank gewähret mir Verzeihung und Vergessenheit alles Geschehenen!“

Die noch immer wache Liebe im Herzen der edlen Ximene, der stürmische Jubel aller Ritter und alles Volks und die freundlich huldigenden Worte des Königs sprachen so lebendig für den herrlichen Cid, daß sie für seine Braut sich erklärte. Allein, den Pflichten der Tochter getreu, weihte sie sich noch für fünf Jahre der frommen Trauer und heiliger Sühne und reichte dann erst dem Geliebten ihre Hand.

Rodrigo Diaz de Bivar el Cid Campeador ist der Unsterblichen Einer! Einer der liebenswürdigsten und edelsten unter den Helden aller Nationen, zugleich einer der glücklichsten! Sein Andenken lebt in hundert Romanen, Dramen, Novellen, Balladen, Romanzen und Liedern noch heute in dem spanischen Volk fort, und kein Spanier kommt heute noch nach Burgos, ohne in das Kloster San Pedro de Cardena zu eilen, um am Grab des Unsterblichen zu beten, seine Liebe zum Vaterland und seinen Nationalstolz von Neuem zu beleben.

V.

Die ſchöne Jüdin.

In der Locken Zauberflechte
Saß gefangen Spaniens König;
Seiner Hoheit, ſeiner Rechte
Spottet' Rachels warmer Kuß.
Rachel, ſchönes Judenmädchen!
Drehe ſachter doch dein Rädchen,
Ziehe ſanfter deine Fädchen,
Ach! ſonſt ſpinnſt du, ſtatt Genuß,
Dir nur tödtlichen Verdruß!

Huerta.

König Alphons VIII. verließ den Saal ſeines Staatsrathes und zog ſich in ſeine Gemächer zurück. Die verſammelten Edeln ſahen ihm nach mit Blicken voll Entrüſtung und Verachtung. Als ſie ſich trennten, ergriff einer der Granden mit unmuthsflammendem Auge den Arm ſeines Freundes und ſprach knirſchend: „Hernan Garcia, wie lange noch werden ſich die Caſtilianer geduldig unter dies

Joch der Schmach beugen? Wie lange noch wird man die Männer höchſten Standes, die Abkömmlinge altſpaniſcher Helden dem Willen einer jüdiſchen Sclavin demüthig ſich fügen ſehen? Wie lange noch wird Alphons VIII., der Beſieger der Könige, in den ſchändlichen Feſſeln dieſes ränkevollen Weibes bleiben?"

Mit Scham und Schmerz bekenne ich, antwortete Hernan Garcia, daß die Lage unſers Landes wahrhaft bejammernswerth iſt. Begreifen kann ich nicht, mein edler Manrique de Lara, welches Mittels man ſich bediente, um Herz und Seele und moraliſche Kraft unſers Königs, ja, was noch ſchlimmer iſt, ſelbſt ſein Ehrgefühl zu unterjochen. Ach! unwürdig zeigt er ſich jetzt der Krone, die er einſt mit ſo viel Ruhm und zum Heil Caſtiliens trug. Wir alle entſinnen uns noch der Zeiten, wo ſeiner Tapferkeit auf dem Schlachtfeld nichts gleichkam, als ſeine Klugheit und Weisheit im Staatsrath; wo er bei jedem Angriff ſtets der Erſte, bei jedem Rückzug der Letzte war. Sein Name war den Mauren ein Schrecken, ſeinem Volk ein Segen, eine Hoffnung, eine Verheißung des Glücks; Caſtilien liebte ihn als ſeinen Vater und Aller Gebete ſtiegen täglich für ſein Wohl zum Himmel auf. So war Alphons, der Jüngling, als er, umringt von Mühen, Sorgen und Gefahren, den Thron beſtiegen hatte. Wie ſehr hat er ſich verändert! Kaum iſt es möglich, ihn jetzt noch für denſelben Alphons zu halten. Täglich zwinge ich mich, neue,

ſchönere Tage zu hoffen, aber ach, umſonſt! Der König tritt alle unſere Rechte und Freiheiten mit Füßen, uns will er zu Sclaven machen, während er ſelbſt das Spielzeug eines Weibes geworden iſt. Beim Himmel! Kein ſchmachvolleres Schauſpiel erlebte die ſpaniſche Erde! Der tapfere Ritter und edle König opfert ſeinen Ruhm, ſeine Ehre und ſein Volk den feilen Liebkoſungen einer Jüdin!

„Gerecht iſt euer Unwille und mit Freuden erkenne ich, daß wir hierüber einerlei Anſicht haben.“

Unmöglich kann irgend ein edler Caſtilianer darüber anders denken!

„Das hoffe ich von ganzem Herzen. Die Blicke aller Ritter zeigen, daß ſie beim allgemeinen Unglück nicht ſchlummern und daß ihr Unwille nur eines leichten Anſtoßes harrt, um ihr finſteres Dulden ſchnell in ruhmvollen Widerſtand zu verwandeln. Glaubt mir, mein edler Garcia, der Jammer, worüber wir ſeufzen, iſt ſeinem Ende nahe.“

Was wollt ihr damit ſagen?

„In dieſem Augenblick ſchon bereitet man das kräftigſte Mittel gegen alle unſere Leiden. Ja, mit Gottes und Santjagos Hülfe ſollen Caſtiliens Leiden bald vorüber ſein.“

Lara, Lara! Eure Worte klingen ſchlecht in mein Ohr, ich will nicht hoffen, daß man Verrath gegen den König vorhabe. Wie ſchwer auch ſeine Irrthümer ſein mögen, ſo dürfen wir dagegen kein Verbrechen unternehmen. Offen erkläre ich

mich gegen jede Empörung, als Feind jeder Gewaltthat gegen den König.

„Beruhigt euch, mein edler Ritter, ihr verſteht mich falſch und beleidigt mich. Manriquo de Lara, der tauſend Gefahren beſtanden hat, um ſeinen König gegen einen Uſurpator zu beſchützen, iſt wohl über den Verdacht einer Verrätherei erhaben. Nein, mein edler Garcia, ſeid überzeugt, daß wir bei dem Gedanken an das Wohl Caſtiliens niemals die Pflicht gegen unſern König vergeſſen werden."

In dieſem Fall zählt ganz auf mich.

„Wohlan denn, dieſe Nacht verſammeln wir uns bei dem wackern Don Alvaro Fanez. Jedem Edlen Caſtiliens iſt es Pflicht, dort zu erſcheinen, und ihr ſollt dort in unſern ganzen Plan eingeweiht werden. Bis dahin lebt wohl, trennen wir uns jetzt, denn ich ſehe den niederträchtigen Ruben, dieſes Scheuſal von Juden. Seien wir klug und vorſichtig, verbergen wir wohl unſere Blitze, bis ſie treffen können, dann, verwünſchter Jude! ſoll dein Schickſal ſo gräßlich ſein, wie unſer Haß und Abſcheu gegen dich grenzenlos iſt!!!"

Die beiden Edlen trennten ſich in dem Augenblick, als Ruben zu ihnen herankam. Der Jude warf einen Blick voll Haß und Verachtung auf die beiden Caſtilianer; aus ſeinen Augen blitzte die innigſte Feindſchaft gegen ſie und der volle Hohn des Bewußtſeins der Macht. Frech blieb er ſtehen, betrachtete ſie ſtarr und murmelte in den Bart:

„Verflucht mich nur, ihr hochmüthigen Christen, spritzt alles Gift eurer Seele in Verwünschungen gegen mich aus, ich lache eurer und ihrer, denn meine Macht ist eben so groß, als ohnmächtig eure Wuth. So lan e Rachel lebt, bleibt Alphonso mein, und in seinem Schutz lache ich eures Zorns!" Er lachte höhnisch gellend ihnen ins Angesicht und wandelte stolz zu dem Palast von Toledo.

König Alphons war so heiß entbrannt für diese Jüdin und so tief in Leidenschaft für sie versunken, daß er darüber wirklich Thron und Reich fast ganz vergessen hätte. Wie eine schwere Krankheit lag diese Leidenschaft auf dem Glück und Gedeihen von Castilien. Der Gegenstand dieser Liebe, die Jüdin Rachel, war ein Wunder von Schönheit und Frische, die Herrlichkeit ihres Auges überstralte Alles an Glanz und Zauber. Das junge blühende Mädchen liebte selbst den König so feurig und zärtlich, daß er sich völlig von ihr leiten ließ und sich überzeugt fühlte, daß solche Hingebung und Treue unmöglich gegen seinen Vortheil ihm jemals rathen könnten.

Der Glanz einer Krone war es nicht, was Rachels Herz verführt hatte, denn als sie ihn zum erstenmal gesehen, war er nur als Jäger ihr erschienen. Eben so mächtig wie ihre Schönheit bei dem ersten Anblick sein Herz bezauberte, fesselte sie der schöne, kraftvolle, ritterliche Mann. Alphons Leidenschaft war gerade dadurch so schnell und übermächtig emporgeschossen, weil er, über-

zeugt, daß ſie ſeinen Stand und Namen nicht kannte, ihre Liebe nicht als Frucht des Eigennutzes und des Ehrgeizes, ſondern als reines Gefühl ihres Herzens betrachtete.

Er widmete ſich ihr ganz, dachte nicht mehr an königliche Pflichten und Herrſchertugenden, vergaß ſelbſt die einſt ſo leidenſchaftlich geliebten ritterlichen Uebungen, ſeinen Durſt nach Ruhm und die glänzende Heldenweiſe. Lüſtern und unerſättlich wiegte er ſich am Buſen der Wolluſt und kannte keine andern Wünſche mehr, als ſtets neue Triumphe der Leidenſchaft. Was für jeden gewöhnlichen Menſchen beſorgliche Folgen hat, mußte für einen König von Caſtilien nachtheilig, und konnte ihm verderblich werden. Der Einfluß der ſchönen Jüdin hatte ihn längſt zu unmäßigem Gebrauch der Herrſcherkraft, zu mancher That der Willkühr verleitet, die Eiferſucht der Großen des Königreichs erregt, die Achtung und Liebe der treueſten und mächtigſten ſeiner Anhänger allmählig ihm entzogen.

Hätten die Edeln in dieſer ganzen Geſchichte nichts Anderes geſehen als die Leidenſchaft eines Königs für ein hübſches Mädchen, ſo würden ſie wohl die Augen geſchloſſen und dazu geſchwiegen haben. Aber täglich häuften ſich die Folgen dieſer Liebe bedenklich und bedenklicher ſo ſehr, daß endlich der Geiſt des Patriotismus und der Ehre in allen edeln Herzen ſich aufthun mußte. Der Rabbine Ruben gebrauchte die Macht ſeiner Nichte Ra-

chel, um König und Land zu beherrſchen. Sein Einfluß auf das liebeglühende Mädchen wurde durch religiöſe Gaukeleien weislich von ihm beſtärkt, und täglich ſpiegelte er ihr die Geſchichten des alten Teſtaments als nachahmungswürdige und heilige Beiſpiele vor. Nach ſeiner Anſicht war die ſchöne Rachel die Auserwählte des Gottes Abrahams, um den verfolgten Juden Rettung und Heil zu bringen. Jedes Mittel, welches zum Zweck führen konnte, hielt er für erlaubt, und dieſen Zweck zu erreichen für nicht unmöglich, ſofern Rachel ſtets ſeinem Rath getreulich folgen würde. Damals waren die Juden in Spanien eben ſo ſehr gehaßt und verachtet, als ſie es heute noch ſind, und damals wie heute zeichnete ſie dieſelbe Habſucht, derſelbe Schmuz, dieſelbe Charakterzweideutigkeit aus. Voll Verachtung erlaubte man ihnen nur den Handel und Schacher, verweigerte ihnen jeden Antheil an andern Beſchäftigungen, an Grundbeſitz und irgend einer Beamtung; betrachtete ſie als eine ungern geduldete, niedrigere Menſchenklaſſe. Trotz alles dieſes Drucks hatte ſich ihre Anzahl und die Maſſe ihres Reichthums ſo ſehr vermehrt, daß neue Beſorgniſſe bei den Chriſten täglich erwuchſen. Der Einfluß Rachels auf den König und Rubens Liſt und mächtiger Wille hatten den Reichthum und die Macht ſeiner Glaubensgenoſſen bedeutend gehoben, die Anmaßung zum Hochmuth, ja zur Frechheit geſteigert, der Schwäche des Königs manche willkührliche Verordnung zu ent-

schiedenem Nachtheil der Christen entrissen, manche wesentlichen Grundgesetze des Königreichs geopfert.

Die Edeln Castiliens fanden solchen Zustand der Dinge für längere Zeit unerträglich und beschlossen einmüthig und kräftigst dagegen einzuschreiten. Zu diesem Zweck versammelten sie sich im Dunkel der Nacht bei Alvaro Fanez. Auch Hernan Garcia erschien der Einladung seines Freundes gemäß, nicht ohne Besorgniß: daß man der Lyone zu nahe treten möchte, und mit dem festen Entschluß, jeden Eingriff in die königlichen Rechte kräftigst abzuwehren.

Alvar Fanez eröffnete die Versammlung mit einer feierlichen Rede. „Brave Castilianer," begann er, „umsonst würden wir versuchen, durch Wort und Rath den König von Castilien auf die Bahn der Weisheit und Pflicht zurückzuführen; umsonst würde die glänzendste Beredsamkeit streben, dem von dieser Judensyrene Bezauberten über Castiliens Unglück und Schande die Auge zu öffnen. Wir müssen andere wirksame Mittel suchen. Rechtsgründe wären genug vorhanden, daß wir die Waffen ergreifen und Alphons belehren könnten, daß er nicht der Beherrscher elender Sclaven, sondern der König eines freien tapfern Volkes ist. Oft mußten die Könige dieses Landes weit weniger wichtiger und dringender Beschwerden wegen die Waffengewalt ihrer Edeln fühlen, den Rechten ihrer Stände sich beugen. Allein die ersten Jahre von Alphons Regierung waren so ruhmvoll und segens-

reich, er ſelbſt hat ſo tapfer und edel ſich bewährt, daß wir in ihm den ritterlichen Mann und frühern Freund nicht vergeſſen dürfen. Achtung und Ehre dem königlichen Ritter, ſo weit es der Vortheil des Landes immer geſtattet!"

Ganz einverſtanden mit dem edeln Fanez! rief Lara, heilig ſei uns die Perſon des Königs, unſer Unwille treffe nur ſeine ſchändlichen Verführer, vor Allen muß die Jüdin ſterben!

Tod der Jüdin! ſchrien Alle.

„Beſonnen, meine Freunde!" unterbrach Hernan Garcia das Getümmel, „vergeſſen wir nicht, daß wir Caſtiliens Edle ſind. Wie ſchuldig dieſes Weib auch ſein mag, wir dürfen unſer Ritterſchwert nicht mit ihrem Blut beſudeln. Abſcheu ergreift mich ſchon bei dem Gedanken an ſolche Unritterlichkeit, und mein Schwert wenigſtens ſoll nur gegen Mauren und jeden Feind, der ſich vertheidigen kann, gezogen werden."

Lara rief dazwiſchen: was gilt ſolch Zartgefühl, ſolche Bedenklichkeit dem Wohl des Vaterlandes gegenüber? Gerecht iſt unſere Rache und ſie ſoll uns werden. Unerläßlich iſt es, den König aus ſchmachvollen Feſſeln, das Land und die Religion von Elend und drohender Gefahr zu befreien, und, der Gedanke, daß die Quelle aller unſerer Uebel nur eine gemeine Jüdin iſt, ſollte uns abhalten können?

„Nicht von Rettung und Befreiung des Vaterlandes," entgegnete Garcia, „aber gewiß von der

Wahl verhaßter und äußerſter Mittel. Verbannen wir die Jüdin und ihren ganzen Anhang für ewig aus dem Reich."

Halbe Maßregeln, fiel Lara ein, taugen nichts! Nicht leicht verwunden muß man einen gefährlichen Feind, ſondern tödtlich treffen, wenn man nicht ſpäter ſeine Milde bereuen will; furchtbarer als ein ganzes Heer ſind die Reize dieſer Jüdin für Caſtilien. So lang ſie athmet, wird ſie überall, wohin wir ſie auch verbannen mögen, nach der verlornen Gewalt und nach allen Genüſſen der Wolluſt ſich unabläſſig zurückſehnen und alles anwenden, um ſie wieder zu erlangen. Unfehlbar wird dann der König zum zweitenmal in ihre Schlingen fallen und nur durch offne Empörung ihnen wieder zu entreißen ſein. Wo ſolcher Gewißheit ſchwindet alles Bedenken des Zartgefühls, Rachels Blut muß fließen!

„Rachel ſterbe! Tod den Juden!" ſchrien die Ritter. Von den Gründen beſiegt, widerſetzte ſich Garcia nicht länger dem blutigen Vorhaben, aber entſchloß ſich zugleich, daran in keinem Fall ſelbſt Theil zu nehmen.

„Nachdem dies erſte Opfer beſchloſſen iſt," nahm Alvaro Fanez wieder das Wort, ſo haben wir einen zweiten wichtigen Punkt zu berathen. Ihr Alle wißt, daß dieſe Judenrace täglich drohender ſich geſtaltet, die beſten Kräfte des Landes unerſättlich einſaugt, ungeheure Reichthümer häuft, auf eine unglaubliche Weiſe ſich vermehrt, und allmählich

furchtbar werden könnte, ohne irgend etwas zum Wohl des Staates zu thun, während ſie mehr an den Mauren, als an uns zu hängen ſcheint. Iſt es nicht ein Wahnſinn, in unſerm Buſen einen täglich mächtiger heranwachſenden Feind zu nähren?"

Gewiß, rief Lara, ein ſchnelles Auskunftsmittel iſt nöthig!

„Nur eines kenne ich," entgegnete Fanez mit aller Ruhe und eiſigem Entſchluß, „die Juden alle müſſen ſterben!"

Dieſer blutige Vorſchlag weckte Zwieſpalt und Sturm in der Verſammlung. Dem Haß und Ingrimm eines großen Theils der Ritter erſchien dieſes Auskunftsmittel willkommen, während die Uebrigen vor ſolch grauſam blutigem Schauſpiel zurückſchauderten. Der Kampf der Milden mit den Grauſamen ſpann immer lauter und heftiger ſich fort und hätte bald offne Trennung und neuen blutigen Haß hervorgebracht. Der kampfberühmte aber milde Garcia beſchwichtigte durch ein glückliches Wort den Sturm der Debatten, indem er ausrief: ſtreicht meinen Namen aus dem Buch des ſpaniſchen Adels, damit die Nachwelt nicht erfahre, daß ein Hernan Garcia unter den Männern ſich befunden habe, welche Tauſende von Juden ermordeten, weil ihr König ein Judenmädchen liebte!

Garcia begnügte ſich im Allgemeinen, die Juden vor der Ermordung und den Adel vor dem Schandfleck einer ſolchen That bewahrt zu haben. Der Tod des verhaßten Ruben und einiger der

vorzüglichsten Häupter der Judenschaft wurde unwiderruflich beschlossen, und die Versammlung der edelsten Castilianer ging aus einander, um die Mittel zu bereiten und zu sichern, die erste Gelegenheit zur Ausführung mit einhelliger Kraft zu benutzen.

Keiner von Allen sehnte sich glühender nach diesem Augenblick als Don Manrique de Lara. In der That hatte auch er mehr als alle Uebrigen Ursache, mit dem Betragen des Königs unzufrieden zu sein und eine Aenderung herbeizuwünschen. Sein Herz litt tausendfach unter der unglückseligen Leidenschaft des Königs, er hatte diesem Dienste erwiesen, welche ein Monarch nicht vergessen kann, ohne ein Gegenstand des Hasses und der Verachtung zu werden. Lara hatte mit Gefahr des Verlustes von Hab und Gut und Leben den Knaben Alphonso einst gerettet, als der Ehrgeiz des grausamen Ferdinand von Leon die Hand nach der Krone von Castilien ausstreckte. Lara hatte den Knaben Alphons im Augenblick höchster Gefahr in seinen Mantel gehüllt, fortgetragen und den eifrigsten Nachstellungen entrissen; er hatte in rastlosem Kampfe für Alphonso's Rechte einen großen Theil seines Vermögens geopfert, die theuersten Glieder seiner Familie und viele seiner treuesten Vasallen verloren. Voll Dankbarkeit war der König ihm früher stets ergeben gewesen und hatte [illegible] zeichnet vor allen Großen des Landes. Je[illegible] er sich durch den Einfluß der Jüdin verdrän[illegible]

rückgesetzt, mißhandelt. Das Herz des alten Ritters fühlte solche Beleidigung zu schwer, um verzeihen und vergessen zu können.

Am Morgen nach der nächtlichen Versammlung der kastilischen Ritter begab sich der König wie gewöhnlich zu seiner Geliebten. Glänzend von Schmuck und leicht hingegossen auf ein reiches Sopha erwartete Rachel den Besuch des königlichen Liebhabers. Ihre außerordentliche Schönheit konnte gewissermaßen die Leidenschaft des Königs entschuldigen. Ihre leuchtenden Augen funkelten gleich Sternen und schienen Blitze zu schleudern aus der reizendsten Gewitternacht der schwarzen Haare, welche ihr Haupt reich umwallten; in sanften Bogen wölbten sich die feinen Brauen auf der schneeblanken Stirn. Ihre Haut zeigte nicht die geringste Spur von der gewöhnlichen bräunlichen Färbung ihres Stammes. Dies war es vorzüglich, was ihr den Namen der schönen Jüdin verschafft hatte.

Alphons fand die Theure in düsteres Träumen versunken, eine Wolke von Trauer umhüllte ihre Stirn, bei seinem Anblick flog ein melancholisches Lächeln über ihre süßen Lippen. Mit gewöhnlicher Zärtlichkeit erwiederte sie die Liebkosungen ihres Freundes, aber, ach! mitten im Rausch der süßesten Freuden klang in Alphonso's Herz stets peinlicher eine Saite unbekannter Trauer. Rachel seufzte unaufhörlich, nicht im Girren der Lust, sondern fast erdrückt von der Last traurigen Vorgefühls. Alphons ergriff zärtlich ihre Hand, drückte

ſie zwiſchen den ſeinigen und heftete ſeine liebeglühenden Blicke auf ihre Augen voll Thränen. „Rachel! Seele meiner Seele, warum finde ich dein ſchönes Auge in Thränen? Warum erbleichten die Roſen deiner Wangen? Hat es irgend Einer gewagt, dich zu beleidigen? Sprich, meine Rachel, nenne mir den Verräther, und beim Himmel! er ſoll ſchwer büßen für ſeine Frechheit.“

Nein, mein königlicher Herr, erwiederte Rachel mit weicher zärtlicher Stimme, zürne nicht, Niemand hat mich beleidigt.

„Hoffe nicht mich zu täuſchen, dein gutes Herz mag dich wohl bewegen zu verzeihen, aber Alles deutet mir an, daß irgend etwas vorgeht, was du mir verbergen willſt. Ich weiß, daß mehrere meiner Ritter dich verachten; offen dies zu bekennen, wagen ſie nicht, aber ſie haſſen dich. Die Unglücklichen können dich nicht würdigen, gefühllos für deine Reize wiſſen ſie nicht, daß in der ſchönen Hülle noch eine ſchönere Seele wohnt. Aber die ſtolzen Herren ſollen ſich wohl hüten, ihren Haß und Aerger laut werden zu laſſen, genau wachen ſollen ſie über ihren Worten und Handlungen! Wehe jedem, der Alphonſo's Zorn verſchulden ſollte!“

Alphonſo ſprach dieſe Drohungen mit ſeiner gewöhnlichen Heftigkeit aus, ſein Auge flammte in Zorn, finſtere Falten furchten ſeine Stirne. Die ſchöne Rachel trachtete ihn zu beſänftigen und ſprach mit ihren ſüßeſten Lauten: Eure Furcht iſt ungegründet, eure Liebe und ſüße Beſorgniß für mich

ſehen in jedem Schatten eine Gefahr. Ich tadle nicht die Eiferſucht der edlen Kaſtilianer, ich finde ſie natürlich, denn Alle, welche früher ſo groſſen Einfluß auf ihren König übten, können wohl nicht ohne Verdruß ſehen, daß jetzt ein zärtliches und treues Mädchen das Herz des Königs beinahe allein inne hat. Mag ihr Stolz dadurch immer beleidigt ſein, ſo glaube ich doch nicht, daß irgend Einer von ihnen fähig ſei, mir wehe zu thun. Nein, nein Alphonſo! meine Trauer hat eine ganz andere Quelle.

„Nenne ſie, verläugne nicht dieſe grauſame Ungewißheit, ſprich, mein Leben!“

Ich ſchäme mich meiner Schwachheit, ſprach Rachel zögernd, während ein ſüßes Lächeln ihre ſchönen Züge belebte, es iſt zu kindiſch von mir, ich darf es nicht bekennen.

„Du ſollſt es, Rachel, ob traurig, ob fröhlich, mir gehören alle deine Gedanken; alles mit dir zu theilen, iſt meine Pflicht und mein Recht; ſprich, mein Liebchen.“

Könnt ihr's wohl glauben, mein theuerſter Alphonſo, daß ein Traum, ein leeres Hirngeſpinnſt die einzige Quelle meiner Trauer iſt?

„Ich habe die Verkündigungen ſolcher untrüglichen Geſtalten ſtets mit Ruhe angehört, habe nie an ihre Verſprechungen geglaubt; vor ihren Drohungen niemals gezittert; indeſſen erzähle Herzliebchen, was der Traum dir verkündete.“

Das Allerfürchterlichſte, ein Schickſal, woran nur zu denken mich mit Schauder erfüllt.

„Dich bedrohete das Ungethüm?“

Mich und meinen Onkel.

„Dein Traum iſt ein unwirſcher toller Geſelle, hat mit kindiſcher Furcht dein Gehirn erfüllt, aber ich denke wohl, daß die heutigen Vergnügungen ſolche Gedanken bald zerſtreuen werden.“

Welche Vergnügungen, mein König?

„Wir gehen auf die Jagd.“

Bei dieſem Wort malte ſich in den Augen und auf allen Zügen der ſchönen Jüdin das lebhafteſte Entſetzen, mit einem Schrei der Angſt erbleichte ſie und ſchien alle Beſinnung zu verlieren. Betroffen nahm ſie der König in ſeine Arme und ſuchte mit allem, was nur die zärtlichſte Liebe einflößen kann, ſie zu tröſten. „Was iſt dir, mein Leben? Was kann dich ſo mächtig erſchüttern? Wenn du nicht willſt, daß ich den Verſtand verliere, ſo rede, ſprich!“

O, Alphons, verzeiht meine Schwäche, aber dieſe Nachricht kam mir ſo überraſchend, ſo erſchrecklich —

„Welche Nachricht? Du machſt mich ſelbſt noch ganz verwirrt.“

Die Jagd! die Jagd!

„Die Jagd? Was hat dein Glück und deine Ruhe mit der Jagd gemein?“

Ach! mir träumte von einer Jagd und von einem greulichen Unglück!

„Kommſt du ſchon wieder mit dem Traum? Nun keine Gnade mehr, du mußt mir die ſchreckliche Geſchichte erzählen.“

Rachel raffte alle Kraft zuſammen, um ſich ein wenig zu ſammeln und in Zuſammenhang mit jener Erſcheinung zu kommen. Sie erzählte: Ihr hattet die Vornehmſten eures Hofes zu einer Jagd geladen, man machte dazu die herrlichſten Zurüſtungen, ganz Toledo erſchallte von Luſt und Freude. Eurem Wunſche gemäß begleitete ich euch. Mit der Hoffnung auf allgemeines Vergnügen in den Herzen, verließen Alle die Stadt in hellem Galopp. Aber, ach! mein Herz allein konnte keine Freude empfinden! Ein dunkles Vorgefühl von Unglück hatte ſo mächtig meine Seele erfaßt, daß nicht das Vergnügen der Jagd und ſelbſt nicht eure zärtlichſte Beſorgniß mich aufheitern oder nur zerſtreuen konnte. Alle überließen ſich dem Vergnügen der Jagd, der Verfolgung des Wildes, dem ritterlichen Kampf mit reißenden Thieren, dazu klangen die Hörner ſo luſtig und die Rufe der Jäger ſo freudig, und ſo wonnig der Sang der Vögel! Mit jeder neuen Beute, welche auf den Sammelplatz gebracht wurde, vermehrte ſich meine unbegreifliche, namenloſe Angſt. Plötzlich ſchnaubte ein ungeheurer Keuler mit gräßlichen Waffen und wuthblitzenden Augen aus ſeinem Bett empor und brach durch das wildeſte Dickicht kampfluſtig und trotzig dem Freudengeſchrei der Jäger entgegen. Eine Wolke von Pfeilen durchbohrten ihm Seiten und Rücken, er ſtürzte zuſam-

men, raffte wuthſchnaubend ſich auf und ſtürzte wieder auf die Feinde ein, welche einen Wald von Lanzenſpitzen ihm entgegenhielten. Schwer zerfleiſcht ſank das Ungethüm zur Erde. Jetzt, o mein Alphons! wie ſoll ich mit Worten beſchreiben, was ich Fürchterliches ſah und fühlte! Jetzt nahm plötzlich das blutende Thier die Züge und die Geſtalt meines Oheims an, gräßlich zerfleiſcht lag Ruben vor mir, entſetzt ſchrie ich auf und erwachte.

„Ha, ha, ha, nun Liebchen, was hatteſt du ſelbſt mit der Jagd zu ſchaffen?“

Ach! Kaum war ich wieder eingeſchlafen, ſo führte mich meine Phantaſie auch wieder in die Wirren jener Jagd zurück. Unbarmherzige Jäger verfolgten thalein eine ſchöne gefleckte fliehende Hirſchkuh. Sie wurde eingeholt, betrachtete voll Wehmuth ihre Feinde, ſtieß einen herzzerreißenden Schrei aus und ſtürzte durchbohrt auf den Raſen. Im Fallen verwandelten ſich Geſicht und Geſtalt allmählig in meine Züge und in meine Geſtalt, und ſo wie die Verwandlung nach und nach vor ſich ging, empfand ich an denſelben Stellen, wo ich die Wunden erblickte, die glühendſten gräßlichſten Schmerzen, und vernahm durch die Lüfte her eine hohle ſchaudervolle Stimme, welche mir zurief: Rachel! Rachel! hüte dich vor der Jagd, ſie wird dir Unglück bringen!

Lachend ſchloß ſie Alphons in ſeine Arme, küßte die Zitternde und ſprach mit den zärtlichſten Worten: „kindiſches Weſen! was haſt du, von meinem Arm beſchützt, zu fürchten? Wer wird ſich an

dich wagen, ſo lang ich athme? Vertraue meiner Liebe und meiner Macht. Komm heute mit mir hinaus in den Wald und überzeugen wirſt du dich, wie kindiſch deine Furcht."

Ach, nein, nein Alphons! lache immerhin meiner Schwäche, aber erbarme dich mein, laß mich zu Hauſe, ſchon der Name der Jagd durchbebt mich mit Angſt und Schrecken.

„Wohlan, thu' wie dir gefällt, bleibe im Palaſt bis zu meiner Rückkehr. Um deinem Traumbild ſo wenig als möglich ähnlich zu werden, will ich den ganzen Hof heute in der Stadt zurücklaſſen und ſtatt mit Sang und Hörnerklang aus dem Thor zu ziehen, will ich ganz ſtill mit einigen Jägern mich hinausſchleichen, ohne daß ein Menſch hier erfahre, wohin ich gekommen bin."

Dieſe Verſicherung beſchwichtigte einigermaßen die Unruhe der Geliebten und ein ſüßes Lächeln lohnte für ſo zarte Aufmerkſamkeit. Da der Morgen ſchon weit vorgerückt war, eilte er die nöthigen Befehle für die Jagd zu ertheilen und beſtimmte außer dem Ritter Rodrigo Roelas nur drei Reitknechte zu ſeinem Gefolge. Gewöhnt auch vor der kleinſten Abweſenheit von ihr Abſchied zu nehmen, kam er bald zurück den Abſchiedskuß zu holen.

Rachels Blicke hafteten voll trüber Unruhe auf dem König, ein tiefer Seufzer entwand ſich ihrem ſchwergedrückten Herzen, ſchmerzlicher empfand ſie die Ahnung irgend eines Unglücks, weil ſie, um

den Geliebten nicht zu betrüben, dies Gefühl sehr mühsam verbarg.

Noch einen zärtlichen Kuß auf ihre weiße Stirne und Er nahm Abschied mit den süßesten Worten: „mit Gott, Geliebte, binnen wenigen Stunden bin ich wieder in deinen Armen!“

Langsamen Schrittes entfernte er sich, hatte schon die Thürklinke in der Hand, als Rachel von plötzlichem Gefühl hingerissen, ihn ereilte, an seine Brust sich stürzte und in Thränen zerfloß.

Diese außerordentliche Aufregung beunruhigte endlich selbst den König, in tiefes Sinnen versunken lispelte er der Geliebten zu: „Süß Liebchen, wünschest du es, so verlaß ich dich nicht.“

Nein, ach nein! geht nur auf die Jagd, denn ich fühle wohl, daß ich vor eurer Rückkehr meine Ruhe nicht wieder gewinnen werde. Nur eins versprecht mir, versprecht es mir im Namen unserer Liebe: bleibt nicht länger auf der Jagd als vier Stunden.

„Ich verspreche es dir bei meiner Liebe, deine Wünsche sind mir Befehle. Aber nun sei auch wieder ruhig, suche dich zu zerstreuen während meiner Abwesenheit, gehe hinab zu deinen Blumen, vergiß nicht die Laute, die, mit deiner süßen Stimme vermählt, die wonnigsten Stunden des Lebens mir geschaffen hat. Leb' wohl, mein liebes Herz, und gönne mir die Hoffnung, daß ich bei meiner Wiederkehr dich recht heiter finde.“

Mit diesen Worten verließ er das Gemach, mit

ihm entſchwand der letzte Schimmer von Freude und ſchwarze ſchwere Wolken umzogen von Neuem Rachels Stirn. Unfähig ihre Unruhe zu bemeiſtern, eilte ſie, als der Hufſchlag im Burghof erſcholl, an's Fenſter, und ſah den König mit ſeinen vier Begleitern zum Thor hinausſprengen. Starr ſah ſie ihm nach, bis er in weiter Ferne ihren Blicken völlig entſchwand, dann ſtürzten von Neuem Thränen aus ihren Augen und voll Bitterkeit jammerte ſie: wehe mir, dieſe Trennung bringt kein Heil!

Die unglückliche Jüdin gerieth mit jedem Augenblick mehr und mehr außer ſich, bis zur ſtillen freſſenden Verzweiflung ſteigerte ſich die Ahnung eines nahen Unglücks. Allein zu bleiben war ihr unerträglich, ſie berief Sara, ihre jüdiſche Dienerin. Mit ihr eilte ſie hinab in den Garten und ſuchte, wie von einem melancholiſchen Inſtinkt getrieben, alle jene heimlich ſüßen Plätzchen, wo ſie mit ihrem Heißgeliebten ſo oft geweilt hatte. Aber nichts vermochte die Laſt auf ihrem Herzen zu erleichtern, alles vermehrte nur die namenloſe Schwermuth und Trauer-Thränen floſſen beim Anblick der Bäume, deren dichtes Laubwerk ſie und ihren Geliebten ſo oft dem Blick der Neugierde entzogen hatte. Seufzend hörte ſie den Geſang der Vögel, der ſo oft die Liebenden bezaubert hatte, nur Trauertöne klangen in ihr Ohr, und jeder Laut ſchien ihr neues Unglück zu verkünden.

Als nichts ſie aufzuheitern vermochte, eilte ſie, um wenigſtens Alphonſo's Wünſchen zu gehorchen,

zurück in ihr Gemach, ergriff die Laute und trachtete auf den Schwingen der heiterſten Melodien dem Reich der Trauer zu entfliehen. Aber ein unwiderſtehlicher Zauber ſchien ihre Finger zu leiten, unwillkührlich irrten ſie in den düſterſten Akkorden und traurigſten Weiſen umher.

Leiſer und leiſer ſchwirrten die Saiten, als ſchlummerte die Spielerin auf den Melodien ſich wiegend allmählig ein, da entfiel plötzlich die Laute klirrend ihrem Arm, Rachel ſprang ſchwer betroffen von furchtbarem Schrecken empor, und rief außer ſich: Sara! ach Sara! hörſt du nicht den Lärm? Horch, er kommt näher! Barmherziger Himmel! was bedeutet dies gräßliche Geſchrei?

Aber, meine beſte Herrin, erwiederte die treue Sara, was habt ihr denn, was iſt denn hierbei Schreckliches? Ich höre wohl Lärm in der Ferne, allein dies iſt in unſerer Stadt nichts ſo Ungewöhnliches, bald klirren die Kämpfer einiger feindlichen Familien auf den Plätzen, bald zanken und prügeln ſich betrunkene Handwerker. Was kümmert das uns? Danken wir dem Himmel, daß wir hier ſicher ſind vor ſolchen Unordnungen und den Spaß aus der Ferne ruhig mit anſehen können.

Ach, mein Herz, mein Herz! die Laſt des Todes drückt mich nieder, umſonſt iſt all' dein Scherzen und Tröſten, ich erliege dieſer Qual! — Gott! hörſt du jetzt? — Der Lärm vergrößert ſich — welch gräßliches Geſchrei! — ſieh nur, ein wilder Haufe ſtürmt hierher, — ſchreckliche Verwünſchun-

gen höre ich ausſtoßen, — wie furchtbar die eiſernen Tritte durch die Straßen dröhnen, weh mir! Sara, wohin fliehen? ach Sara, verbirg mich!

Aber Kind, Kind! eure Unruhe iſt ja ganz grundlos, was habt ihr denn mit dem unordentlichen wilden Volk da unten zu ſchaffen?

Ich weiß es nicht, ich faſſe es nicht, aber mein Herz ſagt mir, daß heute mein Loos ſich entſcheidet. Horch, wie das Getöſe zunimmt, es erklingt ſchon im Palaſt. — Hör' nur, ſie kommen, ſie kommen! ſie ſind ſchon im Thor, die Trabanten können ſie nicht mehr meiſtern, ſie brüllen ſchon: Sieg, Triumph! — Arme Rachel! ſie poltern die Treppen herauf, Barmherzigkeit! ach, mein Alphons! wo biſt du? — ſchütze mich! — o Gnade! mein Gott, Gnade!

Erſchöpft fiel Rachel einer Ohnmächtigen gleich auf das Sofa nieder.

Während ihr Jammergeſchrei umſonſt den Geliebten zu Hülfe rief, ſchwärmte Alphonſo behaglich von Gehege zu Gehege dem luſtigen Waidwerk nach. Lange Zeit hatte er dies Lieblingsvergnügen nicht mehr genoſſen, er überließ ſich ihm heute mit ganzer Seele und ſchien alles Andere rings um ſich her zu vergeſſen.

He, mein lieber Rodrigo, rief der König dem Ritter zu, was giebt's denn ſo zu ſchreien, haſt du vielleicht einen Schatz gefunden, den irgend ein Maure vor ein Paar Hundert Jahren hier zurückgelaſſen hat?

Einen Schatz! wahrhaftig einen großen Schatz! Santjago ſteh uns bei! Zeit meines Lebens hab ich ſolch einen Fleiſchklumpen nicht geſehen. Seid auf eurer Hut, mein König, denn das Ungeheuer ſcheint nicht gelaunt, uns den Sieg umſonſt zu überlaſſen!

Bei dieſen Worten zog ſich der Ritter vorſichtig aus dem Dickicht heraus, immer rückwärts mit dem Jagdſpieß ſich vertheidigend. Bald ſtürzte ein ungeheurer Keuler ihm nach aus dem Gehölz ins Freie.

Nun mein König? Die Beſtie wäre groß genug, euer halbes Königreich zu verſchlucken. Mein alter guter Spieß, bleib mir nur diesmal treu!

Halt ein, Don Rodrigo! rief der König laut auflachend, verwunde mir nicht den armen Juden.

Der Jude! davor bewahre uns der Himmel! ſprach der Ritter mit bedeutungsvollem Lächeln, ſollte uns der Kerl auch hier im Wald verfolgen? — Ich ſelbſt müßte ein Jude ſein, wenn ich den Keuler verſchonte, ich habe morgen einige Freunde zu bewirthen, der Dickkopf ſoll meine Tafel ſchmücken.

Die leichten kleinen Hunde hatten das Unthier wieder geſtellt, Roelas ſtürzte hinzu, hetzte hoch auf und wurde von dem ritterlichen Eber angenommen. Der König hielt in ſeiner Nähe, um nöthigenfalls ihm beizuſtehen, allein des Ritters Lanze traf ſo gut, daß ſie bis ans Kreuz in die Flanke des Thieres drang.

Achtung, mein Ritter, rief der König in fro-

heſter Laune, paßt wohl auf, ob jetzt nicht der Kopf des Keulers in das Geſicht des Rabbinen Ruben ſich verwandelt.

Wenn das wäre, mein König, ſo würde jeder meiner Finger zu einer Lanzenſpitze!

Bald lag der Keuler verendet zu ihren Füßen, Roelas wiſchte den Schweiß von ſeinem Eiſen, betrachtete noch einmal ſchmunzelnd die fette Beute und warf ſich dann aufs Roß, um ein neues Wild dem König aufzutreiben.

An der Brahne des Waldes hintrottend hörte der König bald wieder das ſchallende Hallo ſeiner Jäger und ſprach behaglich lächelnd: der Himmel erhalte mir meinen Roelas, er iſt Caſtiliens tüchtigſter Jäger. Auf! was wird er uns bringen?

Nicht lange ritt der König in geſtrecktem Galopp dem Hallo des Ritters entgegen, als eine weiße Hirſchkuh in weiten Sätzen ihm entgegen flog und wenige Schritte vor ihm, mit einem Wurfſpieße im Nacken, erſchöpft zu Boden ſank.

Beim Anblick des tödtlich verwundeten ſchweißenden Thieres, fühlte ſich Alphonſo ſchwer beklommen und von unbegreiflicher Angſt erfaßt. Schaudernd wendete er ſein Auge von dieſem traurigen Schauſpiel ab, ein Blitz des Schreckens fuhr durch ſeine Seele, er erbleichte, ſeufzte tief auf und rief außer ſich: fort! ſchnell zurück nach Toledo! gerechter Gott, nach der Stellung der Sonne ſind die vier Stunden längſt vorüber! fort, fort mit

dem schrecklichen Gedanken, er ist gräßlicher als selbst der Tod!

Im wildesten Drang stieß Alphonso seinem edlen Roß die Sporen in die Seite, daß es hoch auf sich bäumend dahin flog und mit der Schnelle des Blitzes die Richtung gegen Toledo hin verfolgte. Alphonso's Herz schlug lauter und peinlicher mit jedem Schritte. Seine Gefährten weit hinter sich zurücklassend, sprengte er einem Gespenste gleich durch das Thor von Toledo und trieb das hart schnaufende Thier zu noch größerer Eile an.

Von unbeschreiblicher Unruhe bebend, mit Staub und Schweiß bedeckt, außer Athem, kam endlich der König auf Zodocover, dem Hauptplatz der Stadt an, und warf den ersten Blick nach seinem Palast. Und klar wurde ihm die Quelle aller seiner Angst und Schrecken! Schaudernd sah er vor dem Thor des Schlosses einen tobenden, schreienden, jauchzenden Haufen, der um irgend einen Gegenstand jubelnd sich drängte. Das blutige Haupt Rudens war es, welches plötzlich auf einer Lanzenspitze hoch emporgehoben, mit barbarischem Freudengeschrei von der Menge begrüßt wurde.

Bei diesem Anblick ras'te Verzweiflung durch des Königs Herz; er stachelte sein Thier so heftig, daß es in wilden Sätzen durch die Straße hinbrauste und, unaufhaltsam mitten durch die gedrängte Menge sich Bahn brechend, links und rechts Viele niederwarf, bis es im Schloßhof angelangt athemlos und mit Blut bedeckt an Alphonso's Thüre

ſtand. Ohne ein Wort hervorzubringen, ohne eines andern Gedankens fähig zu ſein, ſtürzte Alphons die Treppe hinauf nach Rachels Wohnung.

Welch furchtbares Schauſpiel ſtellte ſeinen Blicken ſich dar! Seine Rachel, ſeine angebetete Rachel ſchwamm in ihrem Blute und neues Herzblut quoll noch immer aus der breiten Wunde! Der Schrecken belebte noch die ſchönen Augen, welche bald für ewig ſich ſchließen ſollten. Die Schatten des Todes bedeckten ſchon die bleichen Züge des Opfers, ohne ſie entſtellen zu können.

Alphons ſtieß einen Schrei des Schmerzes aus. „Rachel, meine Seele, mein Leben! blick auf mein Herz! gönne deinem verzweifelten Alphons den letzten, einzigen Blick!“

Beinahe ſelbſt leblos ſtürzte er ſich über die Theure hin, preßte ſie an ſein Herz, überließ ſich ganz der gräßlichſten Verzweiflung.

Die Töne der Liebe erweckten noch einmal die arme Rachel zur Beſinnung. Nach der ſchaudervollen Scene, deren Opfer ſie geworden, erſchienen die Beweiſe der innigſten Liebe ihrer Seele wie der lindernde Balſam aus den Händen des Friedensengels. Zärtlich heftete ſie ihr Auge auf Alphons, noch einmal hob ſich ihre Bruſt im ſeligen Gefühl der Freude, und ſchmerzlich lächelnd lispelte ſie: o mein Alphons, wie glücklich haſt du mich gemacht! — doch heute kamſt du zu ſpät! — der Himmel ſegne dein edles Herz — meine Bruſt erkaltet, erſtarrt! — mein Auge ſieht nur noch dich,

ich ſterbe! — lebe wohl — Alphonſo — ewig wohl! —

Sie war hinüber.

Von Schmerz erſtarrt hielt der König den erkaltenden Leichnam noch immer in ſeinen Armen. Wild blickte ſein Auge vor ſich hin, das Leben ſchien aus ſeinem Körper entflohen, ſeine Seele rang im tiefſinnerſten Kampf zwiſchen dem Gefühl der gräßlichen Wirklichkeit und dem Gedanken, daß Alles nur die Erſcheinung eines Traumes ſei. Nur allmählig erwachten ſeine Sinne aus der eiſigen Erſtarrung, das Blut ſchoß ihm in die Wangen, finſtere Furchen wälzten ſich über ſeine Stirne, ſein Auge rollte und blitzte in furchtbarer Glut, der Schmerz verließ ſeine Seele und ſchnaubend zogen Wuth und Rache ein. Beim Anblick mehrerer Ritter in der Ecke des Gemachs ließ er im heftigſten Aufbrauſen die Leiche der Geliebten fallen und riß ſein Schwert aus der Scheide.

Wer iſt der Mörder? Elende! ihr ſchweigt? Ritter, iſt das euer Muth? Weibermörder! ihr ſollt meiner Rache nicht entrinnen, und beim Himmel, Caſtilien ſoll dieſen Tag einſt verfluchen! Heran ihr feigen Meuchelmörder alle! heran Rebellen, daß ich euch alle mit einem Streich vernichten kann! Rache! dann will ich ſterben, um wieder bei meiner Geliebten zu ſein!

Stoßt zu mein König, durchbohrt die Bruſt des alten Lara, eures älteſten und treueſten Freundes! Kann der Tod des Mannes, der euer Leben

und euer Königreich euch einſt gerettet hat, den wilden Durſt nach Rache ſtillen, ſo zögert nicht! Zufrieden ſterbe ich und bringe mit dem Tod meinem König und meinem Vaterland das letzte und ſchönſte Opfer. Freudig ſterbe ich, denn ihr ſeid frei von ſchmachvoller Sclaverei, und Caſtilien wird ferner nicht mehr entwürdigt!

Der König drang heftig auf Lara ein, aber die ruhige Haltung, die edle Unerſchrockenheit des Mannes mit den grauen Haaren entwaffneten den Arm des Wüthenden. Noch ein Blick in die Augen, welche ſein ganzes Leben hindurch als leitende Sterne ihm vorangeleuchtet hatten, und das Schwert entfiel ſeiner Hand, und Thränen rollten über ſeine Wangen. „Manrique!“ rief er erſchüttert, und lag an der Bruſt des alten Freundes.

Die Leiche der ſchönen Jüdin wurde mit großer Pracht und Feierlichkeit beſtattet.

In düſtere Trauer verſank Alphonſo, Rachels blutige Geſtalt ſtellte ſich noch lange zwiſchen ihn und jede Freude. Alphonſo's königliche Größe und ritterlicher Heldenſinn verſöhnten ihn wieder mit dem Leben und umzogen ſein Haupt mit einer unvergänglichen Glorie.

„Santjago!“ riefen die ſpaniſchen Ritter auf dem blutigen Feld von Toloſa, „Rachel, Rachel!“ rief König Alphonſo, und hunderttauſend Mauren bildeten den Gedächtnißhügel über dem Grab der Unvergeßlichen!

VI.

Die Leiche als Braut.

Traue nicht des Tigers Krallen,
Lächelt freundlich auch sein Blick;
Traue nicht den Schlangen allen,
Bau' nicht auf das falsche Glück!
Tückischer als Tiger, Schlange,
Trügerischer als das Glück,
Falscher als des Wassers Spiegel,
Als des Sumpfes Blumensiegel,
Als der Träume Glanzgeschick —
Ist des Mohren Feuerblick!

Martinez.

Die Abendsonne sank. Kein Mollah rief heute die Gläubigen zum Gebet, traurig hatten sich alle Moslem in die verborgensten Winkel ihrer Häuser zurückgezogen, Cordova war in der Hand der siegreichen Christen. Weit offen standen alle Thore, von allen Straßen her klangen Trompeten und Hörner. Hier zog ein Lara ein mit seinen Vasallen. Dort wallten die Fähnlein der Gomez. Jen-

ſeits des Bachs ſchnaubten die Roſſe des kühnen Hernandez, hinter ihnen ragten die Lanzenſpitzen des kühnen Haro aus den Büſchen, während die Geſchwader der Lerma, Velasquez, Infantado, Medina und Cerda dem dichtgeſchloſſenen Heer des Königs auf dem Platz vor dem Schloſſe ſich ſchon angereihet hatten.

Auf dem hohen Balkon des Schloſſes ſtanden glänzend in kriegeriſchem Schmuck drei ritterliche Männer. Schlank und hoch in der Mitte ragte ein edler Gothenkopf über die Andern empor, eine Hand ſtützte ſich auf das Bruſtgeländer und hielt den gekrönten Silberhelm, daß der rothe Buſch abwärts hängend in der Abendluft wehte, die Linke ruhte auf dem goldnen Kreuz des Schwertes, welches Pelajo einſt geführt hatte. Ueber der Adlernaſe leuchteten zwei blaue Augen ſo hell und freundlich und mannesfeſt, als r[illegible] einem Thal von Schweden oder einem deut[illegible] entblüht; frei und heiter wölbte ſich die hohe Stirne, Siegesfreude lächelte um den Mund, goldne Locken ringelten ſich über Bruſt und Nacken. Der Mann war Don Fernandez III. el Santo, der wackere König der Caſtilier. Ihm zur Linken ſtand die ſtahlumglänzte, markige, kraftgedrungene Geſtalt des Ritters Don Garcia Perez de Vargas, ein Feuerkopf mit dem ſchwarzen Haar und dem funkelnden Auge des Südens. Der Helm ſaß ſo feſtgeſchloſſen auf ſeinem Haupt, daß kaum der Blitz der Augen darunter hervordringen konnte, drohend ſchwangen

ſich die ſchwarzen Federn rings um ſein Haupt, ſeine Rechte hielt mit dem Eiſenhandſchuh die Tags zuvor erbeutete mauriſche Heerfahne ſo feſt, als wollten neu heranſtürmende Geſchwader ſie ihm wieder entreißen. Zur Rechten des Königs ſtand in fremdartiger Tracht ein dunkelbraunes Antlitz voll Willen und Kraft, voll Muth und Feuer, beſchattet von einem dichten, natürlich gekräuſelten ſchwarzen Bart. Ein goldner Harniſch wölbte ſich um die breite Bruſt, ein Panzerhemd umfloß die Lenden, goldne Schuppen ſchmiegten ſich eng an die ſchön geformten Beine. Aus dem goldnen mit grünem Seidenzeug zierlich umwundenen Helm ſchoß ein weißer Reiher ſchmächtig empor. Wie ein Stern blitzte auf ſeiner Mitte ein Halbmond von großen Juwelen, Alhamar war es, der heldenmüthige König von Grenada, der treue Bundesgenoſſe Caſtiliens, der innigſte, vertrauteſte Freund des edlen Vargas *).

Alle Tauſende auf dem Platz ſahen erwartungsvoll zu den drei Männern auf dem Balkon empor, weil dort entſchieden werden ſollte, ob das Heer nach Caſtilien zurückkehren, oder einen neuen Zug gegen die Mauren beginnen müſſe.

---

*) Hier fanden die Chriſten wieder die berühmten Glocken von Santjago de Compoſtella, welche der in der Novelle „der Giftbecher" erwähnte Almanzor erobert und hieher gebracht hatte. Eine Schaar gefangener Mauren mußten ſie auf ihren Schultern nach Santjago de Compoſtella zurücktragen. A. d. Ueb.

Lange hatte der König mit Alhamar und Vargas sich berathen, endlich der Kampflust und der Hoffnung des kühnen Ritters nachgebend, den Zug nach Sevilla beschlossen. Kaum war das Wort aus des Königs Munde, als ungeheurer Jubel die Lüfte erfüllte und 80,000 Stimmen eines Lautes riefen: Nach Sevilla!

König Alhamar konnte den Becher des Ruhms nicht leeren, ohne einige bittere Tropfen mit hinabzutrinken. Nach den glücklichsten Ereignissen und glänzendsten Thaten, im Jubel der Siegsfeste und wenn alle Christen Beifall und Verehrung laut ihm zollten, umfloß ein Hauch von Schwermuth das schöne Heroenbild. Die Ueberzeugung, daß die Zeit gekommen sei, in welcher der Halbmond vor dem Kreuz sich beugen müsse; daß es ohnmöglich sei, bei dem fortwährenden Zwiespalt aller Mauren in Asien, Afrika und Spanien, dem immer heftigeren Andrang der Blüte der europäischen Ritterschaft in ihrem höchsten Aufschwung mit Waffengewalt zu widerstehen, hatte er vorgezogen, mit Castilien sich eng zu verbinden, um sein Grenada wenigstens gegen den ersten Andrang der neueren Zeit zu bewahren.

Die Mauren der Häuser Alhomed und Ommiah hatten Cordova und Sevilla in ihren Grundfesten erschüttert; durch unaufhörliche Ränke, tolle Verschwendung und Ueppigkeit, ja selbst durch offne Parteikämpfe sich unendlich geschwächt, so, daß sie kaum mehr im Stand, den Spaniern im offnen

Feld ein Heer entgegen zu ſtellen, auf eine grimmige Vertheidigung der feſten Städte ſich beſchränkt hatten.

Aber Alhamar war ſelbſt ein Maure, ſein edles Herz blutete bei dem Gedanken, daß bald keine mauriſchen Fahnen mehr auf der ſpaniſchen Erde wallen und ſelbſt die tapfern Männer von Grenada bald nur noch als geduldete und zinsbare Unterthanen der jetzigen chriſtlichen Bundesgenoſſen ſich ſehen würden. Alhamar war Maure mit Leib und Seele, Alhamar konnte nur trauern.

Dagegen trübte nichts den Enthuſiasmus und das edle Ruhmesfeuer des Don Garcia Perez de Vargas. Er kämpfte für ſein Vaterland und für ſeine Religion, er zog das Schwert, in der Hoffnung, die Zahl ſeiner glorreichen Thaten mit neuen Siegen zu vermehren, ſeinen Namen unſterblich zu machen. Dennoch trübte ſich von Zeit zu Zeit auch der Strahl ſeines Auges und düſtere Wolken zogen flüchtig über ſeine Stirne.

Eine innige Freundſchaft hatte Alhamar mit Vargas verbunden. Mit denſelben Neigungen begabt, von demſelben Muth und Durſt nach Heldenthaten beſeelt, hatten ſie Anfangs ſich gegenſeitig bewundert und bald zu der brüderlichſten Liebe ſich angezogen gefühlt. Trotz des herzlichſten Vertrauens und der innigſten Hingebung bemerkte der Chriſt nicht ohne Schmerz, daß der edle Maure ſtets ſtandhaft jede Frage über die Urſache ſeiner Schwermuth vermeide, oder mit peinvoller Schlau-

heit ihr ausweiche. Vargas mußte ſogar gänzlich darüber ſchweigen, weil jedes neue Berühren dieſer Saite ſeinen Freund ſchmerzlicher ſtimmte.

Die Belagerung von Sevilla hatte begonnen. Die Mauren wurden bei einem wüthenden Ausfall zurückgeworfen. Vargas und Alhamar ſaßen ihnen ſtürmiſch im Nacken, glühender und heftiger hatte der Letztere noch nie einen Kampf begonnen, grimmiger noch nie verfolgt. Der dichten Schaar der Mauren ſprengte ein hoher Führer mit rother Feldbinde wild voran, immer dahin, wo die Mauren von Grenada kämpften. Ganze Schaaren ſtoben vor dem Wüthenden auseinander, bis Alhamar, von Ferne ihn erblickend, mit Jubel ihm entgegenrannte, daß beide Lanzen krachend zerſplitterten. Hier kämpfte nicht Gegner mit dem Gegner, der Todfeind ſtand dem Todfeind gegenüber, der Held dem Helden, der Stolze dem Stolzen! Unentſchieden war der Kampf, als eine neue Schaar von Mauren ihrem Führer zu Hülfe kam und über Alhamar herfiel. Unmöglich war es dieſem Helden, gegen eine ſolche Menge rüſtiger Streiter auch nur eine Minute länger zu beſtehen. Da hörte er plötzlich, ganz nahe die Stimme ſeines Freundes. Wie ein Zauber wirkte der Ton auf alle ſeine Nerven, mit neuer Kraft ſchwang er ſein Schwert, rief: „Vargas! Vargas!“ und ſtürzte wieder grimmig auf ſeinen Gegner. Vargas Name ſchreckte wie ein Donnerſchlag die mauriſchen Kämpfer, Vargas breites Schwert machte ſchnell ſich Bahn bis zu dem

Freund; Roß an Roß rangen ſie mit der Uebermacht um den Sieg, zerſprengten die dichteſten Haufen, trieben die Ermatteten vor ſich her bis an das Thor der Stadt.

Erſchöpft, aus vielen Wunden blutend, ſank Alhamar nach dem glänzenden Sieg vom Pferd an Vargas Bruſt und pries ihn als ſeinen Retter. König Fernandez und das ganze Heer der Chriſten jauchzten den Helden entgegen und führten im Triumph in ihre Zelte ſie zurück.

Keine der Wunden Alhamars war gefährlich, er hatte den reichen Kranz ſeines Ruhmes mit einer ſchönen Blüte vermehrt, dennoch war er verſchloſſener und trauriger als zuvor. So fand ihn Vargas, als er bald nach ihrer Rückkehr ins Lager ihn beſuchte.

„Ach, mein edler, mein theurer Freund Vargas! Dir verdanke ich mein Leben und werde nie erröthen, mich deinen Schuldner zu nennen!“

Und dennoch erröthest du nicht, des ſchönſten und heiligſten Rechtes der Freundſchaft mich immer zu berauben?

„Wie? verdiene ich ſolchen Vorwurf? Was willſt du damit ſagen?“

Alhamar! vertrauſt du mir ganz und Alles? Ragt nicht ein geheimer Kummer an deiner Seele, und haſt du nicht ſtets deſſen Quelle mir verſchwiegen? Ritter, dies Betragen iſt nicht ritterlich! Vargas hat kein Geheimniß vor Alhamar und daher

ein Recht ſich zu beklagen, daß nicht Vertrauen mit Vertrauen erwiedert werde.

Alhamar erbleichte, ſein Blick ſuchte den Boden, ſein Herz ſchlug hoch, ſeine Hand zitterte in der Hand des Freundes. Beide verſtummten einen Augenblick. Endlich ſchien der Kampf in des Mauren Bruſt vorüber zu ſein, er hob die Blicke, richtete ſie ſtarr auf Vargas treues Auge und fiel ſtürmiſch an ſeine Bruſt. „Auch dir, mein theurer, mein wahrer Freund, ſollte geheim bleiben, was in dieſem Herzen brennt; in das Grab wollte ich all' meinen Kummer mit mir nehmen, ich wollte deine Seele nicht betrüben mit dem Schmerz, der auf mir laſtet. Du willſt es jetzt anders und eine heilige Pflicht gebietet, dir zu gehorchen. Wohlan, Vargas, tröſte mich, rathe mir, ich bedarf deines Troſtes."

Pfui, edler Alhamar! wolle nicht unmännlich dich geberden. Wie ſchwer auch ein Unglück auf dir laſten möge, ſo rufe deinen Muth zu Hülfe, den Muth des Mannes und des Ritters, den wir Alle ſo oft bewunderten.

„Muth? Ach, wo iſt mein Muth? Ich bin ein ſchwaches, dem traurigen Schickſal verfallenes Weſen! Die Natur hatte deinen Freund für Edles und Großes geſchaffen, die Leidenſchaft hat ihn von ſeiner Höhe herabgeſtürzt. Weh mir! unter allen Tauſenden dieſes Lagers lebt kein unglückſeligerer Mann als dein Alhamar, weil er erröthen muß, die Quelle ſeines Unglücks dir zu nennen."

Es giebt nur ein Unglück ohne Hülfe, nur einen Schmerz ohne Troſt und Rath, dies Unglück iſt das Bewußtſein: der Ehre eines Ritters zuwidergehandelt zu haben. Solchem Unglück kann Alhamar nicht verfallen ſein.

„Dein König wähnt, daß ich, nur weil ich ſein Bundesgenoſſe bin und vom König von Sevilla manch Unrecht mir zugefügt worden, mit ihm als Feind vor dieſe Mauern zog. Dein König irrt, ihr Alle irrt euch! — ich führe Krieg gegen meine Brüder, ich kämpfe gegen meine Religion, weil ich, o Schande, daß ich es bekennen muß! mich rächen will, blutig rächen muß. O wende nicht dein Auge ab, entziehe mir nicht deine Hand, verdamme mich nicht, bevor du mich ganz gehört haſt. Ich bin tief, unheilbar, unmenſchlich verwundet und beleidigt, mein ganzes Daſein iſt nichts mehr als ein ewig unauslöſchlicher Durſt nach Rache, und dieſe Rache muß mir werden, wenn Allah, wenn irgend ein Gott über den Wolken thront! Rächen will ich mich, ſo unbarmherzig rächen, wie man mich beſchimpft, beleidigt hat! Mein Todfeind iſt der Erbe von Sevilla!“

Und womit hat er dich beleidigt?

„Er heuchelte Gefühle, die ſein kaltes und hartes Herz nie haben konnte, er trat mir mit der Larve der Freundſchaft entgegen. Sein Vater hatte ihn mit einem wichtigen Auftrag an mich geſendet. Ich nahm ihn zu Grenada mit Gaſtfreundſchaft und Herzlichkeit auf, ich erfüllte aus perſönlicher

Freundſchaft für ihn, was ich dem König von Sevilla nie gethan hätte und — wie lohnte er meinem Herzen? Mögen meine Verwünſchungen mit der ganzen Höllenlaſt der Schmerzen, die auf meine Seele drückt, auf das Herz dieſes Schurken fallen! — Eines Morgens war der Verräther Aben-Ismael verſchwunden, hatte die Wache meines Gartenſchloſſes gemordet und Morima, meine Braut, gewaltſam entführt! — Sein Vater erwiderte auf alle meine Bitten und Vorſtellungen um Rückgabe der Geliebten, Anfangs ſüße heuchelnde Entſchuldigung, dann offne trotzige Verweigerung und mein Herz entbrannte vom Grimm der Rache. Ich that das fürchterlichſte Gelübde, ich ſchwur, in ſeinem Blut mich zu baden und ſollte es alle meine Schätze, meine Krone, mein Leben mir koſten! Dieſen Eid begann ich zu erfüllen und hoffe, bei dem Gott meiner Väter! ihn ganz zu vollenden, müßte ich auch das Blut des letzten Mauren in Spanien darum noch vergießen!"

Und die unglückliche Morima?

„Sie lebt, wenn ein Daſein ewiger Schmerzen Leben genannt werden kann. Sie lebt, ach! eingeſperrt im Paläſt zu Sevilla, ohne eine andere Freude und Hoffnung, als daß ſie bald an ihrem Gram dahinſterben werde."

Und dein ſchändlicher Feind? Hat das Glück dich niemals dem Verräther Auge in Auge gegenübergeſtellt?

„Einmal nur, und damals verließ mich das

Glück, ohne deine Hülfe wäre ich vielleicht ſogar ohne Rache ins Grab geſunken!"

Alſo jener Maure mit der prächtigen rothen Binde —

„Iſt mein Todfeind, und jene Binde war ein Pfand von Morima's Liebe, das ſie mir zu überreichen eben vollendet hatte. Jetzt, Freund Vargas, weißt du, was meine Seele quält. Doch gönnt mir der Prophet längeres Leben, ſo hoffe ich mein brennendes Verlangen, den wüthenden Durſt nach Rache noch zu ſtillen!"

Muth, mein edler Freund! hat dein ritterliches Herz das leichte Mittel bis heute nicht finden können?, Laß den Verräther zu einem Zweikampf auf Leben und Tod fordern. Ich ſelbſt gedachte ſchon, an dieſem berühmten Kämpen mein Schwert zu erproben, aber dir zu Liebe verſage ich mir dieſe Freude und will ſchon einen andern Mann in Sevilla finden.

„Mit Blindheit war ich geſchlagen! Raſend! Fort Vargas, ſenden wir ſogleich die Ausforderung nach Sevilla!"

Mit Anbruch der Morgenröthe ſoll ein Ritter ſie dem Feind verkünden.

Die Freunde trennten ſich. Vargas tröſtende Worte, die Hoffnung, bald dem Verhaßten in den Schranken gegenüber zu ſtehen verſchmolzen ſich mit ſüßen, bunten Träumen von Grenada und Morima in dem Herzen des edlen Mauren. Freier wurde ſeine Stirne, offner ſein Gang, freudiger ſein Blick.

Indeſſen war Perez de Vargas ſelbſt nicht frei von augenblicklichem Kummer und ſtachelnder Betrübniß. Nach der Trennung von Alhamar begegneten ſeine Augen den Blicken eines edlen Caſtilianers, der ſeines Kummers Quelle war. Dieſer hochmüthige Ritter und Abkömmling eines erlauchten Stammes hatte, ohne gerade eine kampfwürdige Beleidigung auszuſprechen, in ſeinem Ahnendünkel gegen die hochritterliche Abkunft des Vargas Bedenken geäußert und ſein Recht auf das Wappenſchild bezweifelt. Entrüſtet hatte Vargas ihn zum Zweikampf fordern wollen, aber auf des Königs dringendes Bitten ſeine Forderung bis nach dem Ende des Feldzugs verſchoben.

Vargas trug den grünen Baum und das rothe Kreuz mit vollem Recht auf ſeinem Schilde und hatte ſeiner Abkunft ſich nur zu rühmen, da ſein Vater im ſpaniſchen Kreuzzug ſich hohen Ruhm erworben hatte. Allein Vargas war nicht reich, ihm fehlten Schlöſſer und Vaſallen, um durch ein glänzendes Gefolge zu Turnieren und in das Feld ſich begleiten laſſen zu können. Dies ſchien manchen reichen Fanten genug, um den tapfern Biedermann, der oft ſchon mit ſeinem Schwert allein die Dienſte einer ganzen Schaar von Rittern glänzend gethan hatte, über die Achſel anzuſehen und mit Blick und verſteckten Worten wenigſte ihre nichtswürdige Verachtung ihn zuweilen fühle laſſen.

Jetzt begegnete er mit dem Gedanken an neuen Kampf und an des Freundes Unfall im Herzen, dem

verhaßten Spötter Don Inigo de Haro, und seine Stirne runzelte sich und sein Auge sprühte Feuer, und seine Faust fuhr unwillkührlich nach dem Schwert. Augenblicks wollte er seine Schmerzen austoben in einem Zweikampf, als Haro voll stummen Hohnes an ihm vorüberschritt. Aber er hatte dem König sein Wort gegeben. Knirschend ließ er sein Schwert fahren, sein ritterlicher Stolz erwachte stürmischer, willkommen erschien ihm Alhamar's Rachekampf als eine Gelegenheit, ebenfalls seinen Grimm auszutoben, seinen Rachedurst zu kühlen.

Er trat in das königliche Zelt, verbeugte sich tief vor Don Fernandez und sprach: Mein ritterlicher König, du weißt, wie sehr ich stets davon entfernt war, auf Alles, was meine Ahnen thaten, mit Hochmuth mich zu stützen; daß ich mich stets ritterlich bemühte, unter Castiliens Männern nach meines Königs Namen, den Namen Vargas zuerst nennen zu machen. Allein dies Alles scheint nicht Allen in deinem Lager zu genügen, es bedarf einer stärkern Probe, um diese Hartgläubigen endlich zu überzeugen, daß Vargas, wäre er auch nicht eines edlen Stammes Zweig, doch vermöchte eines neuen glorreichen Stammes Wurzel zu sein. Laß mich die Zeichen meines Schildes noch einmal verdienen und zugleich den Mauren beweisen, wie hoch Castiliens Ritter ihnen überlegen sind. Erlaube, daß ich einen Boten nach Sevilla sende, der zwölf der tapfersten Mauren zu geschlossenem Kampf gegen

ſechs der Unſrigen fordere, und geſtatte mir, daß ich aus deinem Heer fünf Mitkämpfer mir wähle.

„Mein edler Ritter, du forderſt gar Schweres von mir, was ich als König dir wohl verſagen muß. Gar ernſt iſt dieſer Kampf der beiden Völker, und geizen muß ich mit dem Blut meiner Tapfern.“

Wohlan mein König, erwiederte mit einiger Bitterkeit Vargas, indem er mit einer Verbeugung ſich entfernen wollte, vielleicht iſt der Maure meinen Bitten geneigter, denn Alhamar ſelbſt ſoll einer meiner Kämpfer ſein und vier ſeiner mauriſchen Ritter werden wohl die Genoſſenſchaft mir nicht verweigern.

„Bleib', mein theurer Ritter, lieber wollt' ich das ſchönſte Schloß meines Königreichs verlieren, als dir nur einen Augenblick des Kummers verurſachen. Wohlan, wen wählſt du zu deinen Mitkämpfern?“

Den König Alhamar und ſeinen Bruder Selim von den Mauren. Aus unſern chriſtlichen Rittern meinen tapfern Freund, den Großmeiſter von Santjago Don Leon Pelajo Correa und den Edlen Don Garceran de Lara. Nun bedarf es, um das halbe Dutzend voll zu machen, noch eines ſechſten Ritters. Wahrlich, ich wüßte dem ahnenreichen Don Inigo de Haro größere Achtung nicht zu beweiſen, als indem ich ihn zum ſechſten Kämpfer wähle.

Der Vorſchlag des Vargas wurde den gewählten Rittern bekannt gemacht und mit lauter Freude aufgenommen. Correa und Lara drückten dem Wackern bieder die Hand, Alhamar ſtürmte freude-

trunken an ſeine Bruſt, das ganze Chriſtenlager fühlte ſich ſtolzer und muthiger erhoben. Nur Don Inigo de Haro ſchien über dieſe Zumuthung empört, von Vargas Vertrauen faſt beleidigt zu ſein. Er ſprach zum König: Stets wird man in jeder Schlacht unter den Vorderſten mich ſehen, aber dieſer Kampf iſt zwecklos und kann gefährlich werden. Haben wir wohl nöthig, ſo herb mit unſerm Muth zu prahlen, nachdem die Mauren ihn ſchon ſo oft erprobten? Ueberdies ſteht bei dieſem Kampfe mein König nicht an der Spitze und nie wird Don Haro einen Andern als Anführer anerkennen.

Trotz des höhnenden Blickes, womit dieſe hochmüthige Rede begleitet wurde, ſchwieg Vargas, ruhig auf ſein Schwert geſtützt. Aber Alhamar flammte auf in ſtolzem Zorn: ich glaube wohl, daß der Jüngling Don Inigo de Haro ſich nicht herabwürdigen kann, wenn er unter eines Vargas oder eines dieſer Männer Anführung zum Kampf auszieht! Uebrigens mag er mich, den König von Grenada, als Anführer bei dieſem Kampf betrachten, obſchon es keines Führers bedarf, wo wir Alle als Gleiche ausziehen.

Haro rief mit ſteigendem Hochmuth ihm entgegen: Preis und Ehre euch, dem tapfern Ritter! Preis und Ehre euch, dem König auf Grenada's Boden, aber hier wird Haro keinen Vorzug euch einräumen!

Ein edler Stolz! fiel Vargas ruhig lächelnd

ein, ein bequemer Stolz, der ſchön verbirgt, was man nicht ausſprechen mag!

Haro warf einen wüthenden Blick auf Vargas, ſeine Hand fuhr nach dem Schwert und ohne des Königs raſches Einſchreiten wäre Vargas Wunſch nach einem Kampf mit dem Verhaßten jetzt ſchnell erfüllt worden. Fernandez beſänftigte mit klugem Wort die gereizten Gemüther und bat, einen andern Kämpen zu dieſem freiwilligen Kampf zu wählen. Don Tello de Oſorio trat raſch aus dem glänzenden Kreis hervor, reichte Vargas die Hand und rief: Wozu, Vargas, eine Wahl, haben wir nicht ſchon oft Mann an Mann gekämpft? Nimm mich hin, laß mich den Sechſten ſein und wäre es auch der letzte Gang, den wir zuſammen gehen!

Vargas und Alhamar ſchloſſen ihn freudig in die Arme und der König gab ſogleich ſeine Einwilligung zur Abſendung des Boten in die Stadt. Selim, Alhamar's Bruder, wurde erkoren, die glänzende Geſandtſchaft nach Sevilla zu führen, und dort den Wunſch der kaſtiliſchen Ritter vorzutragen.

An dem äußern Thor der Stadt angelangt, baten ſie um Einlaß und Erlaubniß, mit dem König zu ſprechen. Allen wurden die Augen dicht verbunden und erſt wieder geöffnet, als ſie im Saal des Palaſtes vor dem Thron des Königs, vor der Verſammlung aller Großen ſeines Reichs erſchienen. Ismael erröthete beim Anblick des Bruders ſeines

ehemaligen ſo ſchändlich beleidigten Freundes. Selim würdigte ihn keines Blickes.

„Was ſoll die Botſchaft? Was will der ſtolze Chriſtenkönig? Warum ſendet er mir ſtatt eines ſeiner Ritter, einen Abtrünnigen, einen Verräther an ſeinen Brüdern und an dem Propheten?“

König von Sevilla, erwiederte Selim, nicht der König von Caſtilien, ſondern der König von Grenada ſendet mich hierher. Nicht neuer Unterhandlungen wegen komme ich, ſondern, um den verrätheriſchen Ismael und zwölf deiner Ritter zum Kampf auf Leben und Tod in die Schranken zu fordern. Mein Bruder, ich und vier caſtiliſche Ritter, wir ſtellen uns ihnen entgegen auf dem Blachfeld zwiſchen dem Lager und den Mauern der Stadt.

„Alhamar krönt ſeine Verrätherei durch ſolchen Uebermuth. Wehe! der Muſelmann kämpft gegen den Muſelmann an der Seite der ewigen Feinde unſeres Glaubens!“

Rufe dein Wehe über dich ſelbſt und über den Schandbeladenen, der ſo ſchwer verhängnißreiches Unheil durch ſeine Frevel über uns herab gerufen hat! Du ſelbſt, Karaf, haſt kein Recht, meinen Bruder zu ſchmähen. Er war dein Freund, dein Wohlthäter; ihm allein verdankſt du, daß du König von Sevilla wurdeſt und noch biſt. Doch genug, du ſelbſt weißt und fühlſt, wie ſehr dein Sohn ſich gegen uns vergangen, wie ſehr du ſelbſt frevelteſt. — Meine Botſchaft haſt du, ſo gieb die Antwort!

„Er ſoll für ſeinen Hochmuth büßen, und beſtraft werden für ſeinen Verrath! Du ſelbſt, abtrünniger Maure, kehre zurück in das Lager der übermüthigen Chriſten, und melde ihrem König, daß heute über drei Tage Ismael mit eilf mauriſchen Rittern der unverſchämten Forderung genügen und auf dem Kampfplatz erſcheinen wird. Groß iſt Allah und Mahomed iſt ſein einziger Prophet!"

Auf Wiederſehen denn, brach Ismael höhniſch los, auf Wiederſehen vor meiner Lanzenſpitze, damit ich für die heut'ge Botſchaft den verdienten Lohn dir reiche!

Ruhigen Stolzes wendete ſich Selim, ohne ihn eines Wortes zu würdigen. Die Augen wurden der ganzen Geſandtſchaft wieder verbunden, und klingenden Spiels begleiteten ſie mauriſche Reiter bis an die äußerſten Wachen der Caſtilianer.

Die Kämpen rüſteten ſich mit großer Sorgfalt für den großen Tag. Kein Fleckchen durfte an Helm oder Harniſch bleiben, ſonnenblank mußte alles erſcheinen. Die beſten Schlachtroſſe wurden unaufhörlich in Kampfſpielen geübt, die Lanzen, Schwerter und Dolche mit beſonderer Aufmerkſamkeit geprüft. Voll Bewunderung ſah das chriſtliche Lager zu ſeinen ſechs Helden empor, aber keineswegs ohne Zagen und Bangen. Ismael war berühmt als ein kühner Degen, und viele der mauriſchen Ritter ſtanden im Ruf hoher Tapferkeit. Wie ſollte nun Einer gegen Zwei ſolcher Männer beſtehen können?

Heiter und guter Dinge war niemand im Lager

als die sechs Ritter, deren Kampflust und Vertrauen mit jeder Stunde zu wachsen schien. Alhamar's Auge leuchtete mehr und mehr in ungewöhnter Freude, jede neue Stunde scheuchte eine Wolke der Trauer mehr von seiner Stirn, erleichterte sein Herz, stählte seine Kraft.

Waffenstillstand bis vier und zwanzig Stunden nach dem Kampf war beiden Heeren verkündet. Von beiden Seiten wurde an der Kampfbahn eifrigst gearbeitet, beschlossen, daß während des Kampfes weder Christ noch Maure eine bestimmte Gränze überschreiten sollte, und dahin der Kern von beiden Heeren als Wache gestellt von Stunde an. Ein eigenthümliches neues Leben bewegte sich in der Stadt und in dem Lager der Christen. Ein seltsames Schauspiel war es, die beiden feindlichen Könige an denselben Schranken umherreiten, sich ritterlich begrüßen und friedliche Befehle ertheilen zu sehen, Kreuz und Halbmond nebeneinander zu erblicken.

Während dessen seufzte die arme Morima, die unschuldige Ursache dieses verhängnißreichen Kampfes, in einem abgelegenen Gemach des Königspalastes von Sevilla, und tödtlicher Schmerz nagte an ihrer Seele. Ismael war ihr ein Gegenstand des Schreckens und Abscheues, und bisher mit allen seinen Anträgen, Versprechungen und Drohungen stets voll Verachtung zurückgewiesen worden. Er hatte bereits begonnen, einen Theil seiner Drohungen zu erfüllen und so eng sie eingesperrt, daß kein

Maure ihr Daſein ahnen, ihren Jammer hören konnte. Bleiben ſollte ſie in dieſem Kerker, bis ſie ſeine Wünſche erhören, ſeine Gemahlin werden wollte. Eine alte Negerin war ihre ganze Geſellſchaft, eine neue Qual für ſie, und täglich erſchien Ismael mit ſeinen Anträgen dringender ſie zu beſtürmen, ihre Geduld zu ermüden, ihre Leiden zu mehren, ihrer Hilfloſigkeit zu ſpotten.

Die Nacht vor dem Kampf bedeckte die Erde. Morima ſaß in ihrer düſtern Einſamkeit in ſchmerzvolle Träumerei verſunken, eine matte Lampe zitterte in der Nachtluft und verfinſterte mehr alle Gegenſtände ringsumher, als daß ſie erhellt hätte. Die arme Gefangene hatte dunkle Worte von einem Kampf gehört, Alhamar's Nähe erfahren. Schmerz und Hoffnung und Beſorgniß rangen in ſchwerem Kampf.

Das Knarren ihrer Thüre ſchreckte ſie auf, Ismael ſtand vor ihr; laut ſchrie ſie auf, zu ſolcher Stunde war er noch nie gekommen. Verzweiflung verlieh ihr neuen Muth und eine neue Waffe, raſch erfaßte ſie die große eiſerne Lampe, um damit jeden Angriff abzuwehren. Ismael betrachtete ſie lange mit lächelndem Hohn, dann ſprach er ſanft: „Morima, fürchte nichts, weder der Liebe noch der Rache Geiſt führt mich jetzt zu dir, ich komme nur, um dir Lebewohl zu ſagen.“

Lebewohl? Welch neuen Betrug haſt du erſonnen? Willſt du noch tiefer ins Elend mich ſtür-

zen? Erkläre offen, welche neue Qualen du über mich beſchloſſen haſt.

„Von Freuden, von Wonnen, könnte hier alles ertönen; allein du Grauſame ziehſt Ismael's Haß ſeiner glühenden Liebe vor. Dieſer Haß ſoll dich nun treffen, wehe dir, Unglückliche!"

Hoffe nicht, Meineidiger, mich zu ſchrecken. Das Aergſte, das Schrecklichſte muß ich ja ſo oft ertragen — deine Gegenwart! Willkommen ſei mir der martervollſte Tod, er befreit mich ja von dir!

„Vielleicht, du Hochmüthige, biſt du deinem Ziel näher, als du wohl wähnen magſt."

Dank Allah, ewiger Dank dem Propheten, daß ſie meine heißeſten Gebete endlich erhört haben.

„Wahnſinnige! läſtre nicht den Propheten mit deiner tollen Freude! Nicht befreien ſoll dich der Tod und nicht erfreuen, nein! die höchſte deiner Qualen ſoll er werden; erſcheinen ſoll er dir in dem Augenblick, wo das Leben eine Quelle des höchſten Glückes dir geworden wäre! Verzweifeln ſollſt du vor Schmerz im Augenblick, bevor du ſtirbſt!"

Starr betrachtete ihn die Arme, als wollte ſie auf ſeiner Stirne leſen, ob er von Neuem ſie täuſche, ob eine furchtbare Wahrheit ſeinem Mund entronnen ſei. Eine unbeſchreibliche Angſt preßte krampfhaft ihr Herz, brach ihren Muth, durchbebte Leib und Seele. Bald fuhr Ismael fort: „Ja, Zhorin! — dein Geliebter, mein Todfeind, kämpft unter den Mauern dieſer Stadt an der Seite der Chriſten gegen Allah und ſeine Söhne. Sevilla

will er erobern, um Morima zu befreien. Aber — ha, ha, ha! — ſelbſt wenn es dem Propheten gefiele, dieſe treue Stadt preiszugeben, ſo ſollen dennoch Alhamar und Morima lebend ſich nie mehr ſehen! Zum Zweikampf hat er mich gefordert, und jauchzend nahm mein Haß den Vorſchlag an. Bete nun für deines Ritters Glück, bete Morima, denn ſtirbt Er, ſo biſt du mein, und falle ich — ſo iſt nur deine Leiche ſeines Sieges Beute! — Lebe wohl, du Stolze! Gedenke dieſer Worte und verzweifle! Du biſt meines Lebens Fluch geworden, ſo verlange denn auch nicht Freude noch Segen von mir!"

Er ſtürmte höhnend hinaus, weinend ſank ſie auf ihr Polſter und der Schlaf floh vor den Schrecken dieſer Nacht.

„Morax," ſprach Ismael zu einem Mohren, „der Augenblick iſt gekommen, wo du deine Dankbarkeit mir bewähren ſollſt. Ich kenne dich zu gut, um nur einen Augenblick an deinem Willen, an deiner Freude mir zu dienen, zu zweifeln. Höre mich, Morax. Morgen kämpfen wir, morgen erlebe ich die Freude, meinen Todfeind vor mir im Staube zu ſehen, indeſſen — trotz aller Wahrſcheinlichkeit, daß wir ſiegen werden, — muß man auf eigene Zufälle ſtets ſich vorbereiten. Wankelmüthig iſt das Glück, und der Prophet iſt nicht frei von ſeltſamen Launen. Haſt du Muth, dein Ohr und Herz dem Jammergeſchrei zu verſchließen? Kannſt

du ohne Schwachheit die Thränen eines Weibes fließen sehen?"

Ja, Herr, Morax zittert nicht!

„Kannst du, um damit deinem Wohlthäter zu dienen, mitleidlos die Brust eines Weibes durchbohren, wird dein Arm nicht zurückbeben vor ihrer Verzweiflung?"

Nein, Herr!

„Sollte das Schicksal so schmachvoll mich verrathen, sollte ich fallen in dem Kampf mit den Verräthern, — so soll darum die einst geliebte, jetzt tödtlich gehaßte Morima sich meines Todes nicht freuen, Alhamar seines Sieges Frucht nicht ernten. Morax — sobald du hörst, daß ich im Kampf gefallen bin, so eilst du — Morima heimlich zu ermorden. Kann ich auf deine Treue bauen?"

Auf mich, wie auf euch selbst!

„Wohlan! morgen vor dem Auszug zu dem Kampfe erfährst du alles näher. Jetzt laß mich schlafen, träumen!"

Träumt süß, mein hoher Herr, vom schönen Sieg im Kampf und in der Liebe! Der Prophet umschwebe euer Lager!

Trommeln wirbelten im christlichen Lager, Hörner und Trompeten und Cymbeln schmetterten, die Stunde des Kampfes verkündend. Gleiches Leben regte sich in der volkreichen Hauptstadt der muthigen Mauren. Die Kämpfer bestiegen die wiehern-

den Roſſe und ritten in feierlichem Zug nach der Bahn. Alhamar und ſeine Genoſſen erſchienen zuerſt, und zogen dreimal im Kreis um die Schranken. Bald vernahm man auch das Schnauben der arabiſchen Roſſe, und die goldenen Schilde ſchoſſen Feuerſtrahlen in die Ferne, und die Spitzen der Lanzen blinkten im Morgenlicht. Stattlich erſchien der Zug der tapfern und gewandten Kämpen, und manches Chriſtenherz bebte bei ihrem Anblick voll Zagen für das Loos ſeiner allzukühnen Glaubensbrüder.

Stumm ſtanden ſich die beiden Kampfesſchaaren gegenüber, ſtumm die beiden Heere in ziemlicher Entfernung. Gleich Blitzen durchflogen Alhamar's und Ismael's drohende Blicke den ſchmalen Raum, ſie konnten kaum die Wuth ihres Haſſes mehr bändigen. Selim ſtand Abenhud gegenüber und Vargas hielt ruhigen Herzens neben Alhamar.

Das Zeichen erklang, die Roſſe fuhren ſchnaubend empor und ſauſten dahin. Uebermächtig erſchienen beim erſten Angriff die Mauren; beſonnen und kalt die ſpaniſchen Ritter, als trachteten ſie den ſtürmiſchen Feind zu ermüden. Nicht alſo Alhamar und Selim. Der ganzen Heftigkeit ihres Haſſes ſich hingebend, ſtürmten ſie unaufhaltſam gegen Ismael und den mächtigen Abenhud. Alhamar und Ismael entwanden ſich dem Knäuel der Kämpfenden, keiner wollte einem Gefährten die Freude gönnen, an dem Sieg über den verhaßten Feind Theil zu nehmen.

In dieſem Augenblick dröhnte ein ſchwerer Seufzer durch die Bahn — der furchtbare Vargas hatte den Erſten ſeiner Gegner tödtlich niedergeworfen. Wilder, blutiger wurde der Kampf. Tello de Oſorio blutete aus einer breiten Wunde, und wankte nur noch auf ſeinem ſcheuen Roß. Selim rang mit Abenhud um die blutige Palme. Zu dieſem geſellte ſich ein zweiter Maure, um ſchnell den Gegner zu fällen und dann in Maſſe über Vargas herzufallen, der gleich einem Würgengel umherwüthete.

Selim ſpaltete Helm und Schädel von Abenhud mit einem Hieb der Verzweiflung, daß er lautlos vom Pferde ſank. Aber Selim ſelbſt fühlte in demſelben Augenblick den kalten Stahl des zweiten Gegners in ſeiner Bruſt und fiel neben ſeinen Beſiegten todt in den Staub. Der ihn erſchlagen hatte, wollte nun gegen Vargas anſprengen, doch im Wenden traf er auf die Klinge des Großmeiſters von St. Jago, der ſeines Gegners ſo eben ſich entledigt hatte, und ſtürzte tödtlich getroffen unter die Hufe der Roſſe.

Gleich gehetzten Rüden, welche von allen Seiten grimmiger mit jedem Augenblick den Bären anfallen, zu zerreißen drohen und ſtets wieder von dem Uebermächtigen abgeſchüttelt oder fortgeſchleudert, oder mit einem Griff der Pranke zermalmt werden, hatten drei Mauren den edlen Vargas umſtellt und von allem übrigen Kampf abgehalten. Mit bewunderungswürdiger Kraft und Gewandtheit

erwehrte er ſich ihrer Uebermacht und erleichterte damit den übrigen Genoſſen den ungleichen Kampf.

Während deſſen rangen Alhamar und Ismael in erbittertem Kampf der raſenden Feindſchaft und ſteigender Wuth. Mit jedem Streich ſchienen die Kräfte Beider zu wachſen, die Leidenſchaften ſich zu ſteigern. Ismael ſchien, des Kampfes mit dem gleichſtarken Gegner überdrüßig, fliehen zu wollen. Aber kaum ſah er den eifrig verfolgenden Alhamar nahe genug hinter ſich, als er plötzlich ſein Roß herumwarf, unter des Feindes furchtbarem Hieb mit Blitzesſchnelle ſich hinwand, mit nervigem Arm ihn umſchlang. Bruſt an Bruſt begann nun ein neuer Kampf. Jeder trachtete den Andern aus dem Sattel zu reißen und zu Boden zu ſchleudern.

In dieſem Augenblick waren die caſtiliſchen Kämpfer offenbar im Vortheil. Sechs ihrer Gegner lagen ſchwer verwundet oder todt im Sand, während ſie nur Selim und Oſorio verloren hatten. Vargas, der Großmeiſter von Santjago und Lara waren nicht nur noch kampffähig, ſondern ſchienen an Kampfluſt und Kraft noch nichts verloren zu haben. Die Mauren begannen am Ausgang des Kampfes zu zweifeln, aber zu ſtolz, für beſiegt ſich zu erklären, erneuerten ſie ihre Angriffe um ſo heftiger und wilder.

Der Todeskampf zwiſchen Alhamar und Ismael nahte ſich ſeinem Ende. Einer von des Andern Armen feſt umſchlungen, waren Beide von den Roſſen geſtürzt. Glücklicherweiſe war Alhamar auf

ſeinen Gegner zu liegen gekommen. Auf dem blutigen Sand rollten ſie grimmig umher, Hände und Zähne waren ihrer Wuth einzige Waffe geworden; erdroſſeln wollten ſich Beide, mit den Zähnen zerreiſſen. Alhamar berührte in dem gräßlichen Ringen die noch zuckende Leiche ſeines theuern Bruders und das Glück ſpielte ihm deſſen Dolchgriff in die Hand. Unabwendbar ſtieß er dem verhaßten Gegner den Dolch bis an das Heft in die Seite und ſtürzte ſich von Neuem auf ihn, um mit ſeinem Gewicht ihn zu erdrücken. Sein war der Sieg. Noch ein Dolchſtoß in die Seite und er erhob ſich über dem Sinkenden, ſetzte ihm ein Knie auf die Bruſt und ſchrie ihm zu: „Stirb Ungeheuer! ſtirb und verfaule unbegraben! Stirb von der Hand deſſen, den du ſo tödtlich beleidigt haſt!“

Ismael heftete ſeine ſterbenden Augen auf den Gegner, ein mattes Lächeln zuckte als letzter Lebensſtrahl über die erbleichenden Züge, mit bebender Stimme ſtöhnte er: Alhamar, laß nicht deinen Haß auch jenſeits des Grabes mich verfolgen, du biſt gerächt, ich bin beſtraft ....

„Elender! was kümmert mich dein Schmerz und deine Reue? Kannſt du die Wunden, welche deine Niederträchtigkeit mir geſchlagen, damit heilen?“

Ich kann ſie heilen, Morima lebt noch — ſchön und rein, wie ich ſie einſt dir raubte —

„Sprich! — wie? — ſie wäre —“

Rein wie je! — Verzeihe — du ſollſt ſie wiederhaben — Verzeihe — Wehe mir! — Allah —

Und hinüber war ſeine Seele. Nur vier der Krieger von Sevilla waren noch am Leben. Der Fall ihres Anführers war das Zeichen des vollen Siegs und des Aufhörens der Feindſeligkeiten.

„Mauren! rief Alhamar, geſtillt iſt der Durſt meiner Rache, mein Feind liegt todt in ſeinem Blut! Endet das Blutvergießen, wenn ihr nicht Alle dem Grab verfallen wollt. Spart eure Tapferkeit für beſſere Gelegenheit, ihr habt als wackre Kämpen euch bewährt, Ehre ſei euren Namen!“

Der Kampf war zu Ende. Die Mauren verließen die Bahn und zogen traurig und beſchämt nach der Stadt zurück, während die Rufe der Freude und der Bewunderung dem tapfern Alhamar und ſeinen chriſtlichen Kampfgenoſſen von dem ganzen Heer ertönten. Die älteſten und die bewährteſten Ritter drängten ſich um die Sieger und überhäuften ſie mit ihren Lobſprüchen und Segenswünſchen. Unter dem Zujauchzen des ganzen Lagers, beim Klang der Muſik und Wehen aller Paniere kamen ſie im Zelt des Königs an. Fernandez dankte ihnen im Namen Caſtiliens und der geſammten Ritterſchaft für ſo herrliche Thaten, und wünſchte ihnen herzlich Glück zu dem ſchönen Ausgang. Die vier Sieger gewährten einen merkwürdigen Anblick. Alle waren mit Staub und Blut bedeckt, ihre Rüſtungen klafften von weiten Wunden, ihre Binden und Büſche waren zerzauſt und zerhauen. Vargas zog mit geſpaltenem Helm einher, ſein Schild hing nur noch durch das Lederfutter zuſammen, ſein Harniſch

und die Armſchienen waren dicht benarbt von Schwert- und Kolbenmalen. Mit Unwillen bemerkte er wieder zunächſt dem König, ſeinen übermüthigen Feind, den dünkelvollen Haro. Mit einem Blick der Verachtung auf dieſen ahnenreichen, in Gold und Silber prangenden Fant, trat Vargas vor den König ohne ein Wort des Unmuths zu ſprechen.

„Edle Krieger, begann der König, empfangt nochmals meinen freundlichſten Glückwunſch für die Thaten dieſes Tages. Alhamar, Vargas, Lara und den Großmeiſter von Santjago betrachte ich fortan als die vier tapferſten Ritter meines Heeres, und weiß, daß Spanien ſeine Hochachtung und Bewunderung ihnen zollen wird.“

Hochachtung und Bewunderung? fiel Vargas mit ſtolzem Lächeln ein, wie ſollte ich armer Ritter für meine Perſon ſolche Gefühle erwecken können! Hochachtung und Bewunderung in einem Lager, wo Herren des Hofs ſogar mein Wappen mir ſtreitig machen?

Er hielt einen Augenblick inne, dann trat er ſtolzen Blicks vor Haro, hob den nach allen Richtungen zerſpaltenen Schild hoch empor und ſprach mit herbem Ton des Spottes: Don Inigo de Haro, wir ſind gezwungen gewiſſenhaft hier zu bekennen, daß ihr weit mehr Sorgfalt für euer Schild und und Wappen übet, als wir gethan. Unberührt, fleckenlos und glänzend iſt euer Schild, während — wie ihr ſehk — das meinige jämmerlich entſtellt wurde!

Haro erröthete und fühlte im innerſten Herzen die Stacheln dieſer Worte. Aller Augen hafteten auf ihm, ſchwer beleidigt war ſein Stolz, unabweislich der bittere Vorwurf, verſchuldet ſolche Kränkung. Sein Zorn erwachte. Aber die Reue über die frühere Unbeſonnenheit gegen den edlen Kämpen, ſeine volle herzliche Bewunderung für den biedern, tadelloſen Mann, rangen jedes feindliche Gefühl in ſeiner Bruſt nieder. Freundlichen Blickes trat er aus der Reihe der Hofleute hervor und ſprach mit dem Ausdruck biederſter Herzlichkeit und jugendlicher Glut: Edler Don Garcia Perez de Vargas, unbeſonnen beleidigte euch mein jugendlicher Mund; mein Herz weiß nichts davon; verzeiht und erlaubt, daß ich jene, mich ſelbſt mehr als euch beleidigenden, Zweifel hier öffentlich widerrufe. Würdigt mich fortan eurer Freundſchaft, laßt mich mit euch Hand in Hand auf der Bahn der Ritterlichkeit und Ehre wandeln — vergeßt, was früher zwiſchen uns vorgefallen!

„Es iſt ſchon vergeſſen! rief Vargas mit freudeblitzendem Auge, hier Waffenbruder, meine Hand, und wem die Hand ich drücke, dem werde ich auch Freundſchaft ſtets beweiſen durch die That!“

O ſchöner Tag! jauchzte der König, der Bund meiner Edelſten verkündet mir den Sieg über das ſtolze Sevilla. Wie tief fühlt mein Herz das Glück, ſolcher Männer Heerführer zu ſein!

Hierauf begaben ſich die vier Helden in ihre Zelte, verbanden ihre Wunden und überließen ſich

der Erholung und Ruhe, deren sie so sehr bedurften.

Alhamar's glühendster Wunsch war nun erfüllt, im Blut des Feindes hatte er seine Rache gekühlt, die Hoffnung, seine theure Morima bald wieder zu sehen, gewonnen, und den höchsten ritterlichen Ruhm sich erworben. Sein Name glänzte fortan unter den Tapfersten der Zeit. Aber Selim's blutige Gestalt erfüllte seine Seele mit Schmerz und warf einen düstern Schleier über alle freudigen Bilder und Erscheinungen. Selim war ihm mehr als Bruder, er war der innigste Freund seines Lebens gewesen, der Stolz der arabischen Ritterschaft, die schönste Stütze des Thrones von Grenada. Alhamar's Thränen flossen in der stillen Einsamkeit des Zeltes.

Der Waffenstillstandstag nach dem Kampf wurde zur Bestattung der Gefallenen verwendet. Zu gleicher Zeit kamen aus Sevilla die glänzenden Schaaren des Königs und der Freunde, um die Leichen Ismael's und seiner Todesgefährten in die Stadt zu holen, als Spaniens Ritterschaft vor den Schranken erschien, um die Leichname von Selim und Osorio in Empfang zu nehmen und in feierlichem Zuge in das Lager zurückzubringen. So blühend und hoffnungsreich waren beide Jünglinge Tags zuvor ausgezogen! So herrlich hatten sie gekämpft!

Heute noch [illegible]en Rosen und Jasmin auf dem kleinen Hügel in dem Garten vor Sevilla, wo sie

gefallen im ſchönſten Kampf der caſtiliſchen Ritterſchaft.

König Fernandez glaubte die Beſtürzung der Belagerten nach dieſem unerwarteten Unfall benutzen zu müſſen. Er ließ die Stadt zur Uebergabe auffordern und bewilligte die mildeſten Bedingungen. Allein die Mauren waren mehr erbittert als niedergeſchlagen, mehr racheluſtig als verſöhnlich, mehr kampfbegierig als friedfertig. Mit Verachtung wieſen ſie jeden Vorſchlag zurück, und ſchwuren die Stadt bis zum letzten Mann zu vertheidigen.

Der Waffenſtillſtand wurde aufgehoben, und das Schwert des Krieges wüthete von Neuem, furchtbarer und erbitterter denn zuvor. Wenige Tage der Ruhe und Erholung genügten Vargas zu Heilung ſeiner Wunden. Bald ſaß er wieder zu Roß und zog auf Abentheuer oft bis an die Thore der Stadt.

Eines Tages hatte er ſich mit einem einzigen Ritter bis an die Mauern von Sevilla gewagt, als plötzlich mauriſche Lanzen ihnen entgegenblitzten. Sieben Ritter zogen aus einem Pförtchen gerade den beiden Caſtilianern entgegen.

Edler Vargas, ſprach der Ritter, hier gebeut wohl Klugheit, daß wir, der Uebermacht weichend, uns zurückziehen.

„Bei meinem Schwert! Nimmermehr! Und kämen ihrer zwanzig, ſo ſoll Niemand ſagen können, daß Garcia Perez de Vargas den Mauren jemals den Rücken gezeigt habe!“

Der weniger muthige Begleiter hatte ſchon ſein

Roß gewendet und jagte spornstreichs dem Lager zu, ohne um das Schicksal seines Waffenbruders sich zu bekümmern. Sobald die Mauren näher kamen, schloß Vargas das Visier seines Helmes und legte die Lanze ein, zum Zeichen der Ausforderung. In brausendem Galopp sprengten die Feinde heran, aber plötzlich hielten sie wie bezaubert die schnaubenden Rosse an. Gleich einer Gorgo blitzte die Farbe und das Wappen des Vargas ihnen entgegen. Sie beugten links und rechts aus und vermieden jeden Kampf mit dem Schrecklichen.

Vargas hielt noch einige Zeit, dann ritt er Schritt für Schritt wieder dem Lager zu. Plötzlich hielt er an und rief: „Bei Santjago, ich habe meine Scherpe verloren!" wendete sein Roß und sprengte wieder gerade auf die Mauren zu. Bald hatte er sie eingeholt. Abermals bezeigten sie keine Lust den Kampf anzunehmen, und wichen zu beiden Seiten schweigend ihm aus. Langsam ritt er seiner eigenen Spur nach, bis er die Scherpe gefunden hatte und kehrte dann erst in das Lager zurück.

Don Fernandez hatte den ganzen Vorfall von einer Anhöhe mit angesehen und bereits einige Ritter entsendet, um dem Tapfern zu Hülfe zu eilen. Er ging ihm mit seiner ganzen Umgebung entgegen und rief von Ferne schon ihn an: „Edler Vargas, ihr übt Wunder gleich den Heiligen. Aber lasset von eurem hohen Muth euch nicht zu weit verlocken; und jetzt nennt vor Allem den Feigen, der so schmach-

voll euch verlaſſen, damit ich ihn ausſtoße aus der Ritterſchaft und ſeinen Namen brandmarke!“

Mit nichten, mein edler König! Nie kommt ſein Name über meine Lippen. Der Himmel weiß, welche Schwachheit den ſonſt Wackern heute befallen hat. Unbefleckt vor der Welt ſoll er ſeine Ehre wiſſen, und er wird nicht zum zweitenmal der Gefahr, ſie zu verlieren, ſich ausſetzen. Was ſoll aus ihm werden, wenn er jetzt dieſes höchſte Gut verliert?

„Dennoch verdient ſeine ehrloſe Feigheit —“

Umſonſt drängt ihr mich, nie werde ich ſeinen Namen nennen!

Dieſer Edelmuth erhöhte Vargas Ruhm, umſtralte ſeinen Namen mit neuem Glanz und ſelbſt Alhamar fiel ihm an die Bruſt mit den ſchönen Worten: „Vargas, du biſt der Mann, in deſſen Herz alle Tugenden des Halbmondes und des Kreuzes ſich vereinigen; du biſt ein Mann, deſſen Herz noch höhere Ehrfurcht erweckt, als die größten deiner Thaten!“*)

Alhamar war noch immer traurig. Ganze Tage ſaß er in ſeinem Zelt und ſchien ſelbſt abgeſtorben für Ruhm und glänzende Thaten. Vargas machte ihm freundliche Vorwürfe über ſeine Niedergeſchlagenheit und Unthätigkeit, trachtete ihn aufzuheitern, zu neuer Thatenluſt zu befeuern, deutete ihm an,

*) Mariana erzählt dieſe und noch mehrere ähnliche Anecdoten von Vargas ausführlich. A. d. V.

wie nahe das Ziel ſeines letzten Wunſches ſein müßte, und weinte mit ihm eine Thräne der Bruderliebe dem theuern Selim.

„Nicht des Bruders Tod iſt es, ſprach Alhamar, was ſo trüb mein Herz geſtimmt. Er fiel als Held, als glänzendes Opfer ſeines ſchönſten Berufs, wie wir Alle zu fallen wünſchen müſſen. Ein anderes, ſeltſames, namenloſes Gefühl beengt meine Bruſt, erfüllt mein Herz mit einem Sturm von Freude, von Hoffnung und Furcht, raubt mir alle Ruhe, quält mich mit Geſichten und Ahnungen!“

Ein Bote des Königs Fernandez unterbrach die freundliche Zwieſprache. Dringender Angelegenheiten wegen beſchied er die Freunde zu dem König.

„König von Grenada, begann Don Fernandez, ein Bote von Sevilla iſt angelangt und will mit dir allein verhandeln. Don Fernandez von Caſtilien iſt fern von allem Argwohn gegen einen ſo edlen Mann. Der feindliche Bote mag mit dir ſprechen, wann und wo es dir beliebt.“

Hier, mein edler Bundesgenoſſe, hier vor deinem Angeſicht — ich ahne, was er mir bringt.

Eingeführt in die glänzende Verſammlung, eilte der Bote zu Alhamar, warf ſich demüthig vor ihm nieder und ſprach: König von Grenada, nah iſt das Ende aller deiner Leiden, Allah begnadigte mich mit dem Glück, die ſchönſte Stunde deines Lebens dir verkünden zu dürfen.

Was bringſt du? Sprich hier vor Allen!

Kennſt du, mein edler König, dieſe rothe Binde?

Barmherzigſter Prophet! Ja! es iſt das Pfand der Liebe und der Treue meiner Angebeteten! O Morima! Schnell mir dies Heiligthum! der Segen des Himmels werde dir für dieſe Gabe!

Nimm ſie hin als die Verkünderin eines ſchönern Glücks. Wir gehorchen den letzten Befehlen Ismael's. Schreckliche, frevelhafte Gedanken hatten früher ſeine Seele übermannt, ſein Herz verhärtet, zu gräßlichen Befehlen ihn verleitet. Doch aus dem Mund der Ritter, welche aus jenem unglückſeligen Kampf zurückkehrten, vernahmen wir die letzten Worte und Verheißungen unſers Gebieters — und in der kommenden Nacht liefern wir Morima in deine Arme.

Morima? Ach, Morima mein! Mit Schätzen überhäufe ich dich, fordre, was mein Königreich vermag, werde dir zum Lohn für dieſe Botſchaft!

Ich übe damit nur die letzte Pflicht gegen meinen verſtorbenen Gebieter. Erſcheine heute um Mitternacht an dem Thor, welches gen Cordova führt und empfange deine Braut aus meiner Hand.

Um Mitternacht? Ich komme!

Lebe wohl! Der Prophet geleite dich!

König Fernandez traute keineswegs den glatten Worten des mauriſchen Boten; er beſorgte Verrätherei gegen das Leben des edlen Bundesgenoſſen, ſprach ſeine Beſorgniſſe offen aus, und empfahl Vorſicht gegen einen Feind, der ſo oft ſchon mit ehrloſen Handlungen gegen Alhamar ſich gebrandmarkt hatte. Vargas, der Großmeiſter von Sant-

jago, Lara und Inigo de Haro verbanden sich, den Freund und Waffenbruder mit einem tüchtigen Geschwader zu begleiten. Alhamar war freudig wie ein Kind und ließ Alles ringsumher geschehen, wie Andere es wollten. Er hatte nur Mitternacht im Auge und das Wiedersehen der Geliebten.

Langsam und vorsichtig, wie zu einem kriegerischen Zug, bewegte sich die Schaar der Ritter, in Vorhut, Hauptheer und Nachzug eingetheilt, um die eilfte Stunde gegen das Thor von Cordova. Sie spähten links und rechts, ob nicht irgendwo ein Hinterhalt verborgen liege. Aber ohne irgend etwas bemerkt zu haben, kamen sie bis nahe zu dem Thor.

„Niemand harret unser, ich sehe keine Seele auf den Wällen, begann Vargas, wollten vielleicht die heimtückischen Mauren mit unserer Leichtgläubigkeit ihren Spott treiben?"

Wir sind wohl zu früh erschienen, erwiederte Alhamar, aber irre ich nicht, so regt's sich hinter dem Thor; rücken wir noch näher hinzu.

In diesem Augenblick wurde das Pförtchen neben dem Thor sehr vorsichtig geöffnet und drei oder vier Männer traten heraus mit einer schweren Last auf den Schultern. Die Nacht war zu finster, als daß man die Menschen hätte erkennen oder sehen können, was sie eigentlich trugen. Sorgfältig setzten sie ihre Bürde an die Erde, eilten dann zurück durch das Pförtchen und schlossen es rasch hinter sich wieder zu.

Was bedeutet dies? frug Alhamar.

Laßt uns nachsehen, meinte Vargas, vielleicht weiß der König von Sevilla selbst nicht, was seine Diener hier thun, und wir finden dort, was wir suchen.

Wie könnten solche Sklaven sich erfrechen, eine Tochter königlicher Abkunft, die Braut eines Königs gleich einem Ballen von Kaufmannswaaren zu verpacken?

Eine Stimme erklang von dem Wall herab: Was zauderst du noch, König Alhamar? Warum zweifelst du? Tritt näher, deine heißesten Wünsche wirst du erfüllt finden!

Alhamar und Vargas traten näher hinzu. Der am Boden liegende Ballen rührte sich noch immer nicht. Sie blickten lauschend umher, ob kein Verrath hier laure. Vargas hob die Decke von dem Ballen, ein Sarg stand darunter. Alhamar's Herz erbebte von unbeschreiblicher Angst — stammelnd befahl er zu öffnen und eine Fackel herbeizubringen. Wehe! Gräßlich starrte die kaum verblichene Leiche eines Weibes sie an.

Morima! Ach, Morima! schrie Alhamar in Verzweiflung und stürzte sich an die Brust seines Freundes. Schrecken und Schauder lähmte alle die kühnen und tapfern Männer, die Helden bebten schweigend. Vargas nahm ein Papier von der Brust der Leiche und las: „Treuloser, verrätherischer Alhamar, Abtrünniger von deinem Glauben und deinen Landsleuten, betrachte nun — was Ismael dir

bereitet hat! Erfüllt hat er ſein Verſprechen, Mötima dir zu übergeben. Möge Verzweiflung dein Herz ergreifen, die Geſtalt deiner verlorenen Freuden und Hoffnungen wie ein Geſpenſt dich verfolgen, und Allahs Zorn dein Innerſtes zerreißen, mit allen Qualen der Erde ſchon hienieden dich heimſuchen!"

Alhamar war vernichtet. Der Uebergang von ſüßeſter Hoffnung zu dieſer gräßlichen Ueberzeugung war zu plötzlich. Starr und leblos hing er lang am Herzen ſeines Freundes. Ein furchtbares Schweigen herrſchte in dem Kreis der bebenden Männer. Solche Tücke, ſolche kalte, beſonnene Grauſamkeit waren ihren edlen Herzen etwas Unbegreifliches. Sie ſchwuren Alle unvergänglichen, unverſöhnlichen Haß dem falſchen Geſchlecht von Sevilla. Alhamar erwachte aus ſeiner Starrſucht zu dem furchtbarſten Aufwallen des Zorns, der Wuth, der Raſerei. Fruchtlos waren alle Vorſtellungen der Ritter, fruchtlos die Bitten und Verſprechungen des biedern Vargas, fruchtlos die Tröſtungen ſeiner liebſten Landsleute und des großherzigen Don Fernandez. Alle beſorgten, daß dieſer gräßliche Anblick den Verſtand ihm geraubt, in die Nacht des Wahnſinns ſeine Seele geſtürzt habe. Ermattet ſank er zu Boden. Bewußtlos, kalt und ſtarr wie ein Todter wurde er in das Lager zurückgebracht, und ſchwebte dort viele Tage im wüthendſten Fieber zwiſchen Leben und Tod.

Von der Krankheit genas er wieder, aber nicht von dem Durſt nach Rache, der ſein Innerſtes unabläſſig verzehrte. Tag und Nacht ſann er auf Mittel,

Sevilla zu erobern und mit dem Blut aller seiner Bewohner den Tod der Geliebten zu sühnen. Aber Sevilla vertheidigte sich standhaft und schlug die allergrimmigsten Stürme ab.

Den Guadalquivir wollte er vergiften, um die Belagerten eines qualvollen Todes sterben zu lassen. Allein die vergifteten Wellen des Stromes trübten sich nicht und alle seine Mittel zerflossen in der ungeheuern Wassermasse, ohne Schaden anzurichten. Durch Feuer sollte die Stadt vernichtet werden. Er theilte dem Admiral der castilischen Flotte seinen Plan, durch Brander die Brücken, die Stadt selbst und die maurischen Schiffe anzuzünden und dann während der allgemeinen Verwirrung den Sturm zu beginnen. Don Ramor Bonifaz*) genehmigte den Plan und Alhamar bereitete mit seinen Mauren Alles eifrigst, um sobald als möglich das Werk der Zerstörung zu vollenden, die Wirkung zu sichern.

Schwarze Wolken verhüllten den Mond, kein Stern flimmerte am Firmament, der Sturm heulte von den Bergen herab und peitschte den Guadalquivir, daß er in hohen Wogen brausend sich aufthürmte. Da legte Alhamar selbst die Zündung in seine Brander und stieß sie hinaus in die schäumende Flut. Still zogen sie dahin, die Lichte wogten auf und nieder auf dem tobenden Strom, immer näher und näher nach

*) Dieser Ramor Bonifaz war ein Kaufmann aus Burgos, hatte dem König den Gedanken zu einer Flotille gegeben und damit bereits die maurische Flotte entscheidend geschlagen. A. d. Ueb.

der Stadt, ſeiner brennenden Ungeduld viel zu langſam. Das ganze Lager der Caſtilianer hatte in aller Stille zum Sturm ſich gerüſtet, nahe an den Wällen lauerte Alhamar mit ſeinen Mauren auf den Ausbruch der Flammen. Er tobte gegen Erde und Himmel, daß ſein Zerſtörungselement ſo lang zögerte. Endlich wurde es laut in der Stadt, Getümmel regte ſich in allen Straßen, die Wolkenſäume rötheten ſich, der ganze Himmel über der Stadt ſchwamm in Glut — die Brücke brannte hell auf, die Schiffe im Hafen loderten, Stadt und Vorſtadt waren getrennt, hier und dort ging ein Haus in Flammen auf, die der Sturm immer weiter peitſchte.

Hinan! brüllte Alhamar, und ſeine Mauren flogen die Wälle hinan, die Trompeten des Sturms und das donnernde Feldgeſchrei Caſtiliens: Santjago! begannen. Verzweiflung im Innern war mächtiger als die Wuth der Stürmenden. Die Belagerer mußten abziehen, und das Herz des Königs von Caſtilien jauchzte ob dieſes Unfalls, denn nicht einen Aſchenhaufen, ſondern das lebenblühende, reiche, betriebſame Sevilla wollte er erbeuten.

Sevilla konnte in ſolchem Zuſtand länger ſich nicht halten: Um der Rache der erboſ'ten Moslem von Grenada bei einem zweiten Sturm zu entgehen, um ſein Anſehen und ſeine Reichthümer möglichſt zu wahren, und nicht der Verzweiflung der, dem Hunger preisgegebenen, eigenen Unterthanen blosgeſtellt zu werden, ſchloß Xaraf mit Don Fernandez einen Vertrag zur Uebergabe der Stadt. Er zog mit allen vor-

nehmen Mauren und mit seinen Schätzen nach Afrika hinüber, und entsagte für ewig dem Besitz der schönen Stadt und ihres fruchtbaren, mächtigen Gebietes.

Am 13. August 1248 zog Don Fernandez an der Spitze der Castilianer siegreich in Sevilla ein, nachdem er 18 Monate lang die Stadt belagert, viele Schlachten vor ihren Mauern geschlagen und Tausende seiner Tapfern verloren hatte. Nie zeigte sich die Ritterlichkeit Castiliens glänzender, als bei dieser Belagerung, und neben den Namen eines Bernard, Pelajo und Cid glänzt würdig der treffliche Vargas und lebt heute noch in hundert Romanzen, Liedern und Volkssagen fort.

Sevilla wurde die glänzende Hauptstadt des vergrößerten castilischen Reichs, der Waffenplatz für die Heere des Königs. Von hier aus eroberte er noch das damals reiche und mächtige Xeres de la Frontera und mehrere andere Städte. Er nährte selbst den Gedanken, die castilischen Waffen nach Afrika hinüberzutragen, als plötzlich der Tod im Mai des Jahres 1252 seinem Glanz und segensreichen Leben zu Sevilla ein Ziel setzte.

Er war ein wackerer Ritter, ein tüchtiger Herrscher *), ein braver Mann gewesen. Papst Clemens X. sprach im Jahr 1671 ihn heilig, und seine Gebeine werden als Reliquien in der prachtvollen Kathedrale von Sevilla aufbewahrt.

---

*) Ferdinand III. begann jenes unter dem Titel las Siete Partidas berühmte Gesetzbuch, welches sein Sohn und Nachfolger Alphons der Weise vollendete. A. d. Ueb.

Seit dem mißglückten Sturm auf Sevilla war Alhamar trübsinnig und täglich schwermüthiger geworden. Der Schmerz um Morima, der Gram um den geliebten Bruder und der Kummer über den allmäligen Untergang des Maurenreiches in Spanien, wozu er selbst so thatkräftig sich bewiesen hatte, nagten mächtig an seiner Seele. Nichts vermochte ihn aufzuheitern, nicht die Achtung des castilischen Königs, nicht die Freundschaft der edelsten Ritter, nicht die Verehrung des ganzen Heeres.

Am Abend vor dem Einzug des Don Fernandez in Sevilla erklangen plötzlich alle Trompeten und Hörner in dem Lager des Königs von Grenada, alle Zelte wurden abgebrochen und alle Geschwader sammelten sich zu schnellem Aufbruch. Den Einzug in die besiegte Maurenstadt wollte Alhamar nicht mitfeiern. Er nahm Abschied von dem König und seinen bisherigen Waffenbrüdern und zog noch in derselben Nacht mit seinem ganzen Heer ab, auf der Straße nach Grenada.

Er blieb ein treuer Freund Castiliens, ohne ferneren Antheil an dessen Eroberungszügen zu nehmen, verwendete allen Geist und alle Liebe auf die innere Verbesserung der Zustände von Grenada; glücklich machen wollte er seine Unterthanen, um damit gegen alle Angriffe der Spanier so lang als möglich sie zu schützen. Glücklich sollten sie sein, um ihr Vaterland zu lieben, kriegerisch, um ihre Unabhängigkeit vertheidigen zu können.

Sagen, Mährchen,

Kriegsscenen, Novellen, Abentheuer, Reisen

und

Bilder aus Spanien.

Herausgegeben

von

Ferd. Frhrn. von Biedenfeld.

Erster Theil.

Königs-, Ritter-, Hof- und Kriegsbilder nach Don Telesforo de Trueba.

Zweites Bändchen.

Weimar, 1836.

Druck und Verlag von Bernhard Friedrich Voigt.

Königs-, Ritter-,
Hof- und Kriegsbilder

nach

Don Teleforo de Trueba

von

Ferd. Frhrn. von Biedenfeld.

Zweites Bändchen.

Weimar, 1836.

Druck und Verlag von Bernhard Friedrich Voigt.

VII.

Tarifa.

Sterbend an dem Felsgestade
Seh' ich, Jüngling, dich erbleichen.
Kos'test süß und träumtest wonnig,
Glaubtest an der Liebe Zeichen;
Wolltest Rosenbande schlingen
Um die stahlumglänzte Brust,
Eine Braut dem Vater bringen
Und der Enkel Himmelslust.
Doch nur Rosen blutigroth
Schießen auf aus deinem Herzen,
Deinem Traum entkeimen Schmerzen,
Und die Liebe bringt den Tod!
Andalusische Romanze.

Aben-Jacob, der maurische König von Fez, hatte Tarifa zu belagern unternommen, um diesen Schlüssel zu Spanien wieder in die Gewalt des Islams zu bringen, und damit eine ewig kräftige Drohung gegen die täglich stolzer werdenden Christen in der Hand zu haben. Er machte ungeheure Zurüstungen, versammelte zwei große Heere, und sendete das erste unter Anführung seines Sohnes Amir voran.

Don Sancho, König von Castilien, konnte so mächtige und feindselige Demonstrationen unmöglich ruhigen Blickes mit ansehen. Aber der ärmliche Zustand seines Schatzes und die Verarmung des von ewigen Kriegen ausgesogenen Landes gestatteten dem tapfern König nicht, jetzt jenem wichtigen Punkt eine besondere Aufmerksamkeit zu gönnen, ein eigenes Heer zu widmen.

Spanien sah nie umsonst nach der Hülfe seiner Edlen sich um. Auch jetzt hatte der König kaum die Gefahr und Noth laut werden lassen, als ein Ritter sich bereit erklärte, ein Heer auf eigene Kosten ins Feld zu stellen und mit demselben Tarifa gegen jeden Feind zu vertheidigen. Willkommen erschien der Vorschlag dem von allen Seiten bedrängten König, und ganz Spanien jauchzte dem Edelmuth des Mannes.

Don Alonzo Perez de Guzman hieß der tapfre und warme Vaterlandsfreund. Er hatte bereits die wesentlichsten Dienste geleistet, die schwersten Opfer gebracht und den Namen des Guten (el Bueno) sich erworben. Bei dem Gedanken, daß das wichtige Tarifa wieder den Mauren in die Hände fallen könnte, bebte er voll Schmerz und Unmuth zurück, denn er selbst hatte nach unsäglichen Kämpfen und Opfern diese starke Veste den Mauren abgerungen.

Spanien und Afrika verehrten den Ruhm seines Namens. Tapferkeit und Heldenmuth, glühende Vaterlandsliebe und Anhänglichkeit an seine Religion, unverbrüchliche Treue in allen Pflichten

und wärmste Menschlichkeit bezeichneten ihn als einen der trefflichsten Männer seiner Zeit.

Unverzüglich bot der alte Guzman seine ganze Sippschaft auf, versammelte das Heer seiner Vasallen und Freunde, und eilte nach Tarifa. Die Befestigungen wurden mit Umsicht erneuert und verstärkt, denn eine heftige und hartnäckige Belagerung war zu besorgen, und mächtig der schlaue Gegner.

Aben-Jacob war der persönliche Todfeind des edlen Guzman, seitdem dieser in Afrika der vertraute Freund seines Vaters, des wackern und klugen Aben-Jusef gewesen. Die mißtrauische, heimtückische und herrschsüchtige Seele Jacobs hatte diese Freundschaft mit scheelen Augen betrachtet, sein Herz die Bevorzugung des Fremdlings bitter empfunden. Ewigen, unversöhnlichen Haß hatte er dafür dem Spanier geschworen, und keine Gelegenheit, sein Gefühl zu bethätigen, versäumt. Er knirschte vor Wuth bei der Nachricht, daß Guzman Tarifa besetzt habe, und jauchzte zugleich vor grimmiger Freude, daß er den Erzfeind in enge Mauern eingeschlossen vor sich haben, bald besiegt und gefesselt zu seinen Füßen sehen werde. Das Heer wurde verstärkt, die Zurüstung mit neuem Eifer betrieben.

Im Lager der Mauren kämpfte ein Bruder des Königs von Castilien gegen seine Landsleute und Religionsbrüder. Don Juan hieß der Verruchte, dieser Schandfleck der so schönen spanischen Geschichte. In den wildesten und verderblichsten Leidenschaften sich wälzend, allen Tugenden des Chri-

sten, des Mannes und Fürsten Hohn sprechend, hatte er stets nur von Empörungen und Thronverdrängung geträumt, die wildesten Greuel verübt, die Fesseln schmachvollen Kerkers getragen, Todesurtheil und Begnadigung empfangen. Gegen den Rath aller Großen und Ritter hatte der edle Sancho dem unverbesserlichen Störenfried sogar die Freiheit wieder geschenkt. Don Juan wußte davon keinen bessern Gebrauch zu machen, als nach Afrika zu entfliehen, an den Hof Aben-Jacobs sich zu begeben, und diesen zu neuem Kampf gegen die Castilier zu hetzen, und seine Hülfe dazu zu versprechen. Willkommen war dem Mauren der kühne Mann, der in Ränken erfahrene Schlaukopf, der mit allen Zweideutigen und Schlechten in Spanien befreundete Prinz. Vor seinem Verrath fürchtete Aben-Jacob sich nur wenig, weil er fest entschlossen war, sogleich bei dem leisesten Verdacht den Kopf ihm vor die Füße legen zu lassen.

Alles ging vortrefflich. Freunde wurden bald die beiden Schändlichen, warme Freunde, sofern Freundschaft zwischen Männern ohne Ehre und Tugend möglich ist. Der Zufall, mehrentheils bemüht den Guten den Rücken zu wenden und den Schlechten das freundlichste Gesicht zu zeigen, wollte dies Band noch enger knüpfen.

Aben-Jacob hatte eine Schwester. Zora war schön, die Natur hatte alle ihre reizendsten Gaben an sie verschwendet, die Sanftmuth und Güte des Herzens leuchteten aus ihren Gazellenaugen, spra-

chen wohlthuend ſich aus in dem engliſchen Lächeln; wie Muſik klang ihre Stimme, ihr Gang glich dem Einherſchweben einer Himmliſchen, Unſchuld und Seelenfrieden bezeichneten jedes ihrer Worte.

Don Juan fühlte ſich ſogleich beim erſten Anblick dieſer ſeltenen Schönheit gefeſſelt, berauſcht, bezaubert. Heftig und ſtürmiſch lebte die Leidenſchaft in ſeinem Buſen auf und wurde bald die übermächtige Gebieterin aller ſeiner Gefühle und Gedanken. Entſchloſſen, um jeden Preis ſie zu beſitzen, und überzeugt, daß weder Gewalt noch Liſt an dies heißerſehnte Ziel ihn führen würde, verband er ſich ihrem Bruder mit ganzer Seele und bedang ſich ihre Hand als Lohn für alle ſeine den Mauren zu leiſtenden Dienſte. Aben-Jacob ging den Vertrag ein, unbekümmert um der Schweſter Geſchick und ſeines Schwagers allbekannte Leichtigkeit im entflammt und wieder abgekühlt werden, im Streben nach Beſitz und wieder Aufgeben. Er glaubte den Mann für ſeine Zwecke gebrauchen zu können, und ließ für alles Andere Mahomed und Allah ſorgen.

Zora ſchauderte bei dem Gedanken, mit dem Verhaßten, Schändlichen jemals etwas gemein haben zu ſollen. Sein erſter Anblick ſchon hatte ſie mit unbegreiflicher Abneigung erfüllt, jeder folgende Tag dies herbe Gefühl von Neuem geſtachelt, vermehrt. Allein Don Juans abſtoßendes Weſen und ſeine ſchlechten Eigenſchaften waren es nicht lediglich, was Zora gleichgültig, ja feindlich gegen ihn ſtimmte.

Zora's Herz war längst befangen in reinster, innigster, glühendster Liebe, und fühlte, wie sehr sie wieder geliebt wurde.

Zu der Zeit, als der alte Guzman am Hof ihres Vaters gelebt hatte, war auch Don Pedro de Guzman dort erschienen. Don Pedro war an äußerem Reiz das treue, jugendlich schöne Abbild seines ritterlichen Vaters, ein Abdruck seiner Seele, sein zweites Ich an Herz und edlen Gefühlen. Don Pedro war der Schmuck des jungen Castiliens, der Stolz der Ritterschaft.

Das Schöne hatte sich zu dem Schönen gefunden, das Edle zu dem Edlen geneigt. Zora und Don Pedro hatten sich beim Abschied ewige Liebe geschworen und waren bis jetzt glücklich gewesen im beiderseitigen Vertrauen, und in der Hoffnung, einst alle ihre schönsten Wünsche gekrönt zu sehen.

Don Juan erschien und Zora's Ruhe war dahin. Trauer bemächtigte sich ihrer Seele, Furcht vor dem Schrecklichen und Furcht vor der Gewalt und kalten Tyrannei ihres Bruders verdüsterte ihre süßesten Gefühle, umzog den rosigen Horizont ihrer Hoffnungen mit schweren Gewitterwolken. Sie verfiel der zehrenden Krankheit böser Ahnungen.

Aben-Jacob zog endlich mit dem Hauptheer selbst gen Tarifa, welches sein Vetter Amir schon umstellt hatte. Seine Vorhut führte Don Juan an der Spitze einer Schaar von Renegaten. Jacob zwang die arme Zora ins Lager ihm zu folgen, um

vielleicht gegen Guzman ihm zu dienen und zugleich den Eifer des neuen Verbündeten zu ſtacheln.

Die Stadt wurde eifrig berennt, aber jeder Verſuch, den Mauern ſich zu nähern, wurde von den Spaniern blutig zurückgewieſen. Aben-Jacob ſuchte auf die Habſucht des alten Guzman zu wirken, ließ ihm königliche Reichthümer für die Uebergabe der Stadt bieten, wurde aber mit großem Unwillen von dem alten Ritter abgewieſen. Mit dem Eifer der Belagerer ſtieg auch der Muth und die Beharrlichkeit der Belagerten, und ihre ſtets gut geführten Ausfälle thaten unermeßlichen Schaden. Aben-Jacob trachtete nun mit Ehren wieder von der Stadt loszukommen, um ſeine ſchöne Macht anderwärts nützlicher verwenden zu können. Er machte dem alten Guzman das Anerbieten, gegen eine gewiſſe Summe Geldes für immer abzuziehen. Der Ritter lachte und gab ihm die lakoniſche, in hundert Romanzen wiederklingende Antwort: „Brave Ritter kaufen und verkaufen keinen Sieg!“

Da, trotz aller Anſtrengungen Don Juans und neuer bedeutender Verſtärkungen, keine Fortſchritte gegen Tarifa gemacht werden konnten, ſo erklärte Aben-Jakob, die Belagerung aufheben und ſich zurückziehen zu wollen, begann auch mit enthuſiaſtiſcher Verehrung von dem alten Guzman und ſeinem tapfern Sohn zu ſprechen.

Eines Tages begann er in Gegenwart von Zora: liebe Schweſter, ich ſehe nun wohl ein, daß ich ein Narr geweſen, gegen Tarifa ſo viel Geld

und Blut zu verſchwenden. Satan ſelbſt kann dieſer Feſte nichts anhaben, ſo lange ein Guzman ſie befehligt. Am klügſten thue ich wohl, wenn ich die zwiſchen unſerm Vater und dieſem edlen Caſtilianer beſtandene Freundſchaft wieder erneuere und alle unſere Zwiſtigkeiten friedlich ausgleiche. Du liebſt den jungen Guzman; daß auch Er dir nicht abhold iſt, weiß ich. Zugleich gefällt mir dieſer Don Juan täglich weniger, und ich verwünſche den traurigen Zuſtand des Augenblicks, der mich verhindert, ſogleich darüber mich offen zu erklären und mit ihm zu brechen. Du, liebe Schweſter, biſt weit glücklicher als dein Bruder, du kannſt deinen Don Pedro lieben, und offen deine Abneigung gegen Don Juan bekennen. Indeſſen ſoll deine Liebe auch für mich nicht ganz fruchtlos bleiben. Wie wäre es, Zora, wenn du deinem Geliebten ſchriebeſt, daß er heute Nacht noch heimlich wie zu einem ſüßen Minneabentheuer zu dir herauskomme? Ihr findet euch in einem einſamen Zelt, und du gebrauchſt den ganzen Einfluß deiner Liebe, damit er ſeinen Vater zu einem freundlichen Abkommen mit mir bewege. In dem Brief ſprichſt du ganz ohne Hehl von Don Juans Zudringlichkeit und von deinen Beſorgniſſen wegen ſeiner Ränke.

Die edle Zora war außer ſich vor Freude, und überhäufte ihren Bruder mit Beweiſen ihrer Dankbarkeit und Liebe. Nichts Eiligeres hatte ſie zu thun, als einen Brief der glühendſten Liebe an ihren Pedro zu ſchreiben, Zeit und Ort der nächtlichen

Zuſammenkunft zu beſtimmen, und mit den lebhafteſten Farben all' ihre, durch Don Juans Verfolgungen überſtandenen Leiden und ihren Haß gegen dieſen wüſten Abentheurer zu ſchildern.

Ein uralter Maure, der zugleich an Vater Guzman eine offne Botſchaft brachte, mußte dies Schreiben nach Tarifa beſorgen. Aben-Jacob konnte ſich auf die Gewandtheit und Schlauheit dieſes Alten vollkommen verlaſſen, und jauchzte insgeheim über das unfehlbare Gelingen ſeines teufliſchen Planes.

Don Juan, der Urheber dieſes ganzen Unternehmens, ſtellte ſich durchaus unwiſſend, zog ſich aber von Aben-Jacob und ſeiner Schweſter unmuthig und augenſcheinlich zurück, als ob er irgend etwas Unfreundliches gegen ſeine Perſon ahnete. Die gute Zora lächelte über die plötzliche Demuth und Zurückgezogenheit dieſes ſonſt ſo überläſtigen Mannes und ſtudirte mit kindiſchem Eifer alle Reden, womit ſie den Geliebten für ihre Pläne gewinnen wollte. Ihr Traum war ſo ſchön, ſo ſüß.

Don Pedro empfing die Zeilen von der theuren Hand mit klopfendem Herzen. Die Liebe, die nie ſchlummernde und jetzt ſchöner und feuriger aufblühende Liebe, ſiegte über alle Bedenklichkeiten. Ritterpflicht ſchien es ihm, die Arme, von dem greulichen Don Juan Hartbedrängte, zu ſchützen und zu befreien, und zugleich einem für Spaniens Glück und Ehre nutzloſen Krieg ein gedeihliches Ende zu machen, um ſo viele in Tarifa's Mauern einge-

ſchloſſene tapfere Männer der Heimath wiederzugeben und wichtigeren Unternehmungen widmen zu können. Ritterpflicht und Liebe geboten, die Einladung anzunehmen, und der alte Maure zog mit der freundlichſten Antwort wieder hinaus ins Lager.

Gegen Mitternacht hatte Don Pedro ſich unbemerkt aus der Stadt geſchlichen und hielt eben auf einer kleinen Höhe, zweifelhaft, wohin er ſich wenden ſollte, als der alte Briefbote vorſichtig zu ihm heranſchlich, das Loſungswort ihm zuflüſterte, ihm Schweigen gebot, durch alle Wachen und Poſten ihn führte, ein Zelt öffnete, ihn hineinwies, in Zora's Arme führte und verſchwand.

Sie waren allein, ſie ſahen ſich Auge in Auge, wonnig ſchlugen ihre Herzen, ihre Hände bebten in einander, die Glut der ſeligſten Freude röthete ihre Wangen. Endlich löſte ſich der erſte Zauber. „O, meine Zora! begann der liebeglühende Pedro, wie konnte ich jemals ſolch ein Glück hoffen? Du liebſt mich alſo wirklich! Du trotzeſt allen Gefahren, um deine ſchöne Liebe mir zu beweiſen!"

Mein Pedro! welche Prüfung, welche Sorgen und Qualen mußte ich beſtehen, ſeitdem das Schickſal uns trennte! Ach, wie oft mußte ich befürchten, daß wir uns niemals wiederſehen würden! Aber anders hat es der gütige Himmel beſchloſſen, und dieſe Zuſammenkunft ſoll mir der Vorbote eines ſchöneren Glückes ſein.

„Wie ehrt und beglückt mich dein Vertrauen; aber auch, theure Zora, wie erſtaunte ich darüber,

und wie ſtaune ich jetzt noch, indem ich ſolche Sprache aus deinem Mund höre, während überall Gefahren uns umgeben, und dieſer Augenblick mit dem Unglück der Entdeckung uns bedroht."

Beruhige dich, Geliebter, die alten Gefahren von Seiten des häßlichen Don Juan ſind wohl vorüber, und hier droht uns keine neue, hier ſind wir vollkommen ſicher.

„Allein, dein Bruder? Don Juan?"

Mein Bruder weiß, daß du hier biſt.

„Wäre es möglich? Gerechter Himmel!"

Er ſelbſt hat mir erlaubt, an dich zu ſchreiben, er wünſchte es ſogar. Denn jetzt haßt er dieſen Don Juan eben ſo ſehr, wie wir ihn haſſen, kann jedoch in dieſem Augenblick noch ſeinen Haß nicht offen kund geben. Mein Bruder billigt ſogar unſere Liebe und will uns vereinigen. Dieſer Krieg ermüdet ihn, er will ihn endigen, und dann —

„Halt ein, Zora! du erfüllſt mein Herz mit Beben! Welch greulichen Plan hat dein Bruder erſonnen!"

Greulich? Nein, nein! unmöglich! ſeine Worte waren ſo warm und aufrichtig, ſein Auge ruhte ſo freundlich und wohlwollend auf mir, er ſchien ſo glücklich in der Hoffnung auf baldige Verſöhnung und Freundſchaft. Und, lieber Pedro, was könnte mein Bruder Böſes dabei wollen?

„Tariſa will er! aber bei Gott! Er täuſcht ſich, wenn er glaubt, daß mein edler Vater aus perſönlichen Rückſichten irgend eine ſeiner Pflichten

verletzen könnte. Könnte er jemals so schwach sich zeigen, so wäre ich der Erste, der ihn von einer That abhalten würde, welche unsern Namen für ewig schänden müßte!"

Du irrst, du verkennst meinen Bruder, er denkt nicht mehr an Zarisa und will nichts als Versöhnung und Freundschaft mit deinem Haus!

Alle solche Versicherungen vermochten nicht, Pedro's Zweifel zu zerstreuen. Er hatte den süßen Traum gehegt, daß Liebe allein in das Lager der Mauren ihn herausgerufen habe; gekommen war er nur in der innigsten Ueberzeugung, daß keine Seele sein Hiersein ahnete; Liebe und Phantasie hatten diese Zusammenkunft mit allem Zauber der Romantik umwebt. Zora's Bekenntnisse hatten schnell diesen Traum zerstört, diese Ueberzeugung geraubt, das ganze poetische Gewebe zerrissen, die Stacheln der Zweifel und des Verdachts in sein Herz geworfen. Unbegreiflich erschien es ihm, daß Aben-Jacob so plötzlich seine Gesinnungen sollte verändert, seine liebsten Pläne sollte aufgegeben haben.

Aber sag' mir, mein bester Pedro, welche Gefahr befürchtest du eigentlich? Kannst du wirklich glauben, daß mein Bruder auf Verrätherei sinne?

„Ach, Zora! weiß ich denn selbst, was ich dabei glauben, denken, hoffen, fürchten und ahnen soll? Schwer lastet das Vorgefühl irgend eines großen Unglücks auf meiner Seele; mein Herz sagt mir, daß es kommen werde, aber wie und woher, vermag ich nicht zu entziffern."

Theuerſter Pedro! du täuſcheſt dich, verdirb mir nicht den ſchönſten Augenblick, mein Bruder will nur deine Freundſchaft und unſer Glück!

Raſch fuhr die Wand des Zeltes nach beiden Seiten auseinander, und voll Hohn und Grimm in allen Zügen ſtanden Aben-Jacob und Don Juan vor dem Eingang.

„Endlich, mein verliebter Ritter, begann Aben-Jacob mit wildem Lächeln, endlich habe ich dich in meiner Gewalt! Armer Thor! wie iſt es möglich, daß die Liebe einem Mann den Verſtand ſo gänzlich raube?“

Bruder! was willſt du mit dieſen Worten? Unmöglich kannſt du gegen dieſen edlen Mann Böſes im Sinn haben.

„Ein edler Mann! ha, ha, ha! beim Allah, es iſt ein ächter, ritterlicher Edelmuth, ins feindliche Lager herauszuſchleichen, mit der Schweſter des Feindes nächtliche Zuſammenkünfte zu feiern!“

Unfähig, mit Worten ihr Staunen und ihren Schrecken auszudrücken, betrachtete Zora ihren Bruder ſtarren Blickes, voll tiefer Verachtung und grimmigen Abſcheues. Unbeweglich ſtand Pedro voll Stolz und Hoheit; was er geahnet hatte, war ihm nun offenbar geworden, Schreckliches ſah er kommen, allem Schrecklichen hatte ſeine eigene Unvorſichtigkeit ihn preisgegeben, er beſchloß bei ſich ſelbſt, mit dem Muth und der Ruhe ſeines Vaters Alles, was kommen möge, zu ertragen. Mit übereinander geſchlagenen Armen ſtand Don Juan, die teufliſche

Freude über das Gelingen der Niederträchtigkeit ſpiegelte ſich in allen Zügen, ſein Auge fiel lüſtern auf Zora und wieder flammend gegen Pedro.

Entſchloſſenen Tons und mit feſtem Blick gegen ſeine Feinde unterbrach Pedro die kurze Stille: Wohlan, ich ſehe, daß ich das Opfer ſchändlichen Verrathes bin.

„Nein! nein! rief Aben-Jacob voll Verachtung ihm entgegen, deiner Thorheit Opfer biſt du!"

Stolz erwiederte Pedro: Ich verlange freien Rückzug nach Tariſa, oder ihr werdet den Tag verwünſchen, an welchem ihr den Gedanken faßtet, einen Don Guzman, einen edlen Ritter, durch ſchmachvolle Verrätherei zu betrügen!

Lachend fiel Don Juan ein: o des großen Guzman, des edlen Ritters, der wie ein Dieb bei Nacht auszieht, um ein junges, thörichtes Weſen zu verführen, welches bald die Gemahlin eines Andern ſein wird!

Ungeheuer! Vaterlandsverräther! Renegat! alles Unglücks und aller Schande Gipfel habe ich erreicht, indem ich dir Auge in Auge gegenüberſtehe, ohne daß das Schwert in meiner Hand blitzet!

Nur zu, mein junger Thor! lächelte Don Juan ohne ſich zu rühren, ſpei' aus allen Groll und alles Gift, was auf deinem armen Herzen laſtet, ich gönne dir dieſe Freude, es iſt die letzte deines Lebens!

O, mein Bruder! jammerte Zora in Thränen, du kannſt kein Verräther gegen Don Pedro ſein, du kannſt nicht mit dieſem Ungeheuer Don Juan

an Schlechtigkeit und Laſter wetteifern wollen! Dein Wunſch, der immer mir ein Befehl geweſen, gebot mir dieſen Unglücksbrief zu ſchreiben, und jetzt willſt du —

„Ernten die Früchte meines wohlberechneten Plans und deiner Albernheit! Du ſelbſt haſt den Feind in meine Hand gegeben und ich werde dein Geſchenk zu benutzen wiſſen, um den Hochmuth jenes alten Trotzkopfes auch hinter ſeinen feſten Mauern zu brechen. Du ſelbſt, verliebte Thörin! biſt mir fortan hier unnütz, geh' zu deinen Frauen und rüſte deinen Brautſtaat, damit du mit Don Juan vermählt werdeſt, ſobald es mir gefällig ſein wird. Aber du, mein ſtolzer Chriſt, gieb dein Schwert ab, du biſt mein Gefangener!"

Er ſtampfte mit dem Fuß und von allen Seiten füllte ſich das Zelt mit Bewaffneten. Don Pedro ſah ein, daß jeder Widerſtand hier vergeblich ſein würde, warf ſein Schwert dem Mauren vor die Füße und harrte mit gekreuzten Armen ſeines ferneren Schickſals.

Von Neuem verſuchte Zora, das Herz des Bruders mit Flehen und Thränen zu rühren. Aber umſonſt, ſein Grimm ſchien dadurch nur noch mehr erbittert zu werden, er befahl, den Ritter zu feſſeln und in ſichern Gewahrſam zu bringen. Beim Anblick der Ketten trat eine Thräne der Scham und des Schmerzes in Don Pedro's Augen. Aben-Jacob! rief er, iſt es nicht genug, daß ich dein Opfer geworden bin, mußt du auch noch ſolche

Schmach mir anthun? Stricke und Feſſeln brauchſt du für die Arme eines Ritters! Ehre dich ſelbſt, nimm dies Wort der Schande zurück!

Ungerührt von der Verzweiflung der Schweſter und von dem männlichen Schmerz des Betrogenen, ließ er Jene von ſeinen Sclaven hinausſchleppen, Dieſen in ſeinen Kerker abführen. Don Juan jubelte, ſein reger, ränkevoller Geiſt fand neue Nahrung in neuen, abſcheulichen Plänen, und Aben-Jacob gab ſich, trunken von der Hoffnung, in Tarifa einzurücken, den grauſamen Vorſchlägen des Verräthers völlig hin.

Die Nacht war vorüber. Mit Anbruch des Tages durcheilte der alte Don Alonzo Perez de Guzman, ſeiner Gewohnheit nach, alle Straßen der Stadt und alle Werke, er beſuchte alle Poſten und ermuthigte ſeine wackern Kriegsgefährten. Sein Vaterherz ahnete nichts von der Abweſenheit des theuern Sohnes, nichts von der furchtbaren Prüfung, welche der Himmel ihm vorbehalten hatte. Trompeten erklangen vor den Thoren, eine neue Botſchaft aus dem Lager der Mauren bat um Einlaß.

Mit Ungeduld erwiederte er: „Dieſe Hartnäckigkeit des Feindes beginnt mir läſtig zu werden, endlich ſoll doch der Maure ſich überzeugt haben, daß er mich nicht ſchrecken und nicht beſtechen kann. Indeſſen bleiben wir den Kriegsgebräuchen getreu, ehren wir das Völkerrecht, laßt den Geſandten herein.“

Der mauriſchen Geſandtſchaft öffneten ſich die Thore. Hatten die früheren Geſandtſchaften Aben-Jacobs durch eine Art von unterwürfiger Höflichkeit, gelenker Zahmheit und Zuvorkommenheit ſich ſtets ausgezeichnet, ſo erſchien dieſe mit aller Anmaßung eines Siegers, mit allem Hochmuth und Trotz eines Barbaren.

Guzman, ſprach rauh der erſte der Geſandten, im Namen des heiligen Propheten ſendet mich ſein Statthalter, der edle und mächtige Aben-Jacob, von Renem an dich, um abermals ſeine Großmuth dir kund zu geben. Er ladet dich ein, Stadt und Veſte Tariſa ihm zu überlaſſen und wohl zu bedenken, daß eine neue Weigerung von deiner Seite viel ſchweres Unglück über die Chriſten und vorzüglich über dein Haupt bringen wird.

„Maure, antwortete Guzman voll Würde, meine Geſinnungen und Anſichten über dieſen Punkt nochmals auszuſprechen, iſt wohl überflüſſig. Wozu der vielen Worte? Wozu der häufigen Wiederholung derſelben Fragen und derſelben Antworten? Sage deinem Herrn zum letzten Mal, daß Tariſa nicht in die Gewalt der Mauren kommen wird, ſo lange Don Alonzo Perez de Guzmann lebt!“

Dieſer ſtolze Ton wird wohl freundlicheren Worten Platz machen, ſobald du erfahren haſt, daß Aben-Jacob alle Mittel, dich zu verderben, beſitzt.

„Schweig Maure, meine Ehre kann dein König mir nicht rauben und allem Uebrigen biete ich Trotz.“

Nicht vereilig, alter Mann, es giebt wohl Gefahren, bei deren Namen ſchon dein ſtarkes Herz erbeben wird. Du biſt Vater, frage dich ſelbſt, ob du taub bleiben kannſt für die Stimme der Natur, ob dein Stolz mächtiger ſein wird, als die Liebe des Vaters? — Du ſchweigſt? Das Irren deiner Blicke zeigt an, daß du bangen und fürchten kannſt. So wiſſe denn, dein Sohn Don Pedro ſchwebt in dringender Gefahr.

„Mein Sohn Don Pedro? Maure! was willſt du damit ſagen? ſprach Guzman nicht ohne inneres Beben, mein Pedro iſt gewiß weder am Vaterland noch an der Religion zum Verräther geworden. Indeſſen — wo iſt mein Sohn? Warum iſt er jetzt nicht hier?"

Keiner der Caſtilianer konnte hierauf antworten, eine dunkle Ahnung durchzuckte alle Gemüther. Höhnend flog des Mauren Blick über die Verſammlung hin und an dem ſtillen Bangen ſich weidend begann er:

Dein Sohn ſcheint ein Freund der mauriſchen Mädchen zu ſein, in vergangener Nacht ſchlich er auf Liebesabentheuer in unſer Lager und iſt jetzt unſer Gefangener, ein koſtbares Pfand, welches Aben-Jacob zu benutzen gedenkt. Frei wird dein Sohn nur, wenn du den Mauren die Thore von Xariſa öffneſt.

„So ſtirbt er in mauriſcher Gefangenſchaft!"

Wirklich? nun denn ſtolzer Caſtilianer, ſterben ſoll er, ſein Haupt fällt von dem Schwert des

Henkers, wenn du nicht binnen zwölf Stunden die Stadt uns übergiebſt.

Iſt dem alſo, rief der edle Don Nunno Garcia, ſo müſſen wir wohl auch die ganze Geſandtſchaft hier behalten, damit ihr Leben gegen jede Gefahr des Don Pedro uns bürge!

„Halt ein, Caſtilianer! rief Guzman mit aller Kraft ſeiner Würde ihnen zu. Wozu verleitet euch der blinde Eifer? Dieſe Mauren erſcheinen hier als Geſandte und heilig ſind ihre Perſonen. Man ſoll von Alonzo Perez de Guzman nie ſagen können, daß er dem Beiſpiel der Verrätherei ſeiner Feinde gefolgt ſei. Geht eures Weges, ihr Geſandten, und ſagt eurem Herrn, daß Drohungen und Verheißungen gleich wirkungslos an dem Herzen des Statthalters von Tarifa vorübergehen. Wie grauſam Aben-Jacob auch ſein mag, ſo halte ich ihn doch nicht für fähig, mit dem Blut eines jungen Mannes, der ihn nie beleidigt hat, ſich zu beflecken. Sollte er aber dennoch ernſtlich den ſchmachvollen Gedanken hegen, ſo erklärt ihm, daß er wohl im Stande iſt: als Barbar das Herz eines Vaters zu brechen, daß aber ſolch ein Mord den Statthalter des Königs von Caſtilien nicht erſchüttern, noch in ſeiner Pflicht wankend machen kann.“

Damit entließ er die Geſandtſchaft. Die Barbaren ſchieden voll Staunen über die Seelengröße des alten Ritters. Die Caſtilianer feuerte eine höhere Begeiſterung zu neuen Anſtrengungen an, obgleich ſie einerſeits das Zartgefühl des Feldherrn

gegen den Botſchafter, der ſich aller ſeiner Rechte verluſtig gemacht hatte, nicht billigten und die Mehrzahl die Drohung des Mauren für eine leere Vorſpiegelung hielten, welche keine weitere Folge haben würde. „Aben-Jacob iſt ein kühner, ſtolzer Mann, er wird an Edelmuth von dem Feind ſich nicht überbieten laſſen" ſprachen die Meiſten, weil ſie den Mauren nicht kannten, nach eignem Gefühl ihn beurtheilten und von dem Einfluß des greulichen Don Juan keine Ahnung hatten.

Drei Stunden waren kaum vorüber, als von Neuem vor den Thoren Trompeten erklangen. Don Guzmann verbot, die neue Geſandtſchaft in die Veſte zu laſſen und verfügte ſich auf den Wall, um dort ihr Begehren zu hören. Welch ein Anblick erwartete den alten Mann! Das ganze Heer der Mauren ſtand in Schlachtordnung. Vor demſelben ſo nahe, daß man Alles deutlich unterſcheiden konnte, ſaßen auf glänzenden Polſtern unter einem prächtigen Sonnendach Aben-Jacob und Don Juan gemächlich bei einem Schachbret und ſpielten ganz ruhig und unbekümmert, als wenn ringsumher Bedeutendes nicht vorging. Auf einem kleinen Erdhügel vor ihnen ſtand der arme Pedro an Armen und Beinen hart geknebelt und neben ihm der Henker mit blankem Schwert.

Die mauriſche Geſandtſchaft ſprengte ſtolz heran und ihr Anführer rief mit höhnender Stimme herauf: Don Guzman, ſieh deinen Sohn! Uebergiebſt du nicht Tarifa binnen wenigen Stunden,

ſo ſtirbt der unglückliche Jüngling als ein Opfer der Grauſamkeit ſeines Vaters.

„Das lügſt du! Er ſtirbt als ein Opfer ſeiner Unklugheit und eurer feigen Verrätherei, und ich bin frei von aller Schuld an ſeinem Tod.“

Dein Entſchluß iſt [illegible]nveränderlich?

„Mauren, lernt endlich den Alonzo de Guzman kennen! Vollzieht das ſchändliche Verbrechen und damit euch kein Zweifel über meinen unerſchütterlichen Entſchluß bleibe, ſo nehmt das Schwert des Vaters, um damit den Sohn ihm zu enthaupten!“

Ohne zu beben hatte der alte Mann ſein Wehrgehänge losgemacht und ſchleuderte mit ſtarkem Arm die treue Waffe hinab zu den Füßen der Geſandten. Noch einen Blick der Trauer warf er auf ſeinen Sohn, wendete ſich dann entſchloſſen und verließ feſten Schrittes den Wall.

Caſtillianer und Mauren ſtaunten zugleich über ſolche Seelengröße, über dieſe erhaben gräßliche Ueberwindung; Caſtillianer und Mauren zugleich begrüßten ihn mit dem Zuruf der höchſten Achtung und Bewunderung. Don Juan jauchzte, weil er damit ſeines Nebenbuhlers ſich entledigt ſah; Aben-Jacob knirſchte, weil er alle Hoffnung auf den Beſitz von Tarifa aufgeben zu müſſen erkannte.

Vater Guzman ſollte noch eine härtere Prüfung beſtehen. Nicht genug, ſeinen theuern Sohn gleich einem Verbrecher gebunden, dem Tod durch Henkershand nahe vor ſich geſehen zu haben, mußte

sein Patriotismus noch das Wehklagen, die herzzerreißenden Thränen, den Jammer und das Bitten einer verzweifelten Mutter bestehen.

Donna Maria Coronel hatte voll edlen Muthes und treuer Hingebung ihren Gemahl an diesen Ort der Bedrängniß und Entbehrung freiwillig begleitet, oft in den bedenklichsten Augenblicken durch ihre Standhaftigkeit und Begeisterung den Muth und die Kampflust der Besatzung aufrecht erhalten und neu belebt. Nur mit Mühe hatte man sie stets davon abhalten können, selbst mit Helm und Harnisch in den Kampf mit auszuziehen. Donna Maria war die Gemahlin eines Helden, selbst eine Heldin. Aber Donna Maria war Mutter eines einzigen heißgeliebten Sohnes und diesen einzigen Sohn sollte sie von Henkershand sterben sehen, während ein Wort des Vaters ihn retten konnte. Der Patriotismus und der Heldenmuth verstummten vor dem ungeheuern Schmerz der Mutter. Sie stürzte zu den Füßen ihres Gemahls, sie umklammerte seine Knie, sie benetzte seine Hand mit ihren Thränen und beschwor ihn bei allem Theuren und Heiligen des Himmels und der Erde, ihr nicht die Freude und den Stolz des Lebens, sich selbst nicht die Hoffnung und Wonn. seiner alten Tage zu rauben. Die Castillaner sendeten ihrem Feldherrn die vorzüglichsten Ritter als Deputation, welche ihm vorstellte, daß er seiner Pflicht längst rühmlichst genügt habe, daß König und Volk weit entfernt, ein so gräßliches Opfer zu verlangen, freudiger diese Veste hingeben,

als den letzten edlen Zweig des edelsten Stammes verloren sehen würden. Sie baten und beschworen ihn, Tarifa zu übergeben und dann mit neuer Macht zu dessen Wiedereroberung heranzurücken.

Der alte Mann blieb unbeugsam, obschon der Mutter Schmerz auch sein Herz gebrochen, die Schleußen seiner Augen geöffnet hatte.

Plötzlich erhob sich ganz Tarifa in wildem Getümmel, Wehklagen, Verwünschungen und Geschrei nach Rache weckten den alten Guzman aus der jammervollen Betäubung seiner Schmerzen. Betroffen, als hätte der Feind schon die Mauern überschritten, eilte der alte Mann auf den Wall. Hoch auf einer Lanzenspitze starrte das abgeschlagene Haupt seines Sohnes ihm entgegen, der Leichnam lag im Staub.

Festen Blickes betrachtete er das gräßliche Schauspiel und sprach ruhig: „Ich fürchtete den Feind schon in der Stadt zu finden. Gott sei Dank, es ist nicht der Fall. Ich habe meine Pflicht gethan!“

Noch einen Blick warf er auf die Leiche seines Sohnes und Thränen füllten seine Augen und der Schmerz beugte das väterliche Haupt. Er kreuzte die Arme auf der Brust, wendete sich und kehrte langsam und wankend in seine Wohnung zurück.

Feierliche Stille der Trauer herrschte in Tarifa. Schrecken und Besorgniß lag schwer über dem Heer der Mauren. Die tapfern, ritterlichen Moslem hatten solche Schandthat von ihrem Feldherrn und

König nicht erwartet, sie fürchteten Allah's Strafe und die rächende Hand des Propheten.

Indessen hatte Don Juan zu seiner Vermählung Alles vorbereitet und Aben-Jacob im wilden Uebermuth die arme Schwester zwingen wollen, über der Leiche ihres Geliebten dem verabscheuten Verräther ihre Hand zu reichen. Zora hatte gelächelt und freundlich ein Ja! dem Bruder zugenickt. Zora lächelte immer, Zora war mild und freundlich wie ein Kind, nur ihr Auge irrte aus den Gebieten gräßlichen Schreckens durch Zorn und Rachelust oft plötzlich wieder auf das trübe Feld der bittersten Wehmuth, zu lachender Verzweiflung. Zora war wahnsinnig. Die Religion ihrer Landsleute gebietet Schonung und Ehrfurcht gegen die Wahnsinnigen, sie betrachtet sie als von Allah Begnadigte, von dem Propheten Begeisterte.

Aben-Jacob und Don Juan trösteten sich mit der Hoffnung, daß das Uebermaß des Schmerzes sich bald verlieren, das Bewußtsein in ihre Seele zurückkehren und ihnen erlauben würde, wenigstens mit Gewalt die Vermählung zu vollziehen.

Zora schritt im bräutlichen Staat durch das Lager der staunenden und überall scheu zurückweichenden Mauren. Leise, gleich flüsternden Tönen der Luftharfe, klangen Verse aus dem Koran von ihren Lippen. Dann pflückte sie wieder Blumen und streute sie mit kindlichem Jubel in die Lüfte und trällerte dazu die heiter blühende Weise eines arabischen Liedes, riß dann plötzlich die Saiten der

Laute ſchrillend entzwei und ſchleuderte das Inſtrument weit von ſich.

Vor Sonnenuntergang gelangte ſie zufällig an die Stelle, wo Pedro's Haupt auf der Lanze ſtak und ſein Leichnam im Staube lag. Lange ſtarrte ſie das bleiche Haupt an, wiſchte ſich oft die Augen, als ſtörte ſie etwas im Sehen, lächelte dann freundlich hinauf, nickte ihm zu, drohte kindiſch und neckte ſich zankend mit ihm. Sie trat näher hinzu, ſah den Leichnam am Boden, ſchüttelte bedenklich ihr Haupt, ſtarrte plötzlich, wie von einem Blitz durchzuckt, auf eine Stelle ſeiner Bruſt, beugte ſich hinab, kniete, öffnete das Koller, zog ein himmelblaues Band weit hervor, ſah Blut an ihrem Finger, wendete den Blick nach dem Haupt auf der Lanze, ſchrie gellend auf und fiel todt über die Leiche des Geliebten.

Die Muſelmänner ſahen in dem plötzlichen Tod der Schweſter ihres Feldherrn das erſte Zeichen des rächenden Fingers ihres Gottes. Don Juan und Aben-Jacob, welche damit alle ihre Pläne geſcheitert ſahen, geriethen in der erſten Aufwallung in heftigen Zank, der beinahe zu offnem Kampf ſich geſteigert hätte. Don Juan, ſeiner ſchönſten Hoffnung durch den Tod der Zora beraubt, verließ unmuthig mit ſeiner Schaar das Lager der Mauren, um anderwärts Abentheuer und Glück zu ſuchen.

Mitternacht lag ſchwarz und ſchweigend über der Erde. In der Stadt und im Lager ſchien Alles im tiefen Schlaf begraben zu ſein. Aben-Jacob wachte,

das Haupt voll trüber Beſorgniſſe und ſtechender Schmerzen. Fruchtlos hatte er ſeinen Heldennamen befleckt, fruchtlos ſeine Schweſter in ein frühes Grab geſtürzt und ſah ſich jetzt weiter als je von dem Ziel ſeiner Wünſche entfernt.

Tönt nicht aus der Ferne verworrenes Gemurmel? Klingt es nicht, als ob dort Schwerverwundete ſtöhnten, dort Sterbende ächzten? Klirren nicht Eiſentritte dumpf durch die Nacht her, blitzt es nicht wie Schwerter durch die Finſterniß? Ja! Santjago und Rache! brüllte es plötzlich vor ſeinem Zelt. Die Caſtilianer ſind durch glücklichen Ueberfall mitten in ſeinem Lager; jetzt lodern ſchon auf allen Seiten die Zelte in Flammen auf. Hunderte liegen erſchlagen in ihrem Blut, Hunderte fliehen nach allen Seiten. Verwirrung, Schrecken, Tumult und Mord überall. Eiſern und unaufhaltſam ſchreitet die Rache einher. Auf das Haupt geſchlagen, vernichtet mußte Aben-Jacob fliehen und den Augenblick verwünſchen, der ſein Leben gerettet hatte, denn ihn ſelbſt, Aben-Jacob den Grauſamen, verwünſchte ganz Morgenland, verließ Allah für immer, verfluchte der Prophet.

Don Alonzo Perez de Guzman zog nach Spanien hinüber, Tarifa's fernere Vertheidigung einem Andern überlaſſend, und beſchloß den Reſt ſeiner Tage in Einſamkeit und Trauer in ſeinem Schloß zu verleben. Bei der Nachricht von der Ankunft des Helden machte ganz Spanien ſich auf. Schon im Hafen, wo er landete, empfing ihn eine ganze Flotte

mit dem freundlichſten, ehrerbietigſten Gruß von dem König Sancho. Alle Städte, durch welche er zog, alle ritterlichen Schlöſſer, welche er auf ſeiner Reiſe berührte, alle Klöſter, an denen er vorüberkam, empfingen und begleiteten ihn mit Jubel, mit glänzenden Aufzügen, mit feierlichen Proceſſionen. Er konnte der Einladung des Königs nicht länger widerſtreben und machte ſich auf, den Hof zu Alcala de Henares mit ſeiner Gegenwart zu beehren. Wie einem Heiligen zog Don Sancho ſelbſt mit allen Großen und Rittern ſeines Hofs, mit allen Prieſtern und Bürgern der Stadt in unabſehbarer Proceſſion zu Fuß bis an das Weichbild ihm entgegen und ſangen Lieder zu Ehren des Helden, und hoben ihn auf den Schild des Königs empor und trugen ihn feſtlich auf ritterlichen Schultern bis in die königliche Burg.

Don Sancho glaubte das Andenken an eine ſolche That auch durch äußere Zeichen ſeiner Dankbarkeit verewigen zu müſſen. Er fügte dem Namen des Helden den Ehrentitel el Bueno (der Gute) hinzu, gab ihm das ganze Gebiet zwiſchen dem Guadalquivir und Guadaleta und ernannte ihn zum erſten Herrn von San Lucas de Barrameda.

Der Himmel ſelbſt ſchien durch eine Art von Wunder die ſeltene Kraft des Mannes auszeichnen und begnadigen zu wollen. Dem Kinderloſen gebar die ehrwürdige Donna Maria Coronel in grauen Haaren noch einen Sohn. Dieſer wurde in der Folge an Ruhm ſeinem Vater beinahe gleich und der

Stammvater des erlauchten Hauses der Medina Sidonia.

Noch einmal mußte der Greis sein Schwert für die Christenheit ergreifen. Seit fünf Jahrhunderten war Gibraltar unüberwindlich in der Hand der Mauren geblieben und stets der Punkt gewesen, an welchem neue Schwärme aus Afrika landeten und die Schiffe der Ungläubigen einen sichern Stützpunkt für ihre Raubzüge hatten. Der Fluch des Sohnesmordes lag schwer auf den Mauren. Sie konnten dem alten Helden nicht widerstehen und mußten diese wichtige Veste nach hartnäckigem Kampf ihm übergeben.

Das höchste Glück, welches dem Helden zu Theil werden kann, sollte das Leben dieses Trefflichen krönen. Ein mächtiges Heer der Mauren hatte bei Algeciras sich gesammelt und drohte von Neuem mit bedenklichem Einfall in die christlichen Staaten. Don Guzman führte das Heer der spanischen Ritter zu dem entscheidenden Kampf. Auch hier siegte sein mächtiges Schwert. Verjüngt stürmte der alte Sieger den Flüchtigen nach, unbekümmert um ihre Anzahl und die Entfernung seiner Freunde. Als glänzender Sieger starb er den Tod des Helden mitten unter den Leichen seiner Feinde.

Auf dem Schlachtfeld von Algeciras, an einem Hügel von Korkeichen, Lorbeeren, Cypressen und Myrthen umgrünt, bleibt jeder Spanier heute noch stehen, schaut ernsten Blickes auf die Höhe, schlägt fromm sein Kreuz und spricht voll edlen spani-

ſchen Stolzes: „dort oben ſchläft Don Guzman el Bueno, der bravſten, tapferſten und edelſten Helden Einer; ein Ritter, wie deren Jahrhunderte nur Wenige hatten; ein Patriot, deſſen Andenken jedes Volk ſegnen muß, deſſen Ruhm ſo unvergänglich ſtrahlt, wie der Ruhm eines Regulus, eines Scipio und Epaminondas!“

VIII.

Nach dreiſſig Tagen ſehen wir uns wieder.

König, König! Dreißig Tage,
Dreißig Nächte voll von Plage,
Dreißig Nächte ſchaudervoll,
Fliegen nicht ſo ſchnell wie Schwalben! —
Biet' für Kräuter, Tränke, Salben
Gold und Perlen, ach, umſonſt!
Leg' ſelbſt auf des Himmels Wage
Allen Glanz vergang'ner Tage.
Laß die Prieſter alle knien —
Mord durch eines Königs Spruch
Bleibt unwandelbar ein Fluch,
Wird vom Himmel nie verzieh'n.

Huerta.

So dunkel war die Nacht, wie man ſeit Jahren nicht erlebt hatte. Ein heftiger Wind pfiff an die Ecken und kreiſchte durch alle Bogen und Hallen, der Regen floß in Strömen nieder und verödete alle Straßen von Valencia. Weit und breit zeigte ſich kein menſchliches Weſen.

Nur ein Bettler war noch auf der Straße und entfloh dem furchtbaren Gewitter unter dem Vorſprung eines Hauſes nahe bei dem königlichen Palaſt. So abſcheulich war das Wetter, daß ſelbſt dieſer an keine Bequemlichkeit des Lebens gewöhnte Unglückliche, unmöglich die Ruhe des Schlafs finden konnte. In düſtere Betrachtungen über ſein trauriges Loos verſunken lullte ihn das gleichförmige Plätſchern und Rauſchen des Regens in eine Art von wirren Traum ein. Das Gewitter ließ nach, ſeltener und minder heftig wurden die Stöße des Windes, kein Regentropfen fiel mehr herab, alle Schreckniſſe der Elemente verſtummten, ſchweigend lag die Nacht voll einſamer Finſterniß auf der Erde.

Ein Geräuſch weckte den Bettler aus ſeinen Träumen. Scharfen Auges blickte er nach dem Ort hin und ſah auf der andern Seite der Straße zwei Geſtalten ſich bewegen und dem Ort ſich nähern, wo er gleich dem Hund in ſeiner Hütte zuſammengekauert am Boden lag.

Als ſie näher herangekommen waren, erkannte er in den Geſtalten zwei tief in ihre Mäntel eingehüllte Männer. Sie blieben ganz nahe am Vordach ſtehen, als erwarteten ſie Jemand; dennoch konnte er bei der dichten Finſterniß ihre Geſichtszüge nicht unterſcheiden. Die Stellung der geheimnißvollen Geſtalten, die Einſamkeit der Straßen und die ſpäte Nachtzeit erweckten Bedenklichkeit und Verdacht. Furcht war es nicht, denn er befand

sich in einer Lage, in welcher man von Dieben nichts zu besorgen hat; aber Neugierde stachelte ihn um so heftiger.

Die Unbekannten schienen ihren Platz verlassen zu wollen, der Bettler durfte sich nicht rühren, wenn er nicht von ihnen bemerkt sein wollte. Er hielt den Athem an sich, als sie zu sprechen begannen, und lauschte begierig auf jede Sylbe und auf jede ihrer Bewegungen, um vielleicht hinter ein wichtiges Geheimniß zu kommen und damit Ersatz für alle Leiden dieser Nacht zu gewinnen.

„Noch kann er nicht heraus sein, es ist kaum eilf Uhr, und gewiß hat ihn das Gewitter verhindert, den Palast zu verlassen und nach Hause zu gehen."

Bei meiner Seele, antwortete der Zweite, es ist eine teuflisch finstere Nacht, aber um so besser für uns! Weißt du wohl, daß ich unsern heutigen Dienst schon für überflüssig hielt? Ich glaubte, die Welt würde noch vor Mitternacht untergehen.

„Uns zu Liebe kam dies höllische Gewitter, denn es hat alle Menschen von der Straße gejagt. Beim Teufel! der Himmel hätte sich uns nicht günstiger bezeigen können, selbst wenn er unser Vorhaben gewußt hätte."

Die Uhr des nahen Thurmes schlug die eilfte Stunde. Die Unbekannten fuhren zusammen, sahen die Straße hinauf und hinab, rückten die Mäntel wieder zurecht und einer lispelte: „Wir müssen jetzt

näher zum Palaſt hin, ſonſt könnte uns der Verräther entwiſchen. Mach' dich bereit, komm!"

Beide ſchlichen vor das Vordach hinaus und zogen ſich vorſichtig an den Häuſern hin näher zu dem königlichen Palaſt.

„Allerheiligſter Joſeph! murmelte der Bettler, indem er ſich bekreuzigte, was führen dieſe würdigen Kavaliere im Schild? Nichts Gutes, denk' ich wohl. — Sie wollen doch nicht gar den König Ferdinand ermorden? Es wäre Jammerſchade, er iſt noch ein ſo junger, lieber Herr. Indeſſen, was geht's mich an? ich werde nicht den Narren machen, mich in anderer Leute Angelegenheiten zu miſchen. Was iſt auch viel Schade um dieſen König? Er ſoll ſich täglich betrinken, während ich täglich faſt vor Durſt ſterbe. Wozu ſoll ich Lärm machen? bringen ſie den König um, ſo findet ſich ſogleich wieder ein Anderer an ſeinen Platz und ich bleibe immer, wer ich bin, für mich iſt's gleichviel unter einem König wie unter dem andern. — Ich ſchweige weislich ſtill, denn muckſe ich nur, ſo wären die beiden edlen Herren wohl im Stande, für meinen guten Willen mir die Liebe und Güte anzuthun, welche ſie für einen weit Vornehmeren im Sinn haben."

Während dieſer klugen und ſpitzfindigen Betrachtungen unſers Philoſophen in Lumpen waren die beiden Mantelträger in der Dunkelheit ſeinem Blick entſchwunden. Nach wenigen Augenblicken hörte er ein dumpfes Getöſe, als wenn etwas Schweres

zur Erde fiel, vernahm ein kurzes Geächze, wie die letzten Laute eines tödtlich verwundeten Sterbenden.

„Gott schütze mich! murmelte der Bettler, sie haben ihren Streich schon ausgeführt und irgend einen armen Sünder zu seinem ewigen Richter geschickt. Gott sei seiner armen Seele gnädig! Sie bedarf gewiß der himmlischen Barmherzigkeit. Vor Allem denken wir daran, daß wir das himmlische Erbarmen nicht bald selbst anrufen müssen."

Plötzlich kamen die zwei Mantelträger wieder zurück und flüchteten sich unter das Vordach.

Verbergen wir uns hier! sprach der Eine mit heftig bewegter Stimme. Fliehen wir jetzt, so könnten wir Verdacht erregen, und obgleich die Straßen leer scheinen, dennoch auf irgend jemand stoßen, der —

„Aber glaubst du denn, antwortete sein Gefährte, daß wir unter diesem Vordach sicher sind?"

Warum denn nicht? Es ist ja so finster, daß man kaum zwei Schritte weit sieht.

Das merk' ich wohl, sprach der Bettler bei sich selbst, indem er sich so klein als möglich machte und fest an die Mauer sich drückte.

„Aber, wenn man nun die Nachsuchungen beginnt?"

Bah! Kein Mensch wird daran denken, daß wir noch hier in der Nähe sind; bleiben wir hier ganz ruhig, so sind wir außer aller Gefahr.

„Haben wir denn wohl tief genug gestoßen, daß er auch gewiß nicht wieder aufwacht?"

Mein Arm hat noch nie gezittert, Zorn und Rache für ſolche Beleidigungen verdoppelte meine Kraft. Fürchte nichts, unſer Feind hat jetzt ſchon ausgelebt.

„Dem Himmel ſei Dank, wir ſind gerächt!“

Ja, und das einzige Hinderniß, welches ſich dem Glück der Carvajal in den Weg ſtellte, iſt beſeitigt.

In dieſem Augenblick ließ ſich ein großes Geräuſch vom Palaſt her hören. Fackeln kamen auf die Straße, flackerten zwar und erloſchen theilweiſe im heftigen Luftzug, beleuchteten aber doch eine immer zahlreicher werdende Menſchenmenge.

„Alles wohl überlegt, ſprach Einer der Mörder, ſo thun wir ohne Zweifel beſſer, jetzt hier hervorzutreten, das Fackellicht könnte uns einen fatalen Streich ſpielen.“

Gewiß, antwortete der Zweite, iſt der erſte Schrecken vorüber, ſo wird gewiß das ganze Stadtviertel durchſucht.

Vorſichtig verließen ſie ſogleich ihren Verſteck, drückten ſich ſachte an den Häuſern hin und entflohen dann eiligſt durch das Dunkel der Nacht.

„Allerheiligſter Joſeph! murmelte der Bettler ganz ſtarr vor Schrecken, wer hätte ſich denken können, daß die Brüder Carvajal Meuchelmörder werden ſollten? Da kann man doch ſehen, wie ſehr ein Menſch ſich verändern kann. Wahrlich, es dürfte mich nicht mehr wundern, wenn ich ſelbſt einmal auf die ſchlechte Seite mich neigte.“

Jetzt nahte ſich das Fackellicht dem Vordach.

„Nach dieſer Seite müſſen die Mörder geflohen ſein," ſprach eine Stimme.

Durchſucht Alles genau, rief eine andere, durchſpäht jeden Winkel, vielleicht verſuchen die Schurken unter dem Mantel der Dunkelheit in der Nähe ſich zu verſtecken.

„Unter dem Vordach ſteckt Etwas, bemerkte der Erſte, paßt wohl auf, ich glaube gar das iſt ein Hund."

Ja, und zwar der elendeſte von allen Hunden, dachte der Bettler.

Ein Fackelträger trat näher hinzu, ſchob die flammende Leuchte in den Vorplatz, daß ſie den ganzen Raum erhellte, und ſchrie, erſchrocken zurückfahrend: gerechter Himmel, es iſt ein Menſch, einer der Mörder! der Spitzbube ſtellt ſich zwar als ob er ſchliefe, aber dieſe Liſt ſoll ihm nicht gelingen. Heilige Jungfrau! ſeht nur dies Galgengeſicht. Haltet ihn feſt, kein Zweifel mehr, er iſt einer der Mörder.

Holla! mein Geſelle! ſteh' auf! Na! Soll ich dich mit der Hellebarde kitzeln, daß du lebendig wirſt, wie Queckſilber? Der Galgenſtrick ſcheint hier in der Gegend wirklich gut bewandert zu ſein, ſeht nur, wie trocken er ſich gebettet hat!

Sehr wenig erfreut über die Wendung, welche das ganze Ereigniß genommen hatte, erhob ſich der Bettler und ſuchte mit folgender Rede, im rührendſten Ton gehalten, aus ſolcher Verlegenheit wieder loszukommen: Edelſte Herren und tapferſte Caballeros, beim Heil eurer Seele beſchwöre ich

euch, urtheilt nicht voreilig nach dem Schein und erlaubt, daß ich den Irrthum euch benehme. Ich bin kein Mörder, sondern nur ein armer Teufel von Bettler. Und was mein Bett hier betrifft, so habe ich die Ehre, euch, edle Herren, zu versichern, daß ich solches nicht freiwillig zu meinem Lager erkiesen habe und ich schwöre euch, daß ich ein besseres Bette vorgezogen hätte, sofern es mir nur möglich gewesen wäre, ein solches aufzutreiben.

„Hört mir einmal diesen heillosen Sünder! Glaubt der Kerl uns mit schönen Worten bethören zu können. Nichts da! wir haben feine Nasen, wir wittern alle Spitzbuben auf tausend Schritte."

Meine guten und sehr liebenswürdigen Herren, ich bin keineswegs gesonnen, die Feinheit eurer Nasen in Abrede zu stellen, aber beriecht mich auch zehnmal hinten und vorne, so werdet ihr doch nichts Spitzbubenähnliches an mir finden. Nein, meine besten Herren, so wahr ich auf die Gnade des Himmels hoffe, ich bin so unschuldig wie ein neugebornes Kind.

„Lari Fari! das ist das Lied aller Galgenvögel. Du sollst uns keine Nase drehen. Frisch, bindet ihn!"

Allersanftmüthigste und holdeste Herren, behandelt mich mit einiger Schonung und ich hoffe, euch dafür zur Entdeckung der Mörder verhelfen zu können.

„Wirklich? Nun, zum Glück haben wir wenigstens Einen davon schon entdeckt; übrigens hast du noch etwas zu sagen, so sag' es nur dem König selbst."

Dem König! Wie? Lebt denn der gute König noch? Der Himmel sei gepriesen!

„Was will denn der Narr? Freilich lebt der König noch, so gesund an Leib und Seele, daß er heute noch dir den Galgen anweisen kann.“

Mein Gott! Wie mich das freut. Alles will ich gern bekennen.

„Das ist ein wahres Glück für dich, denn andern Falls haben wir allerliebste Mittelchen in Bereitschaft, um deine Zunge bald gelenk zu machen. Jetzt fort mit ihm!“

Im Triumph führte die bewaffnete Schaar den Bettler nach dem Palast. Hundert Lichter und Fackeln verbreiteten überall Tageshelle, Hunderte von Neugierigen drängten sich, um den Gefangenen zu sehen, das Geschrei: „der Mörder ist gefangen!“ tönte bis zu den Ohren des Königs hinauf.

Man führte ihn in eine große Halle, um ihn dem Sterbenden gegenüber zu stellen; aber es war zu spät, der Tod hatte diesem bereits die Augen geschlossen.

Der so heimtückisch Ermordete war der Günstling des Königs, ein wackrer, junger Mann aus einem berühmten Haus. Seine ganze Familie stand vordem schon in hohem Ansehen, aber seiner wichtigen Dienstleistungen wegen, war dem König dieser junge Mann vor Allen theuer und täglicher Genosse aller seiner Beschäftigungen und Vergnügungen.

Auf das Heftigste betrübt und erbittert, hatte der König die schärfsten Befehle zu Verfolgung der

Mörder gegeben und hoch und theuer geſchworen, keinem von ihnen Gnade angedeihen zu laſſen. Als auf Benavides Fall und Geſtöhne die Schloßwächter herbeigeeilt waren, fanden ſie ihn ſchon ſo ſchwach und abgeſtorben, daß er kaum noch, von zwei Männern ermordet worden zu ſein, andeuten konnte.

Ueber die Leiche hingebeugt, ſtand der König mit den ſchmerzlichſten Thränen der Freundſchaft im Auge. Von Neuem entflammte ſich ſein Zorn, als ihm gemeldet wurde, daß eine der ausgeſendeten Schaaren bereits zurückgekehrt ſei, einen Verdächtigen mit ſich bringe, welcher dem König Wichtiges entdecken wolle und jedenfalls von dem Thatbeſtand genauer unterrichtet ſein müſſe. Der König befahl, ihn ſogleich vorzuführen und herrſchte den Eintretenden an: Kennſt du den Ermordeten?

„Ja, mein König, antwortete der Bettler. Es iſt der edle Don Benavides, ich ſah ihn oft und empfing manche Wohlthat aus ſeiner Hand.“

Dein Name?

„Diego Raposo, mit eurer Hoheit huldreichſter Erlaubniß.“

Wie kommt's, daß du zur Nachtzeit in der Gegend meines Schl ſſes umherſtreichſt?

„Mein König, einzig und allein, weil ich nirgend anders ein Unterkommen finde.“

Weißt du Näheres über den Mord?

„Das Allernächſte weiß ich, die Brüder Carvajal ſind die Mörder!“

Bei Nennung dieſes Namens erbebte der König im höchſten Zorn, Röthe flammte in ſeinem Antlitz auf, ſein Auge funkelte, klirrend ſtieß er ſein Schwert gegen den Boden; den Ermordeten ſtumm anſtarrend, gebo[illegible] dem Bettler weiter zu erzählen. Diego Rapoſo berichtete getreulich Alles, was er dieſe Nacht erlebt hatte, und beſtätigte damit nur, was des Königs Haß gegen die Carvajal geahnet hatte und ihre bekannte Feindſchaft mit Benavides ohnehin nicht unwahrſcheinlich machte.

Mein theurer Benavides, ſprach der König, ſchlafe ruhig, ſchnell und glänzend ſoll Rache dir werden!

Er befahl, den Diego Rapoſo in einem Kerker wohl zu verwahren und der Brüder Carvajal ſich augenblicklich zu bemächtigen.

Dieſe Carvajal waren zwei junge Ritter des edelſten Stammes, mit Benavides dem Günſtling ſtets verfeindet, daher dem König ſelbſt immer verhaßt geweſen. Ein alter Zwieſpalt zwiſchen beiden Familien hatte den Widerwillen gegenſeitig begründet und neu hinzukommende Urſachen ſchärften ihn täglich. Die hohe Gunſt, womit der König den Benavides beehrte, erregte die Eiferſucht des ganzen Adels und ſtachelte vor Allen die Brüder Carvajal. Ueberdies liebte der Aeltere mit glühender Leidenſchaft Donna Violante, die Schweſter von Benavides, und dieſer hatte bis jetzt, trotz der heftigſten und treueſten Gegenliebe der Schweſter, die Vereinigung ſtets zu hintertreiben gewußt.

Benavides hatte bei mehrern Gelegenheiten ſeinen entſchiedenen Haß gegen die Carvajal offen kundgegeben. Er hatte ſogar ſeiner Schweſter Donna Violante jeden Verkehr mit ihrem Geliebten auf das Strengſte unterſagt und mit heftigem Trotz gegen ſie einſchreiten wollen, ſobald er davon überzeugt geworden, daß ſie ſein Verbot nicht ſehr ſtreng beachtet hatte.

Hierüber waren die beiden ergrimmten Feinde ſo heftig an einander gerathen, daß ſchon die Degen aus der Scheide fuhren und der Tod des Einen unvermeidlich ſchien, als glücklicherweiſe ihre beiderſeitigen Freunde ſich dazwiſchen legten. Carvajal ſchwur ſich zu rächen und Benavides neu genährte Feindſeligkeit harrte begierig einer neuen Veranlaſſung, gegen die Verhaßten mit aller Wuth losbrechen zu können.

Alle dieſe Umſtände und Verhältniſſe waren ſattſam bekannt und erweckten jetzt bei dem König und bei dem ganzen Hof das ungünſtigſte Vorurtheil gegen die Brüder Carvajal; um ſo mehr, als die Ausſage des Diego Raposo vollen Verdacht beinahe begründete.

Man hatte ſogar am Morgen vor der Ermordung des Benavides den ältern Carvajal um den Garten ſeines Feindes ſchleichen ſehen. Die beſtändige Abweſenheit des Benavides, der beinahe immer bei dem König verweilte, hatte ihm abermals Gelegenheit verſchafft, die geliebte Violante zu beſuchen. Er hatte ſie bereden wollen, einen großen

Entschluß fassend, dem Despotismus ihres Bruders sich zu entziehen. Aber Violante hatte seine Ankunft nur mit Schrecken bemerkt, mit den zärtlichsten Worten, mit Thränen im Auge und zitternd ihn beschworen, daß er sogleich wieder sich entfernen solle.

„Theurer Carvajal! sprach sie in schmerzlichster Aufregung, der Himmel selbst hat sich gegen unser höchstes Glück entschieden. Sogar für eure Sicherheit muß ich zittern, flieht aus der Stadt, flieht, bevor jede Möglichkeit zur Rettung euch geraubt wird!“

Eure Furcht, theure Violante, antwortete lächelnd Carvajal, übertreibt die Gefahr, ich fürchte keine Ueberraschung und für jeden Fall habe ich stets meinen guten Degen an der Seite.

„Wie könnt ihr darüber scherzen? O nehmt die Sache nicht so leicht, sprecht nicht so bitter, bedenkt, daß es mein Bruder, mein einziger Schutz auf dieser Welt ist, dem euer Degen droht. Beruhigt euch, hört meine Bitte, entsagt euerm heftigen Groll!“

Geduldig soll ich also den Hohn und die Verachtung dieses Uebermüthigen ertragen, weil er euer Bruder ist? Dieser Zufall hat ihn schon allzuoft meiner gerechten Rache entzogen; aber die Geduld eines Mannes von Ehre muß ihre Grenzen haben, wenn nicht sein eigner Ruf darüber verloren gehen soll. Die täglich erneuerten Beleidigungen dieses Benavides erschöpfen auf das Grausamste

meine Geduld und zwingen mich, ihm gegenüber endlich nur noch an die Ehre meines Namens zu denken. Könnt ihr vergessen, Violante, mit welchem übermüthigen Spott er meine Bitte um eure Hand zurückgewiesen hat? Ein Benavides mich verachten! Erröthen muß ich ob solcher Schmach! Ist das Blut in seinen Adern etwa reiner und edler, als das meinige? Nein! Stehe ich etwa an wahrhaft ritterlichen Tugenden und Ansprüchen ihm nach? Nein! Nein! dem Himmel sei Dank, nein! Woher kömmt also solcher Hochmuth? Weil er der Günstling eines Königs geworden, eines schwachen Königs, dessen Lastern zu schmeicheln, dessen Ausschweifungen zu theilen er nicht erröthet. Wahrlich, dies sind sehr ehrenvolle Ansprüche, um die Verbindung mit einem Carvajal ausschlagen zu dürfen!

„Ja, theurer Freund, ihr habt ein Recht euch zu beklagen, aber beruhigt euch um meiner Liebe willen, gönnt mir wenigstens den Trost, daß ich nicht stündlich für euer oder für meines Bruders Leben zittern muß. Wisset denn: die Gefahr vermehrt sich mit jeder Stunde, man sinnt auf einen Plan euch die Freiheit zu rauben, der König denkt noch immer mit Grimm daran, daß ihr im Streit um diese Krone einst die Partei des Alonzo de la Cerda ergriffen habt. Offen kann euch der König nicht zu Leibe, aber eure unvorsichtige Heftigkeit wird ihm gewiß einen Vorwand verschaffen, und mein Bruder wird wahrlich nicht zögern, eine solche Gelegenheit herbeizuführen. Darum hört die Bitte

eines treuen Herzens, folgt dem Rath der zärtlichsten Liebe, verlasset Valencia für einige Zeit und baut ganz auf meines Herzens Liebe und Treue.

„Wie oft mußte ich diese Sprache schon hören. Der Gedanke, euch den Launen eines Bruders bloßgestellt zu sehen, ist mir tausendmal schrecklicher, als alle verrätherischen Pläne eines Königs und seines Günstlings mir werden können. Indessen beruhigt euch, ich will eurer Bitte nachgeben, ich will abreisen, aber, so mir Gott gnädig ist, mich eines Tages furchtbar rächen für all' die schweren Kränkungen."

Nicht also, theurer Freund! Von Rache sprecht ihr in so finsterm Ton und bedenkt nicht, wie tief ihr damit das Herz der Geliebten verwunden müßt. Laßt euch besänftigen, erweichen von meinen Thränen, verlaßt Valencia nur für drei Monate und gewiß wird Alles wieder gut werden.

„Ja, ich will diese verhaßte Stadt verlassen, aber vielleicht wird Violante einst den Tag, an welchem sie mir solchen Rath gegeben hat, verwünschen. Lebt wohl, der Himmel allein kann wissen, ob wir hienieden uns jemals wiedersehen."

Freund, mein Freund! eure Worte machen mein Herz erstarren, ihr habt Grausames, Verzweifeltes vor. Bleibt, o bleibt! Lieber will ich tausendmal den Zorn meines Bruders ertragen, als euch so finster von mir scheiden sehen.

„Lebt wohl, Violante! wiederholte Carvajal sanfter, es ist gut, daß wir uns trennen. Der

Himmel weiß, wozu mein ſo ſchwer gekränktes Herz mich hätte verleiten können. Lebt wohl!“

Mit dieſen Worten empfahl er ſich ſchnell und eilte davon. Die arme Violante blieb einſam, allen Beſorgniſſen und Schmerzen überlaſſen. Der ſeltſame Ton, die geheimnißvollen Worte ihres Geliebten, ſein ganzes finſteres Weſen erfüllten ihr Herz mit Bangigkeit und ſchweren Ahnungen.

Von der Geliebten weg eilte Carvajal zu ſeinem Bruder, den er eben ſo zärtlich liebte, wie er von ihm geliebt wurde.

„Alonzo, begann er heftig bewegt, ich folge nun deinem Rath und verlaſſe dieſe unglückſelige Stadt.“

Dem Himmel ſei Dank, mein theurer Bruder, daß endlich deine Vernunft über dieſe bejammernswerthe Liebe ſiegt. Ich baute ſtets auf deinen edlen Stolz und war überzeugt, daß er eines Tags dieſe unwürdigen Bande der Sklaverei abſchütteln würde. Nie hätte der übermüthige Benavides ein Mittel gewinnen ſollen, die Carvajal auf ſolche Weiſe zu demüthigen. Doch der Himmel bewahre mich, dir Vorwürfe machen zu wollen; vergeſſen wir Alles, was geſchehen iſt, denken wir lediglich mit Beſonnenheit an Alles, was geſchehen muß. Wann verlaſſen wir Valencia?

„Dieſe Nacht noch, wir haben die größte Eile. Nach Toro müſſen wir, wo der größte Theil unſerer Genoſſen verſammelt iſt. Der König könnte leicht auf den Gedanken kommen, uns zu verfolgen.

Daher müssen wir uns in den Stand setzen, ihm widerstehen zu können."

Was fällt dir ein? Seltsames Gerede! Sollte Ferdinand etwas Feindseliges gegen uns im Schilde führen?

„Ich weiß nicht ob ja, ob nein, ich weiß selbst nicht was ich sage! Im Kopf und Herzen läuft mir Alles wild durcheinander, Liebe und Rachsucht, Scham und Unmuth zerfleischen mein Innerstes. O, mein Bruder! wärst du mir nicht zur Seite, so hätte ich nur meine Verzweiflung zu Rathe gezogen. Beim ewigen Gott! Benavides soll nicht länger ungestraft die Carvajal verhöhnen!"

Benavides wird in dem Augenblick, wo er es am wenigsten erwartet, gezüchtigt werden. Es ist kein kleines Verbrechen, der Günstling eines Königs zu sein, denn Tausende leben allerwärts, denen am Sturz und Fall eines Solchen gelegen ist. Er stirbt bald, und —

„Still, mein Bruder, hier kömmt unser Feind."

In diesem Augenblick schritt Benavides an den beiden Brüdern vorüber und grüßte sie mit den unverkennbarsten Zeichen des Hochmuthes, des Hasses und der Verachtung. Der ältere Bruder griff wüthend nach dem Degen, nur mit Mühe konnte der Jüngere ihn zurückhalten, indem er ihm zuflüsterte: „noch nicht, mein Bruder! Geduld, die günstige Gelegenheit wird bald sich zeigen."

Mehrere allmälig sich enthüllende Umstände schienen alle Aussagen des Bettlers Diego Raposo

zu bewahrheiten und die Schuld der Brüder Carvajal beinahe unzweifelhaft zu machen. Hatte noch irgend jemand dagegen ein Bedenken gehabt, so verschwand solches gänzlich bei der Nachricht, daß beide Brüder entflohen seien.

Die zu ihrer Gefangennehmung von dem König abgesendeten Trabanten hatten sie nicht mehr gefunden und die Nachricht erhalten, daß sie seit Anbruch der Nacht verschwunden seien. Ganz Valencia wurde eifrigst durchsucht, alle Wohnungen und Schlösser rings um die Stadt auf das Genaueste durchstöbert, aber nirgends war ein Carvajal zu finden.

Kaum hatte Violante die schreckliche Ermordung ihres Bruders erfahren, als sie selbst in der Erinnerung an ihr Gespräch desselben Tages, den Geliebten für schuldig hielt und für ihre Pflicht erachtete, dem König Alles zu enthüllen. Wer bis jetzt noch im geringsten an die Unschuld der Brüder geglaubt hatte, der überzeugte sich durch die Erklärung der Donna Violante von dem Verbrechen. Das Volk schrie Rache, alle Edlen und Ritter waren tief empört über so unritterlichen Mord, der König selbst schnaubte nach Blut und Rache. Mit Benavides Tod war sein eignes Herz getroffen, er hatte den Ritter wahrhaft geliebt.

Ueberdies erwachte in Ferdinand's Seele von Neuem der nie ganz erstorbene politische Haß gegen das Haus Carvajal, welchem er niemals Vertrauen schenken, noch das im Königreich genossene Ansehen

gönnen konnte. Er wußte sehr wohl, daß der ganze Anhang des Alonzo de la Cerda gegen ihn rastlos verschworen, nur auf eine Gelegenheit lauerte, von Neuem loszubrechen, den Kampf um den Besitz der Krone von Neuem zu beginnen. Das Wort der Verzeihung hatte er öffentlich ausgesprochen, aber sein Herz konnte nicht vergessen, seine Besorgniß und sein Verdacht nie schlummern.

Die Carvajal waren gewissermaßen die Häupter jener Partei, mächtiger durch das Ansehen, in welchem beide Brüder standen, als durch Reichthum und Grundbesitz. Gewinnen hätte sie der König niemals können, darum mußte er stets trachten sie zu vernichten. So vereinigte sich der Schmerz über den Verlust des Freundes mit der politischen Rücksicht, um Ferdinand unversöhnlich zu machen und rastlos ihn anzuspornen, diesen günstigen Augenblick zu benutzen und um jeden Preis seiner beiden Erzfeinde sich zu bemeistern.

Geraume Zeit waren alle seine Nachforschungen vergeblich. Der Hof von Portugal hatte sich bis jetzt immer zum Beschützer aller spanischen Rebellen aufgeworfen und mit großer Freigebigkeit jeden Flüchtigen aufgenommen und ausgestattet. Dort suchte man auch die beiden Carvajal, bis der letzte der königlichen Kundschafter zurückgekehrt war, ohne sie gefunden zu haben.

Der Zufall war mächtiger, als des Königs Schlauheit. Bei einer Jagd hörte Ferdinand durch einen Bauer, daß beide Brüder Carvajal lustig und

guter Dinge in der kleinen Stadt Martos lebten. Dieſes Städtchen war längſt berühmt durch ſeinen ſtets wachen Geiſt des Widerſpruchs und des Aufſtandes gegen den Willen und die Rechte des Königs. Wer je unzufrieden war und Luſt bezeigte ſein Müthchen zu kühlen, ungeſtraft ſeinen König zu ſchmähen und Ränke zu ſchmieden, der ging nach Martos. Damals gerade hatten ſich eine Menge junger Edelleute der feindlichen Partei dort verſammelt und unter dem Vorſitz der Brüder Carvajal manche Zuſammenkunft gehalten, welche zwar offne Feindſchaft nicht äußerte, aber dem König nichts weniger als wohl wollte.

Ferdinand's Plan war ſchnell und klug entworfen und wurde eben ſo raſch und beſonnen ausgeführt. Unter dem Vorwand, einige Zeit in Sevilla reſidiren und dort glänzende Ritterfeſte geben zu wollen, verſammelte er in Eile tauſend Reiter um ſich und wählte ſolche aus der großen ritterlichen Verwandtſchaft und Freundſchaft des ermordeten Benavides. Er zog auch wirklich unter Sang und Klang mit dieſer Schaar auf der Straße gegen Sevilla ab und ſendete zu gleicher Zeit an alle Edlen des Landes Einladungen zu Turnieren und Banketen in jener Stadt. Aber unvermuthet brach er in einſamer Gegend von jener Richtung ab und flog durch Wälder und über Berge pfeilſchnell nach Martos, welches er von allen Seiten umſtellte.

So plötzlich und unerwartet kam er in dieſer Stadt an, daß kein Menſch ihn nur von Ferne

ahnete, bis ſeine Bewaffneten in die Häuſer eintraten.

Die Brüder Carvajal ſaßen mit einer Menge ihrer Freunde beim fröhlichen Schmaus verſammelt, als plötzlich der ganze Saal mit Bewaffneten ſich füllte und einige derſelben mit blankem Schwert gegen die beiden Brüder anrückten.

„Wer iſt der Unverſchämte, ſchrie der ältere Carvajal unwillig, der ſolchen Scherz ſich erlauben kann? Wer hat euch ermächtigt, bewaffnet in dies Haus zu treten?“

Der Befehl des Königs, antwortete feſt Don Mendo Benavides, ein Vetter des Ermordeten, und unnütz wäre aller Widerſtand, darum fügt euch und folgt mir zu ſeiner Hoheit.

„Und was kann König Ferdinand von uns wollen? frug Alonzo Carvajal mit bitterm Lächeln, ich denke doch, der König hätte eine höflichere Weiſe, uns Edle einzuladen, erſinnen können.“

Die Art der Einladung iſt ganz für ſolche Gäſte geeignet, erwiederte Don Mendo voll Verachtung. Wozu länger zandern? Nehmt die Gefangenen in Gewahrſam!

Gefangen! im Namen des Königs gefangen? ſprach der junge Lara; welches Verbrechens beſchuldigt man meine edlen Freunde?

Ei, Gennor de Lara, rief Benavides, wird euer böſes Gewiſſen ſchon rege? Thut es euch leid, daß Ferdinand's Klugheit die Geheimniſſe von Martos ſo ſchlau durchſchaute? Schmerzt es euch,

daß ſeine plötzliche Ankunft ſo ſchnell alle Pläne des Hochverraths vernichtet?

Des Hochverraths! ſchrie Lara voll Stolz; hätten wir daran gedacht, ſo wären wir wohl nicht weniger ſchlau geweſen, als dieſes Königs ſo hochgerühmte Klugheit. Ein niedriger Bube iſt, wer ſolcher Dinge uns beſchuldigt!

Zum Streiten bin ich nicht hieher gekommen, fiel Benavides trocken ein, ſondern erſchienen, um die beiden Verbrecher Carvajal vor den König zu führen.

Verbrecher?! ſchrie Carvajal.

Euer Gedächtniß ſcheint nicht ſehr treu zu ſein, man muß ihm wohl zu Hülfe kommen, ſpöttelte Don Mendo. Aber ſogleich wendete er ſich voll Ernſt an die Verſammlung mit den Worten: ja, meine edlen Herren und Ritter, dieſe beiden wackern Kavaliere haben ſich eines gemeinen und niederträchtigen Mordes ſchuldig gemacht.

„Verflucht ſei die Zunge, die eine ſo teufliſche Lüge ausſpricht!“ ſchrien ſtolz beide Brüder.

Dieſe ſchwere Anklage gab das Zeichen zu der wildeſten Verwirrung im Saal. Die ganze Verſammlung hatte vermuthet, daß der König politiſcher Dinge wegen die Brüder Carvajal gefangen nehmen wollte. Obgleich dunkle Sagen über die geheimnißvolle Ermordung des Benavides bis hieher gedrungen waren und der Verdacht gegen die Carvajal auch hier ſchon leiſe ſich ausgeſprochen hatte, ſo waren doch alle Ritter weit entfernt, ihre Ge-

noſſen einer ſolchen Schlechtigkeit für fähig zu halten. Allein jetzt ſahen ſie ſich wohl genöthigt ernſtere Betrachtungen über die ganze Geſchichte anzuſtellen, und fragen mußten ſie ſich: würde wohl der König ohne genügende Gründe zu ſo gewaltthätigen Maßregeln ſich verleiten laſſen? Würde er es wagen, einen Ritter ohne Beweiſe des Verbrechens in unritterliche Haft zu nehmen?

Die Gefangennehmung der Carvajal erregte ungeheures Aufſehen zu Martos. Alle gegen ſie vorgebrachten Beweiſe ſprachen für ihre Schuld. Wie ſehr man ſie auch beklagen mochte, ſo mußte doch jeder die Maßregeln des Königs billigen. Wie ſtandhaft die beiden Brüder auch jede derartige Beſchuldigung von ſich abweiſen mochten, ſo mußte doch die Maſſe von Indizien nur allzudeutlich gegen ſie ſprechen.

Unerſchrocken und ruhig traten die Carvajal vor den König. Einige betrachteten dies als die Ruhe und Harmloſigkeit der Unſchuld, Andere als den Uebermuth Hochgeſtellter und Viele als die Gefühlloſigkeit eingefleiſchter, verhärteter Verbrecher.

Der König empfing ſie mit der ganzen Strenge und Herbheit eines unverſöhnlichen Richters gegen überwieſene Verbrecher.

„Den Himmel rufen wir zum Zeugen an, ſprach feierlich der Aeltere, daß wir unſchuldig ſind an dieſem ſchwarzen Verbrechen! Wer und wo iſt unſer Ankläger? Man ſtelle ihn vor unſer Angeſicht,

daß wir der Verleumdung, der Lüge ihn überführen können."

Ein eigentlicher Ankläger war nicht verhanden, alſo mußte der Bettler Diego Rayoſo ſeine Ausſage Angeſichts der Beſchuldigten wiederholen. Er konnte zwar keineswegs behaupten, daß die ihm gegenüberſtehenden Bruder Carvajal wirklich dieſelben Männer ſeien, welche er in jener Nacht unter dem Vordache geſehen hatte; allein bekennen mußte er, daß ihre Größe und der Ton ihrer Stimmen ſo ziemlich dieſelben ſeien. Andere Zeugen wurden vorgeführt, um durch Anführung vieler Thatſachen zu erhärten, daß zwiſchen den Brüdern Carvajal und dem Ermordeten ſtets eine heftige Feindſchaft geherrſcht hatte. Als Alle gehörig vernommen waren, rief der ältere Carvajal voll Unwillen aus: „Gerechter Himmel! auf ſo läppiſches Gerede hin will man zwei caſtiliſche Ritter vor ein peinliches Gericht ſtellen? Mein König, wie ſehr ihr auch gegen unſer Haus eingenommen ſein möget, ſo könnt ihr doch unmöglich uns Beide für feig genug halten, zu ſolch niederträchtigem Mittel der Rache unſere Zuflucht zu nehmen. Stand es nicht in unſerer Macht, dieſen Benavides offen zu fordern? War vielleicht ſein Arm kampfgeübter, ſein Herz muthiger als das meinige? Warum ſollte ich ihn heimtückiſch im Finſtern ermorden, da ich ihn eben ſo leicht am hellen Tag tödten konnte?"

Weil ihr die Folgen einer ſolchen That fürchtetet, weil ihr wußtet, wie ſehr euer König dieſen

Benavides liebte! Hinlänglich bewiesen ist euer Verbrechen und alle schön klingenden Worte vermögen nicht gegen solche Wahrheit aufzukommen. Nein, Verräther! mit dieser schändlichen That habt ihr eure schmachvolle Laufbahn beschlossen. Oft schon hatten euer meuterischer Geist, eure staatsverrätherischen Ränke mit den Feinden meines Hauses das königliche Rachеschwert zur Strafe aufgefordert, stets hatte meine Großmuth euch verziehen. Da meine Milde nur Antrieb zu stets größeren Verbrechen wird, so muß ich heute als schonungsloser Richter hier erscheinen. Hört euer Urtheil.

„Unser Urtheil? Womit wäre unsere Schuld erwiesen?“

Mehr als hinlänglich! So bereitet euch denn, die schwerverschuldete Züchtigung zu empfangen. Von der Spitze des Felsens der Verbrecher werden sie Beide lebendig in den Abgrund gestürzt, dort zerreiße der Henker ihre Leichname und werfe sie den wilden Thieren und Raubvögeln zur Beute vor, so ist mein königlicher Wille und das Recht des Landes. Führt sie auf den Richtplatz!

Alle Umstehenden schauderten bei diesem Spruch zurück, die Brüder bebten zwar zusammen, erholten sich aber augenblicklich wieder und vergaßen keinen Augenblick ihre Würde als tapfere Männer und Ritter.

Alonzo Carvajal trat voll edlen Anstandes hervor und begann voll Unwillen: „Ferdinand von Castilien, du hast grausam und ungerecht geurtheilt. Vermuthungen und Wahrscheinlichkeiten sind keine

Thatſachen und keine Beweiſe. Auf das Gerede eines Bettlers hin, einiger bei Nacht aufgefangenen Worte wegen, willſt du über zwei Ritter ein Todesurtheil fällen? Entſage ſolcher Ungerechtigkeit und Anmaßung! Als Granden von Caſtilien verlangen wir ein offnes und ehrliches Gericht von Granden. Nur Gleiche können den Gleichen richten, ſagt Caſtiliens Geſetz. Dies Geſetz, dies uralte, heilige, rufe ich an; wagſt du mit Gewalt es zu verletzen, ſo begehſt du einen ſchändlicheren Mord, als der iſt, deſſen man uns beſchuldigt.

Gehorcht dem königlichen Willen! Fort mit den Verbrechern, der Henker übe ſchnell ſein Amt!

„Wohl denn, Tyrann von Caſtilien, wir fallen nicht als Verbrecher, ſondern als Opfer unſerer Liebe für die Gerda und unſers Haſſes gegen die Benavides. So wahr wir Chriſten ſind, ſo wahr die heilige Jungfrau unſers Erlöſers gebenedeite Mutter iſt, ſo wahr Santjago Spanien beſchirmt: wir ſind unſchuldig an dieſem Mord!“

Die ganze Verſammlung ſchauderte. Erröthend, ob aus Scham, ob aus Zorn, konnte keiner errathen, ſtand der König wie bezaubert und ſtarrte vor ſich hin. Feſt und ruhig betrachtete ihn Carvajal und begann dann mit tiefem Ernſt und feierlicher Stimme:

„König Ferdinand von Caſtilien, du begehſt heute einen frevelhaften Mord; heute noch fallen unſere Leichen den Vögeln zur Beute, aber heute noch ſtehen unſere Seelen vor dem ewigen Richter.

Ich fordere dich auf, König von Castilien, nach dreißig Tagen von der Stunde unsers Todes an vor Gottes Thron zu erscheinen, um Rechenschaft abzulegen über den Gebrauch deiner Gewalt und über die Ermordung zweier Ritter. König von Castilien, wir sterben heute, aber nach dreißig Tagen sehen wir uns wieder!"

Sichtbar schauderte der König zusammen, aber schnell sich aufraffend gebot er durch einen Wink, seinen Befehl zu vollziehen und eilte hinaus.

Stummer Schrecken lag schwer auf der ganzen Versammlung, mit geheimnißvoller Scheu starrten Alle den Verurtheilten nach, welche ruhig und voll männlicher Würde inmitten ihrer Wächter den Saal verließen. Viele bekreuzigten sich und murmelten Gebete.

Die ganze Stadt wimmelte von Bewaffneten, alle Anstalten waren getroffen, um jeden Versuch der Anhänger des Hauses Carvajal zur Rettung der Brüder zurückzuweisen. Nicht minder beflissen, durch ein eignes Geständniß der Verurtheilten ihre Schuld vor aller Welt unwiderlegbar zu beurkunden, hatte der König die ganze Priesterschaft der Hauptstadt in Bewegung gesetzt und alle heiligsten Gebräuche der Kirche in Anspruch genommen, um das Herz der Carvajal zu zerknirschen, zu betäuben.

Alles umsonst. Die Brüder beharrten standhaft bei den Betheuerungen ihrer Unschuld und wandelten mit jedem Schritt heiterer und männlich eher der Stätte des furchtbaren Todes entgegen.

Auf der schroffen Spitze des Felsens angelangt, zuckte die Furcht des Todes in flüchtigem Erbleichen über ihr Antlitz und sie drückten sich Herz an Herz. Heiter und strahlenden Auges trennten sie sich wieder, sanken auf die Knie, beteten laut die innigsten Gebete der Christen, erhoben sich, betheuerten nochmals ihre Unschuld und forderten zum zweitenmal den König nach dreißig Tagen vor den Thron des Allmächtigen.

Hierauf zog der ältere Carvajal eine seidene gestickte Binde aus seinem Busen, drückte mit feierlichem Blick zum Himmel sie an seine Lippen und reichte sie mit bebender Stimme dem Hauptmann der Trabanten: „So wahr ihr ein Ehrenmann seid, übergebt ihr dieses Pfand der Donna Violante Benavides und sagt ihr, daß der unglückliche Carvajal bis zum letzten Augenblick des Lebens seine Unschuld betheuert hat; und bittet sie, daß sie meinem Andenken nicht fluche; und tröstet sie mit der Versicherung, daß der allgerechte Gott ihre und meine Rache binnen dreißig Tagen aller Welt Augen sichtbar vollstrecken werde.“

Flüchtig wischte er sich eine Thräne aus dem Auge, eilte mit verklärtem Antlitz zu dem Bruder, der freien und heitern Blickes in den Himmel emporschaute, und umarmte ihn herzlich. Die Brüder sagten sich freundlich Lebewohl, riefen zurück: wir sind bereit! umklammerten sich dann Brust an Brust, Mund an Mund, und alle Trompeten und alle Hörner schmetterten und klangen, und alle Priester

sanken betend auf die Knie und alles Volk schrie auf in einem Schrei des Entsetzens, denn noch Brust an Brust sich fest umklammernd lagen schon beide Leichen der Brüder zerschmettert im Abgrund.

In demselben Augenblick hörten die Wächter im königlichen Schlosse einen gellenden Schrei. Sie eilten hinein und fanden den König besinnungslos auf dem Boden hingestreckt. Alle Mittel der Aerzte, alle Kräuter und Pulver und Säfte vermochten nicht den König wieder gesund zu machen. Alle Gebete und Ceremonien der Kirche vermochten nicht den schweren Bann von seiner Seele zu lösen. Gefühllos, ohne Sinn für Freude und Schmerz schritt er im weiten Schloß Tag für Tag und Nacht für Nacht, einem Mondsüchtigen gleich, umher, ohne irgend jemand von seiner Umgebung zu kennen, und aß und trank, was man zu seiner Nothdurft dahin oder dorthin gestellt hatte.

Aber täglich einmal, wenn der Augenblick der Hinrichtung nahete, erwachte er mit einem kreischenden Schrei aus seiner Betäubung und jammerte auf in der Qual unsäglicher Schmerzen des Leibes und einer ganzen Hölle von Leiden in der Brust. Dann frug er täglich: wie viel Tage vorüber seien seit dem Tode der Brüder Carvajal? Man sagte es ihm, und mit einem seelenzerreißenden Gestöhne versank er wieder in die frühere Gefühllosigkeit.

Am Morgen des dreißigsten Tages kam ein Bote von Lissabon in den Schloßhof gesprengt und brachte wichtige Papiere des Königs Dyonisius von

Portugal an den König Ferdinand von Caſtilien. Niemand wagte ſie zu öffnen, man legte ſie hinauf in das Gemach, wo gewöhnlich der König zur Beſinnung erwachte. Bald hörten die Granden und Ritter im Vorſaal den täglichen kreiſchenden Schrei ihres Königs und eilten hinein ſeinen Willen zu vernehmen.

Er hatte das Schreiben ſeines königlichen Bruders von Portugal geöffnet und hielt es offen den Granden hin. Don Mendo Benavides nahm es mit einer Kniebeugung entgegen, warf beſorglich ſeine Blicke auf die Schrift und rief erbleichend: Granden von Spanien, hier ſind die Beweiſe, daß die Brüder Carvajal unſchuldig ſind!

„Unſchuldig! ſtöhnte der König, unſchuldig! — Der wievielſte Tag iſt heute nach ihrem Tode?“

Der dreißigſte!

„Der dreißigſte! Gerecht iſt Gott! Carvajal ich erſcheine!“

Es war die zwölfte Stunde des 7. Septembers 1312, als König Ferdinand IV. den Ruf des ewigen Richters vernehmend, mit einem Angſtſchrei verſchied.

Die Geſchichte bezeichnete ihn mit dem Namen „el Emplazado,“ das iſt, der Vertagte!

IX.

Das ſteinerne Bild zu Sevilla.

Unerſchrocken, tapfer, weiſe,
Weckt er durch den Heldenmuth
Für die Tugend neue Glut.
Dryden.

Ganz eingehüllt in ihre Mäntel ſuchten zwei Ritter Schutz gegen die Unbilden des Wetters unter dem Laubdach alter Eichen mitten in dem ungeheuern Forſt. Der Regen fiel in Strömen nieder, unaufhörlich rollte der Donner, ſchwärzer und ſchauerlicher erſchien die ſchwarze Nacht, ſo oft ein Blitz für einen Augenblick ſie beleuchtet hatte.

Gegen ſolches Unwetter gewährten die Bäume keinen Schutz mehr, die Mäntel der Ritter waren bereits völlig durchnäßt, die Pferde bebten matt unter den Reitern. Die Reiter ſelbſt verloren allmälig Heiterkeit und Muth und fanden ſich, düſtrer

und trübseliger mit jeder Minute, in den Gedanken: in solch unbehaglicher Lage bis zum Anbruch des Morgens bleiben zu müssen.

Santjago schütze uns! sprach der Eine, diese Nacht beginnt bedenklich, das Gewitter scheint nicht enden zu wollen. Fährt es fort seinen Segen auf uns herabzugießen, so sind wir mitten im Guadalquivir eben so gut im Trocknen wie hier.

Was nun beginnen? frug der Andre.

Ei, mein theurer Don Ferran, trachten wir irgend eine menschliche Wohnung zu finden, wo wir unter Dach wenigstens einige Stunden ausruhen können. Wahrlich, Ruhe thut uns Noth nach solcher Jagd. In die Hölle mit der Jagd und dem Wild, was uns hieher verlockte! Aber sagt mir, wo all' mein träges Gefolge bleiben mag!

Konntet ihr wohl hoffen, daß alle Castilianer so kraftvoll unermüdliche Jäger seien, wie Don Pedro, ihr König, es ist?

Wahrlich nein! sprach der König mit bitterm Lächeln, sie sparen Muth und Kraft für bessere Gelegenheiten. Die Thiere des Waldes lassen sie ungestört, sie jagen nach einem edleren Wild. Unermüdlich sind sie nur in Verrath und Empörung!

Warum, mein König, stets diesen traurigen Betrachtungen nachhängen?

Großen Dank, mein sehr galanter Ritter. Ich glaube wohl, daß die Aussicht, eine Krone zu verlieren, für deren Besitzer der Gegenstand einiger Bekümmerniß sein darf. Aber, aufgebrochen! Jetzt

iſt's wohl beſſer an ein Abendbrod und ein Nachtlager zu denken, als mit Staatsſorgen ſich zu beſchäftigen.

Weiſe geſprochen, mein hoher Herr; aber ich zweifle ſehr, daß heute dem König von Caſtilien und ſeinem treuen Ritter ein Abendbrod und ein Nachtlager beſchieden ſeien.

Wenigſtens werden beide nicht uns hieher entgegenkommen! Don Pedro ſteht wohl im Himmel nicht in ſo gutem Geruch, daß irgend ein Engel ſich herabbemühe, aus ſolcher Noth ihm zu helfen. Heftig genug iſt der Regen noch immer, um einen guten Chriſten zu erſäufen, indeſſen hat er doch nachgelaſſen. Wahrlich die Furcht, unſere Kleider und ſchönen Federn zu verderben, darf uns nicht abhalten ein Nachtlager zu ſuchen.

Treu folge ich Euch, mein König; aber ich befürchte ein Hinderniß —

Welches?

Den Zuſtand unſrer Pferde. Die armen Thiere können kaum ſich ſelbſt noch fortſchleppen.

Hm! Nur zu, Herr Ritter, die Pferde müſſen gleich ihren Reitern den letzten Athem und die letzte Kraft daran ſetzen. Verſuchen wir unſer Glück! Indeſſen, Don Ferran, bleibt's bei der Abrede; finden wir Menſchen, ſo bleibt mein Stand und Name ihnen ſtrengſtes Geheimniß.

Wie mein König wünſcht, geſchehe!

Stumm ritten die hohen Herren weiter, wohin die matten Pferde ſie führten. Schon drohten dieſe

dem Uebermaß der Anstrengung zu erliegen, als plötzlich des Königs edler Rappe freudig wiehernd in raschern Gang sich setzte und rechts abbog nach einer großen Waldblöße. Ein Feuer strahlte ihnen entgegen und in seinem Schein zeigten sich die Umrisse einer einzelnen Waldhütte.

Juan Pasqual wohnte hier mit seiner Familie, Juan Pasqual, bekannt unter dem Namen des Bergmanns, geachtet von der ganzen Gegend wegen seiner Offenherzigkeit und Redlichkeit und strengen Grundsätze. Neue Wirren im Land und überall ausbrechende Spuren des Bürgerkriegs hatten ihn bewogen, fern von aller Welt hieher sich zurückzuziehen.

Juan Pasqual hatte so eben im Kreis seines Hauses das Abendgebet vollendet und rüstete sich nun, dem reichlich aber einfach besetzten Tisch alle mögliche Ehre zu erweisen. „Zum Essen, meine Kinder, zum Essen nun nach vollbrachter Pflicht des Tages. Friede und Freude mit uns Allen!“

In diesem Augenblick erschütterte ein furchtbarer Donnerschlag die ganze Erde und der Blitz erhellte mit seinem schauerlichen Licht die betroffene Gruppe. „Welch gräßliche Nacht, man glaubt die Welt solle untergehen! seufzte die Mutter, wie bedauere ich die armen Wanderer, welche heute etwa sich verirrt haben und in dieser Wildniß umsonst ein Obdach suchen!“

Wirklich, erwiederte Pasqual, so schwarze Finsterniß habe ich nie gesehen, wer jetzt noch im Forst

umherirrt, kann unmöglich eine Menschenwohnung finden. Höre, mein guter Manuel, wir wollen ein großes Feuer vor dem Haus anzünden. Ich hoffe zwar selbst, daß dies eine überflüssige Sorge und kein menschliches Wesen diesem furchtbaren Unwetter ausgesetzt sei, — aber, frisch daran! wir erfüllen damit unsre Christenpflicht.

Schnell sammelten Vater und Sohn einen mächtigen Haufen dürrer Reiser und Scheite. Die Nässe des Bodens und die heftigen Regengüsse spotteten lange ihrer Mühe. Aber endlich überwand ihr Eifer alle Hindernisse und hoch auf schlug die Flamme mit ihren leuchtenden Zungen. Des gelungenen Werkes sich freuend rieben sie behaglich die Hände in dem warmen Athem des Feuers und setzten sich dann wohlgemuth wieder zu Tisch. Wie freudig sie auch den Genüssen des Mahles sich hingaben, so warfen sie doch von Zeit zu Zeit einen Blick hinaus, ob das Feuer noch brenne.

Nun hat's keine Gefahr mehr, sprach Pasqual, der Regen ist nicht mehr stark genug, um es auszulöschen und der frische Wind wird es nur neu beleben.

Horch, Vater, sprach Manuel nach einigen Minuten der Stille, horch! Ist mir's doch als ob ich Pferdetritte aus der Ferne hörte.

Na, Junge, du hast ein feineres Ohr als dein Vater, ich höre nichts.

Halt! nein! ich täusche mich nicht, Pferde sind's, horcht nur!

Er ſtand auf, trat in die Thüre, horchte aufmerkſamer und winkte dem Vater näher zu kommen.

Gott ſei gelobt! rief Pasqual, unſre Vorſicht war nicht fruchtlos. Jetzt höre ich ganz deutlich den Tritt von Pferden, aber, langſam gehen ſie, verwünſcht langſam.

Na, die armen Thiere werden nicht Luſt zum Galoppiren haben, ſie ſcheinen ſich kaum noch fortſchleppen zu können.

Sie kommen näher, arme Leute! Auf, mein Manuel, rufe ihnen zu! eine Menſchenſtimme in ſolcher Lage flößt neuen Muth ein.

Hieher, hieher! ſchrie Manuel, und raſcher bewegten ſich die Hufe und bald gelangten zwei gänzlich erſchöpfte Ritter zu der Hütte. Manuel half ihnen von den Pferden, hieß ſie freundlichſt willkommen und drängte ſie, einzutreten in ſeines Vaters Wohnung.

Willkommen, edle Ritter, dreimal willkommen in meinen vier Pfählen! rief Juan Pasqual mit heiterm Antlitz und offenem Weſen ihnen entgegen.

Schönen Dank, mein wackrer Mann! erwiederte Don Pedro, dein Willkommen erſcheint zu rechter Zeit.

Dein Feuer, ſprach Don Ferran, gab uns Kunde, daß wir hier gute Menſchen und ein Obdach finden würden. Beider bedürfen wir ſehr, denn durch und durch ſind wir naß.

Mein Mantel wiegt wohl über hundert Pfund;

ich wette, daß er Waſſers genug enthält, um darin einen Hund zu erſäufen.

Und der König ſchleuderte den Mantel über den breiten Tiſch hin, daß er patſchte und dumpf erklang als wäre er aus Blei.

Iſt's euch gefällig, edle Herren, ſo könnt ihr von mir und meinem Sohn Kleider anziehen und eure indeſſen wieder trocknen. Grob ſind die unſrigen, aber für den Augenblick doch wohl beſſer als eure ganz durchnäßten Lappen.

Ob's uns gefällig iſt? rief der König, was wäre dagegen zu ſagen? Glaubſt du, daß wir vor grobem Tuch uns fürchten und daß unſre Haut ſo zart ſei, um Jucken davon zu bekommen? Nein, Gott ſei Dank, der tapfre caſtilianiſche Ritter und ſein —

Plötzlich hielt er inne, betroffen, ſein Geheimniß faſt ſelbſt verrathen zu haben. Don Ferran enthob ihn weiterer Verlegenheit, indem er raſch einfiel: Alles nehmen wir von euch an, ihr wackrer Mann, Alles was ihr in ſolcher Noth ſo freundlich bietet.

Darf ich, ohne unbeſcheiden zu ſein, ein Frage an meine Gäſte thun?

Warum denn nicht? Frage ſo viel dir beliebt!

Nach eurer Kleidung zu urtheilen, wenigſtens, ha, ha, ha — nach Allem, was durch Waſſer und Koth noch hervorblickt — ſind es nicht ganz gemeine Leute, die heute meine niedrige Hütte mit ihrem Beſuch ehren —

Vielleicht haſt du nicht weit gefehlt. Wofür hältſt du uns?

Na, edle Ritter — ich denke wohl, daß ihr zu des Königs Hof gehört.

Richtig. Und um die Wahrheit dir ganz zu ſagen, wir ſind nicht die beiden unbedeutendſten Männer im Alcazar zu Sevilla. Dürfen wir dagegen fragen, wem wir ſo freundliche Aufnahme verdanken?

Ich heiße Juan Pasqual.

Juan Pasqual! der Pasqual, den man gewöhnlich den Bergmann nennt?

So iſt's! Aber nie hätte ich gedacht, daß mein geringer Name bis zu den Ohren ſo vornehmer Hofherren ſich verſteigen würde.

Dem Himmel danke ich als für eine beſondere Gunſt dafür, daß er mit einem Mann mich bekannt machte, der für den bravſten im Land gilt. Weißt du wohl, Meiſter Pasqual, daß trotz deiner Abgeſchiedenheit von der Welt dein Name im Alcazar in hohen Ehren ſteht? Das Verdienſt iſt nicht ſo häufig in Caſtilien, daß es lang verborgen bleiben könnte. Aber, ſetzt zu Tiſch, mich verzehrt der Hunger.

Der König ſetzte ſich mit ſeinem Begleiter. Sie ſprachen dem Eſſen wacker zu und vergaßen bald in Geſellſchaft dieſer heiter gutmüthigen Leute, um ein wohlig wärmendes Feuer her, ihr mißliches Abentheuer. Vom Alcazar zu Sevilla ſprachen wir, begann der König wieder, warſt du jemals dort, mein guter Wirth?

Niemals, dem Himmel sei Dank!

Und warum dabei dein: dem Himmel sei Dank?

Weil ich nicht die geringste Lust in mir verspüre, jemals Sevilla näher zu kommen, noch weniger in den Hofjammer verwickelt zu werden. Mir geht Ruhe über Alles.

Da haben wir's. Auf Ritterehre, stets das alte Lied. Das Landvolk wird ewig gegen den Hof und seine Täuschungen losziehen. Alles Schlechte und Niederträchtige umfaßt in ihren Augen das kleine Wörtchen — Hof!

Kränken wollte ich euch nicht, mein edler Gast; aber ihr selbst müßt mir doch bekennen, daß man freiwillig Sevilla nicht zu seinem Aufenthalt wählen wird, eine Stadt in ewiger Wirre durch die unzufriedenen Großen und die Verirrungen eines Königs, der —

Halt ein, guter Freund — fiel Ferran de Castro in die Rede, du vergißt ja, daß wir selbst zum Hof gehören und daß deine Reden dem König zu Ohren kommen könnten.

Edler Herr, leichtsinnig spreche ich nie; aber habe ich einmal gesprochen, so bleibe ich bei meinem Wort, selbst dem König gegenüber. Warum sollte ich vor ihm mich fürchten? Etwa wegen seiner Heftigkeit, wegen des häufigen Mißbrauchs seiner Gewalt? Nimmermehr!

Das ist ein kühnes Wort von dir —

Mit nichten, nur das Wort eines ehrlichen Mannes, das will etwas mehr sagen.

Alſo, mein ehrlicher Mann, nach deinem Erachten geht am Hof nicht Alles, wie es gehen ſollte?

Gewiß nicht! Wie ſollte es auch an einem Ort, wo man ungeſtraft jedes Verbrechen begehen darf?

Ungeſtraft! Wie meinſt du das? Darüber ſcheinſt du mir ſchlecht berichtet zu ſein. Beſtraft wird jedes Verbrechen, ſobald es entdeckt wird.

Ja, freilich will der König ſtrenge Ausübung der Gerechtigkeit! Ach Gott, der Mann hat zu viele Fehler, als daß ich ihm auch dieſe eine Tugend abſprechen ſollte. Aber iſt es nicht eine wahre Schande, daß der Primer Aſiſtente und alle Behörden von Sevilla täglich nachläſſiger werden gegen die täglich himmelſchreiender um ſich greifenden Schandthaten und Verbrechen? O, thäten dieſe hohen Herren ihre Pflicht, ſo ſollte es dort bald anders ausſehen!

Tadeln, Freund Pasqual, tadeln kann ein jeder Alles und Alle, die höher ſtehen, aber ſchwerlich würde es uns eben ſo leicht an ihrem Platz, zu vermeiden, was wir ſo bitter ihnen vorwerfen.

Nun freilich, ſo gar leicht mag es nicht ſein; gut predigen iſt immer leichter als gut handeln; aber unmöglich iſt's darum nicht, und was nicht unmöglich iſt, das kann am Ende wohl jeder Mann, wenn er nur ernſtlich will. Die Behörden von Sevilla wollen nicht ernſtlich, denn ſie haben nicht den Muth, ohne Anſehen der Perſon zu verfahren, ſie ſelbſt verhöhnen das Geſetz des Königs, indem

ſie nicht das Verbrechen, ſondern den Rock des Verbrechers berückſichtigen. Feige Memmen ſind ſie, ja meine edlen Herren, erbärmliche Memmen; vor Menſchen fürchten ſie ſich, mit den Vornehmen und Großen des Hofs wollen ſie es nicht verderben —

Was meinſt du damit, Freund Pasqual?

Das iſt ſehr einfach. Auch hier in meinem Wald höre ich oft genug, daß die Hälfte aller Unordnungen und nächtlichen Morde lediglich davon herrührt, daß der König ſelbſt und ſeine vornehmſten Hofherren den Liebesabentheuern nachlaufen, weder Väter noch Mütter, Brüder oder Vormünder in ihren eigenen Häuſern verſchonen, Blut der Bürger vergießen, um ihren Leidenſchaften zu fröhnen und ſtets durch irgend eine Verkleidung gegen das entdeckt werden ſich zu ſchützen wiſſen. Laut ſagt man, daß Don Pedro ſelbſt an ſolchen ſchmachvollen Abentheuern beſondern Geſchmack finde, verkleidet in den Straßen ſeiner Hauptſtadt allnächtlich umherſchwärme und Dinge begehe, welche ſeiner Würde und ſeinem Königsmantel arge Flecken anhängen.

Ferran de Caſtro erbleichte ob dieſer kecken Rede. Alles von des Königs ſchnell aufblitzendem Zorn befürchtend fiel er raſch ein: Man lügt über den König —

Wollte Gott, daß dem alſo wäre! Allein Thatſachen beweiſen die Wahrheit ſolcher Beſchuldigung!

Lächelnd ſprach der König: Ich möchte dich doch wohl einmal als Primer Aſiſtente von Sevilla ſehen, dann würde gewiß Alles beſſer gehen.

Scherzt ihr immerhin, mein Herr Hofmann, hätte ich das Unglück jenes Amt verſehen zu müſſen, ſo würde wenigſtens keine Rückſicht auf Stand und Namen mich abhalten, meine Pflicht ganz und immer zu erfüllen! Lächelt nur, Juan Pasqual kennt keine Furcht vor Menſchen!

Beide Gäſte fühlten zu dringend das Bedürfniß nach Ruhe, um dieſes Geſpräch länger fortzuſetzen. Der freie, männliche Sinn des biedern Wirths hatte den König nicht im geringſten beleidigt, im Gegentheil ſeine Seele unwillkührlich getroffen. Don Ferran verſtand nicht das augenblickliche Schweigen und Sinnen des ernſter gewordenen Königs. Einen Sturm gegen den edlen Wirth befürchtend, trachtete er ſolchem vorzubeugen und durch ſchlaue Reden den Zorn des Herrn zu beſchwichtigen: Dieſer Juan Pasqual iſt ein roher, aber drolliger und biederer Kumpan —

Ein Biedermann, Don Ferran, gewiß ein Biedermann!

Nur Schade, daß er ſo ſchlecht über Sevilla und den Hof berichtet iſt.

Schlecht berichtet? Im Gegentheil, er kennt Sevilla durch und durch.

Ich bedaure wirklich, daß er im Stand völliger Unbekanntſchaft mit der Hoheit eines ſeiner Gäſte, ſo ſehr ſich vergeſſen konnte.

Ha, ha, ha! und ich freue mich mehr als je — unerkannt geblieben zu sein!

Indessen — die seltsam strafbaren Worte des Mannes —

Seltsam? Strafbar? Sagt: die ehrlichen Worte! Dennoch zweifle ich, ob dieser Bergmann, trotz seiner gerühmten Aufrichtigkeit, sein Herz so treu vor mir ausgeschüttet hätte, wenn mein Name ihm bekannt gewesen wäre. Indessen danke ich euch, Don Ferran, für eure freundliche Bemühung für diesen sonderbaren Menschen. Ihr fühltet wohl, wie ungern Jeder bittere Wahrheiten höre und fürchtetet, daß sie vor Allen dem unangenehm auffallen müßten, der erhaben sich betrachten mag über jeden Vorwurf. Besorget nichts, Juan Pasqual hat für seine Offenherzigkeit von mir nichts zu befürchten. Ich dachte in diesem Augenblick an ganz andere Dinge. Aber jetzt, gute Nacht, mein edler Castilianer, wir müssen morgen sehr früh aufstehen, um zeitig den Alcazar wieder zu erreichen. Schlaft wohl und träumt schöne Träume.

Während dessen fing Juan Pasqual mancherlei Grillen über Stand und Benehmen seiner beiden Gäste. Seine Frau war nichts weniger als ruhig geblieben bei seinen losen Reden, warf ihm nun vor, viel zu frei sich ausgelassen zu haben, solchen Hofschranzen gegenüber, welche nichts Eiligeres zu thun haben würden, als Alles wieder brühwarm zu den Ohren des Königs zu bringen. Juana wiederholte zwanzigmal ihr Lieblingssprüchlein: „Alles, was

du ſagſt, ſei wahr; doch hüte dich Alles zu ſagen, was wahr iſt!“ Nicht ohne Sorgen ſchliefen die guten Leute ein und erwachten nur um drohender die nächtlichen Geſichte heranrücken zu ſehen.

Leb' wohl, mein guter Pasqual, ſprach Don Pedro als er auf ſein Pferd ſich ſchwang, und ſei überzeugt, daß du von mir hören wirſt. Uebrigens auf Wiederſehen, früher als du wohl glauben magſt.

Mir wird es ſtets Freude machen, euch einen kleinen Dienſt erweiſen zu können, euch und jedem braven Ritter. Der Himmel geleite euch und bringe euch wohlbehalten nach Sevilla.

Kaum waren die beiden Fremden ihnen aus dem Geſichte verſchwunden, ſo begann Juana ihrem Mann mit unerſchöpflichem Athem den Text zu leſen, über ſeine Unklugheit und vorſchnelle Zunge. „Bei meiner Treue, fuhr ſie fort, diesmal, Pasqual, haſt du dich ſchön hineingeritten!“ dabei kreuzte ſie die Arme und blickte ſiegreich den armen Sünder an. Als keine Antwort erfolgte, blieb ſie ſchnell beim Wort: „Erleben wirſt du es, daß dieſe ſeidenbepappten und goldbeblechten Junker Eiligeres nicht zu thun haben, als ihr Maul voll von deinen ſaubern Reden vor dem König auszuleeren. Heilige Jungfrau! was wird daraus werden? Alles Unheil für uns! Verwünſcht ſei die Zunge, die ſich nicht einmal vor Fremden im Zaum halten kann!

Juana, theures Weibchen, mach' mir das Leben nicht ſauer. Sei nicht böſe darüber, daß ich einmal,

was die Zunge betrifft, deinem löblichen Beiſpiel folgte.

Keinen dummen Spaß jetzt, von ganz andern Dingen iſt die Rede. Du fühlſt dein Unrecht und möchteſt ihm gern einen luſtigen Mantel umhängen, aber dein Mantel hat Löcher über und über, Verdruß und Jammer ſtrecken auf allen Seiten ihre Geſichter hervor. Du biſt ein hartherziger Mann gegen Weib und Kinder, und was noch ſchlimmer iſt, du wirſt dich niemals beſſern.

An deinem guten Unterricht fehlt es mir doch nicht! Aber, alle Wetter, größern Lärm könnteſt du nicht machen, wenn ich ein Staatsverbrechen begangen hätte!

Iſt's etwa kein Staatsverbrechen, von dem König ſelbſt, von ſeinen Hofherren und Beamten, von allen Granden und Edlen in Sevilla ſolches Zeug zu ſchwatzen? Iſt's kein Staatsverbrechen, wenn ein einfältiger Bauer ſo ungewaſchnes Zeug den Leuten in den Bart wirft?

Habe ich ein Wort geſagt, welches nicht wahr wäre?

Wahr, wahr! das iſt das Schlimmſte an der Sache ſolchen ſeidenen Mänteln gegenüber! Du wirſt all' dein Lebtage nicht geſcheiter. Du glaubſt, es ſei genug: ein ehrlicher Kerl zu ſein, ſeine Schulden zu bezahlen, in die Meſſe zu gehen und alle Welt höflich zu grüßen, dann meinſt du Alles heraus-platzen zu dürfen, was dir in's Maul läuft. Gott

gebe, daß ſie nicht diesmal deine Reden dir gewaltig verſalzen!

Nu, nu, theure Juana, ſpar' deinen Athem für eine andere Gelegenheit. Sei verſichert —

Was geht's dich an, daß der König zuweilen den hohen Spaß ſich macht, verkleidet in Sevilla umherzuſchwärmen, auch wenn er als Teufel verkleidet ginge? Was kümmert's dich, daß man in der Stadt einige Leute umbringt, während wir hier ganz ruhig ſchlafen? Kümmere du dich um deine Küche und deine Ernte und laß die Staatsangelegenheiten gehen, wie ſie wollen.

Tagelang hätte Juana über denſelben Text fortgepredigt, wäre nicht Pasqual auf den klugen Einfall gekommen, klein beizugeben und zu ſchweigen. Bald ſchienen die ſchwarzen Weiſſagungen der klugen Hausfrau in Erfüllung zu gehen. Nach wenigen Tagen ſchon klopfte man heftig an Pasqual's Thüre; ein Bote war es mit wichtigen Nachrichten. Pasqual war auf dem Feld, Juana empfing ihn. Ihre bewährte Klugheit, weit entfernt andere weibliche Tugenden auszuſchließen, war vielmehr ſchweſterlich vereint mit ſehr brennender Neugierde.

Nun, guter Herr, ihr kommt weit her, ſtärkt euch ein wenig, nehmt vorlieb mit unſerer Armuth. Was, wenn man fragen darf, was führt euch denn zu meinem Mann?

Hm! ein Geheimniß kann es doch nicht bleiben, ich muß ihn nach Sevilla führen.

Gerechter Gott! nach Sevilla? und was ſoll Er dort?

Das wird der König ihm ſchon ſagen!

Der König? der König — was kann der wollen?

Ei, was ihm gefällig ſein wird.

Was ihm gefällig ſein wird? Heilige Jungfrau! Er wird meinen Juan doch nicht ſchlachten wollen!

Wahret eure Zunge, gute Frau —

Gute Frau? Ich bin keine gute Frau, ein Drache bin ich, eine Furie, wenn man meinem Juan zu Leibe will. Dumm iſt er geweſen, kreuzdumm, aber ſchlecht iſt er nicht!

Wer ſpricht denn davon?

Gewiß, lieber Herr, giebt es in ganz Caſtilien kein beſſeres Herz, kein lieberes, treueres Herz — wenn auch ſeine Zunge, ſein Verſtand, ach, was wollte ich ſagen, ſein Blut zuweilen ihm arge Poſſen ſpielt. Was er da neulich ſagte von den Hofherren und von dem König —

Ihre Thränen ſtockten in den Wimpern, ihre Seufzer flohen in die Bruſt zurück, hin flog ſie zu dem eintretenden Pasqual, erfaßte mit einer Art von Grimm ſeinen Arm und fuhr ohne Unterbrechung heftig alſo fort: Siehſt du, daß Juana weiß, was ſie ſagt? Iſt's nun eingetroffen? Habe ich Recht? Ach, warum muß ich immer Recht haben! Da haſt du nun die ſüße Frucht deiner Dummheit! Nach Sevilla mußt du, vor den König ſchleppt

man dich, dort ſollſt du dich vertheidigen wegen deiner loſen Reden, deiner Staatsverbrechen! Künftig achte beſſer darauf, wenn deine Frau dir etwas ſagt!

Ganz wohl war dem Pächter nicht bei der Sache. Indeſſen, ſtets gewöhnt gerade aus zu blicken und zu gehen, beſchloß er den Boten ſelbſt beſtimmt zu fragen. Dies war in ſolchem Augenblick nicht gar ſo leicht. Er hatte lange zu ſchwimmen und zu rudern, bevor er durch die immer höher wogenden Fluten der weiblichen Aufgeregtheit und Beredtſamkeit ſich durcharbeiten und den Boten des Königs ſtandhaft um ſeines Erſcheinens Urſache befragen konnte. In Allem, was dieſer ihm ſagte, lag ſo wenig Drohendes und Feindliches, daß er bald wieder, auf ſeines Herzens Reinheit ſich ſtützend, den alten frohen Muth gewann und ohne Kummer zur Reiſe nach Sevilla ſich vorbereitete.

Juana's Muth und Kraft ſanken tiefer und und tiefer, ſo wie ſein Geiſt freier ſich erhob. Auge und Herz ſtrömten über in unendlichen Thränen und ſchluchzendem Jammer. Sie wollte ihren Juan nicht laſſen, mit ihm gehen nach Sevilla; aber was ſollte aus Haus und Hof dann werden? Wer ſollte die Kinder hüten und pflegen? Nach langer Mühe gelang es dem Wackern, ſie einigermaſen zu beruhigen und das Unvermeidliche ihr erträglich zu machen. Er verſprach ihr, ſobald er in Sevilla angekommen ſein würde, einen Boten mit beſtimmter Kunde ihr zu ſenden, beſtieg ſein Maul-

thier und ritt getroſt neben dem königlichen Abgeſandten ſeinem Verhängniß entgegen.

Am Thor von Sevilla ſchien man ſeiner Ankunft zu harren. Sogleich führte man ihn in den Alcazar. All' das ernſte, ſtumme, feierliche Weſen, die geheimnißvollen Blicke und Winke der Krieger und Hofleute untereinander, das Geflüſter der Fernerſtehenden erſchien ihm als eine ſeltſame, nicht ſehr beruhigende Vorbedeutung. Aber ſein ſtarkes Herz ermannte ſich bald wieder, der Muth des reinen Gewiſſens erwachte, ruhigen Ernſtes ſchritt er durch die glänzenden Männergeſtalten hin. In einem prächtigen Gemach der königlichen Burg ließ man ihn allein mit ſeinen Betrachtungen und hieß ihn harren der Dinge, die da kommen ſollten. Schon nach wenigen Augenblicken öffnete ſich eine ganz unbemerkbar in die Wand eingefügte Thüre und herein trat der Eine ſeiner frühern Gäſte in glänzendem Gewand und tiefen Ernſt in allen Zügen.

Juan Pasqual, beim Abſchied von deiner Hütte verſprach ich, daß wir bald uns wiederſehen ſollten.

Ihr ſagtet es.

Du ſiehſt, ich halte Wort. Erinnerſt du dich noch unſers Geſprächs während des Eſſens?

Vollkommen, Wort für Wort!

Entſinnſt du dich noch deines herben Tadels gegen ſo Vieles, was in Sevilla hier geſchieht und was deiner Anſicht nach verabſäumt wird?

Keine Sylbe von Allem iſt mir entfallen.

Wohlan Pasqual, der König weiß Alles.

Das thut mir herzlich leid. Nicht etwa meinetwegen, oder als ob ich bereuete, was ich aus freiem Herzen zu euch geſprochen. Aber um der Ehre meiner beiden edlen Gäſte willen. Was ſoll man von zwei Rittern denken, die, gaſtfrei in einer Hütte aufgenommen, alten Weibern und böſen Buben gleich wieder ausplaudern, was ſie im Augenblick des Vertrauens vernommen hatten?

Schurken wären ſie, wenn deine Vermuthung begründet wäre! Allein der König hat Alles auf anderm Wege erfahren.

Das iſt ein Räthſel, welches ich nicht zu löſen vermag.

Und doch iſt es ſo leicht zu löſen. Einer deiner Gäſte war der König.

Wäre es möglich! Euer Gefährte —

Nein, ich ſelbſt.

Und die Ehrfurcht vor der Majeſtät des Königs beugte allſogleich Juan's Knie. Nieder ſank er in ſtummer Demuth und küßte die Hand des Geſalbten, und erhob ſich wieder in ehrerbietigem Schweigen der Befehle des Herrn zu harren.

Ja, Juan Pasqual, ich bin der König von Caſtilien, den ihr gewöhnlich Don Pedro den Deſpoten, den Grauſamen, nennt. Bangt dir nun nicht ſo nahe vor mir zu ſtehen?

Nein, mein hoher Herr, denn mein Gewiſſen fühlt ſich rein.

So beharrſt du wohl bei den Behauptungen, welche du ſo unverſchämt ausgeſprochen?

Ja, mein König!

Ueberlege reiflich!

Ich weiß wohl, was mir geschehen könnte, aber, mein König, Wahrheit über Alles!

Glaubst du noch immer an die Möglichkeit, einen großen Theil der nächtlichen Unordnungen und Verbrechen verhindern zu können?

Ja, mein König, dessen bin ich überzeugt.

Auch — daß meine Beamten nicht alle ihre Pflichten streng erfüllen?

Auch dieses glaube ich.

Bei Gott, du bist sehr kühn! Wenn du selbst nun zufällig in die Lage versetzt würdest, solche Amtspflichten nicht ohne eigene Gefahr erfüllen zu können, wenn du zum Beispiel Primer Asistente wärst?

Eine drollige Voraussetzung! Indessen, wäre ich es, so würde kein Verhältniß und keine Gefahr mich abhalten können, meine Ansichten zu verändern.

Unbeugsam würdest du deine Pflichten üben?

Unbeugsam, mein hoher Herr.

Selbst auf die Gefahr hin, hohen Personen zu mißfallen?

Zweifelt daran nicht.

Wenn selbst der König dabei verflochten wäre? dein König und Herr —

Dem König wie dem geringsten seiner Unterthanen gegenüber!

Genug! Juan Pasqual, gieb mir deine Hand.

Mein königlicher Herr —

Deine Hand, ſage ich. Du biſt, bei meiner Ehre, der erſte Caſtilianer, der mit Don Pedro alſo zu ſprechen wagte, und wahrlich, ein Mann, ſo tapfer und muthig als bieder! So bereite dich denn, alle deine Gedanken auszuführen, zu üben, was du fühlſt!

Was will Eure Hoheit damit ſagen?

In deine Hand gegeben ſind alle Mittel, jenen Uebeln zu ſteuern.

Ich kann euch nicht verſtehen.

Von dieſem Augenblick an biſt du Primer Aſiſtente von Sevilla. Warum plötzlich ſo verlegen? Dein König will es.

Hat Eure Hoheit denn auch bedacht, daß ich, nur ein ſchlichter Mann gemeinen Standes, wohl mancher nöthigen Eigenſchaft entbehre —

Du haſt Muth und Rechtlichkeit, was bedarf es mehr?

Aber — hoher Herr —

Genug — du biſt ernannt. Kein Wort mehr, ſoll ich dich nicht für ein Großmaul halten, der Reißaus nimmt, wenn die Gefahr naht.

Da ſei Gott für, daß mein König und Herr ſolches von mir denke!

So rüſte dich, meinem Befehl zu gehorchen. Von dieſem Augenblick an biſt du mit der höchſten Würde der Stadt bekleidet und haſt die Pflicht und die Macht, den Geſetzen deines Königs Achtung zu verſchaffen.

Auf des Königs Wink öffneten ſich die großen

Thüren, und herein traten in feierlicher Procession der glänzende Hofstaat und alle Männer des obersten Gerichtshofes der Vierundzwanzig. Auf einem prächtigen Kissen lag der Vara, der Stab der Gerechtigkeit, das Zeichen der höchsten Amtswürde. Der König selbst nahm ihn herab und gab ihn feierlich in Pasqual's Hand. Durch die ganze Stadt wurde verkündet, wem Don Pedro die hohe Würde übertragen habe, und die Einsetzung gefeiert mit allem der Bedeutsamkeit dieses Amtes entsprechenden Glanz.

Der Bauer Juan Pasqual war Präsident des obersten Gerichtshofs zu Sevilla.

Schwer fühlte Pasqual, welche Verantwortlichkeit der König ihm aufgebürdet habe und erkannte die mancherlei Gefahren seiner neuen vielseitig sehr bedenklichen Stellung. Er seufzte im innersten Herzen und eine Thräne der Sehnsucht nach der Ruhe und dem Glück seiner Hütte rollte über die Wangen. Der Glanz der neuen Würde hatte keine Reize für ihn, und alle ihre Vortheile vermochten nicht, sein Herz zu blenden.

Aber sein Geist erblickte die Wichtigkeit des Berufs, die Größe der Pflichten, die zahllosen Schwierigkeiten, dem königlichen Vertrauen zu genügen. Sein Stolz erwachte und seine Seele erstarkte zu neuem Schwung.

Der Leichtsinn des Königs und seines Hofes, Parteiung unter den Bürgern, offene und versteckte Feindschaften und Bündnisse unter den Großen,

blutige Fehden und Aufstände hatten Sevilla allmälig zum Schauplatz nächtlicher Unordnungen und Greuel gemacht. Die strengen Gesetze schienen nur gegeben zu sein, um verhöhnt zu werden, und alle Kraft der Gerichte war längst erlahmt an der Macht der Uebelthäter. In entwürdigender Vermummung schwärmten die Großen zur Nachtzeit durch alle Straßen der Stadt, verübten die empörendsten Laster und Greuel, gebrauchten Schwert und Dolch gegen jeden, der ihrem Unwesen sich zu widersetzen wagte. Das Volk selbst, durch die Grausamkeit des Königs längst an Blut und Mord gewöhnt, betrachtete beim Anbruch des Tages die auf den Straßen gefundenen Leichen ohne Entsetzen. Die öffentliche Stimme schwieg, stumm blieb das Gesetz, nur die Blutrache der Freunde und Verwandten des Ermordeten knirschte im Stillen und bereitete neue, unaufhörlich aus sich selbst sich erzeugende Verbrechen.

Der König selbst huldigte in seiner feurigen Leidenschaftlichkeit solchen Freuden der Nacht, entblödete sich nicht, verkleidet auf Abentheuer der Wollust umherzuziehen, die Ruhe der Bürger mit Orgien auf den Plätzen zu stören, seiner eigenen Gesetze zu spotten.

Juan Pasqual übersah scharfen Auges diese Welt der Greuel und ergriff, fest entschlossen ihre Quelle zu verstopfen, sogleich entscheidende Maßregeln. Ueberzeugt, daß er mit der Anzahl der bisherigen Alguazils und übrigen Diener der Polizei nichts ausrichten würde, entließ er die Mehrzahl

derſelben, trotz alles Gemurres ihrer Beſchützer. Kräftige, gehorſame, ihrer Pflicht lebende Männer wählte er für dieſe wichtigen Stellen, bewaffnete ſie für Vertheidigung und Angriff und hieß ſie von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang in allen Theilen der Stadt Wache halten, während unaufhörlich andere Schaaren die Straßen durchzogen. Niemand durfte fortan zur Nachtzeit auf den Straßen ſich aufhalten, vor den Häuſern ſich aufſtellen. Kein Rang, kein Stand und Name ſollte dieſem Geſetz ſich entziehen, der reichliche Gehalt ſeiner Wächter gegen Beſtechung und Nachläſſigkeit ſchützen, ſeine eigene unermüdliche Thätigkeit Alles in Athem erhalten.

Unbeugſam und mit ganz gleicher Strenge hatte er bereits gegen Große und Geringe die Kraft des Geſetzes geltend gemacht, dem Geſetz Achtung verſchafft, die Zahl der nächtlichen Scandale bedeutend vermindert, die Unverſchämtheit der Störenfriede und Wüſtlinge eingeſchüchtert, den bisher verhöhnten Namen des Primer Aſiſtente zum Gegenſtand ehrfurchtsvollen Schreckens erhoben, die friedlichen Bürger mit Vertrauen und Hoffnung erfüllt.

Der mächtige Liebling des Königs, Don Juan Valverde, war mit dem blutigen Degen in der Fauſt bei der Leiche des von ihm Erſchlagenen ergriffen worden. Der ganze Adel hatte bei dem emporgekommenen Bürger für das Leben dieſes Grauden ſich verwendet, der König ſelbſt ſeine Beſorgniſſe und Wünſche nicht undeutlich zu erkennen gegeben.

Pasqual erließ keinen Buchstaben von dem Wort des Gesetzes. Auf derselben Stelle, wo um Mitternacht der Bürger erstochen worden, blutete der frevelnde Ritter schon am nächsten Mittag auf dem Schaffot. Sein Haupt starrte von der Spitze einer Lanze herab drei Tage lang alle Vorübergehenden schauerlich an und verkündete Groß und Klein, daß das Gesetz fortan eine Wahrheit und gleich sei für und gegen Alle!

Pasqual sollte noch härtere Proben zu bestehen haben.

In einer finstern Nacht hatte der Wächter eines engen, verdächtigen Gäßchens längst einen Mann bemerkt, der sorgfältig in den Mantel gehüllt umherschlich. Da der Mann bisher allein war, nirgends stehen blieb und auf keine Unordnung zu sinnen schien, so begnügte sich der Wächter, seinen Wandel zu beobachten. Endlich klopfte der Vermummte wiederholt an ein Häuschen, ohne daß jemand geantwortet hätte. Er klopfte wieder und wieder ohne bessern Erfolg.

Erbost rief er endlich: „Verwünschte Närrin! was ihr nur wieder durch den Kopf gefahren ist!“ Er lauerte einige Augenblicke und klopfte wieder noch stärker. Ein Fensterchen öffnete sich, ein Kopf drängte sich durch dasselbe und eine weibliche Stimme rief ihm zu: „Fort von hier! Stört nicht länger die Ruhe im Haus eines ehrlichen Weibes. Fort! oder ich rufe den Wächter!“

Weißt du, wer ich bin?

Gleichviel, wer ihr auch ſein möget, fordern darf ich, daß ihr meine Ruhe nicht länger ſtört und von hier euch entfernt. Soll ich die Nachbarſchaft zu Hülfe rufen? Uebrigens bemüht euch ferner nicht, die junge Dame hier zu ſuchen; um euern Verfolgungen zu entgehen, iſt ſie entflohen und ſteht nun unterm Schutz —

Weſſen? weſſen, frag' ich.

Des mächtigen Don Ferran de Caſtro, der wohl kräftiger ſie ſchirmen kann, als ich, ihre alte unmächtige Tante. Hütet euch, ihm nahe zu treten.

Mit dieſen Worten ſchloß die Alte das Fenſterchen. Zweifelhaft was er beginnen ſollte, ſtand der nächtliche Abentheurer einige Augenblicke regungslos. Der Wächter der Straße trat zu ihm heran und ſprach ſanft, doch beſtimmt: Herr, im Namen des Geſetzes, geht eurer Wege!

Wer biſt du, Schalksnarr? Geh' du ſelbſt, ich bleibe hier.

Ihr müßt gehen; gehorcht, zwingt mich nicht Gewalt zu brauchen.

Gewalt? Elender, mir das? Fort, ich befehle!

Nein! ich befehle, im Namen des Geſetzes, im Namen des Königs — entfernt euch!

Ich bleibe, im Namen des Königs. Nun, trotziger Geſelle, thu' was du willſt.

Zum letztenmal: entfernt euch!

Zum letztenmal: Miſche dich nicht in meine Angelegenheiten! Bedenke, daß meine Macht größer ſein könnte, als du es ahneſt.

Was kümmert das mich? In des Königs und des Geſetzes Namen ſtehe ich hier, in ihrem Namen ziehe ich mein Schwert und rufe euch zu: Fort, oder ihr ſeid des Todes!

In die Hölle mit dir, du Schuft! ſchrie der Unbekannte in Wuth aufflammend und riß klirrend ſein Schwert aus der Scheide. Muthig trat der Wächter heran, die Klingen kreuzten ſich, der Kampf begann, daß die einſame Gaſſe wiederhallte von den Schlägen und Stößen.

Aus dem Fenſterchen in dem kleinen Haus fuhr abermals der Kopf jener alten Frau, die Candil in ihrer Hand warf einen zitternden Schimmer auf den Schauplatz und die beiden Kämpfer. „Der heilige Joſeph und die heilige Maria mögen uns beſchützen, ſtammelte ſie erſchrocken und ſich bekreuzigend, Mord und Todſchlag, ſo wahr ich eine arme Sünderin! — Aber, wie iſt mir denn, ja — es iſt der Mann im braunen Mantel — Himmel — unmöglich kann er's ſein! — Aber — doch, doch er iſt's! Barmherziger Gott! Zu Hülfe, zu Hülfe!"

In dieſem Augenblick ſtürzte der Wächter ohne einen Laut tödtlich getroffen zu Boden, und der Vermummte zog ſein bluttriefendes Schwert aus der Leiche.

Verwünſcht ſei die alte Hexe! brummte er, ſie wird noch die ganze Nachbarſchaft aufwecken und alle dieſe Spießbürger hinter mir herhetzen. Am klügſten iſt es wohl, ſich raſch zu entfernen ſo lang hier noch Alles dunkel iſt.

Schon raſchelten einzelne Sonnenläden und Fenſter in dem Gäßchen, einige Thüren knarrten. Allerringsumher weckte das fortwährende Geſchrei der Alten. Die ſeltſamſten, drolligſten Figuren kamen zum Vorſchein und drängten ſich in eine ängſtlich-burleske Gruppe vor dem Häuschen der Wittwe um den Leichnam des Wächters. Hundert Stimmen gurgelten und kreiſchten durch einander.

Eine Leiche, ein erſchlagener Stadtwächter!

Na, da hat der Herr Aſſiſtente wieder einen Kopf abzuſchlagen!

Diesmal hat die Frau Thomas keinen falſchen Lärm gemacht, da liegt der Todte, ſo wahr ich ein guter Chriſt und Schuhmacher bin!

Athmet er noch? Kann er ſprechen?

Athmen? Er iſt ſo gewiß todt wie meine Großmutter! Er iſt ja ſchon bockſteif! Wem hat das wohl gegolten?

Ha, ha, ha, dem armen Teufel, den es getroffen hat!

Hat wohl wieder einer der Herren Ritter zur Frau Thomas in's Schlafkämmerlein gewollt!

Gottloſer Spötter!

Hu, iſt das eine Wunde, mit dem ganzen Daumen kann ich hinein! Gott ſei dem Todten gnädig und barmherzig!

Es war ein wackrer Kerl!

Wär' es nicht beſſer für ihn, wenn er ein Hans Hafenfuß geweſen wäre?

Tragen wir die Leiche fort und machen wir die Anzeige!

Alle Heiligen, am Ende erleben wir ein Schaffot und eine Hinrichtung in unſrer ehrlichen Gaſſe!

Leicht möglich, Don Juan Pasqual macht nicht lange Federleſens!

Na, wenn's nur wieder ſo ein ſchmucker, weißhalſiger Ritter iſt, wie der Don Valverde, da haben die Weiber was zu ſtaunen und zu bedauern!

Ja, wenn's nur wieder ein Ritter iſt. Einer weniger von dieſer Raſſe iſt ſtets ein Glück mehr für unſersgleichen!

Hoch lebe der Primer Aſiſtente, der klopft dem Hofgeſindel die Jacken aus!

Ihr ſeid gottloſes Volk mit euerm Spötteln und Läſtern!

Gute Nacht, fromme Frau Thomas, träumt hübſch von euern ſeligen drei Männern!

Und gedenket meiner in ſüßer Liebe, wenn ihr euer Bettlein beſteigt!

Ihr wüſtes, gottvergeſſenes Volk!

Sie ſchlug ihr Fenſterlein zu unter allgemeinem Gelächter, und die Menge, der bald auch das Schrecklichſte zum luſtigen Schauſpiel wird, zog toſend und ſtreitend mit der Leiche nach dem nächſten Wachthaus.

Juan Pasqual gab mit allem ihm angeborenen Ernſt und Eifer der Unterſuchung dieſes Verbrechens ſich hin, um ſo mehr, da bisher wenigſtens ſeine Wächter verſchont geblieben waren. Sämtli-

liche Einwohner jenes Gäßchens mußten ein peinliches Verhör bestehen, ohne daß auch nur die fernste Andeutung über die Person des Mörders gewonnen wurde. Endlich erschien auch die Alte, vor deren Fenster der Mord verübt worden.

Nun, meine liebe Frau, begann Juan Pasqual, was wißt ihr über den Hergang dieses Verbrechens mir zu sagen?

Ich saß gerade bei meinem Nachtgebet — es war schon spät, sehr spät und ich hatte eben gedacht: besser ist's, du legst dich schlafen —

Liebste Frau, erzählt uns ein andermal, was ihr gedacht, heute wollen wir nur wissen, was ihr gesehen habt.

O, mein hochwürdigster Oberrichter, dahin kommen wir schon, aber Eile mit Weile! Gut Ding will seine Zeit haben! Wer in den dritten Stock kommen will, der muß die untersten Stufen zuerst besteigen! Gackst nicht die Henne, so legt sie kein Ei! Wer etwas erfahren will, der muß etwas anhören können!

Um Gott, verschont uns, liebe Frau, mit euern schönen Sprüchen und kommt zur Sache!

Dem Himmel sei Dank, hochwürdigster Oberrichter, ich komme immer zur Sache! Also: ich hatte eben gedacht, besser ist's, du legst dich schlafen, als ich Lärm auf der Straße hörte. So oft ein Lärm auf der Straße entsteht, ich muß es euch nur einmal für allemal sagen, habe ich die Gewohnheit, den Kopf zum Fenster hinauszustrecken,

um zu ſehen, was ſich zutrage. Durch dieſe löbliche Gewohnheit entdeckte ich ſchon tauſend Dinge, an welche keine Seele denkt. Die Nacht iſt keines Menſchen Freund, im Finſtern ſchleicht der böſe Feind umher und bei der Nacht ſind alle Kühe ſchwarz, drum lüftete ich den Docht an meinem Lämpchen, öffnete ſachte mein Fenſterchen, und ſah, ſo wahr ich eine gute Chriſtin bin, zwei Männer, welche ſich heftig ſchlugen. Bald darauf ſah ich den Einen ſtürzen und den Andern entfliehen.

Habt ihr erkannt, wer der Entfliehende war?

Beſchwören könnte ich nichts, hochwürdiger Oberrichter, denn, falſcher Eid iſt Gott leid! Man betrügt ſich oft zur hellen Mittagszeit und ſieht eine Henne für einen Kapaunen an! Jeder Hund hat eine Schnauze und einen Schwanz! Nicht alle Lämmer ſind weiß und nicht alle Blumen riechen wohl! Indeſſen, denke ich an den Wuchs, an die Stimme, an das ſtolze Weſen und an den feſten Tritt — ſo bin ich gewiß, daß der Entfliehende früher oft genug in unſer Gäßchen gekommen und daher auch mir nichts weniger als unbekannt iſt.

Ihr kennt ihn alſo? Redet ohne Furcht, ich beſchwöre und befehle euch: redet — wer iſt der Mörder?

Die Gefahr iſt der mächtigſte Herr, die Angſt iſt der ſtärkſte Wein und die Furcht die ſchärfſte Bitte —

Weib, ihr ſollt, ihr müßt den Verbrecher nen-

nen. Alle menſchlichen und göttlichen Geſetze gebieten euch —

Das iſt leicht geſagt: Herrendienſt geht vor Gottesdienſt! Dem Teufel macht kein Fenſter auf! Der Weg zum Unglück führt über die Zunge! Das Wort iſt ein Stein, der dem Redner auf den Kopf fällt! Die Rede iſt eine Flamme, die Häuſer und Städte verzehrt! Nein, Herr Oberrichter, durch Schweigen ſich verredt niemand! Nennen darf ich ihn nicht. Denn einmal iſt er eine gar mächtige Perſon und könnte mir einen argen Streich dafür ſpielen, und dann, könnte ich ſelbſt mich wohl auch in ſeiner Perſon geirrt haben.

Weib, ihr müßt ihn nennen, oder ihr zwingt mich — im Namen des Geſetzes mit der Folter euch die Zunge zu löſen!

Du mein liebſter Herrgott, man darf nicht mehr zu ſeinem Fenſter hinausſehen, ohne ſich ins Unglück zu ſtürzen. Foltern könnt ihr mich laſſen, hochwürdiger Oberrichter, aber — könnt und wollt ihr mich auch ſchützen, wenn ich die Wahrheit hier ſage!

Das Geſetz iſt euer Schutz, ein heiliger, unverletzlicher Schutz!

Wohlan — die Heiligkeit des Geſetzes, die Stimme des Gewiſſens und eurer Folter gebieten mir Alles zu bekennen. So ſage ich euch denn, daß der Mann, den ich im Verdacht habe, merket wohl, was ich ſage: im Verdacht habe ich ihn nur,

ich klage ihn keineswegs an, — niemand anders iſt als — der König ſelbſt.

Bei dem Namen des Königs fuhren alle vier und zwanzig Richter entſetzt von ihren Stühlen auf, bebend wiederholten ſie unter ſich die Worte: der König, und Todesbläſſe lagerte auf Aller Geſichtern. Nur Juan Paßqual behauptete ſeine Ruhe und Würde, obgleich tiefer Schmerz ſeine Seele ergriffen hatte.

Mein Herr und König ein gemeiner Mörder! ſeufzte er.

Seine Seele erkannte, daß nun die wichtigſte Stunde ſeines Lebens erſchienen ſei, daß der Tag gekommen, der den ganzen Jammer ſeiner amtlichen Stellung offenbaren, vielleicht ſeinem Leben ein Ende machen werde. Aber der Primer Aſiſtente bebte nicht und fühlte ſich augenblicklich wieder ganz in ſeiner erhabenen Würde. Das Gericht der Vierundzwanzig ließ er abtreten und befahl dem Boten feierlichſt, den Don Pedro von Caſtilien zu unverzüglichem Erſcheinen vor den Richterſtuhl des Primer Aſiſtente vorzuladen, im Namen des Geſetzes und des Königs.

Zitternd wandelte der Gerichtsbote nach dem Alcazar, bebend richtete er ſeinen Auftrag aus. Hoch auf lachte der König bei dieſer Kunde: Oho, mein Bauer iſt wohl verrückt geworden? Will der Primer Aſiſtente etwas von dem König von Caſtilien, ſo kann er ſich nach dem Alcazar bemühen. Gewiß haben Glanz und Ehre dem drolligen Kauz

ein wenig den Kopf verdreht. Indeſſen, ſei es wie immer, ha, ha, ha, melde deinem geſtrengen Herrn Primer Aſiſtente, daß Don Pedro von Caſtilien nicht ſäumen werde, vor ſeinen Schranken zu erſcheinen.

In tiefes Brüten verſunken, voll Trauer in allen Zügen ſaß Juan Pasqual auf ſeinem Stuhl inmitten der vier und zwanzig Richter, die bebend harrten Alles deſſen, was da kommen konnte und ſollte.

Klingend trat Don Pedro ein, bevor das Wort des ihn anmeldenden Boten noch verhallt war. Aufſtehen wollten die Richter, dem König ihre Ehrfurcht zu bezeigen, Juan Pasqual's ſtrafender Blick feſſelte ſie auf ihre Sitze. Er ſelbſt nickte leicht mit dem Haupt dem Eintretenden entgegen.

Nun, mein Herr Primer Aſiſtente, was iſt euch denn gefällig? Ihr ſeht, daß der König von Caſtilien ſich beeilt, euren Befehlen Folge zu leiſten, obgleich ihr eure Worte hättet etwas zierlicher einkleiden und höflicher vorbringen können.

Hier, Don Pedro, handelt es ſich in dieſem Augenblick nicht um zierliche Worte und Höflichkeit. Ich that, was meines heiligen Amtes Pflicht gebot und deßhalb verdiene ich keinen Vorwurf.

Wahrhaftig, mein Herr Pasqual, ihr ſeid ziemlich vermeſſen. Wißt ihr ſelbſt nicht mehr, was ihr dem König von Caſtilien ſchuldig ſeid?

Nie werde ich meine Pflicht gegen meinen König vergeſſen. Er gab den Stab der Gerechtigkeit in

meine Hand, und soll nie kleinmüthig und feige mich finden in Wahrnehmung der Gesetze; das heiligste Recht der Krone repräsentire ich hier und ihre heiligste Pflicht zugleich, ich werde wahrlich beiden nichts vergeben. Don Pedro, ihr erscheinet hier nicht als König von Castilien, sondern steht als Angeklagter vor den Schranken des königlichen Gerichts. Ihr seid eines Mordes angeklagt und darüber euch zu verantworten hieher berufen.

Klirrend stieß Don Pedro sein langes Schwert auf den Boden und übersah flammenden Blickes den Kreis der bebenden Vierundzwanzig, seine Faust zuckte an dem Schwertgriff und aufzukochen schien seine so leicht reizbare Heftigkeit. Er begegnete dem ruhigen, festen Blick Juan Pasqual's. Betroffen von der Majestät dieses Mannes senkte er die Augen, erbleichte und fühlte bald sich selbst erhoben in der königlichen Ehrfurcht vor dem Heiligthum der Gesetze. Nach einer stummen Pause begann er sanfter und ernster: Wer hat die Kühnheit, den König von Castilien dieses Verbrechens anzuklagen?

Der Verdacht gegen Euch, Don Pedro, ist sehr begründet. Diese Frau hier ist überzeugt, in Euch den Mann zu erkennen —

Verdammt sei die alte Hexe! Sie war es ohne Zweifel, welche die ganze Nachbarschaft mit ihrem Geschrei erweckte und alle Welt auf meine Spur hetzte!

So gesteht ihr denn euer Verbrechen zu?

Ja!

Mit Schmerz bemerke ich, daß Don Pedro solch ein schweres Verbrechen nur als eine Kleinigkeit zu betrachten scheint. Ein Mord —

Sachte, mein Herr Primer Assistente, von einem Mord ist hier gar nicht die Rede. Ihr geht zu weit in euerm Eifer, indem ihr dies Wort aussprecht. Ich bin kein Mörder, im ehrlichen Kampf, Mann gegen Mann habe ich ihn erlegt.

Don Pedro, der, den euer Schwert getroffen, war ein Diener der Gerechtigkeit und stand dort im heiligen Beruf seines Amtes. Doppelt strafbar ist daher euer Verbrechen.

Sein Eifer führte ihn zu weit, er überschritt die Gränzen der Klugheit.

Ihr überschrittet die Gränzen der Gesetze. Castiliens Gesetze sind gleich für und gegen Alle, sie gestatten keinen Unterschied der Person und keine Ausnahme. Don Pedro, nach eurem eigenen Geständniß seid ihr des Mordes schuldig.

Des Mordes? Das lügst du, Frecher. Ich sagte dir schon, daß mein Schwert nur Nothwehr geübt. Dein toller Geselle griff mit dem Schwert mich an, obgleich ich ihn gewarnt hatte, wir schlugen uns in ordentlichem Zweikampf und Er fiel.

Eure Pflicht war es, seinem Befehl zu gehorchen und augenblicklich euch zu entfernen, statt ihm Widerstand zu leisten. Die Wuth in euren Blicken schreckt mich nicht, ich zittre nicht vor eurem Zorn. Don Pedro, ich werde meiner Amtspflicht getreu des Gesetzes Heiligkeit auch gegen Euch selbst auf-

recht erhalten, und müßte ich mit meinem Blut dafür zahlen.

Pasqual's ruhig männliche Haltung, der ernste, feste Ton des Biedermanns, die feierliche Würde seines ganzen Wesens durchbebten Don Pedro's Seele mit den Schauern der Ehrfurcht und alle bösen Geister wichen schnell von ihm. Ernsten Blickes sah er fest und ruhig hinauf zu dem Mann, der selbst unter dem Schwert des Henkers seiner Ueberzeugung treu bleiben würde. Ergeben harrte er der Entscheidung des Richters. Bald fuhr Pasqual mit fester Stimme fort:

Mildern mögen die Umstände euer Verbrechen, entschuldigen können sie es nicht. Ihr handeltet mit dem vollen Bewußtsein, daß ihr damit die Heiligkeit der Gesetze verletztet. Eure hohe Würde kann euern Fehler nicht entschuldigen, sie verstärkt ihn vielmehr. Ihr vor Allen hättet bedenken sollen, welche Ehrfurcht man königlichen Gesetzen und ihren Vertretern schuldig ist. Hört nun, welches Urtheil mein Mund im Namen der königlichen Gesetze von Castilien gegen euch ausspricht. Euch, Don Pedro von Castilien verurtheile ich, morgen zur Mittagsstunde auf dem Platz zu erscheinen, wo das Verbrechen begangen wurde, und daselbst das Urtheil des hohen Gerichts der Vierundzwanzig anzuhören und ihm euch zu fügen. Hofft ihr noch auf die Warmherzigkeit Gottes, so rathe ich, in Zeiten sie inbrünstig anzurufen, aber mit der Demuth und Zerknirschung, welche stets dem Schuldigen ziemen,

und mit dem Gehorsam, der einem Jeden dem Gesetz gegenüber heiligste Pflicht ist. Don Pedro von Castilien, ihr seid entlassen.

Mit einem Blick und leichten Wink der Hand gebot er dem Gericht der Vierundzwanzig und sämmtlichen Dienern der Gerechtigkeit, den Saal zu verlassen. In feierlicher Stille entfernten sich Alle.

Don Pedro stand allein. War es die Erscheinung eines Traums, ein Gespensterspuk, was ihm hier geschehen? Ihm gegenüber, vor dessen wild aufbrausendem Zorn der leiseste Widerspruch stets ein Todesurtheil gewesen, vor dessen Blick stets ganze Völker gezittert hatten — wagte ein schlichter, halb im Scherz zum Oberrichter ernannter Bauer solch eine Sprache? Gedemüthigt, erniedrigt vor seinen Unterthanen, verletzt in seinen innersten Gefühlen, sollte der Ritter und König sich nicht rächen, furchtbar rächen an dem Unverschämten? nicht vertilgen Alle, welche seine Schmach gesehen und gehört hatten?

Endlich erwachte der König aus seinem trüben, gramvollen Brüten. Königlicher Stolz thronte auf seiner Stirn, königliche Freude blitzte aus seinen Augen. Dafür sei Gott, sprach er, daß Don Pedro von Castilien übel wolle dem Biedermann, der seiner so würdig sich gezeigt! Mein königliches Herz muß den kühnen Kämpen der Gerechtigkeit ehren, preisen den muthigen Vertheidiger der Heiligkeit meiner Gesetze! Bei Sant Jago, ich werde dem

Gericht gehorchen: Don Pedro wird ſich beugen vor dem Gebot des Königs von Caſtilien! — Uebrigens bin ich doch begierig, wie weit Freund Pasqual gehen und wie er ſich dem geſalbten Haupt gegenüber aus der gefährlichen Schlinge ziehen wird. Der Trotzkopf erſcheint mir wahrlich zu klug, um der Heiligkeit des Geſetzes etwas zu vergeben — oder Caſtiliens Krone allzu unſanft zu berühren!

Im Alcazar wieder angelangt, ließ der König durch Don Ferran de Caſtro den ganzen Hof ſchleunigſt verſammeln, verkündete Allen ſeinen Entſchluß, dem Ausſpruch des königlichen Gerichtshofs ſich zu fügen, und befahl, daß Alle im höchſten Feſtſchmuck auf den Gerichtsplatz ihn begleiten, aber zuvor in die Kathedrale ihm folgen ſollten.

Die Kunde von Pasqual's Kühnheit und Don Pedro's Benehmen rührte die ganze Stadt auf. Alle Straßen und Plätze belebten ſich mit Tauſenden von Neugierigen. Unerhört klang es Allen, daß ein Richter die Kühnheit ſo weit getrieben habe, den ſtolzeſten und zornigſten aller Könige wie einen gemeinen Verbrecher vorzuladen. Unbegreiflich ſchien es Allen, daß der heftige Don Pedro ſolche Frechheit nicht unverzüglich mit dem Schwert beſtraft; bedenklich, daß er die Vorladung angenommen und zu erſcheinen verſprochen habe. Pasqual wurde ein Gegenſtand allgemeiner Bewunderung und innigen Mitleidens zugleich. Seinen ſchmählichen Tod ſahen ſie vor Augen und Viele meinten, er wäre doch

wohl, einem ſolchen König gegenüber, in ſeinem Amtseifer etwas zu weit gegangen.

Aus ganz Sevilla war der Schlaf verbannt. Tageshelle herrſchte die ganze Nacht hindurch, auf allen Straßen und Plätzen drängte die Neugierde und Beſorgniß ſich umher. Tauſende beteten vor dem Alcazar mit ihrem König, der auf dem großen Balkon demüthig mit ſeinen Prieſtern vor dem Allmächtigen kniete und wie ein fromm reuiger Sünder ſehr erbaulich ſich zeigte. Alle kühnen und männlichen Seelen hatten mit Waffen ſich verſehen und bewachten das Haus und Leben des Primer Aſiſtente gegen jeden Ueberfall des Verraths oder königlicher Rache. Jene klugen und pfiffigen Köpfe, welche Alles vorherzuſehen und zu berechnen wiſſen, beſchlichen die Gegenden, wo Gericht gehalten werden ſollte, zugleich um die beſten Plätze zum Betrachten der Feierlichkeit und die ſicherſten Fluchtwinkel zum Entrinnen auszukundſchaften, weil ſie gewiß waren, daß ihr König Don Pedro dieſe Gelegenheit nicht würde vorübergehen laſſen, ohne ſeiner guten Stadt eine tüchtige Aderläſſe zu verordnen, wobei ſie ſelbſt doch nicht betheiligt ſein wollten.

Die Diener des Gerichts und Wächter der Nacht durchzogen unaufhörlich alle Straßen, um Ruhe und Ordnung in dem Gedränge zu erhalten. Ehrfurchtsvoll wich Alles ihnen aus und gehorchte ihren Anordnungen. Die Gaſſe, worin Don Pedro den Wächter erſchlagen hatte, war für Jedermann

gesperrt. Ganze Schaaren von Zimmerleuten und Maurern hatte man hineinziehen sehen, man hörte ihre Sägen, Aexte und Hämmer in unaufhörlichem Getöse arbeiten und vernahm, daß Mauern eingerissen, Gerüste für das hohe Gericht und ein Schaffot für den Henker erbaut würden.

Ob Juan Pasqual mit dem drohenden Schwert königlicher Rache über seinem Haupte ruhig geschlafen habe, spricht keine Chronik aus. Mit Sonnenaufgang sahen die Diener, wie er im grossen Saal des Gerichts vor dem Bild der Gerechtigkeit kniend inbrünstig betete. Nicht ein angstvoll weinendes Gebet um Rettung seiner Person aus dringender Gefahr, sondern das majestätische Gebet eines Biedermanns und Patrioten; das Gebet, daß die Gerechtigkeit das Herz des Königs erleuchten, auf der Bahn der Ehre ihn erhalten möge.

Den Richtern war es kaum möglich, durch die wogende Volksmenge sich zu drängen und den Justizpalast zu erreichen. In Feierkleidern zu erscheinen, hatte Pasqual ihnen befohlen. Größer und größer wurde die Masse des Volks auf allen Strassen. Dem Rauschen eines Wasserfalls ähnlich tönte das Getöse von tausend und aber tausend Stimmen zum Alcazar.

Don Pedro harrte im vollen Königsornat mit allen festlich geschmückten Granden und Rittern des Hofs der bestimmten Stunde. Keiner von allen den hohen Herren ahnete, was eigentlich der König beschlossen habe. Unbegreiflich erschien Allen sein

ganzes Benehmen. Sein Auge blitzte so frei und froh, wenn Fragen über seine Absicht ihn bestürmten; sein Mund lächelte so heiter, wenn er unermüdlich antwortete: „dem Gericht gehorchen!“ doch spiegelte jede seiner Mienen und Bewegungen eine innere Unruhe und Ungewißheit, welche seine Vertrautesten mit trüben Ahnungen erfüllte und allmälig die ganze glänzende Versammlung verstummen machte.

Nun, meine edlen Freunde, sprach plötzlich lachend Don Pedro, hört ihr das Geschrei? Der Himmel segne meine lieben Unterthanen! Welch lebhaften Antheil nimmt das Völkchen an Allem, was nur von fern einer Unordnung oder einem Skandal ähnlich sieht. Begierig bin ich nur, welch ein Schauspiel der sinnreiche Assistente meiner Neugierde bereitet hat. Ich brenne vor Ungeduld und finde daher die Neugierde des guten Volkes ganz begreiflich.

Wie, mein königlicher Herr, ihr wäret ernstlich gesonnen, dem unverschämten Juan Pasqual seinen Willen zu erfüllen? sprach Padilla, der Bruder der schönen Maria und des Königs Liebling.

Allerdings, und mein ganzer Hofstaat wird mich begleiten. Allen sei es ernstlich hiemit gesagt: Keiner lasse sich zu irgend einem thörichten Schritt gegen Juan Pasqual hinreißen, heilig ist seine Person, er hält in seiner Hand den Stab der Gerechtigkeit. Wer ihm zu nahe tritt, der beleidigt den König. Denkt daran, meine edlen Ritter!

Das heißt ein bedenkliches Beiſpiel aufſtellen, mein hoher Herr, erwiederte Padilla; ſcheint die Krone nur einem ihrer Prärogative zu entſagen, ſo wird es bald nicht mehr an Tollkühnen fehlen, die weiter zu greifen ſich bemühen!

Darüber beruhigt euch! Meine Krone iſt wohl darum nicht in Gefahr, weil ſich in meinem Reich ein Biedermann findet. Gebe der Himmel, daß Don Pedro nie eine andere Gefahr zu bekämpfen habe! Doch, auf meine Ritter, die Stunde iſt erſchienen. Ihr kennt meinen Willen und werdet darnach handeln!

Lauter und lauter ließ die Ungeduld des Volks ſich vernehmen, dichter und dichter drängte ſich die Maſſe um den Palaſt des hohen Gerichts. Endlich öffnete ſich das Thor und einige Diener des Gerichts traten heraus, eine Gaſſe durch das Volk zu öffnen. Ihnen folgten zwei Männer, welche eine Puppe in Lebensgröße auf den Schultern trugen und auf ein Pferd ſie ſetzten, wie einen Reiter. Ein Gemurmel des Staunens und Schreckens durchbebte die ganze Maſſe, die Puppe war das treueſte Ebenbild des Königs, angethan im höchſten Reichsornat! Sobald die Puppe gehörig befeſtigt war, erſchienen die Vierundzwanzig Richter in feſtlicher Amtstracht. Ihnen folgte Juan Pasqual. Ein großer Zug von Hellebardieren und Dienern der Gerechtigkeit vollendete den myſtiſchen, impoſanten Eindruck.

Neben der Puppe auf dem Pferd wandelte der

Scharfrichter mit dem blanken Beil. Cimbeln und Trompeten und Trommeln ſpielten in dumpfen Tönen eine Weiſe feierlicher Trauer. Ernſt bewegte ſich der Zug feierlich gemeſſenen Schrittes weiter. Stumm zog das Volk um ihn her und öffnete ehrerbietig ſeine dichteſten Haufen.

Der Aſiſtente betrat den Platz des Mordes, auf welchem die Blutſpuren noch hafteten. Dicht dabei war ein Schaffot errichtet, auf demſelben ein Block. Dahin wurde das Bild des Königs geſtellt, der Henker an ſeine Seite. Im Halbkreis umher ſtellten ſich die Männer des Gerichts, der Aſiſtente in ihre Mitte, während die Hellebardiere und Diener ringsumher einen weiten Raum vom Volk frei erhielten. Feierlich wurde die Vorladung an den König wiederholt. Viermal wirbelten alle Trommeln nach allen vier Weltgegenden, und viermal blieſen alle Cimbeln und Trompeten. Das Volk bebte in düſtrer Erwartung der Dinge, die da kommen würden, und ſchauderte. Ein fernes Gemurmel wuchs zu Geſchrei und Rufen der Freude und der Angſt an. Aller Blicke wendeten ſich dahin, die Maſſen öffneten ſich und hoch zu Roß ſprengte Don Pedro heran mit allen ſeinen Großen und Rittern. Schrecken lähmte Aller Zungen, kein Herz ſchien mehr zu ſchlagen, Todesſtille herrſchte ringsumher, tief zur Erde ſenkten ſich die Blicke der Richter, nur Juan Pasqual blickte voll Ruhe und Würde dem Ankommenden entgegen und alle

ſeine Züge behielten das Gepräge klarer Beſonnenheit und männlichen Freimuthes.

Gefordert haſt du mich, da bin ich! Was willſt du, mein würdiger Aſſiſtente, von Don Pedro? Sprich, was ſoll dieſe ſeltſame Vorladung bedeuten?

Vorgeladen iſt Don Pedro von Caſtilien, um das Urtheil des hohen Gerichts zu vernehmen und der Vollſtreckung deſſelben beizuwohnen.

Ein allgemeiner Aufſchrei des Entſetzens ertönte von den Rittern, das Volk murmelte in Angſt und Unwillen, Padilla ſprengte flammend von Zorn auf Pasqual ein und ſchrie wüthend: Halt ein, Unverſchämter! Kein Wort des Wahnſinns weiter!

Ohne mit einer Wimper zu zucken, gebot Pasqual mit ganzer Majeſtät eines Mannes, der weiß, was er will, und will, was er ſoll: Diener des Gerichts, entfernet den ſtürmiſchen Ritter, der unziemlich ſich vernehmen läßt!

Wagt es Einer mir nahe zu kommen, ſo ſoll mein Schwert ihm lehren —

Edler Caſtilianer, fiel der König ſtrengen Tones ein, entfernt euch und ſpart eure Drohungen gegen einen Mann, der ſelbſt vor dem König von Caſtilien nicht erſchrickt.

Neues Staunen unter dem betroffenen Volk. Don Pedro, der ſtürmiſche Brauskopf, der übermüthigſte Ritter ſeines Landes, zeigte ſich nachgiebig und geduldig einem ſeiner Diener gegenüber.

Mit ruhiger Faſſung und feſter Stimme begann

der Aſſiſtente: Don Pedro von Caſtilien, nach eigenem Geſtändniß ſeid ihr überführt, den von dem hohen Gericht als Wächter beſtellten Antonio Mendez, wegen pflichtgemäßer Erfüllung ſeines Amtes mit dem Schwert angefallen und erſchlagen zu haben. Don Pedro von Caſtilien, die Geſetze dieſes Landes verhängen dafür den Tod von Henkershand über euch!

Unbeſchreiblich war die Aufregung der Tauſende. Zorn, Wuth, Erſchrecken, Todesangſt brachen in wildem Getümmel aus.

Ruhe! Stille! donnerte der König, wer wagt zu ſprechen, wo nur dem hohen Gericht zu reden ziemt?

So ſpreche ich denn über euch, Don Pedro von Caſtilien, im Namen des allmächtigen, dreieinigen Gottes, im Namen des Königs und im Namen des Geſetzes das Todesurtheil aus und breche dieſen Stab — Kraft meines hohen Amtes. Doch da ihr, Don Pedro, mit dem Purpur bekleidet und mit der Krone dieſes Landes von Gott begnadigt ſeid, ſo hat kein Geſetz und kein Richter dieſer Erde ein Recht an eure Perſon. Daher werde, um dem Geſetz und der Königswürde zu g ügen — das Urtheil an eurem Bildniß vollzogen, und ihr ſeid Zeuge dieſer Vollſtreckung. Möge der Anblick mit Schauder euch erfüllen, euer Herz durchdringen mit den Gefühlen heiliger Menſchenpflicht, einen Strahl des Lichts in eure Seele werfen! Ihr Diener des Gerichts vollführt, was euch befohlen iſt.

Und die Diener des Gerichts eilten zu dem Pferd, hoben das Königsbild herab, trugen es hinauf auf das Schaffot, legten es über den Block und der Henker trennte mit der Schärfe des Beils den Kopf von demſelben und zeigte ihn hoch ringsumher allem Volk.

Still ſaß der König und ernſt auf ſeinem Roß, ſein Blick verfolgte das Beil des Henkers mit tiefem Sinnen. Leichte Röthe flog über Stirne und Wangen, die Wimpern zuckten — und die Bläſſe kehrte wieder. Kein Athemzug von all' den Tauſenden!

Ihr Diener des Gerichts, fuhr Pasqual ruhig fort, das abgeſchlagene Haupt heftet an die Ecke dieſer Straße, und laßt es dort einen Monat lang ſtecken zur Warnung für Jeden, der dem König und dem Geſetz zuwider handeln wollte.

Und es geſchah, wie er befohlen. Aber herab von ſeinem ſtolzen Roß ſprang der König, trat hin zu Pasqual und ſprach voll ruhigen Ernſtes: „Mein würdiger Aſſiſtente von Sevilla, wie preiſe ich Gott dafür, daß er mir den Gedanken eingehaucht hat, zu dieſem Amt dich zu berufen. Du haſt heute mein volles Vertrauen und Caſtiliens Hochachtung verdient. Bleibe ferner der Handhaber der Geſetze mein Statthalter der Gerechtigkeit. Gerecht war dein Urtheil, ich beſtätige es mit meinem königlichen Wort. Aber, damit keine Zeit deiner vergeſſe und der Geſetze ſpotte, ſo werde mein Bildniß in Stein treu nachgeformt an jener Straßenecke beſe-

ſtigt, nicht für einen Monat, nein — für immer! Juan Pasqual, drücke die Hand deines Königs, der ſtolz darauf iſt, ſeinen Freund dich nennen zu können.“

Alſo handelte Juan Pasqual, der Bauer, und alſo der König Don Pedro der Grauſame.

Alles geſchah, wie dieſer befohlen hatte. Heute noch heißt jenes Gäßchen zu Sevilla die Calle del Candilejo (Lampengaſſe) und heute noch ſteht in einer Niſche an ihrer Ecke der ſteinerne Kopf des Königs Don Pedro von Caſtilien, welchen die Nachwelt den Grauſamen nannte.

X.

Der König und seine Regenten.

Ach! der König trank nur Wasser,
Blut'ge Thränen weint' das Land,
Mächtig sah es seine Hasser,
Schwelgen Schranzen, Pfaffen, Prasser,
Und nicht eine starke Hand,
Die ein Schwert zum Rächen fand!
Span. Romanze.

Heinrich III., von Vielen der Schwachkopf genannt, war ein Fürst von liebenswürdigem Charakter und scharfem Verstand. Weil er bei seiner Thronbesteigung erst das eilfte Jahr erreicht hatte, so wurde für die Zeit seiner Minderjährigkeit eine Regentschaft bestellt. Sie bestand, mit dem Marquis von Villena und dem Erzbischof von Toledo an der Spitze, aus mehreren Großen des Reichs. Ihre Habsucht und Eifersucht, ihre Ränke und Parteiungen erfüllten das Land mit Verwirrungen und Unzufriedenheit.

Der junge Heinrich hörte und verstand bald die Klagen seines Volks und glaubte nicht länger mit dem eitlen Titel eines Königs zufrieden sein zu dürfen, sondern die Zügel des Regiments selbst ergreifen zu müssen. Man hatte ihn bis jetzt unter dem Vorwande, seine Gesundheit zu schonen und seinen Geist durch allzufrühe Anstrengung nicht aufzureiben, von allen ernsten Staatsgeschäften entfernt gehalten und seinem jugendlichen Hang für ritterliche Uebungen, für Musik und Jagd allen möglichen Vorschub geleistet. Sah und hörte er auch Manches, was ihn kränkte und ärgerte; entschloß er sich auch oft, dem bösen Spiel ein Ende zu machen, so war er doch zu jung und unerfahren, um einen festen Entschluß fassen und besonnen ihn ausführen zu können.

Die Anmaßung der hohen Regenten, ihr unverschämter Schmutz und ihr Vergessen aller dem König schuldigen Achtung sollte endlich diesen zu einem Entschluß nöthigen, die Ausführung schnell herbeiziehen.

Eines Tages kehrte er früher als gewöhnlich von seiner Lieblingsunterhaltung, der Wachteljagd, zurück. Geraume Zeit harrte er auf die Nachricht, daß seine Tafel gedeckt sei, aber länger zu harren, verbot ihm der stachelnde Hunger. Er sendete seinen Edelknaben hinab zu dem Schloßverwalter, um ihn wegen so unverzeihlicher Nachlässigkeit zur Rede zu stellen. Bald kam der Edelknabe zurück, stotterte verlegen einige Entschuldigungen her und

wollte jeder näheren Erklärung trübſelig aus-weichen.

„Nun, Fadriquez, warum iſt die Tafel nicht gedeckt? ſind etwa mein Schloßverwalter und mein Koch plötzlich geſtorben?“

Nein, Hoheit, aber keine Mahlzeit iſt für Euch bereitet.

„Bei Santjago, das iſt unverzeihlich! für mich bedarf's doch nicht ſo großer Vorbereitungen, meine Genügſamkeit iſt bekannt. Eile, ſie ſollen mir auftragen, was ſie wollen, aber nur ſchnell, denn ich habe Hunger wie ein Wolf.“

Abermals ging der Edelknabe mit dieſer Botſchaft hinab, und kehrte abermals zurück mit traurigen Mienen. Keine Dienerſchaft folgte ihm mit dampfenden Schüſſeln und duftenden Flaſchen, ſondern der alte Schloßverwalter ſelbſt mit ſehr verlegenen Verbeugungen und einem Geſicht voll Trauer und Grimm.

„Alle Wetter, mein armer Martos, was fehlt dir? was bedeutet dein jämmerliches Geſicht? warum kannſt du mich nicht anſehen? wo iſt mein Mittageſſen?“

Bitte tauſendmal um Entſchuldigung, Ew. Hoheit, aber Euer Mittageſſen —

„Nun! mein Mittageſſen — was iſt daraus geworden? hat es die Katze verſchluckt, oder der Koch verbrannt?“

Der Schloßverwalter ſchüttelte das Haupt auf ſehr bedeutungsvolle Weiſe als Vorrede zu einem

ſehr traurigen Bericht und ſprach dann voll tiefen Kummers: ich bedaure, Ew. Hoheit ſo ſchlechte Neuigkeiten berichten zu müſſen, aber wenn Ihr das ganze Schloß umdreht, ſo fällt nichts heraus, was auf Eure Tafel kommen könnte.

„Ei, Meiſter Martos, ſeit wann bin ich denn ſo gar begehrlich? das erſte beſte, aber ſchnell!“

Doch Meiſter Martos rührte ſich nicht von der Stelle und ſeine Blicke wurden noch trauriger und noch länger zog ſich das Geſicht. Mein König, ſprach er, auch für den letzten Eurer Unterthanen iſt kein Biſſen mehr im Schloß, wir ſind rein ausgeplündert.

„Bei Santjago, das iſt ein wenig ſtark! der Himmel weiß, daß ich mit meinen Tafeln nicht verſchwende. Kein Bürger lebt in meinem ganzen Reich, der nicht täglich Köſtlicheres äße, als ſein König, und heute ſoll ich nicht einmal einen Biſſen für den Hunger erhalten? Sorgt beſſer in Zukunft, mein alter Martos, und heute bringt mir, da ich doch einmal etwas eſſen muß, ein Stückchen kalten Fleiſches und eine Zwiebel.“

In Verzweiflung bin ich, aber wir haben auch nicht einmal mehr ein Stückchen kalten Fleiſches und nicht einmal eine einzige Zwiebel.

„Ha! ha! ha! wahrhaftig ihr macht mich lachen! Fordere ich ein Stückchen Brod, ſo iſt am Ende auch dieſes nicht zu haben.“

Das ſtumme Achſelzucken des alten Martos und ſein an den Boden trübſelig ſinkender Blick

ſprachen deutlich genug, daß der König auch in dieſer Vermuthung ſich nicht geirrt habe. Zwiſchen Unmuth und Lachen befahl Heinrich, wenigſtens das mitgebrachte Wild, wenn nicht auch dieſes durch irgend einen Zauber bereits verſchwunden wäre, ihm ſchleunigſt zu einem Imbiß bereiten zu laſſen.

Während man damit beſchäftigt war, befiel den König ernſter und ernſter das Nachdenken über dieſen ſonderbaren Vorfall und ſeine wahrſcheinlichen Urſachen. Solche Armuth erſchien ihm allzu auffallend, als daß ſie nicht irgend ein größeres Geheimniß zur Quelle haben ſollte, und dieſe wollte er um jeden Preis entdecken. Sein Staunen mehrte ſich, als noch immer keiner von allen Dienern ſeines Hofes erſchien, und der alte Martos mit dem Koch eigenhändig das Wildpret ihm überbrachte.

„Das iſt zu toll! wo ſind alle die Schlingel von Dienern? Täglich ſcheinen ihrer weniger zu werden, ſind ſie heute vielleicht alle betrunken?“

Fort ſind ſie, Hoheit, alle fort.

„Fort! wohin denn? das undankbare Volk, ſind ſie unzufrieden mit meinem Dienſt? haben ſie ſich verabredet, mich alle zu verlaſſen?“

Ach, Eure Hoheit, der königliche Schatz iſt ſo blank und leer, daß die Koſten für den Hofhalt nicht mehr beſtritten werden können. Seit vielen Monaten hat keiner Eurer Diener auch nur einen Maravedi empfangen, verhungern mußten die Armen, wenn ſie nicht anderwärts ſich Brod ſuchten.

Unglaublich erſchien dem König Alles, was er hörte, ſtarren Blicks ſah er in das Antlitz des alten Dieners und las in ſeiner Wehmuth und in den Thränen die Beſtätigung ſeiner Worte.

„Das verdient denn doch nähere Unterſuchung. Bekümmern ſich meine Herren Vormünder ſo wenig um ihren Mündel, ſo muß ich endlich wohl von aller Verantwortlichkeit ſie frei machen. Gerechter Gott! wie arg müſſen ſie erſt meinen armen Unterthanen mitſpielen, wenn ſie dem König keinen Biſſen Brod und keinen einzigen Diener übrig gelaſſen haben.“

Der alte Martos ſchnitt ſo grimmig hämiſche Geſichter, nickte ſo bedeutſam mit dem Kopf und zuckte mit den Achſeln ſo ſprechſam, daß Heinrich, wichtige Geheimniſſe vermuthend, ihm befahl, ohne Furcht Alles zu entdecken.

Mag's immerhin von mir alten Mann gar dumm ſein, daß ich in fremde Angelegenheiten mich miſche und über Dinge plaudere, die ich wahrſcheinlich nicht verſtehe; indeſſen, nehmt's nicht übel, mein hoher Herr, glaube ich, daß Eure Herren Vormünder Euch betrügen und tüchtig ausplündern.

„Seit einiger Zeit glaube ich das ſelbſt, aber ich hoffe nicht, daß ihre Raubſucht weit genug gehe, mich Hungers ſterben zu laſſen!“

Hoheit, ich weiß etwas, was Euch wohl über gar Vieles Licht geben könnte.

„Wirklich? ſprich, Alter!“

Heute giebt der Erzbiſchof von Toledo ein

prachtvolles Banket, wozu beinahe alle Herren Eures Hofes geladen ſind, und alle Märkte weit und breit ihre Herrlichkeiten hergeben mußten.

„Allerliebſt! während der König von Caſtilien nichts hat, ſeinen Hunger zu ſtillen, ſchlemmen ſeine unverſchämten Edelleute auf ſeine Koſten! Wohlan denn, mein Herr Erzbiſchof, als ungebetener Gaſt will ich bei euch erſcheinen. Meine würdigen Vormünder glauben wohl, daß ich jetzt ermüdet von der Jagd auf meinem Lotterbett ausruhe und träume von Hunden und Wachteln, während ſie Leckerbiſſen verſchlingen. Auf, Fadriquez, verſchaffe mir ſchnell die Kleidung eines Troubadours, und du, Martos, ſorge, daß ich in den Banketſaal komme.“

Ungeduld und Neugierde, Schmerz über das Schickſal ſeiner Unterthanen und Luſt, die unverſchämten Großen nach Gebühr zu züchtigen, hielten den König troß aller Ermüdung bis zum Abend wach, dann kleidete er raſch als Troubadour ſich um, hing die Guitarre über und eilte mit einbrechender Nacht nach dem Palaſt des Erzbiſchofs von Toledo. Im Augenblick, als die Gäſte zur Tafel ſich ſetzten, kam er durch Martos Hülfe bis in das Gemach neben dem Banketſaal und ſah dort mit Staunen die zahlloſe Menge prächtiger Diener und koſtbarer Gerichte aller Art. Wahrhaft königlicher Glanz erfüllte den ganzen Palaſt, die Reichthümer vieler Länder ſchienen in dieſen Sälen und Hallen

aufgehäuft, die Ueppigkeit und Luſt des Orients hier verſchwendet zu ſein.

Der heftigſte Unwille erfüllte Heinrich's Seele, aber der Augenblick gebot Ruhe und Verſtellung, und ſchnell gefaßt blieb er ſeiner Rolle treu, um Alles zu erkunden, was ſeinen Plan ordnen und die Ausführung erleichtern könnte. Unbekümmert um die unverſchämte Begaffung der Schranzen und Diener, nahm er ſeine Guitarre von der Schulter und begann ein Vorſpiel, in lieblichen, glänzenden Weiſen wechſelnd, durch Romanzen und Tanzklänge fortſchwirrend, bis er das Nationallied vom König Pelajo, das jedes ſpaniſche Herz mit Stolz und Freude erfüllt, durch rauſchende Accorde feſthielt.

Wahrlich, ein trefflicher Meiſter! rief an der Tafel der Marquis von Villena, ein vollkommener Meiſter, ihr könnt mir's glauben, darauf verſtehe ich mich, denn mir war, wie ihr wißt, dieſer wichtige Theil der Erziehung unſers Königs anvertraut.

Bei meiner Treue, fiel Don Pedro de Mendoza ein, ich zweifle ſehr, ob der König ſelbſt, trotz ſeines geprieſenen Talents, dieſem trefflichen Spieler gleich komme.

Wer iſt der Menſch? frug der Erzbiſchof ſeinen Hausvogt.

Ein armer, wandernder Spielmann, der auf ſeinen Zügen auch Caſtilien beſucht. Ein Freund hat mir ihn als einen beſonders geſchickten Mann empfohlen.

Und hat damit nicht gelogen, rief hoch erfreut

der Erzbiſchof, laß ihn herein, daß wir in der Nähe ſeine ſchöne Gottesgabe beſſer beurtheilen können.

Der Hausvogt öffnete die Thür, winkte, und herein trat, Schüchternheit heuchelnd, der Troubadour. Sein Blick ſchweifte rings über die Tafel hin, leichte Röthe flog über ſein Antlitz, ſeine Rechte faßte den Hals der Guitarre ſo feſt, als hätte er ſein Schwert in der Fauſt, ein Beben des Zorns durchzuckte ſeinen ganzen Körper. Verrathen hätte er ſich vielleicht, wenn nicht der Hausvogt mit der gutmüthigen Rede: „nicht ſo ſchüchtern, junger Sänger, deine Kunſt iſt überall willkommen, und hohe Gönner ſitzen hier im Saal!“ ihm ſchnelle Faſſung wieder gegeben hätte. Er verbeugte ſich tief vor der glänzenden Verſammlung und unterſuchte leiſe zirpend die Stimmung ſeiner Saiten.

Du ſcheinſt noch ſo jung, ſprach der Erzbiſchof, und haſt doch bereits ſo groſſe Fortſchritte in deiner Kunſt gemacht. Wer biſt du?

„Ach, Sennor, ich bin eine arme, in's tiefſte Elend geſtürzte Waiſe, ſo arm, daß ich heute nicht einmal ein Mittageſſen hatte.“

Armer Junge! man reiche ihm zu eſſen. Warſt du von Geburt an in dieſem elenden Zuſtand?

„Ach nein, Sennor, ſo wie ihr mich da ſehet, bin ich von ſehr edlem Stamm. Aber unglücklicherweiſe verlor ich meinen Vater ſehr früh und erhielt Vormünder, welche, ſtatt ihre heilige Pflicht zu erfüllen, meiner Erbſchaft mich beraubten und ſo

rein mich ausplünderten, daß ich jetzt gezwungen bin, von Land zu Land umherzustreifen und mein Brod mir zu erklimpern. Gott ist Zeuge, daß ich die Wahrheit rede."

Der Bursche interessirt mich, rief Don Pedro de Mendoza, einer der größten Schlemmer und Räuber des königlichen Schatzes, empörend ist solch ein Betragen gegen Waisen!

„Der Himmel segne euch, mein guter Herr, aber noch mehr werdet ihr euch empört fühlen, wenn ich euch sage, daß in demselben Augenblick, in welchem die Wohlthätigkeit des edlen Erzbischofs meine letzte Hülfsquelle ist, meine schändlichen Vormünder prachtvolle Gastmahle von meinem Gelde geben."

Sagst du die Wahrheit, rief der Erzbischof mit salbungsreichem Eifer, so sind sie Buben und verdienen eine exemplarische Züchtigung!

O gewiß, und ersetzen müssen sie Alles, was sie geraubt haben! fiel Mendoza ein.

Das wäre viel zu wenig, Don Pedro, erwiederte der tugendhafte Erzbischof, ewiges Gefängniß verdienen sie, ja, den Tod!

„Mögen alle Heiligen euch, frommer Herr, segnen! ja, an euch werde ich mich wenden, um wieder zu meinem Recht zu gelangen, euer Wort soll entscheiden."

Schmaus und Lust zogen sich bis tief in die Nacht hinein. Jeder Becher mehr enthüllte die Sittenlosigkeit und freche Ueppigkeit der hohen Vor-

münder und aller Schranzen. Die ungebührlichſten Witzeleien, die roheſten Sarkasmen, die unſittlichſten Späße flogen von Mund zu Mund an der Tafel des Erzbiſchofs. Frei ſprachen hier Alle über die Nichtigkeit des Königs, über die Ungebundenheit ihrer Herrſchaft und ihre täglich wachſende Macht. Sie rühmten ſich ſelbſt des Raubes und der Verſchleuderung der königlichen Gelder. Mehr als einmal kochte der Zorn in Heinrich's Bruſt bis zum Ueberſtrömen auf, aber ſtets hielt der Gedanke an vollſtändige Rache von jedem vorſchnellen Ausbruch ihn zurück. Unermüdlich ſpielte und ſang er fort, bis die Mehrzahl der Gäſte an der Tafel ſelbſt einſchliefen oder in der Beſinnungsloſigkeit des Rauſches in die Nebenzimmer taumelten. Nun ſchlich er unbemerkt fort und kam, ohne Verdacht zu erwecken, wohlbehalten in ſein Schloß zurück.

Mehr als je entſchloſſen, den unheilbringenden Feſſeln ſich zu entwinden, entſchied er, an ſeinem nach wenigen Tagen erfolgenden ſechszehnten Geburtstag den großen Schlag auszuführen.

Des andern Morgens empfing er ſo unbefangen und heiter, wie gewöhnlich, den Erzbiſchof und die übrigen Regenten, und Mittags ſchon flogen ſeine Boten durch die Stadt und die ganze Gegend, um alle Großen und Edlen zu einem prachtvollen Banket zur Feier ſeines Geburtstags einzuladen.

Der Geburtstag erſchien und der Adel ſah in dem königlichen Schloß begierig nach dem unerwarteten Feſte, und freudig bewegt von dem Ge-

danken, daß nun auch der junge König beginnen werde, einen glänzenden Hof zu bilden und neue Gelegenheiten zu Genüssen zu bieten.

Die hohen Regenten hörten zwar nicht ohne Staunen, daß der junge König, ohne sie zu befragen, ein so wichtiges Fest angeordnet habe, allein sie schwiegen. Sie waren nur begierig, zu erfahren, wie er zu dem nöthigen Geld gekommen, und konnten darüber sich nicht zurecht finden. Hat er einen Schatz gefunden? Hat der reiche König von Aragon ihm ein Sümmchen geliehen? Hat er von einem maurischen Fürsten Geld geborgt? Aber wie hätte ein gefundener Schatz den Luchsaugen des Don Mendoza entgehen können, oder wie hätte irgend ein Fürst oder Handelsmann es gewagt, dem unmündigen König ohne Unterschrift und Siegel der Vormünder ein bedeutendes Darlehen zu machen? Darüber zerbrachen sich die weisen Herren vergebens die Köpfe, und es wurmte sie sehr, daß ihr Zögling zu irgend einer eigenmächtigen Handlung sich habe entschließen können. Sie selbst unter sich begannen einander mit mißtrauischen Augen zu betrachten, Jeder hielt den Andern für einen Verräther an dem Wunde, Jeder glaubte, daß der Andere das Herz des Königs erschleichen und dessen Gunst zum Verderben seiner Kollegen gebrauchen wolle. Die Herren gaben sich alle erdenkliche Mühe, mit ächt väterlicher Huld und rührender Unterthänigkeit zugleich, mit der ernsten Würde ihres hohen Amtes und mit dem süßesten Lächeln ihres Schrau-

zenthums die Glückwünſche zu dem hehren Tag auf das Anmuthigſte darzubringen.

Alles war erwartungsvoll verſammelt. Die Thüren öffneten ſich und die Marſchälle mit ihren goldenen Stäben beriefen die Verſammlung hinüber in den Tafelſaal.

Welche Ueberraſchung, welch ein Staunen!

Statt eines reich geſchmückten, glänzenden Saales erblickten ſie eine weite Halle mit nackten Wänden, einer einfach hölzernen Tafel mit hölzernen Bänken umſtellt. Statt der blendenden Gedecke, der funkelnden Aufſätze und der dampfenden Schüſſeln lag auf jedem Platz eines Gaſtes ein Stück ſchwarzen Brodes und dabei ein irdener Krug mit Waſſer. Oben an der Tafel ſtand der König mit dem Helm auf dem Haupt und bis auf die Zehen in Stahl gerüſtet. Mit dem freundlichſten Tone bewillkommte er ſeine Gäſte, bat ſie, Platz zu nehmen und ſeiner Tafel Ehre zu machen. „Vielleicht, ſchloß er ſeine Rede, ſind meine Gerichte nicht ſehr lecker, aber gewiß bin ich, daß eure Liebe und Treue auch die kleinſte Gabe aus der Hand eures Königs ſchätzen wird.“

Die Hofherren alle ſtimmten ihre Kehle in Flötenton und riefen ihr ſüßeſtes Lächeln zu Hülfe, um mit aller Anmuth in ſo bedenklicher Probe zu beſtehen und keinen Zweifel gegen die Wahrheit ſeiner Worte in dem Herzen des frohgelaunten Königs aufkommen zu laſſen. Sie ſetzten ſich mit tiefer Verbeugung und verſchlangen ihrem Wirth zu Ehren

die rauhen ungewöhnten Biſſen gleich gierigen Wölfen, und ſchlürften, als wäre es der ſüßeſte Nektar in goldnen Pokalen, das friſche Waſſer. Sie konnten ſich von dem Gedanken nicht abbringen, daß das Ganze nur ein bizarrer Scherz ſei und irgend eine luſtige Ueberraſchung herbeiführen werde; denn beſſerer Laune hatten ſie ihren König nie geſehen. Betrachteten ſie ihn in ſeiner Schlachtrüſtung, ſo hielten ſie das Ganze für eine ſpaßige Nachahmung der alten Ritterbräuche, der vorangehenden Prüfungen und Kaſteiungen.

Der König hatte ſein Brod mit Haſt verzehrt und ſeinen Krug ausgetrunken, und — kein Bißchen Brod mehr war auf der ganzen Tafel zu ſehen und alle die Krüglein der Gäſte hätten die Nagelprobe beſtanden. „Ich beſorge, edle Herren, ſprach der König, daß ihr mit dieſem Mahl nicht zufrieden ſeid, aber hoffentlich wird das zweite Gericht euren vollen Beifall finden.“

Jetzt gingen allen Gäſten die Augen auf, behaglich ſtrichen ſie ſich die Bäuche, als wollten ſie für die kommenden Herrlichkeiten Platz machen, und Freude blitzte aus allen Augen. Heinrich erhob ſich klirrend, der Marſchälle goldne Stäbe winkten und Alle ſtanden auf, dem König in einen andern Saal zu folgen. Die Roſen der Heiterkeit blüheten auf allen Wangen, aus allen Zügen lachte die Luſt, ſchalkhaft ſpielte um Aller Mund die Erwartung guter Dinge.

Die weite Thüre des zweiten Saals flog auf

und alle Roſen erbleichten, und das Lächeln der Luſt verzog ſich in das Stieren des Schreckens. Schwarz waren alle Wände behangen, alle Fenſter geſchloſſen und ſchwarz bedeckt, eine einzige große Lampe flimmerte nur matt durch die weite, dunkle Halle. Ueberall umher drohten Zeichen der blutigen Gerichte und Unheil verkündende Embleme. Die eine Seite des Hintergrundes verhüllte ahnungsvoll ein ſchwarzer Vorhang von der Decke bis auf den Boden. Auf der andern Seite ſah man einen Sarg, zu Füßen deſſelben einen Todtenſchädel, ein Kruzifix, eine Mönchskutte und ein Gebetbuch.

Leiſe und bebend hatten Alle den Saal betreten. Der König befahl, die Thüren zu ſchließen, richtete ſich vor ihnen hoch auf in aller Majeſtät und begann gebieteriſch: „Ihr ſehet, daß Alles hier bereit iſt, aber bevor ich zum zweiten Gericht und zu dem Nachtiſch, der das Feſt krönen ſoll, ſchreite, habe ich einige Fragen an euch. Ihr, mein Herr Erzbiſchof, könnt Kraft eurer hohen Würde und Weisheit wohl am beſten ſie beantworten.“

Nach einem kurzen erwartungsvollen Schweigen fuhr der König in ernſterem, ſtrengerem Tone alſo fort: „Nun denn, antwortet mir ehrlich: wieviel Könige von Caſtilien habt ihr geſehen?“

Verlegen antwortete der Erzbiſchof: ihrer drei ſah ich, den großen Don Henriquez de Tranſtamare, Euren Ahnherrn, Euren Vater Don Juan und Euch ſelbſt, Hoheit.

Dieſelbe Frage richtete der König nach und nach an Alle, und Alle beantworteten ſie mit „zwei oder drei,“ je nachdem ſie älter oder jünger waren.

„Pfui, Caballeros! rief der König mit gerunzelter Stirn, pfui! ihr lügt eurem König in's Angeſicht! wie? der Aelteſte von euch Allen will nur drei Könige von Caſtilien geſehen haben, während ich, der jüngſte hier, deren ſieben bereits erlebte?“

Schwer betroffen hörten ihn die Höflinge alle und Angſt erfüllte ihre Herzen, denn das Zürnen des Königs belehrte ſie, daß von einem Scherz hier nicht die Rede ſei.

„Ja, wiederholte der König, außer meinem Vater ſah ich ſchon ſechs Könige von Caſtilien und wahrlich nicht zu meiner Freude, weil ich ſelbſt doch auch einige Anſprüche auf die Krone habe. Dieſe nicht gekrönten ſechs Könige ſtehen hier in eurer Mitte. — So viele Herren zugleich ſchaden dem Lande, verhindern ſein Aufkommen, erſchöpfen die Quellen ſeines Glücks. Beſſer iſt es, daß nur Einer alle Gewalt in ſeiner Hand vereinige, und ich glaube dazu ein größeres Recht zu haben, als alle meine Nebenbuhler hier umher. Wohlan denn, mein Herr König Erzbiſchof, Herr König Marquis von Villena und ihr Hoheiten Alle, entſagt dem Herrſcheramt auf der Stelle, oder bereitet euch, die Folgen eurer Weigerung zu tragen.“

Er ſtampfte mit dem Fuß, daß dumpf die ganze Halle klirrte; eine Fallthüre öffnete ſich hinter ihm und gleichzeitig rauſchte der ſchwarze Vor-

hang empor, und herauf und hervor blitzten Schaaren ganz gerüsteter Ritter. „Hier, sprach der König, sehet ihr einen Theil der Getreuen, die entschlossen sind, meine Rechte zu vertheidigen.“

Bleicher Schrecken erfaßte die Regenten, stumme Verwirrung ergriff den ganzen Hof. Betheuerungen ihres guten und reinen Willens, Schwüre des Gehorsams und der Treue strömten von den Lippen der Schuldigen, um den Zorn ihres königlichen Herrn zu besänftigen.

Aber Heinrich war heute Mann geworden und blieb unbeugsam und streng als Richter. Den Reuigen und Bekennenden hätte seine Milde vielleicht ganz vergeben, den Niederträchtigen und Heuchlern wollte er ihr Gift entziehen.

„Noch ein Punkt ist zu berichtigen. Ihr Alle habt mein königliches Mahl heute gekostet und gesehen, daß es mit dem prächtigen Banket des Erzbischofs von Toledo nicht zu vergleichen ist. Entsinnt ihr euch noch des Waisenknaben, der bei diesem, mir ewig unvergeßlichen, Gelage euch manche lustige Weise vorgesungen? Erinnert ihr euch auch, daß ihr verspracht, zu seinem Recht ihm zu verhelfen? Dieser Sorge überhebe ich euch jetzt, dies Recht will ich selbst in Castilien üben und, bei Gott und Santjago! dem Waisen soll sein Recht widerfahren!“

Vernichtet stand der Erzbischof und seine Genossenschaft; unfähig eine Entschuldigung zu finden, harrten sie schweigend der drohenden Entwickelung.

Der König winkte, eine Thüre öffnete ſich und zeigte in einem kleinen ebenfalls ſchwarz behangenen Gemach einen Block, daneben ſtand der Henker mit ſeinem Beil, gegenüber ein Prieſter. Und heraus trat ein Alcade mit einer großen Schrift in der Hand, verneigte ſich tief vor dem König und ſtand ehrfurchtsvoll weiterer Befehle harrend.

Auf ſeinen ritterlichen Degen geſtützt, betrachtete Heinrich ruhigen, feſten Blickes die von ihrem eignen Gewiſſen Verdammten, winkte dann dem Alcaden näher zu treten. Dieſer winkte zurück in das kleine offne Gemach. Ein Diener erſchien mit einem Tiſchchen und Schreibzeug, ſtellte beides vor den König und entfernte ſich wieder mit einer tiefen Verbeugung. Feierlich entrollte der Alcade über dem Tiſchchen die Schrift, blickte die hohen Regenten mit ruhigem Lächeln an, tauchte eine Feder ein und hielt ſie bereit. Der König endigte das Schweigen mit den Worten: „Meine Herren Regenten, ihr ſelbſt habt euer Urtheil geſprochen. So unterſchreibt denn hier das Bekenntniß eurer Verbrechen und die Verbindlichkeit, meinem Schatz Alles, was ihr ihm ſo frech geraubt, vollkommen zu erſetzen.“ Die Schuldigen ſahen erſchrocken einer den andern an, blickten zum Himmel auf, als wenn ſie von dort her einen Retter aus ſolcher Noth erwarteten, ſenkten dann demüthig die Augen zur Erde und eilten, mit edler Reſignation den Befehl des Königs zu vollziehen.

„Nunmehr, ſprach der König mit feſter Stimme,

iſt noch das Urtheil, welches des Erzbiſchofs Weisheit und Frömmigkeit über räuberiſche Vormünder ausgeſprochen hat, zu vollſtrecken. Empfehlet eure Seelen dem Allmächtigen!“

Mehr todt als lebendig im Angeſicht des harrenden Henkers ſtürzten die Schuldigen dem König zu Füßen, bekannten ihre Verbrechen und ſtammelten demüthig ihre Bitte um Verzeihung.

Heinrich betrachtete ſie lange ſchweigend, als bliebe er ungerührt von ihrer Verzweiflung. Aber die Heiterkeit, die auf ſeiner Stirn thronte, der Frohſinn, der aus ſeinem Auge leuchtete, die Gutmüthigkeit, die um ſeinen Mund lächelte, ſprachen deutlich, daß Heinrich kein König der Härte und des Blutes ſei.

„Dafür ſei Gott, begann er endlich feierlich, daß ich den Tag meiner Geburt und meiner Thronbeſteigung mit Blut bezeichne! Steht auf, verziehen iſt euch, was ihr mir, eurem König, gethan habt. Aber nicht vergeſſen darf ich, was ihr Caſtilien raubtet. Im Gefängniß bleibt ihr ſo lange, bis ihr dem Staat beim letzten Maravedi Alles wieder erſetzt habt. Dabei bleibt es bei meinem königlichem Wort und bei Santjago. Fort, meine reichen Herren, überlegt, wie ihr am ſchnellſten aus dem Gefängniſſe euch befreien wollt.“

Trabanten rückten heran, nahmen die ſechs Regenten in die Mitte und führten ſie in die Gewölbe, die zu ihrer Aufnahme ſchon eingerichtet waren.

Heinrich regierte von Stunde an allein und als Mann von Ernſt und edlem Willen. Allen Zwieſpalt und alle Wirren in Caſtilien endigte ſein ſcharfer Blick und ſeine beharrliche Kraft. Schöne Tage des Friedens und des Segens erlebte Caſtilien unter ſeinem Scepter, denn die bedeutenden Summen, welche die Vormünder zum Erſatz erlegt hatten, reichten für geraume Zeit zu Befriedigung aller Staatsbedürfniſſe hin und das Volk konnte weſentlich in ſeinen Laſten erleichtert werden.

Nie war ein Volk glücklicher, nie erſchienen Gerechtigkeit und Verwaltung offner und kräftiger, niemals wurde die Krone auf dem Haupt eines Sterblichen mit mehr Achtung und Liebe geſehen, als ſo lang dieſer Heinrich III. regierte, welchen Schwachheit und Unverſtand den Schwachkopf nannten.

Leider ſtarb er ſchon in ſeinem 27ſten Jahre und hinterließ mit einem einzigen Kind in der Wiege ſeinem Volk die ſtets bedenkliche Erbſchaft einer neuen vormundſchaftlichen Regierung.

XI.

Uebermuth und Sturz.

Ich möchte ein Elender ſein, um groſse Männer verderben zu können. Ein Stolzer möchte ich ſein, um ewig vor dem Uebermuth bewahrt zu bleiben. Ich möchte kein Mann ſein, nur um nicht zu dem Volk zu gehören und kein König werden zu müſſen, weil beider Eitelkeit nur von ihrer Undankbarkeit übertroffen wird.

Iſabella Bannoß.

Der trübſeligſten Unentſchloſſenheit zur Beute, ſchlich König Johann II. in ſeinem Zimmer auf und nieder. Iſabella von Portugal, ſeine Gemahlin ſeit einigen Monaten erſt, beobachtete mit geſpannter Aufmerkſamkeit jede ſeiner Bewegungen. Aus ihrem Feuerblick ſprach der Entſchluß, den Geiſt des ſchwachen Monarchen fortan zu beherrſchen, die Macht der Krone ferner nicht mehr mit einem Unterthan zu theilen.

Alvaro de Luna, der berühmte Groß-Connetable von Caſtilien, war Johann's allmächtiger

Günſtling. Iſabella ſtand an der Spitze ſeiner Feinde und hatte bereits, ihn zu ſtürzen, alles Mögliche fruchtlos verſucht. Johann hielt ſeinen Liebling noch immer feſt im Herzen, allein die natürliche Schwäche ſeines Charakters hatte ihn dennoch zu manchen Zugeſtändniſſen verleitet, welche Alvaro's edle Wirkſamkeit hemmten, das Gedeihen ſeiner Arbeit ſtörten, die Früchte ſeines Geiſtes verkümmerten, die ganze Nation mehr und mehr ihren Wohlthäter vergeſſen und nur den Despoten ihres Königs in ihm ſehen ließen.

Heute ließ die ſchöne Iſabella den ſchwankenden Gemahl nicht locker, feſter und feſter umſpann ſie ihn mit den Netzen weiblicher Schlauheit. „Die ganze Nation, fuhr ſie fort, verlangt offen die Ungnade dieſes Eitlen und Uebermächtigen. Die Granden, die Prälaten, alle Stände verabſcheuen dieſen Alvaro; die Ruhe des Staats erheiſcht, daß ihr, mein erlauchter Herr und Gemahl, dies Opfer bringt.“

Welches Opfer? Sprecht! welches ſoll ich bringen? Etwa des Mannes, der ſtets den Königen von Caſtilien treu ergeben war, die herrlichſten Dienſte ihnen leiſtete? der im Augenblick, als alle jene Granden und Prälaten den tückiſchen Tyrannen von Aragon in ſeinen unverſchämten Forderungen unterſtützten, allein den Muth hatte, mir, ſeinem König, treu zu bleiben, mich zu beſchützen, mich zu befreien aus der Sklaverei, die Krone auf meinem Haupt zu erhalten?

„Denſelben, mein königlicher Herr, antwortete die Königin lächelnd. Warum war dieſer Alvaro ſeinem König ſo treu? Weil er, euer edles Herz erkennend und eures Dankes gewiß, den Weg zu eigener empörender Macht ſich bahnte. Während der Uebermüthige für Johann von Caſtilien zu handeln ſchien, that er Alles für Alvaro de Luna!“

So ſprechen ſeine Feinde, aus altem Haß, aus Eiferſucht. Sie können ihm nicht verzeihen, daß er klüger, muthiger und mächtiger iſt, als ſie ſelbſt jemals es werden können. Er ſteht ihrer Eitelkeit im Wege.

„Wer mag Alvaro's ſchöne Eigenſchaften verkennen? Aber ſie ſind ein Unglück des Staats geworden, weil ſie ihn zu der Höhe von Macht erhoben, wo das ganze Volk ihn nur mit Beſorgniß und gerechtem Unwillen erblicken kann. Ihr, mein königlicher Herr und Gemahl, habt nichts mehr von dem ganzen Königthum, als den leeren Titel, ſpricht das Land; Euer Günſtling herrſcht unumſchränkt über euch und alles Volk, ſagt das Land; Er maßt ſich alle Prärogative der Krone an und erniedrigt alle Granden und Edlen des Königreichs, euch ſelbſt, mein König! Zu frei und edel fühlt ſich Caſtiliens Volk, um ſolche Frechheit ohne Murren zu ertragen. Erröthen müßt ihr ob ſolcher Schmach! Wollt ihr als geiſt- und lebenloſe Bildſäule erſcheinen, als todtes Werkzeug in der Hand eines Unterthans, eines Dieners? Ziemt ſich ſolches Verhältniß? Habt ihr noch ein Recht, euch

zu beklagen, wenn die Großen und das Volk sich empören und zu erzwingen trachten, was ihr mit einem leichten Opfer, mit einem Wort vollenden könnet? Erwägt endlich, daß ihr König seid und eine Königin zur Gemahlin habt!“

Johann schwieg, aber tiefer und tiefer drückte sich der Dorn der Zweifel in sein schwaches Herz. Sein Geist wußte den schimmernden Worten der Gemahlin keine Gründe entgegen zu stellen, seine natürliche Furchtsamkeit erblickte endlich in dem Erhalter der Krone nur seinen Feind und einen Usurpator. Schon war er bereit, den Befehl zu Alvaro's Verhaftung zu unterzeichnen, als die Ankunft des Bischofs von Avila das ihn so schwer peinigende Gespräch unterbrach und noch einmal den Günstling rettete.

Isabella verließ voll Unmuth das Gemach, berief ihre Lieblinge zu sich, um neue Ränke gegen Alvaro zu schmieden, die Netze der Verschwörung immer enger zu ziehen, des Königs Schwanken und Zögern endlich zu entschiedenen Maßregeln zu zwingen. Sie haßte den Mann mit tödtlichem Haß. Hatte er vielleicht Fehler gegen die Gefühle und Ansprüche der Frau, eine Sünde gegen die Würde der Königin begangen? Nein! Sein einziges Verbrechen war, daß Er Isabella auf den Thron von Castilien erhoben hatte. Diesen Dienst der Verehrung für ihre geistigen Vorzüge und der Politik für Castiliens Wohl vergalt sie ihm nun mit

ſchwarzem Undank, mit grimmiger Verfolgung, mit endloſem Haß.

Alvaro hatte bei der Wahl einer Gemahlin für Johann, ihr den Sieg über Frankreichs Fredegonde verſchafft, obgleich der König dieſe leidenſchaftlich liebte. Alvaro hatte damit dem Land für den Augenblick einen weſentlichen Dienſt geleiſtet, die Ruhe hergeſtellt, die Unzufriedenheit und den Unwillen der Großen beſchwichtigt. Aber Alvaro hatte den hochſtrebenden Geiſt Iſabellen's und ihre ewig ſtachelnde Herrſchſucht vergeſſen. Königin wollte ſie nur ſein, um ihren Gemahl und ſein Reich unumſchränkt zu beherrſchen. So lang Alvaro's Anſehen ihr nützen konnte, hatte ſie dem Mann ſich gebeugt und ihm geſchmeichelt und ſeine Macht zu ihrer eigenen Erhebung trefflich zu nützen verſtanden. Jetzt hielt ſie fernere Dienſte für überflüſſig, ſeine Macht für bedenklich, ſein Anſehen für ſchmachvoll und eilte, ſeinen Sturz herbeizuführen.

Niemand hatte bei der ſo heiter und harmlos erſcheinenden Fürſtin ſolche Schlauheit und Argliſt, ſo kalte Berechnung und ſo beharrliche Ausdauer vermuthet. Am wenigſten Alvaro, der in ihr ſtets eine neue, ja die ſicherſte Stütze zu haben wähnte und unabläſſig trachtete, ſie feſter zu feſſeln durch Gefälligkeit und ehrerbietiges Zuvorkommen. Er hatte es nicht bemerkt, daß die Schlaue allmälig den König mit ihren Kreaturen umgab, wie zufällig ſeine Gegner und Feinde begünſtigte, dem Haß der

Granden gegen ihn täglich neue Nahrung gab und täglich mehr des Königs Herz ihm entfremdete.

Johann wurde kälter gegen seinen Liebl'ng. Bald lernte er, mehrere Tage zu leben, ohne ihn gesehen zu haben. Endlich wagte er es sogar, einige wichtige Befehle ohne seinen Rath und seine Unterschrift zu erlassen. Da schöpfte Alvaro Verdacht, aber lächelnd blickte er umher nach den Elenden, welche neue Kabalen gegen ihn wagten, um bald seiner Rache sie zu opfern. Zu vertieft in die Geschäfte, zu stolz und zu hochmüthig, um solchen Erscheinungen große Aufmerksamkeit zu gönnen, übersah er die Gefahr und bemerkte nicht, woher sie kam. Im vollen Bewußtsein seiner Bedeutung und Macht verachtete er solch kleinliches Getreibe.

Täglich wuchs die Zahl seiner Feinde, ihr Haß organisirte sich zu förmlicher Verschwörung, welche nach und nach alle bedeutenden Männer des Königreichs umfaßte. Die Gefahr wurde ernstlich. Der portugiesische Hof nahm thätigen Antheil an den Ränken gegen den Mann, der ihm so wesentlich gedient hatte. Glühender als Alle haßte ihn Fredegonde, thätiger als Alle arbeitete ihre Rachsucht an dem Verderben des Mannes, der es verschuldet hatte, daß die Hand des Königs ihr entgangen war, der als Fürst'n und Weib sie gleich schwer beleidigt hatte. Ihr zahlreicher Anhang bildete den Kern seiner Gegner, die Seele der Verschwörung, das belebende Princip des Hasses und der Rache. Unwiderruflich war sein Fall beschlossen. Frede-

gende richtete hauptſächlich ihr Augenmerk auf die Gräfin Ribadio und auf die Grafen Zuniga, ſeine grimmigſten Feinde.

Der junge Graf Zuniga, ein Neffe des mächtigen Grafen von Valencia, war in heftiger Liebe für Fredegonde entbrannt. Sein ritterliches Herz betrachtete die Verſchmähte als ein Opfer der Ränke des übermüthigen Alvaro, und glaubte Rache ihr ſchuldig zu ſein. Schöner, bezaubernder noch erſchien die Holde in ihrem Unglück. Seine Liebe wuchs zu blinder Raſerei, ſobald manche Zeichen ihm verkündeten, daß ſeine Bewerbungen Anklang fanden, ſeine Leidenſchaft auch der Geliebten Herz erwärmt hatte.

Fredegonde duldete, lächelte und beſchloß, ſeinen Enthuſiasmus zum Werkzeug ihrer Rache zu machen. Eines Abends, als er in ſüßem Rauſch zu ihren Füßen lag, ſprach ſie zwiſchen Trauer und Freude: „die Betheuerungen eurer Liebe wiederholen ſich ſo oft und lebhaft, daß ich endlich faſt gezwungen werde, ſie für wahr zu halten. Allein — wie bald würde dieſer Schein verſchwinden, wenn ich ernſte Beweiſe eurer Anhänglichkeit verlangte.“

Göttliche! An meiner Liebe könnt ihr noch zweifeln? Fordert, befehlt! Was ſoll ich thun? Verlangt etwas Gefahrvolles, Ungeheures, verlangt ſelbſt das Unmögliche! Ganz will ich eurem Dienſt mich weihen, mein Leben, meine Seele gehören nur euch!

„So heftig iſt eure Liebe, und dennoch triumphirt mein Todfeind heute noch ungeſtraft?“

Sein Reich geht zu Ende! die Tyrannei des Günſtlings ſoll ferner nicht mehr auf dieſem Volke laſten. Ja, der Fall des Luna iſt beſchloſſen.

„Beſchloſſen? Ach! wie lange ſchon. Dennoch verrinnt Tag um Tag, ohne daß ich meine Rache näher am Ziel ſähe. Dennoch ſtirbt eine unſerer ſüßeſten Hoffnungen nach der andern.“

Mit jedem Augenblick wird die Verſchwörung gegen den Verhaßten furchtbarer. Der Erfolg muß endlich unſer Beſtreben krönen. Doch ihr habt zu befehlen, wenn das Werk der Strafe zu langſamen Schrittes geht. Fredegonde! ſprecht, ſagt ein Wort — und Zuniga wird es vollbringen!

„Vollbringen? Habt ihr auch bedacht, wozu ihr mit ſolchem Wort euch mir verbindlich macht?“

Ich ſehe die Gefahr und alle Verantwortlichkeit, welche ich damit auf mich lade, dennoch rufe ich frohen Herzens: befehlt und ich werde freudig gehorchen!

„Wohlan — ſo warmer Liebe darf ich nicht länger kalt gegenüber ſtehen. Ja, theurer Zuniga, die Langſamkeit aller eurer Unternehmungen ſchmerzt und empört mich. Endlich will ich an mein Ziel gelangen. Ein ſchnelles Mittel will ich erſonnen ſehen, daß der König dem Alvaro raſch die Gunſt entziehe, zu ſeiner Gefangennehmung Befehl ertheile.“

Befehlt, wie ſoll es geſchehen?

„Der Graf von Valencia, euer Oheim, iſt ein Mann von mächtigem Einfluß und der Erbfeind des verhaßten Alvaro. Er vermag viel und kann der Partei ein unwiderſtehliches Uebergewicht geben.“

Seine Kränklichkeit raubt ihm Feuer und Thatkraft und macht ihn unfähig, ſeine Vaſallen ſelbſt anzuführen.

„O, wäre es alſo! Ich wüßte den Oberbefehl des Heers einer kräftigern Hand zu übergeben, einem kühnen Herzen. Ja, Freund, Langſamkeit und Zögern fruchten ferner nicht, nur entſchloſſen raſche That, ein kühnes Unternehmen führt an das Ziel.“

Sprecht! Wen ſtellt ihr an die Spitze?

„Fragen könnt ihr? Euch, Zuniga!“

O Himmel! Wäre es möglich? Mich! Während ſo viele Fähigere und Einflußreichere —

„Sprecht kurz: ich mag nicht! aber verſchont mich mit Betheuerungen und Ausreden. Seid ihr zu vorſichtig, oder vielmehr zu ängſtlich —“

Wie, Fredegonde! So ſchwer könnt ihr mich kränken? Angſt, Furcht, wo es ſich darum handelt, euch zu dienen? Glaubt mir, o glaubt meinem Herzen! Nur das Bewußtſein meiner Unfähigkeit zu ſo großem Unternehmen konnte mich bewegen — doch ihr befehlt, und jede Beſorgniß ſchweigt, jeder Zweifel verſtummt!

„So zeigt ihr meiner euch würdig. Ja, Zuniga, ich habe mehr Vertrauen zu euch, als zu den mächtigſten Granden von Caſtilien.“

Beim Himmel und bei euern ſchönen Augen!

ſo köſtliches Vertrauen werde ich zu verdienen trachten. Ich ſchwinge die Fahne des Aufruhrs, ich eile, zum Kampf mich zu bereiten, und euer iſt fortan mein Leben! Euer Geiſt umſchwebe unſre Schaaren, euer Antlitz leuchtet mir voran — lebt wohl!

Von Jugend und Liebe erglühend ſtürmte Zuniga hinaus und ſah ſich plötzlich an der Spitze eines großen Unternehmens und bedeutender Männer. Sein Stolz erwachte und Hoffnung umgaukelte ihn mit tauſend lachenden Bildern. Fredegonde hatte herrlich gewählt. Jugend, Unerfahrenheit und die Glut einer friſchen Liebe eigneten ihn vortrefflich zu jedem kühnen Unternehmen; die glänzendſte Ausſicht belebte ſeinen Muth und beſeitigte jede Bedenklichkeit; jede Gefahr, ſogar Leiden und Unglück verloren alle Schrecken, denn ſie begründeten für ihn ein neues Recht auf die Dankbarkeit der Geliebten. Von ihm allein konnte ſie blinden Gehorſam und unbedingte Ergebenheit erwarten, und nur ſein Eifer konnte dem Unternehmen Schnellkraft und Ausdauer verleihen. Fredegonde jauchzte hoch auf über den Sieg ihrer Schlauheit und war des Triumphes gegen den Feind gewiß.

Aber wer war denn der Mann, welchen die entgegengeſetzten Parteien mit gleichem Haß verfolgten, die verſchiedenartigſten Menſchen zu verderben ſich verſchworen? Durch welche Beleidigung hatte er die allgemeine Verwünſchung ſich zugezo-

gen, durch welches Verbrechen alle Granden und Edlen zu unverſöhnlichen Feinden ſich gemacht? Er liebte ſeinen Monarchen, war ihm treu geblieben in jedem Wechſelfall, und genoß für alle ſeine großen Dienſte und herrlichen Eigenſchaften die höchſte Liebe und Achtung des Königs. Er beherrſchte ihn, aber leider verſtand er nicht immer ſich ſelbſt zu beherrſchen.

Der Groß-Connetable von Caſtilien Don Alvaro de Luna gehört unter die ausgezeichnetſten Männer der ſpaniſchen Geſchichte. Durch wahres Verdienſt hatte er ſich auf dieſe höchſte, ja früher unerhörte Stufe der Macht emporgeſchwungen und damit ein bedenkliches Erſtaunen der ganzen Nation, die Eiferſucht und Wuth aller Großen erregt. Nicht ſeinem Werth ſchrieb man das Glück zu, ſondern der gutmüthigen Schwäche des Königs. Warum, ſprachen dieſe, ſoll dieſer Luna ſo glänzende Vorzüge genießen, da ſein Haus bisher nichts auszeichnete, als einige dem König Heinrich von Aranſtamare einſt geleiſteten Dienſte und die von deſſen Nachfolgern ihm ſtets bewieſene Huld? Da er ſelbſt kein anderes Verdienſt hat, als des ſchwachen Johann Jugendfreund geweſen zu ſein, und deſſen Rechte gegen alle Anſprüche und Eingriffe des Infanten von Aragon ſtandhaft und ſiegreich durchgefochten zu haben? Hätte nicht Jeder von uns daſſelbe für ſeinen König gethan? meinten die Großen alle; kann alſo der König ſagen, daß er dieſem Luna ſein Reich und allen Glanz ſeiner

Krone zu verdanken habe? Er that seine Pflicht, wie wir Alle sie gethan haben würden, warum wird ihm so unermeßlicher und ungebührlicher Ruhm und Lohn?

Seit langer Zeit hatte sich Kabale auf Kabale, Sturm nach Sturm gegen den Günstling erhoben. Seine wohlbegründete Macht, sein hervorragender Geist und die Energie seines Charakters hatten gegen alle solche Anfälle stets den Sieg davongetragen, alle seine Feinde stets wieder zum Schweigen gebracht. Aber diese Siege hatten allmälig auch sein Gemüth verbittert und vergällt, den angeborenen Stolz zum Hochmuth, zur Verachtung der Würde und des Werths Anderer gesteigert, unmerklich seine hohen Kräfte im Wollustbad der Eitelkeit gelähmt.

Nun hatten sich die gegenseitig feindlichen Fürstinnen Isabella und Fredegonde zu seinem Untergang stillschweigend verschworen, während alle Großen im ganzen Reich die Unruhe nährten, den Unwillen und die Verwünschungen gegen ihn schürten, nicht selten Aufstände erregten, stets dem König seine eigene Nichtsbedeutenheit feindseliger vor Augen rückten, und dagegen Alvaro's Macht und Größe seiner Schwachheit als die Quelle aller Wirren und Unbilden und der gänzlichen Herabwürdigung der Krone schilderten.

Plötzlich erschien Zuniga an der Spitze einer zahlreichen, täglich sich mehrenden Schaar von Empörern in der Gegend von Burgos. Heil dem Kö-

nig! Tod dem Verräther Luna! war ihr Feldgeschrei. Ueberall zeigten sich gleichzeitig Spuren lebhafter Unzufriedenheit. Kühner äußerten sich alle Ränke an dem Hof des Königs.

Endlich hatte man den unbestimmten, unwissenden und geistesträgen Johann dahin gebracht, daß er glauben mußte, von Alvaro schwer gekränkt, hintangesetzt und seiner schönsten Rechte beraubt worden zu sein. Er schämte sich seiner bisherigen Schwäche, welche die Höflinge als Uebermaß königlicher Güte schlau schilderten, bemäntelte seinen Wankelmuth und Undank gegen den Retter der Krone mit der Herrscherpflicht, und fühlte sich berufen: der Stimme des Volkes nachgebend, selbst zu herrschen und des überlästigen Tyrannen sich zu entledigen. Als Verbrechen erschien ihm Alles, was Alvaro bisher gethan und Diebesbeute nannte er das Vermögen, welches dieser sich erworben hatte. Seine Eitelkeit fühlte er tief gekränkt, unterschrieb den Befehl zu der Gefangennehmung des Groß-Connetable und befahl dem Empörer Zuniga, mit seinen wilden Schaaren heranzurücken, die Krone zu schützen, des Opfers sich zu bemächtigen.

Aber so groß war die Furcht vor dem Muth, vor der Kraft und vor dem Geist des Don Alvaro, daß man für klug hielt, alle diese Maßregeln geheim zu halten und so lange die Ränke fortzuspinnen, bis er ganz umgarnt sein würde und dem Verhängniß nicht mehr entgehen könnte. Ein König machte mit niedrigen Empörern Gemeinschaft, um

einen ſeiner Unterthanen, ſeinen würdigſten Beamten und Retter in gröſten Nöthen zu verderben!

Indeſſen konnten doch ſo weit ausgehende und umfaſſende Kabalen unmöglich geheim genug gehalten werden. Alvaro wußte bald die Namen und die Zahl ſeiner Feinde, er kannte die ganze Bedeutung des Unternehmens und war verblendet genug, unthätig zuzuſehen, darüber zu lächeln, die Armſeligen mit Uebermuth zu verachten.

Die Schaaren des Zuniga glaubte er eben ſo leicht zerſtreuen zu können, wie dies ſchon oft bei ähnlichen Vorfällen ihm gelungen war. In dieſer Ueberzeugung verſäumte er die köſtlichſten Augenblicke und alle Mittel, um ſich in Vertheidigungsſtand zu ſetzen oder wenigſtens einen ehrenvollen Rückzug ſich zu eröffnen. Als das Schwert ſchon über ſeinem Haupte hing, das Gewitter ſchon die Grundveſten ſeines Hauſes erſchütterte, der Sturm aus allen Provinzen herantobte, überlegte er kaltblütig und lächelnd die Mittel zu Beſtrafung der Unverſchämten und Züchtigung der Verräther. Blind rannte er in ſein Verderben und ſtand waffenlos einem ganzen Reich gegenüber.

Um Mitternacht rückte Zuniga mit ſeinen Haufen in die Stadt ein und befahl allen Bürgern, zur Rettung des Königs und des Staates ſich eiligſt zu bewaffnen. Alvaro's Namen wurde noch mit Vorſicht genannt und leiſe darauf hingedeutet, daß er verrätheriſche Plane gegen König und Vaterland hege, daß man gegen ihn ſich vertheidigen, ihn

wehrlos machen müſſe. Auch die Bürger hatte der Haß gegen den Hochgeſtellten bereits ergriffen. Alvaro's Name trieb Alle ſchnell in den Harniſch. Sie beſetzten das königliche Schloß, alle Mauern und Thürme und Thore, während Zuniga's Schaaren auf den öffentlichen Plätzen lagerten und der weiteren Befehle harrten. Ganze Heere waren in Bewegung geſetzt, um einen einzigen Mann gefangen zu nehmen, und dieſe Heere hatten nur den Muth, bei Nacht ihn anzugreifen.

Diego Gotor, ein alter Diener, und Morales, der Lieblingspage Alvaro's, hatten die ungewöhnliche Lebendigkeit in der Stadt bemerkt, Erkundigung über Alles vorſichtig eingezogen, das Einrücken des Zuniga und die Bewaffnung der ganzen Bürgerſchaft erfahren. Sie eilten erſchrocken zu dem Herrn, der im einſamen Kabinet Betrachtungen anſtellte, träumte, über Urſachen und Wirkungen der menſchlichen Dinge nachdachte, ſeine Feinde zu verſchiedener Züchtigung in Gedanken klaſſifizirte, des Königs Schwachheit bejammerte und vor dem Augenblick bebte, wenn Alvaro Luna aufhören würde, des Reiches Stütze zu ſein.

„Was fehlt euch? Was kann euch ſo ſehr erſchrecken?“ frug Er die Diener mit Gelaſſenheit.

Mein hoher Herr, der ganze Zuſtand der Stadt verräth nichts Gutes. Zuniga iſt mit allen ſeinen Schaaren eingerückt.

„Nun, was kümmert das euch?“

Dieſer Zuniga führt gewiß gegen euch Böſes im Schild.

„Daran zweifle ich keinen Augenblick. Er und der ganze Adel führen immer Böſes im Schild. Laßt ſie und geht ruhig ſchlafen. All' der Lärm wird ſich austoben und mit den erſten Stralen der Morgenſonne vorüber ſein."

Wollte der Himmel! Aber dem iſt nicht alſo. Werdet doch endlich klug, mein edelſter Herr, hört auf, an die Dankbarkeit und Liebe dieſes Königs zu glauben, denkt an eure Sicherheit, glaubt nur an die Bosheit und Macht eurer Feinde, flieht, ach flieht, bevor ſie jeden Ausweg euch verſperren!

„Fliehen? Niemals wird Don Alvaro de Luna ſein Heil in der Flucht ſuchen. Geht ſchlafen, ich verzeihe eurer Treue ſo alberne Worte."

Hört mich, hoher Herr! Glaubt mir alten Mann, der König hat alle großen Dienſte des edlen Don Alvaro ſchmählich vergeſſen!

„Nein, ſo undankbar kann König Johann nicht ſein! Verführt, getäuſcht kann er für Augenblicke werden, aber in der nächſten Stunde kehrt ſein Glaube und ſeine Liebe wieder zurück —"

Glaubt es nicht, hoher Herr! Zu euern Füßen beſchwören wir euch, hüllt euch in ein fremdes Gewand, flieht, ſo lang es noch Zeit iſt, rettet euch gegen Verrath und Mord —

„Mord? Ich danke euch für dieſe Liebe, doch — jetzt befehle ich — entfernt euch, geht ſchlafen."

Trauernd erhoben ſie ſich und wagten nicht, ferner ſeinem Befehl zu widerſprechen. Noch vertraute er ſeiner Macht, noch baute er auf des Königs Dankbarkeit. Unerträglich erſchien dem ſtolzen Herzen der Gedanke, vor den verachteten Feinden zu fliehen. Alles war öde und ſtill rings um ſeinen Palaſt. Sie wagen nichts gegen Alvaro, ſprach er lächelnd, und legte ſich ſo ruhig zu Bette, als hätte er nie von einer Gefahr gehört.

In der vierten Stunde nach Mitternacht kamen abermals Gotor und Morales in ſein Schlafgemach und weckten ihn mit dem Jammergeſchrei: Zuniga und ſeine Rotte haben euern Palaſt umringt, die ganze Stadt iſt in Aufruhr.

„Was wollen die Leute vor meinem Palaſt?“

Wir ſollen ihnen die Thüre öffnen, ſie drohen.

„Schweigt, ſchnell mein Gewand.“

Der flinke Morales hatte ſchon vor Schlafengehen Alles im Palaſt zur Vertheidigung beſtens geordnet. Die Thüren waren verrammelt, die Diener an die Fenſter geſtellt, Pfeile und Bolzen neben ihnen aufgehäuft. Mancher der ſtürmiſchen Belagerer war ſchon ein Opfer ſeines Eifers geworden, kein Schuß in die dichten Maſſen ging verloren.

Zuniga's Geduld war erſchöpft, wüthend verkündete er: ſofern Don Alvaro de Luna nicht augenblicklich ſich zeigt und mir Gehör giebt, laſſe ich ſeinen Palaſt in Flammen aufgehen!

Der Groß-Connetable befahl ein Fenſter zu öffnen und erſchien mit allem Glanz und aller

Würde ſeines hohen Standes. Gemurmel, Geſchrei des Haſſes und der Wuth empfing ihn. Er ſchien gar nicht darauf zu achten, ließ ruhig den Sturm vertoben und ſprach dann gemeſſen und feſten Tones:

„Was wollt ihr, Don Alvaro de Zuniga? Warum beſtürmt ihr meinen Palaſt wie ein Räuber?“

Im Namen und auf Befehl des Königs bin ich hier.

„Auf Befehl des Königs? Ihr prahlt wohl damit, um mich zu überliſten.“

Mit nichten, Herr Groß-Connetable! ſeht hier die königliche Urkunde. Ergebt euch augenblicklich, damit ihr nicht als Rebell und Staatsverräther behandelt werden müßt. Oeffnet die Thüren, im Namen des Königs befehle ich.

„Im Namen des Königs? — Wehe mir — des Königs! — Wohl, Don Alvaro de Zuniga, ſo verſprecht mir denn auch im Namen des Königs und bei eurer Ritterehre eine würdige Behandlung und ehrliches Gericht für jeden Fall, dann will ich öffnen.“

Es ſei gewährt im Namen des Königs und bei meiner ritterlichen Ehre!

„Oeffnet die Thüren und entledigt euch aller Waffen!“

Murrend legten die tapfern Diener die Waffen nieder, bis in das innerſte Herz betrübt öffnete Gotor die Thüren. Die wilden Haufen ſtrömten herein, beſetzten alle Corridors und Zugänge, durchſtöberten alle Gemächer. Zuniga ſelbſt eilte zu

Luna und forderte mit allem Hohn eines rohen Siegers den Degen des Gefangenen, mit der Bitte, über nichts, was sich ereignet habe und noch sich ereignen werde, allzusehr zu erstaunen.

„Ueber gar nichts mehr kann ich erstaunen, antwortete ruhig Luna, nachdem ich es erleben mußte, daß der König selbst gegen seinen treuesten Diener complottirt; nichts kann fortan mein Herz ergreifen, meine Seele erschüttern. Der König vergaß, daß dieser Degen es ist, der so oft seine Krone mit Glück vertheidigte, sonst hätte er gewiß nicht bewilligt, daß er der Hand entrissen wird, welche stets den edelsten Gebrauch davon gemacht hat."

Schweigend ließ er in eines der Gemächer seines Palastes sich einsperren, und sah wie alle Thüren und Gänge mit zahlreichen Wachen besetzt waren. Schweigend duldete er sogar, daß man in sein Gemach einige Krieger aufstellte, welche ihm jede Verbindung mit irgend einem menschlichen Wesen unmöglich machen sollten.

Der Stolz und die Verblendung dieses außerordentlichen Mannes waren so groß, daß er noch von des Königs altem Abhängigkeitsgefühl träumte, noch von dessen Zuneigung und Liebe Alles hoffte, noch auf sein eigenes Ansehen, auf die Macht seines Namens baute und darauf rechnete, daß eine einzige Zusammenkunft mit dem Monarchen alle seine Feinde vernichten, seinen Sieg für Lebenszeit sichern würde.

Unbeſchreiblich war die Freude der Verſchworenen, ihr Jubel äußerte ſich auf eine grauſame, empörende Weiſe. Sie zogen mit Muſik durch die ganze Stadt, forderten den Pöbel auf, den Gefangenen zu verhöhnen, das volle Gewicht des Haſſes ihn fühlen zu laſſen, ihn zu beſchimpfen. Der Biſchof von Avila feierte ein Hochamt zu Ehren des Tages, alle Großen und der König ſelbſt wohnten ihm bei. Ein Te Deum wurde angeſtimmt und das Geläute aller Glocken erfüllte die Luft. Bankete auf offener Straße, Luſtbarkeiten und Schmäuſe wurden dem Volk auf den Märkten gegeben, in Feſtgewänder kleidete ſich der Grande und der Karrenſchieber, als wenn man den glänzendſten Sieg über den mächtigſten Feind errungen hätte.

Der Sturz des Günſtlings war auch in der That ein Sieg für alle Verſchworenen; willkommener als der entſcheidendſte Schlag gegen die Mauren war ihnen der Untergang dieſes einzigen Mannes. Der Jubel des Volks lockte den Gefangenen an das Fenſter. Stumm betrachtete er das Gepränge der Verſchworenen, die feſtliche Freude des Volks, Verachtung ſchwebte auf ſeinen Zügen. Eine prachtvolle Proceſſion kam die Straße her. Es war der König, der von dem Hochamt zurückkehrte, der Biſchof von Avila und ein ungeheurer Hofſtaat. Der Zug ging unter dem Fenſter vorüber, in welchem Luna lehnte. War es Scham oder Reue oder irgend ein anderes ſchmerzliches

Gefühl, der König ſchlug die Augen nicht auf. Frech blickte der Biſchof zu dem entwaffneten Feind empor und weidete ſich an dieſem Anblick. Alvaro's Auge flammte aus Zorn über ſolche Frechheit und betrachtete ſtarr den hämiſchen Pfaffen. Mit dem vollen Donner ſeiner Stimme rief er ihm hinab: „Hochwürdiger Biſchof, bei der Allmacht des Himmels! dafür ſollt ihr mir einſt büßen!“

Sanft erwiederte Avila: Ach, Don Alvaro, ihr ſeid im Irrthum — ich bin nur hier, weil meine Pflicht gebietet, dabei zu ſein.

„Das wird ſich zu gelegener Zeit wohl ausweiſen!“

Bei meinem heiligen Amt ſchwöre ich euch, daß ihr Unrecht gegen mich habt. Ich bin an eurer Gefangenſchaft ſo unſchuldig, wie der König der Mauren!

Don Alvaro betrachtete feſten Blicks den ganzen Zug. Sein Auge ſuchte alle ihm bekannten Perſonen, mit dem Griffel des kaltblütigſten Zorns ſchrieb er ihre Namen auf die Tafel ſeines Gedächtniſſes, um nach wiedererlangter Freiheit ſie Alle züchtigen zu können.

Drei Tage ſaß er in ruhiger, ſtummer Gefangenſchaft, ohne daß Muth und Hoffnung ihn verlaſſen hätten. Kein Zeichen einer Aenderung der Geſinnungen des Königs wurde ſichtbar. Er fühlte nun ſeinen Stolz ſchmerzlich beleidigt und ſprach die bitterſten Klagen gegen den Undank eines Man-

nes, dem er ſo treu gedient hatte. Doch bald gewann er ſein kaltes Blut wieder, ſchien jedes Ausbruchs von Leidenſchaftlichkeit, jedes Lautes einer Klage ſich zu ſchämen, wappnete ſich mit der ganzen Hoheit ſeiner Seele, um den Feinden auch nicht den geringſten Triumph zu gönnen, und war wieder ganz der ruhige, ſtolze Alvaro.

Einem ſeiner vertrauteſten Anhänger war es gelungen, zu ihm zu gelangen. Dieſem übergab er ein Schreiben an den König, worin er in den ehrerbietigſten Ausdrücken um eine Zuſammenkunft bat. Johann war von den ſchlauen Feinden auf ein ſolches Geſuch ſchon vorbereitet und förmlich unterrichtet worden, wie er dabei ſich benehmen ſollte. Iſabella war nicht die Frau, auf halbem Wege ſtehen zu bleiben, den erſten Sieg unbenutzt zu laſſen. Ganz wollte ſie den Mann verderben, der ihr Wohlthäter einſt geweſen. Um keinen Preis durfte ſie zugeben, daß Johann's Schwäche dem Einfluß einer Unterredung mit dem geiſtesmächtigen, imponirenden und beredten Alvaro bloßgeſtellt würde. Der gutmüthige, geiſtarme König wurde noch enger umgarnt, alle Saiten ſeines Herzens wurden angeregt, um die Mißſtimmung gegen den Gefangenen ſtündlich zu mehren, deſſen Hochmuth und Anmaßung anſchaulicher zu machen, deſſen Majeſtätsverbrechen zu beurkunden, alle Maßregeln der Freunde des Connetable zu hintertreiben. Sein Brief wurde dem König vorgelegt, ruhig geleſen und mit dem kategoriſchen Beſcheid: „ich habe nichts

mehr mit ihm zu ſprechen und will nicht mit ihm ſprechen!“ beantwortet.

Solchen Undank, ſolche Unfreundlichkeit, ſolche offenbare Ungerechtigkeit hatte Alvaro nicht erwartet. Zum erſtenmal erkannte er die Bedenklichkeit ſeiner Lage, die Macht ſeiner Feinde, ſeine eigene Unmacht. Sein ſchmerzliches Gefühl überzeugte ihn ſehr bitter, daß er wirklich des Königs Freund geweſen und daß mit deſſen Härte auch die Pflicht der Freundſchaft verletzt war.

Jeden neuen Verſuch, zu einer Unterredung mit dem König zu gelangen, für fruchtlos erachtend, beſchloß er, ſein Geſuch und ſeine Beſchwerden nun ſchriftlich vorzutragen. Mehr noch beſtimmte ihn dazu der Gedanke, daß vielleicht ſeine Feinde bald dahin gelangen würden, auch dieſen letzten Verſuch unmöglich zu machen. Die Geſichter ſeiner Anhänger und Diener wurden täglich ernſter und trauriger. Eines Tages trat Morales ganz niedergeſchlagen und einſilbig zu ihm ein.

„Warum ſo düſter, mein treuer Morales? warum ſo ſtumm?“

Ach! mein hoher Herr, ein ſeltſames Gerede läuft durch die Stadt, allgemein ſagt man, daß ihr nach Portello gebracht und dort in dem ſtrengſten Gewahrſam gehalten werden ſollt.

„Was liegt daran, wo ſie mich gefangen halten? Können ſie meine Freiheit und meine Rechte noch mehr beſchränken? Indeſſen iſt es nun wohl

Zeit, daß ich an den König ſchreibe, bevor ſie auch dieſen Weg mir verrammeln!“

Sogleich ſetzte er ſich nieder und ſchrieb an den König jenen Brief voll Feuer und Wahrheit, voll Energie und Beredtſamkeit*), der leider ſeine gehoffte Wirkung verfehlte. Er begann alſo:

„Vierzig Jahre meines Lebens waren euerm Dienſt, mein Herr und König, gewidmet. Verſchweigen darf ich wohl, daß ich ſtets mit unwandelbarer Treue eure Rechte und Intereſſen vertheidigte; aber ſagen muß ich, daß ihr früher dafür euch nicht undankbar bewieſen habt. Hoch über meine Verdienſte überhäuftet ihr mich mit Gunſtbezeigungen und erwieſet mir mehr des Guten, als ich jemals wünſchte. Nur Eines fehlte der Vollkommenheit meines Glücks; ich vergaß, einen ſorgenfreien Rückzug mir zu ſichern. Ein weiſes Mißtrauen hätte alle meine Schritte leiten ſollen; in Zeiten mußte ich mich von dem Hof zurückziehen, im harmloſen Privatleben die Früchte meiner Verdienſte und die Pfänder eurer Großmuth genießen. Allein ich war edel oder eitel genug, bei einem Leben der Thätigkeit und Dienſtleiſtungen zu beharren und nicht von meinem ſchwierigen Platz weichen zu wollen, bevor nicht die Sicherheit meines Königs, die Ruhe und das Heil meines Vaterlandes vollkommen geordnet ſein würde. Ach!

---

*) Siehe Mariana.

Anm. d. Ueb.

mein königlicher Herr, damit beging ich einen groſsen Fehler, einen Fehler aus Irrthum ꝛc.“

Er ſprach von ſeinen erworbenen Reichthümern und von der Anwendung derſelben; er führte ſtets wieder auf die ſchöne Vergangenheit ſeines Lebens zurück, er ſprach aus warmem, glühendem Herzen zu dem Herzen. Aber der ſchwache König las und fand in dem Schreiben nichts als Worte. Alvaro's Feinde hatten ſein Herz ſo ſehr mit Eitelkeit, Eiferſucht und Furcht umſtrickt, daſs er der ganzen Vergangenheit nicht mehr dachte, nur die drohende Gegenwart vor Augen hatte und gefühllos blieb dem Mann gegenüber, dem er zu ſo hohem Dank verpflichtet war.

Seine Antwort war hart, ja grauſam einem Alvaro gegenüber. Selbſt wenn er ihn für ſchuldig hielt, hätte er gegen den Genoſſen ſeiner Jugend, gegen den warmen, eifrigen Freund ſeines ganzen Lebens, gegen den Schild ſeines Thrones menſchlicher verfahren ſollen. Alvaro hatte ſeines Standes oft vergeſſen, das Königthum in Schutz genommen gegen den Uebermuth und die Anmaſsung der Barone. Dafür eigentlich gab derſelbe König ihn nun hülflos den erboſten Baronen, den hämiſchen Neidern und Feinden preis!

Beſchloſſen war, über den Connetable förmlich Gericht zu halten; der König gab ſeine Einwilligung, und ſogleich wurde ein Gerichtshof gegen ihn conſtituirt. Neider und Feinde ſaſsen zu Gericht, Ankläger waren ſeine erbittertſten Gegner, die Ge-

meinheit und Niederträchtigkeit ſollte gegen ihn zeugen. Das ganze Gericht war ein jämmerliches Spiel mit den Formen der Gerechtigkeit, eine Verhöhnung alles Rechts, ein Frevel gegen den Geiſt aller Geſetze.

Welcher Verbrechen beſchuldigte man den Connetable? Welche Vorwürfe machte man ihm? Wahrlich, ſehr eigenthümliche! Man klagte ihn im Allgemeinen der Tyrannei an, ohne dem Gericht eine einzige haltbare Thatſache als Beweis vorzulegen. Man beſchuldigte ihn, der königlichen Autorität ſich angemaßt zu haben, ohne die Anmaßung im geringſten näher bezeichnen oder eine ihrer verbrecheriſchen Wirkungen anführen zu können. Man nannte ihn einen Verräther an dem König, ohne es der Mühe werth zu finden, irgend eine Handlung der Verrätherei zum Vorſchein zu bringen. Das Tribunal war Partei und Richter zugleich und zeigte ſich würdig, indem es den Connetable ohne Weiteres für ſchuldig erklärte und zum Tod des Beiles feierlich verurtheilte.

Dies Urtheil ſchnell zu vollziehen, war die eifrigſte Sorge der Partei. Die klugen Männer beſorgten, daß der ſtets wankelmüthige, von Gedanken und Gefühlen ſo leicht abſpringende König, in irgend einem unbewachten Augenblick Reue fühlen, an die Vergangenheit und an ſeine Pflicht denken, den Verhaßten begnadigen könnte. Lebendiger wurden dieſe Beſorgniſſe mit jedem Augen-

blick und ſie eilten, die letzte Hand an ihr groſſes Werk zu legen.

Sie legten dem König das Todesurtheil zur Genehmigung vor. Er blickte ſtarren Auges auf die Pergamentrolle, eine brennende Röthe fuhr über ſein Antlitz und machte bald wieder der Bläſſe des Schreckens Platz, ſeine Hand zitterte, ſein Herz ſchauderte. Seit langer Zeit ſtand wieder zum erſtenmal das Bild des Freundes, des Retters, des groſſen Mannes rührend vor ſeiner Seele. Geraume Zeit blieb er ſtumm, dann ſprach Er: „Legt die Schrift auf dieſen Tiſch, laſſt ſie nur hier liegen —“

Indeſſen — Hoheit — das Volk —

„Genug! Ich will es ſo! Gehorcht meinem Befehl und verlaſſt mich, Alle!“

Die ganze Deputation verbeugte ſich betroffen, und ging ſchweigend aus ſeinem Gemach. Sie duldeten die Schmerzen der Höllenangſt, welche ſie ihrem Opfer zugedacht hatten.

Mächtig erſchüttert ging der König mit groſſen Schritten auf und nieder, blieb wieder kummervollen Blickes vor dem Todesurtheil ſtehen und fühlte mit jeder Minute ſchmerzlicher, welch greuliches Opfer man ihm auferlegte. Er entſann ſich der Kindheit und der heitern Knabenjahre, empfand noch einmal die Seligkeit der Freundſchaft, welche an Alvaro ihn gefeſſelt hatte, und erbebte. Aber nicht aus Mitleiden und neuerwachender Güte, nein aus Grimm über den Hartherzigen, Undankbaren,

der zum Dank für zahllose Wohlthaten ſeines Königs dieſen nun nöthigte, ſo Hartes zu verfügen; der mit beiſpielloſer Anmaßung ſeinen Freund und Wohlthäter herabgewürdigt, nach den Heiligthümern der Krone die frevle Hand ausgeſtreckt und ſündlich verſäumt hatte, dem König zu laſſen, was des Königs iſt. „Nein! nein! Johann, verzeihen darfſt du ihm nicht, das Volk murrt über ſeine Ungerechtigkeiten und Bedrückungen, deine Großen ſchreien über heilloſe Eingriffe, Geſetz und Gericht haben ihn verdammt, wohin müßte es führen, wenn du ſchwach ſein und begnadigen wollteſt!“

Raſch griff er nach der Feder, um das Todesurtheil zu unterzeichnen. Sie entſank ſeiner Hand und unentſchloſſen ſtand er wieder, preisgegeben dem Kampf verſchiedener Gedanken und Gefühle. Da trat Iſabella herein, Beſorgniß und Schrecken in allen Zügen, Zärtlichkeit in jedem Blick.

„Iſt es wahr, mein König und Gemahl,“ rief ſie mit bebender Stimme, „iſt es möglich, was ich höre? der König von Caſtilien kann zögern, das gerechte Urtheil gegen einen Verbrecher zu genehmigen? Kennt ihr die Gefahren, welche ihr dadurch auf euer Haupt ladet? Gilt euch die Stimme des ganzen Volkes, der Ruf aller Großen, der Ausſpruch der Prälaten und die Ehre eurer Krone ſo wenig? Wollt ihr noch einmal der Sklave werden dieſes trotzig Hochmüthigen?“

Königin! Mäßigt euch!

„Fühlt ihr Mitleiden, ſo ehre ich euer königliches Herz. Habt ihr den Zoll der Menſchlichkeit abgetragen, ſo entſinnt euch, daß ihr König ſeid und höhere Pflichten zu erfüllen habt. Ihr tödtet ihn nicht mit eurer Unterſchrift, er iſt ſchon todt, gefallen durch ſeine Verbrechen, hingerichtet durch das Geſetz.“

Begnadigen, verzeihen iſt des Königs ſchönſtes Recht!

„Wohl! übt es nach Belieben, doch nehmt auch dann euern Rittern und Prälaten und euerm ganzen Volk nicht übel, wenn ſie nach einem kräftigeren Mann für Caſtiliens Thron ſich umſehen —“

Sie ſollen es wagen —

„Sie werden es, und binnen wenigen Stunden ſtürzt die Krone von euerm Haupt!“

Iſabella?

„Ihr mordet mich, vielleicht euch ſelbſt, um den Mann zu retten, deſſen Uebermuth euch den Beinamen des Schwachen, des Blöden zugezogen hat.“

Wer kann ſo frech gegen ſeinen König ſich vermeſſen?

„Ganz Caſtilien! darum jubelte das gute Volk, als es hörte, daß ihr ſelbſt euch emanzipiren, euerm eigenen Genius kräftig folgen, ſelbſt regieren wolltet. Das Volk liebt ſeinen König, aber ſein König ſoll ein Mann ſein!“

Ich unterſchreibe, — möge es uns Alle nie gereuen!

Don Alvaro war von Portello nach Valladolid geführt worden, und ſollte in dieſer Stadt ſeinen letzten Tag erleben.

Mit der Nachricht von des Königs Unterſchrift war die letzte Hoffnung für ihn von außen verſchwunden. Auf ſich ſelbſt mußte er fortan ſich beſchränken, und er verſtand es mit der ganzen ihm angeborenen Hoheit und Seelengröße. Vergeblich war aller fernere Widerſtand, Reſignation die einzige Tugend. Kein Wort entſchlüpfte ſeinem Mund, als man das Todesurtheil ihm vorlas und pomphaft alle ſeine Verbrechen aufzählte, aber ein bitteres Lächeln flog über ſeine Züge und ſein feſter Blick machte manchen der Feinde verlegen. Er ſah dem Tod mit der Würde eines großen Mannes, mit der Ergebung eines Chriſten entgegen und ließ den Beichtiger berufen, um auch mit dem Himmel ſeine Rechnung zu ſchließen.

Auf dem großen Markt von Valladolid hatte man ein ungeheures Schaffot errichtet und der hohen Würde des Opfers gemäß, alles mit ſchwarzem Sammet behangen, an der Eſtrade erhob ſich ein mächtiges Kreuz, ſchwarze Schranken bezeichneten ein weites Viereck für die Trabanten rings umher. Trommeln wirbelten über ſchwarzen Flören, Trompeten ſchmetterten klagend durch alle Straßen, Gedränge, Gewirre, Gemurmel der Neugierde überall. Der Zug zum Schaffot hatte ſich in Bewegung geſetzt.

Voran ſchritt ein Herold des Königs, der von Zeit zu Zeit ein Verzeichniß der Verbrechen ablas, wegen welcher dieſe erlauchte Perſon zu ſchimpflichem Tod auf dem Schaffot verurtheilt worden war. Ihm folgten Trabanten des Königs mit den mächtigen Hellebarden. Hinter dieſen kam Don Alvaro ſchwarz gekleidet auf einem ſchwarz behangenen Maulthier, das zwei Henkersknechte links und rechts am Zügel führten und der Henker ſelbſt mit blankem Beil begleitete; an ſeiner Seite ſchritt der Beichtiger. Das hohe Gericht ritt auf prächtig geſchmückten Roſſen, mit flatternden Pannieren von Caſtilien; die Prieſter vieler Kirchen ſchloſſen ſich an und wurden von einem Fähnlein königlicher Trabanten gegen den Andrang des Volks geſchutzt. Die Mehrzahl der Vaſallen des Verurtheilten und alle ſeine Diener in tiefer Trauer bildeten die wahrhaft rührende Epiſode dieſes auf Prunk berechneten Schauſpiels. Sie wirkten mächtig auf die allgemeine Stimmung.

Mehr als funfzigtauſend Menſchen hatten ſich verſammelt, um die Rufe des Haſſes und der Verwünſchung an dem Blutgerüſte des vor Kurzem noch ſo gefürchteten Mannes hören zu laſſen. Aber der frühere Beherrſcher des Königs, der ſo ſtolze Lenker der Nation, erſchien jetzt als ein Verurtheilter vor ihren Blicken: zum leztenmal ſollten ſie ihn ſehen, und er ritt ſo einfach und bleich, aber freundlich liebevollen Blicks mitten durch ſie hin, die Heiterkeit des Himmels thronte auf ſeiner

Stirn, kein finſtrer Zug ließ irgend ein Verbrechen ahnen.

Kein Laut des Haſſes mehr in der ganzen Stadt. Ein Gemurmel des Mitleidens begleitete den Zug, manches Herz pochte, manches Auge wurde feucht.

Alvaro erblickte das Schaffot ohne Beben. Mit ruhiger Majeſtät ſtieg er von ſeinem Maulthier herab und ſchritt heiter über die Stufen der Eſtrade, aber mit aller Würde eines großen Mannes. Eines Blickes überſchaute er die ungeheure Verſammlung, hielt dann plötzlich inne und verſank in trübes Nachdenken. Unter den Umſtehenden erblickte er eines der Häupter von der Partei Heinrich's von Aragon, welchen er einſt im Kampf für Johann's Rechte durch Geiſt und Muth ſo glänzend beſiegt hatte. An ihn wendete ſich Luna und rief mit heller, ſtarker Stimme ihm zu: „Gehe zu deinem Herrn, dem König von Aragon, und ſage ihm, daß er ſeine treuen Diener anders belohne, als es dem König von Caſtilien beliebt!“

Hierauf wendete er ſich an ſeinen treuen Pagen Morales, der ſich bis zu ſeinen Füßen an das Schaffot gedrängt hatte und vor Schmerz kaum mehr ſich aufrecht erhalten konnte. Vor dieſem Anblick ſchwand ſein Stolz und wandelte ſich in milde, herzliche Trauer: „Mein armer Sohn!“ begann er gerührt, „du hatteſt mir ſo wenig zu verdanken, und doch trauert dein Herz über ein Unglück, welches der König, dem ich ſo große

Dienſte geleiſtet habe, über mich verhängt. Wo ſind Alle, denen ich in vergangenen Tagen der Wohlthaten ſo viele erwieſen habe? Ach! keinen ſehe ich von Allen, außer die armen Leute, welche für geringen Lohn ſo treu mir dienten!"

Er nahm ſeinen Hut und die goldene Kette von der Bruſt und reichte Beides dem Pagen mit den Worten: „Nimm dieſes, mein junger Freund, und bewahre es zur Erinnerung an deinen unglücklichen Herrn."

Mit einem Angſtſchrei empfing der junge Mann die letzte Gabe ſeines angebeteten Herrn, ſchluchzend ſank er nieder und ein Geſtöhne der Trauer und des Mitleids erhob ſich unter den Tauſenden.

Wie ein Troſt des Himmels umlichtete dieſer Beweis von Theilnahme den letzten Augenblick des Opfers. Ein trübes Lächeln zuckte über ſein Antlitz, mit dem innigſten Dank über dieſe ſchöne Freude, preßte er brünſtig ſeine Hand auf das Herz, wendete ſich dann ſchnell, unterſuchte den Block, auf den er ſein Haupt legen ſollte, zog ein ſchwarzes Band aus dem Buſen und bat den Henker, ihm damit die Hände zuſammenzubinden.

Feierliche Stille herrſchte, während er vor dem Kruzifix mit ſichtbarer Inbrunſt betete. Tauſende beteten mit. Ohne irgend eine Veränderung in ſeinem Geſicht, ohne ein Zeichen des ſinkenden Muthes beugte er die Knie und legte ſein Haupt auf den Block. Das Beil ziſchte nieder und hochauf ſpritzte ſein Blut.

Jammergeschrei und Rufe des Abscheues erhoben sich, als der Henker das blutige Haupt hoch empor hielt und ringsum zeigte. Alle Tausende, welche sich zum Verderben des Mannes verschworen hatten, schienen jetzt sein Schicksal zu bedauern, seinen Tod zu beklagen. Jetzt erinnerte man sich wieder aller seiner glänzenden Eigenschaften, seiner großen, kühnen Thaten zur Erhaltung der Unabhängigkeit und Freiheit Castiliens, seiner Beharrlichkeit gegen die Anmaßungen der Infanten von Aragon, seiner Treue gegen den König. Alle Fehler und Untugenden waren beim Anblick seines Blutes vergessen. Wo ist der Mann, sprachen Alle, der den großen Don Alvaro de Luna zu ersetzen vermag? Wer wird künftig uns schützen gegen den Druck der Großen? frug besorgt alles Volk. Haben wir nicht mit ihm unsern schönsten Ruhm und Glanz verloren? jammerte der Adel. Wehe mir! Alvaro, mein treuester Freund, ist dahin! seufzte der König.

Don Alvaro de Luna war auf dem Schaffot gestorben, sein Blut klebt als unauslöschbarer Schandfleck auf dem Andenken des schwachen Königs. Johann's II. Undankbarkeit ist zu einem schmachvollen Sprichwort geworden.

XII.

Der König der Berge.

La licenza
Di quo' barbari erranti è omai si grande,
Ch'in guisa d'un diluvio, intorno scorre
Alcun contrasto ei diluta o spande.

Tasso.

Die Alpujarrasberge ziehen sich von Grenada bis an die Sierra de Ronda und bilden eine ganze Kette von Schlupfwinkeln, tiefen Höhlen und wilden Schluchten für Jeden, der die Einsamkeit liebt und furchtlos den Gesetzen trotzen will. An diesen abgelegenen, öden Orten suchten die Mauren eine Zuflucht, nachdem sie sich geweigert hatten, den Forderungen der Christen sich zu fügen, und Hoffnung gehegt, von Neuem ihre Unabhängigkeit zu erringen, ein eigenes Reich zu bilden.

Kurze Zeit nach der Eroberung von Grenada (1491) äußerten sich hin und wieder die Spuren

heftiger Unzufriedenheit unter den beſiegten Mauren. Vor Allem erregte ſie der blinde Eifer der Pfaffen und ihre gar zudringliche Proſelitenmacherei, nebenbei die Roheit und Härte der Sieger im Allgemeinen, die Wortloſigkeit und Grauſamkeit der Statthalter und Großen, der tiefgewurzelte, durch ſieben Jahrhunderte genährte Haß.

Bald brach der Unwille in offene und erſtaunenswerth ſchnell organiſirte Empörung aus. Sie ſtellten ein mächtiges Heer ins Feld und errangen den ſchönen Sieg auf der Sierra Bermeja, wo auch der berühmte Alonzo d'Aguilar ſeinen Tod fand. Allein die Uebermacht der Spanier war zu entſchieden, Heer auf Heer wälzte ſich von allen Seiten herbei, umſchlang, umgarnte die Rebellen, drängte ſie auf enge Räume zuſammen, daß ſie entweder verhungern oder ſich ergeben mußten. Viele der Unglücklichen wurden hingerichtet, Viele ſuchten ein Aſil in Afrika, Viele nahmen mit aufrichtigem Gemüth die Verzeihung der Sieger an, die Mehrzahl unterwarf ſich der Nothwendigkeit des Augenblicks mit Reue im Antlitz, mit Groll und Muth im Herzen, mit dem Vorſatz, die erſte Gelegenheit zu einem neuen Befreiungsverſuch zu ergreifen.

Die unzufriedenen Mauren wohnten größtentheils in den Dörfern an den Böſchungen der Alpujarrasberge, und manche ſogar in abgelegenen Höhlen und Felsſchluchten. Das rauhe Leben der Entbehrungen und Gefahren ſtärkte den Körper, be-

feuerte den kriegeriſchen Geiſt, nährte die Luſt zu kühnen Unternehmungen. Es fehlte ihnen nur ein Oberhaupt. Seit dem Verſchwinden ihres El Feri de Benaſtepar zeigte kein Krieger ſich würdig der Anführerſtelle zu ſo ſchwierigen Unternehmungen und verzweifelnden Kämpfen. Umſonſt warfen die, damals ſchon Moreſcos genannten, Mauren ihre Blicke auf alle Abkömmlinge ihrer früheren Könige und großen Heerführer, bei Keinem fanden ſie Geiſt und Muth und Erfahrung.

Was von dieſen Abkömmlingen nicht umgekommen war, hatte Spanien längſt verlaſſen, oder lebte gemeinen Geiſtes und Trachtens unter dem Haufen, oder war Chriſt geworden und ſpaniſcher Adel. Unter dieſen Letzteren befanden ſich ein Oheim und ein Neffe, die angeblich von Aben Humeya, dem Enkel Mahomed's, ſtammten, deren Vorfahren früher über Cordova und einen großen Theil von Andaluſien geherrſcht hatten.

Der Oheim, Don Fernando de Valor von den Chriſten, el Zaguer*) bei den Mauren genannt, kam häufig in die Dorfſchaften der abgelegenſten Gegenden der Alpujarras und vorzüglich der Sierra Nevada (Schneeberge) unfern von Grenada. Allgemein herrſchte die Anſicht, daß el Zaguer nur

*) Der Neffe hieß bei den Chriſten auch Don Fernando de Valor und ſtammte in näherer Verwandtſchaft von dem Propheten ab als der Oheim, daher nannten die Mauren dieſen el Zaguer, d. i. der Entfernte, Mindere, Kleinere. A. d. Ueb.

dem weltlichen Drang nachgebend zum Christenthum übergegangen, aber im Herzen noch ein feuriger Muselmann sei. Er war unermeßlich reich, besaß große Ländereien am Fuß der Alpujarras und hatte von dem Dorf Valor auf denselben seinen christlich adelichen Namen erhalten.

Nicht selten hatte er den vornehmeren Mauren zu verstehen gegeben, daß er gar nicht abgeneigt wäre, an einer Unternehmung zu Erringung der Unabhängigkeit selbst Theil zu nehmen; aber stets dabei bemerkt, daß er nur alsdann sich hingeben würde, wenn man ihm Hoffnung und Aussicht zum Gelingen anschaulich machen könnte.

Der schlaue Oheim hatte auch das Herz seines Neffen, Don Fernando de Valor, längst geprüft, aber zu seinem großen Verdruß ächte Anhänglichkeit an das Christenthum, lebendigen Stolz auf seine spanische Ritterschaft und Liebe zu den christlichen Zuständen gefunden. Der Neffe war ein junger, lebenslustiger, leichtfertiger Hofkavalier geworden, erfreute sich an dem Glanz und an der Ueppigkeit dieses Lebens so sehr, daß ihm gar nicht in den Sinn kam, dasselbe mit den Strapatzen und Gefahren eines so gewagten Unternehmens vertauschen zu wollen.

Plötzlich änderte ein Umstand das ganze Verhältniß und erfüllte El Zaguer mit neuer Hoffnung, den Neffen für seinen Plan zu gewinnen. Der Vater desselben war leichter Vergehen wegen sehr hart behandelt und wahrscheinlich auf die Aussage

bestochener Zeugen verurtheilt worden. Don Fernando hatte bei König Philipp II. Beschwerde darüber geführt, aber kein günstiges Resultat erzielt. Voll heißer Liebe zu seinem Vater, nahm er sich dessen Unglück sehr zu Herzen, grämte sich und verfiel in förmliche Schwermuth.

El Zaguer suchte sein Gemüth täglich mehr zu erbittern und für seine Ansichten zu gewinnen. Mit glühenden Farben malte er ihm die Schändlichkeiten der Christen gegen alle früheren Moslem, die brutale Ungerechtigkeit des Königs und die Pflicht, dagegen sich aufzulehnen, dafür sich zu rächen. Das Herz des jungen Mannes fing Feuer, seine angeborene Leidenschaftlichkeit erwachte und concentrirte sich für diesen einzigen Gedanken seines Oheims, er dürstete nach Rache.

Eines Abends stürzte er in wilder Verwirrung, mit rollenden Augen und fliegenden Haaren in das Gemach seines Oheims. Blutig waren seine Kleider und blutig das Schwert in seiner Faust. Er war athemlos, außer sich und schrie mit einer Art von Verzweiflung: Es ist geschehen, mein Oheim, es ist geschehen!

„Was denn, mein Neffe? sprich.“

Siehst du das Blut auf meinem Gewand, an meinem Schwert? Es ist das Blut des Verräthers, der meinen Vater verleumdet hat. Er starb von meiner Hand!

„Fürchte nichts, Fernando, du hast gehandelt,

wie es dem mißhandelten Abkömmling des hehrſten Stammes ziemt!“

Ach, mein Oheim! das ſagteſt du mir ſchon oft, und deine Worte entzündeten die Flamme in meiner Bruſt, deine Reden trieben mich zur Verzweiflung, zu einem Verbrechen! Ich werde dafür büßen, du ſiehſt meine Gefahr —

„Ja, du ſchwebſt in höchſter Gefahr, kann man dir den Mord beweiſen, ſo endet dein Leben unter dem Beil des Henkers. Freuen wird ſich der falſche, heimtückiſche Philipp II. der Gelegenheit, einen Abkömmling der früheren Beherrſcher dieſes Landes hinrichten laſſen zu können. Ja, Fernando, die Gefahr iſt groß und dringend!“

Was ſoll ich thun? Wie mich retten? Gewiß verfolgt man mich ſchon jetzt, darum entfloh ich meiner Wohnung und eilte hieher!

„Das war klug, mein lieber Neffe.“

Ich wußte wohl, daß du mich verbergen, retten und ſchützen würdeſt. Dir kann ich mich anvertrauen!

„Nur verbergen, retten und ſchützen? Beſſeres habe ich dir zu bieten!“

Oheim, ich verſtehe dich nicht.

„Ja, Neffe, ein ſchönes, ein herrliches Geſchenk habe ich dir zu bieten, wenn du den Muth haſt, es anzunehmen.“

Den Muth? Haſt du wohl je an meinem Muth gezweifelt?

Niemals! Darum zaudre ich auch keinen Augen-

blick länger, dir etwas vorzuſchlagen, was eben ſo gefahrvoll als glänzend iſt.

Sprich, erkläre mir dieſe Räthſel! Was iſt dein Vorſchlag? Was haſt du mir zu bieten?

„Eine Krone! Eine Königskrone!“

Allmächt'ger Gott! ſprichſt du nicht irre? Welche Krone haſt du mir zu bieten?

„Die Krone, wozu deine Geburt ein Recht dir giebt. Du trägſt jetzt Kleidung und Namen eines Chriſten und biſt doch ein Zweig des hohen Stammes Aben Humeya, ja, des Propheten ſelbſt, dem wir in unglückſel'ger Stunde untreu wurden. Zittre nicht, mein Sohn, höre mich ganz: Chriſt bin ich nur dem Namen nach, aber im Herzen ein treuer, glühender Moslem!“

Oheim, ich verſtehe dich nicht.

„Ich bin ein Maure, ein ächter Maure, obſchon die Spanier wie zum Spott uns nur Moreskos nennen! Ja, ich bin ein Maure und haſſe die Chriſten alle mit tödtlich unverſöhnlichem Haß, mit jenem Haß, der Jahrhunderte hindurch unſre Vorfahren durchglühte, und dazu noch mit dem vollen Haß der Rache, denn dieſe Chriſten haben uns ein Land geſtohlen, dies ſchöne Land, welches unſer war; ſie haben in ſchmachvolle Sklaverei uns verſtoßen!“

Sklaverei? Oheim, ſind wir nicht Glieder des freien, erlauchten ſpaniſchen Adels? Gehören wir nicht unter die Granden und glänzendſten Häupter des Hofs?

„Fluch diesen entehrenden Titeln, diesen schmachvollen Gunstbezeigungen! Fluch der Unglücksstunde, in welcher wir uns durch Auszeichnungen von den Menschen geehrt fühlen konnten, welche einst der Spott des Halbmondes waren!“

Aber jetzt sind wir doch Christen!

„Kein Wort mehr, junger Thor! Es giebt nur einen wahren Gott und einen wahren Glauben! Allah ist Gott und Mahomed sein höchster Prophet! Für sie kämpften, bluteten und siegten unsre hohen Väter; in ihrem Namen errangen sie die herrlichsten Triumphe, den Ruhm dieser Welt und das ewige Heil im Paradies! Du bist ein Fant geworden unter deinen spanischen Kavalieren, du hast keinen Sinn für solche erhabene Mysterien —“

Ich begreife dich nicht —

„Bald wirst du mich verstehen. Sprich: willst du König sein?“

Bin ich im Traum? Umfängt ein Zauber meine Sinne?

„Kein Traum und kein Zauber, mein Sohn. Ja, eine Krone harret dein, sobald du den Muth hast, einem glorreichen Unternehmen dich an die Spitze zu stellen. Ja, du sollst die maurische Krone deiner Väter tragen, du sollst die jetzt in Staub getretenen, erniedrigten Mauren wieder zu ihrer vorigen Größe erheben. Freilich wird die dir bestimmte Krone nicht von Frieden, Wollüsten und Reichthümern umstrahlt sein, freilich werden Nöthe und Gefahren anfänglich sie umgeben. König der

Alpujarras wirſt du ſein, anfänglich nur wilde Schluchten und Höhen beherrſchen, aber bald wird der König der Berge auch Herr von Grenada und Cordova werden und alle Länder, welche ſeine Vorfahren beſaßen, wieder erobern!“

Erſchöpft ſchwieg er und betrachtete unruhigen Blickes den Neffen, um die Wirkung ſeiner Vorſchläge auf deſſen Stirne zu leſen. Don Fernando war während dieſer glänzenden Bilder aus der Dumpfheit ſeines Schreckens erwacht, ſeine Seele fühlte ſich zu neuem Schwung erhoben, ſeine Phantaſie ergriff mit heißer Begierde den Gedanken an eine ſo herrliche Zukunft, ſein Auge flammte, das Lächeln des Stolzes ſchwebte auf ſeinen Lippen. Aber es verſchwand mit dem letzten Wort des Oheims, die Bedenklichkeit erſchien mit ernſten, düſtern Vorſtellungen und peinigenden Warnungen. Seine Zunge feſſelte ein wirres Ahnen, die Röthe floh von den Wangen — ſtumm ſah er vor ſich nieder.

„Du bedenkſt dich? Du zauderſt? Wärſt du wirklich feig genug geworden, einem ſo glanzvollen Geſchick dich zu entziehen? Schmach und Verderben auf dein Haupt! Ich habe bis heute dich für einen Mann gehalten; ich täuſchte mich!“

Ich glaube ein Mann geworden zu ſein — aber, ſprich ſelbſt, iſt es männlich, ein Apoſtat zu werden? Zürne nicht — es giebt kein ander Wort — ja, ein niedriger Apoſtat! Als Chriſt bin ich geboren, als

Chriſt erzogen, obgleich meine Eltern Mauren waren. Chriſt bin ich —

„Wiederhole nicht dieſe verhaßten Worte! Weil das Schickſal unſern hehren Stamm zu ſolcher Schmach verurtheilte, ſo ſollen wir feig und niederträchtig genug vor der Gelegenheit, ſolche Schmach wieder zu tilgen, jetzt zurückbeben? Nein, mein Neffe! Verräther an uns ſelbſt ſind wir, nur wenn wir bei Irrthum und Schmach beharren. Doch genug, ich bin es überdrüßig, mit Gründen und Worten das Gefühl der Pflicht in deiner Bruſt erſt wecken zu müſſen. Antworte einfach und kurz: Willſt du dem Chriſtenthum nicht entſagen? Allein antworte erſt, wenn du zuvor bedacht haſt, daß deine Weigerung eine Krone dir raubt! daß dieſe Krone alsdann einem Andern zu Theil wird, der nicht durch ſeine Geburt, ſondern durch ſeine Tapferkeit und Mannheit ſie wohl verdient!“

Er ſchwieg. Don Fernando ſtand unentſchloſſen im Kampf der widerſprechendſten Gedanken und Gefühle. Das Außerordentliche dieſes Vorſchlags kam ihm ſo unvorbereitet und plötzlich, daß er unmöglich ſeine Gedanken reihen und ordnen, zu einem Entſchluß gelangen konnte. Die glänzende Ausſicht auf dieſe, obgleich ſehr gebrechliche Krone entflammte ſeine Einbildungskraft. Seinem Stolz ſchmeichelte die Hoffnung auf unumſchränkte Gewalt. Seinem abentheuerlichen und nach Thaten dürſtenden Geiſt gefiel der Glaube: Spaniens Geſchick wieder zu verändern, ſeiner Väter Glanz und Größe wieder

herzuſtellen, der Pelajo der Mauren, der Gründer eines neuen Reiches zu werden. Er war kein Frommer und kein Frömmling, dennoch erſchien ihm das Abſchwören eines Glaubens, in welchem man erzogen war, als eine Schwachheit. Erröthend geſtand er ſich ſelbſt, daß nicht die Ueberzeugung zum Uebertritt ihn führe, ſondern lediglich der Ehrgeiz, der heiße Durſt nach Macht und Anſehen.

El Zaguer erkannte an dieſem Schwanken und Wogen, daß der Augenblick der Entſcheidung gekommen ſei, daß ſie jetzt oder nie gewonnen werden müſſe. Mit dem Ton der Gleichgültigkeit begann er:

„Was haſt du denn jetzt hier noch zu hoffen? Haſt du nicht das frühere Wohlwollen des Königs von Spanien durch die Ermordung eines ſeiner Unterthanen unwiederbringlich verſcherzt? Biſt du nicht der Blutrache aller Freunde und Verwandten des Gemordeten unrettbar verfallen? Wird nicht ſelbſt dieſer Mord den Verdacht des Hochverraths auf dich wälzen und in den Kerker zu deinem Vater dich führen? Was biſt du jetzt? Ein Menſch außer dem Geſetz, ein Flüchtling, ein Verbrecher, der Sohn eines Hochverräthers! Ja, ja — dieſe Namen legt man dir bei, dieſe Namen werden dir bleiben, wenn du die Schmach deiner jetzigen Lage dem Ruhm vorziehſt, der Wiederherſteller des Maurenreiches zu werden!“

Noch einige Augenblicke ſann und überlegte Fernando — aber es war der letzte Kampf der rin-

genden Gefühle. Kein Wort mehr, mein Oheim! rief er endlich festen Tones, ich bin entschlossen!

„Wohlan! doch ist dein Entschluß auch deiner würdig?"

Ich folge deinem Rath, oder gebe ich mich hin mit Leib und Seele!

„Allah segne dich und sein Prophet sei mit dir! O mein Sohn, ich wußte wohl, daß das Blut der Aben Humeya in deinen Adern nicht stets schlafen würde, daß du in der Stunde der Gefahr dich deines Stammes würdig zeigen würdest!"

Sprich, was soll ich jetzt thun?

„Kühn mir in die Berge folgen. Auf die Alpujarras!"

Sobald du es befiehlst.

„Heute noch müssen wir abreisen. Die Augenblicke sind kostbar, keine Stunde länger soll deine Bekehrung den wackern Landsleuten unbekannt bleiben. Halte dich bereit, nach wenigen Stunden reisen wir ab und morgen wirst du König sein."

Aber, wohin führst du mich?

„In das Haus eines mächtigen Mauren, der bis heute an der Spitze der Verschworenen steht, um heute dir Gehorsam und Treue zu schwören. Hast du den Namen des El Hardon nie gehört?"

Wie! El Hardon! dieser gemeine Verbrecher und Mörder!!

„Sachte, mein Sohn. Wie kann man so leichtsinnig verdammen! Woher hast du von El

Harbon, dem wackersten aller Mauren, so schlimme Begriffe?“

Wäcker, tapfer mag er immer sein, aber seine Verbrechen sind offenbar. Ueberführt ist er der Ermordung von mehr als zwanzig Christen!

„Also zwanzigfach zu Paradieseskronen im Himmel angeschrieben. Die Opferung eines Ungläubigen ist eine Gott sehr gefällige Handlung! Doch dein in die Finsternisse des Irrglaubens begrabener Geist kann leider noch kein Licht schauen und ertragen!“

Wohl — sei dieser El Harbon auch ein preiswürdiger, edler Mann, so kannst du doch nicht in Abrede stellen, daß die Häscher des Königs auf seiner Spur sind und ihn schwerlich entrinnen lassen werden.

„Gerade deßhalb müssen wir eilen, den großen Streich auszuführen, bevor die günstige Gelegenheit uns entrinnt. Alle Mauren sind gerüstet und harren nur des Zeichens, um zu den Waffen zu greifen und für Freiheit und Religion auf das Tapferste zu kämpfen.“

Wie Gott will! Ich folge dir!

Alle Vorkehrungen zu schleunigster Abreise wurden getroffen. Geld und Schätze ließ El Zagner auf Saumthiere packen, alle seine Diener wohlbewaffnet sich versammeln, alle Wege ringsumher bewachen. Gegen Anbruch der Nacht verließ die Karavane muthiger und entschlossener Männer das

Haus in aller Stille und zog ſchweigend dem Ort ihrer Beſtimmung entgegen.

In einiger Entfernung wuchs das Vertrauen, Freude leuchtete aus den Blicken Aller und Freude athmete ihre Unterhaltung. Nur Einer ritt auch jetzt noch ſchweigſam und düſter dahin, denn Alles erſchien ihm wie ein Zug von Räubern. An El Hardon konnte er nur mit Schaudern denken. Bebend ſah er ſich an der Spitze von Landſtreichern, Verwieſenen, Räubern und Mördern, die wie zum Hohn den Namen der Befreier ſich gaben. Sein Herz, ſein junges, edles Herz blutete bei ſolchen Betrachtungen, allein der Rückweg war ihm nun verſchloſſen; er hatte gewählt und mußte die Folgen ſeiner Wahl ertragen.

In wilder Oede gebot plötzlich El Zagner Halt. „Abgeſeſſen!“ rief er, „wir ſind an Ort und Stelle, hinter jenen Felſen ſteht das Haus des El Hardon. Führt die Pferde hübſch beſonnen, dieſe Felspfade ſind gefährlich.“

In der That gewährte die ganze Gegend einen ſchauerlichen Anblick. Sie befanden ſich in einer der abgelegenſten und wildeſten Schluchten der Alpujarras. Die Spitzen der Berge waren mit ewigem Schnee bedeckt, die Stämme der Bäume waren verknorpelt und verkrüppelt, die Felſen ſchoſſen in rieſigen Maſſen empor, von allen Seiten gähnten Abgründe, Schluchten und Höhlen den Wanderer an, wildverworrene Aufwürfe und Geröllehügel hemmten jeden Blick in die Ferne.

Nach unſäglicher Anſtrengung gelangten ſie an eine groſse aber plumpe Wohnung, die halb verſteckt in Geſtrippe und Buſchwerk lag. El Zaguer und ſein Gefolge wurden mit allen Zeichen hoher Achtung empfangen und Freude leuchtete aus den Blicken der Bewohner. Sechs und zwanzig Häupter der Verſchwörung waren hier verſammelt, und wohnten mit ihren Familien ſeit geraumer Zeit im Schuz dieſer abgelegenen Wildniß.

El Zaguer ging raſch ans Werk. Kaum hatten ſie ſich ein wenig erholt, ſo hielt er eine lange und feurige Rede an die Verſammlung, entwickelte alle ſeine Beſchwerden, verwünſchte den König Philipp, der ihnen ihre Nationaltracht und Mutterſprache verboten hatte, ihren Weibern befahl, ohne Schleier umherzugehen, ihre Bäder zerſtört und manchen ihrer religiöſen Gebräuche unterſagt hatte. Er klagte über ſo viele Unthaten der Ungerechtigkeit, Grauſamkeit und Rachſucht der Sieger, über die Verachtung, womit der gemeinſte Spanier jeden Mauren behandelte, über die Verunſtaltung ihres Stammnamens. Er feuerte ſie an, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, und um ihrem Widerſtand Kraft und Einheit zu verleihen, einen König zu wählen. Mit Jauchzen wurde ſein Vorſchlag angenommen, Aller Blicke richteten ſich auf Don Fernando de Valor, Aller Herzen ſchlugen ihm entgegen, er war ihrer Hoffnungen und Wünſche Ziel. El Zaguer ſprach mit Enthuſiasmus von den glänzenden Tugenden ſeines Neffen und verkündete deſſen

Bereitwilligkeit, zum Glauben Mahomed's überzutreten.

„Vortrefflich!“ schrie Aben Farax, einer der vornehmsten Häuptlinge, „schreiten wir sogleich im Namen Allahs und seines Propheten zur Wahl des Königs von Grenada und Cordova. Ja, Don Fernando de Valor, diese Titel gebühren dir fortan, du sollst uns beherrschen und künftig den Namen Aben Humeya führen.“

Nun begann die Königswahl in der seltsamsten Form. Zu diesem Behuf theilte sich die ganze Versammlung in vier Parteien; jede derselben stellte sich an eine der vier Zimmerwände, an einer Wand die Wittwer, an der andern die verheiratheten Männer, an der dritten die Jünglinge und an der vierten die Frauen. Hierauf trat der Fakir in die Mitte und verlas eine alte Prophezeihung, welche einzelne Stellen des Koran und die Stellung der Gestirne bestätigten. Diese Prophezeihung verkündigte: Das Maurenreich wird wiederhergestellt werden durch einen jungen Mann aus königlichem Blut, der getauft ist, seinem Irrglauben entsagt und zurückkehrt in den Schoos der ächten Religion. Mit feierlichen Geberden wendete sich nun der Fakir gegen Don Fernando de Valor und sprach: Meine würdigen Brüder und Genossen, ihr seht deutlich und unwiderlegbar, daß alle Umstände der heiligen Prophezeihung in unserm edeln Gast hier zusammentreffen. Er stammt vom Blut der Aben Humeya, war ein Christ und hat sich bekehrt, auch

die Zahlen der Prophezeihung treffen mit Jahr und Tag glücklich zusammen, also dürfen wir nicht zögern, die Befehle des Himmels zu vollziehen.

Nun wurden dem Don Fernando seine christlichen Kleider ausgezogen. Ein Purpurmantel bedeckte ihn, eine scharlachrothe Binde umschlang seinen Hals und fiel in langen Zipfeln über seinen Rücken. Aben Farax breitete vier Panniere auf dem Boden aus, so daß sie nach den vier Weltgegenden sich richteten. Der künftige König kniete gegen Osten gewendet auf eines derselben und betete. Dann leistete er den feierlichen Eid, bei Mahomed's Glauben zu leben und zu sterben, und allen Unterthanen seines neuen Reichs ein treuer Schutz und Hort zu sein. Als Aben Humeya erhob er sich wieder. Aben Farax trat vor ihn, küßte die Erde vor seinen Füßen und huldigte damit in seinem und aller Versammelten Namen dem neuen König von Grenada und Cordova. Einige der Führer traten rasch hinzu, hoben den König auf ihre Schultern und schrien: Allah segne und beschütze den König Mahomed Aben Humeya, den Herrn und Gebieter von Grenada und Cordova!

Mit diesen Feierlichkeiten waren einst die Könige von Andalusien gewählt worden*), und eine solche Wahl verlieh alle Rechte und Attribute eines unumschränkten Monarchen.

---

*) Siehe den Geschichtschreiber Mendoza.

Anm. d. Ueb.

Hierauf ſchritt der König der Berge zur Ernennung der vornehmſten Staatsbeamten. Aben Farax wurde an die Spitze der Juſtiz und der Oheim, El Zaguer, an die Spitze des Heers geſtellt, erhielt aber, ſeines hohen Alters wegen, einige junge Stellvertreter an die Seite. Er organiſirte ſeinen Hofſtaat und alle Zweige der Regierung und Verwaltung gleich dem Monarchen eines mächtigen Reichs und verſäumte nichts, um Allem wenigſtens den Schein von Ordnung und Glanz zu verleihen.

El Zaguer wollte, daß das neue Reich ſein Daſein und ſeinen Willen auf eine ſehr deutliche Weiſe kund gebe und über ſeinen Charakter keinen Zweifel mehr übrig laſſe. Der edle Herrera und dreißig ſpaniſche Ritter übernachteten zu Cadiar. Sie wurden ſämmtlich im Schlaf ermordet. In allen Städtchen, Dörfern und einzelnen Häuſern der Alpuſarras geſchah gegen alle zufällig anweſenden Chriſten daſſelbe. Der Haß der Mauren flammte wüthend und blutgierig auf, das ganze Gebirge ſchwang die Fahne des Aufruhrs.

König Philipp II. war allzuſehr mit groſſen politiſchen Projecten beſchäftigt und hatte zu viel Vertrauen auf die Größe ſeiner Macht, um dieſen Krümmungen eines zertretenen Wurmes viel Aufmerkſamkeit zu gönnen. Die Maurenbrut mit Gleichgültigkeit und Verachtung betrachtend, überließ er anfänglich alle Sorgen gegen die Empörer ſeinen Provinzbeamten und Feldherren. Die Sorgloſigkeit des Herrn ſteckte auch die Diener an. Die Empö-

rung machte ſo reißende Fortſchritte, daß nach wenigen Wochen die ganzen Gebirge von Spanien geſäubert waren und alle Chriſten in weiter Umgebung rings um die Berge von ihren Beſitzungen flohen und in den größeren Städten Schutz ſuchten. Grauſamkeiten aller Art bezeichneten jeden Schritt der Rebellen, und ihre Banden ſchienen zu einem Heer ſich organiſiren zu wollen.

Endlich erwachte König Philipp aus ſeiner Sorgloſigkeit und erkannte die täglich wachſende Gefahr. Sogleich ſandte er den Marquis von Mondejar mit einem Heer in die ſüdlichen Provinzen und befahl ihm, die Rebellen zu vernichten. Frohen Muthes rückte Mondejar in Eilmärſchen nach Grenada. Aber mit jedem Schritt verlor ſich mehr und mehr von ſeiner Luſt. Er hörte, welche reißenden Fortſchritte die Empörung bereits gemacht habe, daß ſie förmlich organiſirt über ein bedeutendes Heer gebiete, daß ſelbſt kleinere Städte ſich ihr unterwerfen mußten, daß aus der Türkei und aus Afrika einzelne Schiffe reiche Hülfe an Geld, Waffen und Mannſchaft herüber brachten. Ueberdies war das Terrain den Rebellen durchaus günſtig, ihr Enthuſiasmus grenzenlos, ihre Zuverſicht durch glänzende Erfolge bedeutend erhöht.

Aben Humeya beſchränkte ſich nicht mehr auf Scharmützel und Ueberfälle in den Gebirgen, er vergrößerte ſeine Operationslinie, griff die königlichen Heerhaufen im offenen Feld an, ſchlug ſie,

jagte den Don Diego Quesada aus der Stadt Xoblata und zwang ihn zur Flucht bis Dureal.

Ein Vertilgungskampf begann, ein scheußlicher Krieg voll Blut und Grausamkeit und Greuel. Wilden Thieren gleich rasten die beinahe immer siegenden Mauren durch die Landschaft umher, mordeten Alles, was einen christlichen Namen trug, marterten vorzüglich die Priester auf eine empörende Weise, und erschienen mehr als Würgengel und Rachegeister, denn als ein Volk, welches um seine Freiheit kämpfte. Brand und Mord trieben endlich auch die bisher ruhig gebliebenen christlichen Bewohner zu den Waffen, der kleine Krieg der Vergeltung begann. Niemals sah die Erde schmachvollere Greuel. Guecisa erstürmten die Mauren, ein Kloster reizte ihre Wuth, sie brannten es nieder und kochten die Mönche am langsamen Feuer im Oel. Den Pfarrer von Alairena umschlossen sie mit einem Kreis von Schießpulver, zündeten den Faden an und jubelten, als der Arme nur stückweise wieder zur Erde kam; während dessen hatten sie seinen Kaplan bis an den Nabel eingegraben und seinen Oberkörper zur Zielscheibe für Schüsse aus ungeheurer Ferne gewählt, um ihn nur allmälig zu tödten und an seiner Angst sich zu ergötzen*).

*) Sie schnitten den Gefangenen die Bäuche auf, zogen die Eingeweide weit heraus und ließen die Schweine daran fressen; sie gruben die Leute in die Erde ein, hingen Lebensmittel und Wasser ganz nahe vor ihre Gesichter und ließen sie dabei verhungern ꝛc.

Anm. d. Ueb.

Alle Mauren waren fröhlich und guter Dinge, Alle ſahen den ſiebenten Himmel Mahomed's ſchon wieder offen, nur der König war düſter und in ſich gekehrt. Die Barbarei ſeiner Unterthanen empörte ihn, ohne daß er ein Mittel, ſie zu endigen, geſehen hätte. Ein Zuſammentreffen von Umſtänden hatte ihn zum Mohamedaner gemacht, aber in ſeinem Innern war und blieb er ein Chriſt und konnte die Feinde, die er jetzt ſo grimmig verfolgte, niemals haſſen. Jeder neue Sieg über das ſpaniſche Heer erweckte lebendiger in ihm die Ahnung, daß dies Reich der Räuber und Mordbrenner bald den geregelten Angriffen der Macht unterliegen müſſe. Er haßte die Krone auf ſeinem Haupt, er ſchämte ſich ihrer, wünſchte mit Ehre zu ſterben, ſtürzte ſich in jedem Gefecht in das dickſte Getümmel, ſah Alles ringsumher fallen und kam wohlbehalten wieder aus dem Kampf zurück. Seine Schwermuth und Menſchenſcheue wuchs mit jedem Tage. Die Empörung hatte nun ihren größten Umfang erreicht und vermochte nicht, ſich höher zu ſchwingen. Lichter wurden ihre Schaaren, während die königlichen immer zahlreicher von allen Seiten drängten.

Nur Siegesglück hält Barbaren gewiſſermaßen im Zaum und feſſelt ſie mit Liebe und Treue an ihre Führer. Bei Orgiba traf Aben Humeya mit den Spaniern hart zuſammen; er verrichtete Wunder der Tapferkeit, durchbrach mit ſeiner Leibſchaar die beſten Regimenter — mußte aber dennoch ſchwer geſchlagen, mit ungeheuerm Verluſt weichen, fliehen.

Unmuth bemächtigte ſich der wilden Gemüther. Unzufrieden mit dem König, der all ihr Siegesglück mit Trauer angeſehen hatte, wurden ſie jetzt mißtrauiſch gegen den Geſchlagenen. Ohne alle Verabredung herrſchte der Geiſt des Aufruhrs durch alle Schaaren, und die glühendſten Mauren beſchloſſen, ihren königlichen Renegaten ſehr genau zu beobachten. Der Wunſch, einen andern König an der Spitze zu haben, wurde lebhafter, man ſehnte ſich, eine Urſache zu der Entthronung des armen Don Fernando zu finden.

Allein ſolch ein Vorwand ergab ſich nicht. Der König der Berge that trotz ſeiner Schwermuth und innern Unluſt ſtets mehr als ſeine Pflicht. Auf dem Schlachtfeld der Erſte und Kühnſte, war er ſtets mild und gerecht gegen ſeine Unterthanen. Der Saame des Mißmuths und Mißtrauens lag in den Gemüthern und wurde von den ränkevollen Häuptern ſtets genährt. Trotz ſeiner vielen und glänzenden Siege über die beſten Soldaten der Welt, wurde jeder Verluſt und jede Niederlage ihm ſchwer aufgebürdet, ſein Geſchick und ſein Glück täglich mehr bezweifelt, ſein Wille verdächtigt.

Am unzufriedenſten und widerſpenſtigſten zeigten ſich die türkiſchen Hülfstruppen. Gewöhnt an offenen Widerſtand gegen ihre Herrſcher und Anführer, ertrugen ſie nur mit Bosheit die ſtrenge Zucht des Aben Humeya und knirſchten immer lauter nach Befreiung. Von ſeinen Heerführern neigten ſich Viele auf die Seite der Mißtrauiſchen,

ſelbſt El Zaguer begann ſeine Anhänglichkeit an die Sache der Mauren zu bezweifeln, und ein Gemurmel, daß der König mit den Spaniern ins Geheim unterhandle und die Sache Mahomed's verrathe, lief durch das ganze Lager. Aben Humeya ſchauderte vor dem Gewitter, welches über ſeinem Haupt ſich zuſammenzog. Er wurde noch zurückhaltender, ſcheuer, tiefſinniger und verſcheuchte damit auch ſeine Getreueſten.

In der nächſten Umgebung des Königs befand ſich Diego Alguacil, einer ſeiner Verwandten, dem er ſein ganzes Vertrauen ſchenkte. Aber Diego hatte ſeinen Untergang geſchworen und haßte ihn mit fanatiſcher Glut, mit der ganzen Wuth ſüdlicher Eiferſucht und Rache. Er war einmal ſo glücklich geweſen, den Anführer der Spanier zu erlegen und deſſen Gemahlin zu erbeuten. Die heftigſte Liebe zu der ſchönen Aldonza ergriff ſein Herz. Sie wies alle ſeine Anträge mit Abſcheu zurück und er war entſchloſſen, mit Gewalt den glühendſten ſeiner Wünſche zu erringen. Aldonza benutzte einen günſtigen Augenblick, entfloh, warf ſich dem König zu Füßen, flehte um ſeinen Schutz, entflammte ſein Herz zu regem Mitleid, und bald — zu heißer Leidenſchaft. Seine Hochachtung für die ſchöne Chriſtin, ſeine Beſcheidenheit und raſtlos geſchäftige Galanterie gewannen auch ihr Herz. Sie gab ſeiner Liebe Gehör, beglückte ihn mit ihrer Hand, wurde der freundliche Engel, der Troſt und die Freude ſeines traurigen Daſeins.

Allein ſie war Chriſtin! Seine Feinde benutzten auch dieſen Umſtand, um neue Zweifel gegen ſeine Redlichkeit und Treue zu erwecken, den Unmuth gegen ihn zu ſtacheln, ſeinen Untergang als unerläßlich für das Wohl der Mauren zu ſchildern. Aben Humeya war endlich auf den Gedanken gekommen, dem Geiſt der Unruhe und Meuterei mit Strenge zu begegnen und gewaltſam ſeine Herrſchaft zu üben.

Zwei Heerführer, Nakoz im Gebiet von Grenada und Malik im Gebiet von Baza, ſchüttelten offen das Joch von ihrem Nacken, erklärten ſich für unabhängig von dem König der Berge, forderten die Uebrigen auf, ein Gleiches zu thun, erklärten die Nothwendigkeit, einen andern König zu wählen und trugen vorläufig auf Abſetzung des jetzigen an.

Alguacil kehrte in dieſem bedenklichen Augenblick von einer entfernten Expedition zurück. Trotz ſeines Haſſes gegen Aben Humeya hatte er dieſem ſtets Freundſchaft und Herzlichkeit bewieſen und ſein ganzes Vertrauen allmälig gewonnen. Auch jetzt trat er mit den ſüßen Worten ihm entgegen: „Der Prophet ſchütze dich, glorreicher Aben Humeya! Wie freut es mich, dich glücklich und alle deine Wünſche gekrönt zu ſehen!“

„Dank dir, mein Freund, doch ſcheint meine jetzige Lage weder zu den erwünſchten noch zu den glücklichen zu gehören.

„Was ſprichſt du? Was könnte deine Ruhe und dein Glück ſtören?“

Gar Vieles, mein treuer Alguacil. Seit deiner Abweſenheit vereinigte ſich Alles, um meine Beſorgniſſe zu erwecken, mich zu betrüben.

„Pah! Wie kann der Verluſt einiger unbedeutender Treffen Aben Humeya's ſtarke Seele ſo ſehr erſchüttern? Wie kann ein kleiner Unfall an dem glücklichen Ausgang unſers glorreichen Unternehmens ihn verzweifeln machen?“

Davon, mein Freund, ach davon iſt nicht die Rede! Von den Spaniern und ihren vorübergehenden Siegen fürchte ich nichts.

„Was und wen fürchteſt du denn?“

Meine eigenen Unterthanen!

„Groſſer Gott! Wäre es möglich?“

Es iſt die traurige Wahrheit. Mit dir allein glaube ich über ſolche Dinge noch reden zu können, dir allein vertraue ich die Beſorgniſſe meiner Bruſt, deiner Freundſchaft —

„Wie dank' ich dem Propheten, daß er dein Herz ſo freundlich mir zugewendet hat! Wie dank' ich dir, mein Vetter und Gebieter! Wünſche, befiehl, womit kann ich meine Liebe und Treue dir beweiſen?“

Vielleicht bedarf ich deines weiſen Rathes.

„Sprich! Hat der Himmel auch hohe Weisheit mir verſagt, ſo hat er doch mein Herz mit glühender Liebe für dich ausgeſtattet, und treue Liebe iſt oft die gröſte Weisheit.“

Mir ahnet und wird täglich anſchaulicher, daß

man nach meiner Krone und nach meinem Leben trachtet.

„Das iſt unmöglich, beim Propheten! Du täuſcheſt dich mit finſtern Vorſtellungen, mit eiteln Chimären!“

Nicht alſo, mein Freund; drohend und offen hat der alte Geiſt der Unzufriedenheit und Meuterei ſich jetzt erhoben —

„Du ſprichſt von Nacoz, Malik und Garral? Ich weiß, daß ſie Rebellen und Verräther ſind, aber was hat ihr Abfall mit deiner Krone und mit deinem Leben zu ſchaffen? Haſt du nicht Macht genug, ſie zu züchtigen und mit Gewalt zum Gehorſam zurückzubringen?“

Meine Macht? Ach, Freund, ſie iſt dahin! Bis in meinen Kriegsrath haben Unwillen und Verrätherei ſich eingeſchlichen.

„Glaubſt du dich wirklich ernſthaft bedroht?“

Gewiß! Sie harren nur eines Vorwandes, um ihren Verrath bemänteln und ausführen zu können. Ihnen gelüſtet nach meinem Leben und nach dieſer freudeleeren, unglückſeligen Krone!

„Haſt du beſtimmten Verdacht gegen Einen oder den Andern?“

Keineswegs! Aber ich ahne irgend ein nahes Unglück, ich glaube —

„Daß vor Allem Vorſicht nöthig iſt! Muth, mein König, und Klugheit, um für jeden Fall gedeckt zu ſein!“

Was iſt dein Rath?

„Zu Cadiar ſteht eine zuverläſſige, treue Schaar; berufe ſie ſogleich hieher. Indeſſen ſammle ich von meinen Anhängern, was ich immer auftreiben kann, damit wir nöthigen Falls ſelbſt einem offenen Angriff die Stirne bieten können. Biſt du damit einverſtanden?“

Vollkommen! Indeſſen mußt du wohl abermals deine Hand mir gütigſt leihen, da ich weder Spaniſch noch Arabiſch zu leſen und zu ſchreiben gelernt habe und kaum für meinen Namen ein paſſendes Zeichen finden konnte.

Diego Alguacil ſchrieb unverzüglich an Aben Aboo, den Befehlshaber zu Cadiar und nahen Verwandten des Königs. Dieſer kritzelte ſeinen Namen mühſam unter, drückte ſein Siegel bei und ſendete einen Getreuen damit fort. Diego empfahl ſich der königlichen Huld, äußerte Hoffnung in den ſchmeichelhafteſten Ausdrücken und eilte fort, um ſeinen Anhang zu ſammeln und dem König zuzuführen. Beide waren zufriedener. Aben Humeya, weil er des Eifers und der Treue ſeines Vetters ſich freute; Diego, weil er ſich ſo nahe am Ziel ſeiner Rache ſah.

Das Schreiben an Aben Aboo enthielt ganz andere Dinge, als der König wußte und wollte. Mit den ſchärfſten Ausdrücken war darin befohlen, zum Wohl des Staates und der Krone den Diego Alguacil und ſein ganzes Gefolge augenblicklich hinzurichten. Sie würden bald nach der Ankunft des Briefs eintreffen und dürften Cadiar nur als Leichen wieder verlaſſen.

Diego wußte, daß dem Aben Aboo bereits die Krone angetragen worden und daß dieser alte, rauhe Krieger, trotz seines Feuereifers für die Sache der Mauren, jeden derartigen Antrag zurückgewiesen und bestimmt erklärt hatte, als Feldherr stets seine Pflicht dem König und Land gegenüber treu erfüllen zu wollen. Aben Aboo war der Abgott des Heeres, der bravste Ritter, der tüchtigste Feldherr, der Schrecken der verhaßten Spanier. War er zu bieder und zu wenig ehrgeizig und eitel, um seinen König zu verrathen und die Hand nach dessen Krone auszustrecken, so war er doch vielleicht Patriot genug, um dem Vaterland nützen, der Stimme des Volks Gehör geben, die Sache der Moslem retten zu wollen, sobald diese Pflichten als dringend ihm erscheinen würden.

Darauf war Alguacil's Schreiben sehr schlau berechnet.

Der alte Mann war bei Durchlesung des königlichen Befehls wie vom Blitz getroffen. Der Leichtsinn und Hohn, womit das Leben eines Verwandten hier als ein Spielwerk betrachtet wurde; die raffinirte Grausamkeit, welche ihm den Mord auftrug, die Treulosigkeit, welche das ganze Schreiben athmete, empörten das edle Gemüth in seinem Innersten und stürzten den Wackern in die gräßlichste Verlegenheit seines Lebens.

Noch ging er voll Unmuths und in düsteres Brüten verloren mit großen Schritten heftig auf und ab, noch knitterte er unentschlossen den Un-

glückbrief in ſeiner Hand, als er eine Schaar Reiter heranbrauſen hörte und Diego Alguacil zu ihm eintrat. Heiter und unbefangen wie gewöhnlich eilte er zu dem bejahrten Mann und flog an ſeinen Hals, und drückte ihn voll Liebe und Ehrfurcht an ſein Herz.

Aben Aboo war ſo betroffen, daß er kein Wort des Grußes hervorbrachte, keine Freundlichkeit erwiedern, keinen Blick dem Vetter gönnen konnte! Starr blickte er vor ſich hin, wohin, wußte er ſelbſt nicht, und zitterte in ſeltſamer Angſt.

Alguacil ſtellte ſich befremdet über ſolche Aufnahme und begann voll Schmerz und Unruhe mit bewegter Stimme: „Aben Aboo, theurer Vetter, ſage mir im Namen des Propheten, was hat dich ſo mächtig erſchüttert, was fehlt dir?“

Nichts, lieber Vetter — nichts — es iſt vorüber! du kamſt ſo plötzlich, ſo unerwartet.

„Plötzlich, ja! Doch unerwartet wohl nicht, da ein Befehl des Königs mich hieher ſendet; der Befehl iſt dir wohl zugekommen?“

Ja! doch ohne Zweifel bringſt du mir einen zweiten, ſpätern!

„Nein!“

Keinen neuen Verhaltungsbefehl für mich?

„Nicht eine Zeile! Der König befahl mir, ſchleunigſt nach Cadiar zu reiten und von dir ſeine näheren Befehle zu hören. Er war ſehr freundlich —“

Großer Allah! welche Verrätherei! murmelte Aben Aboo und erbebte in ſeinem Innerſten.

„Hier ſollte ich mit meinem Gefolge übernachten, um morgen früh, wie der König lächelnd ſagte, von dir abgefertigt zu werden. So ſprich denn, theurer Vetter: welch Geſchäft ſteht mir bevor? — Du ſchweigſt, wirſt verlegen, zitterſt? Heiliger Gott! Ich ahne ein furchtbares Geheimniß! Vetter, mein edler Vetter! was kann dich ſo erſchüttern?“

Das greuliche, ſcheußliche, teufliſche Geheimniß! Laß mich erſt zu mir ſelber kommen, ich bin außer mir — o, wärſt du nicht hieher gekommen!

„Warum nicht, Vetter? O Himmel! wäre vielleicht des Königs Schreiben die Urſache deiner Aufregung?“

Kennſt du dies Schreiben?

„In meiner Gegenwart ſchrieb es der Vertraute des Königs, doch ſein Inhalt iſt mir unbekannt. Sieht man dein Benehmen, ſo muß es wohl irgend einen Zauber oder unheilbringenden Spruch enthalten!“

Einen unheilbringenden Spruch — jawohl!

„Bald könnteſt du mich erſchrecken! Verlangt der König etwa einen Dienſt der Unmöglichkeit von mir? Soll ich allein ein Heer der Chriſten aufreiben oder den König Philipp in Feſſeln ſchlagen?“

Wahnſinniger! Dein Todesurtheil ſteht in dem Schreiben! Lies ſelbſt!

„Und ſolchem Frevel kann Aben Aboo ſeine Hülfe bieten? Aben Aboo kann zu ſolch ſchwarzer Verrätherei ſich hergeben? Sprich, welches Verbrechen habe ich begangen?“

Weiß ich's? Vielleicht hat dich der König im Verdacht —

„Daß ich wiſſe, was ihm nicht lieb iſt, daß ich ihn durchſchaue? Ja, er iſt ein unwürdiger Maure, ein verkleideter Spanier, ein Feind unſers Stammes und Glaubens! Jetzt darf ich nicht länger verſchweigen, was mir längſt die Bruſt zu ſprengen drohte, es handelt ſich um Rettung des Vaterlands, um Erhaltung der Religion und des Namens der Mauren! Alles iſt unter Aben Humeya in Gefahr! Wer kann noch ſicher athmen unter einem ſolchen Ungeheuer? O, wenn du geſehen hätteſt, mit welcher Freundlichkeit er mich herzte, wie brüderlich er mich beim Abſchied umarmte, mit welchen ſüßen Worten er mich dem Schutz Allahs und des Propheten empfahl, wie lachend er mir deine Freude bei meinem Anblick ſchilderte! Schwarzer, heimtückiſcher Verräther! Unritterlicher König! Todfeind meines Glaubens und aller Mauren — deinem Wirken muß ein Ziel geſteckt werden, wenn wir nicht Alle untergehen ſollen!“

In dieſem Augenblick brachte ein Bote von dem Empörer Nacoz ein Schreiben, worin ein königlicher Brief lag von derſelben Handſchrift wie der an Aben Aboo gelangte Befehl, aber ohne

Siegel und Unterſchrift. Der König unterhandelte darin mit den Empörern zum offenbaren Vortheil Spaniens. Nacoz ſendete dieſen geheimnißvollen Antrag, um Aben Aboo von der Trefflichkeit eines ſolchen Königs zu überzeugen, und betheuerte, daß mündlich ihm noch ganz andere Dinge geboten worden ſeien, Dinge, wovor ſeinem treuen Maurenherzen ſchauderte.

Aben Aboo war damit von ſeiner Pflicht überzeugt und entſagte dem König.

„Vortrefflich!“ jauchzte Alguacil, „aber zögern dürfen wir nicht, die Abſetzung darf nicht verſchoben werden, ſchnell müſſen wir die Krone von dem Haupt des Tyrannen reißen, bevor neue Verbrechen das Vaterland in größere Gefahren ſtürzen!“

Das Heer zu Cadiar empörte ſich in wildem Grimm bei der Kunde von ſolcher Niederträchtigkeit ſeines Königs. Es forderte den Kopf des Tyrannen und wollte ſelbſt eilen, ihn zu holen. Mit Mühe gelang es dem wackern Aben Aboo, die aufgeregte Maſſe vor wilden Ausbrüchen der Wuth gegen Jeden, den ſie in dem Verdacht der Anhänglichkeit an den König hatten, zu bewahren.

Alguacil machte mit allgemeiner Uebereinſtimmung ſeinem Vetter den Antrag, die Krone anzunehmen. „Aben Aboo,“ ſprach er mit Enthuſiasmus, „widerſetze dich nicht länger dem einſtimmigen Wunſch des Volks, höre den Ruf des Vaterlandes, nimm die Krone an!“

Niemals! Nimmermehr! antwortete der Edle

mit ruhiger Beſtimmtheit, heilig iſt ſie mir, ſo lang ſie auf dem Haupt des Aben Humeya ſitzt. Ich ziehe mich nach Baza zu Freund Nacoz zurück und nehme nicht thätigen Antheil an der Empörung.

„Die Gerechtigkeit will, daß der Tyrann falle!“

Aber nicht durch meinen Arm und durch meine Hülfe. Umſonſt trachtet ihr, einen andern Entſchluß in mir rege zu machen. Ich folge der Stimme meines Herzens und meines Gewiſſens. Ueberzeugt bin ich, daß Aben Humeya der Krone unwürdig iſt, aber auch überzeugt, daß ich, ſein nächſter Verwandter und geborener Freund, ſie nicht von ſeinem Haupt reißen darf!

„Deine Bedenken ſind neue Beweiſe deines edlen Herzens und deines erlauchten Charakters. Ferne ſei von uns, zu einem ſolchen Schritt dich zwingen zu wollen. So bleibe denn unthätig, aber ſchmähe nicht, wenn wir indeſſen eilen, das Ungeheuer zu entthronen, das Vaterland zu retten, der Sache des Propheten zu helfen!“

Alle verſammelten Schaaren der Krieger jauchzeten dieſem Entſchluß ihren Beifall, ſie ſchwangen ihre Waffen und folgten Alguacil auf der Straße nach Andarax, wo Aben Humeya reſidirte. Unterwegs ſtießen die türkiſchen Hülfsvölker unter dem tapfern Husceni zu ihnen, und von Neuem erklang der Ruf: Tod dem Tyrannen!

Alguacil verſammelte nun ſämmtliche Führer, bemerkte ihnen, daß die Beſatzung von Andarax

noch ſtark genug ſei, um ihnen den Eintritt in die Stadt zu verwehren, ſofern ſie als Feinde dort erſcheinen würden, und rieth ihnen, unter der Larve der Freundſchaft einzuziehen, des Königs Vertrauen zu gewinnen und dann ohne Blutvergießen ihn ſicher zu verderben. Sie thaten, wie er gerathen hatte, und kamen ohne Hinderniß nach Andarax.

Wie froh fühlte ſich Aben Humeya, als die Ankunft des Vetters mit der ſtarken Hülfe verkündet wurde, entgegengeeilt wäre er ihnen, wenn nicht die Verſammlung ſeiner Führer ihn abgehalten hätte.

Alguacil ſtellte ſeine Schaaren auf dem Bazar auf, ertheilte den Führern die gemeſſenſten Befehle und eilte allein zu dem König.

Mein treuer Freund, mein lieber Vetter — wie ſchnell, wie unerwartet ſchnell kehrſt du zurück! Sei mir willkommen!

„Wohl mir! ich bin am Ziel meiner heißeſten Wünſche!“

Womit kann ich mich deinem Eifer dankbar beweiſen? Sprich, lieber Vetter!

„Dank, mir? Ich bin belohnt, überreich belohnt, daß Alles mir ſo ſchön gelungen!“

Allah ſei geprieſen, daß er eines ſolchen Freundes mich gewürdigt hat! Wen bringſt du mit?

„Eine ſchöne Schaar mir ganz treuer Mauren von der Beſatzung von Cadiar. Aben Aboo ſelbſt blieb dort zurück, um für jeden Fall jenen Platz

dir zu bewahren, für dich dort neu zu werben, recht bald ein neues Heer dir zuzuführen.“

Vortrefflich! Die hiesigen Krieger werden mit jeder Minute mir mehr verdächtig, ihre Unzufriedenheit ist nicht mehr zu verbergen.

„Ich lache ihrer, meine Maßregeln sind so getroffen, daß nichts mehr meinen Plan mir stören kann.“

Gewiß würde bei jedem Ereigniß die Hälfte meiner Leute gegen dich sein; sie haben jetzt schon sich ausgesprochen. Ich zähle kaum noch tausend Getreue hier.

„Genug, um mir zu dienen. Indessen gebietet dieser Umstand doppelte Vorsicht. Einen Vorwand müssen wir suchen, um alle die Verdächtigen aus Andarax schnell zu entfernen, damit wir deine Bewachung nur zuverlässig treuen Leuten anvertrauen können.“

Auf meine fünf hundert Krieger im Vorhof kann ich bauen.

„Ich baue nur auf die Treuen, welche von Cadiar mit herüberkamen. Ihnen allein kann ich mit gutem Gewissen dein theures Haupt anvertrauen, sie müssen fortan dein Haus und dich selbst bewachen.“

Wie du willst, so geschehe. Im Voraus billige ich alle deine Vorsichtsmaßregeln.

„Ich denke, daß das Reich der Mauren mit mir zufrieden sein wird.“

Der Hinterlistige eilte hinaus, alle Wachen

wurden abgelöst und mit seinen Kreaturen besetzt. Die Getreuen des Königs mußten vor der Stadt sich lagern, an entfernte Punkte streifen, nach allen Gegenden sich zerstreuen. Der Tag verging in Lust und Jubel. Keine Seele ahnete Trug und Verrath.

Todesstille lag über der Stadt. Im Traum seiner Sicherheit hatte der König sich auf sein Lager gestreckt und schlummerte seit langer Zeit zum erstenmal wieder ruhig. Um Mitternacht fühlte er sich plötzlich sehr heftig am Arm gerüttelt, wachte erschrocken auf, fuhr empor und sah seine theure Aldonza in Verzweiflung an seinem Lager.

„Auf, auf! Aben Humeya," stöhnte sie ihm in's Ohr. „Verrätherei lauert hier, auf! oder du bist verloren!"

Liebste Aldonza, was kann dich so erschüttern? Hat ein schwarzer Traum dich aufgeschreckt?

„Nein, nein! Alles ist schreckliche Wirklichkeit! Horch! Ueberall fremde Stimmen, Gemurmel! Waffen sah ich blitzen im Dunkel — ein Werk der Hölle ist im Beginnen!"

Fremde Stimmen? Liebes Weib, das sind die Treuen von Cadiar, sie plaudern leise, um meinen Schlaf nicht zu stören. Beruhige dich — schlafe wohl!

O, glaube es nicht! Ich traue nicht der Schmeichelei deines Vetters! Falsch ist er gleich der Schlange! Er hat noch nicht vergessen, daß ich ihn einst verschmähte, er haßt dich, weil ich dich liebe!"

Schäme dich ſo böſen Glaubens! Beruhige dich, du wirſt den Alguacil ſchon beſſer kennen lernen.

„Um Gottes willen! Horch! Ja — es iſt ſeine Stimme! Sie kommen näher — hörſt du ihre Eiſentritte?“

Ja! Seltſam, was mögen ſie zu dieſer Stunde wollen? Laß ſie eintreten, vielleicht kommen ſie, vor einer neuen Gefahr mich zu warnen!

Heftig wurde die Thüre aufgeriſſen und Alguacil ſchritt herein mit vielen ſeiner Genoſſen. Ihre Blicke verkündeten nichts Gutes. Wilde Freude blitzte aus dem Auge des Verräthers, die Freude ſeines ſcheußlichen Triumphes. Mit einem Schrei wilder Luſt begrüßten ſie ihr Opfer. Aben Humeya ſtand wie vom Blitz getroffen regungslos. Aldonza fuhr ihnen grimmig entgegen: „Was wollt ihr hier? Hinaus, ihr Alle! oder zittert vor dem Zorn des Königs!“

Schweige, du Unſinnige! ſprach Alguacil ruhig, ſchweige, die Stunde iſt gekommen. Geworfen iſt das Loos des Tyrannen, keine menſchliche Gewalt kann ihn mehr ſeinem Schickſal entziehen.

Alguacil! Vetter! ſprichſt du Wahrheit? Auch du ein Verräther — du, mein Vertrauter, mein Freund — auch du ein Verräther?

Kein Verräther, ſondern ein ſchwer beleidigter, verhöhnter, mißhandelter Maure, der gekommen iſt, um ſich zu rächen! Kein Verräther, ſondern ein edler Maure, der gegen einen Tyrannen, gegen

den verkappten Christen, gegen den Erbfeind aller Moslem sich verschworen hat! Aben Humeya, du mußt jetzt sterben!

Ihn zu beschützen glaubte die verzweifelnde Gattin. Mit einem Schrei des Entsetzens stürzte sie zu ihm hin, umklammerte ihn fest, machte ihn dadurch völlig waffenlos und raubte ihm die letzte Freude, wenigstens um sein Leben zu kämpfen, vielleicht seinen grimmigsten Feind mit sich in's Grab hinabreißen zu können.

Alguacil riß mit höhnendem Uebermuth die verzweifelnde Gattin von dem König, während die brutalen Gesellen diesem die Arme und Hände knebelten. Der Heimtückische weidete sich an den Qualen des liebenden Wesens und seine eifersüchtige Wuth schlürfte in langen Zügen mit scheußlicher Behaglichkeit den Becher der Rache.

Aben Humeya sah die Unmöglichkeit der Rettung, die Verwirklichung aller seiner frühern Ahnungen, die natürliche Folge seiner Nachgiebigkeit, wie er sie oft in seinen trüben Betrachtungen vorhergesehen hatte. Zorn und Schmerz entschwanden seiner Seele, Resignation trat an ihre Stelle und kalte Verachtung gegen diese rohen und niedrigen Werkzeuge des Schicksals.

Die Aufrührer waren ihrer Uebermacht gewiß und hatten von keiner Seite mehr Bedeutendes zu fürchten. Sie beschlossen, ihr Opfer bald zu fällen, den Act der Empörung zu vollenden; sie sperrten ihren König in die enge Gruft eines Thurmes

und überlegten, auf welche Weiſe ſie ihn morden wollten.

Kaum graute der Morgen, ſo entriſſen ſie ihn mit plumpſter Roheit ſeinem Kerker und ſchleppten ihn auf den Bazar, wo er noch einmal die Marter des Anblicks Alguacil's und aller verrätheriſchen Freunde ertragen mußte. Mit allen erſinnlichen Schimpfnamen belegten ſie den Gebundenen, überhäuften ihn mit dem brutalſten Spott, mit Verwünſchungen des wildeſten Fanatismus, und verkündeten ihm endlich unter dem Zujauchzen des Volks, daß er des Thrones unwürdig befunden und entſetzt worden ſei, daß Aben Aboo ſein Nachfolger ſein werde.

„Ich danke dir, mein Gott und Herr," waren ſeine letzten Worte, „daß du der Krone über ſolch ein Volk mich entledigt haſt. Hört es Alle: ich bin Don Fernando de Valor, ſterbe als Spanier und Chriſt!"

Die Wuth ſeiner Henker ließ ihn nicht weiter zu Wort kommen. Sie hatten ihm einen Strick um den Hals gewunden und drängten ſich nun zu Dutzenden hinzu, um der Ehre theilhaftig zu werden, bei ſeiner Erdroſſelung geholfen zu haben.

Ein barbariſches Freudengeſchrei begleitete ſeine letzten Zuckungen. Der König der Berge war verſchieden. Mit Füßen getreten, angeſpuckt, auf die empörendſte Weiſe beſchimpft und beſudelt lag ſeine Leiche im Staub.

Ein kleines Kreuz zwiſchen beiden Händen feſt

an das Herz preſſend fand man Mittags die zerſchmetterte Leiche von Aldonza. Sie hatte einen Augenblick benutzt, wie der Wächter dem Schauſpiel der Hinrichtung des Königs zuſah, war dem luftigen Kerker entronnen und über die niedrige Bruſtwehr von der Spitze des Thurms herabgeſprungen. „Jenſeits, mein Fernando!“ ſonſt hatte der Wächter kein Wort mehr von ihr vernommen.

Aben Aboo wurde der zweite König der Berge. Ein herrlicher, kraftvoller, ſegenbringender Mann auf dem Thron, ein Held in jeder Schlacht. Das neue Reich ſchien unter ihm zu ſchönem Glanz ſich erheben zu wollen, und ordnete ſich bereits zu gediegenem, hoffnungsreichem Walten.

Da ging der Stern des Don Juan d'Auſtria in Spanien auf, vor ſeinem Glanz erbleichte der junge Halbmond der Berge. Geſchlagen wurden die Mauren trotz ihres Feldherrn Talent und Tapferkeit.

Gegen das Unglück ſind Empörer ſtets und überall Buben geweſen. Aben Aboo, der Herrliche, wurde von ſeinen eigenen Leuten ermordet. Mit ſeinem Tod erloſch das Reich der Berge, und begannen auch in dieſen Gegenden wieder die Feſte der Inquiſition.

XIII.

Don Rodrigo Calderon.

Ich bin das Factotum der ſchönen Welt,
Ja, ich hab' mir die ſchönſte Beſtimmung erwählt,
Ich bin der Cicero aller Barbiere
Und gratulire mir ſelbſt zum Glück.
Ha, bravo Figaro, bravo, braviſſimo!
Ich bin der Glücklichſte durch mein Geſchick.
Jedem zu Dienſten zu allen Stunden,
Bald hier, bald dort! u. ſ. w.

Barbier von Sevilla.

Don Rodrigo Calderon Marquis de Siete Igleſias war ein Lakay in dem Haus des Herzogs von Lerma geweſen und hatte durch Fügſamkeit, Unermüdlichkeit, ſeltenes Talent und unbegrenzte Unverſchämtheit zu der hohen Würde eines geheimen Secretairs ſich emporgeſchwungen. Er war ſeinem Herrn faſt unentbehrlich geworden, die Seele vieler ſeiner Unternehmungen, eine wichtige Erſcheinung

in der Geschichte Spaniens, wie man auch seinen Werth anschlagen möge.

Calderon beherrschte den Herzog von Lerma beinahe eben so unumschränkt, wie dieser seinen König. So lagen die Schicksale einer großen Nation gewissermaßen in der Hand eines Lakays. Aber dieser Lakay war nun zum Staatssecretair ernannt, genoß das höchste Vertrauen seines Monarchen, wurde Graf d'Olivera, endlich Marquis von Siete Iglesias und der Besitzer unermeßlicher Reichthümer.

Calderon's Größe bestand vorzüglich darin, daß er den Hof und jedes Individuum desselben genau kannte, die Welt nahm, wie sie war, und kein Mittel, welches ihm selbst förderlich sein konnte, jemals scheute. Er war Staatsmann und Figaro zugleich, geheimer Secretair und Laqueur, und behandelte die politischen Dinge mit den abgefallenen Niederlanden eben so eifrig und wichtig, als die Wahl eines neuen Spitzenschleiers für die schöne Gräfin.

Calderon war der Staatssecretair des Königs, der Geschäftsvertraute des übermächtigen Lerma und der Ausschweifungsgenosse, der Kuppler des Kronprinzen mit gleichem Glück und Geschick. Bald hing der junge Kronprinz mit warmer Liebe an diesem eben so gewandten als freundlichen und gefälligen Mann, und der König sah mit wahrem Vergnügen eine Innigkeit, wobei sein Nachfolger nothwendig an Geist und Kenntnissen nur gewinnen mußte, in politischer Umsicht sich üben konnte. Der in der Folge ein so frommer Kardinal gewor-

dene Herzog von Lerma wußte wohl, welche [illegible] von Dienſten ſein Vertrauter dem Kronprinzen [illegible] ſtete, aber er tröſtete ſich mit dem edeln jeſuitiſchen Lehrſatz: daß man das Böſe dulden müſſe, weil daraus oft ſehr viel Gutes entſpringen könne.

Lerma erleichterte ſogar ſehr gnädig ſeinem Vertrauten die Mittel und eröffnete ihm unmerklich manche Wege, welche zu verzeihlichen Sünden führten. Denn der Kronprinz hatte mächtigen Einfluß auf ſeinen ihn zärtlich liebenden Vater, alſo mußte man ihn ſchonen, ihm ſo viel möglich zu Gefallen leben.

So hatte Calderon in der That die vier wichtigſten Perſonen Spaniens gleichzeitig zu bedienen, nämlich: den König, den Kronprinzen, den Herzog von Lerma und ſich ſelbſt, und bewies ſeinen Eifer und ſeine Geſchicklichkeit ſattſam, indem keiner von allen Vieren dabei zu kurz kam. An demſelben Tag mußte er eine Intrigue für den Herzog leiten, im Staatsrath arbeiten, den König amüſiren und den Prinzen beglücken. Staats- wie Herzensangelegenheiten gingen ihm mit gleicher Leichtigkeit von der Hand und ſtets war er bereit, dem König Morgens bei ſeinen Andachtsübungen beizuſtehen und Nachts dem Prinzen zu allerlei Abenthenern behülflich zu ſein.

In einer finſtern Decembernacht ging Calderon mit dem Kronprinzen aus dem Palaſt. Beide waren ſorgfältig verkleidet und in große Mäntel gehüllt. Es galt einem wichtigen, ſeit einiger Zeit

sie beschäftigenden Unternehmen. Es handelte sich um nichts Geringeres als — eine Nonne ihrem Kloster zu entführen.

Zum Erstaunen der ganzen Welt hatte die Tochter eines großen Hauses den Schleier gewählt. Man wußte auch, daß sie den vornehmen und liebenswürdigen, aber sehr armen Martin Fonseca über Alles liebte; daß die Eltern der Beatriz einer solchen Verbindung sich widersetzt, und bei ihrer Weigerung, einen andern Gemahl zu wählen, zum Klosterstand sie gezwungen hatten.

Martin Fonseca hatte bei Hof alle möglichen Wege eingeschlagen, um einen königlichen Befehl gegen die klösterliche Einkleidung seiner Beatriz zu erwirken. Bei dieser Gelegenheit hatte Calderon seine Bekanntschaft gemacht und unter der Hand die Wirksamkeit seiner Gesuche hintertrieben. Er rieth nun dem Liebenden, sein Mädchen aus dem Kloster zu entführen, und dieser versprach voll heißer Sehnsucht dem gefahrvollen Rath zu folgen. Es gelang ihm auch, eine Bekanntschaft im Kloster anzuknüpfen, seine Geliebte mit dem Plan vertraut zu machen und ihre Einwilligung, mit ihm nach Frankreich zu fliehen, zu erhalten.

Der gute Fonseca hatte von Calderon's freundlichen Aeußerungen und von der Hoffnung auf den Schutz des Mächtigen verführt, diesen zu seinem Vertrauten gemacht, that keinen Schritt, ohne ihn vorher darum befragt zu haben, und unterwarf sich gänzlich seinem Rath in dieser schwierigen Angele-

genheit. In einer Stunde beſonderer Liebestrunkenheit hatte er dem Staatsſecretair das Bild ſeiner Geliebten gezeigt. Beatriz mußte ein Mädchen von höchſter Schönheit ſein, ein Mädchen ſogar eines Kronprinzen würdig. Calderon ließ von ſeinem Plan nichts merken, und verabredete mit dem Liebhaber die ganze Entführungsgeſchichte. Nacht und Stunde wurden beſtimmt, Beatriz willigte ein, alles Nöthige wurde in der Stille vorbereitet.

Don Martin Fonſeca ſollte nur von Calderon begleitet in den Garten des Kloſters ſich ſchleichen, von dort in die Kapelle dringen, wo Beatriz in einem Beichtſtuhl ſeit der hora verſteckt ſeiner harren würde. Der Thürſteher war gewonnen, ein Hauptſchlüſſel ſollte die hintere Kapellenthüre öffnen, während der Bruder des Fonſeca mit einem Freund gegen Fuencarral mit Pferden der Fliehenden harrten, um ſchnell nach Frankreich zu entkommen.

So war es beſchloſſen und Alle harrten der bezeichneten Nacht mit gleicher Sehnſucht. Niemand war dringender als Calderon. Der ſchlauſte Plan war ſeinem Gehirn entſprungen, um ſeinen jungen Gebieter mit dieſer ſeltenen Schönheit angenehm und würdig zu überraſchen, die keuſche Blüte in den Garten prinzlicher Wolluſt zu verpflanzen.

Mit glühenden Farben hatte er dem Prinzen die Reize der Nonne geſchildert und ſeine Phantaſie ſo lebhaft erhitzt, daß er vor Sehnſucht, ſie

zu ſehen, brannte. Was galten Kloſterheiligkeit, Staatsgeſetze, Gefahren dem jungen Philipp, wo es ſich um ein delikates und wahrlich nicht alltägliches Vergnügen handelte?

„Was meinſt du dazu, Rodrigo," begann der Prinz, „iſt die Nacht nicht ſcharmant für ein ſolches Abentheuerchen?"

Ich glaube wahrhaftig, daß Mond und Sterne auch anfangen galant zu werden und als fürſtliche Diener ſich zu betrachten. Sie verſchleiern ſich heute ſo dicht, damit wir ungeſehen unſer Unternehmen beſtehen können.

„Schon oft, Rodrigo, gabſt du mir glänzende Beweiſe deines Verſtandes und deiner Schelmerei, ſchon oft bewunderte ich dein unverſchämtes Glück in ſolchen Dingen — aber, es will mir nicht aus dem Kopf, heute wagen wir doch wohl ein bischen zu viel; die Sache könnte ſehr unangenehme Folgen haben."

Gefahren? Ueble Folgen? Für ſie, mein Prinz? Pah! Für mich? Je nun, man muß zu rechter Zeit auszuweichen wiſſen. Muth, Sennor, Alles iſt berechnet, wohl überlegt, der Spaß muß gelingen und ſeine Folgen? Ha, ha, ha! ohne Zweifel ein ſcharmantes Ebenbildchen meines edlen Prinzen!

„Allerliebſte Ausſicht! Indeſſen haſt du wohl dabei vergeſſen, daß man von Tag zu Tag mehr hinter unſre Streiche kömmt und daß mein Vater —"

Gott ſtehe uns bei! Ha, ha, ha! Vor dem Papa haben ſie wohl nichts zu fürchten, ſo lange Calderon mit dem Herzog von Lerma gut Freund iſt und einiges Anſehen im Königreich und Staatsrath genießt. Getroſt, mein Prinz, friſch immer weiter, wir ſind ſchon nahe am Ziel!

„Eine Nonne entführen! Wahrlich, ein toller Gedanke!“

Nicht zu toll, daß nicht Lope de Vega darin einen vortrefflichen Luſtſpielſtoff finden ſollte, obgleich dieſer Phönix aller Genies jetzt ſehr auf der Neige zu ſein ſcheint. Seitdem der Mann ſeiner Muſe ein heiliges Gewand umgehängt hat, verlor ſie alle frohe Laune und liefert uns nur noch die Autos, die abgeſchmackteſten, ſchlaftreibendſten Komödien der Welt. Zum Glück liebt ſie der König und billig iſt es immer, eine ganze Welt zu langweilen, um einem König Spaß zu machen!

Wahr iſt es, ſelbſt unſer Phönix ſchläft ein: Dagegen erhebt ſich dein Namensvetter, der wundervolle Calderon, um ſo glänzender und befrachtet ſeine Barke*) mit den Zaubern des Himmels und der Erde. Neben ihm erluſtigt der tolle, neckiſche, burleske Moreto und erweckt täglich ſchönere Hoffnungen. Vega mag immerhin altern — wir haben dennoch der Poeten und der Poeſie genug!“

*) Barke erſcheint hier als Wortſpiel auf den Namen Calderon de la Barca.

Und Eure Hoheit vergißt ſich ſelbſt dabei ganz? Nicht doch! Wer weiß, ob ſie nicht das heutige Abentheuer als poetiſchen Stoff benutzen werden*). Indeſſen verplaudern wir am Ende die Zeit. Ich verſprach, den Fonſeca um eilf Uhr abzuholen! Wie wird Er ſtaunen, wenn —

„Wenn nun aber der Menſch, ſtatt auf dich zu warten, von ſeiner Liebesungeduld getrieben allein ins Kloſter geht?“

Unbeſorgt, Hoheit, das iſt unmöglich. Er weiß, daß der Erfolg des ganzen Unternehmens lediglich in meiner Hand beruht und er weicht gewiß keinen Schritt von dem Pfad, welchen ich ihm vorgezeichnet habe. Doch, dort ſteht das Kloſter, und jetzt beginnt der ſchwierigſte Theil unſers Unternehmens.

Es ſchlug Mitternacht, als ſie die Kloſtermauer erreichten. Dichte Finſterniß umzog die ganze Gegend, kein Lüftchen wehte, kein Athemzug ſtörte die tiefe Stille. Der eintönig traurige Ton der Glocke hätte in jedem andern Herzen als in dem des Prinzen andere Gedanken geweckt. Langſam rückte er mit ſeinem Begleiter näher. An der Mauer, welche hinter dem Kloſter ſich hinzog, bemerkten ſie den zweifelhaften Schatten eines hin- und herwandelnden Menſchen.

---

*) König Philipp IV. war ein Freund der Poeſie und dichtete ſelbſt nicht wenig.

Anm. d. Ueb.

„Rodrigo! siehst du nichts? An der Mauer steht Jemand, wenn es Fonseca wäre!“

Schweigen sie, Sennor, und folgen sie mir! Es ist keine Gefahr, denn unser Liebhaber ist es nicht.

„Wer ist es denn?“

Wer? Ei, der Pförtner, der unser harrt. Schweigen sie jetzt und lassen sie mich allein handeln.

Nun hustete er zweimal.

Dem Himmel sei Dank! murmelte der Mann, der auf und ab ging und jetzt plötzlich stehen blieb.

Und allen Heiligen! antwortete Galderon.

Von Rodrigo! seid ihr es?

Ja, Benito, und mich freut deine Pünktlichkeit. Du siehst, auch wir sind Leute der Minute, denn der letzte Glockenschlag von Mitternacht klingt mir noch in die Ohren. Aber jetzt frisch ans Werk, wir dürfen die schöne Nacht nicht mit leeren Worten verlieren, die Luft von Madrid ist zu scharf für die Lunge eines honnetten Mannes.

So kommt, mein edler Herr!

Galderon und sein Gefährte kamen an ein Pförtchen, welches ihr Führer hastig öffnete.

Jetzt, Sennor, sprach leise Galderon, ziehen sie den Mantel fest zusammen, daß dieser Schurke unsre List nicht merke, er hält für den Martin Fonceſa.

Nun zog Galderon eine kleine Blendlaterne hervor und schritt der kleinen Kapelle zu. Der Prinz

folgte dicht hinter ihm. Jener nahm den Hauptschlüssel, steckte ihn in das Schloß, öffnete sachte — und die beiden Abentheurer standen vor dem Altar. Mitten in der Kapelle brannte ein einsames Lämpchen, welches alle Gegenstände ringsumher nur matt und zitternd beleuchtete. Die Heiligenbilder schienen aus ihren Nischen herab drohende Blicke auf die Frevler zu werfen, welche in dies Heiligthum sich wagten. Alles flößte hier Gefühle der Furcht und mystischer Verehrung ein. Aber Calderon war solchen Empfindungen nicht zugänglich und nie kälter, als wenn irgend ein Abentheuer seine ganze Kühnheit in Anspruch nahm. Ohne sich stören zu lassen, ging er auf einen Beichtstuhl zu, aus welchem ein weibliches Wesen langsam und vorsichtig hervortrat.

Gutes Muths, Beatriz, sprach Calderon leise, hier ist Don Martin; kommen sie, zittern sie nicht, bald sind wir außer aller Gefahr!

Don Rodrigo, antwortete die junge Nonne mit vor Angst bebender Stimme, sie geben hier einen großen Beweis ihrer Freundschaft und Großmuth! Womit danken wir einem Mann ihres Gleichen für so warme Theilnahme?

Schweigen sie, Sennora, sprechen sie nicht von Dank, sondern reichen sie mir ihre Hand, daß ich sie fortbringe.

Zitternd reichte ihm die Nonne ihre Hand und ließ mit hochschlagendem Herzen zu dem angeblichen Don Martin sich führen.

Ich übergebe sie ihnen, Don Martin, aber ich beschwöre sie beim Himmel, versparen sie jedes Wort von Liebe bis zu dem Augenblick, wo wir weit von diesem traurigen Ort entfernt sein werden!

Buchstäblich wurde diese Ermahnung befolgt. Der Prinz drückte der Nonne zärtlich die Hand und sie erwiederte diesen Ausdruck zärtlicher Sehnsucht mit einem tiefen Seufzer. Es drängte sie zu sehr fort von diesem Ort der Trauer, als daß sie zu Worten Zeit gefunden hätten. Bald erreichten sie die äußere Thüre, wo der Pförtner sie erwartete.

Der Mann frug sehr besorgt: geht Alles gut?

Ja, Benito, antwortete Calderon ruhig, du hast nichts zu besorgen. Du wirst wohl für gut finden, eine kleine Reise zu machen, hier ist das Geld dazu, der Himmel sei mit dir.

Schönen Dank, Don Rodrigo, antwortete der treulose Pförtner, die Luft in diesem Kloster wird wohl für meine Constitution etwas zu heiß werden. Ich habe daher zu schnellster Flucht Alles gerüstet.

Sehr klug von dir. So nimm auch diese Börse, sie enthält den bestimmten Lohn und noch eine Kleinigkeit als besondern Beweis meines Dankes.

Der Himmel segne euch Beide. So lebt denn wohl, liebe Schwester Beatriz, und genießt das süßeste Glück. Alle Heiligen seien mit euch.

Beide Ritter eilten nun mit ihrem Opfer das Kloster zu verlassen. Während dieser Zeit wartete Martin Fonseca in wahrer Todesangst auf die An-

kunft des erſehnten Calderon. Sehnſucht, Hoffnung, Zweifel, Ungewißheit, der Schmerz, ſein Vaterland und alle die Seinigen verlaſſen zu müſſen, zermarterten ſein Herz und ſtachelten ihn mit peinlicher Ungeduld. Sein Bruder kam mit der Nachricht, daß die Pferde bereit ſtünden: Alles iſt bereit, Bruder Martin, ermanne, tröſte dich, wozu nützt ſo viele Angſt? Man ſollte glauben, Alles wäre verloren!

„Aber, Diego, erinnerſt du dich nicht, daß Don Rodrigo mir verſprochen hatte, Punkt eilf Uhr bei mir zu ſein?“

Wahr iſt's, indeſſen machen fünf Minuten früher oder ſpäter wohl keinen Unterſchied.

„Fünf Minuten? In zehn Minuten iſt es ſchon Mitternacht. Um dieſe Zeit ſollten wir am Kloſter ſein. Was mag nur dem Don Rodrigo dazwiſchen gekommen ſein?“

Das weiß der Himmel, der Mann hat ja immer tauſend Geſchäfte im Kopf und in allen Taſchen, denn die ganze Welt weiß, daß der Herzog von Lerma trotz aller Prahlhanſerei nichts ohne ſeinen Secretair thut.

„Du magſt recht haben, aber wenn ihn etwas zu Haus zurückhielt, ſo hätte er es mich ſollen wiſſen laſſen. Ich kann nicht länger warten, die Unruhe bringt mich um, es brennt mir in allen Gliedern. Ich gehe ohne Calderon in das Kloſter.“

Wie! allein?

„Du gehſt mit mir; Don Fadrique Lopez geht

nach Fuencarral. Dort kann er ſchon allein auskommen, und du kannſt mir ſehr nöthig werden. Hörſt du? eben ſchlägt's zwölf Uhr und wir haben eine gute Viertelſtunde bis zum Kloſter."

Wohlan, ſo eilen wir, im Namen Gottes und aller Heiligen!

Sie zögerten keine Minute mehr und eilten geraden Wegs nach dem Kloſter. Trotz der Dunkelheit rannten ſie wie beſeſſen durch die öden und ſchweigſamen Straßen fort. Im Augenblick, als ſie in die Gaſſe einbogen, welche gerade zum Kloſter hinführte, ſahen ſie drei menſchliche Geſtalten mit ziemlicher Eile ihnen entgegenkommen.

„Wer mögen wohl die Leute ſein?" ſagte Diego leiſe, „ohne Zweifel ein Paar Diebe, einer guten That wegen ſind ſie um dieſe Zeit gewiß nicht hier. Wir müſſen ſie anhalten."

Warum nicht gar? Können nicht dieſe Leute mit demſelben Recht uns für zwei Spitzbuben anſehen? Und — ich glaube faſt, ſie thun es ſchon!

„Ich will ihnen wenigſtens in den Weg treten, denn ſei es, wie es ſei, ehrlich geht es hier nicht zu!"

Feſten Schrittes traten die drei Geſtalten ihnen entgegen. Die vorangehende zog den Degen, um ſich freie Bahn durch die zwei Männer zu machen. Sie rief trotzig: „Auf der Stelle mir aus dem Weg, oder fürchtet meinen Zorn!"

Barmherziger Himmel! ſchrie Fonceſa — ſeid ihr es, Don Rodrigo? Iſt's die Möglichkeit?

Calderon konnte vor Bestürzung kein Wort hervorbringen und blieb wie vom Blitz getroffen stehen. Auch Don Martin schwieg von seinem Schweigen betroffen. Endlich frug er ernsten Tones: „Sennor, was soll das bedeuten? Sie sind ja so verwirrt, betroffen! Warum ließen sie mich so lang warten?“

So eben wollte ich zu ihnen eilen!

„Wirklich? Und wer sind die beiden Andern? Aber — beim heiligen Jacob — ein Frauenzimmer ist dabei, in solchem Aufzug? Wer sind sie, Sennora?“

Großer Gott! Fonseca! mein Freund! Bist du hier? schrie Beatriz von seinen letzten lauten Worten betroffen — bin ich verrathen?

„Verrätherei! Niederträchtigkeit!“ schrie Fonseca wüthend. „Wie, Don Calderon, ist dies das Betragen eines honnetten Mannes? Elender! Von nun an dein Feind auf Leben und Tod! Nichts soll dich meiner Rache entziehen!“

Nichts als mein treuer Degen! antwortete Calderon kalt.

Ach! schonet ihn! tödtet meinen Gemahl nicht! jammerte Beatriz außer sich und bemühte sich von dem Arm des Prinzen loszukommen.

Im ersten Augenblick wußte Diego nicht, was er thun oder lassen sollte. Gern wäre er Beatriz zu Hülfe geeilt, aber er wollte auch den Bruder nicht verlassen. Ein Kampf der Verzweiflung hatte sich zwischen dem wüthenden Martin und dem kalt-

blütigen, gewandten Calderon entſponnen. Diego ſah den Bruder in dringender Gefahr, zog den Degen und flog ihm zu Hülfe. Allein er kam zu ſpät — tödtlich getroffen fiel Fonſeca ſtöhnend zu ſeinen Füßen.

Das Jammergeſchrei von Beatriz vermehrte noch die Schreckniſſe dieſer nächtlichen Scene und die allgemeine Verwirrung. Schon hörte man die Tritte mehrerer Perſonen durch die Straße ſchallen, und Rodrigo ſah die einzig mögliche Rettung in ſchneller Flucht; um ſo mehr, als Alles vermieden werden mußte, was den Prinzen hier compromittiren konnte.

Prinz Philipp ließ plötzlich ſeine Gefangene los und entfloh eiligſt. Calderon folgte dem Beiſpiel ſeines Herrn und glücklich entrannen ſie, denn der Bruder und die wenigen hinzugekommenen Leute waren zu ſehr mit dem Verwundeten und dem verzweifelnden Mädchen beſchäftigt, um mit ungewiſſer Verfolgung ihre Zeit zu verlieren.

Bald wurde Licht herbeigeſchafft, um die Wunden zu beſichtigen. Beatriz hielt ihn eng umſchloſſen in ihren Armen, erfüllte die Luft mit ihrem Jammergeſchrei und heftete ihre ſtarren Blicke voll Thränen auf die entfärbten Züge ihres Geliebten. Nichts mehr konnte ſie von ihm erringen, als ein trübes Lächeln der Trauer. Der Tod bemächtigte ſich ſchon ſeiner Beute, und einige Minuten ſpäter hauchte der unglückliche Don Martin ſeinen letzten Seufzer am Buſen der Geliebten aus.

Ein neues Gefühl bemächtigte ſich aller Zuſchauer. Sie erblickten in dem Mädchen voll Liebe und Todesangſt, mit dem Leichnam in dem Arm, in dem Mädchen, welches Seufzer und Jammertöne voll Leidenſchaft unaufhörlich ausſprudelte und Worte ſprach, welche ihrem Beruf ganz fremd waren — eine Nonne! Sie ſtaunten — ſie ſchauderten zurück. Einige betrachteten ſie als eine Wahnſinnige, Andere verurtheilten ſie weniger barmherzig, als eine arge Sünderin und Verworfene. Unter den immer neu hinzuſtrömenden Leuten erſchien auch ein junger Ritter und erkannte in der Nonne ſeine Baſe. Zitternd vor Scham und Abſcheu entſchloß er ſich, die unglückliche Beatriz von dieſem Platz zu entfernen.

Auch ſie erbebte bei ſeinem Anblick, Scham geſellte ſich zu ihrer Verzweiflung, ſie rang mit dem Vetter, der ſie fortziehen wollte, aber trotz alles Windens und Schreiens riß er ſie von der Leiche hinweg und ſchleppte ſie in das Haus ihres Vaters. Der blutende Leichnam des armen Don Martin wurde heimgetragen, außer ſich vor Schmerz ſchleppte ſein junger Bruder ſich mühſam nebenher.

Während deſſen waren der Prinz und Calderon glücklich in den Palaſt zurückgekommen und Sennor Philipp wünſchte ſich ernſtlich Glück, einer ſo arg beſchämenden Gefahr entronnen zu ſein.

Er gebot ſeinem Begleiter das tiefſte Schweigen. Dieſer ſann und ſann in peinlichſter Verlegenheit, wie er dem Gewitter, welches hier ihn

ernſt bedrohte, entgehen könne. Zu vermuthen war, daß Diego Fonſeca Alles anwenden würde, um ſeines Bruders Tod zu rächen; zu hoffen, daß es mit irgend einer ſchlauen Ausrede gelingen würde, mit blauem Auge davon zu kommen. Was ſollte der arme, junge Privatmann gegen den allmächtigen Staatsſecretair ausrichten?

Allein Don Rodrigo Calderon hatte der Beſtändigkeit des Glücks zu viel getraut! Der Erfolg hatte bisher alle ſeine Unternehmungen gekrönt und ihn gewöhnt, jeder Gefahr zu trotzen, das Schickſal ſelbſt gleichſam in die Schranken zu fordern. Er war eben ſo anmaßend wie ehrgeizig geworden, und ſein Selbſtvertrauen wuchs täglich, obſchon er wußte, daß eine mächtige Kabale raſtlos gegen den Herzog von Lerma im Gang ſei, daß der Sturz deſſelben auch ſeinen eigenen Fall nach ſich ziehen müſſe. Das Haupt dieſer Verſchwörung war der Beichtvater des Königs, und allgemein herrſchte der Verdacht, daß ſelbſt der Herzog von Uceda, der Sohn des Herzogs von Lerma, lebhaften Antheil daran nehme. Aber Calderon ſchien alle dieſe Manövers zu verlachen und pochte auf ſeinen zwiefachen Einfluß auf den König und auf den Kronprinzen.

Am Tag nach dem Tod des Don Martin Fonſeca fand Calderon ſeinen Gönner, den Herzog von Lerma, in lebhafteſter Aufregung und Bekümmerniß. Auf die Frage, was ihm fehlte, antwortete er ſeufzend: „Freund Calderon! wir ſind verloren.

Ich komme ſo eben aus dem Palaſt, der König war ſo kalt und zurückhaltend, der intrigante Jeſuit ſchnitt ſo hämiſch triumphirende Geſichter, daß ich leicht erkennen konnte, wie glücklich meine Feinde gearbeitet haben."

Edler Herzog, ſie übertreiben die Gefahr. Gewalt dieſes verfluchten Jeſuiten und ihres unnatürlichen Sohnes ſind der unſrigen noch lange nicht gewachſen.

„Höre, Calderon, wie iſt es denn mit dem Mord, von welchem man ſo ernſt und geheimnißvoll ſpricht?"

Sind ſie deßhalb nur ſo bekümmert, mein gnädigſter Herzog, ſo erholen ſie ſich; von dieſer Seite iſt nichts zu befürchten. Ich bin es, der den Fonſeca getödtet hat. Er wollte unter meinem Schutz eine Nonne ihrem Kloſter entführen, ich ging ſcheinbar auf das Unternehmen ein und brachte glücklich die Nonne aus ihrem Kloſter, aber nur, um ſie ihren Eltern zurückzubringen. Auf dieſem Weg überfiel mich Fonſeca, Nothwehr zwang mir den Degen in die Fauſt, und ſeine blinde Wuth verurſachte ſeinen Tod.

„Die Geſchichte iſt recht hübſch, aber kein Menſch wird daran glauben. Damit, lieber Calderon, ziehſt du dich diesmal ſchwerlich aus der Schlinge. Höre, mein Freund, das Volk und der Hof haſſen dich noch weit mehr als mich ſelbſt, dein ungewöhnliches Emporkommen iſt den Leuten unerträglich, und, merke wohl auf, mein lieber

Rodrigo, ein Sturz aus ſolcher Höhe wird in der Regel tödtlich. Folge meinem Rath, ſo lang es noch Zeit iſt, fliehe, heute noch, weit von deinen Feinden.“

Ich kann mir die Gefahr unmöglich als ſo dringend denken. Der Kronprinz ſelbſt —

„Auf ihn zählſt du? Hm! Ich hätte dich wirklich für klüger gehalten. Sobald du in Ungnade gefallen biſt, wird der Kronprinz dich aufgeben, gegen dich auftreten, dein Betragen ſo ſchwarz als möglich darſtellen, um ſein eigenes zu rechtfertigen.“

Der Erfolg lehrte, daß der Herzog von Lerma den Gang der Dinge ganz richtig durchſchaut hatte. Merklich verminderte ſich ſein Anſehen und ſeine Macht mit jedem Tag, ohne daß ſein verrätheriſcher Sohn die Früchte davon geerntet hätte.

Der junge Fonſeca hatte den Tod ſeines Bruders mit allen Nebenumſtänden erzählt. Ganz Madrid ſprach nur von dieſer ſchauerlichen Geſchichte und fand darin einen neuen Grund zum Haß gegen den Miniſter und ſeinen Günſtling. Die Verwandten und Freunde von Fonſeca und die zahlreiche Verwandtſchaft der Beatriz ſtrebten mit Energie nach demſelben Ziel der Rache. Die arme Beatriz war halb geiſteskrank wieder in ihr Kloſter zurückgebracht worden und ſiechte an Seelenleiden, welche niemand heilen und nichts lindern konnte. Die Rache hinkte langſam aber ſicher und ſchrecklich nach.

Bald nachdem der Herzog von Lerma ſchlau

genug gewesen war, sich einen Kardinalshut zu erbitten, in dessen Schatten er jedenfalls sicher und behaglich einst würde ausruhen können, wurde er verabschiedet und vom Hof verbannt.

Armer Calderon!

Haß und Wuth, welche den Mann unter dem Kardinalshut nicht treffen konnten, fielen nun auf seinen schutzlosen Vertrauten um so härter, weil ganz Madrid seines Falls sich freute, seiner Bestrafung voll Sehnsucht entgegensah.

Kaum war die Ungnade über den Herzog von Lerma ausgesprochen, als die Diener des peinlichen Gerichts bei Calderon erschienen und ihn mit schweren Ketten belastet ins Gefängniß abführten. Seine Titel und alle seine Reichthümer gewährten ihm keinen Schutz mehr, und vergrößerten den Haß.

Man machte seinen Proceß sehr ernst und dringend. Von allen Seiten erhoben sich gegen ihn täglich neue Anklagen und Beschwerden, so daß er wohl unter der Last der gegen ihn aufgestellten 244 Klagepunkte erliegen mußte. Noch rettete ihn die Liebe des Kronprinzen von der Todesstrafe; das Tribunal hatte ihn für unschuldig an der Mehrzahl jener Anklagen erklären müssen.

Madrid tobte gegen die Bestechlichkeit und Parteilichkeit des Tribunals, Calderon's Feinde setzten Himmel und Hölle gegen solchen Richterspruch in Bewegung, und das arme Tribunal mußte nothgedrungen eine Revision des ganzen Processes allerschleunigst vornehmen.

Neue Anklagen wurden gegen ihn gesammelt, eine Menge von Erpressungen und Veruntreuungen während seines Staatssecretariats wurden ihm Schuld gegeben; er sollte Staatsämter förmlich verkauft und die Absicht beurkundet haben, den Thronerben zu verderben; er sollte eine Menge gemeiner Verbrechen und Morde auf der Seele haben.

Die Untersuchung ging langsam und hartnäckig vorwärts. Bekennen wollte Calderon nichts — die Folter sollte ihn dazu bringen. Der erste Gedanke an so grausame Martern erfüllte seine Seele mit Schauder. Aber bald gewann er wieder den alten Muth, seine frühere Festigkeit und war entschlossen, selbst den Qualen der Hölle zu trotzen.

Die Henker hatten den Auftrag, ihre Kunst an ihm zu erproben, und sie zeigten sich als Meister. Er duldete die furchtbarsten Verrenkungen und Convulsionen, eine gänzliche Zermalmung und Zerreißung seiner Hülle, aber außer den unvermeidlichen Ausbrüchen des Schmerzes kam kein Laut über seinen Mund. Er gestand nichts und blieb gleichsam Sieger in diesem Kampf.

Des Königs plötzlicher Tod flößte dem Unglücklichen die Hoffnung ein, daß sein nun auf den Thron gelangter ehemaliger Freund seine Befreiung bald aussprechen würde. Ach! er hatte die Lehre seines alten Lerma vergessen! Philipp IV. dachte nicht mehr an den Genossen und Freund seiner Jugend, der König entsann sich nicht mehr, was dem Kronprinzen geschehen war.

Zum Unglück für Calderon erhielt ſein grimmigſter Feind die Stelle des erſten Miniſters. Der Graf von Olivares unterdrückte jede Stimme, welche ſich zu ſeinen Gunſten hätte erheben können; entfernte Alles von dem König, was an den ehemaligen Liebling im Geringſten verſöhnend erinnern konnte und drängte das Tribunal zu Endigung dieſer Sache. Man ließ den ganzen übrigen Proceß fallen, hielt ſich an die erwieſene Ermordung des Fonſeca und verurtheilte ihn zum Tode.

Ganz Madrid ſtrömte zu ſeiner Hinrichtung. Der Pöbel freute ſich, den Sterbenden auf dem Schaffot zu verhöhnen, die letzten Augenblicke ihm zu verbittern. Aber Calderon entwaffnete durch ſeine Reſignation und edle Ruhe im letzten Augenblick alle gehäſſigen Leidenſchaften und gewann ſich viele Herzen, die ſein Leben ihm entfremdet hatte.

Man bedauerte in ihm einen der merkwürdigſten Emporkömmlinge, eine der intereſſanteſten Epiſoden der Geſchichte des ſpaniſchen Hofes, welchen die Natur unſtreitig zu Beſſerem berufen hatte, als durch Kabalen und Libertinage ein ſehr zweideutiges Glück zu erringen.

XIV.

Das Kardinals-Complott.

Zwiefach nur erſcheint der Teufel
Hier zu ſeinem Zeitvertreib.
Ganze Reiche zu zerſtören
Kriecht er in des Pfaffen Leib;
Will er Einen nur bethören,
Kommt er reizend als ein Weib.
Nunnez.

„Schweige davon, Perico, ich glaube weder an Hexerei, noch an Zauberei, noch an irgend etwas dergleichen; Alles iſt nur eine unwürdige, niederträchtige Liſt, haſt du es gehört?“

Ob ich dich höre! großer Gott! die Todten werden dich noch hören, wenn du ſo fort ſchreiſt. Aber, mein Bruder, brechen wir davon ab, denn durch alles Reden und Streiten kommen wir doch um keinen Schritt weiter und am Ende vom Lied behält darüber Jeder von uns ſeine eigne Anſicht.

„Ja, ja! ich weiß es, du biſt ſo eigenſinnig wie ein Biscayer, ſo hartköpfig wie ein freier Aragonier. Ja, mein lieber Perico, es iſt ein wahres Unglück für dich, daß du bei deiner großer Unwiſſenheit dennoch unabwendbar bei jeder deiner Meinungen beharrſt. Du biſt ſo lächerlich abergläubiſch, daß man ſich deiner ſchämen muß.“

Deiner ſollte man ſich ſchämen, mein lieber Bruder, denn du haſt eigentlich gar keine Religion. Ich wundere mich auch nicht im Geringſten, daß du nicht an den Teufel und an keine böſen Geiſter glaubſt, denn du glaubſt an gar nichts.

„Richtig, ich bin ein Ungläubiger, ein eingefleiſchter, verhärteter Sünder, weil ich kein Wort von all den verrückten Dingen glaube, welche man täglich über unſern König ausſprengt. Gott ſegne den guten Herrn!“

Ja, Gott der Allgnädige verleihe ihm ſeinen Segen, damit er aus ſeiner unglücklichen Lage befreit werde. Der Gaſt, den er in ſeinem Leibe trägt, iſt wahrlich kein angenehmer.

„Pfui, Perico! wie kann man nur ſolche Albernheiten glauben?“

'Heilige Jungfrau! Wie kann man nur an dergleichen zweifeln! Gabriel, Gabriel! du glaubſt alſo nicht, daß unſer guter König behext iſt?

„Ha, ha, ha! behext? welche Dummheit! nicht mehr und nicht weniger, als wir Beide es ſind.“

Bruder, liebſter, gottloſer Bruder, du glaubſt wirklich nicht, daß er von einem böſen Geiſt beſeſſen iſt?

„Nein, ich glaube es nicht. Das ſind nichts als Ränke und Schwänke! eine Spitzbüberei iſt's.“

Ei, ei! immer daſſelbe Lied und der gottloſe Ausdruck: eine Spitzbüberei! Warum ſoll's denn eine Spitzbüberei ſein? Glaubſt du denn, lieber Bruder, daß man ſo viele hochwürdige, hochweiſe und gottſelige Männer betrügen könne? Beweiſt nicht überdies das ganze Betragen des Königs, daß er behext und beſeſſen iſt?

„Das Betragen Karl's II. beweiſt gar nichts, als daß er ſehr unglücklich iſt.“

Aber, wer macht ihn denn unglücklich? Antworte mir darauf, wenn du kannſt! Niemand iſt's, als der Teufel, der in ihn gefahren iſt.

„Ein Teufel? Du biſt irre, mein Bruder, er iſt in der Gewalt von wenigſtens einem halben Dutzend tüchtiger Teufel!“

Gott ſei mir gnädig! ein halbes Dutzend Teufel, ſagſt du? Wie ſoll man denn eine ſolche Legion austreiben können? Welcher Exorcismus wäre ſtark genug gegen ſo viele?

„Freilich, ha, ha, ha, alle dergleichen Ceremonien würden gegen dieſe Geiſter ſehr wenig fruchten, und mit allem Weihwaſſer von ganz Spanien wird man ſie nicht von dem König austreiben können.“

Armer König! ein halbes Dutzend böſer Geiſter! da iſt freilich keine Hoffnung mehr!

„Sehr wenig, denn, ſtelle dir nur vor, einer dieſer Teufel hat das Geſicht und den Namen des Kardinals Porto Carrero angenommen, der andere hat ſich in eine große, hagere, gelbe Figur, mit ernſtem, ſtierem Blick verſteckt, nennt ſich Großinquiſitor und heißt Rocaberti.“

Bſt, bſt, um aller Heiligen willen, liebſter Bruder, ſolche Reden riechen nach Rebellion und wenn Jemand ſie hörte —

„Ein dritter hat die Geſtalt eines ehrwürdigen Mönchs angenommen, iſt bekannt unter dem Namen des Paters Froylan Diaz und zeigt ſich als Beichtvater des Königs, als der gefährlichſte aller ſeiner Plagegeiſter.“

Genug, mein Bruder, ich will nichts weiter hören, deine Worte ſind irreligiös und ſtinken nach Gotteslästerung auf eine Meile Wegs. Wie kannſt du es nur wagen, über die erlauchteſten Perſonen und beſten Freunde des Königs dich luſtig zu machen?

„Die Freunde des Königs, ha, ha, ha, ſie haben eine ſeltſame Weiſe, ihre Anhänglichkeit und Verehrung auszudrücken! Was ſoll der ganze Mummenſchanz von Beſchwörungen und Exorcismen? Was wollen ſie mit dieſem deutſchen Mönch, der mit ſeiner Stentorſtimme auch den Vernünftigſten wahnſinnig machen könnte. Man möchte ſchon verrückt werden, wenn man an dergleichen Dinge nur

denkt. Glaube mir, Bruder, aus ſolchen Narrheiten wird noch viel Unheil erwachſen.“

Narrheiten! der Himmel erbarme ſich unſer! Bruder, liebſter Bruder, was nennſt du Narrheiten? Weltbekannt iſt es, daß der König behext iſt und daß die hochwürdigen Perſonen, welche du ſo gottlos verleumdeſt, ſich alle erdenkliche Mühe geben, die böſen Geiſter auszutreiben.

„Bei allen Heiligen, Perico, du biſt rein verrückt! Behext ſein! wie ſoll man das denn anfangen? ſprich!“

Das weißt du eben ſo gut wie ich. Behext haben ihn der Marquis von Melgar, der Graf Oropeſa und einige andere grundſchlechte Patrone, die den König unter ihrem tyranniſchen Joch halten.

„Ha, ha, ha! darum alſo haben deine ſogenannten Freunde des Königs dieſen breitmäuligen Deutſchen angeſtiftet, den armen, unglücklichen König mit den ausgeſuchteſten Qualen vollends todt zu peinigen? Darum alſo ließen ſie dieſen Gangas von Tilneo kommen? Noch niemals iſt ein ganzes Volk ſo unverſchämt betrogen worden! Aber dich überzeugen zu wollen, heißt Waſſer in's Meer gießen, weil dein Schädel alles Unwahrſcheinliche und Seltſame für ein glaubwürdiges Wunder hält, und überdies, weil du als ein ehemaliger Diener des Rocaberti natürlicherweiſe ſeine und ſeiner Schandgenoſſen Partei nehmen mußt!“

Alſo unterredeten ſich zwei junge Diener im Palaſt des Königs. Der Gegenſtand ihrer Unter-

haltung beſchäftigte damals ganz Europa und intereſſirte auch die Gleichgültigſten. Spanien war der Schauplatz einer Menge in der ganzen Geſchichte beiſpielloſen Intriguen. Der König war ohne Erben, ſeine ſchlechte Geſundheit ließ eine baldige Thronvakanz erwarten, und drei Competenten ſtritten ſich um ſeine Krone: der römiſche Kaiſer Leopold, der Churfürſt von Baiern und der Sohn des Dauphin von Frankreich. Dieſer genoß den mächtigen Schutz Ludwig's XIV. und hatte darum die gegründetſten Ausſichten.

Indeſſen ſtarb der Prinz von Baiern. Dadurch gewann die Partei Leopold's, der für den Erzherzog Karl ſeinen Sohn die Krone anſprach, ein neues, bedeutendes Gewicht, um ſo mehr, als der König von Spanien ſelbſt für ihn geſtimmt war. Dieſe Vorliebe des Königs nannte man ein Werk der Intriguen der Königin, des Admirals von Caſtilien, des Marquis Melgar und des Grafen Oropeſa. Allein weit natürlicher ſcheint es, daß der König die Anſprüche ſeiner eignen Familie gegen jene des ihm in keiner Weiſe angenehmen franzöſiſchen Königs begünſtigte.

Von ſeiner Seite hatte Ludwig XIV. mit großer Gewandtheit ſich eine Partei in Madrid zu bilden gewußt. Wer nur irgend durch ſeine Stellung auf Geiſt und Gemüth des Königs mächtig einwirken konnte, war auch allmälig für Frankreich geſtimmt worden. Die Häupter dieſer Partei waren der Kardinal-Erzbiſchof Porto Carrero, der

Großinquiſitor Rocaberti und der Beichtvater des Königs, Pater Diaz, drei gewandte, unternehmende, ränkevolle Männer.

Sie erſannen denn auch das bizarreſte Mittel, deſſen ſich wohl jemals der Ehrgeiz bedient hat. Sie ſprengten das Gerücht aus und bezeugten ſelbſt dafür ihren Glauben, daß König Karl von einem böſen Geiſt beſeſſen ſei und daß die Partei des Hauſes Oeſtreich dieſe Bezauberung vollbracht habe. Wie ſeltſam und unglaublich es auch erſcheinen möge, ſo iſt es doch unbeſtreitbar, daß dieſer Unſinn bei der Leichtgläubigkeit und Bosheit überall Eingang fand und eine der Haupturſachen zum Sieg Frankreichs wurde. Der traurige Geſundheitszuſtand Karl's II., ſeine fortwährende trübſelige Melancholie trugen nicht wenig dazu bei, dieſer lächerlichen Meinung eine gewiſſe Glaubwürdigkeit zu verſchaffen. Seine Seelenkrankheit machte reißende Fortſchritte; der unglückliche Monarch hatte Tag und Nacht keine Ruhe vor den Henkern, welche alles Mögliche erſannen, um ihm ſelbſt ſeine Bezauberung begreiflich zu machen.

Unſäglichen, raſtloſen Qualen zur Beute, ſaß er eines Tages in finſtere Betrachtungen verſunken in ſeinem einſamſten Gemach, als Porto Carrero und Rocaberti ſich anmelden ließen. Wie ſehr läſtig und unangenehm ihr Beſuch ſtets war, wie betrübende Folgen er auch immer auf den König äußerte, ſo hatte er doch nicht den Muth, ſolchen heiligen Männern ſeine Thüre zu verſchließen. Mit einem

tiefen Seufzer sprach er sein „Willkommen!“ und nicht ohne geheimen Schauder sah er mit ihnen den Beichtvater Diaz eintreten.

„Sire,“ begann der Kardinal mit aller Gravität, „ihre Unterthanen sehnen sich, ihren königlichen Vater wieder in natürlichem Zustand zu sehen.“

Der unglückselige Karl stieß einen tiefen Seufzer aus und warf einen stehenden Blick auf seine Henker, denn die ersten Worte schon hatten ihn von dem Anfang neuer Qualen und Verfolgungen überzeugt. Ach! sprach er ganz entmuthigt, mein Uebel wird größer von Tag zu Tag und kaum darf ich noch einiger Hoffnung auf Genesung mir schmeicheln. Die Vorbereitung zu dem Tode ist wohl das Einzige, womit sich meine Gedanken für den kleinen Rest dieses Lebens zu beschäftigen haben.

Für einen christlichen Monarchen ein sehr passender Gedanke, antwortete der Großinquisitor; aber das Uebel, dessen Beute Eure Majestät geworden ist, entspringt leider nicht aus leiblichen Zuständen, sondern einer schwärzern, ja schauderhaften Ursache.

Ja, sprach der König tief bewegt, so tief und mächtig ist die Betrübniß meiner Seele, daß wohl keine menschliche Macht mir Ruhe und Heiterkeit jemals wiedergeben kann.

„Sire,“ sprach der Kardinal nach kurzem Schweigen, wir sind pflichtschuldigst hier erschienen, um die Geschäfte unsers heiligen Amtes zu

vollziehen und Eure Majeſtät endlich von der Sklaverei der böſen Geiſter zu befreien.

Trotz des ſichtbaren Schreckens und der ſteigenden Angſt des Königs fuhr der unbeugſame Mönch mit herzloſer Salbung fort: „Ja, Sire, gerade ihrlichſte Beſorgniß ihres Beichtvaters, des frommen Froylan Diaz, hat ohne Zweifel Eure Majeſtät bereits mit der ganzen traurigen Wahrheit bekannt gemacht. Eure Majeſtät iſt beſeſſen und wir kommen, um jetzt ſogleich die böſen Geiſter auszutreiben.

Eure Eminenz iſt im Irrthum! ſchrie der König auf's Aeußerſte betroffen, was man auch darüber ſagen und glauben möge, ſo bin ich doch feſt überzeugt, daß ſolch ein Unglück mir niemals widerfahren iſt!

„Ach, Sire, in ihrem jetzigen Zuſtand ſind ſie unfähig, darüber ſelbſt zu urtheilen, ſie müſſen deshalb ſich gänzlich auf ihre Freunde und treueſten Diener verlaſſen.“

Wie, ſoll ich noch mehr ausſtehen? Was wollt ihr Alle mit mir machen?

„Eure Majeſtät muß unabwendbar einer von der Religion vorgeſchriebenen Ceremonie ſich unterwerfen, damit aller Einfluß der Geiſter der Finſterniß vernichtet werden könne.“

Mein Herr, Niemand kann meine Anhänglichkeit an die Religion im Geringſten bezweifeln, dennoch werde ich Schlag auf Schlag mit religiöſen Disciplinen in meiner Ruhe geſtört und gepei-

nigt. Wäre ich der allerſchwärzeſte Sünder, ſo könnte man von mir nicht mehr Bußübungen und Pönitenzen verlangen.

„Großer Gott! ſeht, wie der böſe Geiſt gegen jede Handlung der Religion ſich empört! Ach! Sire, ich beſchwöre ſie im Namen des Himmels, bei dem Frieden ihrer Seele in dieſer Welt und bei ihrem ewigen Heil, meine väterlichen Ermahnungen anzuhören, den Troſt der Kirche nicht von ſich zu ſtoßen und den Vorſchriften ſich zu fügen, welche bei dem jetzigen Zuſtand Eurer Majeſtät unerläßlich ſind.“

Die Salbung und hohe Würde, der Ernſt und die Kraft dieſer Rede, die tiefe Rührung des Kardinals und die ſchmerzliche Trauer auf den Geſichtern der Andern machten einen lebhaften Eindruck auf den König. Seine angeborne Sanftmuth und der Widerwille gegen Alles, was Herrſcherkraft und Herrſcherrecht heißen kann, geboten ihm, ſeine hochwürdigen Räthe mit Geduld und Ergebung anzuhören. Er erwiderte faſt demüthig: Eure Eminenz beliebe nur zu ſprechen, was ich thun ſoll; von meiner Seite wird willig Alles geſchehen, was die Religion durch ihren heiligen Mund mir gebietet.

„Wie geſagt, Eure Majeſtät muß ſich einer frommen und ernſten Ceremonie unterwerfen, der kirchlichen Vertreibung der böſen Geiſter, dem heiligen Werk des Exorcismus, und zwar ſogleich, an dieſem Ort.“

Hochwürdigſte Väter, ohne Zweifel erſcheint es

als eine groſse Anmaſsung von meiner Seite, über ſo hochwichtige Dinge auch nur von Ferne eine Meinung äuſsern zu wollen, dennoch ſcheint es mir —

„Sire, was ſoll dieſe Widerſetzlichkeit bedeuten, beweiſt ſie nicht offenbar, daſs ſie unter dem Einfluſs eines hölliſchen Geiſtes ſtehen? Wären wir etwa von Vorurtheilen ſo verblendet, ſo unerfahren in theologiſchen Dingen, daſs wir hier die Wahrheit nicht durchſchauen ſollten? Sire, im Namen der heiligen Kirche, deren Sohn ſie ſind, gebiete ich ihnen Gehorſam und Ergebung. Wehe ihnen in dieſem und in jenem Leben, wenn ſie der Hoheit der Kirche trotzen wollen!“

Verſteinert von dem herrſchenden Ton und dem drohenden Weſen des Groſsinquiſitors ſchwieg der König, ſeine Hände falteten ſich voll Demuth und Zerknirſchung und bejahend ſank ſein Haupt auf die Bruſt herab. Die hochwürdigen Herren ſpiegelten ihm die traurigſten Bilder vor, drängten ſeine Seele mit den gräſslichſten Vorſtellungen, malten die hölliſchen Erſcheinungen ſo natürlich und anſchaulich, daſs er endlich ſelbſt auf den Glauben, von dem Teufel beſeſſen zu ſein, kam, ihren Wünſchen keinen Widerſtand mehr leiſtete und dem Exorcismus ſich fügen zu wollen erklärte.

Der Beichtvater ſollte dieſe heilige Ceremonie vollbringen und hatte über Alles, was er dabei thun und den König fragen ſollte, von ſeinen Obern die genaueſte Anweiſung erhalten. Der Plan war ſehr einfach. Ueberwältigt von abergläubiſchem

Schrecken ſollte König Karl ſelbſt für bezaubert ſich erklären und als die Urheber dieſes Unglücks den Admiral von Caſtilien, Melgar, Droyeſa und die andern Häupter der öſtreichiſchen Partei nennen. Durch dieſes Mittel hofften die hochwürdigen Herren allen Einfluß jener Großen auf den Geiſt des Königs zu vernichten und durch deren Entfernung vom Hof ſelbſt freies Feld für fernere Ränke zu gewinnen.

Karl ſollte der Unterſtützung ſeiner Räthe beraubt der franzöſiſchen Kabale hülflos preisgegeben ſein. Der bejammernswerthe Zuſtand des Königs ſchien den nichtswürdigen Plan der Geiſtlichen zu begünſtigen. Ohne Zweifel war der Einfluß des mächtigen Droyeſa zu befürchten. Ihn von der Perſon des Monarchen zu entfernen, mußte ein politiſcher Meiſterſtreich genannt werden. Aber um dahin zu gelangen, waren außerordentliche Mittel unumgänglich, und ein ſolches glaubte der ſchlaue Kardinal in der Komödie eines Exorcismus gefunden zu haben. Er war vollkommen überzeugt, daß der ſchwache und täglich mehr eingeſchüchterte König, trotz all ſeines innerſten Widerwillens nicht wagen würde, den Blitzen der Kirche zu widerſtehen.

Die ganze Komödie wurde von dem Beichtvater mit möglichſter Feierlichkeit durchgeſpielt. Allein trotz aller ſeiner Bemühungen und der getreueſten Befolgung der ſchlauen Lehren ſeiner Obern ſcheiterte er vollkommen. Der Mönch konnte exerciſiren und inquiriren ſo viel und ſo pfiffig er immer

wollte, der König war durchaus nicht zu dem Geſtändniß zu bringen, daß der Graf Dropeſa und deſſen Genoſſen die Urheber ſeines Unglücks ſeien. Im Gegentheil beantwortete er jede dahin zielende Frage ſtets ſtandhaft mit einer Betheurung ihrer Unſchuld.

Pater Diaz berichtete den Obern den ſchlechten Erfolg ſeines Verſuchs und die Hartnäckigkeit des in allem Uebrigen ſo nachgiebigen Königs gegen jede Anſchuldigung der öſtreichiſchen Partei. Dies war ein Donnerſchlag für die eifrigen Anhänger Ludwig's XIV. Was kümmerte ſie Karl's Nachgiebigkeit in allem Uebrigen, wenn er gerade dasjenige, was der Hauptzweck ihres Strebens war, ſtandhaft verweigerte? Dropeſa und deſſen Freunde waren die böſen Geiſter, die der Kardinal ausgetrieben wiſſen wollte, und ſo lange dieſe an des Königs Seite ſtanden, kümmerte es ſie wenig, ob Karl auch von andern Teufeln beſeſſen ſei oder nicht.

Indeſſen waren die Anſtrengungen des Beichtvaters doch nicht ganz fruchtlos geweſen, indem ſie den armen König nahe an die Grenze des völligen Wahnſinns getrieben und damit manche ſchöne Hoffnung für die Zukunft begründet hatten. Gleich dem Feldherrn, welcher eroberte Kanonen, die er nicht mitnehmen kann, vernagelt, trachteten ſie, die Vernunft des Königs, welche ſie nicht überzeugen konnten, zu zerſtören. Noch einige ſolche Komödien konnten an dies teufliſche Ziel führen. Dieſe Ueberzeugung milderte den Schmerz über das

erſte Mißlingen und tröſtete ſie, durch conſequente Beharrlichkeit von der nahen Zukunft zu gewinnen, was der Augenblick ihnen verweigert hatte.

Bald gab der arme Karl augenſcheinliche Beweiſe von der Wunderwirkung jenes Exorcismus. Weit entfernt, ausgetrieben zu ſein, ſchienen die böſen Geiſter mit täglich neuen Qualen ihr Opfer heimzuſuchen. Betrübender mit jeder Stunde wurde Karl's Melancholie; ſchwere Seufzer entrangen ſich ſeiner Bruſt, Thränen ſtarrten in ſeinen Augen, er äußerte raſtloſe Ungeduld und außerordentliche Reizbarkeit, und gab von Zeit zu Zeit unverkennbare Zeichen von Geiſtesverwirrung. Seine wahrhaften Freunde trauerten über das Unglück, während alle Anhänger Oeſtreichs aus Furcht vor ſeinem nahen Ende ihre Anſtrengungen verdoppelten, um ein Teſtament zu Gunſten des Erzherzogs Karl von ihm zu erzielen.

Wie ſehr des Königs Herz auf dieſe Seite ſich neigte, ſo konnte er doch weder Kraft noch Zeit gewinnen, ſeinen innigſten Wunſch zu erfüllen. Frankreichs Anhang ließ ihn nicht mehr aus den Augen und gönnte ihm keinen Augenblick der Freiheit und Ruhe. Porto Carrero beharrte bei dem vorgefaßten Lieblingsgedanken, den König durch Mönchsſpuk zu überwältigen und durch Exorcismus weich zu machen. Allein Diaz hatte ſich zu ungeſchickt dabei benommen, man mußte ſich nach einem ſchlauern Agenten umſehen.

Allgemein verbreitet war das Gerücht, daß

eine Nonne von Cangas de Tineo, die von einer ganzen Legion Teufel beſeſſen geweſen, durch einen deutſchen Kapuziner ſehr glücklich davon befreit worden ſei. Das ganze Land ſprach laut von dieſer Wunderthat und der deutſche Kapuziner wurde überall als ein halber Heiliger geprieſen. Eines ſolchen Mannes bedurfte Porto Carrero. Er ließ ihn kommen und überzeugte ſich beim erſten Anblick von ſeiner Tüchtigkeit.

Der Mönch hatte eines jener Geſichter, welche man in der Nähe nicht ohne eine Art von Schrekken betrachten kann. Es war eine athletiſche Geſtalt mit einer Donnerſtimme, mit einem viereckigen, ungeſchlachten Kopf, lang gezogenen Antlitz, bleierner Farbe, wie mit blutigen Malen unterlaufen, mit einem dicken, ſtruppigen Bart und einem Blick, aus dem Feuereifer ſprühete. Die eiſige Herbheit all ſeiner Züge, die lebendige Heftigkeit ſeines ganzen Weſens, eine plumpe, überſprudelnde und nichts achtende Beredtſamkeit eigneten ihn ganz zu der Rolle eines Teufelsbanners.

Porto Carrero unterrichtete den Kapuziner genau von ſeinen Wünſchen und fand ihn zu Allem geneigt. Allein die ſchwierige Aufgabe war: den König zu einem zweiten Verſuch zu vermögen. Die erſte Komödie des Diaz hatte ihn ſo durch und durch mit Furcht und Schrecken erfüllt, daß er ſchon bei Nennung des Wortes Exorcismus mit Abſcheu ſich wegwendete und in ungewöhnlichen Zorn gerieth. Doch ſeine Henker hatten einen zwei-

ten Exorcismus beschlossen, und diese Henker waren Pfaffen! Karl fügte sich zum zweitenmal einem solchen geistlichen Possenspiel.

Hiernach war der deutsche Kapuziner eine entscheidende Hauptperson für das Schicksal Spaniens und gewissermaßen Europas geworden. Er fühlte die Wichtigkeit seiner Bestimmung und bot alle seine plumpe Geschicklichkeit auf, um diesem hohen Beruf zu entsprechen. Er wählte ein bizarres Mittel, die bösen Geister in des Königs Leib zu zähmen und auszutreiben. Der arme Karl mußte täglich vor dem Frühstück eine gewisse Portion geweihten Oeles, worin die Reliquien einiger Heiligen gelegen hatten, verschlucken. War diese Wunderarznei hinunter, so begann der Mönch seinen feierlichen Sermon und die donnernde Beschwörung der bösen Geister und den Befehl an sie, die Urheber der Bezauberung des Königs zu nennen. Die Stimme des Mönchs brüllte so furchtbar, seine Augen umzogen sich mit Roth und sprühten Feuer, sein Mund schäumte, krampfhaft verzerrten sich alle Züge, alle Glieder seines Leibes verrenkten sich in zunehmenden Convulsionen. Er war ein Bild des Schreckens, welches den König nicht überzeugen konnte, aber nach und nach bis zu völlig kindischer Schwachheit und Angst einschüchterte. Endlich stammelte sein Mund die ihm vorgesagten Worte der Anklage gegen den Admiral von Castilien und und dessen Genossen nach, und sogleich schrie ganz Madrid und bald auch der ganze Pöbel von Spa-

nien: Dropesa und Melgar haben den König bezaubert!

Damit war die erste Schlacht für die französische Partei gewonnen. Den Sieg entscheidend herbeizuführen, wurde das System beharrlich weiter verfolgt. Konnte man nach diesem ersten Schlag einen zweiten Hauptstreich gegen die östreichische Partei durchsetzen, so mußte sie für immer verloren sein, ohne daß Dropesa mit all seiner Macht noch etwas hätte retten können.

Theurung und Brotmangel wurden in der Hauptstadt täglich fühlbarer. Die Unzufriedenheit der Einwohner wuchs zu förmlichem Murren. Porto Carrero durfte diese herrliche Gelegenheit nicht versäumen, seinem Gegner den längst ersehnten Hauptstreich zu versetzen. Alles, was eine Kutte trug, Alles, was von Mönchen, Klöstern und Beichtvätern abhing, alle Vertrauten und Diener der Inquisition wurden in Bewegung gesetzt, um dem ganzen Volk begreiflich zu machen, daß allein die Anhänger von Oestreich die wahre Quelle aller Uebel und Leiden seien.

Ein halb verhungerter Pöbel ist leicht zu überzeugen und betrachtet bald den leisesten Verdacht als eine unumstößliche Gewißheit. Unordnungen, Geschrei auf den Straßen mit Verwünschungen gegen die Oestreicher, Aufläufe, nächtliche Tumulte, Zusammenrottungen, selbst in der Nähe des königlichen Palastes, wurden täglich häufiger, lauter, drohender. Umsonst schritt die Polizei dagegen

ein. Die erste Wunde, welche sie einem der Meuterer versetzte, war das Zeichen zum offnen Aufstand. Die Behörden und die bewaffnete Macht mußten weichen, neue Haufen schlossen sich den Empörern an, heftiger wurden die Verwünschungen gegen den östreichischen Anhang und laut schrien Alle: daß man diesen als ein billiges Opfer der Volkswuth preisgeben müsse.

Der unglückliche Karl lag in beweinenswerther Agonie des Geistes auf seinem Bett. Sein erbittertster Feind hätte ihn nicht ohne Mitleiden ansehen können. Von allen Leiden des Körpers und der Seele geschwächt, von allen seinen Dienern unablässig gereizt, von den Parteien gehetzt, von den unbarmherzigen Pfaffen gepeinigt, von seinen Unterthanen verwünscht und verachtet, wußte der Unglückliche nicht mehr, wo er Trost und Rath und Hülfe finden sollte.

Das Volksgedränge vor dem Schloß wurde mit jeder Minute größer und stürmischer, das wüthende Geschrei verlangte, daß der König sich zeigen sollte, und drohete, andernfalls die Thüren des Palastes zu erbrechen. Bei der Unfähigkeit des Königs, jetzt vor dem Volk zu erscheinen, erklärte Dropesa, daß er ohne einen augenblicklichen entscheidenden Schritt für Sicherheit und Leben des Königs nicht mehr stehen könnte.

„Ich will mich den Wüthenden zeigen," sprach die Königin mit festem Ton und bitterm Lächeln.

Rasch trocknete sie ihre Thräne der Entrüstung,

zwang ſich zu feſter, würdevoller Haltung und trat hinaus auf den Balkon. Bei ihrem Anblick brach das Volk in Freudengeſchrei aus; aber der Jubel ſchien ſie nur begrüßt zu haben, weil man hoffte, daß der König ihr bald folgen würde. Sobald man darin ſich getäuſcht ſah, machten ganz andere Gefühle im Volk ſich Luft.

Der König! der König ſoll erſcheinen! ertönte das Geſchrei von allen Seiten.

„Der König kann jetzt nicht erſcheinen," antwortete die Königin ſanft, doch ſchmerzlich bewegt.

Er muß aber erſcheinen! brüllte einer der Zunächſtſtehenden, indem er mit frechem Trotz die Königin anſtarrte.

Solche Unverſchämtheit erklärte ihr die ganze Pein ihrer Lage. Sie mußte den Becher bis zur Hefe leeren, mit dem Pöbel in Verhandlungen ſich einlaſſen, ihm gleichſam den Hof machen. Mit einem Blick zum Himmel antwortete ſie ſanft und mit Beben: „Meine Freunde, der kranke König ſchläft in dieſem Augenblick."

Ein Schuhmacher und Spaßvogel von Profeſſion rief höhniſch lachend: ſchläft der gute Mann? Na, da hat er wohl tüchtig zu Mittag gegeſſen!

Sein Nachbar fügte hinzu: eine ſaubere Ausrede! iſt der Herr eingeſchlafen, ſo kann man ihn ja aufwecken!

Ja, ja, ſprach ein Dritter im ehrſamen Kanzelton eines gelehrten Buchbinders: es iſt endlich Zeit, daß der König über das Unglück ſeines Vol-

kes ſeine Augen öffne, nur allzulange hat er ſie verſchloſſen gehalten. Erlaubt mir, meine Brüder, daß ich euch erkläre —

Der König ſoll kommen! er muß kommen! brüllten Tauſende von Stimmen noch ſtürmiſcher als zuvor.

Die Königin, die Nutzloſigkeit jeder weitern Verhandlung einſehend, zog ſich mit gebrochenem Herzen von dem Balkon zurück und beſchwor ihren Gemahl, das Aeußerſte zu verſuchen, um ſich ſeinem Volk zu zeigen. Der Unglückliche widerſprach nicht, obgleich er kaum im Stande war, von dem Lager ſich zu erheben. Am Arm der Königin und Dropeſa's, geſtützt von einigen Cavalieren, ließ er ſich geduldig auf den Balkon hinausſchleppen. Er ſtand den Rebellen gegenüber.

Sein Anblick hätte das Herz auch des Verhärtetſten rühren und zum Mitleiden bewegen müſſen. Todesbläſſe lag auf ſeinem Antlitz, tiefe Furchen des Schmerzes durchzogen ſeine Wangen, die Augen lagen in ſchwarzblauen Höhlen, der bleierne umherſchweifende Blick hatte etwas Schauerliches, er war ganz das Jammerbild ſchwergekränkter Majeſtät, ſchmerzlich leidender Menſchheit.

Was wollt ihr von mir? ſprach er mit halb erſtorbener Stimme.

Die Berückſichtigung unſrer Beſchwerden! die Erfüllung unſerer Forderungen! ſchrie einer der Vorderſten, der den Anführer zu ſpielen ſchien.

Alles sei euch gewährt, antwortete Karl mit zerrissenem Herzen und im Vorgefühl der Opfer, welche man von ihm verlangen würde.

Wohlan denn, schrie wieder der Redner in Lumpen, so sollen der Admiral von Castilien, der Marquis von Melgar und der Graf Dropesa als Verräther an König und Volk für ewig verbannt werden und sogleich die Hauptstadt verlassen!

Verbannt! Fort mit den Verräthern! schrien alle die Tausende.

Sie sollen es sein! stammelte der König mehr todt als lebendig.

Da er zu schwach war, um ein Wort weiter hervorbringen zu können, so trat schnell eine Kreatur des Kardinals, einer der angesehensten Hofherren hervor und versprach feierlich im Namen des Königs, daß alle Maßregeln zur Genugthuung des Volkes ergriffen und die genannten Minister verbannt werden sollten. Mit Freudengeschrei nahm das Volk diese Siegesnachricht auf und zerstreute sich.

Hierauf führte man den unglücklichen König wieder in seine Gemächer zurück. Die Erschütterung war für seine Schwäche zu heftig gewesen, das Fieber wurde schlimmer und erregte ernstliche Besorgnisse für sein Leben. Die ganze Nacht jammerte und stöhnte er und stieß die bittersten Klagen über sein Schicksal aus. Der nächste Morgen verhängte eine neue, schmerzliche Prüfung über ihn. Dropesa und Melgar kamen, von ihrem Monarchen

Abſchied zu nehmen. Er empfing ſie mit der lebhafteſten Aufregung. Trotz aller Ränke des Porto Carrero, trotz ſeines durch den Exorcismus ihm abgedrungenen Geſtändniſſes hing Karl doch mit ganzer Seele an den Männern, welche er jetzt verbannen mußte. Ueberdies fühlte er nur zu ſchmerzlich, daß er nach der Trennung von dieſen Männern mehr als jemals ſeinen Verfolgern preisgegeben ſein würde.

Nach der Entfernung der Verbannten erhielt Porto Carrero alle Zügel des Regimentes in ſeine Hand. Vor Allem trachtete er, König und Volk von der Wahrheit der ausgeſprengten Gerüchte und von der Schlechtigkeit der Verbannten augenſcheinlich zu überzeugen, indem er durch ſeine unermeßlichen Hülfsmittel dem von ihm ſelbſt künſtlich veranſtalteten Brotmangel augenblicklich ein Ende machte. Um indeſſen den guten König über den ſchnell verbreiteten Jubel des Volks nicht ſorglos werden und einſchlafen zu laſſen, ſondern für die Ausführung des großen Plans ihn noch mürber zu machen und noch mehr zu iſoliren, mußten neue Beſchwerden und Forderungen durch den Mund des Volks vorgebracht werden.

Die deutſche Garde des Königs war eine kraftvoll entſchloſſene Soldateska und hing natürlicherweiſe an ihrer landsmannſchaftlichen Partei von Oeſtreich, ohne dieſe Vorliebe je zu verleugnen. Dieſe Garde taugte nicht für die Pläne des Kardinals, ſie war ihm ein Dorn im Auge, mußte

entlaſſen werden, und daher mußte das Volk dieſe Entlaſſung ſtürmiſch fordern.

Der König war außer ſich bei dieſer Nachricht; von Schmerz zerriſſen jammerte er: Guter Gott! warum ſoll ich mich denn auch von meinen Garden trennen?

„Sire, antwortete der Kardinal mit feſtem Ton, die Sicherheit des Staats erheiſcht dies Opfer von Eurer Majeſtät!“

Was hat denn mein Volk jetzt noch zu beſorgen und zu wünſchen? Hat es nicht Brot genug? Habe ich nicht meine Miniſter verbannt?

„Ja, Sire, aber ohne Entlaſſung der deutſchen Garde iſt Alles nur halb gethan. Bei der offenkundigen Anhänglichkeit dieſer Garde an die verbannten Staatsverräther iſt die wohlbegründete Beſorgniß, daß ſie irgend einen Streich zu Gunſten ihrer Lieblinge wagen könne, allgemein verbreitet.“

Eure Eminenz malt die Gefahr größer als ſie iſt. Wahrlich, ſetzte der König mit ironiſchem Lächeln hinzu, ſie haben nichts mehr von ihren Gegnern zu befürchten.

„Sire, ich fürchte nur Gott und verehre meinen Monarchen. Davon abgeſehen lebt das Volk in ewiger Feindſchaft mit dieſen Deutſchen, täglich fallen ſchon Händel vor und offner Kampf kann nicht ausbleiben. Denn niemals wird es das Volk vergeſſen, daß dieſe Deutſchen auf die Bürger geſchoſſen, viele verwundet, einige ſogar getödtet haben.“

Sie selbst, mein Herr Kardinal, wissen, daß meine Deutschen die Waffen nur zu ihrer Vertheidigung brauchten. Man stürmte gegen sie, wollte sie von dem ihnen anvertrauten Posten vertreiben, sie wehrten sich wie brave Männer und schlugen die freche Bande zurück.

„Sire, weit entfernt, die tapfern Männer tadeln zu wollen, spende ich ihnen vielmehr mein vollstes Lob. Allein die Zeiten sind so gestaltet, daß man kein Opfer scheuen darf, um die öffentliche Ordnung zu erhalten. Offen muß ich Eurer Majestät bekennen, daß wir durch Beibehaltung der deutschen Garde, das Volk täglich mehr erbittern und zu einem Aeußersten treiben, wogegen innerhalb der Grenzen Spaniens keine Macht mehr schützen kann. Will der König von Spanien sein Reich von einem Bürgerkrieg zerfleischen lassen, will er sein gesalbtes Haupt einer Empörung und allen Greueln der Volkswuth blosstellen, so ist es seine Sache, er ist souverainer Herr und König und nur Gott verantwortlich für sein Thun und Lassen. Aber meines Amtes Pflicht gebietet, ohne Rückhalt mich zu erklären.“

Die Beharrlichkeit des Kardinals siegte abermals, die deutsche Garde wurde entlassen. Porto Carrero war nunmehr unumschränkter Gebieter des Hofes und Herr des Schicksals der ganzen Nation.

Indessen gab der östreichische Gesandte, auf den Schutz der Königin vertrauend, seine Sache noch keineswegs auf. So sah sich denn der König un-

abläſſig von zwei Parteien belagert und beſtürmt. Alles mögliche verſuchten Beide, um ein ihrem Candidaten günſtiges Teſtament zu erringen.

Dagegen hatte der gute Karl keine andern Waffen, als die natürliche Zähigkeit ſeiner Schwäche und Zweifel und die Furcht, durch eine Entſcheidung die andere Partei ſich zum Feinde zu machen und neue Widerwärtigkeiten von ihr beſtehen zu müſſen. Als er endlich keinen andern Ausweg mehr offen ſah, verließ er plötzlich die Reſidenz und zog ſich in das Escurial zurück. Allein ſein unermüdlicher Todfeind, die Melancholie, folgte ihm auch dahin und vergiftete auch dieſen Aufenthalt mit all ihren Uebeln. So weit war er bereits gediehen, daß er nur an religiöſen Uebungen Vergnügen fand und ſich die Zeit vertrieb mit Abſingen von Veſpern und Frühmetten, wozu er ſtets Mönche um ſich verſammelt hatte.

Bei dieſer Lebensweiſe verfiel ſeine kranke Einbildungskraft auf eine ſeltſame, bizarre Sehnſucht. Er wollte die Grabgewölbe, worin ſeine Vorfahren ſchliefen, beſuchen, damit dieſe Seligen die Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit im Himmel erbitten ſollten. Er entſann ſich auch, daß ſein Vater, Philipp IV., in ähnlichen Verhältniſſen daſſelbe gethan hatte. Sogleich wurden alle Befehle zu dieſer ernſten und traurigen Ceremonie ertheilt. Der König hörte mit ſeinem ganzen Haus eine große Meſſe, kleidete ſich dann in den höchſten Kronſtaat mit allen Inſignien, und ſtieg an der Spitze ſeines

ganzen Hofes in die Gewölbe hinab. Jeder hatte eine brennende Kerze in der Hand. Die feierliche Stille und dumpfe Luft dieser Gewölbe, der einförmige Gesang der Mönche, die hier hell erleuchteten, dort nur düster beschienenen Trophäen und Grabeszierrathen, der Gedanke, daß von allen Herrlichkeiten der Krone und des Lebens auch der mächtigste König an diesen Ort nichts mit herabnehmen könne, als seinen Leichnam und ein paar Flittern, durchbebten das Herz des Königs mit namenlosen Schrecknissen und stimmten alle Saiten seines Herzens bis nahe an die gänzliche Erschlaffung herab.

Der Sarg Philipp's II. wurde zuerst eröffnet. Alle sahen mit Staunen, daß der König diese betrübenden Reste eines der mächtigsten Monarchen ohne Rührung und ohne Schrecken betrachtete. Mit gleicher Apathie sah er die Leichname seines Großvaters und seines Vaters. Jenen hatte er niemals gesehen und diesen schon als ein Kind von zwei Jahren verloren. Aber als man den Sarg seiner ersten Gemahlin Louise von Orleans eröffnete, erwachten plötzlich alle Gefühle in seiner Brust. Unaussprechliches Staunen und namenloser Schmerz malten sich in seinen Zügen beim Anblick dieses Leichnams. Die sterblichen Reste der Königin erschienen noch ganz unversehrt, wie am Tage der Bestattung. Ohne den eisigen, statuenähnlichen Ausdruck aller Züge und ohne die Starrheit der Glieder wäre Louise jedem Auge als ein sanft schlummerndes Wesen erschienen. Karl's Augen

hafteten ſtarr auf dieſem traurigen Bilde, alle Erinnerungen der Vergangenheit ſchienen in ſeiner Seele wach zu werden. Große Thränen rollten über ſeine Wangen, tief erſchüttert ſtammelte er: Louiſe! ach meine Louiſe, bald werde ich zu dir kommen! — man führe mich hinauf, meine Kräfte verlaſſen mich.

Nie mehr verlor ſich der Eindruck dieſer Scene ganz. Louiſe von Orleans wich nicht mehr von ihm, unabläſſig brütete er über den düſterſten Betrachtungen, ſeine Melancholie nahm täglich zu und häufiger kehrten die Anfälle gänzlicher Geiſteszerrüttung wieder. Er ſprach von nichts, als von Tod und von Begräbniß und weckte oft mit ſeinem nächtlichen Angſtgeſchrei das ganze Schloß auf. Ueberall im Escurial ſah er nur Geſpenſter und furchtbare Erſcheinungen. Man ließ ihn wieder nach Aranjuez zurückkehren, allein auch dieſer zauberiſche Ort hatte keinen Reiz mehr für ihn, ſeine fixe Idee ſah überall nur Zeichen und Embleme des Todes.

In der Hoffnung, daß mehr als die Ruhe der Ländlichkeit das Geräuſch und der wechſelvolle Glanz der Hauptſtadt wohlthätig auf ihn wirken würde, führte man ihn wieder nach Madrid zurück. Auch Madrid hatte alle Reize für ihn verloren und bereitete ihm nur neue Qualen mit den von Neuem beginnenden Verfolgungen der beiden Parteien. Beide wurden dringender und dringender und verdoppelten ihre Anſtrengungen täglich, um ein gün-

ſtiges Teſtament von ihm zu erzielen, da täglich ſichtbarer wurde, daß das Ende ſeiner Laufbahn heranrücke.

Oeſtreichs Hoffnungen und Ausſichten wurden täglich ſchwächer. Porto Carrero und Rocaberti umſpannen den König täglich enger und übten über ſeinen Geiſt den grauſamen Despotismus, deſſen ſie ſelbſt die verbannten Miniſter beſchuldigt hatten. Dieſe Pfaffen hatten ihn wirklich bezaubert und behext, blindlings folgte er ihrem Wink und war nur noch ein Werkzeug in ihrer Hand.

Kaum bemerkte der Kardinal, daß Karl's Krankheit phyſiſch und moraliſch ſo weit vorgeſchritten ſei, daß man eine Verlängerung ſeines Lebens kaum mehr hoffen dürfe, ſo beſchloß er, jedem unvorhergeſehenen Ereigniß zu begegnen, den letzten, entſcheidenden Sieg raſch herbeizuführen. Eines Morgens trat er mit höchſt betrübter Miene vor den König und ſprach mit ſchmerzbewegter Stimme: „Sire, obgleich die Religion uns befiehlt, niemals zu verzweifeln, ſo iſt es doch für uns gebrechliche und ſterbliche Menſchen die heiligſte Pflicht, ſtets auf das Aeußerſte gefaßt und vorbereitet zu ſein. Der Geſundheitszuſtand, worin Eure Majeſtät ſich befindet, ſcheint mir eine ſolche Vorbereitung dringend zu gebieten."

Ja, Eure Eminenz hat Recht, ich bin ein unwürdiger Sünder und muß mich auf den Tod vorbereiten. Aber Eure Eminenz weiß auch, daß ich die Pflichten der heiligen Religion niemals verſäumt habe.

„Sire, ſie haben noch andere, nicht minder be-

deutende Pflichten zu erfüllen. Der Nachfolger Eurer Majestät muß in Zeiten ernannt werden, damit nicht, in Ermangelung eines solchen, ein schreckliches Unglück über die Nation hereinbreche und ganz Spanien das Andenken Eurer Majestät verfluchen müsse."

Karl zeigte lebafte Spuren jener Unruhe und jenes Widerwillens, welche dieselben Worte schon so oft in ihm angeregt hatten. Diese Testamentsangelegenheit war die bitterste Sorge und Qual seines ganzen Lebens.

„Ich begreife den Widerwillen Eurer Majestät gegen jede derartige Maßregel. Zwei Prinzen melden sich für diese Krone, obgleich die Rechte des Einen unbestreitbar sind, so ist es doch ein Beweis der Gerechtigkeit und Weisheit, welche Eurer Majestät ganzes Leben auszeichneten, daß sie diese Angelegenheit so lang und reiflich in Erwägung zogen. Allein jetzt ist die Zeit des Ueberlegens vorüber und dringend gebieten alle Umstände, daß jetzt Eure Majestät einen Entschluß fasse."

Der Kardinal schwieg, aber auch der König beharrte bei seinem Schweigen. Ein Blick des tiefsten Elendes, der um Erbarmen zu flehen schien, war die einzige Antwort. Porto Carrero fing wieder an: „Sire, ihr Zaudern und Schwanken ist ganz natürlich und lediglich eine höchst preiswürdige Folge ihres edlen Herzens. Allerdings ist dieser Schritt ein so höchst wichtiger, daß man unmöglich irgend etwas versäumen darf, um ihn ganz und für Alle gehörig zu beleuchten. Eure Majestät sende unverzüglich einen Botschafter nach Rom mit der Bitte an den

heiligen Vater Innocenz XII., daß er aus der Quelle ſeiner Weisheit und Heiligkeit einen Tropfen des Rathes ſpende und die Wahl des Nachfolgers beſtimme.

Ganz glücklich in dem Gedanken, von der Verbindlichkeit ſelbſt zu wählen, nun endlich befreit zu ſein, bewilligte Karl augenblicklich dieſe Maßregel und ernannte auf des Kardinals Rath den Herzog von Uzeda zu dieſem wichtigen Poſten und empfahl ihm dringend Beſchleunigung der Reiſe und aller Schritte.

Innocenz XII. war ganz auf der Seite Ludwig's XIV. und täuſchte keineswegs die Erwartung des Kardinals. Er erklärte den Prinzen Philipp von Anjou, den Sohn des Dauphin von Frankreich, weil er ein Enkel der Marie von Oeſtreich war, für den natürlichen Thronerben von Spanien. Hiernach ließ ſich der unglückſelige Karl endlich beſtimmen, ſein berühmtes verhängnißvolles Teſtament zu unterſchreiben und vor dem ganzen Hof ſo wie vor allen fremden Geſandten zu proclamiren. Bald nach dieſem Akt der höchſten Anſtrengung ſtarb Karl als der letzte König aus dem Hauſe Oeſtreich. Mit ihm erloſch zugleich am 3. Nov. 1700 der letzte Zweig des uralten Stammes der Gothen auf dem Thron von Spanien.

Eine neue Dynaſtie ergriff das Scepter der Halbinſel. Jener ewig denkwürdige Erbfolgekrieg brach mit allen ſeinen Schrecken und Verwüſtungen aus und befeſtigte trotz aller Siege eines Marlborough und Eugen die glanzvolle Krone beider Spanien auf dem Haupt Philipp's V.

Inhalt des zweiten Bändchens.

Seite.

VII. Tarifa (1286.) 1

VIII. Nach dreißig Tagen ſehen wir uns wieder (1312.) 30

IX. Das ſteinerne Bild zu Sevilla (1350.) . 60

X. Der König und ſeine Regenten (1380.) . 109

XI. Uebermuth und Sturz (1453.) 129

XII. Der König der Berge (1572.) 163

XIII. Don Rodrigo Calderon (1621.) 203

XIV. Das Kardinals-Complott (1700.) . . . 225

Sagen, Mährchen,

Kriegsscenen, Novellen, Abentheuer, Reisen

und

Bilder aus Spanien.

Herausgegeben

von

Ferd. Frhrn. von Biedenfeld.

Zweiter Theil.

Scenen aus dem Leben Castiliens und Andalusiens nach Lord Peeling.

Drittes Bändchen.

Weimar, 1836.

Druck und Verlag von Bernhard Friedrich Voigt.

Scenen

aus

dem Leben Caſtiliens und Andaluſiens

nach

Lord Feeling

von

Ferd. Frhrn. von Biedenfeld.

Erſtes Bändchen.

Weimar, 1836.

Druck und Verlag von Bernhard Friedrich Voigt.

Inhalt des erſten Bändchens.

Seite.

Einleitung.

I. Das Stiergefecht zu Aranjuez 1
II. Die Einkleidung einer Nonne 41
III Die Pariſer in Madrid 53
IV. Das Begräbniß eines Armen 65
V. Eine Feuersbrunſt 73
VI. El campo santo 88
VII. Das Weib des Erhängten 100
VIII. Die ſchlechtverheirathete Schöne 164
IX. Don Juan de Padilla und die Comuneros 214

Einleitung.

Lord Feeling iſt jetzt abweſend, fern von hier, in London. Daher gebührt es ſich wohl, daß wir über die Art und Weiſe, über die Ordnung der Veröffentlichung dieſer Reiſen und Abentheuer in Spanien — und auch über den Verfaſſer ſelbſt — einige Worte voranſenden.

Das ganze Werk beſtand nach ſeinem urſprünglichen Plan, in drei, der Form nach gleichen Reihen.

Die erſte, am meiſten entwickelte und in das Einzelne eingehende Reihe umfaßte die Reiſe durch Biscaya und die Ausbeute von Andaluſien und den beiden Caſtilien. Hören Sie denn nun, welche Eingriffe einer höhern Gewalt jene erſte Reihe verſtümmelten und uns zwingen, ihnen hiermit etwas Unvollſtändiges zu geben.

Lord Feeling war als Attaché der Gesandtschaft Seiner Majestät von Großbritannien drei Jahre in Spanien geblieben. An einem der ersten Tage des Monats März 1834 wurde dieser junge Diplomat mit einem wichtigen Auftrag an seine Regierung als Courier von Madrid entsendet. Bei Lerma ankommend, sah er sich plötzlich genöthigt, Halt zu machen, indem eine ganze Bande des Pastors Merino ihn drohend umzingelte.

Weder sein Stand, noch sein amtlicher Charakter, noch das Völkerrecht konnten bei diesem unseligen Zusammentreffen ihn im Mindesten schützen. Er mußte sich auf die Erde niederlegen und dort so unbeweglich boca abajo*) liegen bleiben, als es funfzig auf ihn gerichtete Flinten geboten, bis man seinen Wagen gehörig untersucht, seine offenen Depeschen in Stücke gerissen, die aus großer Unachtsamkeit mitgenommene dickleibige Handschrift des ersten Theils seiner Reisebeschreibung kurz und klein gemacht hatte. Sobald dies Alles vollzogen war, erschienen die früher so brutalen Krieger des Don Carlos wieder als sehr artige Leute, halfen dem edlen Courier sehr galant auf die Beine und wünschten ihm eine glückliche Reise.

Bevor Lord Feeling weiter fuhr, raffte er von den Papieren Alles, was der Nordwind nicht gegen Madrid zurückgeführt hatte, wieder möglichst voll-

*) Eigentlich boca a baxo. — mit dem Mund niedrig, an der Erde.

ſtändig zuſammen und fand darunter manche einzelne und zerriſſene Blätter der erſten Reihe ſeiner Reiſebeſchreibung.

Die aus dieſem Unfall geretteten Epiſoden und Fragmente, welche glücklicherweiſe einzeln unberührt blieben, ſollen nun den dritten und vierten Band unſers Werks unter dem Titel: „Scenen aus dem Leben Caſtiliens und Andaluſiens" bilden.

Ueberdies iſt uns die Handſchrift von zwei andern Reihen aus Madrid, wo ſie Lord Feeling glücklicherweiſe zurückgelaſſen hatte, richtig zugekommen. Demnach wird der dritte und vierte Band einen „Spaziergang nach Valencia und Catalonien und eine Wallfahrt nach Santjago de Compoſtella enthalten und von den Bedingungen eines regelmäßigen und ununterbrochenen Reiſetagebuchs ſich nicht mehr entfernen.

Sollte irgend ein ernſter und ſtrenger Leſer über die Lücken, welche der Unfall von Lerma in die erſte Hälfte der Reiſen und Abentheuer in Spanien geriſſen hat, ſich allzuſehr grämen, ſo mag er immerhin und auf unſer Wort mit der Verſicherung ſich tröſten, daß die Wiſſenſchaft durch dieſe Kataſtrophe nichts verloren hat.

Man würde ſich überhaupt ſehr täuſchen, wenn man bei Lord Feeling die ſtatiſtiſchen Verdienſte ſuchte, welche in den Travels in Spain ſeines edlen Landsmanns Townſend ſo überreich vorhanden ſind. Dieſer Mann hätte um Alles in der Welt keine

Stadt verlaſſen, ohne vorher den Preis des Schweinefleiſches und des Käſes und aller Gemüſearten auf das Genaueſte ermittelt und in ſein Notizenbuch eingetragen zu haben.

Lord Feeling iſt ein Reiſender andrer Art. Er giebt ſich der Phantaſie und jeder Anregung hin, jedoch ohne frivol zu ſein.

Bei den Feſten und öffentlichen Ceremonien und vorzüglich in den Kirchen ſtudirte er Spanien. Er hat, unſers Erachtens, damit ſeinen Geſichtspunkt ſehr gut gewählt, denn der Spanier wohnt eigentlich mehr in der Kirche als in ſeinem Haus. Ganz Spanien iſt in der Kirche enthalten, und vorzüglich die Liebe, dieſe größte Angelegenheit, dieſes Wichtigſte aller Intereſſen jenſeits der Pyrenäen.

Vielleicht bemerkt man auch nicht ohne Theilnahme an dieſem jungen Diplomaten, welch' mächtigen Einfluß der längere Aufenthalt unter dem ſüdlichen Himmel auf die moraliſche Organiſation eines nördlichen Menſchen übt. Die Fortſchritte in den Abentheuern des Lord Feeling in den folgenden Bänden, welche wir jetzt bearbeiten, werden die Wirkungen dieſes Einfluſſes offenbaren. Aber zwei franzöſiſche Sonnete, welche er in Spanien ſchrieb und zwiſchen welchen ein Zeitraum von drei Jahren liegt, geben ohne Zweifel einen Vorgeſchmack von der ſeltſam eingetretenen Veränderung in allen Empfindungen und Anſichten des ehrenwerthen Baronets bei ſeiner Abreiſe von der Halbinſel.

Wir glauben, die Leſer zu verbinden, wenn wir ihnen dieſe beiden Sonnete, ſo wie ſie gedichtet ſind, zum Beſten geben. Den Anfang mache das Sonnet, welches der Lord bei ſeiner Ankunft zu Madrid im Jahr 1830 an eine junge Nordamerikanerin ſchrieb:

Vous cachez vainement votre front gracieux
Et vos longs cheveux blonds sous la longue mantille;
De cet ardent climat, non, vous n'êtes pas fille,
Et votre âme est surtout étrangère en ces lieux.

L'oeil noir de l'Espagnole est fier, audacieux,
Plus de flamme peut-être en son regard pétille;
On voit au fond du vôtre une larme qui brille,
Le ciel est tout entier dans l'azur de vos yeux.

Mais l'Espagne n'a pas vos grands bois d'Amérique.
Ici ne laissez pas aux souffles de l'Afrique
Le bouton se faner si jeune et si vermeil.

Sur ce sol où l'amour tarit l'âme embrasée,
Gardez bien dans le coeur votre pure rosée,
Fleur du nord, qui venez vous ouvrir au soleil *).

*) Umſonſt verbirgſt du deine anmuthvolle Stirn und deine langen blonden Haare unter der langen Mantilla; Nein! du biſt nicht die Tochter dieſes brennenden Klimas, und vorzüglich iſt deine Seele dieſen Orten fremd.

Das ſchwarze Auge der Spanierin iſt ſtolz und kühn, vielleicht flammt in ihrem Blick mehr Feuer; Im Grund des Deinigen ſieht man eine Thräne glänzen, der ganze Himmel ſtralt aus dem Azur deiner Augen.

Aber Spanien hat nicht deine großen amerikaniſchen

Dagegen leſe man nun ſein Sonnet vom Jahr 1834:

Quel plaisir de fumer au Prado son cigarre
Le soir, quand l'air brûlant que le jour, enflamma
Revient frais et glacé, par le Guadarramma!
On s'assied: on entend bourdonner la guitarre.

Puis, passent les infans avec leur tintamarre.
Les moines, — les majos. — C'est un Panorama.
On aperçoit de loin des femmes qu'on aima.
Dans sa voiture bleue on voit la Transtamare.

Cependant le cigarre exhale son encens:
Aux parfums du tabac l'âme s'est embaumée:
On regarde monter et s'enfuir la fumée.

Cette fumée, hélas! dont s'enivrent les sens,
Il semble de l'amour que ce soit un symbole:
Il enivre aussi vite, — aussi vite il s'envole *).

Wälder. Laß hier nicht im Athem der afrikaniſchen Lüfte deine junge, roſige Knoſpe verwelken.

Auf dieſem Boden, wo die Liebe die entzündete Seele austrocknet, bewahre wohl in deinem Herzen den reinen Thau, — du Blume des Nordens, die du an der Sonne dich erſchloſſeſt.

*) Welche Wonne, im Prado eine Cigarre zu rauchen, Abends, wenn die brennende Luft, welche der Tag entzündete, Friſch und eiſig von dem Guadarrama zurückkehrt! Man Setzt ſich, und horcht auf das Geklimper der Guitarre.

Dann kommen die Infanten mit ihrem Getöſe vorüber, Die Mönche, — die majos. — Das iſt ein Panorama.

Man ſieht, daß ſich ſelbſt Vert-Vert auf ſeinen Reiſen nicht ſchneller bekehrt hatte. Die ſpaniſche Sonne hat wohl die Thränen, welche der edle Gentleman früher ſo reichlich vergoß, hübſch ausgetrocknet! Er ſpielt jetzt einen kleinen Don Juan! Er raucht und, was noch ſchlimmer iſt, er vergleicht die Liebe mit dem Rauch! (wenn noch dieſer Vergleich ein neuer wäre!) Er ſagt: die Frauen, welche man einſt liebte!

Wahrlich, Lord Feeling hätte ſchon für dies einzige Frevelwort nach Santjago de Compoſtella wallfahren müſſen, wenn er auch gar keiner andern Sünde ſchuldig wäre! Aber er hatte noch ganz andere Sonnete und ganz andere Sünden durch dieſe Wallfahrt abzubüßen!

Wie dem auch ſein möge, ſo bewahre uns der gütige Himmel vor dem Gedanken, die Moralität unſers Reiſenden eigenhändig in Zweifel ſtellen oder verdächtig machen zu wollen. Niemand wünſcht

---

Von weitem ſieht man die Frauen, welche man einſt liebte;
Und die Tranſtamare in ihrem blauen Wagen.

Während deſſen athmet die Cigarre ihren Weihrauch aus;
Die Seele wird von den Wohlgerüchen des Tabaks balſamirt.

Man ſieht den Rauch aufſteigen und entfliehen.

Dieſer Rauch, ach! womit ſich die Sinne berauſchen,
Er ſcheint ein Symbol der Liebe zu ſein;
Gleich ihr berauſcht er ſchnell, gleich ihr entflieht er ſchnell.

mehr als wir selbst, daß seine letzten Abentheuer in den Seebädern von Valencia seinem Ruf in den Augen der Leserinnen nicht eben so sehr nachtheilig werden mögen, als sein sittiges und anständiges Benehmen bei dem Stiergefecht zu Aranjuez ihm deren Achtung erworben haben muß.

I.

Das Stiergefecht zu Aranjuez.

1.

Der Stier im Amphitheater.

Sonntag, den 5. Juni 1830, um 5 Uhr Abends waren das doppelte Amphitheater und die Logen des Stierplatzes zu Aranjuez mit einer zahllosen Menschenmenge gefüllt. Alle harrten mit Ungeduld des Anfangs des Gefechts.

Es war ein prachtvoller und zehrender Sommertag. Die in den Circus eingepfropfte unzählbare Menge verdoppelte hier die Hitze; die Luft war dick und brennend, man glaubte nur Feuer einzuathmen.

Obgleich die Sonne noch mit ihrer vollen Kraft senkrecht die eine Hälfte des tendido*) traf,

*) Das unbedeckte amphitheatralische Gerüste für das Volk.

so ließen sich doch alle Köpfe des Volks, welche die las grandas de sol*) erfüllten, mit stoischem Gleichmuth brennen. Kein einziger Platz war unbesetzt, kein einziger wurde verlassen.

Man muß wissen, daß der Ertrag der Stiergefechte den Spitälern bestimmt ist. Aber diese verbrauchen den ganzen Gewinn der Stiergefechte jährlich für die Kurkosten der Aficionados**) des tendido, welche von der scharfen Sonnenhitze mit Gehirnfiebern und Entzündungskrankheiten heimgesucht werden.

Seht, wie sinnreich Alles bedacht ist!

An diesem Tag sollten der König, die Königin und die Infanten dem Schauspiel beiwohnen. Die königliche Loge war zu ihrem Empfang eingerichtet und mit rothen goldbefranzten Draperien behangen.

Um zu beginnen, harrte man nur des Königs, der heute den Oberbefehl hier führen sollte. Dies war eine herrliche Vorbedeutung für alle Liebhaber. Der König selbst galt für einen sehr kundigen und aufgeklärten Freund dieses Vergnügens, also konnte man auf eine vollkommen kunstgerechte Leitung des Gefechts rechnen.

Ein solches Stiergefecht hat einige Aehnlichkeit mit einer berathenden Versammlung, in dem Sinn nämlich, daß bei beiden ein tüchtiger Präsi-

*) Freie, der Sonne ausgesetzte Bänke.
**) Leidenschaftliche Liebhaber der Stiergefechte.

dent und eine geſchickte Leitung von höchſter Bedeutung ſind.

Jetzt hörte man die Trommeln ſalutiren. Die Hofequipagen kamen an. Bald trat der König in ſeine Loge, an ſeiner Hand die junge, anmuthige Königin, in ſeinem Gefolge die Infanten und Infantinnen. Die Muſik des Circus, ein ſehr vollſtändiges Orcheſter, ſpielte dazu die Melodien der Nationallieder el contrabandista und la cachucha*). Der König war ſchwarz gekleidet,

*) El contrabandista (der Schmuggler, Schwärzer) y la cachucha. Es iſt ſehr hart, bekennen zu müſſen, daß man etwas nicht wiſſe und auch trotz aller angewandten Mühe nicht habe erlernen und erkunden können! — Keines der vielen Wörterbücher der reichen großherzoglichen Bibliothek hat ein ſpaniſches Wort „la cachucha" aufzuweiſen. Keiner der hieſigen Sprachkundigen, ſogar der geborene und mit ſeiner Sprache ſehr vertraute Spanier hat eine Ahnung von dieſem Wort, oder glaubt — ſolches je gehört zu haben. Alſo müſſen wir uns mit Vermuthungen tröſten. Entweder hat Lord Feeling den Artikel verwechſelt und el cachucho (in der Gaunerſprache: Gold. Sonſt: ein kleines Leinwandſäckchen mit Flintenkugeln ꝛc.) ſchreiben wollen. Oder, er hat la cartucha (beim Volk: die Kartuſche, Patronentaſche), aufgeſchrieben, und der Herr Setzer hat cachucha daraus gemacht. Oder, er wollte la cartuxa (die Karthauſe, ſo heißt wirklich ein Volkslied) ſchreiben, ſchrieb mit Vielen: la cattucha und der Setzer bockte. Oder endlich iſt la cachucha der Ausdruck irgend eines Jargons, welchen Lord Feeling ſelbſt nicht verſtand und als eine derbe Nuß zum Knacken ſeinen Leſern hinwarf. Zum Glück iſt es für das Verſtändniß dieſer Skizze nicht von

nahm den Hut ab und begrüßte wiederholt die Logen, die gradas cubiertas*) und das tendido, welche ihn mit freudigem Zuruf empfangen hatten. Sobald der König sich gesetzt hatte, begann das Kampfspiel.

Eine Schwadron reitender Jäger hatte bereits die Arena von allem dort noch befindlichem Volk gereinigt.

Nun führten die Alguazils zu Pferd, mit ihrem Stäbchen in der Hand und den alguacil mayor, ihr Oberhaupt, an der Spitze, die toreros**) feierlich ein.

Diese glänzten heute in ihren reichsten Kleidungen. Zuerst kamen die toreros zu Fuß, nämlich: die chulos***), capeadores†), espadas††)

Bedeutung, ob Einer den Titel dieses Volksliedes übersetzen kann oder nicht. Wer weiß, ob er nicht gar einen Spottnamen enthalte?

*) Das bedeckte Amphitheater über dem tendido.

**) So werden im Allgemeinen sämmtliche bei einem Stiergefecht mitkämpfende Leute genannt.

***) Gewöhnlich: Lustig- acher, Spaßvogel; hier eine Art von Dienern beim Kampf, welche den Stier nur necken und reizen, ohne eigentlich mit ihm zu kämpfen, und in Nothfällen den Uebrigen beispringen.

†) Gewöhnlich: nächtliche Mäntelbiebe; hier Leute, welche mit ihren Mänteln von flechenden Farben den Stier reizen und auf einen Punkt hinlocken und eigentlich damit nur beim Stiergefecht unblutige Dienste leisten.

††) Auch matadores genannt, diejenigen, welche den Stier mit dem Degen bekämpfen und mittelst eines kunstgerechten Stichs in den Nacken tödten.

und die banderilleros*) mit der monteras**) auf dem Kopf, ſtatt des dreieckigen Hutes, den ſie gewöhnlich zu Madrid tragen, und ſämmtlich in ſeidene Mäntel von ſehr glänzenden Farben gehüllt. Ihrer waren ohngefähr zwanzig. An ihrer Spitze unterſchied man den jungen Montes den Schüler des Romero, des Lieblings-matador***) alles Volks.

Hieranf kamen fünf picadores†) zu Pferd. Ihre kleinen Jäckchen waren ſo verſchwenderiſch

---

*) Nicht alle Stiere ſind muthig und kampfluſtig. Erſcheint in der Arena ein zu friedliches Thier, ſo benutzt man die banderillas, d. i. kurze Pfeile, deren Schaft mit glänzenden Netzen, Bändern, Roſetten, Schleifen, Federbüſchen ꝛc. umwunden iſt, indem man eine Menge derſelben allmälig dem Stier in den Hals ſtoßen und daran hängen läßt, damit er durch den Schmerz der Wunden, das fließende Blut und das Geräuſch dieſer unbequemen Anhängſel wild und kampfluſtig werde. Iſt er allzufeig oder träge, helfen auch dieſe Pfeile nicht, ſo ſteckt man ihm dergleichen an den Hals, woran Raketen, Schwärmer und Petarden befeſtigt ſind, welche ſich entzünden und mit Feuer und Knall und Schlag ihn endlich doch in Harniſch bringen. Solche Pfeile heißen banderillas de fuego, Feuerpfeile. Die Kämpfer, welche lediglich berufen ſind, ſolche banderillas gegen den Stier zu gebrauchen, werden banderilleros genannt.

**) Eine Art von ſchwarzer Mütze mit ſchwarzen Bändern geſchmückt.

***) S. die Anm. †† auf Seite 4.

†) Wörtlich: ein Stecher, ein Stallmeiſter, Bereiter, auch ein Dieb, der mit Dietrichen ſtichlt. Hier ein Kämpfer zu Pferd, der den Stier mit der Lanze angreift.

mit Perlen, Borden und Stickereien beſetzt, daß man kaum etwas von dem Sammet ſehen konnte. Auffallend erſchien dabei die Koketterie ihrer queridas*), welche ihnen die großen weißen breitkämpigen Hüte mit ungeheuern Bandſchleifen und Roſetten geſchmückt hatten. Sobald der Zug vor der königlichen Loge angekommen war, entblößten alle toreros die Häupter und die toreros zu Fuß beugten ein Knie zur Erde.

Der König gab ihnen das Zeichen, aufzuſtehen und ſich an ihre Plätze zu verfügen.

In einem Nu hatten ſich, gleich einer Schaar flüchtiger Vögel, alle capeadores, banderilleros und espadas über die Arena zerſtreut, nahmen ihre Mäntel in die Hand und zeigten nun die ganze Pracht ihrer eleganten majos-Tracht**). Die Sonne ſpiegelte ſich blendend in den Tauſenden von Gold- und Silberflittern und Steinen.

Das kleine Heer hatte ſeine Poſition nun inne und ſtellte ſich in Schlachtordnung, um den Feind zu erwarten.

Drei picadores verließen die Arena, um der Reiterei ſpäter als Reſerve zu dienen.

Die beiden Uebrigen, Sevilla und Pinto, erhielten feierlich ihre Lanzen, ſtellten ſich damit an der Barriere hin, unfern von der Thüre des toril***) auf.

---

*) Ihre Auserwählten, ihre Liebchen.

**) Geſchmückte Leute, Stutzer, Zierbengel, Modenarren ꝛc.

***) Der Stall, worin die Stiere gehalten werden.

Der König warf den Schlüssel zu dieser Thüre hinab. Er wurde einem der Alguacils überreicht, welcher nun quer den ganzen Platz durchschritt, um ihn dem mayoral*) zu übergeben, dann in vollem Galopp aus den Schranken sprengte und dabei vom Volk mit Gelächter, Zischen und Pfeifen regalirt wurde.

Nun wirbelten die Trommeln.

Es war ein schrecklicher und feierlicher Augenblick. Die Erwartung, bevor der erste Stier aus dem toril ins Freie tritt, ist auf das Aeußerste gespannt. Sein plötzliches Erscheinen bildet die eben so lebendige, als eindringliche Exposition des Drama. — Wahrlich, wer in diesem Augenblick beobachtete, wie alle diese zahllosen Gesichter und Blicke nach einem einzigen Punkt hinstreben, der würde bewundernd erkennen, in wie zahllosen, je nach Verschiedenheit der Züge und der Leidenschaften verschiedenen Nuancen, auf jeder Physiognomie die stechende Angst und jene grausame Regung sich spiegeln, welche zehntausend Herzen zugleich schlagen machen, als lägen sie alle in einer einzigen Brust. Diese Beobachtung wäre in der That ein sehr interessantes Schauspiel, ein schönes und wichtiges Studium der menschlichen Seele!

Auch für den picador, der zwei Schritte vor der Thüre des toril mit geschwungener Lanze den

---

*) Der Aufseher über die Ställe, der Führer der Stiere ꝛc.

ersten Angriff zu bestehen hat, ist dieser Augenblick ein sehr ernster und herber. Noch ist er nicht erhitzt und unbesonnen von überstandenen Gefahren, wie er im Gefolge der Kämpfe es werden wird. In der grausamen Parthie, in welcher das Leben auf dem Spiel steht, hat er den ersten Würfel noch nicht geworfen.

Ich habe den tapfern Ortis gehört. — Ortis ist ein alter picador, der vielleicht 10,000 Stiere erlegt hat, dem jede Rippe im Leib von Stürzen oder Hornstößen zerbrochen ist. Er betheuerte, daß er niemals als erster picador den ersten Stier erwartet habe, ohne daß ein heftiger Schauder ihm alle Glieder durchbebte, kalter Schweiß seine Stirn bedeckte.

Die Thüren des toril öffneten sich. Ein prachtvoller schwarz und weißer Stier, ein Stier von Colmenar sprang in die Arena.

Er wendete sich gegen den ersten picador, blieb zweifelhaft stehen, scharrte den Boden mit dem Fuß, schüttelte das Haupt, als wenn er auf seinen Feind einstürzen wollte — machte dann eine Kabriole und ging vorüber.

Das war ein verurtheilter Stier!

No vale nada! schrie man schon von allen Seiten; die Hunde, die Hunde! es una vaca! es una cabra!*) In der That benahm er sich mehr als eine Ziege, denn als ein Stier und bewies vom ersten Augenblick an, daß man sich in dem Urtheil

*) Er taugt nichts! Er ist eine Kuh, er ist eine Ziege!

über ihn nicht getäuſcht hatte. Einer der chulos verſuchte, ihn wieder gegen die picadores zurückzutreiben, aber der Stier verfolgte ihn ſelbſt. Als Jener nun über die Schranken ſich ſchwang, bewies auch er ſeine Springerkünſte, indem er ebenfalls hinüberſetzte.

Indeſſen war er doch nicht weiter gekommen, als bis in den kreisförmigen Gang der rings die Arena einſchließt. Dies ereignet ſich ſehr oft. Man öffnete ihm eine der Schrankenthüren und er ging wieder in die Arena.

Aber fortwährend wurde er grimmig ausgepfiffen und mit allen erdenklichen Schimpfworten verfolgt. Wüthend rief das Volk nach den Hunden.

Plötzlich nahm der Stier die Herausforderung eines andern chulo an, rannte quer über die ganze Arena bis an die Barriere und ſprang abermals dem ſich darüber Flüchtenden in einem kühnen Satze nach. Ein furchtbares Angſtgeſchrei ertönte ſogleich. Diesmal war er nicht wieder nur in den Gang geſprungen, ſondern mit einem Satz darüber hinweg, mitten in das dichteſte Volksgedränge im tendido ſelbſt.

Die Verwirrung wurde allgemein. Der ganze Platz erſchallte wie von einem einzigen Schrei der Angſt und Verzweiflung.

Das Volk erhob ſich gleich einer vom Sturm gepeitſchten Flut in mächtigen Wogen und überſchwemmte die gradas cubiertas, indem es über die Balauſtrade ſprang und kletterte. Allein auch hier

hielt man ſich für eben ſo wenig ſicher, wie in den Logen ſelbſt, und bald waren die engen und niedrigen Ausgangsthüren vom ungeheuerſten Gedränge verſtopft.

Abſcheulich waren der Lärm und die Verwirrung. Vorzüglich jammerten, ſchrien und heulten einige Weiber mit ihren Kindern in den Aermen.

Der Stier ſelbſt war nicht weniger erſchrocken als das Volk. Alle Gaſſen, welche im dichteſten Gedränge überall ſich vor ihm öffneten, hatte er durchlaufen und war endlich mitten im Orcheſter der Muſiker angekommen. Hier hören die Stufen auf, er befand ſich frei auf ebenem Bretterboden. Einen Augenblick blieb er ſtehen und ſchaute mit dummem Blick rings um ſich her. Das arme Thier dachte mehr an Flucht und Rettung, als irgend ein Uebel gegen Einen der Tauſende zu verüben. Alle Muſikanten waren von ihren Plätzen geflohen, nur ihre Inſtrumente ſtanden und lagen umher, Klarinetten, Trommeln, Trompeten unter und über den umgeſtürzten Sitzen.

Dies Alles trat er unbefangen mit Füßen, durchbrach einige hölzerne Baluſtraden, bahnte ſich überall ſeinen Weg und ſchritt im tendido umher.

Aber das Heer der toreros hatte ſich wieder geſammelt und vertrat ihm im Hinterhalt den Weg. Mitten auf dieſen ungleichen Stufen konnte er ſich weder vertheidigen, noch mit Erfolg ſeine Gegner angreifen und fiel daher bald unter tauſend Degen- und Dolchſtößen von allen Seiten.

Nun eilten die königlichen Freiwilligen hinzu. Eine gewiſſe Anzahl von ihnen wird immer rings um die zweite Barriere auf den erſten Stufen des tendido aufgeſtellt. Mit größter Höflichkeit hatten ſie früher den Stier vorübergelaſſen und immer ſehr geſchickt manövrirt, um ſich ſelbſt vor Allen außer Gefahr zu bringen. Sie hatten ſämmtliche Ausgangsthüren beſetzt. Aber ſobald ſie den gemeinſchaftlichen Feind erlegt ſahen, eilten ſie Alle herbei und jeder machte ſich ein Gewiſſen daraus, die Spitze ſeines Bajonets an dem Erſtochenen zu verſuchen.

Man hatte nicht Zeit genug, dieſen, obgleich ziemlich ſpät ſich äußernden Eifer gehörig zu bewundern.

Ueberall wußte man ſchon, daß der Stier todt ſei. Das Vertrauen kam wieder, die Luſt erwachte, die Fliehenden ſtanden und nach und nach kehrte der Strom wieder in ſein altes Bette zurück. Jeder nahm wieder, wenngleich nicht immer ſeinen vorigen, doch irgend einen freien Platz ein. Alle ſetzten ſich in wildem Durcheinander und vorzüglich drängte man ſich nach den gradas cubiertas und nach den oberſten Rängen des tendido, welche nicht nur reich verziert, ſondern auch ſicherer waren, als die untern ſo nahe um die Arena hinlaufenden Plätze, wo immer nur halb zu trauen iſt.

Deſſenungeachtet war der Sturm noch nicht völlig beſchwichtigt. Ein dumpfes Getöſe und Gebrauſe herrſchte in dem ganzen Kreis. Es glich

dem unruhigen Geſumſe der Bienen bei der Wiederkehr in ihren Bau, aus welchem irgend ein Vogel ſie den Augenblick zuvor verjagt hatte. Die noch nicht ganz wieder getröſteten Frauen konnten nicht aufhören, die Jungfrau Maria und alle Heiligen zu Hülfe zu rufen. Die Männer beſchäftigten ſich mit außerordentlicher Thätigkeit mit ihren cigarritos*). Ohne Zweifel gebrauchten ſie den Rauchtabak als ein beruhigendes Mittel.

Die Rauchwolken wirbelten auf, bald konnte man nichts mehr ſehen.

2.

Ich ſelbſt hätte bei dieſem Ereigniß nicht fliehen können, wenn mir auch die Luſt dazu angekommen wäre; meine Nachbarin hinderte mich daran auf eine ſonderbare Weiſe.

Meine Nachbarin war eine hübſche manola**), ein ganz junges Mädchen, ſehr braun, mit ſchwarzen Augen. Die Nummer meiner Karte hatte mir den Platz im erſten Rang der gradas cubiertas neben ihr angewieſen. Wir hatten bereits viel mit

---

*) Rollen von Tabacksblättern mit Papier umwunden, welche man anzündet und raucht. Auch Cigarren in Stroh, oder gewöhnliche Cigarren.

**) Eine Griſette, eine verdächtige, leichte ꝛc. Mamſelle.

einander geplaudert und mir war dabei bald klar geworden, daß Pepita (so hieß das hübsche Mädchen) für ihr Alter schon eine sehr ausgezeichnete aficionada*) war.

In demselben Augenblick, als der Stier in den tendido sprang, sprang auch sie auf mich, klammerte sich an die Aufschläge meines Rocks und bemächtigte sich so fest meiner ganzen Person, daß jeder Widerstand augenscheinlich unnütz gewesen wäre. Also leistete ich auch gar keinen Widerstand. Ich bewunderte nur die Energie des Selbsterhaltungsinstincts, womit Pepita mich genöthigt hatte, vor ihr stehen zu bleiben, indem sie hinter mir sich ordentlich verschanzte und bereit schien, jedem Angriff meinen Leichnam wie einen Schild entgegenzustrecken.

So blieben wir geraume Zeit an einen Logenpfeiler gelehnt stehen. Dieser schützte uns gegen den Andrang der Menge. Ich war vollkommen resignirt und beobachtete, in Betrachtungen vertieft, den Zustand des bei solcher Verwirrung natürlicherweise etwas verschobenen und offenen Mieders meiner Pepita. Sie blickte über meine Schulter hinweg sehr aufmerksam nach Allem, was ringsumher vorging oder vorgehen könnte.

So wie die Gefahr sich minderte oder entfernte, ließ auch Pepita mich allmälig wieder freier

---

*) Eine leidenschaftliche Liebhaberin der Stiergefechte.

athmen; die mich umschlingenden Bande wurden lockerer, meine Gefangenschaft weniger beengend.

So wie der Stier vollkommen todt niederstürzte, gab sie mich wieder völlig frei.

Sie ordnete die in Verwirrung gerathenen Tücher und Leibchen, zog die mantilla zurecht, setzte sich wieder auf ihren Platz, lächelnd, ruhig und lustig, als wenn gar nichts geschehen wäre.

Ich betrachtete sie und konnte die vollkommene Seelenheiterkeit, welche nach einer solchen Erschütterung so schnell wieder auf diesem jungen und sanften Gesicht lächelte, nicht begreifen.

Ich nahm wieder neben ihr Platz, ganz nahe bei ihr. Mit großer Aufmerksamkeit betrachtete ich stets ihr Gesicht. Wie schnell hatte sie Alles vergessen! Wie schnell hatte sie wieder die Lust des Schauspiels ergriffen! Ihr Auge blitzte. Sie war hübsch, sehr hübsch! aber mir wäre es lieb gewesen, wenn sie sich noch immer gefürchtet hätte.

3.

Die picadores.

Das Gefecht ging fort.

Ein zweiter Stier war in die Arena gekommen, ohne daß ich ihn sogleich bemerkt hätte. Es war ein mächtiger andalusischer Stier mit hohen, weitgeöffneten Hörnern. Die chulos trachteten ihn vom picador Pinto, den er mit seinem Pferd niedergc-

worfen hatte und nun mit Füßen trat, abzulocken. Das Pferd rührte ſich ſchon nicht mehr, die Spitze des einen Horns war ihm gerade in's Herz gebohrt.

Endlich gelang es einem der picadores, des Stiers Aufmerkſamkeit zu gewinnen und von ihm verfolgt zu werden. Man hob den Pinto auf, er war nicht mit den Hörnern verwundet, kam mit einigen Quetſchungen und abgeſchundenen Flecken davon. Dies gilt für gar nichts. Er verließ den Kampfplatz und erſchien nach wenigen Augenblicken wieder auf einem andern Pferd.

Seine Wiederkunft feierte ſtürmiſcher Beifallsruf und Jubel.

Auch Sevilla, der zweite picador, war bereits pferdlos gemacht.

Im erſten Augenblick ſchon hatte der Stier dem Pferd den Bauch aufgeſchlitzt und es niedergeworfen. Das edle Thier hatte ſich wieder erhoben und rannte in großem Galopp rings um die Arena, ſchleppte ſeine Eingeweide im Staub mit ſich fort, zerſtampfte ſie mit ſeinen Hufen, daß die blutigen Fetzen davon auf die Zuſchauer hinausſpritzten.

Bei dieſem Herumgaloppiren kam es dem Stier abermals in den Weg, er ſenkte den Kopf, erfaßte es mit den Hörnern und ſchleuderte es durch die Luft, zehn Schritte weit zur Erde, daß es nicht wieder aufſtand.

Das arme Thier! der Stier ſchien es wirklich nur aus Mitleiden vollends hingerichtet zu haben.

Auf der Arena war bereits des Bluts genug gefloſſen! Je mehr deſſen floß, deſto mehr wurde das Volk entzückt, berauſcht; eine Art von Fieber ſchien es zu ergreifen.

Bravo toro! — Buen toro!*) ſchrie man von allen Seiten und Alles klatſchte, ſchnalzte, lachte, jauchzte und zitterte vor Wonne.

Aber ſchon hatte ſich der Stier auf das neue Pferd unter Pinto geſtürzt. Die Lanze des picador war beim erſten Anrennen an dem Hals des wüthenden Thieres zerſplittert, dieſes hatte ſein ganzes Gehörne in die Bruſt des Pferdes geſtoßen und bohrte nun raſend immer tiefer in die ungeheure Wunde, als wollte es ſein ganzes Haupt hineintauchen.

Der junge matador Montes ſollte dieſen Stier tödten. Obgleich der Augenblick dazu noch nicht vorhanden war, ſo ſprang er doch, die Gefahr für Pinto erwägend, hinzu, ſchüttelte ſeinen Mantel vor den Augen des Stiers, um dieſen gegen ſich zu hetzen und damit dem picador Zeit zu geben, ſich loszumachen.

Montes befand ſich in einen zu kleinen Raum eingeengt, um ſeiner Bewegungen gehörig Herr zu ſein, der ſchreckliche Kampf ereignete ſich dicht an den Schranken.

Endlich war der Stier der langen Herausforderung des matador müde, riß ſein Gehörn aus

*) Wackrer Stier! guter Stier!

der Bruſt des Pferdes und rannte gegen ihn an. Das arme Pferd hatte nun keinen Halt mehr und ſtürzte rücklings über ſeinen Reiter hin.

Dieſer war damit gerettet. Mehr hatte Montes für den Augenblick nicht gewollt und eilte daher, durch einen Sprung über die Schranken ſich ſelbſt in Sicherheit zu bringen. Als er den Fuß auf das ſchmale Bretchen ſetzte, welches man in der Mitte der Höhe zur Erleichterung der Flucht verfolgter picadores angebracht hat, ſo trat er unverſehens auf den Mantel, den er in der Hand hielt, und wurde dadurch aufgehalten. Dieſer Zufall war ſein Verderben.

Während deſſen war ohne beſondere Haſt der Stier auf einen Schritt weit zu ihm herangekommen, hatte den Kopf geſenkt und raſch wieder erhoben. Montes war getroffen und ſtürzte. Eines der Hörner war unter dem linken Arm tief in ſeine Bruſt gedrungen.

Es war ein furchtbares, ein grauſam empörendes, ſcheußliches Schauſpiel!

Unter allen Tauſenden hatte nur ein herzzerreißender Schrei ſich hören laſſen, — ohne Zweifel der Schrei einer Mutter oder einer Geliebten, — jetzt herrſchte Grabesſtille über dem weiten Raum.

Die ganze ungeheure Maſſe der Zuſchauer war, wie durch einen Zauberſchlag angeregt, aufgeſtanden; überall war man auf die Bänke geſtiegen und ſah mit gräßlicher Neugierde dorthin.

Der Stier hatte ſich nicht entfernt und ſein Opfer noch nicht verlaſſen. Kaum ſah er den armen Montes am Boden liegen, ſo berach er ihn. Er fand ihn noch nicht todt, rückte um einige Schritte zurück, ſtürmte dann wieder ein, erfaßte ihn mit den Hörnern und ſchleuderte ihn fünf oder ſechsmal in die Luft.

Rings um ſie her hatten ſich alle toreros geſtellt und machten tauſend verzweifelte Verſuche, um die Reſte ihres Kameraden, dieſe jämmerliche Trümmermaſſe eines Menſchenkörpers zu retten.

Endlich wurde der Stier auf das Getümmel um ihn her aufmerkſam. Geblendet und gereizt von dem Scharlachmantel eines der capeadores, rannte er auf dieſen ein, verfolgte ihn an das andere Ende der Arena und ließ den armen Montes mit zerriſſenen Kleidern, ganz mit Staub und Blut bedeckt, als eine athemloſe Leiche liegen.

Man trug ſie aus dem Circus und Jedermann hielt ſie für todt. Dennoch glaube ich nicht, daß auf einem von all' den Tauſenden in heftiger Nervenſpannung zuckender Geſichter eine innere Rührung, ein Zug von wahrem Mitleiden zu leſen war. — Nicht eine einzige Thräne floß aus allen dieſen ſtarren, glühenden Augen!

Keine Thräne, o heilige Barmherzigkeit! Und hier waren mehr als zehntauſend menſchliche Seelen verſammelt! und unter ihnen — wie viele Frauenſeelen? — mehr als die Hälfte!

Und keine Thräne!

4.

Um Alles beſſer ſehen zu können, war Pepita auf die Bank geſtiegen; gleich ihr und allen unſern Nachbarn, war auch ich hinaufgeſtiegen.

Nachdem ſich ſchon Alle wieder geſetzt hatten, blieben wir Beide noch ſtehen.

Man ſchrie uns zu, daß wir uns ſetzen ſollten.

Ich nahm Pepita bei der Hand, um ihr das Herabſteigen zu erleichtern. So kam ihre Hand in die meinige und ſie zog ſie nicht zurück.

Dieſes Hand in Hand mußte nothwendig eine Herzensergießung herbeiführen. Ich litt ohnehin; mein Herz ſchlug gewaltig; ich fühlte das Bedürfniß, meine innerſten, ſchmerzlichen Gefühle einem Menſchenherzen mitzutheilen.

„Pepita," begann ich, „este toro es muy malo*)."

Malo? antwortete ſie lebhaft, malo! es el mejor do la corrida!**)

Und dabei äußerten ihre Züge eine Verachtung, eine Ironie, welche offenbar hinzufügen ſollten: Ihr ſeid ein armſeliger Kenner!

Ich hatte raſch ihre Hand fahren laſſen. Sie betrachtete mich mit großem Erſtaunen.

Meine unhöfliche Bewegung mußte ſie allerdings in Erſtaunen verſetzen. Ich fühlte dies, ich

---

*) Dieſer Stier iſt ſehr böſe.

**) Böſe? böſe! er iſt der beſte der ganzen Hetze!

ging in mich und rief augenblicklich alle meine Philoſophie zu Hülfe, um Gründe für ſie gegen mein einfältiges Herz zu finden.

Hatte ſie nicht Recht? Mein Freund, ſagte ich zu mir ſelbſt, du biſt ein Narr, glaubteſt du etwa hier eine Spielerei wie in der Oper zu finden? Wußteſt du nicht, daß es ſich hier um wirkliche Wunden, um ächtes Blut und wahren Tod handelt? Richtet man dieſe Stiere nicht ab, um zu morden? Schlecht iſt der Stier, welcher weicht und flieht; gut derjenige, welcher tödtet; der beſte, welcher die größte Zahl ſeiner Feinde und am ſchnellſten umbringt. Was liegt daran, wenn er einen Menſchen tödtet? Iſt er darum weniger ein guter Stier? Hat ſich Pepita nicht richtig ausgedrückt? Mein Freund, ſprich: was ſollte ſie denn Anderes ſagen?

Damit war meine Empfindſamkeit zum Schweigen gebracht. Sie hatte nichts mehr zu entgegnen.

Ich war der holden Pepita eine Genugthuung ſchuldig. Ich reichte ihr die Hand, ohne Zögern ſtreckte ſie mir die ihrige wieder hin. Sachte bückte ich mich, damit Niemand ſehen ſollte, was ich verübte und drückte ihre Finger leicht an meine Lippen.

Im Augenblick war ich wieder betroffen, ſo viel gewagt zu haben. Furchtſam betrachtete ich Pepita, als ich den Kopf wieder erhob, weil ich beſorgte, auf ihrem Geſicht einige Züge von Unwillen zu finden, weil ich hoffte, darauf ein leich-

tes Erröthen zu erblicken. Aber ſie lächelte noch. Dieſes Lächeln war mir beinahe zuwider, und lieber hätte ich es jetzt wenigſtens nicht geſehen; oder vielmehr — lieber hätte ich es geſehen, wenn ſie mit einem ganz andern Lächeln gelächelt hätte.

5.

Der matador.

Indeſſen hatte der Stier abermals zwei Pferden den Bauch aufgeriſſen und die breiten und tiefen Wunden von den Lanzen der picadores, aus welchen das Blut in Strömen floß, ſchienen weit entfernt ihn zu ſchwächen, vielmehr ihn noch heftiger zu reizen und ſeine Kräfte zu verdoppeln.

Die leichte Schaar der banderilleros hatte ſich, zum großen Mißvergnügen des Publikums und trotz der ſtürmiſchen Aeußerung des allgemeinen Mißfallens, in Bewegung geſetzt und bereits mehrere Paar banderillas*) in den Hals des Thiers geſteckt.

Dieſes Mißfallen war ſehr natürlich. Denn nach den ächten Grundſätzen dürfen die banderillas nicht eher angebracht werden, als in dem Augenblick, in welchem der Stier ſchon ſehr ermüdet auf keinen weitern Kampf ſich einlaſſen und namentlich der Lanze des picador nicht mehr entgegenſtürmen will.

*) S. Anm * auf Seite 5.

Selbſt Pepita ſtimmte laut in das Klagelied aller aficionados meiner Nachbarſchaft mit ein.

Man hat uns vielleicht um den Anblick des Todes von noch drei bis vier Pferden gebracht! — Was nützt es, daß der König ſelbſt bei dem Stiergefecht präſidirt, wenn man alle Regeln verletzen will!

Aber gegen das geſchehene Uebel gab es keine Hülfe mehr. Man hatte das Wirbeln der Trommel gehört. Der matador, welcher den Montes erſetzen und ſeine Rolle ſpielen ſollte, erſchien auf dem Schauplatz. Sobald man ihm den Degen und die muleta*) überreicht hatte, ließ er ſich auf ein Knie vor der Loge des Königs nieder und bat auf die übliche Weiſe um die Erlaubniß den Stier zu tödten. Auf das gnädige Ja! des Königs erhob er ſich gravitätiſch, verſäumte die gewöhnliche Pirouette zu machen und warf die montera zur Erde. — Der Augenblick eignete ſich nicht zu eitlen Ceremonien und Bravaden.

Dieſer matador war der in frühern Zeiten hochberühmte, jetzt aber ſo ziemlich herabgekommene Joſe Miranda. Vor einem Jahr ungefähr war ihm bei einem Stiergefecht zu Madrid, im Augenblick als er dem Stier den Todesſtoß verſetzen wollte, die muleta entfallen. Er warf ſich gerade vor dem Stier auf den Bauch an die Erde; aber dieſer nahm ihn auf

*) Ein Fähnchen von rothem Zeug an einem kurzen Stab.

seine Hörner und schleuderte ihn zwanzig Schritte weit in die Luft. Man hielt ihn für todt, er hatte nur ein Bein gebrochen. Seit der Zeit hinkte er ein wenig. Dazu kam, daß er, bei seiner kleinen Gestalt täglich dicker werdend, nur mit großer Anstrengung gehen konnte, daher bei jedem nothgedrungenen Rückzug dem Stier sich preisgegeben sah und, wenn auch nicht an Geschicklichkeit, doch an Verwegenheit viel verloren hatte.

Dennoch ging er jetzt mit Zuversicht seiner Arbeit entgegen, obgleich er sehr bleich aussah und in allen Zügen eine tiefe Alteration verrieth.

Es war wirklich ein feierlicher Augenblick. Nach dem ungleichen Kampf von Zwanzig gegen Einen begann nun der Zweikampf Auge in Auge, auf Leben und Tod, in Gegenwart von zehntausend Zeugen, welche unerbittlich bei dem Alten beharrend, niemals dulden würden, daß ein matador, selbst um sein Leben zu retten, — den Stier ohne genaueste Beobachtung der kleinsten Regel der tauromachischen Schule tödtete.

Miranda hatte seinen furchtbaren Gegner vor sich. Er mußte seinen Stahl mit den drohenden Hörnern kreuzen, die ganz roth von Blut — vom Blut des Montes — waren. Man sah es ihm wohl an, der matador fühlte vollkommen, daß es hier sich um Geringeres nicht handelte, als einen solchen Feind mit einem Stoß zu tödten, oder selbst zu sterben!

Starr heftete er ſein Auge auf das Auge des Stiers. Beide maßen ſich mit ihren Blicken. Miranda trat mit der Seite voran, einen Schritt näher.

Mit geſenktem Haupt ſtürzte der Stier ihm entgegen. — Er hatte nur den Scharlachmantel getroffen. Raſch kehrte er um und ſtand wieder dem matador, der auf Schutz und Trutz gerichtet ſeiner harrte, gegenüber.

Es gab wieder eine kleine Pauſe von einigen Secunden.

Das tiefſte Schweigen herrſchte im ganzen Cirkus. Man hörte nichts, als das flammende Athemholen des Stiers, eine Art von ſchauerlichem Röcheln. Er ſtand mit Schaum und Blut bedeckt, ahmete in kurzen heftigen Stößen, ſtrömte Dampf aus den Naslöchern.

Miranda hatte ſich leicht gekrümmt, hielt die muleta abwärts, während er zugleich, den Ellbogen an die Bruſt führend, den Arm ein wenig erhob und den Degen über dem Haupt des Stiers mit der Spitze abwärts hielt.

Plötzlich ſchoß der Andaluſier wieder auf ihn ein, — er hatte ſich ſelbſt geſpießt, er war tödtlich getroffen. Der Arm von Miranda hatte ihm, zwiſchen beiden Hörnern durchfahrend, den Degen bis an das Gefäß in die Halswurzel geſtoßen.

Es war ein prachtvoller Meiſterſtoß!

Der Stier wankte, rückte einige Schritte rückwärts, rang im Todeskampf, ſchüttelte convulſi-

viſch den Kopf, als wenn er das ihn ganz durchbohrende Eiſen herauswerfen wollte, ſtürzte dann plötzlich zuſammen und blieb ohne Bewegung liegen.

Ein ungeheurer Sturm von Viva! und Geklatſche brach los. Die Frauen beugten ſich vorn über, rauſchten mit ihren Fächern, an allen Logen, an den gradas cubiertas und vom tendido wehten Tücher, der ganze Circus war wie durch Zauber damit geſchmückt.

Der glückliche matador ſchritt im Triumph über die Arena, um zu den Füßen der königlichen Loge den Degen und die muleta niederzulegen. Bei jedem ſeiner Schritte ertönten ihm von Neuem Beifallsklatſchen und ſtürmiſche Zurufe. Er dankte dafür nach allen Seiten mit zierlichen Kußhändchen.

Das elegante und reiche Geſpann der Maulthiere wurde, von den chulos geleitet, in die Arena geführt. Gewandt und munter ſchleppten ſie in geſtrecktem Galopp die lebloſen und ganz mit Blut bedeckten Leichen von fünf Pferden und einem Stier hinaus.

6.

So viel Blut hatte mich ganz verwirrt gemacht, ich bekam den Schwindel und fühlte mich einer Ohnmacht nahe.

Ich rief einen aguador*) und trank ein großes Glas frischen Wassers. Auch Pepita trank. — Ich trank, weil ich litt, weil ich ohnmächtig zu werden befürchten mußte; — sie trank, weil sie Durst hatte; sie trank sehr hastig, ohne ein Auge von der Arena zu verwenden, damit sie auch nicht die geringste Kleinigkeit von dem immer fortgehenden Kampfspiel verliere.

Mich betrübte und ärgerte diese überschwengliche Aufmerksamkeit, von welcher keine andere Beschäftigung sie ablenken konnte.

Mir war es zum Ersticken, ich mußte trachten freier athmen zu können. Ich erhob mich, ging hinaus und wandelte auf dem äußern Corridor rings um die gradas cubiertas auf und nieder. Ich stellte mich an ein kleines Fenster, welches die Aussicht auf eine Kapelle und andere zu dem Platz gehörende Gebäude außerhalb des Circus gewährte.

Durch die Fensterscheiben der Kapelle sah ich auf ihrem Altar brennende Kerzen schimmern; ich sah die Blumen, welche die toreros vor dem Kampfspiel als Weiheopfer mit vielen Gebeten der heiligen Jungfrau zu Füßen legten. Weder die Kerzen, noch die Gebete, noch die Blumen hatten heute den Montes gerettet!

Vielleicht war er schon todt. Ein alter Kapuziner aus dem Kloster des San Pasqual, der bleich

---

*) Ein Wasserträger. Leute, welche mit Wasser handeln, gewöhnlich Galizier.

und mit gefalteten Händen vorüberging, war ohne Zweifel ſchon zu ſpät gekommen, um ſeine Beichte zu hören.

Vor den Thüren der Stätte ſtanden zehn geſattelte und gezäumte Pferde. Sie waren die für die Stiere bereiteten Opfer, um zu ſeiner Zeit ſich die Bäuche aufſchlitzen zu laſſen.

Näher, gerade unter meinen Augen, ſah man an den Thüren des Circus eine Menge Neugieriger und Liebhaber ſich drängen. Die Mehrzahl derſelben beſtand aus Bettlern, welche den Eintrittspreis nicht bezahlen konnten und nun wenigſtens hier verweilten, um die Leichen der getödteten Stiere und Pferde vorbeiſchleppen zu ſehen, wenn die Maulthiere nach dem matadero*) ſie zogen.

Seitwärts ſtanden Gruppen hübſcher Kinder und ſpielten das Stierſpiel. Dies war eine harmloſe Parodie des ernſten und wahren Drama, welches zwei Schritte weiter aufgeführt wurde; eine Art von Vorbereitungsſchule, damit die Kleinen allmälig die Sache begreifen und verſtehen lernen; ein Act der Erziehung.

Hiernach verſtand ich die hübſche Pepita weit beſſer. Nun war ihr Muth und ihr kaltes Blut mir begreiflich; ich hatte dafür genügende Entſchuldigungsgründe gefunden; war ſie nicht ſelbſt ein Kind? Weit nachſichtiger geſtimmt kehrte ich an meinen Platz zurück und ſetzte mich wieder neben ſie.

*) Das Schlachthaus, zuweilen auch: die Waſenmeiſterei.

7.

Die Hunde.

Drei Stiere waren in die Schranken gekommen und allmälig wieder hinausgeſchleppt worden, nachdem ſie mit mehr oder minder Tapferkeit ſieben Pferde getödtet hatten und ſich ſelbſt hatten tödten laſſen. Dies Alles geſchah mit ſehr verſchiedenen Nuancen von Gefahr für die picadores, die chulos und die espadas, nach der gewöhnlichen Alternative von wildem Geſchrei oder dumpfer Stille, bei ausgelaſſenem Beifallsgejauchze und Geklatſche, oder unter den lärmendſten Schimpfworten gegen die toreros und gegen die Stiere.

Einige Augenblicke bevor ich meinen Sitz wieder eingenommen hatte, war ein ſechſter Stier eingeführt worden, ein Navarreſe. Aber ihn verfolgten von allen Seiten wildes Geſchrei, Geſchimpfe und Pfeifen.

Denn, nicht nur den picadores wich er aus, ohne einem einzigen Lanzenſtich Troß zu bieten, ſondern er floh auch vor dem Geſchrei und Gedrohe der chulos. Dieſe trieben ihren Spott mit ihm. Einer zerrte ihn am Schweif, der Andre machte luſtige Sprünge vor ihm her, ein Dritter ſprang über ſeine Hörner.

Der arme Stier hatte keine kriegeriſche Laune und dachte an nichts weniger, als für all' ſolchen Spott und Schimpf ſich zu rächen. Er ſchien keine

andre Sorge zu haben, als alle chulos des Circus in luſtiger Jagd hinter ſich herzuhetzen.

Alle Augen des Volks flogen nach der königlichen Loge und tauſend Stimmen zugleich verlangten von dem Herrſcher die Hunde.

Der König griff mit der Hand an ſein Ohr. Dies iſt die ausdrucksvolle Bewegung, wodurch er die Hundehetze bewilligt und die Hunde einzuführen befiehlt.

Freudengeſchrei, Beifallklatſchen und Jauchzen des Dankes erſchallten von allen Seiten für dieſe Huld.

In der Regel beſtraft man zu Madrid einen ſo feigen Stier durch die Qualen der banderillas de fuego*), die Hunde gebraucht man beinahe nur bei den Stiergefechten von Aranjuez.

Ein ungewöhnliches und ſehr intereſſantes Schauſpiel ſtand bevor. Die Alguacils ſetzten ſich in Bewegung, um allerſchleunigſt des Königs Befehl Gehorſam zu verſchaffen. Bald wurden zwei ungeheure graue Hunde herbeigeführt. Zwei chulos des Platzes führten ſie, oder vielmehr, wurden von ihnen hereingezerrt, denn die ſchrecklichen Doggen wurden nur an Taſchentüchern um den Hals feſtgehalten und erblickten kaum ihren Feind, als ſie ihre Führer in mächtigen Sätzen gegen ihn hinriſſen.

Zwanzig Schritte vom Stier entfernt, wurden

*) S. Anm. * auf Seite 5.

ſie gelöſt. Mit aller angebornen Wuth ſtürzten ſie auf ihn ein, um ſich an ſeinen Ohren feſtzubeißen. Allein gegen dieſe neuen Gegner war der Stier plötzlich ſehr muthig und tapfer geworden, er erwartete ſie gefaßt mit geſenktem Kopf, nahm ſie auf die Hörner und warf ſie drei- oder viermal wohl dreißig Schritte weit durch die Luft.

Beide Hunde waren zerſtoßen, verwundet und mit Blut bedeckt. Dennoch ſtürmten ſie ſtets wieder zu neuen Angriffen heran, aber ſtets ſchwächer und endlich mit lautem Gebelle. Dies iſt bei ihnen das ſicherſte Zeichen von Mattigkeit.

Es bedurfte einer Verſtärkung. Zwei noch größere und ſtärkere Hunde wurden eingeführt und angehetzt.

Nun war der Kampf nicht mehr gleich. Alle vier Doggen griffen zugleich den Stier an; er widerſtand wohl einige Augenblicke, mußte aber bald unterliegen. An jedes ſeiner Ohren hatten ſich zwei Hunde feſtgebiſſen. Er mochte mit den wüthendſten Kopfſtößen ſchütteln und ſie in der Luft umherſchwenken ſo viel er wollte, ſie peitſchten ſich mit ihren Schwänzen luſtig ihre Seiten und ließen nicht mehr locker.

Vom Schmerz überwältigt, entſagte er endlich jeder Anſtrengung, beugte den Kopf und rührte ſich nicht mehr.

Er war nun, um in der tauromachiſchen Kunſtſprache zu reden, gehörig coiffirt oder mit Kopfputz ausgeſtattet.

Hierauf kam ein gemeiner torero, ein niedriger Mörder, und ſtieß ihm einigemal einen Degen in den Leib.

Der Stier fiel.

Das Löſen der wüthenden Doggen von dem Leichnam gewährte ein ſchauerliches Schauſpiel. Mehrere chulos mußten ſie mit allen Kräften an den Schwänzen packen und abreißen. Kaum waren die beiden erſten Hunde auf dieſe Weiſe von ihrem Opfer gelöſt, ſo fielen ſie erſchöpft und halb todt nieder. Ihre Hüther mußten ſie aufpacken und auf den Armen forttragen. Wo ſie vorüberkamen, wurden ſie mit Klatſchen und Beifallgeſchrei begrüßt.

Sie hatten ſich tapfer bewieſen, als wahre und gute Hunde*).

---

*) Solche Stiergefechte mit Hunden ſieht man zuweilen in Wien viel intereſſanter. Weit von den Linien der Vorſtadt auf dem Weg nach Simmering iſt ein großer Raum eines Weideplatzes mit einem Zaun von dicken Balken eingefriedet. Die eine Hälfte dieſes Raums iſt leer, die andre wieder in viele kleine Gehöfte geſondert. Hierein werden die Ochſen geſperrt, welche aus Ungarn und Gallizien, aus der Bukowina und Wallachei nach Wien kommen. Nun ſammeln ſich die Fleiſcher aus Wien, ſuchen in dem Gewirre der zahlreichen Heerden ihre Stücke ſich aus und zeichnen dieſelben mit Farben oder glühenden Eiſen, während gewöhnlich Tauſende von Zuſchauern ringsumher zuſammenſtrömen und alle Barrieren dicht beſetzen. Auch hier giebt es der Griſetten zu Hunderten, Griſetten aus allen Ständen, Verheirathete und Ledige, welche in der Regel am höchſten auf die Barrieren klettern.

8.

Der Tod eines Pferdes.

Kaum war dieſer Stier von den Maulthieren fortgeſchleppt, ſo kam ein neuer zum Vorſchein, — der ſiebente.

Haben ſich beim Ausſuchen der Ochſen einige beſonders ungezogen und unbändig aufgeführt, ſo werden ſie zu allgemeinem Vergnügen und zur Dreſſur der Fleiſcherhunde zurückbehalten, wenn die übrigen zur Stadt in die Schlachthäuſer abgetrieben werden.

In dem kleinen Behälter wird der Ochſe fortwährend geneckt und gequält, bis ſeine Ungezogenheit in förmliche Wildheit ausartet. Dann wird das Thor geöffnet, welches in den großen, eingeſchloſſenen, rings von Zuſchauern umgebenen Raum führt. Brüllend ſtürzt der Ochſe heraus, macht gewaltige Sätze, ſchlägt ſich die Seiten mit dem Schweif und bleibt dann plötzlich ſtehen, die Menſchenmenge dumm begaffend, oder vielleicht ſich umſehend, wo ein Ausweg ins Freie zu finden ſei. Die Fleiſcherknechte halten mit Mühe ihre Hunde. Endlich wird Einer gelöſt und die Hetze beginnt. Gewöhnlich ſind Muth und Gewandtheit des Hundes nach zehn Minuten inſoweit Sieger, daß der Ochſe vor Wuth und Schmerz in herzzerreißenden Tönen brüllend den Kopf zur Erde ſenkt und der Hund immer feſter am Ohr ſich einbeißt.

Nun kömmt ein Knecht heran, welcher mit unſäglicher Mühe den Hund wieder losmacht und abführt, während ein anderer Knecht das höchſt gefahrvolle Amt übernimmt, den Stier an beiden Hörnern feſtzuhalten, bis der Hund ſeine Ohren losgelaſſen hat und alsdann — ſich vor dem plötzlich ſich frei fühlenden und davonſtürmenden Stier zu retten, ſo gut er kann. Kraft, Gewandtheit und kaltes Blut werden hierbei mächtig geübt.

Der Tag begann ſich zu neigen. Man hatte keine Zeit zu verlieren. Die Thüre des toril öffnete ſich und heraus ſtürmte ein ſchöner Stier von Ciudad-Real.

Wüthend ſtürzte er ſogleich gegen den erſten picador Sevilla und warf ihn ſammt dem Pferd beim erſten Anlauf nieder. Ohne Verzug rannte er gegen den zweiten picador.

Die chulos umringten ſogleich Sevilla und hoben ihn auf. Er wollte ſein Pferd wieder beſteigen, aber dieſes arme Thier konnte ſich ſelbſt kaum mit Mühe noch fortſchleppen, es war verwundet, tödtlich verwundet, ſeine Eingeweide ſtrömten aus dem Bauch und fegten den Boden.

Es war ein ſcheußlicher Anblick; demungeachtet ſah ich ohne eigentlichen Willen ſehr aufmerkſam zu.

Plötzlich durchbebte mich ein Schauder —

Dieſes arme Pferd! Ich erkannte es wieder,

Nur höchſt ſelten geſchieht ein Unglück. Sobald der Stier wieder frei iſt, wird ein zweiter Hund angehetzt. Dieſe Hetze wiederholt ſich ſo oft, bis der Stier zu ſehr abgemattet iſt, oder kein andrer wildgewordener Ochſe ſich im Gewahrſam befindet. Es iſt ein Kampf mit ziemlich gleichen Waffen, ohne alle ekelhafte und empörende Quälerei; nicht ein leeres Schauſpiel, ſondern eine unentbehrliche Uebung für die Fleiſcherhunde, welche die volkreiche Stadt gegen jedes ſcheu gewordene Thier dieſer Gattung ſchützen ſollen. Mitunter ein Schauſpiel voll bunter und burlesker Nuancen, wenn der Ochſe plötzlich an die Barriere anrennt und durch den Gegenſtoß Hunderte übereinander herabwirft. Dabei iſt oft viel Intereſſantes zu ſehen.

Kein Zweifel blieb mir übrig — ja! es war daſſelbe — an der linken Seite der Stirn und des Halſes hatte es zwei ſternförmige, kleine, weiße Flecken und war übrigens ganz ſchwarz. Ach! ja, es war daſſelbe!

Es war ein Pferd von Raſſe, ein engliſches Pferd. Ohne Zweifel hatte es eine glückliche und glänzende Jugend verlebt, als Luxuspferd ſich wohl befunden und mußte ſich nun in ſeinen alten Tagen allen Jammer eines Miethpferdes gefallen laſſen!

Vor kaum acht Tagen hatte ich ſelbſt zu einem Ritt nach Toledo es gemiethet. Das Thier hatte nur wenig Kräfte mehr und einen weiten und beſchwerlichen Weg zurückzulegen. Dennoch hatte es auf dem Hinweg und beim Zurückreiten ſich unendlich angeſtrengt! Wie muthig war es geweſen! Beinahe unaufhörlich im Galopp, um mit den jungen, kraftvollen Andaluſiern meiner Reiſegefährten gleichen Schritt zu halten und mich nicht hinter ihnen zurückzulaſſen!

Ach! ja, es war daſſelbe! Während der ganzen Reiſe waren wir zwei Freunde geweſen; ich erinnerte mich genau an Alles, — zwei wahre Freunde! Das Pferd, indem es, mich ſogleich als einen armen Reiter erkennend, an jedem Graben oder Bach keinen ſeiner Vortheile benutzte, um mich abzuwerfen; ich, indem ich, dankbar für ſo ſinnige Güte und Verſtändigkeit, ihm von Zeit zu Zeit Erholung gönnte und es von den ſchönen friſchen Gräſern

am Weg hin freſſen ließ. — Wir waren wirklich gute Freunde, gute Reiſegefährten geweſen.

Als wir jenſeits der Brücke von Alcantara zu Toledo ankamen, war mein armes Thier am Fuß der ſteilen Straße, welche erklettert werden mußte, in Schweiß gebadet, athemlos, ganz erſchöpft und im Begriff zuſammenzuſtürzen. Dennoch raffte es alle ſeine Kräfte muthig zuſammen und trug mich hinauf in die höchſte Stadt. Aber kaum im Stall angekommen, legte es ſich auf das Stroh nieder und ſtand während drei ganzer Tage nicht wieder auf. Und ich — ich war mitleidslos genug, das arme Thier zu der Heimreiſe wieder ſatteln zu laſſen und auf ihm acht Stunden lang, ohne alle Raſt, während der größten Sonnenhitze fortzugaloppiren.

Das arme Thier! Welches Muthes bedurfte es zu dieſem Heimritt! Ohne Zweifel hatte es mit dieſer Reiſe ſeine letzte Kraft vollends erſchöpft! Als ganz untauglich hatte man es nun vielleicht für eine Unze*) den Unternehmern des Stiergefechts verkauft.

Es war noch immer da, am ganzen Leib zitternd, wankend — vor meinen Augen!

Nun kamen zwei ehnlos, um es aus der Arena zu bringen. Einer zog es am Zaum. Da es nicht ging, ſchlug es der Andre wiederholt mit einem Prügel. Jeder dieſer Schläge traf mich ſelbſt

*) Ungefähr 81 Franken, oder 23 Thlr. 15 Gr.

ſchmerzlich und drang mir durch Mark und Bein bis in's Innerſte der Seele.

Das arme Thier machte einen Schritt, hob zugleich den Kopf ein wenig und wendete ihn nach meiner Seite. Ich begegnete dem Blick ſeines groſſen, feuchten, trüben Auges, worin alle Schmerzen des Todeskampfes zu leſen waren, worin ich auch eine Art von traurigem und ſanftem Vorwurf las. Dieſer Blick rief mir zu: „Du biſt ein grauſamer Menſch; du hatteſt mich ſchon halb mit Ermüdung getödtet und nun kömmſt du auch noch hieher, um mich vollends morden zu ſehen!“

Ich war erſchüttert, vernichtet von Schmerz.

Dieſes Schauſpiel konnte ich nicht länger ertragen, ich bedeckte meine Augen mit beiden Händen.

So blieb ich einige Zeit, legte meine Stirn auf die Baluſtrade und wagte nicht mehr aufzublicken. Was hätte ich nicht damals für einige Thränen gegeben!

Endlich zog mich Pepita ſanft am Arm. Furchtſam erhob ich das Haupt.

Das arme, alte Pferd war nicht mehr da! Man hatte es hinausgeführt, damit es draußen ſterben ſollte, man hatte ihm vielleicht dazu geholfen! Dies war ein grauſamer, ein tröſtender Gedanke! Dennoch litt ich weniger: ich ſah es nicht mehr vor mir in Verzuckungen unter dem unbarmherzigen Prügel der chulos! — ich litt weniger.

9.

Die media luna.

Die Sonne war untergegangen.

Fünfmal von den Lanzen der picadores verwundet, den ganzen Hals mit banderillas gespickt, war der Stier noch nicht besiegt; brüllend schüttelte er seinen Hals gleich einer Mähne, um die Stacheln loszuwerden.

Es wurde immer dunkler. Gefährlich war es nun und sehr schwierig, das Thier mit dem Degen anzugreifen, man sah nicht mehr deutlich genug, um den Todesstoß sicher zu führen.

Ein chulo kam mit der media luna in die Arena. Diese media luna ist ein Halbmond von scharfem Stahl, gleich einem doppelten Mehmesser, welches eine lange Stange zum Stiel hat.

Während die capeadores das Thier mit ihren flatternden Mänteln vorn reizten und in Athem erhielten, schlich der chulo ihm von hinten leise an und schnitt ihm mit der media luna verrätherisch die Kniebänder ab.

Der arme Stier stürzte zusammen, raffte sich wieder auf, erhielt sich auf drei Beinen, während das vierte nur noch mittelst eines Fellstreifens mit dem Schenkel zusammenhielt. Er mußte hüpfen, laufen konnte er nicht mehr.

Noch einige Augenblicke vertheidigte er sich tapfer. Alle capeadores drehten sich im Kreis um

ihn, zogen ihre Mäntel am Boden hin, um ihn taumelig zu machen und zu Falle zu bringen.

Endlich ſank er auf die Knie.

Einer der matadors hielt ihm die muleta vor, ſtarr richtete er darauf ſein Auge. Nun erſchien der cachetero*), fuhr ihm ſanft mit der Hand zwiſchen beiden Hörnern hin und ſtieß ihm einen Dolch in den Kopf.

Er ſtürzte vollends zuſammen. Die ſtieriſch-menſchliche Tragödie war damit ausgeſpielt.

Der König erhob ſich zum Abgang. Es war beinahe völlig Nacht. Dennoch verlangte das Volk mit großem Geſchrei den achten Stier! Ohne darauf zu hören, entfernte ſich der König.

Was wollte das unerſättliche Volk noch mehr? Man hatte ihm ſieben Stiere, zwanzig Pferde und einen Menſchen gegeben!

Was wollte es noch mehr?

10.

Die Nacht hatte ihren Vorhang fallen laſſen. Das Schauſpiel war aus. Es war Zeit; ich hatte damit zur Genüge; ich athmete wieder freier und erhob mich zum Fortgehen.

---

*) Cachetero wird derjenige der toreros genannt, welcher dem Stier den kunſtgerechten Todesſtoß oder Genickfang mit dem cachete, einem dolchartigen Fangmeſſer, zu verſetzen hat.

Pepita hatte meinen Arm ergriffen und lehnte ſich ſehr vertraulich an mich. Sie lehnte ſich an Marmor. Ich ſprach kein Wort; dieſe plötzliche Vertraulichkeit rührte mich nur wenig, aber ich duldete ſie.

Schön, ſagte ich zu mir ſelbſt, ſchön iſt dieſes junge Mädchen; aber ſie hat nicht die Schönheit des Weibes, die wahre Schönheit, das ſüße Mitleiden, welches zittert und weint.

Als wir die Stufen hinab und außen waren, ſprach Pepita: amigo*), das Gefecht war heute ſehr ſchön! Dabei brachte ſie ihr Geſicht ganz unter das meinige. — Ich betrachtete ſie ſtarr. Sie lächelte noch. Immer daſſelbe ermüdende Lächeln, dieſes gemeine Lächeln, welches der Seele unbewußt des Geſichts ſich bemächtigt, keinen Zug von Herz verräth, dem Auge keinen Schatten von Gedanken zeigt. Dieſes Lächeln, welches aus Koketterie über die Lippen ſich hinſtreckt, um die ſchönen Zähne zu zeigen, oder um maſchinenmäßig, man weiß ſelbſt nicht warum, mit dem Federwerk der Geſichtszüge zu ſpielen.

Ich fand dieſes Lächeln albern, geſchmacklos, widerlich, höhniſch, empörend, unmenſchlich; es ſchmerzte und verletzte mich. Es machte das ganze hübſche Geſicht mir plötzlich häßlich, — ich ſah darin nur noch eine ekelhafte Grimace!

---

*) Freund!

Ich hatte Unrecht. Ich war undankbar und hart. — Ich bereue es.

Ja, antwortete ich sehr trocken der kleinen Pepita, ja, das Stiergefecht war sehr schön! Allzuschön! und machte damit plötzlich meinen Arm von dem ihrigen los.

Schnell von ihr mich entfernend, verlor ich mich im Gedränge.

II.

Die Einkleidung einer Nonne.

1.

Eines Morgens trat ich in die Kirche der Nonnen de la purissima concepcion*) zu Madrid. Die lange Reihe von Equipagen an den Mauern des Kloſters verkündete mir, daß ſich Gott heute mit einer neuen Braut verlobte.

Das ganze Schiff war mit reichen Tapeten und rothem Damaſt behangen. Binſenmatten, die ſeinen esteras, bedeckten den Marmor des Bodens. Weiße Roſen und ſchwarze Immortellen bekränzten die Gefäße auf dem Altar. Vortrefflich! die Blumen der Vermählung und die Blumen des Grabes; die Feierlichkeit ſollte zugleich ein Begräbniß und eine Hochzeit ſein.

*) Das Kloſter zu der allerreinſten Empfängniß Mariä.

Das Chor der Nonnen ſteht im Hintergrund der Kirche, über dem Portal, dem Hochaltar gegenüber. Dort erſchienen vier Novizen, öffneten die Läden der Fenſter, zogen die Vorhänge hinter den Gittern zurück, daß ſie Alles, was vorgehen ſollte, vollkommen ſehen konnten.

Dieſes nun ganz erhellte und vollkommen durchſichtige Chor, worauf die jungen Mädchen hin- und hergingen, ſah beinahe aus wie ein großer, aufgehangener Vogelkäfig. Wahrhaftig! es waren auch arme, gefangene Vögelchen, die darin herumflatterten.

Es hatte zehn Uhr geſchlagen und alle Glocken des Kloſters hatten geläutet. Die Aebtiſſin trat ein. Sie trug das Ordenskleid, Rock und Scapulier weiß, zum Zeichen der jungfräulichen Reinheit der Seele und des Leibes; der Mantel himmelblau, das himmliſche Gewand über dem irdiſchen Kleid. Der ſchwarze Schleier der bräutlichen Wittwen von Jeſus Chriſtus bedeckte ihr Haupt und an ihrem Hals hing ein Medaillon, die heilige Jungfrau mit ihrem Sohn im Arm und mit einem Sternendiadem auf der Stirne darſtellend.

Die Aebtiſſin ſetzte ſich nahe am Gitter dem Hochaltar gegenüber. Hier rief ſie die Nonnen ihrer Gemeinde namentlich auf und Alle erſchienen nach einander. Ihre Kleidung war dem Anzug der Aebtiſſin gleich, nur die Novizin trugen weiße Schleier.

Die Schweſter, welche heute ihr Gelübde ablegen ſollte, erſchien zuletzt an der Thüre des Chors. Sie war ein junges Mädchen von ungefähr ſiebzehn Jahren. Ihren Wuchs konnte man unter dem weit wallenden Gewand nicht erkennen. Alles, was man von ihr ſah, waren zwei kleine gefaltete Händchen, weißer als der Stoff ihres Scapuliers, und, wenn ſie das Haupt erhob, ein mildes, bleiches Antlitz, erleuchtet von zwei großen Augen, die ſchwärzer waren als der Schleier irgend einer der verſchwiegenen Schweſtern. Unter jedem andern Gewand, mit dem Putz der Welt, mit der mantilla von Seide und Spitzen, mit ihren Haaren in Form einer Stirnbinde, — mit dieſen Gott bereits geopferten Haaren, — wäre ſie vielleicht nur in jener glühenden Schönheit erſchienen, welche die Spanierinnen mehr auffallen und herrſchen als einnehmen und rühren läßt. So demüthig mit dem Schleier auf den Knien liegend, gewährte ſie ganz den reizenden Anblick eines ſcheuen, naiven Mädchens unſers Nordens, nur mit etwas mehr feuchter Flamme im Auge und concentrirter Liebe.

Von der Novizenmeiſterin geführt, trat ſie hervor, bewies dem Altar ihre Ehrfurcht und ſank vor der Aebtiſſin auf die Knie.

Die Aebtiſſin frug ſie: „Glaubſt du aufrichtig an alle Glaubensartikel und an alle Geheimniſſe der katholiſch-apoſtoliſch-römiſchen Kirche und vorzüglich an die ganz reine Empfängniß der Jungfrau

Maria? Bist du entschlossen, ohne Reue und Wiederkehr der Welt und dem Fleisch zu entsagen?"

Eine schwache Stimme ließ sich hören, welche „Ja!" antworten sollte.

„Also, du nanntest dich in der Welt Doña Josefa und du lässest alles zu der Welt Gehörige hinter dir, selbst den Namen, den sie dir gegeben hatte? Du wünschest eine neue Taufe für den Himmel? Du nennst dich jetzt nur noch Schwester Urbana?"

Dieselbe Antwort wurde zitternd gemurmelt.

Die Aebtissin las nun die ganze Formel des Gelübdes aus einem geschriebenen Buch langsam ab und die Novizin sprach Alles Wort für Wort in Ton und Tact also nach: „Aus Liebe zu Jesus Christus, unserm Herrn, um ihm zu dienen und die sehr heilige, fleckenlose Empfängniß seiner allerglorreichsten Mutter zu bekennen, thue ich das Gelübde und verspreche Gott und der glückseligen Jungfrau Maria und dem heiligen Franz, unserm seraphischen Vater, und allen Heiligen und dir, meiner Mutter, mein ganzes Leben in Armuth, Gehorsam, Keuschheit und Abgeschiedenheit, nach der Regel des Ordens der reinsten Empfängniß zuzubringen."

„Und ich, sprach die Mutter Aebtissin, verheiße dir, sofern du dein viersaches Gelübde treu erfüllen wirst, das ewige Leben."

Und sie nahm das Kind in ihre Arme und drückte es lange, lange an ihr Herz, und Beide weinten.

Aber die Superiorin erhob ſich. Schweſter Urbana legte ſich mit dem Antlitz gegen den Boden ihr zu Füßen und hüllte ſich ganz in ihren Mantel, wie in ein Grabtuch.

„Meine Tochter, du biſt nun geſtorben, todt!“ rief die Aebtiſſin.

Und zugleich wurden alle Läden der Fenſter geſchloſſen und das ganze Chor in dichte Finſterniß gehüllt. Hinter dieſen Gittern, in der Tiefe dieſer Finſterniß erſchienen die Nonnen mit den weißen Gewändern und den bleichen Geſichtern gleich ungewiſſen, fernen, geſpenſtigen Geſtalten.

Nun ſtieg der Prälat mit den Diaconen zu dem Altar hinauf und ſtimmte unter der ſeufzenden Begleitung der Orgel das de profundis an. Dies war das Leichenbegängniß. Man betete für die Verſtorbene.

2.

Die Aebtiſſin hatte mit der Schweſter Urbana das Chor verlaſſen. Beide kamen bald wieder zurück, jede mit einer brennenden Kerze in der Hand, und ſanken nahe am Gitter neben einander auf die Kniee. Die Lichter, welche ihre Geſichter beleuchteten und durch die Gitter von dem Luftzug bewegt zitterten, machten eine wundervolle Wirkung. Sie warfen einen Heiligenſchein um die Häupter der

beiden Frauen. Die heilige Jungfrau und ihre Mutter, die heilige Anna, glaubte man zu ſehen.

Die Meſſe hatte begonnen und ging dem Gebrauch gemäß bis zum Evangelium fort; hierauf ſetzten ſich die meſſeleſenden Prieſter rechts an den Altar, ein Geiſtlicher von dem Orden des heiligen Franz beſtieg die Kanzel und begann die Predigt.

Er ſtand mit dem Geſicht gegen das Chor und wendete ſich vorzüglich an die neuaufgenommene Himmelsbraut. Aber die ganze lange Rede enthielt kein Wort der Rührung, keine einzige Thräne. Der Mönch plapperte ſie herunter, wie ein Schüler ſeine Lection herſagt. Es war nichts als eine unwandelbare, gefühlloſe Kanzeldeclamation gegen die Eitelkeiten dieſer Welt. Ohne Zweifel hatte ſich der gute Pater derſelben Rede bei ähnlichen Veranlaſſungen ſchon oft bedient. Einige Theilnahme erregte der Prediger nur am Schluß, als er der Schweſter Urbana Glück wünſchte zu der ausgezeichneten Gnade Gottes, der ſie gewürdigt habe, in einem ſeiner Lieblingshäuſer ein Aſyl ihr zu gewähren.

Dieſes Kloſter der purissima concepcion zu Madrid genießt jetzt wirklich hohes Anſehen und großen Ruhm. Beides verdankt es einer ſeiner Nonnen, der Schweſter Patrocinio, welche mit ihren Wundern und Viſionen für Spanien eine neue heilige Thereſe werden zu wollen ſcheint. Es giebt keine Gattung von Wundern, welche nicht dieſe Schweſter Patrocinio ſchon geübt haben ſoll.

An ihren Füßen und Händen und an ihrer Seite ſollen, dem Gerücht nach, die fünf Wunden des heiligen Franz fortwährend bluten. Während ihrer Gebete auf dem Chor halten ſie Fittige der Entzückung viele Stunden lang zwanzig Fuß hoch von dem Boden ſchwebend in der Luft, ſo wie es einſt der heiligen Barbara und der glückſeligen Mariana geſchehen iſt.

Der Mönch hütete ſich zwar, in Erwägung der Ungläubigkeit unſers Jahrhunderts, alle dieſe himmliſchen Glückſeligkeiten und Gnadenzeichen einzeln und genau zu beſchreiben, aber unaufhörlich ſpielte er ſehr fein darauf an und hatte ſeine ganze Predigt aus dieſem ſeltſamen Myſticismus ſehr kunſtreich gewebt.

Sobald die Predigt und nach ihr die Meſſe vorüber war, verließen die Nonnen das Chor. Drei Prieſter traten an das comulgatorio.

Dieſes comulgatorio iſt eine kleine Thüre von der Größe einer Tabernakelthüre am Altar, in der Mauer, welche die Kirche von dem Kloſter trennt. Sie wird nur geöffnet, wenn die Nonnen communiciren und die Hoſtie empfangen, oder wenn eine neue Himmelsbraut ihr Gelübde ablegt.

Jetzt öffnete ſich das comulgatorio. Ich war mit dem ganzen Volksgedränge näher hinzugekommen und ſah nun in das Innere einer Kapelle und dort ganz nahe vor mir die geſammte Gemeinde der Nonnen rings um die Schweſter Urbana, welche an der linken Seite ihrer Mutter Aebtiſſin kniete.

Alle dieſe ſanften, ſüßen und reinen Geſichter erſchienen in der goldenen Einrahmung des comulgatorio wie ein neues Heiligenbild unter all' den Heiligengemälden, womit die Kirchenwände geſchmückt waren.

Aber die Vermählung der Jungfrau mit Jeſus Chriſtus ſollte jetzt gefeiert werden.

Der Sacriſtan nahm vom Altar ein Jeſuskindlein, ein nino, von der Größe einer mittleren Puppe und brachte es herbei. Dieſer himmliſche Bräutigam war in roſenfarbenen Atlas gekleidet, reich mit Silber geſtickt und mit Blonden beſetzt. In einer Hand hielt er den ſchwarzen Schleier und den Ring, in der andern den Kranz für die Braut.

„Habt ihr euch niemals dem Himmel durch ein anderes Heirathsverſprechen verpflichtet?" ſprach der Prälat zu der Schweſter Urbana.

Sie zögerte einige Augenblicke ohne zu antworten, dann ſtammelte ſie nicht ohne Anſtrengung und ſehr leiſe: nein, niemals!

„Wollt ihr demnach unſern Herrn und Heiland, Jeſum Chriſtum, als euern Gemahl annehmen?"

Ja! antwortete ſie raſcher und mit entſchiedenerer Stimme.

Der Prälat las das Gebet zur Weihe der göttlichen Verbindung, überreichte dann der Aebtiſſin den ſchwarzen Schleier, womit dieſe das Haupt der neuen Gemahlin bedeckte, nachdem ſie den weißen Novizenſchleier davon weggenommen hatte.

Hierauf ſteckte man den Ring an den Finger der Schweſter Urbana und ſchmückte ihre Stirn mit dem Brautkranz.

Dieſer war ein Diadem aus tauſendfarbigen künſtlichen Blumen. In den Kronen von vier Lilien ſaßen vier kleine Engel, jeder hatte ein Fähnchen in der Hand, auf welchem eines der vier Worte: Armuth, Gehorſam, Keuſchheit, Abgeſchiedenheit, geſchrieben ſtand.

Ja, Abgeſchiedenheit, Keuſchheit, Gehorſam und Armuth waren alle Diamanten, welche der göttliche Gemahl zum Hochzeitſchmuck und zur Mitgift ſeiner jungen Frau mitbrachte. Außer dem ſchwarzen Schleier hatte er auch nichts in das Hochzeitskörbchen gethan*).

In manchen Klöſtern erhalten die Nonnen das Jeſuskindlein, mit dem ſie vermählt wurden, als ein Geſchenk und nehmen daſſelbe für die Lebenszeit mit in ihre Zelle, gleichſam als ein himmliſches Spielwerk für ihre einſamen Stunden. Der Orden der allerreinſten Empfängniß huldigt dieſem Gebrauch nicht. Schweſter Urbana nahm mit gutem Recht den ſchwarzen Schleier; Gemahlin und Wittwe zugleich, trennte man ſie nach vollzogener Hochzeitsfeier von ihrem Gemahl und ſtellte dieſen wieder auf ſeinen Altar.

Nun hielt der Prälat eine ſehr kurze Anrede,

*) Anſpielung auf die franzöſiſche Sitte des Hochzeitkörbchens mit Geſchenken (corbeille de mariage).

aber mit weit mehr Gefühl und Begeisterung, als jener Mönch in seiner langen und breiten Homilie. Er empfahl der Aebtissin: das neue Lämmchen, womit der Herr heute seine Heerde bereicherte, als Mutter zu bewachen. Die Schwester Urbana ermahnte er: mit Entschlossenheit sich zu waffnen, um die lange Bahn der Einsamkeit, welche sie kaum betreten habe, beharrlich verfolgen zu können. Er pries den Stand, den sie heute erwählt hatte, als den vorzüglichsten von allen; er schilderte lebhaft den ruhigen Zustand und den ewig heitern Himmel über ihm; läugnete aber nicht, daß dennoch in seinem Gefolge manche Stunde der Unruhe und Wirren, manches schwere Gewitter erscheinen könne. Noch einmal erinnerte er sie an die herben Pflichten ihres Gelübdes und schloß mit dem innigen Wunsch, daß sie Geduld für diese Erde und die Krone der Seligen in jener Welt erlangen möge.

Während dieser langen Vermählungsfeier der Jungfrau mit Jesus Christus standen ihr Vater und ihre Mutter dem Priester an der rechten Seite; hoch auf dem Altar standen das allerheiligste Sacrament und das Bild der Maria als Vater und Mutter dem Heiland bei.

Das communicatorio wurde verschlossen. Eine schwarz gekleidete Frau drängte sich plötzlich herüber und klopfte heftig an. Die Thüre wurde wieder geöffnet und die Aebtissin erschien mit der Frage: wer gerufen habe.

Es ist eine Unglückliche, sprach die Unbekannte,

welche unter der Laſt ihrer Sünden und ſchweren Leiden zu erliegen fürchtet, ſie flehet um die Gebete der Schweſterſchaft.

Die Aebtiſſin erwiederte: „die Schweſterſchaft wird beten, damit eure Sünden euch erlaſſen und eure Leiden erleichtert werden.“

Die Sünderin zog ſich mit gefalteten Händen zurück, erlitt plötzlich einen heftigen Nervenanfall und ſtürzte unter den ſchrecklichſten Convulſionen nieder. Man hätte ſagen können, daß der böſe Geiſt dieſer Unglücklichen ſich bemächtigte, ſo wie Gott der Andern ſich bemächtigt hatte.

3.

Die Menge verließ langſam die Stufen des Altars, ging durch die Kirche und drängte ſich nach dem Sprachgitter.

Bald öffnete ſich die große Thüre des Kloſters und Schweſter Urbana erſchien wieder von zwei Schweigenden begleitet. Der ſchwarze Schleier und der Brautkranz waren immer auf ihrem Kopf.

Sie ſollte hier von ihren Eltern, Verwandten und Freundinnen das letzte Lebewohl empfangen! Man drängte ſich in ihre Nähe. Jedes ſtrebte, am innigſten ſie zu empfangen; viele abgebrochene und unzuſammenhängende Worte wurden gewechſelt. Viele Thränen wurden hier gemiſcht, viele ſüße

und bittere Umarmungen erfolgten, oft ſtockten Worte und Athem.

Eine halbe Stunde war für dieſe Herzensergießungen bewilligt.

Ein junger Mann, Todesbläſſe im Geſicht, wilde Unordnung um ſich her, ſpaltete plötzlich dies Gedränge der Frauen und ſtürzte zu den Füßen der neuen Chriſtusbraut.

Urbana! ſchrie Er.

Man hörte nur dies einzige Wort. Er ergriff den Untertheil des Scapuliers der jungen Nonne und drückte glühende Küſſe darauf.

Wer war denn dieſer Mann? Schweſter Urbana fiel bleicher als Er, ohne ein Wort hervorzubringen, in die Arme der beiden Schweigenden und zugleich ſchloß ſich die unerbittliche Thüre.

„Die heilige Mutter Gottes möge ihr Kraft verleihen!“ lispelte eine alte Frau, welche mit dem Roſenkranz zwiſchen ihren Fingern nahe bei mir ſtand.

III.

Die Pariſer zu Madrid.

1.

Der Pariſer hat die Eigenthümlichkeit, daß er in der Fremde an Alles ſich leicht gewöhnt, mit Allem ſich leicht zu verſtändigen weiß und — über nichts ſo leicht in Erſtaunen geſetzt wird. Iſt er zuweilen auch ein Tadler und Beſſerwiſſer, ſo iſt er es beinahe immer auf eine leichtſinnig heitre Weiſe, ohne alle Bitterkeit. Uebrigens hoffet nicht, von einem ſolchen Pariſer je einen Ausruf der Bewunderung zu hören. Zeigt ihm die Pyramiden von Egypten, ſo hat er dieſe Art ſpitziger Monumente ſchon auf dem Kirchhof des Père Lachaise geſehen. Führt ihr ihn vor das Colyſeum zu Rom, ſo findet er, daß dieſes Gebäude in ſchlechtem Zuſtand und der Reparatur ſehr bedürftig iſt.

Zu Madrid aß ich oft an der table d'hôte von Monnier, wo mich nach den mißmuthigen und finstern Gesichtern meiner Landsleute nichts so sehr ergötzte, als der unzerstörbare Gleichmuth, das köstliche Aplomb der französischen Handelsreisenden, welche schaarenweise Spanien überschwemmen, um den Artikel Paris dort in Aufnahme zu bringen, die Pariser zu spielen und mit jener Naivität in artistischen Dingen, in Betrachtungen, welche ihr Aufenthalt auf der Halbinsel erzeugte, zu glänzen.

Einer dieser Herren, welcher aus Andalusien zurückkam, sagte mir eines Tages: „Milord, ich habe nun jene Kathedrale von Cordova, von der man so viel Wesens macht, auch gesehen. Sie ist, ich versichere Ihnen, nichts als ein Wald von kleinen Säulen und wir haben jetzt gewiß nicht Einen Architecten, der nicht dasselbe auch zu bauen im Stande wäre."

Alle Franzosen, welche über Bayonne nach Spanien kommen, kümmern sich in der Regel im Vorübergehen gar nicht um Vittoria, Burgos, Buytrago ꝛc., sondern durchstreifen ganz nach Lust und Laune die Hauptstadt Madrid, finden darin Stoffs und Grundes genug, um ein Urtheil über das ganze Land zu fällen und sprechen dann auch ein Solches gewöhnlich mit allgemeinen Ausdrücken auf folgende Weise aus:

„Die Menagerie von Buen Retiro hält keinen Vergleich aus mit der Menagerie des Jardin des Plantes zu Paris. — Der Prado ist gar nicht

übel, aber den Boulevards gleicht er doch nur, wie ein Müſterchen von zwei bis drei Zoll Länge einem Stück Band von zwanzig Ellen gleicht. — Es ſei auch gar nicht der Mühe werth, dieſer Stiergefechte wegen ſo weit hieherzureiſen, man ſehe beinahe ganz daſſelbe ſehr anſtändig zu Paris bei Pantin an der Barrière du Combat.

Bei einem franzöſiſchen Schneider, der ſeit einigen Jahren in Madrid wohnte, ſah ich eines Morgens zwei Elſtern, welche mit ihm aus Paris gekommen waren. Täglich hatte man ſie in ihren Käfigen auf die Straße gehangen, damit ſie einigermaßen Spaniſch lernen ſollten; aber umſonſt, ſie lernten kein Wort. Indeſſen plauderten und ſcherzten ſie den ganzen Tag in ihrer Mutterſprache, man hörte ſtets die Rufe: Portez armes! — Marchands d'habits. — Voilà le plaisir, Mesdames!

Am Abend deſſelben Tages begegnete ich im Prado zwei alten Gardes du Corps von Karl X., welche ich früher in Frankreich geſehen und vor den Julitagen kennen gelernt hatte. Nach dieſer Revolution hatten ſie ihr Vaterland verlaſſen und Dienſte bei König Ferdinand VII. genommen, der ſie als Rittmeiſter bei den Küraſſieren anſtellte. Wir erneuerten unſere Bekanntſchaft und ich ging einige Zeit mit ihnen ſpazieren. Sie waren noch ganz und gar Pariſer, ſo gut als ſie es immer auf dem Boulevard de Gand und in den Tuilerien geweſen. Statt aller andern Unterhaltung ſagte mir der Eine derſelben bei jedem Schritt:

Sehen Sie, der Küraſſier nimmt die ganze Promenade ein!

Und wirklich nahm er auch die ganze Promenade ein, ſo viel Platz brauchte er zu ſeinen Geſtikulationen, zu kühnen und graciöſen Schwingungen und Pirouetten ſeines Stocks, zu gehöriger Darſtellung ſeiner eigenen Perſon.

Der Andre trällerte jeder uns begegnenden, nur halbwegs Hoffnung erregenden mantilla gerade unter die Naſe;

— Allons, ma belle,
Paye à ton tour
D'un peu d'amour
Le troubadour.

Und jetzt ſoll der Naturforſcher Graham mir noch kommen und die unendliche Vollkommenheit der Intelligenz der Elſtern mir beweiſen wollen.

Unter den zahlloſen Varietäten der Gattung „die Pariſer," welche mir bei meiner Wanderung durch die Welt zu Ergänzung meines moraliſchen Herbarium — aufſtießen, fand ich immer, daß die Species der Friſeure, Haarkünſtler ꝛc. immer und überall ihrem Grundcharakter am unveränderlichſten treu geblieben iſt.

Nehmt einen Pariſer Haarkünſtler, verpflanzt ihn unter welchen Breitengrad, in welchen Winkel der Erde ihr immer wollt, und ihr könnt verſichert ſein, daß dieſer Haarkünſtler ſtets derſelbe bleiben, überall ein faſhionabler Friſeur und Perückenkünſtler, ein niedlicher Plauderer voll ſchöner Worte,

ein Mann der Politik und der Literatur, ein Kerlchen in blauem Frack mit vergoldeten Knöpfen sein wird. Führt ihn nach Grönland und er wird dort eben so gut gedeihen, wie mitten in Paris und alles Eis des Nordpols wird nicht vermögen, eine einzige Locke von dem ungeheuern Haarbüschel, der seine Stirn beschattet, in Unordnung zu bringen und keinen Augenblick das unaufhörlich seinen Lippen entströmende Bächlein pittoresker Redensarten vereisen und stocken machen!

2.

Im Jahr 1833 hatte ich wenige Tage nach meiner Ankunft zu Madrid einen Haarkünstler kommen lassen. Der berühmteste Mann dieser Gattung, M. Lambert aus der Straße la Montera*) erwies mir die Ehre, in eigener Person zu kommen.

Sobald ich mich gesetzt hatte, fuhr er mir mit der Hand durch die Haare und begann: „Ihre Haare sind zu Paris geschnitten worden, nicht wahr, Milord, es ist Pariser Haarschnitt?“

Bejahend nickte ich mit dem Kopf.

„Milord werden sich bald in sehr dringenden Verhältnissen hier befinden,“ fuhr M. Lambert fort, so wie er mit der Scheere den ersten Schnitt machte, „die iberische Halbinsel wird ohne Zweifel

---

*) Die Jägermützenstraße.

sehr bald der Schauplatz eines mächtigen Durcheinander werden."

Als ich so prachtvolle Worte hoher politischer Ahnung vernahm, sah ich in dem Spiegel vor mir unglücklicherweise nichts, als mein eigenes Erstaunen. Was hätte ich darum gegeben, den Ausdruck der Physiognomie von M. Lambert zu erblicken!

„Die unglückselige, unheilbringende apostolische Partei," fuhr er fort, „welche gern dem Spanier alle seine gallikanischen Freiheiten wieder nehmen möchte, ist weit stärker als man glauben sollte! — Wie wünscht Milord die Haare zu haben?"

Hinten ein wenig kurz.

M. Lambert hatte sich in sehr hohe Regionen verstiegen, ich versuchte, auf seinen speciellen Standpunkt ihn zurückzuführen, indem ich unvermuthet frug: Die französischen Haarkünstler haben ohne Zweifel hier ein Monopol? die machen wohl sehr glänzende Geschäfte?

„Nicht so glänzend, als die Welt gewöhnlich zu glauben beliebt. Die Spanier haben noch immer eben so wenig richtige Begriffe von der Wichtigkeit der Haarkünstler, als von vielen andern Dingen."

Aber ich denke doch, Monsieur Lambert, daß die Spanier ohne alle Begriffe von der Wichtigkeit solcher Künstler dennoch einsehen, wie nothwendig ihnen dieselben sind.

„Du lieber Gott, nein! Die coiffure und Haarſchneidekunſt iſt hier bei weitem nicht, was ſie ſein ſollte; und überdies hat man hier keine Damen zu friſiren! Man hat keine Bälle, keine Soireen! — Dieſes Volk iſt noch zu wenig civiliſirt!“

Ich bewunderte die Originalität der Anſichten, worauf M. Lambert ſeine Würdigung der ſpaniſchen Sitten und Bildung gründete. Die Neuheit ſeines Geſichtspunktes hatte mich verführt, ich ging mit vollen Segeln auf ſeine Ideen ein.

In der That, fuhr ich fort, ſcheint zufolge ihrer Erläuterungen, ihre Kunſt in dieſem Land weit weniger zu blühen, als ich ſelbſt früher gedacht hatte. Auch ſcheint man hier ſelten Perücken zu tragen und alle Köpfe, welche ich bisher zu betrachten Gelegenheit hatte, ſcheinen mit ihrem natürlichen Haar ſich zu begnügen. Dieſe Gewohnheiten thun ihnen wohl bedeutenden Schaden.

Hier ließ M. Lambert haſtig meine Haare los, ſchnellte ſich auf meine rechte Seite herüber, hob die Aerme hoch empor, die Scheere in der einen, den Kamm in der andern Hand, und declamirte mit Anſtand und Pathos:

„Milord hatte bis jetzt nur Gelegenheit, oberflächlich zu beobachten. Ich bitte ſehr um Entſchuldigung, daß ich diesmal Ihre Anſichten nicht theilen kann. Ich bin ſtets der Erſte, wenn es darauf ankömmt, dem Verdienſt der ſpaniſchen Nation Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen! Was Perücken und falſche Toupets betrifft, ſo iſt wahr-

lich gar nichts gegen ſie einzuwenden. Wenn erſt Milord hier in allen Angelegenheiten und Geſchäften eine längere Erfahrung gewonnen haben werden, ſo werden ſie von ſelbſt ſich überzeugen, daß, was falſche Haare betrifft, die Spanier mit jeder Nation kühn ſich meſſen dürfen; daß in dieſem Lande nicht nur die Männer das Privilegium, kahlköpfig zu ſein, haben — ſondern daß auch die ſchönere Hälfte des menſchlichen Geſchlechts deſſelben Vorrechts ſehr reichlich genießt!“

Jeſus! Kahlköpfige Frauen giebt es hier? rief ich aufſpringend aus. Wenn ihr alſo ihre anmuthigen Mantillen lüftet, ſo lauft ihr Gefahr, mit einer Kahlköpfigen zu thun zu bekommen! So arg wird alſo Spanien betrogen! Das iſt ſehr traurig, Monsieur Lambert!

„Was wollen Milord damit ſagen? Der Fehler liegt hauptſächlich an der Sonne, und — nur ein klein wenig an den Damen. Sie haben die unſelige Gewohnheit, ohne Hüte zu gehen und alle ihre Haare hinten feſt anzuziehen, um daran die traurigen Mantillen, welche Milord ſo anmuthig findet, zu befeſtigen. — Um ſo ſchlimmer für ſie!“

Der Himmel beſtraft ſie dafür! — Aber iſt denn dieſe Sonne der Halbinſel ſo unbarmherzig, daß ſie gar keine behaarte Kopfhaut verſchont? Wird nicht auch mein Kopf bald all' ſeines Schmuckes beraubt ſein? rief ich aus, indem ich eine melancholiſche Selbſtbetrachtung anſtellte, welche zugleich den M. Lambert ganz unbefangen erinnern

ſollte, daß er wegen der Abſchweifung über die Haare der Spanier die meinigen gänzlich vergeſſen hatte.

Meines Kopfs ſich wieder bemächtigend und mit kritiſchem Blick ihn betrachtend, bemerkte er leicht hingeworfen aber mit oratoriſcher Accentuirung: „Noch iſt keine örtliche Gefahr vorhanden, allein Milords Haare erfordern ſehr ſorgfältige Schonung und Pflege, und vor Allem müſſen ſie häufig geſchnitten werden!“

Ha! Ihnen vertraue ich mein Haar an! rief ich aus. Sie ſollen ſie regelmäßig ſchneiden. Kommen ſie oft, meinen Kopf zu beſichtigen, aber kommen ſie ſelbſt. Sie ſind ein ächter Pariſer, Monsieur Lambert, und ihnen allein ſchenke ich hier mein volles Vertrauen!

„Milord erweiſen mir viele Ehre,“ ſprach er mit einer Verbeugung, „in keinem Fall werde ich ihnen jemals einen Eleven ſenden. Für den Augenblick habe ich auch keine Anderen, als geborene Madrider, denn unmöglich könnte man, ohne ſich ſelbſt zu ruiniren, welche aus Paris kommen laſſen. Und aus dieſen Spaniern iſt nie etwas Gutes zu machen, wenn man ſich auch noch ſo viele Mühe, ſie zu formiren, gäbe. Nicht als ob es ihnen an Faſſungskraft und Leichtigkeit fehlte! Nein, ſie haben alle erforderlichen Eigenſchaften und Seelenkräfte! Aber ſie bleiben ſtets Stockcaſtilianer! Sie ſind zu keinem höhern Gefühl aufzuregen, völlig apathiſch und geben ſich dem Geſchäft nie mit

ganzer Seele hin. — Finden Milord ihre Haare so gut?“

Vortrefflich, Monsieur Lambert!

„Diese Castilianer haben keinen Nacheiferungstrieb, sie bleiben immer in derselben alten Nichtigkeit. — Befehlen Milord eine kleine Nachhülfe mit dem Brenneisen?“

Ich danke, sprach ich, stand auf und entledigte mich des Pudermantels.

3.

Mit dem Spiegel in der Hand war ich an das Fenster getreten, um mich besser betrachten zu können und die Wirkung von dem Haarschnitt des Monsieur Lambert zu beurtheilen. Den Vorhang öffnend warf ich einen Blick auf die Straße. Gerade unter meinen Fenstern wurde eine kleine Scene gespielt, die meine ganze Aufmerksamkeit fesselte.

Ein aguador, unbezweifelt ein Gallego (ein Galizier), saß an der Ecke eines Brunnens auf seinem Fäßchen und ließ dieselbe Operation, welche ich so eben bestanden hatte, an sich vornehmen. Ein esquilador*) stand vor ihm und schnitt ihm die Haare mit einer ungeheuern Scheere ab. Dieses Instrument glich vollkommen jenen Scheeren, wo-

*) Ein Schafscheerer.

mit bei uns gewöhnlich die Gärtner die Raſenplätze beſchneiden.

Ein ſolcher esquilador iſt, damit ihr es nur wiſſet, ein Friſeur unter freiem Himmel, ein nomadiſcher Friſeur, der Maulthiere, Eſel, Aragonier und Galizier mit derſelben Scheere zu ſcheeren pflegt, und zwar Alle mit gleicher Geſchicklichkeit und Sorgfalt. Die beiden Letzteren laſſen ſich, wörtlich geſprochen, für zwei quartos den ganzen Kopf rein glatt ſcheeren. Dies geſchieht aus Oekonomie, damit das Haar nicht allzuſchnell wieder nachwachſe. Nur über der Stirne behalten ſie einige Haarbüſchel, dieſe ſtehen da gleich den Laßreifern in einer friſchgeſchlagenen Holzung. Uebrigens wird der glatt abgeſchorene Kopf auf türkiſche Weiſe, nicht gerade unter einem Turban, aber unter der montera mit langen Ecken, oder unter einem farbigen Tuch verborgen, welches bis zu der nächſten Schur nicht mehr von dem Kopf kömmt.

Dies Zuſammentreffen iſt wirklich einzig! rief ich aus, indem ich dem M. Lambert an das Fenſter zu kommen winkte und ihm zeigte, wie flink und geſchäftig der esquilador fortfuhr, das Haupt des Gallego vollends glatt zu ſcheeren. Hier ſehen ſie einen der Barbaren, welche, ihnen vor der Naſe, den Leuten die Haare ſchneiden!

„Milord ſcherzen," antwortete M. Lambert mit einem Lächeln voll Hoheit und Würde, „dieſe

Leute können höchstens den Barbieren von Madrid einigen Abbruch thun.“ — Nun fiel er wieder in seinen Ton jovialer Bonhomie zurück und lispelte: „Sie sehen hier ein Beispiel von Tausenden, wie weit die spanische Nation noch zurück ist!“

IV.

Das Begräbniss eines Armen.

Die Brüderschaften des heiligen Sacraments und unserer lieben Gnadenmutter besorgen jährlich sehr feierlich das Begräbniß eines Armen.

Diese Ceremonie ist schön und rührend.

Bei den Alten bedienten jährlich einmal die Herren ihre Sklaven! Also ist es wenigstens billig, daß bei den Christen einmal im Jahr der Reiche den Armen begrabe!

Der Zufall entscheidet über diese Ehre. Der erste Kranke, der in der Nacht vom 15. November in dem allgemeinen Hospital stirbt, wird der Ehre eines solchen Begräbnisses theilhaftig.

In dem Augenblick, als der Gottesdienst einer solchen Leichenfeierlichkeit begann, trat ich in die kleine Kirche des Hospitals.

Vor dem Hochaltar stand ein, mit brennenden gelben Wachskerzen auf schönen Kandelabern um-

gebener, reicher Katafalk. Unter ihm ſah man einen offenen Sarg mit ſchwarzem goldbordirtem Tuch bekleidet, in demſelben mit dem Haupt auf einem weißmuſſelinenen, hübſch garnirten Kopfkiſſen, die Leiche des Armen. Ihre Hände waren gefaltet. Sie trug den Anzug des heiligen Franz, deſſen Kapuze über die Stirn herabgezogen war.

Dieſer Menſch war ſehr jung vom Tod getroffen worden! Trotz der ſtarren Bleichheit und Magerkeit leuchtete ſein Geſicht noch immer in einem ganz eigenthümlichen Glanz friedlicher Schönheit. Er ſchien gar nicht todt zu ſein. Man hielt ihn mehr für einen in Andacht Verſunkenen, als für einen Schlafenden. Er ſchien für diejenigen zu beten, welche jetzt für ihn beteten.

Die allgemeine Frömmigkeit in Spanien kleidet in der Regel die Verſtorbenen in das Gewand irgend eines Mönchsordens und dieſe Tracht iſt es ohne Zweifel, welche allen Leichen jenen vollkommenen Ausdruck innerer Ruhe und Seligkeit verleiht.

Der Gottesdienſt wurde mit allem Pomp gehalten, drei Prieſter waren dabei beſchäftigt. Ein de profundis und ein miserere wurden mit Begleitung eines großen Orcheſters geſungen.

Weder Muſiker noch Sänger gehörten in die Klaſſe der Virtuoſen, aber dieſe rohen Inſtrumente und kunſtloſen Stimmen belebte der Athem chriſtlicher Bruderliebe mit einem Hauch übernatürlicher, heiliger Harmonie und menſchlich wohlthuender

Wärme, welche in der Regel den Concerten von Virtuosen abgehen. Dieſe aus der Seele ſtrömenden Geſänge drangen in die Seele. Es ſchien als ob unſre barmherzige Gnadenmutter ſelbſt ihre himmliſche Harfe ergriffen habe, um dieſe Geſänge zu leiten und alle ihre Saiten im Einklang mit dem melodiſchen Mitleiden ihres Herzens erklingen zu laſſen.

Nach dem miserere ſtieg der Prälat unter dem Beiſtand zweier Prieſter von dem Hochaltar herab, trat zu dem Sarg und betete ein pater noster. Hierauf wurden ihm nach einander Weihwaſſer und das Rauchbecken gereicht, womit er weihend und ſegnend die Leiche des Armen beſprengte und beräucherte.

Mit dieſen Geſängen, Gebeten und Segenſpendungen war die Feierlichkeit noch nicht zu Ende. Der Todte mußte in Proceſſion zu Grabe getragen werden.

Die Brüderſchaft erſchien mit ihren Fahnen und Stäben und ging je Zwei und Zwei mit gelben brennenden Wachskerzen in den Händen hinaus.

Hierauf näherten ſich eilf Brüder des Ordens Tercera*), vier von ihnen nahmen den Sarg auf ihre Schultern, die Uebrigen folgten unmittelbar,

*) Dieſer ſogenannte Orden Tercera iſt ohne Zweifel nichts Anderes, als eine Brüderſchaft vom dritten Orden des heil. Franz, d. h. Tertiarier, wie ſolche bei vielen Mönchsorden üblich waren und ſind, und wie Lord Feeling ſie beſchreibt. Anm. d. Ueberſ.

und an dieſe ſchloß ſich eine große Zahl von Mönchen verſchiedener Orden. Die Prieſter, welche den Gottesdienſt verrichtet hatten, ſchloſſen den Zug.

Die Brüder des Tercera-Ordens ſind Halbmönche von der Regel des heiligen Franz. Sie haben gewiſſe gemeinſchaftliche Geſetze und Vorſchriften in ihrer Lebensweiſe zu beobachten, tragen ein Gewand, welches von dem der Franziskaner wenig verſchieden iſt, aber dürfen ſich verheirathen und wohnen getrennt, eigene Haushaltungen familienweiſe führend. Zu Madrid haben ſie eine dem Franziskanerkloſter untergeordnete Kapelle und verrichten darin Tag für Tag abwechſelnd den Dienſt, gleich der Stadtmiliz bei den Wachten. Sie ſind gleichſam freiwillige Geiſtliche oder geiſtliche Freiwillige, eine Art von Mönchsgarde.

Dieſe Brüderſchaft genießt das Vorrecht, die Leichen der Leute, welche reich genug ſind, um dieſen frommen Dienſt gut zu bezahlen, zum campo santo hinauszutragen. Heute wurde ein Armer gleich einem Reichen behandelt und darum hatte er bei ſeinem Begräbniß dieſen Luxus von Tercera-Brüdern.

Die Proceſſion ſchritt langſam über die Freitreppe der Kirche hinab, wandelte durch die Straße Atocha hinauf und zog ſich dann links durch ein Gäßchen auf den Kirchhof des Hoſpitals.

Sobald ſie dort angelangt war, verfügten ſich die Prieſter in die Kapelle und ſtimmten das letzte

de profundis an, während die Tercera-Brüder die Leiche in das eigens für sie bereitete Grab hinabließen.

Damit war die Ceremonie beendigt. Die Schaaren von Bettlern, welche dergleichen Feierlichkeiten dort stets anlockt, hatten sich über den ganzen Kirchhof zerstreut. Zufällig kam ich mit einer dieser Gruppen an den Rand eines Grabes, welches eine Frau, die mit mir zugleich Umfang und Tiefe mit einem Blick maß — sehr pittoresk „una tumba escandolosa*)“ nannte.

In diese Grube wurden nämlich schon seit vielen Jahren alle Reste und einzelne Theile der Leichname, welche der anatomischen-Anstalt des Hospitals gedient hatten, geworfen. Das Wasser von dem letzten Regen stand noch in der Tiefe dieses Abgrundes und hatte sich mit dem Blut der Tausende von ihm verschlungenen verstümmelten Opfer gefärbt. Dies Alles zusammen bildete eine scheußlichere und stinkendere Lache als irgend einer der von Dante den Verdammten angewiesenen Seen ist.

Der Eindruck dieses Anblicks auf Alle, welche den Rand des Abgrunds umstanden, spiegelte sich eben so verschiedenartig auf den Gesichtern, als er sich in mancherlei Reden und Ausrufungen Luft machte.

Santissima Virgen del Carmen! — Purissima

*) Es ist ein skandalöses Grab!

Virgen del Pilar!*) Heiliger Franciscus! — Heiliger Diego! — Heiliger Antonio! — schrie ein Jeder, je nachdem er sich eine oder die andre dieser heiligen Jungfrauen, einen oder den andern dieser in Madrid beinahe gleichbeliebten Heiligen zur besondern Patronin oder zum gewöhnlichen Schutzpatron erkoren hatte.

Ein armer Teufel, der in seinem durchlöcherten Mantel vor Frost schlotterte, schien alle Anwesenden lakonisch an die Geschichte ihrer Zukunft erinnern zu wollen, indem er ausrief: „Hierher kommen wir einst Alle, mögen wir an einer Krankheit, an einer Kugel oder an einem Messerstich sterben!“

Als ich das campo santo verlassen wollte, kam ich auf dem Weg nach dem Pförtchen an eine andre Grube, um welche sehr viele Neugierige sich versammelt hatten. Ich mischte mich unter das Gedränge.

Die ganze Grube war mit Gebeinen angefüllt, welche man beim Ausgraben eines Fundaments für ein neues Gebäude im Hof des Hospitals gefunden und hierher gebracht hatte. Inmitten dieser menschlichen Reste stand ein Todtengräber und handelt mit einigen Studenten der Chirurgie über den Preis für mehrere interessante und wohlerhaltene Einzelnheiten, welche ihr Scharfblick darunter entdeckt hatte.

---

*) Allerheiligste Jungfrau von Carmen! Allerreinst Jungfrau von Pilar!

Eine wirklich ſehr ſeltſame Scene!

Die feinen Kumpane handelten mit großer Schlauheit und wußten gegen die Stücke, welche ſie am ſehnlichſten zu haben wünſchten, ſtets mancherlei Tadel zu Markt zu bringen; ein Knochen war unvollſtändig, ein anderer geſprungen, ein dritter vermodert, keiner von allen hatte Werth.

Dagegen handelte der Todtengräber ohne beſondere Eigenliebe. Er wühlte in der Maſſe umher, bis er die beſten Stücke ausgefunden hatte, hob die ganzen und unverletzten Stücke zur Schau empor, pries ſie ſehr naiv und wußte immer einen übertriebenen Preis dafür anzuſetzen.

„Sehen ſie, welche köſtliche Rippen! Das ſind Knochen von den im Jahr 1808 hier getödteten Franzoſen! Que hermosas calaveras!*) wie rein und weiß ſie ſind!“

Eine junge manola mit friſchen Lippen, braunen mit Roſen beſtreuten Wangen, hatte bis jetzt ſehr neugierig zugehört und mit ihren weitgeöffneten ſchönen ſchwarzen Augen Alles mit angeſehen — nun erblickte ſie ein ſehr kleines Schädelchen und zirpte: Iſt der kleine Schädel dort in der Ecke nicht der Schädel eines Weibes?

„Hija, hija!**)“ rief halb böſe der Todtengräber, ob der Schädel einem Mann oder einem

---

*) Welche ſchönen Schädel!

**) Mädchen! Töchterchen! auch was wir ſpottweiſe Schnabel! nennen.

Weib angehörte, das iſt einerlei — hier plaudert er darum nicht mehr und nicht weniger!“

Es war ſchon Nacht. Als ich das campo santo verließ, warf ich beim Ausgang einige quartos auf ein ſchwarzes Tuch, auf deſſen vier Ecken vier Kerzen brannten. Man hatte es hier ausgebreitet, um darauf die Almoſen zu ſammeln, für deren Ertrag Seelmeſſen zum Beſten ſämmtlicher, auf dieſem Kirchhof begrabenen Armen geleſen werden ſollten.

V.

Eine Feuersbrunst.

1.

Es war gegen das Ende Septembers und bereits Winter in Madrid. Denn dieser Himmel von Castilien läßt sich für seine Reinheit sehr theuer mit seiner Rauheit bezahlen und wahr ist das alte spanische Sprichwort in Beziehung auf diese Provinzen, welches sagt: „tres meses de infierno y nueve de invierno *).“

Es war schon Mitternacht und die ganze Stadt lag in tiefem Schlaf.

Plötzlich schlugen die Glocken des Klosters San-Basilio und nach ihnen allmälig die von San-Luis, die der Nonnen von La Merced und

*) Drei Monate der Hölle und neun Monate des Winters.

die aller umliegenden Pfarreien und Klöſter an und ſtürmten anhaltend. Zu dieſem Getöſe kam bald ferner und näher der Angſtruf und das wilde Geſchrei: fuego! fuego!*)

Ich hatte mich ſo eben zu Bett gelegt. Ich ſprang auf und öffnete mein Fenſter. — Ein ungeheurer rother Schein umfaßte die ganze Himmelsgegend über der Straße Fuencarral.

Gerade ging ein sereno**) mit ſeiner Laterne in der Hand unter meinem Fenſter vorüber.

Iſt ein Feuer in der Nähe? rief ich ihm zu.

„Si Señor," antwortete er, „y un fuego muy bueno***)."

Er wollte damit ſagen: ein ſchreckliches Feuer! Sein Ausdruck hatte etwas ſehr Bezeichnendes und Seltſames.

Und wo iſt dieſes vortreffliche Feuer? frug ich weiter.

„O, ganz in der Nähe," antwortete er, „auf dem Markt des Platzes San Ildefonſo, und es iſt ſo heftig, daß es mehrere Straßen und dieſes ganze Stadtviertel bedroht!"

Sein „buenas noches, caballero!†)" herauf-

---

*) Feuer! Feuer!

**) Eigentlich Sireno als masculinum der Sirena, weil er ſo zauberiſch ſingt und die Stunden der Nacht anruft, ein Nachtwächter.

***) Ja, mein Herr, und zwar ein ganz vortreffliches (d. h. ſehr ſtarkes) Feuer!

†) Gute Nacht, Herr Ritter!

rufend, ging er ganz ruhig weiter und ſchrie von Zeit zu Zeit mit ſeiner rauh klappernden Stimme: las doce, sereno!*)

2.

Unruhe oder vielmehr Neugierde ſpornte mich an, die Sache mit eigenen Augen zu ſehen. Die Luft war beinahe eiſig, ich warf daher meinen Mantel über und eilte dem Feuer zu.

Nicht ohne Mühe konnte ich durch das Gedränge mir bis zu der Höhe der corredera de San Pablo**), welche auf den Platz von San Ildefonſo ausmündet, Bahn machen. Von hier tauchte das Auge in den weiten, vom Feuer geöffneten Schlund. Es war in der That ein furchtbarer Abgrund von Glut und Flammen.

Zuerſt hatten die hölzernen Marktbaracken gebrannt. Sie waren ſchon ganz verkohlt und bildeten jetzt eine ungeheure Glut inmitten der, von dem Straßenpflaſter bis zum Dachgebälke flammenden Häuſer aller vier Seiten des Platzes. Auch die Kirche und das Kloſter von San Ildefonſo brannten lichterloh.

Aus dieſem unermeßlichen Glutſchlund ſtreckten hungrige Flammen mitten durch dicken Rauch und

---

*) Es iſt zwölf Uhr, heiterer Himmel!

**) La corredera heißt eine ſehr lange, große Straße.

mit Funken durchsprühten Qualm eine ungeheure Feuerzunge. Vom Wind hin- und hergetrieben leckte sie hier und da an den benachbarten Dächern und schien noch ungewiß, welches derselben sie zu ihrer Nahrung wählen und gierig verschlingen sollte.

Die Einwohner der benachbarten Häuser waren durch den glühenden Athem des Brandes plötzlich geweckt und in ihren Wohnungen mit dem Tod des Erstickens bedroht worden. Halbnackt entflohen sie jetzt und dachten größtentheils an nichts weiter, als an ihre persönliche Rettung. Nur wenige Einzelne bestrebten sich, etwas von ihrem Hausrath und von dem Besitzthum zu retten. Einige trugen auf den Armen etwas fort, Andere warfen es aus den Fenstern auf die Straße.

Was die Häuser selbst betraf, so dachte kein Mensch daran, weder die schon brennenden Gebäude der Wuth des Feuers zu entreißen, noch die übrigen vor dem Anbrennen zu schützen.

Wahrlich, diese Castilianer haben noch die ächt maurische Resignation, den Schicksalsglauben der Mahomedaner in ihrem Blut!

Bendito sea Dios!*) sprach kläglich die Menge, während sie mit gekreuzten Armen völlig unthätig das ungeheure Unglück beschaute.

Santissima vergen! Vergen del Carmen! Maria santissima! jammerten durch alle Skalen und Modulationen der Klage die Gruppen der armen Wei-

*) Gott sei gepriesen!

ber, welche mit dieſen Marktbuden ihr Brot und ihr Bett, all' ihre irdiſche Habe verloren hatten.

War es Frömmigkeit in den Herzen dieſes Volks, was Gott in dieſem Augenblick ſo ſtandhaft pries und die heilige Jungfrau anrief? — Glaubt es ja nicht! — Nur aus Gewohnheit hat der Spanier dieſe heiligen Namen jeden Augenblick im Mund. Seine Lippen ſprechen ſie maſchinenmäßig aus, ohne daß ſein Herz etwas davon weiß, und geräth er in Hitze und Zorn, ſo vermengt er dieſe Namen auf das Lächerlichſte mit den niederträchtigſten und ſchmutzigſten Schwüren und Schimpfreden!

Der heutige Spanier hat nur noch die Schale des lebendigen und tiefen Glaubens der vergangenen Jahrhunderte. Der Baum des Cultus ſteht noch aufrecht, aber innen ganz morſch, wurmſtichig und faul. Er hat noch eine Religion, aber er hat längſt aufgehört religiös zu ſein.

Ja, ſeit einem halben Jahrhundert haben ſich alle Dinge in Spanien unberechenbar verändert! Die Zeiten ſind vorüber, in welchen die heiligen Sacramente der Pfarrkirchen, die Heiligenbilder Unſerer lieben Frau von Atocha und Unſerer lieben Frau de la Almudena in Proceſſion herbeikamen, um eine Feuersbrunſt in Madrid zu löſchen.

Die Kirche rettet Niemand und Nichts mehr, und Niemand und Nichts rettet mehr die Kirche!

Das Feuer hatte hier die Pfarrei der Benedictiner von San Ildefonſo ergriffen. Weil nur

die Kreuzgänge brannten, so wäre nichts leichter gewesen, als den Rest des Gebäudes vor der Zerstörung zu bewahren, allein darum kümmerte sich kein Mensch, daran dachte keine Seele. Von aller Welt verlassen, mußten die Mönche ihre Geschäfte selbst besorgen und mit eigenen Händen von dem Mobiliar retten, was noch zu retten war. Sie schleppten ihre Beichtstühle, ihre Altäre, ihre Heiligen- und Marienbilder über die Straße fort, wie die Nachbarn ihre Kommoden und Schränke.

Zwei dieser armen Benedictiner näherten sich einer Gruppe, bei welcher ich stand.

Mit wahren Jammertönen riefen sie, die Hände zum Himmel emporstreckend: „So seht nur, lieben Leute, ach seht, das Feuer ergreift unsre Kirchthürme!“

Man ließ sie jammern und lachte.

Höhnisch in den langen Bart brummend, frug ein Sapeur: hat man die lieben Heiligen in Sicherheit gebracht?

Und als die Mönche sich entfernt hatten, meinte ein anderer Soldat: „Es können immerhin einige Mönche und Heilige verbrennen, Spanien hat diese Waare im Ueberfluß und deshalb werden wir noch keine Hungersnoth bekommen!“

Halbnackte manolas fanden diesen Scherz allerliebst und schmückten ihn nach Herzenslust mit hundert plumpen und unanständigen Bemerkungen sehr leichtfertig aus.

Die verſchiedenen Zugänge zu dem Platz waren mit Pelotons von Provinzialgrenadieren und königlichen Freiwilligen beſetzt. Aber — gerechter Gott! wozu, und womit beſchäftigten ſie ſich? Mit den Bajonetten ihrer Musketen zogen ſie ſehr ſorgfältig halbverbrannte Schinken und gebratene Melonen aus der Glut und wünſchten ſich lachend unter einander Glück zu einem ſo ſchauerlichen Unglück, wobei der Himmel ihnen ſehr gütig ein ganz gar gekochtes Abendbrot ſende!

Andre Soldaten, welche, mit Bewachung der Möbeln beauftragt, außer dem Bereich dieſer guten Biſſen waren, ſchätzten ſich wenigſtens glücklich, an dieſem Feuer ihre Cigarritos ſo bequem anzünden zu können.

Hier hättet ihr auch die ganze Sammlung jener berühmten lechuguinos*) von Madrid vollſtändig gefunden, welche in Ermangelung einer Beſchäftigung oder irgend eines andern Vergnügens, noch lieber von einem Stiergefecht, als von einer Feuersbrunſt oder Hinrichtung wegblieben. Am liebſten genießen ſie dies Alles an einem und demſelben Tag, daher rührt auch das Sprichwort: „Dia de

*) Lechuguino iſt Lattich; lechuguinos ſind junge Leute, welche wie Lattich nach einem Regen aufſchießen und wenig taugen. In Madrid werden die jungen, niedlichen, geputzten, ſtutzerhaften Gardeoffiziere, die ächten petits-maîtres der Reſidenz, ſpottweiſe mit dieſem Namen bezeichnet.

horca o de fuego en Madrid, dia de toros!*) Die Leutchen hatten ihre tertulias**) verlassen, waren auf den Brandplatz geeilt und plauderten und stritten sich und wetteten, nach gewonnener Uebersicht des Standes des Feuers: welches der übrigen Stadtviertel vor dem andern abbrennen würde.

Ferner hättet ihr noch eine sehr ehrwürdige Gesellschaft von Kapuzinern sehen können. Die guten Väter waren ohne Zweifel herbeigeeilt, um nöthigenfalls irgend einem Sterbenden die Beichte abzunehmen und geistlichen Beistand zu leisten. Aber hier waren Leiber und Seelen nicht sowohl, als die Häuser hülfsbedürftig, denn alle Leute in den brennenden Häusern hatten Zeit genug zu eigener Rettung gefunden. Dennoch waren die Väter nicht ganz unnütz hier, sie gewährten wenigstens eine scharmante Perspective. Von dem Widerschein der Flammen scharf beleuchtet, bildeten sie mit ihren weiten braunen Kutten, mit den spitzigen Kapuzen und langen Bärten einen der pittoreskesten Punkte des prachtvollen Gemäldes der Trostlosigkeit und Zerstörung eines ganzen Platzes.

Gleich bewundernswerth erschien von Viertelstunde zu Viertelstunde ein Garde du Corps aus dem königlichen Palast im Galopp. Dieser Adju-

---

*) Der Tag einer Hinrichtung oder einer Feuersbrunst zu Madrid ist ein Tag des Stiergefechts.

**) Geschlossene Gesellschaften, Kränzchen, Klubbs, Soireen.

tant sprengte stets mitten durch den dichtesten Haufen und durchbrach alle Massen bis zu dem Corregidor und Generalcapitain hin, welche einen großen doppelten Generalstab um sich versammelt hatten. Er frug dann regelmäßig im Namen ihrer Majestäten: wie es mit der Feuersbrunst gehe und stehe. Regelmäßig antwortete mit stoischer Ruhe der Herr Corregidor: Sigue lo mismo, sigue sin novedad!*)

Dann sprengte der Herr Adjutant wieder im Galopp davon und rapportirte dieses unveränderliche Bulletin der Feuersbrunst im königlichen Palast.

3.

Indessen hatte man die Glocken aller Pfarreien und aller Klöster von Madrid so lange in Bewegung gesetzt und furchtbar auf allen Thürmen geläutet und gestürmt, bis es endlich gelang, die Spritzenleute der Stadt und der Assecuranzgesellschaft zu erwecken, die Spritzen lebendig zu machen.

So kamen denn nun zwölf bis funfzehn Spritzen angefahren. Um Gebrauch davon machen zu können, fehlte nichts mehr als das Wasser. Aber zu Madrid ist ohne aguadores an kein Wasser zu denken! Und trotz des ungeheuersten Lärms auf allen Plätzen und in allen Straßen der Stadt seit Mit-

---

*) Es geht immer gleichmäßig fort, es giebt nichts Neues.

ternacht, hatte sich bis zum Augenblick noch kein einziger aguador sehen lassen.

Alle Wasserträger in ganz Spanien sind Galizier, d. h. wahre Saumthiere, eine Art von Maschinen, die gebaut sind, um Wasser zu tragen gleich der Rolle und dem Seil an einem Brunnen.

In der That würde ich daran zweifeln, daß der Gallego dem menschlichen Geschlecht angehöre, wenn nicht seine schmutzige Sparsamkeit, seine einzige ächte Leidenschaft, sein einziges Verstandesvermögen, bewiese, daß sein Geist fähig ist, einige vernünftige Gedanken an einander zu reihen, wie beschränkt und gemeiner Natur diese auch sein mögen.

Der Gallego verläßt seine Heimath in früher Jugend und geht in die großen Städte, um das Geschäft eines Wasserträgers zu treiben. Nachdem er als solcher mehrere Jahre von Brot und Knoblauch gelebt hat, geht er wieder in seine Heimath, richtet sich dort häuslich ein und bringt in der Regel eine gute Anzahl von Goldunzen mit zurück, welche er sehr emsig quarto für quarto erworben und erspart hat. So lang er unterwegs auf offener Straße wandelt, trägt er seine Schuhe unterm Arm und geht barfuß. Fragst du ihn, warum er dies thut, so antwortet er dir mit seinem Sprichwort: mejor romperse los pies que los zapatos*), und dabei

*) Es ist besser, die Füße zu verwunden, als die Schuhe zu zerreißen.

ſind ſeine Schuhe ſo ſtark gebaut und mit ſo mächtigen Nägeln beſchlagen, daß ſie eher die Straßen abnutzen, als von den Straßen abgenutzt werden würden.

Sehr intereſſant wäre jedenfalls eine Vergleichung der ſpaniſchen Galizier und der franzöſiſchen Auvergnaten, dieſen Gallegos von Frankreich. Und philoſophiſch bedeutſam könnte es werden, den Urſprung dieſer beiden Menſchenracen zu ermitteln. Ich kann nichts Anderes glauben, als daß Beide deſſelben Urſprungs ſind und, früher ein böotiſch-gothiſcher Stamm, bei dem Einfall der Barbaren in Europa ſich theilten. Ein Theil blieb in Frankreich zurück, der andre ging über die Pyrenäen. Beide Zweige ſind von demſelben Stamm geſchnitten, auf verſchiedenen Boden verpflanzt und treiben daher dieſelben Blätter. Gallego oder Auvergnat iſt ganz daſſelbe, ſie haben dieſelben nüchternen und ehrlichen Sitten, denſelben Inſtinct zum Geiz, daſſelbe Seelenvermögen.

Sogar ihr phyſiſcher Bau iſt bei Beiden ganz gleich. Derſelbe robuſte, plumpe Knochenbau; dieſelbe Dicke, dieſelbe Langſamkeit, dieſelbe Schwerfälligkeit.

4.

Endlich kamen von ſtätigen Maulthieren gezogen einige Beſprengungswagen von dem Stierplatz

an und bald nach ihnen erſchienen die aguadores mit ihren ſchweren Fäſſern auf der Schulter und mit den kupfernen Kannen in der Hand.

Jetzt hatte man Spritzen, Waſſer und Waſſerträger und es blieb jetzt nichts mehr zu fragen übrig als — wie Alles verwendet werden ſollte. Aber darin lag eine neue, große Schwierigkeit. Man wußte gar nicht mehr, von welcher Seite man den mächtigen Brand anpacken ſollte. Fünf Häuſer und eine Kirche brannten zugleich! Gewiß mußte man den Gedanken, Alles zu retten, aufgeben; aber eben ſo gewiß konnte man etwas retten.

Nach abermaligem langem Berathen wurde ein Beſchluß gefaßt. Die Kirche und das daranſtoßende Haus wurden der Gnade Gottes und des heiligen Ildefonſo anheimgeſtellt und man beſtrebte ſich, den übrigen Theil des Platzes dem Feuer abzuringen.

Las bombas de la heroica villa de Madrid*) waren, nach ihrer unwandelbaren Gewohnheit, abermals unbrauchbar befunden worden. Alſo mußte man ſich an die Spritzen der Aſſecuranzgeſellſchaft halten. Endlich gelang es, nicht ohne namhafte Mühe, ſie gegen die Dächer und Balkenlager der Häuſer, welchen man zu Hülfe zu kommen beſchloſſen hatte, ſpielen zu laſſen.

Aber bald und ſehr oft verſiegte das Waſſer. Sobald ein aguador ſein Fäßchen in das Reſervoir ausgegoſſen hatte, ſtellte er es auf den Boden, ſetzte

*) Die Spritzen der heldenmüthigen Stadt Madrid.

ſich breit darauf, kreuzte bequem ſeine Arme und ſah mit ſeinen großen wäſſerigen Augen ruhig dem Brande zu.

Mittelſt Austheilung einer reichlichen Portion flacher Säbelhiebe gelang es doch endlich, den Muth der armen Gallegos von Neuem zu beleben. Sie erhoben ſich, nahmen ihre Fäſſer wieder auf die Achſel und gingen an die nächſten Fontainen, eben ſo flink und leicht wie ſie gekommen waren; allein doch immer gutwilliger und mit mehr Reſignation als die Maulthiere an den Beſprengungswagen, welche gegen die Führer und ihre Peitſchen ſich förmlich empörten.

Sobald die Dächer ſattſam abgekühlt waren, daß man die Füße wieder darauf ſetzen konnte, ſtiegen die Sapeure und Pioniere hinauf und begannen mit einem Enthuſiasmus ſie abzureißen, der bewies, daß, wo es auf Zerſtörung ankömmt, die Spanier gewandter und kräftiger ſind, als jede andere Nation der Welt, ſelbſt die Franzoſen nicht ausgenommen. In weniger als einer Stunde waren die begünſtigten Häuſer ihres Kopfputzes von Manſarden, Speichern ꝛc. entledigt und bald um ein volles Stockwerk kürzer gemacht. Das Mittel war ein ziemlich heftiges, aber es erſparte ihnen wenigſtens die Sorge um die Kirche und ihr Nachbarhaus, welche ſich ſelbſt überlaſſen, bis auf den Grund abbrannten.

5.

Zu dieſer ungeheuern Scene bejammernswerther Zerſtörung, geſellten ſich manche Bilder einer beinahe erluſtigenden Komik. Dies waren die sayne-tes*) nach dem großen Drama.

Während die Sapeurs die Balken, Sparren, Dachrinnen und alle Trümmer der zerſtörten Dächer auf das Pflaſter herabregnen ließen, ſchleuderte ein, von der Hand der Vorſehung geleiteter Ziegel einem königlichen Freiwilligen den Czako vom Kopf. Siehe da, in demſelben klirrten und kamen zu Tage: zwei ſilberne Beſtecke, welche der danebenſtehende Beſitzer eines der brennenden Häuſer ſogleich für ſein Eigenthum erkannte. Der wackre Freiwillige hatte im heiligen Eifer, dem Feuer zu entreißen, was ihm noch zu entreißen war, dieſes Silberzeugs ſich bemächtigt und ſpäter gar nicht mehr daran gedacht.

Ein aguador war in eine brennende Schenke getreten, um dort weniger eigennützige Dienſte zu leiſten, aber glühend vor Hitze und Durſt hatte er der Verſuchung, zu trinken, was ihm zuerſt in den Weg kam, nicht widerſtehen können. Der Arme hatte ſo viel Wein in ſein Waſſer gegoſſen, daß er betrunken niederſank und wie todt liegen blieb. So fand man ihn und trug ihn mit andern Schläuchen voll Val de penas**) hinaus.

---

*) Ein heiteres Intermezzo mit Geſang und Tanz.

**) Val de penas heißt ein Städtchen im Gebiet von

Ueberdies herrscht bei der niedern Volksklasse von Madrid der altehrwürdige Gebrauch, bei den Feuersbrünsten seinen Vortheil zu suchen, bevor man seine Kräfte zum Löschen anstrengt. Das ist Madrider Heimfallsrecht!

Erhebt sich bei entstehendem Feuerlärm ein ehrlicher Bewohner des rastro*) von seinem Lager, um zu dem Feuer zu gehen, so sagt die Frau zu ihm: „Sieh dich wohl vor, es ist sehr kalt und du hast keinen Mantel!“

Dies heißt symbolisch:

Findest du irgendwo einen Mantel, so gebietet dir die Klugheit, dich damit zu bedecken, um nach Haus zu gehen und Alles, was du darunter verbergen kannst, hübsch mitzubringen!

Cordova, wo ein gewöhnlicher, in Madrid beliebter Wein wächst, der von ihm seinen Namen hat.

*) Rastro heißt das am meisten bevölkerte und ärmste Stadtviertel von Madrid.

VI.

El campo santo*).

1.

An einem schönen Morgen des April 1831 war ich aus Madrid gegangen. Ich schritt über die Brücke von Toledo und setzte meinen Spaziergang links über einen engen Fußsteig hinauf fort. Hier kam ich an die Thüre eines Kirchhofs, sie stand offen, ich trat hinein.

Ich hatte in Spanien noch keinen Kirchhof gesehen. Der vor dem Thore von Toledo ist in neuerer Zeit angelegt, wie alle Kirchhöfe von Madrid. Denn erst seit dreißig Jahren begräbt man in dieser Hauptstadt nicht mehr in die Kirchen.

Hier ist nicht der Kirchhof gleich dem von Paris, ein Lokketter, mit Lauben, Bogen und Ge-

*) Der Kirchhof.

ländern luſtig durchſchnittener Garten, durch welchen Gänge mit gelbem Sand beſtreut, bekränzt mit Blumen und Gräbern ſich ſchlängeln. Hier iſt er ein ödes, unfruchtbares, ſchattenloſes Feld, ein groſſer viereckiger, eingeſchloſſener Raum, mit einer Kapelle am Eingang, einem hohen ſteinernen Kreuz in der Mitte und ringsumher an der Mauer mit offenen Gallerien, welche ein auf hölzernen, grünbemalten Säulen ruhendes Ziegeldach ſchützt.

Die Einfaſſungsmauern, welche den Hintergrund dieſes plumpen Porticus bilden, ſind ſehr dick und der ganzen Länge nach mit tiefen, regelmäßig übereinander ſtehenden Löchern angebohrt. Dieſe Löcher ſind Gräber, denn hier hinein ſchiebt man die Särge, gleich den Schubladen an einer Kommode.

Das Ganze ähnelt den Neſtern eines leeren Taubenſchlags, oder vielmehr den Zellen eines von ſeinen Bewohnern verlaſſenen Bienenſtocks. Die Leichname ſind geblieben, die Seelen ſind entflogen.

Auf den ſchmalen Steinen, welche der Oberfläche der Mauer gleich, in die Oeffnungen dieſer Höhlen eingelaſſen ſind, ſieht man nirgends pomphafte Grabſchriften, womit anderwärts gewöhnlich die Gräber überladen ſind. Keinen grell in Gold oder Marmor gemeiſelten Schmerz der Erben, nirgends eine ſo auffallend und glänzend ausgeſprochene Lüge! Hier ſtehen nur die Namen und die Alter der Verſtorbenen, allenfalls noch der Titel der Brüderſchaft, welcher ſie im Leben angehört

hatten, und dazu höchstens ein Vers aus den Psalmen.

Fast scheint es, als habe der, im Leben von Eitelkeit, Stolz und Hochmuth so aufgeblähte Spanier allen Schwulst seines naiven Dünkels an der Schwelle dieser Welt zurücklassen wollen.

2.

Schon geraume Zeit ging ich unter der Galerie des campo santo hin. Ich bemerkte einen Mann in einer Jacke, der mit auf dem Rücken gekreuzten Händen an einen Pfeiler sich lehnte. Tomaba el sol*).

Nach seinem ungezwungnen, nachlässigen Aeussern und nach seiner traulichen Stellung glaubte ich anfänglich, der Mann wäre hier zu Hause und der Aufseher oder Herr des Ortes. Ich frug ihn:

„Sie sind der Aufseher des Kirchhofs?"

---

*) Er nahm etwas Sonne zu sich, oder, wie die Berliner sagen: er ließ sich die Sonne in den Hals scheinen. Trotz der Hitze ist es auch in Madrid, wie im südlichen Italien, ein Hauptgenuß der müßigen Leute: sich zu sonnen. Diese Art von Sonnenbrüderschaft ist wohl die weitestverbreitete und zahlreichste Verbrüderung der ganzen Welt. Der Mensch ist eigentlich ein geborner Sonnenbruder und von Natur zum: sich sonnen, unendlich geneigt. Erziehung, Bildung und das große Treibrad: der Hunger, sind überall die Feinde und Gegengifte gegen dieses behagliche und wohlig urzuständliche sich sonnen.

Si señor, para servir a usted!*) antwortete er mir ſehr höflich.

Ohne Zweifel hatte er geglaubt, ich käme, um mir ein Grab zu beſtellen. Meine Fragen konnten ihn wohl auf dieſe Vermuthung bringen. Ich frug weiter, indem ich auf einige leere Mauerniſchen deutete: „Was koſtet eine ſolche Niſche?“

Je nachdem! antwortete er; für vier Jahre nur haben ſie ungefähr 500 Realen zu bezahlen; aber für das ganze Leben koſtet ſie wohl 6000 Realen**).

„Für das ganze Leben!“ rief ich, „für weſſen ganzes Leben? Sie wollen wohl ſagen: für die ganze Zeit des Todtſeins!“

Ja, für immer, fuhr er lächelnd fort. Das iſt ein wenig theuer, nicht wahr? Aber es giebt auch wohlfeilere Gräber für die ganze Lebenszeit. Sehen ſie, von den Gräbern hier unter unſern Füßen, welche alle numerirt ſind, koſtet eines nur 600 Realen. Und man befindet ſich auch darin ſehr wohl.

„Aber Jedermann kann doch nicht 600 Realen auf ein Grab verwenden. Finden ſich denn nicht zuweilen hier Gäſte ein, welche nach ihrem Tode keinen einzigen Real mehr haben, als ſie deren

---

*) Ja, mein Herr, ihnen zu dienen!

**) Ein Real, eigentlich real de Vellon, beträgt ungefähr 3 gGr.

während ihres Lebens beſaßen? Was macht man mit den Leichnamen dieſer Armen?“

O! Arme giebt es in der That genug! Aber, Gott ſei Dank! auch für ſie fehlt es hier nicht an Platz. Sehen ſie, fuhr er fort, indem er den kahlen und nackten Boden des Kirchhofs mir wies, dieſes Feld iſt groß! — este campo es largo!

Während des Geſprächs waren wir aus der Galerie hervorgekommen. Der Länge und Breite nach ſpazierten wir nun auf dem Kirchhof umher, über die Menge von Gräbern hin, deren Daſein kein Stein, kein hölzernes Kreuz, kein Büſchelchen von Gras oder Kräutern bezeichnete.

„Alſo liegt hier der geſammte Pöbel der Todten in freier Erde,“ ſagte ich zum Aufſeher. „Ihr Kirchhof gleicht dem Circus des Stierplatzes. Unter den Galerien ſind die Niſchen, ſie bilden die Logen für die Großen und Reichen; vor denſelben kommen die numerirten Gräber, dieſe gleichen dem bedeckten Amphitheater für die Mittelſtände. Ganz unten und unter freiem Himmel liegen die gemeinen Gräber gleich dem tendido, das Parterre, wo die Menge der Armen, Unglücklichen und Namenloſen zuſammengedrängt wird.“

Wahr iſt's, antwortete er. Nur ein Unterſchied findet dabei ſtatt, nämlich: Das tendido auf dem Stierplatz iſt gewaltig laut und lärmend, aber das tendido dieſes Kirchhofs macht nicht mehr Getöſe, als ſeine Logen und ſein Amphitheater.

3.

Wir hatten die Kapelle zu unſerer Rechten gelaſſen und ſtanden jetzt vor einem großen viereckigen Loch, deſſen Beſtimmung von ſelbſt ſich kund gab. Der Aufſeher blieb davor ſtehen.

Hier ſehen ſie ein Grab, begann er, welches mir ſchon viele Leichen verſchlungen hat! Dennoch iſt es nicht geſättigt und ich werde es ſchwerlich vor Ablauf eines Monats ſchließen können.

„Aber Jenes," ſprach ich zu meinem Cicerone, indem ich mit dem Finger auf ein anderes friſchgegrabenes Loch hinter einer Gruppe verkrüppelter Alaternen wies, was bedeutet Jenes, das noch ſo nüchtern und heißhungrig ausſieht?"

Er betrachtete mich mit einem Blick voll Unruhe und Mißtrauen und begann dann, als hätte mein Geſicht über meine Rechtlichkeit ihn beruhigt, indem er näher herankam: Dieſes iſt ein ganz beſonderes Grab, ein Reſervegrab, ein ganz neues Grab für die Hingerichteten. Geſtern erhielt ich Befehl, es bereit zu halten. In den Gefängniſſen von Madrid ſitzen jetzt viele Revolutionaire und harren des Todes von Henkershand; daher hat man dieſe Sicherheitsmaßregel ergriffen.

Ich bebte. Die beiden Gefängniſſe des carcel de corte und des carcel de villa*) waren mit Pa-

*) Das carcel de corte zu Madrid iſt ein mächtiges Gebäude, worin der höhere Gerichtshof für die Bevorrech-

trioten vollgepfropft, weil man ſie im Verdacht einer liberalen Verſchwörung gegen die, Dank ſei den hunderttauſend Bajonetten des Herzogs von Angoulême, reſtaurirte väterliche Regierung von Spanien hatte. Ganz Madrid zitterte vor Schrekken. Eine erſte politiſche Hinrichtung war ſchon vorüber und man erwartete in ihrem Gefolge eine große Menge anderer.

Ich trat zu dem noch leeren Grab hin, beugte mich über den Rand und blickte hinab.

„Vortrefflich," dachte ich, „das Grab iſt vorhinein fertig gemacht. Das Urtheil iſt noch nicht geſprochen, aber das Grab iſt ſchon gegraben. Vortrefflich, meine Herren Alkaden, vortrefflich, verurtheilt immerhin! Habt keine Sorge. Die Todtengräber haben euch das Beiſpiel gegeben, ſie haben ihre Pflicht gethan, thut ihr nun die Eurige. Verurtheilt, es iſt hier Platz für viele Todesurtheile und für viele Gewiſſensbiſſe der Richter. Das Grab iſt tief. — Aber," frug ich den Aufſeher, „wo iſt das Grab der zuletzt Hingerichteten, das jetzt volle Grab?"

Dort unten, antwortete er, links von der Kapelle, in der andern Ecke. Ich ging nach dem Platz, den er mit dem Finger mir angedeutet hatte. Er folgte mir.

---

teten und für Criminalfälle, ſo wie die Gefängniſſe für die privilegirten Stände ꝛc. ſich befinden. Das carcel de villa iſt das Stadtgericht und ſtädtiſche Gefängniß zugleich.

Die frisch aufgewühlte und noch nicht fest getretene Erde über der doppelten Länge zweier Särge verrieth von selbst ein zweifaches Begräbniß.

In vergangener Woche hatte auf dem Plaz de la cebada*) eine Hinrichtung stattgefunden, und Tags zuvor eine zweite.

„Hier also?" frug ich den Aufseher.

Er antwortete mir nur mit einem pantomimischen Ja, indem er den Kopf senkte.

Ich hatte nicht nöthig, erst von ihm zu erfahren, für welche Art von Verbrechen man den beiden Unglücklichen, welche hier einige Zoll tief unter der Erde lagen, das Leben genommen hatte. Ich wünschte nur, eines dieser Gräber von dem andern unterscheiden zu können; denn eines davon war verflucht, das andre heilig gesprochen.

Ich hatte mich gegen den Aufseher gewendet. Ich frug ihn mit einem Blick, welchen er wohl verstand.

Nachdem er rasch einen Späherblick ringsumher geworfen hatte, um sich zu überzeugen, daß wir von Niemand belauscht würden, rückte er ganz nahe zu mir heran und senkte die rechte Hand zwischen uns Beiden, mit dem Zeigefinger gegen den Boden deutend:

Der hier zu meinen Füßen, lispelt er, ist der Mann, der seine Frau tödtete — el que mató a su

*) Gerstenplatz wörtlich, im Allgemeinen wohl: der Getreidemarkt.

muger — und er ſtockte, ſchwieg eine kleine Weile, dann lispelte er noch leiſer: und der Andre iſt der — el que dijò aquella palabra! der, welcher dieſes Wort geſprochen hatte!

Dieſes Wort! Ihr wißt wohl, wie das Wort heißt, welches ſelbſt der Todtengräber in Gegenwart ſeiner Todten nicht zu wiederholen wagte, obſchon dieſe Todten ganz taub und ſtumm waren? Ich will es euch vertrauen. Das Wort hieß: viva la libertad! die Freiheit lebe!

Antonio Latorre, ein armer Schuhmacher, war der Unglückliche, der dieſe Worte geſprochen hatte, ein Jüngling von neunzehn Jahren! Am 22. März hatte er ſich in einer Schenke betrunken und geſchrien: die Freiheit lebe! Er war auf der Stelle feſtgenommen worden, mußte einen Kerker beziehen und ſchlief dort ruhig ein. Man weckte ihn auf, um das Urtheil ihm zu ſprechen. Am 25. März, es war der Palmſonntag, las man ihm ſein Urtheil vor und verſetzte ihn in die capilla*). Hier quälte man ihn drei Tage lang, führte ihn endlich am 28. März zur Hinrichtung hinaus und ließ ihn als einen Revolutionair am Galgen ſterben! —

---

*) La capilla, im Allgemeinen: die Kapelle, Kappe, Kapuze, und bildlich: ein mönchartig Gelehrter ꝛc. Hier bedeutet der Ausdruck: das Armeſünderſtübchen, worin die zum Tod Verurtheilten ihre drei letzten Lebenstage zubringen. Darüber enthält die ſpäter folgende Novelle: „Das Weib des Erhängten" ſehr intereſſante und ausführliche Details.

Por revolucionario! — Sein Verbrechen, ſeine Gefangennehmung und ſeine Hinrichtung waren im Verlauf von ſechs Tagen vollzogen worden!

Armer Jüngling! Er war das erſte Opfer dieſes Jahrs geweſen. Er war der Erſte, welchen im Jahr 1831 der Henker in den Himmel ſandte, um dort mit el Empecinado, Riego und ihren Brüdern zuſammenzutreffen. Er war es, der den Triumphzug der ſpaniſchen Patrioten zum Schaffot eröffnete. Bald folgte ihm der Buchhändler Miyar; — dann kam das junge, heilige Mädchen von Grenada; — dann Torrijos, Flores Calderon und ihre Kameraden, — die ſieben und dreißig Märtyrer von Malaga!

Aber Er, großer Gott! Er, ein unbekanntes Kind des Volkes! ein gemeiner Handwerker! Er, deſſen Daſein nur durch ſeinen Tod bekannt geworden, wird er nun wenigſtens im Andenken des Volks fortleben? wird das Vaterland am Tag der Sühne und Buße ſeiner ſich erinnern?

Antonio Latorre! — Um dein Andenken der Vergeſſenheit zu entreißen, hätte ich dir gern mit meinen Händen ein Mauſoleum von weißem Marmor errichtet und deinen Namen mit goldenen Buchſtaben darauf geſchrieben, deinen einfachen Namen allein! O, hätte man mir alle, an jenem Palmſonntag, an dem dein Todeskampf begann, geweihten Palmzweige gebracht, ich würde damit das von mir erbaute Grabmal völlig bedeckt haben, um dei-

nen Henkern und deinen Richtern es zu verbergen. Vielleicht wäre die, in ihren Trauerschleier verhüllte Freiheit zuweilen gekommen, um mit thränendem Auge jenes Grab zu enthüllen!

4.

Zu meiner Rechten, kaum eine Armlänge weit, ſtand ein magerer, wilder Roſenſtock, ganz voll von Knoſpen, aber erſt mit drei offenen Blättern geſchmückt. Ich pflückte ſie und ließ ſie, ohne daß der Aufſeher es bemerkte, mit einer Thräne zu meinen Füßen fallen, gerade auf die Erde, welche den Leichnam des Antonio Latorre bedeckte.

Als ich das campo santo verließ, verweilte ich einen Augenblick an der Thüre. Von dort aus überflog ich mit meinen Blicken den Horizont, der ſich ringsumher entrollte. Wie ſchön war dieſer Tag, einer der erſten des Lenzes! Wie tief und rein war das Blau des Himmels! Wie hoch flogen die ſchwarzen Adler, wie frei durchſchnitten ſie die Luft mit ihren freien Fittigen! Wie majeſtätiſch erhob ſich zu meiner Linken das Gebirge Guadarrama unter ſeinem glänzenden Mantel von Schnee! Wie heiß erglühte Madrid im Sonnenlicht mit allen ſeinen Kirchen von rothem Ziegel und mit ſeinen bemalten Häuſern!

Ach! ſprach ich zu mir ſelbſt, unter dieſer Sonne und unter dieſem Himmel ſollte man ſtets

mit aller Kraft ſeiner Seele ausrufen: die Freiheit lebe!

Ich drehte mich um und warf einen letzten Blick auf das neue politiſche Grab.

Aber, dachte ich im Fortgehen, das iſt für diejenigen, welche dieſes Wort ausſprechen werden! — A quella palabra!

VII.

Das Weib des Erhängten.

1.

Der Gerichtshof der Alkalden.

Montags, den 4. Juli 1831, ging ich gegen 10 Uhr Morgens zu Madrid auf dem Platz von Santa-Cruz an dem carcel de corte vorüber. Ich bemerkte, daß sehr viele Leute haſtig über die große Treppe zum Gerichtssaal der Alkalden hinaufſtiegen. Wahrſcheinlich ſollte daſelbſt an dieſem Tag ein intereſſanter Proceß verhandelt werden, daher hielt ich es, in meiner doppelten Eigenſchaft als Neugieriger und als Fremder, für eine beſondere Pflicht, der Gerichtsverhandlung auch beizuwohnen. Alſo drängte ich mich in das Gedränge, ſchloß dem Zug der Elenden mich an und gelangte mit ihm bald in den Gerichtsſaal.

So eben war die Sitzung durch den gobernador*) eröffnet worden. Fünf Alkalden in schwarzen Roben bildeten das Gericht.

In der Ferne erblickte ich den Angeklagten. Er trug die Kleidung eines calesero**), war ein junger Mann von zwanzig bis zwei und zwanzig Jahren, hatte große blaue Augen, sehr lange, hübschgelockte blonde Haare, zwei in Spanien sehr seltene und darum auch sehr geschätzte Eigenschaften. Ich war betroffen von dem sanften und edlen Ausdruck seines schönen Gesichts und fühlte mich unwillkührlich zur Theilnahme angezogen.

Der relator***) erhob sich und trug den ganzen Fall mit kurzen Worten vor. — Jose Guzman, so hieß der Angeklagte, war vor einem Monat auf der That ertappt worden, wie er, mittelst gewaltsamen Einbruchs in ein verschlossenes Zimmer, die Summe von 20 Realen (ungefähr 2½ Thaler) gestohlen und das Geld noch bei sich hatte. Die Instruction des Processes hatte den Thatbestand vollkommen und unläugbar hergestellt.

Der Vertheidiger des Angeklagten kam nun an die Reihe und sprach eine Viertelstunde lang für seinen Clienten, aber als Spanier in der That sehr

*) Der Präsident des Gerichtshofs.

**) Ein Miethkutscher oder Fiacker mit kleinen einspännigen Kabrioleten.

***) Der im Namen des Gesetzes vortragende Rechtsgelehrte; der Generalprocurator; der öffentliche Ankläger; der Referent.

kühl und ohne alle Emphaſe. Er erzählte, daß Joſe Guzmann mehrere Jahre hindurch als calesero ſehr ehrlich ſich durchgeholfen und mit ſeinem kleinen Auskommen gereicht habe, ſo lang es ihm möglich geweſen, ſein ärmliches Gewerbe zu treiben. Aber vor zwei Monaten war ſein Pferd, ſein einziges Pferd, nach einer allzuanſtrengenden Fahrt in das Escurial gefallen. Dieſes Unglück hatte das Verderben des jungen Mannes herbeigeführt. Sein Erwerbmittel war verloren, Armuth und Elend kamen über ihn, und eines Abends war er ſchwach genug geworden, dem dringendſten Bedürfniß erliegend, zu jener ſchlechten That ſich hinreißen zu laſſen. Der Vertheidiger ſchloß mit einer warmen Empfehlung ſeines Clienten, er erbat die Nachſicht und Milde der Alkalden, indem er ſeine Jugend und frühere Bravheit auf die Wagſchaale der Gnade legte und der richterlichen Beherzigung vorſtellte, daß ein junger Menſch, der zum erſten Mal gefehlt habe, nicht mit Spitzbuben von Handwerk und abgefeimten Dieben vor dem Geſetz gleich, noch weniger der, an und für ſich ſchon ſehr harten Strafe unterworfen ſein könne.

Abermals erhob ſich der relator. Der Thatbeſtand war klar erwieſen, das Verbrechen eingeſtanden, die Qualification vom Geſetz deutlich ausgeſprochen, mithin verlangte er als oberſter Anwalt der Geſetze und im Namen derſelben das Todesurtheil gegen den Angeklagten, weil das Geſetz auf jeden Diebſtahl mit Einbruch den Tod verhängt habe.

In keiner öffentlichen Sitzung wird delliberirt. Das Urtheil wird bei verſchloſſenen Thüren gefällt und alsdann dem Angeklagten erſt im Kerker geſprochen und mitgetheilt.

Die Alkalden hatten ſich zurückgezogen.

„Er iſt todt!“ jammerte hinter mir eine erſtickte Stimme.

Ich drehte mich um und erblickte ein junges Mädchen von ausgezeichneter Schönheit ganz nahe hinter mir. Die in allen ihren bleichen Zügen ſichtbare Aufregung zeigte, daß ihr allein jener klagende Ausruf, der mein Herz ſo wehmüthig betroffen hatte, angehören könne. Ihre ſehr einfache Tracht entbehrte keineswegs einer gewiſſen Eleganz. Sie trug einen hübſchen Rock von Indienne, deſſen weißer Grund mit Roſenſträußchen beſtreut war, eine ſeidene mit ſchwarzem Sammet eingefaßte mantilla, wie ſolche gewöhnlich die manolas tragen.

Raſch folgte ſie dem Volk, das ſich aus dem Saal drängte. Ich verlor ſie nicht mehr aus dem Geſicht und folgte ihr bis auf den Abſatz der Treppe. Hier blieb ſie plötzlich ſtehen und ſchrie mit ſchneidendem Schmerz: „Pepe!*)“

Sie hatte den Joſe Guzman, den Angeklagten, bemerkt. Unten an der Treppe führten ihn eben die Alguazils in den Kerker zurück.

Bei dieſem Namen, bei dieſem Schrei hatte ſich der junge Mann umgedreht und den Kopf gehoben.

---

*) Vertrauliche Benennung ſtatt Joſeph.

„Pepe!" wiederholte das junge Mädchen und und klammerte ſich an das Geländer, um nicht hinabzuſtürzen.

Mariquita*) antwortete traurig Pepe, Mariquita, lebe wohl!

Die Herren Alguazils ſchienen dieſes Zwiegeſprächs ſchon herzlich überdrüſſig zu ſein, ſie zogen ihn ſchnell weiter und die Thüre, welche zu den Kerkern führt, ſchloß ſich hinter ihnen und hinter ihm.

Das Ganze war nur eine Criminalgerichtsſcene, eine ganz gewöhnliche Erſcheinung beim Gerichtshof der Alkalden, welche die Aufmerkſamkeit gewöhnlicher Zuſchauer nicht im Mindeſten erregte; — mich hatte ſie ergriffen, erſchüttert.

Das junge Mädchen ging hinab. Als wir in's Freie auf den Platz von Santa Cruz gekommen waren, redete ich ſie an. Dicke Thränen rollten aus ihren großen ſchwarzen Augen. Ich ergriff ihre Hände und ſuchte ſie zu beruhigen. Das arme Kind ſah wohl, daß ihr Jammer mich innigſt rührte. Das ächte Mitleiden wird ſtets augenblicklich erkannt. Sie faßte Zutrauen zu mir und erzählte ſchluchzend, daß Joſe Guzman ihr quesido**) ſei. Er habe ſeine Ehre verloren, würde vielleicht ſogar ſein Leben verlieren, und ſie allein trage alle Schuld des Verbrechens! Sie habe recht wohl ge-

*) Margarethe, Gretchen.

**) Der Auserwählte, der Liebſte, der Liebhaber.

wußt, daß er arm und ohne Hülfsquellen ſei, und habe dennoch eines Abends aus Eitelkeit und Koketterie ihn gebeten, gequält und beſtürmt, daß er ihr einen großen, neumodiſchen Kamm kaufen ſollte; und ihr guter Pepe, der ſie ſo ſehr liebte und ihr nichts abſchlagen konnte, habe nun jene 20 Realen geſtohlen, gewiß nur, um den ihm abverlangten verwünſchten Kamm zu kaufen.

Während ihrer Erzählung war eine Hoffnung in mir aufgeſtiegen. Ich eilte, dem armen Mädchen ſie mitzutheilen. Ich war zu Madrid nicht ohne einiges Anſehen und verſprach ihr, die ganze Gunſt des Miniſters der Gnaden und der Juſtiz in Anſpruch zu nehmen, um für ihren Pepe ein mildes Urtheil zu erzielen.

Wie! Sie könnten ihn retten? ſchrie ſie auf. Ach! ſo eilen ſie denn, laufen ſie, im Namen des Himmels, und Gott ſei mit ihnen tauſendfältig!

Ich frug, wo ich ſie am folgenden Tag wiederfinden würde, um ihr von dem Erfolg meiner Verwendung Rechenſchaft abzulegen.

Dort! ſprach ſie, indem ſie auf die Kirche von Santa Cruz deutete, dort in der Kirche gegenüber! Dort will ich für ſie und für ihn beten bis heute Abend, und den allerheiligſten Antonius von Padua anflehen; und morgen bleibe ich den ganzen Tag in der Kirche! Aber jetzt, Herr, eilen ſie, ich beſchwöre ſie bei der heiligen Jungfrau vom Berg Carmel, deren Schutz ich ſie tauſendfältig empfehle!

An der Kirchthüre von Santa Cruz verließ ich sie, und sie trat hinein.

2.

Das Urtheil.

Um mich für den armen Jose Guzmann mit Erfolg verwenden zu können, schien mir eine genaue Kenntniß des wahren Hergangs der Sache nöthig zu sein, und diese konnte nur er selbst mir verschaffen. Erst am folgenden Morgen um 11 Uhr erhielt ich, auf die Fürsprache eines mir befreundeten Alkalden dieses Tribunals, die Erlaubniß, mit dem Angeklagten unter vier Augen sprechen zu dürfen.

Man führte mich in ein finsteres und feuchtes Kerkerloch. Ich fand Guzman auf Stroh liegend und schwer an den Beinen gefesselt. Ich setzte mich nahe zu ihm auf ein Stück Stein, den einzig möglichen Sitz des Ortes.

Der Kerkermeister entfernte sich und ließ uns allein. Der junge Mann blieb stumm. Er mochte mich wohl für einen jener unheilverkündenden Leute, für einen Alkalden, Alguazil, escribano oder dergleichen halten, welche gewöhnlich kurz vor einer Verurtheilung den Kerker umschwärmen, wie die Raben das Haus eines Sterbenden.

Ich brach das Schweigen. Ich sagte dem Armen, welche Absicht mich herführte; ich erklärte

ihm, wie lebhaft und innig meine Theilnahme an seinem Schicksal geworden sei, wie sehr ich mich bemühen wollte, ihm Erleichterung zu verschaffen, und daß er zu diesem Zweck zu mir Vertrauen fassen und sich mir ganz eröffnen sollte.

Er dankte sehr freundlich, erklärte aufrichtig, daß er sich für einen rettungslos Verlorenen halte und jeder Hoffnung entsagt habe, erzählte mir aber dennoch ganz offen den ganzen Hergang jenes unglückseligen Fehltritts, den er selbst sehr naiv sein Verbrechen nannte. — Alles erzählte er mir, nur nichts von seiner Liebe, von seiner so leidenschaftlichen Liebe, die allein vor dem Gesetz der Menschen ihn zum Schuldigen gemacht hatte, und in meinem Herzen ihn entschuldigte.

Ihr habt wohl die Hoffnung aufgegeben, sagte ich, aber — Pepe — eure Mariquita will, daß ihr noch hoffen sollt!

„Mariquita!“ schrie er mit bebender Stimme laut auf.

Und ich fühlte, daß ich mit den wenigen Buchstaben dieses Namens seine ganze Seele erschüttert hatte.

„Sie haben sie gesehen! Sie wissen Alles! fuhr er hastig fort, ach ja! so hoffen wir denn, weil Mariquita es so haben will! Hoffen wir, weil sie mich noch liebt! — Ohne Zweifel werden einige Tage vergehen, bevor man mir das Urtheil sprechen wird, vielleicht kann man von diesem Aufschub Vortheil ziehen!“

Das hatte auch ich gedacht. — Wir verrechneten uns. Da sich die Diebstähle zu Madrid seit einiger Zeit täglich vermehrten, so wollte man die Uebelthäter durch ein auffallendes Beispiel des Ernstes einschüchtern. Deswegen hatte der Minister der Gnaden und der Justiz im Namen des Königs dem Gerichtshof der Alkalden aufgetragen, das Urtheil noch desselben Tages zu fällen, und sofern Todesstrafe verhängt würde, das Urtheil sogleich vollziehen zu lassen.

Ich war im Begriff, den Armen zu verlassen. Da trat der Kerkermeister mit einer Laterne in der Hand herein und brachte einen mandadero*) mit, welcher dem Angeklagten befahl, aufzustehen und ihm augenblicklich zu folgen, um den Spruch des Gerichts sich vorlesen zu lassen. — In der Regel erfolgte das Urtheil nicht so schnell. Die plötzliche Bekanntmachung desselben erschien mir als eine üble Vorbedeutung, ich erschrak sehr heftig. Wenn er zum Tod verurtheilt würde! Ach, warum hatte ich seine Resignation zu erschüttern gesucht! Warum hatte ich gegen seine Ueberzeugung die Hoffnung in ihm erweckt, die schöne Hoffnung, welche er nun so schnell und so grausam wieder getäuscht sehen sollte!

Der junge Mann war weit gefaßter und ruhiger als ich. Er erhob sich so schnell, als es seine

*) Der Gerichtsbote, Botenmeister, Gerichtsweibel, Huissier.

von den ſchweren Eiſen geſchwollenen Beine erlaubten und erklärte ſich bereit, dem mandadero zu folgen.

So wie Guzman aus ſeinem Kerker trat, nahm ihn der Kerkermeiſter bei Seite. Das feiſte, breite, unter einem ungeheuern rothen Backenbart halbverſteckte Geſicht dieſes Menſchen verrieth in allen Zügen die niedrigſte Gemeinheit. Seine Bitte an Guzman war der ächte Ausdruck ſeiner Phyſiognomie. Ich hörte Wort für Wort das Geſuch dieſes Bittſtellers im Kerker.

„Amigo," ſprach er zu dem Gefangenen, „es iſt nicht unmöglich, daß dir ein Unglück widerfahre. Die heilige Jungfrau von Atocha möge dich davor behüten und bewahren! Aber es könnte dem Allmächtigen denn doch gefallen, daß man dich in die capilla ſteckte. So wiſſe denn, daß die fraternidad de paz y caridad*) in dieſem Fall dir 500 Realen ſchenkt, worüber du nach Belieben frei ſchalten und walten kannſt. Es wäre ein ſehr verdienſtliches und Gott gefälliges Werk von dir, wenn du in deinem Teſtament einen Familienvater nicht vergäßeſt, der dich dafür auch in ſeinem Gebet gewiß nicht vergeſſen würde."

Ein erhabenes Lächeln der Verachtung flog über das ſchöne, ausdrucksvolle Geſicht des jungen Mannes.

---

*) Die Brüderſchaft des Friedens und der Barmherzigkeit, barmherzige Brüder.

Freund, erwiderte er ihm, eure Stelle ist gut wenn ihr von Jedem, den man hier aufhängt, 500 Realen erbt; aber vielleicht übt ihr damit grosses Unrecht gegen den Henker!

Der mandadero setzte sich in Bewegung. Ich folgte ihm, indem ich den armen Guzman, der in den ungeheuern Fesseln nur sehr mühsam gehen konnte, unterstützte. Alles sollte jetzt entschieden werden! Wir hatten einen langen und schmalen Corridor betreten. Wendete sich am Ende desselben der mandadero links, so war Guzman gerettet. Dann führte man ihn in den Saal der leichteren Urtheilssprüche; kein Todesurtheil gegen ihn fand Statt; er wurde höchstens zu einigen Jahren de presidio*) verdammt, vielleicht sogar ganz freigesprochen!

Aber wendete sich der mandadero rechts — so war der Angeklagte verloren, man führte ihn in die capilla!

Das war ein furchtbarer Gang. Am Ende des Corridors hielt der mandadero, um uns zu erwarten, denn wir waren weit zurückgeblieben. So wie wir bei ihm angelangt waren, wendete er sich rechts! Es war um Pepe geschehen, er schritt nach der capilla.

Auf mich gestützt, schleppte sich der junge

*) Die Strafe des Festungsbaus, das Schellenwerken ꝛc., im Gegensatz zu der Strafe de los presidio — auf den Galeeren.

Mann mühſelig weiter. In dieſem Augenblick fühlte ich, daß ein plötzlicher Schauder ſeinen ganzen Körper durchzuckte, electriſch ſchütterte mir derſelbe Schmerz durch Mark und Bein. Ich glaube, daß wir Beide, nachdem dieſer erſte heftige Stoß vorüber war, weit weniger litten. Ich glaube, daß die unvermeidliche Gewißheit des nahen Todes bei weitem nicht ſo ſchwer und ſchmerzlich auf dem Unglücklichen laſtete, als die grimmige Angſt während des langen Wegs durch jenen verhängnißreichen Corridor.

Wir waren an der Thüre der capilla angelangt. Sie ſtand offen. Der mandadero blieb auf ihrer Schwelle ſtehen und befahl dem Angeklagten, gleichfalls ſtehen zu bleiben. Eine ſtumme Pauſe von mehreren Minuten erfolgte.

Guzman war hier wohl erwartet worden! — Man hatte auf ihn gerechnet. Alle nöthigen Vorbereitungen zu ſeinem Empfang waren ſchon von den, für dieſen Tag zum Dienſt berufenen Gliedern der Brüderſchaft des Friedens und der Barmherzigkeit getroffen. Dieſe Brüderſchaft iſt ein frommer Verein, welcher alle ſeine Kräfte aufwendet, um jedem zum Tod Verurtheilten von ſeinem Eintritt in die capilla an beizuſtehen und nach der Hinrichtung den Leichnam zu begraben. So fand denn auch der junge Mann ſechs dieſer Brüder auf ihrem Poſten, bereit ihm weltlichen und geiſtlichen Beiſtand fortan zu leiſten.

Man hörte auf der Uhr von Santa Cruz die Mittagsstunde schlagen. Wenige Augenblicke nachher schritten vom Ende des Corridors her sechs Alguazils, vier carceleros*) und der alcayde**) des Gefängnisses unter dem Vortritt eines Alkalden feierlich heran. Alle in schwarzen Roben. Dem Angeklagten gegenüber blieben sie stehen. Hierauf verlas der Alkalde den Spruch des Gerichts, welches den Jose Grzman zum Tod durch den Strang verurtheilte und verordnete, daß der Verurtheilte unverzüglich in die capilla geführt und nachher in gewöhnlicher Form und Frist das Urtheil vollzogen werden sollte.

Der Alkalde las das Urtheil mit aller gehörigen Würde und überwand seine Rührung so trefflich, daß davon nicht die geringste Spur bemerkbar wurde. Er las in sehr reinem castilischen Accent, sprach jedes Wort sehr bestimmt und deutlich aus, ohne daß eine einzige Saite seiner Stimme gezittert, oder irgend eine ungehorsame Nerve einen Zug seines Gesichts entstellt hätte. Alsdann zog er sich wieder sehr feierlich mit seinem Gefolge von Alguazils und carceleros zurück und überließ den Verurtheilten der Sorge der barmherzigen Brüder, welche ihn in die capilla einführten.

Ach! diese Richter sind doch nirgends Menschen!

---

*) Kerkerknechte.

**) Der Oberaufseher eines Gefängnisses, Kerkervogt.

3.

Die capilla.

Ueber die Thüre der capilla ſollte man in der That die berühmten Worte ſchreiben:

Lasciate ogni speranza, voi ch'entrate*).

In Spanien iſt dieſe capilla der letzte Aufenthalt jedes zum Tod Verurtheilten vor der Hinrichtung. Hat er erſt die Schwelle dieſer unglückſeligen Wohnung überſchritten, ſo geht er nur noch einmal über dieſelbe zurück: wenn er den Weg zum Richtplatz antritt.

Aber wie gräßliche Leiden hat er vor dieſer Hinrichtung, welche hier ſeine einzige Perſpective bildet, an dieſem Ort zu beſtehen! Er wird zwei Tage hier bleiben! — Zwei Tage, acht und vierzig Stunden des Daſeins, das iſt ſehr wenig! — Aber wie viele Jahre, wie viele Jahrhunderte der Qualen liegen in jeder dieſer Stunden! — Zählet nach und berechnet, wenn ihr dazu den Muth habt! — Indeſſen liegt dieſem langen vorbereitenden Todeskampf vielleicht Mitleiden für den Verurtheilten zum Grund! Vielleicht will man den Menſchen abmagern, herabſtimmen, alle ſeine Kräfte und alle ſeine Schmerzen vorhinein erſchöpfen, damit man eigentlich nur eine Leiche auf das Schaffot zu

*) Entſaget jeder Hoffnung — ihr, die ihr hier eintretet.

führen habe! — Welch unmenschliches Mitleiden wäre ein solches!

Ich war dem Armen in die capilla gefolgt. Dieses Grab, worein man lebende Menschen begräbt, besteht aus zwei, jedem Strahl des Tages unzugänglichen Gemächern. In dem ersten halten sich die barmherzigen Brüder auf, welche nicht unmittelbar mit dem Missethäter gerade beschäftigt sind. Das einzige Möbel ist eine Bank, eine brennende Laterne steht auf dem Boden. Das zweite Gemach ist kleiner und niedriger, ein längliches Viereck von 6 Fuß Länge auf 4 Fuß Breite. Links am Eingang steht ein einfacher kleiner Altar, mit weißem Linnen bedeckt, mit einem hölzernen Crucifix und vier brennenden Kerzen geschmückt. Darüber hängen an der Wand einige Muttergottesbilder. Dem Altar gegenüber stehen zu beiden Seiten eines sehr reinlichen Bettes zwei Stühle. Das sind sämmtliche Möbel. Hier fehlt nichts. Das zweite Gemach vorzüglich, das Schlafgemach, ist beinahe comfortable. Freilich bedarf ein Mann, der noch zwei Tage und zwei Nächte zu leben hat, sehr nothwendig eines guten Bettes! — Ach! er schlafe, der Unglückliche, wenn er schlafen kann! Man wiege ihn, man schläfre ihn ein, damit er diese zwei Tage und zwei Nächte wenigstens verschlafe, wie furchtbar und schauderhaft auch sein Erwachen immer sein möge!

In dem Augenblick wie Guzman von zwei barmherzigen Brüdern geführt, das zweite Gemach

der capilla betrat, ertönten plötzlich aus allen Tiefen des Gefängnisses Chöre von zahlreichen Menschenstimmen und sangen:

Allerhuldreichste Jungfrau Maria,
Mutter der Gnaden!
Habe Mitleid mit unserm Bruder, der sterben soll,
Bitte deinen vielgeliebten Sohn,
Den Heiland Aller,
Daß er in jenem Leben ihm verzeihe!

Jese Guzman erhebte sichtbar. Ich frug einen der barmherzigen Brüder, von wem diese Stimmen kämen.

Ach! antwortete er, das ist das erste salve, welches die im Hof versammelten Gefangenen jedem, die capilla betretenden Verurtheilten singen müssen. Es ist ein alter Gebrauch, es hat nichts zu bedeuten.

Der Gruß der Trauer war verhallt. Einer der Brüder hieß den Verurtheilten auf einen der Stühle am Bett sich setzen und frug ihn, ob er nicht etwas Geld bedürfte, oder was er sonst wünschte.

Tausend Dank! erwiederte der junge Mann, mil gracias! Euer Anerbieten kömmt viel zu spät. Warum machtet ihr mir es nicht vor einem Monat? Wozu soll es mir jetzt nützen?

„Das ist wahr, mein Bruder. Aber wußten wir denn, daß ihr etwas bedurftet? — Indessen, werdet ihr uns nicht um den Beistand der heiligen Religion bitten, wenn ihr auch unsre menschliche Hülfe verschmäht?"

Ach! ja, ja! antwortete Guzman mit bitterm Lächeln, ach, ja! Jetzt kömmt die Stunde für die Religion! Macht denn getrost mit einem Menschen, was man mit den Thieren macht, welche man in einen Käfig sperrt, um sie zu mästen, und welche man nachher tödtet, nur aus Furcht, daß sie wieder mager werden könnten. — So wird es auch mit mir gehen. Sobald ihr mich mit der heiligen Speise vollgepfropft habt und mich für einen hinlänglich guten Christen erkennt, werdet ihr mich schnell abschlachten, aus Besorgniß, ich könnte wieder in Sünden zurückfallen; nicht wahr?

„Jesus! welche Lästerung! Mein Bruder, wir sind arme Sünder gleich dir. Sprich: Haben wir irgend ein Leid oder eine Sorge dir bereitet, haben wir eine Schuld an deinem Unglück? Was wollen wir denn hier? Ach! nur einen Tropfen Trostes in deinen bittern Becher gießen, dir helfen und dich stützen, damit du dein schweres Kreuz leichter tragen mögest."

Diese Worte waren wahr und rührend. Dieser einfache Mann kannte die Worte, welche vom Herzen zum Herzen gehen, er war wirklich ein Mann des Friedens und der Barmherzigkeit. Seinen Namen behielt ich wohl, er hieß Pedro.

Wohlan! sprach der junge Mann mit milderer Stimme und jede Bitterkeit schien aus seiner Seele verschwunden zu sein, wohlan, was soll ich thun?

„Mein Bruder, wähle dir einen Beichtiger, du kannst ihn aus dem geistlichen Orden wählen,

zu welchem du das meiste Vertrauen, die meiste Neigung hast."

Ach, das wird wohl gleichviel sein! Laßt kommen, wen ihr wollt.

Bruder Pedro verließ uns. Guzman barg sein Haupt in beide Hände und stützte die Ellbogen auf den Fuß des Bettes. Gern hätte ich mit ihm gesprochen, aber mir fehlte der Muth! Guter Gott, was hätte ich ihm sagen können? — Der eine Bruder, der bei uns geblieben war, schwieg auch. Was hätte auch Er ihm sagen können? — Der vortreffliche Bruder war hier so ernst beschäftigt! Er rollte mit außerordentlicher Sorgfalt seine kleinen Cigarren in Papierstreifen zusammen, machte Alles zwischen seinen Fingern sehr geschickt und schnell und steckte die fertigen Dingerchen eines nach dem andern in seine petaca*).

Nach Verlauf einer Viertelstunde kehrte Bruder Pedro in Gesellschaft eines Kapuziners zurück. Dieser war ein Greis mit einem ehrfurchtgebietenden Kopf, mit langem Bart und weißen Haaren. Sein Gesicht erstralte, gleich dem Antlitz des heiligen Franz von Paula von Murillo, in süßer Milde. Er setzte sich neben den jungen Menschen, umarmte ihn und bedeutete uns alsdann durch ein Zeichen, daß wir sie allein lassen sollten.

Ich war aus dem Gefängniß gegangen. — Ich ging schnell an der Kirche Santa Cruz vor-

*) Cigarrenbüchse.

über. — Ach, Mariquita erwartete mich daselbst voll der stechendsten Angst und Pein! Aber ich fühlte nicht Kraft genug, zu der mit ihr verabredeten Zusammenkunft mich einzustellen. Es gab ja der Menschen so viele, welche die unglückselige Neuigkeit ihr früh genug hinterbringen konnten!

Ueberdieß waren die Augenblicke kostbar. Jetzt war nicht mehr davon die Rede, bei dem Minister oder bei den Richtern einzuschreiten. Aber vielleicht konnte ich noch die Zeit gewinnen, auf gut Glück hin bei dem König selbst die Begnadigung des Verurtheilten zu erflehen!

4.

Die Beichte.

Man hatte mir nicht alle Hoffnung benommen; aber vollkommene Begnadigung war auf keinen Fall zu erwarten, höchstens eine Milderung der Strafe, und selbst dazu war es schon sehr spät! — Man durfte auf nichts mehr zählen.

Ich eilte nach Santa Cruz. Ich wollte wenigstens Mariquita ermuthigen, mein Bißchen Hoffen mit mir zu theilen. Ich fand sie nicht — Gewiß nur, weil sie die Verurtheilung ihres Pepe schon wußte! — Aber was war aus ihr geworden?

Ich war nahe bei dem Gefängniß und trat ein. Im Augenblick als ich über die Schwelle schritt, begannen die Gefangenen wieder ihr Salve

für den Abend. Sie ſangen ganz daſſelbe wie am Morgen:

Allerhuldreichſte Jungfrau Maria,
Mutter der Gnaden!
Habe Mitleid mit unſerm Bruder, der ſterben ſoll:
Bitte deinen vielgeliebten Sohn,
Den Heiland Aller —
Daß er in jenem Leben ihm verzeihe!

Bei dieſem traurigen Empfang erſtarrte meine Seele, mein Herz wollte aufhören zu ſchlagen. — Entfliehen wollte ich. Der eben herauskommende Bruder Pedro hielt mich zurück und erzählte mir, was während meiner Abweſenheit vorgegangen war. — Guzman hatte ſich bereden laſſen, einige Nahrung zu ſich zu nehmen. — Er hatte gebeichtet. Da er ſich aber für einen amancebado*) erklärt hatte, ſo erbot ſich Pater Antonio (ſo hieß der Kapuziner, ſein Beichtvater), dieſe unziemliche Verbindung unverzüglich durch eine kirchliche Vermählung in der capilla zu weihen. Der junge Mann nahm, weit entfernt dagegen ſich zu ſträuben, den Vorſchlag mit einer Art von Freude an. Er erklärte, daß dieſe Heirath, wenn ſeine Geliebte darein willigte, ihm den noch einzig möglichen menſchlichen Troſt gewähren würde.

Aber rief ich, betroffen bei dem Gedanken an eine Vermählung, deren Traualtar beinahe vor dem

*) Wer in ehelichen Verhältniſſen mit einem Weibe oder Mädchen lebt, ohne mit ihr kirchlich getraut zu ſein.

Schaffot stehen würde, die Heirathen in extremis (Nothheirathen) sind ja nur bei Todtkranken erlaubt!

„Sie sind bei allen Sterbenden erlaubt," erwiederte Bruder Pedro; dann fuhr er nach einer kleinen Pause fort: „Der Beichtiger setzte uns in Kenntniß von dem Wunsch seines reuigen Sünders und von seinem Entschluß, also bereiteten wir in aller Eile das Nöthige zu Vollziehung dieses heiligen Werks. Zwei unserer Brüder und der Pfarrer von Santa Cruz haben mit dem jungen Mädchen gesprochen und ihre Einwilligung erzielt. Morgen um die Mittagsstunde wird die Trauung vollzogen, Alles ist schon dazu hergerichtet. Sie, mein Herr, kennen den Guzman, seien sie also sein Zeuge und nehmen sie dadurch Theil an der Versöhnung dieser zwei Seelen mit dem Himmel."

Bruder Pedro sprach mit so warmer Ueberzeugung wahrer Frömmigkeit, daß er mich zu gleichem Gefühl hinriß. Ich sah in dieser seltsamen Vermählung nur die Erlaubniß, daß die beiden armen Liebenden sich Lebewohl sagen, zum letzten Mal sich umarmen durften.

Ich versprach dem Bruder Pedro, als Zeuge bei der heiligen Handlung zu erscheinen und entfernte mich, ohne nur einen Versuch zu machen, den Verurtheilten desselben Tages noch zu sehen.

Gott! zu welchem Fest hatte man mich eingeladen! — Bei einer Hochzeit sollte ich am folgenden Tag sein! Guter Gott! bei welcher Hochzeit!

5.

Die Trauung.

Inniger als zuvor fühlte ich an dies unglückselige Drama, dessen erste Scene mir nur ein Zufall enthüllt hatte, mich nunmehr gefesselt. Ich selbst mußte nun eine Rolle darin übernehmen!

Mittwochs Morgens um eilf Uhr war ich im Gefängniß. — Bruder Pedro erzählte, daß der junge Mann die ganze vergangene Nacht in großer Aufregung zugebracht habe und noch immer sehr aufgeregt sei. Er befand sich gerade in dem heftigsten Paroxismus des Fiebers, welches alle Verurtheilten in der capilla stets befällt. Am Abend des ersten Tages erweckt es in ihnen eine heftige Wallung und Aufregung, welche bis zur Mitte des folgenden Tags stets wachsend fortdauert. Dann erfolgt eine allmälige Beruhigung, welche in Niedergeschlagenheit übergeht, später eine zunehmende Entkräftung herbeiführt und am Morgen des dritten Tages völlige Erschöpfung aller Kräfte des Kranken, eine Art von Vernichtung bei lebendigem Leib zu Stande bringt. Dieses von allen Aerzten der Gefängnisse beständig beobachtete Fieber äußert stets eine unveränderliche Regelmäßigkeit in seinen Perioden. — Man könnte es das Fieber der capilla nennen; es ist ein Fieber menschlicher Erfindung; ein Fieber, welches nur zwei Tage dauert; am dritten Tag schneidet es der Tod plötzlich ab.

Ich trat in das zweite Gemach der capilla. Der Altar war schon bereit; für die Messe und die Trauung waren zwei Kerzen mehr angezündet.

Guzman saß mit flammendem Auge und rothem erhitztem Gesicht bei dem Pater Antonio, der leise mit ihm sprach. Der Arme schien auf den Beichtiger kaum zu horchen. Sobald er mich erblickte, machte er mir ein Zeichen mit dem Kopf und ein traurig süßes Lächeln flog über sein Antlitz. Er wollte damit wohl sagen: ich weiß, warum sie kommen und danke ihnen dafür!

Welche Dankbarkeit lag in diesem Lächeln!

Bald erschien auch auf Bruder Pedro gestützt Mariquita. Das arme Kind war sehr bleich! Sie hatte nicht mehr das Kleid einer manola an, wie am vorigen Tag. Ihr Rock, ihre mantilla, Alles war schwarz! — Sie trug also schon Trauer! — Sie verheirathete sich in ihrem Wittwenkleid!

Sobald sie ihren Pepe erblickte, stürzte sie zu ihm auf die Kniee, sie küßte seine Füße und küßte die Eisen, die ihn fesselten. Der junge Mann hatte sie aufgehoben und in seine Arme gezogen. Sie wollten mit einander sprechen, aber kein Wort konnte sich Bahn brechen durch ihr Schluchzen; sie hatten keine andre Kraft, als sich krampfhaft zu umschließen. Einige Zeit ließ man sie sich umarmen und die ganze Welt vergessen. O Gott! wer hätte den Muth gehabt, ihnen solches zu verbieten? Wer hätte zwischen sie treten, Eins von dem An-

dern trennen können? Wer hätte nicht dieſen erſten Erguß des letzten Lebewohls geachtet?

Man hatte den Pfarrer von Santa Cruz herbeigeholt, weil er allein hier das Recht hatte, eine Trauung zu begehen. Er kam bald und ohne alles Gepränge; kein anderer Prieſter begleitete ihn.

Es war nicht ſo leicht, die beiden Liebenden zu trennen. In dieſer letzten Umarmung ſchienen ſie den ganzen Reſt ihrer Kräfte vereinigt zu haben. Sie hatten auch keine Kraft mehr, ſobald ſie getrennt waren, man konnte mit ihnen machen, was man wollte. Man trocknete ihre Thränen, man beugte Eines neben das Andere auf die Kniee nieder, gleich Kindern ließen ſie ſich Alles ganz geduldig gefallen.

Auch wir ließen uns auf die Kniee nieder, Bruder Pedro, ein anderer Bruder und ich mit dem Rücken gegen das Bett gekehrt, hinter Joſe und Mariquita, welchen wir Drei zu Zeugen dienten; Pater Antonio zur Rechten des jungen Mannes.

Der Pfarrer begann die Meſſe zu leſen, wobei einer der Brüder ihm adminiſtrirte. Die Stimme des Pfarrers zitterte ſehr, man hörte ihr recht wohl an, daß ſie einem tief gerührten Herzen entquoll. Als er ſich bei der Communion herabbeugte, um die Hoſtie auf die Lippe der Gatten zu legen, rollte eine Thräne über ſeine Wange; ich ſah ſie glänzen und in die heilige Schaale in ſeiner Hand herabfallen. — Nein! dieſe Thräne, dieſe wahrhaft chriſtliche Thräne, konnte ſich unmöglich in dem

Staub eines Kerkers beſchmutzen und verlieren! Das reinſte und koſtbarſte Gefäß des Altars hat ſie aufgenommen, ſie hat ſich in Gold gefaßt und dieſes Gold mit einem unſchätzbaren Juwel bereichert! — Würdiger Greis! dieſer Juwel des chriſtlichen Erbarmens wird einſt im Himmel, auf die Wagſchale deiner Tugenden gelegt, ſchwer wiegen.

Ohne Zweifel hatte das himmliſche Brot die Seelen der beiden Gatten mit mild tröſtender Hoffnung genährt! Sie fanden einen Augenblick des Vergeſſens, worin die ganze ſchauerliche Wirklichkeit vor ihnen entſchwand; einen Augenblick, worin ſie für nichts ſich hielten, als für glückliche Neuvermählte, welche am Altar ein langes Leben der Liebe beginnen ſollten. Denn als der Pfarrer ſie frug, ob ſie vereinigt ſein wollten; als er die Worte ausſprach, welche Eines an das Andre banden; als er ihre rechten Hände in einander legte und den Eheſegen über ſie ſprach, klangen ihre antwortenden Stimmen ruhig und zuverſichtlich, ihre Geſichter, Eines in des Andern Augen, ſtralten ſo ſanft, ſo ſüß! — Aber die Glocke von Santa Cruz ſchlug die Mittagsſtunde und alle Gefangenen begannen abermals den Chorgeſang:

Allerhuldreichſte Jungfrau Maria,
Mutter der Gnaden!
Habe Mitleid mit unſerm Bruder, der ſterben ſoll.
Bitte deinen vielgeliebten Sohn,
Den Heiland Aller —
Daß er in jenem Leben ihm verzeihe!

Ein Blitzstrahl, der in die capilla gefallen wäre, hätte nicht Alle so niedergedonnert, wie dieser düstere Gesang es that. Er schmetterte so plötzlich mitten in den Traum der beiden armen Kinder und zerriß so grausam alle Wolken, welche für einen Augenblick ihr gräßliches Loos verhüllt hatten.

Mariquita war ohnmächtig dahingesunken. Man benutzte diesen Umstand, um sie fortzuschaffen. Guzman hatte sich anfangs mit seinen Händen die Ohren verstopft, um diesen erschrecklichen Gesang des Salve nicht zu hören. Bald konnte er sich nicht mehr aufrecht halten und fiel in die Arme seines Beichtvaters. Ich weiß nicht, ob die Messe beendigt wurde. Ich entsinne mich dessen wahrlich nicht!

Sie hatten wenigstens ihre Verheirathung zu Stande gebracht. Der Pfarrer war fortgegangen; ich blieb noch maschinenmäßig auf den Knieen. Endlich stand ich auf.

Ich floh aus dem Gefängniß. Auf gut Glück hin ging ich weiter, ohne zu wissen wohin. Bald befand ich mich an der puerta del Sol*). Aus der Höllennacht der capilla war ich plötzlich an den hellen Tag, in das volle Sonnenlicht herausgekommen! Ringsum standen zahlreiche Menschengruppen. Man plauderte, man rauchte, man lachte! Soldaten sangen vor der Thüre des Wachthauses

*) Das Sonnenthor.

an der casa de postas*) und klimperten auf der Guitarre. Mich erschreckte alle diese Lustigkeit und alle diese Sonnenhelle.

Ich eilte nach der posada**), um Schatten und Dunkel und Einsamkeit im tiefsten Grund meines Zimmers zu suchen, und schloß mich für den ganzen Rest des Tages ein.

6.

Der Henker.

Ich hatte eine schreckliche Nacht verlebt. Den Kopf noch voll und schwer von mancherlei scheußlichen Gesichten, stand ich Freitags Morgens auf. Die armen Kinder! ich hatte sie in meinen Träumen gesehen, ich hatte sie gesehen, von tausend Schmerzen vernichtet, ich hatte sie gesehen, wie sie in allen Qualen des Leibes und der Seele sich krümmten und verzweifelt starben! Aber ich hatte im Traum nichts gesehen, was so schrecklich gewesen wäre, als die furchtbare, auf ihnen lastende Wirklichkeit!

Ich frug mich wohl: Leben sie denn wirklich noch? sind sie den, für menschliche Kräfte über-

---

*) Das Postgebäude.

**) Gasthof, Einkehrwirthshaus, auch jedes Haus, worin Zimmer vermiethet werden, die Wohnung überhaupt.

mächtigen Prüfungen nicht erlegen? Pepe, Mariquita, unglückselige Geschöpfe! Welches von beiden war bereits todt? Welches von beiden hat die Wittwenschaft zuerst begonnen? Vielleicht Jose! Vielleicht erlebte er vor seiner letzten Strafe auch noch diese Höllenqual!

Ich fühlte das Bedürfniß, von ihrem Schicksal mich näher zu unterrichten, zu erfahren, wie weit sie in ihren Uebeln vorgerückt seien. Ach! weil ich keines ihrer Uebel mildern, sie selbst nicht einmal trösten konnte, so erschien mir meine Neugierde als etwas Schlechtes! Ach! welch ein häßlicher Instinkt trieb mich an! Ich eilte, den tiefsten Jammer und den Todeskampf wie ein gewöhnliches Schauspiel zu betrachten. War mein Herz wirklich so gefühllos und gemein geworden? Hatten die Fleischerübungen auf dem Stierplatz, welchen ich öfters beiwohnte und Geschmack abgewann, meine Seele so sehr ausgetrocknet, daß alle Quellen des Mitleids darin versiegt waren? Hatte ich vielleicht solche scheußliche und unmenschliche Anregungen nöthig?

War dieß der Fall, so konnte ich wirklich zufrieden sein. Was ich diesen letzten Tag zu leiden hatte, übersteigt alle menschlichen Begriffe. Heute noch kann ich nicht begreifen, wo ich Kraft und Muth, dies Alles zu ertragen, damals gefunden habe. Wie konnte ich so beharrlich im Anblick von Leiden, so tapfer im Anblick von Qualen sein?

Um acht Uhr Morgens ging ich in das Gefängniß und geradezu in die capilla. Im ersten Zimmer fand ich den Bruder Pedro. Er sagte mir, daß Guzman am vorigen Abend seine Besinnung bald wieder gewonnen und, über alle menschliche Erwartung, viel Ruhe und Resignation gezeigt habe. Von Mariquita hatte er vor dem Salve des Abends kein Wort mehr gesprochen. Aber diese grausame Mahnung hatte in seinem geschwächten Gedächtniß die Erinnerung an seine Trauungsscene wieder lebhaft geweckt, er frug: ob er seine Frau nicht noch einmal zu sehen bekommen würde?

Sogleich hatte man ihm dazu alle Hoffnung benommen und vorgestellt, daß selbst, wenn eine zweite Zusammenkunft gestattet werden könnte, solche nicht sehr wünschenswerth sei, indem das arme Kind, von dem ersten Versuch allzumächtig angegriffen, einem zweiten wahrscheinlich erliegen würde. Er hatte sein Haupt gesenkt und darauf nicht geantwortet. — Gegen zehn Uhr Abends hatte Bruder Pedro ihm erklärt, daß die barmherzige Brüderschaft die Summe von 500 Realen zu seiner Verfügung stelle und daß er darüber, so wie über all' sein übriges Besitzthum zu Gunsten wessen er immer wollte, verfügen könnte. — Der Unglückliche besaß gar nichts auf dieser Welt, darin bestand ja hauptsächlich sein Verbrechen! — Indessen hatte er doch in die Hände des Bruders Pedro testirt und jene 500 Realen seiner Mariquita vermacht. — Wie viel kostete ihm dieses Vermö-

gen! — Wie theuer mußte die Unglückliche dieſe Erbſchaft bezahlen!

Gegen ein Uhr des Morgens hatte Guzman die letzte Oelung empfangen. Dieſes für den Gebrauch der capilla modificirte Sacrament iſt wahrlich eine ſeltſame Erfindung. Weil die Kirche den zum Tod Verurtheilten in der capilla die regelmäßige letzte Oelung nicht ertheilt, gleichwohl ein Katholik ohne dieſe Wohlthat nicht ſterben ſoll, ſo läßt man den Miſſethäter ein pater noster und eine ave für jeden Theil des Körpers, welcher von dem heiligen Oel berührt worden wäre, beten. Der junge Mann hatte ſich mit vieler Gelehrigkeit dieſer ſeltſamen Phantaſie der Frömmigkeit hingegeben; muthig hatte er Alles, was man von ihm verlangte, hergeſagt. Mit gleich muſterhafter Geduld hatte er die zahlreichen Beſuche aller Gattungen und Farben von Mönchen ertragen. Sie hatten die ganze Nacht hindurch mit ihren eifrigen Ermahnungen ſich abgelöſt und dem Unglücklichen erbarmungslos den Schlummer geraubt, welchen vielleicht die gänzliche Ermattung ihm verliehen hätte.

Dieſen unaufhörlichen Verfolgungen und Martern preisgegeben, hatte er ſeit vier und zwanzig Stunden, irgend eine Nahrung zu ſich zu nehmen, ſtandhaft verweigert. Daher befand er ſich am folgenden Morgen ſo ſchwach, daß ihm kaum noch ein Hauch von Leben übrig geblieben zu ſein ſchien.

Dies ist ein Auszug der Geschichte der letzten Leiden des armen Guzman.

Aber der Verurtheilte hatte noch nicht alle Qualen überstanden, die stechendsten, die grausamsten sollten erst kommen. Es war neun Uhr. Ich trat mit Bruder Pedro in das zweite Gemach der capilla. Der junge Mann saß bei seinem Beichtvater, sein Kopf hing auf die Brust herab. Seine Augen, welche zu mir sich erhoben, sagten mir trotz aller Schwäche und gänzlichen Erloschenseins dennoch, daß er mich erkannte. Es war sein letzter Blick für mich — sein Abschied von mir!

Zwei der barmherzigen Brüder hatten das Armesünderkleid herbeigebracht, den Hinrichtungsschmuck. Die Zeit der Toilette für den Unglücklichen war erschienen; sie dauerte nicht lang. Bruder Pedro hob den jungen Mann in seinen Armen empor, während ein anderer Bruder ihm den saco*) überwarf und ein zweiter ihm das gorro**) aufsetzte. Also vermummt ließ man ihn wieder auf seinen Stuhl zurücksinken. Er war außerordentlich matt.

Ein junger Mann, welchen ich bisher in der capilla nie bemerkt hatte, wurde jetzt eingeführt. Er mochte wohl zwanzig bis vier und zwanzig Jahre alt sein. Ein wenig Embonpoint verkürzte

---

*) Eine Art von Bluse oder Fuhrmannskittel von schlechter weißer Leinwand.

**) Ein blaßgrünes Mützchen, ein Scheitelkäppchen.

und rundete ſeinen übrigens ganz gewöhnlichen Wuchs. Sein rundes, volles Geſicht hatte ſchöne, regelmäßige Züge; aber ſeine außerordentliche Bläſſe und die großen, ſchwarzen Augen mit dem feuchten Blick verliehen ihm einen ſeltſamen Ausdruck wehmüthiger Melancholie. — Er trug ſehr weite Pantalons, eine runde, dunkelblaue Jacke und auf dem Kopf den Hut eines majo. — Dieſer junge Mann war — el verdugo — der Henker.

Das Amt eines Henkers zu Madrid iſt ſehr einträglich, man berechnet ſeine täglichen Einkünfte auf 120 Realen. Sie beſtehen zunächſt aus dem beſtimmten Nachrichtersgehalt und dann aus dem Ertrag des Rechts, welches mittelſt Monopols ihm übertragen iſt: daß in ſeinem, an das carcel de corte ſtoßenden Haus alle auf den Getreidemarkt nach Madrid kommende Bauern, ihre Eſel, Maulеſel, Pferde und Geſchirre einſtellen müſſen. Ueberdies hat er für jede Hinrichtung, Aufhängung oder Erdroſſelung eines aus dem carcel de corte kommenden Verbrechers eine Unze Goldes zu beziehen. Der Vater des jetzigen Henkers war kürzlich geſtorben und ſein Sohn hatte, trotz der noch ſo grünen Jugend, das Amt Kraft Erbſchaftsrechtes angetreten.

Wer kennt nicht dieſen Mann zu Madrid? Guzman hatte ihn ſogleich erkannt und zitterte und bebte am ganzen Körper, obgleich er ſchon vernichtet war.

„Mein Bruder," redete der Henker ihn an, „wirst du mir verzeihen, damit Gott auch dir verzeihe?"

Die einzige Antwort des Armen war ein bejahendes Nicken mit dem Kopf.

Hierauf band der Henker mit einem mitgebrachten Strick die Hände des jungen Mannes so fest zusammen, daß sie ganz veilchenblau wurden. Dieser neue Schmerz wird wahrscheinlich in der Absicht zugefügt, um den halbtodten Missethäter wieder etwas zu beleben und das Gefühl aller seiner Leiden in ihm zu wecken.

Aber die Stimmen der Gefangenen erhoben sich wieder und sangen:

Allerhuldreichste Jungfrau Maria,
Mutter der Gnaden!
Habe Mitleid mit unserm Bruder, der sterben soll;
Bitte deinen vielgeliebten Sohn,
Den Heiland Aller —
Daß er in jenem Leben ihm verzeihe!

Ich glaubte, daß dieses Salve das Zeichen zum Abmarsch nach dem Schaffot sei, allein die Zeit dazu war noch nicht gekommen. Der Henker entfernte sich. Pater Antonio hatte uns durch ein Zeichen bedeutet, uns zu entfernen. Bruder Pedro zog mich in das erste Zimmer der capilla hinaus. Hier blieb ich stehen, an die Mauer gelehnt, ohne zu sehen noch zu hören, kaum eines Gedankens mächtig, gefühllos für Alles, stumpf und dumpf.

Die Uhr von Santa Cruz ſchlug Mittag. Dies war die Stunde. Rings um mich her begann unendliche Bewegung, Hunderte gingen und kamen. Drei neue Kapuziner mit langen Bärten und mehrere neue Mitglieder der barmherzigen Brüderſchaft waren angekommen.

Man ſetzte ſich in Bewegung. Bruder Pedro und ein anderer Bruder führten den jungen Mann. Ihnen voran ſchritt Pater Antonio mit ſeinem Kruzifix in den gefalteten Händen. Dann kamen die übrigen Kapuziner und barmherzigen Brüder. In der Entfernung von einigen Schritten folgte ich ihnen. Langſam bewegte ſich der Zug in dieſer Ordnung bis an das Ende des Corridors und machte hier Halt.

Guzman befand ſich gerade einem Fenſter gegenüber, welches auf einen kleinen Hof hinausführt, worin alle Gefangene in dieſem Augenblick verſammelt waren. Man öffnete das Fenſter, ſtellte den jungen Mann daran, damit er mit den Leuten ſprechen könnte. Auch dies iſt ein alter Gebrauch. Der Verurtheilte, welcher das Gefängniß verläßt, um auf den Hinrichtungsplatz zu gehen, ſoll den zurückbleibenden Gefangenen einige Worte der Ermahnung oder Warnung ſagen, wenigſtens Abſchied von ihnen nehmen, despedirse, wie die Kunſtſprache lautet. — Seht doch, wie fein die Lebensart, wie groß die Höflichkeit in ſolch einem Gefängniß iſt!

Der junge Mann hatte kaum Kraft genug, ihnen ein Lebewohl zu ſtammeln! Er ſprach ſelbſt

dieſes Wort ſo leiſe, daß gewiß kein Einziger es vernommen hatte. — Sie verſtanden es wenigſtens; ſie wußten ja Alle nur zu gut, wohin der Unglückliche gehen mußte! — Die Mehrzahl von ihnen erwartete daſſelbe Loos! — Vielleicht werden ſie bald ihm dahin folgen!

Der Zug ſetzte ſich wieder in Bewegung. Bevor die Thüre des Gefängniſſes geöffnet wurde und der Zug hinauskonnte, mußte der junge Mann noch einmal auf dem Flur vor einem Marienbild in einer Niſche knieen und von der heiligen Jungfrau durch den Mund ſeines Beichtvaters eine Art von frommer Weiſung ſich in's Ohr flüſtern laſſen. Zu gleicher Zeit erhoben ſich noch einmal aus der Ferne die düſtern Laute jenes Salve — des Letzten. Abermals ſangen ſämmtliche Gefangene als Abſchied:

Allerhuldreichſte Jungfrau Maria,
Mutter der Gnaden!
Habe Mitleid mit unſerm Bruder, der ſterben ſoll;
Bitte deinen vielgeliebten Sohn,
Den Heiland Aller —
Daß er in jenem Leben ihm verzeihe!

Ach, allerbarmherzigſte Jungfrau! rief auch ich in meinem Innern, ſprich: biſt du es wirklich ſelbſt, die für ihre Fürſprache im Himmel alle dieſe herzzerreißenden Gebete verlangt?

Man löſte die Feſſeln von den Füßen des Miſſethäters. — Auch deine Feſſeln, arme Seele, wird man nun bald löſen! aber — großer Gott! auf welche Weiſe!

Der Leichenzug des Verurtheilten harrte ſchon vor der Thüre, ſie that ſich auf, der Henker erſchien, er hielt einen Eſel am Zügel, der den armen Sünder zum Hochgericht tragen ſollte*). Man ſetzte den jungen Mann auf das Thier und band

*) Der Eſel, welcher den Miſſethäter zum Hochgericht trägt, gehört nicht dem Henker. Am Tag der Hinrichtung ſtellt ſich dieſer früh Morgens an das Toledo-Thor, um, ſeines Rechts ſich bedienend, des erſten hereinkommenden Eſels, ſei dieſer belaſtet oder nicht, zum Dienſt des ganzen Tages ſich zu bemächtigen. Leicht begreiflich iſt der Herr des Thieres darüber nicht ſehr erfreut, denn einmal iſt er in ſeinen Verrichtungen und Geſchäften dadurch geſtört, und dann gereicht ihm dieſer Gebrauch ſeines Thiers zu einer Art von Schande und bildet eine üble Vorbedeutung. Allein man kann mit dem Henker ſich leicht verſtändigen und erkauft von ihm für eine mäßige Summe ſein Thier zurück. Dieſe Unterhandlungen bilden eine weitere reiche Erwerbsquelle für den Henker. Oft läßt er ein Dutzend ſolcher Eſel vorüberziehen, bevor er ſein Thier ſich auswählt, weil jene bereits ſich freigekauft haben. Die Wahl fällt natürlich in der Regel auf einen Eſel, deſſen Beſitzer zu arm iſt, um ſich loszukaufen, oder zu viel Verſtand hat, um ſolchen Frohndienſt für entehrend zu halten. In früheren Zeiten war dieſer Dienſt noch weit läſtiger und grauſamer. Ehemals ſchnitt der Henker, ſobald er ſeinen Verurtheilten am Galgen baumeln ſah, dem armen Eſel ein Ohr ab, bevor er ihn ſeinem Herrn zurückgab. Die Fortſchritte der Civiliſation haben in Spanien dieſe ſonderbare Gewohnheit auf. Die Eſelspreſſerei an Hinrichtungstagen beſteht zwar heute noch zum Vortheil des Henkers, aber der Eſel wird nicht mehr durch jene Verſtümmelung für ewig geſchändet.

seine Beine unter dessen Bauch fest zusammen, damit er nicht herunterfallen sollte.

Mir wurde todesbang vor dem Ersticken, ich mußte an die Luft. Bevor der Zug sich wieder in Bewegung setzte, drängte ich mich durch den dichten Haufen, entrann durch das Gäßchen del verdugo*) gleich einem entfliehenden Gefangenen, und rannte ohne Aufenthalt fort bis zu der Straße de los Estudios**),

7.

Der Zug.

Die sehr breite Straße de los Estudios führt ganz gerade zu dem Platz de la Cebada, sie war so voll von Menschen, daß man kaum hindurchkommen konnte. Ich hielt der San-Isidrokirche gegenüber und lehnte mich an die Mauer eines Hauses neben einer Bude, worin panderos***) verkauft wurden. Wahrlich, hier dachte ich an nichts, ich frug mich nicht, warum ich aus dem Gefängniß entflohen sei, und nicht, warum ich aus dem Zug mich weggegeben habe; ich sah ihn ja an mir vorüberkommen. Nein, ich frug mich gar nichts. Jeder

*) Das Henkergäßchen.

**) Die Studenten- oder Gelehrten-, oder Wissenschafts-Straße.

***) Tamburiae.

Gedanke in mir ſchien vernichtet, verſteinert jedes Gefühl. Ich ſah Alles und hörte Alles mit der Stumpfheit eines Thiers, ohne über irgend Etwas mir Rechenſchaft zu geben oder zu verlangen.

Das Wetter war prachtvoll. Die Sonne ſchoß ihre Feuerpfeile mit aller Kraft ſenkrecht herab. Die Menge ſuchte ſich ihnen zu entziehen und drängte ſich daher beſonders auf beiden Seiten der Straße dichter zuſammen und ſtritt ſich um das Bißchen Schatten, welchen die Schirmdächer und Vorſprünge an den Häuſern hin bildeten. Das ganze Stadtviertel war in ungewöhnlicher Bewegung, Tauſende von Tönen und Stimmen bildeten einen verworrenen, betäubenden Lärm. Die naranjeras*) und die aguadores riefen nach Herzensluſt ihre Orangen und ihr Eiswaſſer aus. Die Blinden boten ihr diario**) feil, welches das Program der Hinrichtung enthielt, ſangen dazu auf den heutigen Vorfall paſſende Romanzen und Pſalmen. Barmherzige Brüder durchkreuzten ſich überall, ſchellten mit ihren Glöckchen, trugen an Bandelieren ihre großen grünen Armenbüchſen um den Hals und bettelten por el amor de Dios***) für Meſſen zum Heil der Seele des reo †).

---

*) Eine Pomeranzenhändlerin.
**) Ein Tageblättchen.
***) Um der Liebe Gottes willen.
†) Der Schuldige, der Verurtheilte.

Indeſſen wendeten ſich alle Augen ängſtlich nach dem Plaza mayor*), weil man bei jedem Gewoge der ungeheuern Maſſe auf dieſer Seite den Zug ankommen zu ſehen wähnte.

Aber er kam nicht! Wie lange zögerte er! Hatte man vielleicht den Verurtheilten begnadigt? Nein, das war unmöglich! Man hatte allzuſchnell den Tag der Hinrichtung herbeigeführt! — Indeſſen war es doch ſonderbar, daß man die Leute ſo lange warten ließ! Sie hatten ja Eile, ſie hatten doch auch ihre Geſchäfte!

Dergleichen Reden vernahm ich in allen Gruppen ringsumher. Alſo beklagte ſich vornehmlich ein alter, an ſolche Dinge gewöhnter Mann vom Platz neben mir, indem er während ſeines lebhaften Perorirens ſeinen Cigarrito zwiſchen dem Zeigefinger und Daumen der rechten Hand auslöſchen ließ.

O, geduldet euch, ſprach zu ihm die Tamburinhändlerin, eine dicke Frau, welche mit ihrem Töchterchen, einem allerliebſten Kind von zwölf bis vierzehn Jahren, unter der Thüre ihrer Bude erſchien, — geduldet euch, buen hombre**), ſeit einiger Zeit verſpäten ſich dieſe Leute immer. Sie ſagen die Hinrichtung für die Mittagsſtunde an und kommen ſelten vor Ein Uhr hier vorüber.

In der That war es auch ſchon bald Ein Uhr. Lange hatte ich das Zifferblatt der Uhr von San-

*) Der große Platz.
**) Guter Herr!

Iſidro ſtarr betrachtet und immer hatte es mir geſchienen, als wenn der Zeiger nur ſehr langſam vorrückte. Denn je mehr die Zeit des Erwartens ſich hinzog, deſto ſicherer hoffte ich von Augenblick zu Augenblick, daß Guzman begnadigt oder unterwegs geſtorben ſei. Die Bemerkung der Tamburinhändlerin zerſtörte meine beiden Hoffnungen zugleich! — Immer noch haftete mein Auge maſchinenmäßig auf dem Zifferblatt. Plötzlich fand ich darauf folgende Worte, welche ich früher nicht erkannt hatte:

Sit nomen Domini benedictum

und ich empörte mich dummerweiſe gegen dieſe einfache und ſchöne Inſchrift. — Spott! rief ich aus; warum ſchrieb man dieſe Worte hieher? Paßt Gottes Name und ſein Lob über dieſes Portal, welches ſo viele Opfer ſeiner Gleichgültigkeit vorübergehen ſieht? — Unſinniger! Gott wollte ich dafür verantwortlich machen, daß ſeine Menſchen auch Menſchenopfer in ihren Geſetzgebungen heiligten! Ich wollte nicht, daß ſein Name geprieſen werden ſollte! Als wenn Sein das Verbrechen und nicht das Unſrige wäre! Als wenn er nicht der Gott des Verzeihens und der Liebe wäre! der Gott, der alle Opfer verdammte und nur ſich ſelbſt als Opfer hingegeben wiſſen wollte!

Es ſchlug zwei Uhr, und noch kam nichts. Bald erfuhr man die Urſache dieſer unerhörten Zögerung. Der Verurtheilte hatte vor der Thüre des Gefängniſſes das Bewußtſein verloren! —

O, menſchliche Barmherzigkeit! ſie mußte ihm das Leben wiedergeben, um einige Augenblicke ſpäter es ihm mit gehöriger Feierlichkeit zu rauben!

Plötzlich entſtand eine große Bewegung in der Volksmaſſe, welche ſich theilte, als wäre ſie von einer Reiterſchaar getrennt worden. Sie bildeten vom Plaza mayor bis zum Platz de la Cebada, der ganzen Länge der Straße nach, eine breite, offene Gaſſe.

Ha! hier kommt der Henker! ſprach mit ſüßer Stimme das junge Mädchen, welches ſich furchtſam aus der Budenthüre vorbeugte, auf ihren netten Füßchen ſich ſo hoch als immer möglich machte und mit der Rechten am Rock der dicken Tamburinhändlerin ſich feſthielt.

Das junge Mädchen täuſchte ſich nicht. Der Henker kam durch die, vom Schrecken der Volksmaſſe ihm ſchnell eröffnete Gaſſe her. — Ich erkannte ihn wohl, ich ſah ihn wieder, den unglückſelig verhängnißreichen Mann! Er ging zu Fuß, mit einem Stab in der Hand, ſehr ſchnell vorüber, ſein Knecht folgte ihm. — Er war vorangegangen, um an der horca*) ſeine Vorbereitungen zu machen.

Bald erſchien, die ſchon gebildete Gaſſe ſehr erweiternd, eine Peloton Karabiniere zu Pferd. Ihm folgten gleichfalls zu Pferd zwei Alguazils, dann kamen Zwei und Zwei die barmherzigen Brüder; Einige mit den Stäben ihrer Brüderſchaft und

*) Der Galgen.

Congregation, Andere mit brennenden grünen Kerzen in den Händen, während Einer das große Kreuz von Santa-Cruz trug. Der erste Bruder jeder Reihe war mit einem großen schwarzen Mantel bedeckt, der bis auf die Füße herabhing, Beide klingelten von Zeit zu Zeit mit einem Glöckchen, welches sie unter ihrer Kapuze verborgen hielten.

Endlich erschien der Delinquent, Guzman, der arme Guzman, der reo — wie alle Welt ihn nannte. Als wären alle Gebeine ihm gebrochen, so wankten und schlotterten sie bei jedem Schritt des Esels, auf den er gebunden war, sein abgehärmter, gebeugter, magerer Körper und sein herabhängendes Haupt. Zwischen seinen geknebelten Händen hielt er ein Muttergottesbild. Sein Beichtiger, Pater Antonio, ging zu seiner Rechten, hielt ihn aufrecht, beugte sich unaufhörlich zu seinem Ohr und ließ ihn sehr oft sein Kruzifix küssen. Die übrigen Kapuziner gingen ebenfalls nahe bei dem Verurtheilten, predigten ihm und ermuthigten ihn abwechselnd, so oft ihn Pater Antonio für einen Augenblick ihnen überließ. Zwei andere Alguazils zu Pferd und eine Compagnie Nationalmiliz mit ihren aufspielenden Pfeifern und Trommlern an der Spitze, beschlossen den Zug. Hinter ihnen schob sich eine compacte Volksmasse zusammen und bildete den Schweif, welcher gewöhnlich an alle Züge sich anhängt und bis ans Ziel ihnen folgt. Das Ziel dieses Zugs war der Platz de la Cebada, der Hinrichtungsplatz. — Weiter ging man nicht!

Obgleich von der Bläſſe des Todes ſchon bedeckt, erſchien mir dennoch das Geſicht des unglücklichen Guzman noch auffallend durch Schönheit und Adel.

Que lastima! Es buen mozo!*) hatte die dicke Tamburinhändlerin ausgerufen, als er vorüberzog.

Que lastima! hatte das junge Mädchen furchtſam wiederholt. Als der ganze Zug vorüber war, ſah das hübſche Geſchöpfchen mit einfältigem Blick zu ihrer Mutter empor, ſuchte ſie fortzuziehen und flehte: madre, vamos a la Plaza de la Cebada; vamos a ver la horca!**)

Nein, manolita***) heute nicht! Es iſt zu ſpät! Es tiempo de la comida, vamos à comer!†)

8.

Der Getreidemarkt.

Ich mag mein Thun nicht beſchönigen und bekenne daher nochmals, daß eine widerwärtige und ſündhafte Neugierde mich an jenem Tag immer weiter trieb; Alles wollte ich ſehen, um jeden Preis. — Uebrigens ſahen nur meine Augen und

---

*) Wie Schade! es iſt ein ſchöner Junge!

**) Mutter, gehen wir auf den Getreidemarkt! Gehen wir, um den Galgen zu ſehen!

***) Diminutif von manola: Mädchen, Püppchen ꝛc.

†) Es iſt Zeit zum Mittageſſen, gehen wir zu Tiſch!

nicht meine Seele. Kein Eindruck gelangte bis zu ihr. All' mein Gefühl war dahin.

Die nur halb Neugierigen und Grauſamen, das heißt: Alle, welche ſich damit begnügen, einen Sterbenden vorüberführen zu ſehen, ohne den Anblick ſeines Todes genießen zu wollen, oder ohne, gleich der Tamburinhändlerin, Zeit dazu zu haben, zogen ſich nun zurück, verliefen ſich und gingen nach Haus oder an ihre Geſchäfte. Ich wollte mehr haben! Ich war noch bei weitem nicht zufrieden! Von fern folgte ich dem Zug durch die Toledoſtraße bis auf den Getreidemarkt.

Alle Hinrichtungen zu Madrid werden auf dem Getreidemarkt abgemacht. Er bildet ein großes Viereck mit einer Fontaine in der Mitte. Hier wird auch gewöhnlich das Getreide und vorzüglich die Gerſte verkauft, wie ſchon ſein Name andeutet. Vor ſeinen vier Seiten ziehen ſich Reihen von hölzernen Buden hin, worin Orangen, Blumen, Früchte und Kräuter verkauft werden. An Hinrichtungstagen werden, um Platz für den Galgen zu gewinnen, einige dieſer Buden abgebrochen und zwar der Fontaine gegenüber, in der Reihe der beiden Kirchen. Das ganze Trauerſpiel wird zwiſchen zwei Kirchen geſpielt! Zwei Kirchen ſehen Alles mit an! Die Eine, San Millan, ſteht links, wenn man aus der Toledoſtraße kömmt; die Andre, de la Concepcion Franciſca, ſteht ihr gegenüber und an ihr vorbei gelangt man in die Straße la Cava Baja. Ueber der Hauptthüre von San Millan er-

blickt man in einer Nische die ziemlich schlechte, plump bemalte Statue eines Mönchs, mit einem langen Schwert in der Hand und einem abgehauenen Kopf zu Füßen. Dies Bild stellt den San Millan selbst dar, einen trefflich gewählten Heiligen, einen allerliebsten Heiligen für einen Hinrichtungsplatz!

Der Galgen war schon seit dem frühesten Morgen aufgerichtet. Er besteht aus einem sehr starken Horizontalbalken, der auf zwei senkrechten Pfeilern ruht. Diese sind nicht in den Boden eingerammt, sondern stehen auf einem Fußgestelle von mächtigen Balken. An der Seite der Fontaine führen zwei Treppen dicht neben einander zu dem Horizontalbalken empor und endigen an seiner obern Fläche.

Eine Compagnie Provinzialgrenadiere bildete in zwei Gliedern ein großes Viereck um den Galgen und einzelne vorgeschobene Posten hielten das Volk noch in einiger Entfernung von diesem Viereck. An den Häusern hin stand eine starke Abtheilung Grenadiere zu Pferd. Eine große Anzahl Neugieriger, vorzüglich Frauen und junge Leute, hatte alle Fenster und Balkone des ganzen Marktes besetzt. Diese bilden den ersten Rang, die besten Plätze bei diesem Schauspiel. Ob sie vermiethet werden, weiß ich nicht; wenigstens wird solches zu Madrid nicht durch Anschlagzettel kund gegeben.

Der Zudrang auf dem Platz war nicht außerordentlich, man konnte noch ziemlich bequem auf demselben umhergehen. Ich umging ihn ganz. An

der Fontaine blieb ich stehen, nur wenige Schritte war ich hier von dem Spalier der Grenadiere entfernt. Der Zug hatte bereits die eine Seite des Vierecks durchschnitten und in diesem eine Menge Gardes du Corps und Offiziere von verschiedenen Waffen vorgefunden. Ihr Rang gewährte ihnen bei solchen Gelegenheiten freien Eintritt und sie verstanden dies Privilegium zu benutzen. Sie sahen hier besser! Sie sahen Alles ganz in der Nähe!

Während dessen hatte der Henker schon den Galgen bestiegen und ordnete, auf dem Querbalken reitend, seine Stricke.

Den Verurtheilten nahm man von seinem Esel herab und ließ ihn auf der untersten Stufe der einen Galgentreppe knieen. Neben ihn setzte sich Pater Antonio auf die andere Leiter, zog ihn dicht an sich in seine Arme und empfing die letzte Beichte. Diesen Act der Beichte an der Schwelle der Ewigkeit nennen die Spanier sehr bezeichnend: reconciliarse! sich einigen, ordnen, versöhnen! Der Mönch hatte dabei seine lange Kapuze über den Kopf gezogen und damit zugleich das Haupt des jungen Mannes bedeckt. Ach! konnte der arme Junge noch sehen, so war es wirklich von dem Pater ein Werk schöner Barmherzigkeit, seinen Blicken Alles, was rings um ihn vorging, zu verbergen!

Warum erschien die Begnadigung nicht während dieser letzten Frist! Noch war es Zeit dazu!

Aber nein. Das Gesicht des Leidenden kam noch bleicher und abgestorbener aus der Kapuze des

Mönchs — diesem Beichtstuhl unterm Galgen — wieder hervor. Die reconciliacion war vollendet! — über das große Kruzifix der barmherzigen Brüder wurde nun ein schwarzer Flor gezogen. War dies ein Zeichen der Trauer der Brüderschaft, oder sollte Christi Trauer damit angedeutet werden? Warst du es, Gott der Liebe und des Erbarmens, der nicht sehen wollte oder sollte, was hier verübt wurde? — Wolltet, ihr Brüder, ihn verhindern, dieses Menschenwerk zu erblicken?

Indessen war der Henker wieder vom Galgen herabgekommen, legte dem Delinquenten einen Strick mit laufendem Knoten um den Hals, paßte Alles mit großer Genauigkeit an, stieg dann wieder rückwärts hinauf und zog sein Opfer an den Schultern hinter sich her über die Leiter hinauf. Auf der andern Leiter folgte Pater Antonio Schritt für Schritt, sprach dem Leidenden, dessen Augen nur zuweilen mühsam halb sich öffneten, unaufhörlich Trost zu und drückte ihm von Zeit zu Zeit das Kruzifix an die Lippen. Ach! mein Herr und Heiland, in diesen letzten Augenblicken küßtest du den armen Sünder, er hatte keine Kraft mehr dich zu küssen!

Jetzt waren sie alle Drei auf der höchsten Sprosse der beiden Leitern angekommen. Der Nachrichter schwang seine Beine über den Kopf des Delinquenten, ritt auf dessen Schultern und suchte sich in dieser Stellung dadurch zu befestigen, daß er seine Füße zwischen die geknebelten Hände des Un-

glücklichen einzwängte. Nun ließ der Beichtiger den Sterbenden das credo herſagen, oder vielmehr, er ſprach für ihn: Ich glaube an Gott, den allmächtigen Vater, den Schöpfer des Himmels und der Erde, und an Jeſum Chriſtum, ſeinen einzigen Sohn — Gotteslästerung! und bei dieſen Worten — ſeinen einzigen Sohn — su unico — bei dieſen Worten (ſie ſind das Zeichen) ſchwang ſich der Henker mit ſeinem Opfer von der Leiter in die freie Luft und baumelte mit ſeinem ganzen Gewicht auf deſſen Nacken.

In demſelben Augenblick erklang, Mark und Bein eiſig durchſchütternd, der erſte gellende Ton des Armeſünderglöckchens von San Millan. Alſo konnte Guzman dieſen Glockenton, der ſeinen Tod verkündete noch hören! — Er konnte ihn noch hören, denn noch nicht war alles Leben von ihm gewichen! Sein letzter Athemzug war noch nicht entflohen!

Der Henker hatte, indem er mit ſeinem Opfer von der Leiter ſich hinabſtürzte, dieſem den Kopf mit einem weißen Tuch bedeckt. Dieſer Schleier fiel herab. Das Geſicht des jungen Mannes erſchien mir gerade gegenüber blutig, mit gräßlich entſtellten Zügen. Alle meine Haare ſträubten ſich empor! Schaudernd wendete ich mich ab. Mein verſteinerter Blick begegnete dem Blick eines Greiſes, der mit gefalteten Händen und zitternder Stimme ein Ave Maria murmelte.

Es a primera vez!*) sprach zitternd der alte, arme Mann. Hatte er besorgt, daß ich ihm über seine Anwesenheit Vorwürfe machen wollte? Wahrlich, mir hätte es in jenem Augenblick wohl zugestanden, einen Andern der Unmenschlichkeit zu zeihen!

Ich sollte Alles bis zum Ende sehen. Ich hatte mich wieder gegen den Galgen gewendet. — Noch ritt der Henker auf seinem Opfer, während ein Henkerknecht mit aller Macht an dessen Beinen zog. Endlich fühlte er kein Leben mehr in dem Delinquenten, gleitete an dessen Leichnam herab und betrat wieder die Erde. Nun ergriff er seinen Stab, stützte sich darauf, schöpfte Athem und ließ sich an, den Leichnam auf seine Weise zu betrachten. — Guter Gott! war der Mann zufrieden mit seiner Arbeit? — Fand er sein Tagewerk gut vollbracht?

Oben auf der Leiter stand Pater Antonio mit seinem Kruzifix in der Hand. Während des Todeskampfes des Hingerichteten war ein dumpfes Murmeln durch die Tausende hingeflogen, jetzt herrschte Grabesstille. Der Beichtvater begann, dem Gebrauch gemäß, seine Predigt; die Galgenleiter war seine Kanzel.

Einfach und rührend war die Anrede des Pater Antonio. Zur Einleitung erzählte er mit kurzen Worten und tief bewegter Stimme die Geschichte

---

*) Es ist das erste Mal — d. h. ich sehe dergleichen heute zum ersten Mal!

des Lebens, der Verſuchung und des Falls des armen Guzman. Seine Rede wirkte, gewiß ganz gegen ſeinen Willen, mehr als gegen den Verurtheilten ſelbſt, gegen die Geſetze und Richter, welche ihn verdammt hatten. — Nun wendete er ſich an die umſtehende Menge: Möget ihr, meine chriſtlichen Brüder, wenigſtens Nutzen ziehen aus dieſem harten Beiſpiel! Ihr, die ihr hieher gekommen ſeid, um euern Bruder ſterben zu ſehen, geht in euch, prüfet euch ſelbſt. Iſt Einer unter euch, der ſich nicht eben ſo ſchuldig fühlte, wie dieſer Unglückliche war, vielleicht noch weit ſchuldiger? Wer von euch Allen hat nicht ſchon eines größern Eigenthums eines Andern ſich bemächtigt? Wer von euch hat nicht ſeinem Nächſten ſchon größeres Unrecht zugefügt, ſei es nun, daß er durch nächtlichen Diebſtahl ihn ſeines Vermögens und ſeiner Erbſchaft, oder daß er durch üble Nachreden und Verleumdung einen noch edleren Schatz, ſeine Ehre, das Erbtheil der Seele, geraubt habe! Ach, meine Brüder! ich beſchwöre euch im Namen des ewigen Heils dieſes Jünglings, der vor einer Stunde noch lebte, wie ihr Alle noch lebet, und der jetzt nichts mehr iſt, als ein unter meinen Füßen baumelnder Leichnam — ich beſchwöre euch im Namen des Gottes, der ebenfalls als ein Verurtheilter auf dem Richtplatz gleich einem Verbrecher ſterben wollte, um durch ſolchen Tod euer unſterbliches Leben zu erkaufen. Ich beſchwöre euch, laßt dieſes göttliche Opfer nicht fruchtlos ſein für euch, eben ſo wenig

als die schreckliche Lehre, welche der Vollstrecker eurer Gesetze euch heute hier gegeben hat. Bedenkt, daß die eiserne Hand dieses Mannes morgen schon mitten in eurem Verbrechen euch erfassen und auch euch auf die Spitze dieser Leiter schleppen kann. Flieht, flieht von heute an vor der Sünde! Kehrt zurück auf den heiligen Weg des Rechts und Heils und verlasset ihn nicht wieder. Jedes Eigenthum eines Andern, sei es nun dessen Geld oder dessen Ruf, — sei euch heilig! Begnügt euch nicht mit strenger Redlichkeit! Begnügt euch nicht damit, nichts zu stehlen! Nein Brüder, damit ist es nicht genug, seid mildthätig und barmherzig, gebet! denn die Noth ist eine grausame, gräßliche Versucherin. Seht ihr, daß euer Bruder Hunger hat, so bedenkt, daß er versucht werden und unterliegen kann; habt ihr selbst auch nur einen Bissen Brotes, so theilt ihn mit dem Bedürftigen; rettet ihn damit —

Hier wurde Pater Antonio von seinem Schluchzen unterbrochen. Er weinte, dieser Greis mit dem weißen Bart und den Silberlöckchen weinte! Ach! seine zitternde Stimme, seine rührenden Worte und vorzüglich seine Thränen hatten mich selbst auf das Innigste gerührt und erschüttert. Meine Seele erhob sich aus der bisherigen Gefühllosigkeit und Starrsucht. Große Thränen verdunkelten Alles um mich her. Um sie zu trocknen, um sie zu verbergen, suchte ich mein Taschentuch in allen Taschen — und fand es nicht, man hatte es mir gestohlen. — War dies während der Hinrichtung geschehen? ge-

ſchah es während der ergreifenden Predigt? Ich weiß es nicht.

O Macht des Beiſpiels! o Macht der Todesſtrafen! o Macht der Beredtſamkeit und Thränen! rief ich unwillkührlich aus.

Dieſer Augenblick erfüllte mich mit der bitterſten Verachtung, mit dem herbſten Unmuth gegen die Menſchen. Damals hätte ich ſehr gern für einen Schilling das ganze Menſchengeſchlecht, mich ſelbſt mit einbegriffen, hingegeben!

Ich hörte das Ende der Predigt des Pater Antonio nicht mehr mit an. Unter dem Portal von San Millan ſuchte ich Schutz und Schatten, deren Bedürfniß ich lebendigſt und ſchmerzlichſt empfand. Ein Fieber ſchien mein Gehirn ergreifen zu wollen, die Sonne hatte eine Stunde lang ſenkrecht mein Haupt beſchienen, ohne daß ich bis auf dieſen Augenblick daran gedacht hatte.

Die Ceremonie ging zu Ende, Alles war vollzogen. Die verſchiedenen Abtheilungen von Militair zogen allmälig ab. Den Henker mit ſeinem Eſel und Knecht voran, ſah ich vorübergehen, er ging in das carcel de corte. Hier ſtieg er in den Sitzungsſaal der Alkalden hinauf, klagte ſich ſelbſt, dem Gebrauch gemäß, vor ihrem verſammelten Tribunal der Tödtung eines Menſchen an, und verlangte darüber eine Urkunde und zugleich ſeine augenblickliche Freiſprechung. Dann eilte er in die Kirche von Santa Cruz, um als guter Chriſt die Meſſe der barmherzigen Brüder zu hören, welche

mit der ganzen Procession, — nur mit einem Mann weniger, nämlich weniger den, welchem sie brüderlichen Beistand geleistet hatten, — in diese Kirche indessen zurückgezogen waren.

Die Menge hatte sich nach und nach verlaufen. Nur zwei Mann waren am Galgen zurückgeblieben, um den noch immer baumelnden Leichnam des Hingerichteten zu bewachen. Einige Blinde und einige Bettler sangen in der Umgegend noch ihre Psalmen und Romanzen. Im Uebrigen griff das ganze Stadtviertel wieder zu seinen gewöhnlichen Beschäftigungen, die tägliche Ordnung der Dinge trat ein und, wie alltäglich, begann auf dem Hinrichtungsplatz wieder eben so bunt und laut, als wenn gar nichts Besonderes hier geschehen wäre, das Kaufen, Verkaufen, Bieten, Feilschen und Betrügen. Aber an die dem Galgen zunächst stehenden Buden kamen heute den ganzen Tag über ungewöhnlich viele junge Mädchen, um Blumen und Orangen zu kaufen.

9.

Die Beerdigung.

Mit beklemmtem Herzen und die Seele ganz voll von den grausamen Scenen, welchen ich am Morgen beigewohnt hatte, ging ich Abends gegen sechs Uhr im Prado spazieren. Ich ging sehr hastig, als könnte ich all' den peinigenden und

drängenden Erinnerungen entfliehen. Sie laſteten ſo ſchwer auf mir! —

Während deſſen kamen die Equipagen und Spaziergänger an, alle Bänke und Stühle wurden allmälig beſetzt. Anfangs beſorgte ich, einigen bekannten Geſichtern zu begegnen und von irgend jemand angeſprochen zu werden. Was hätte ich ihm ſagen, was antworten können? In aller Eile durchflog ich den Salon und durch die carrera de San Geronimo*) zurück, ohne zu wiſſen, wohin ich eigentlich wollte, oder wie ich mir ſelbſt entfliehen ſollte. Aber auf dem Platz von Santa Catalina angelangt, durchzuckte mich plötzlich ein Gedanke gleich einem Gewiſſensbiß. — Und Mariquita! was war aus ihr geworden? — Mußte ich nicht wenigſtens um das Befinden der armen Wittwe mich erkundigen?

Ich wußte, daß ſie von einer frommen Frau, die am Ende der Straße Alcala am Sonnenthor zunächſt der Kirche de buen Suceso**) wohnte, aufgenommen worden war. — Das Haus fand ich ſehr leicht, aber Mariquita nicht mehr. Die Wirthin erzählte mir, daß das Mädchen, am Tag der Trauung bereits von einem heftigen Fieber befallen, zu ihr gebracht worden ſei. Man habe ſie ſogleich zu Bett gebracht, ſie habe ſich auch ohne Widerſpruch darein gefügt und ſei liegen geblieben, ohne

*) Die Bahn zum heiligen Hieronymus.
**) Die Kirche zum guten Erfolg.

ein Wort zu reden, ohne die mindeste Klage; scheinbar so ziemlich ruhig und völlig resignirt. Allein, als man nach einer Stunde zum Ave Maria geläutet habe, sei sie, die augenblickliche Abwesenheit ihrer Wächterin benutzend, aufgestanden, habe sich angekleidet und das Haus verlassen, um, Gott weiß wohin zu gehen. — Die gute Frau war untröstlich über diese so unbesonnene Flucht.

Mariquita war es, wie sie mir sagte, nicht unbekannt, daß ihr Mann heute hingerichtet werden sollte. Vielleicht hatte sie ihn zum letzten Mal vor der Abnahme des Leichnams vom Galgen sehen wollen. Aber ach! bei ihrem krankhaften Zustand wird die Arme daran sterben!

Ich theilte diese Furcht der guten Frau und beschloß, auf den Getreidemarkt zu eilen, um das arme Kind, wo ich sie auch finden würde, dem grausamen Schauspiel, welches sie daselbst aufsuchen konnte, zu entreißen und zu ihrer Wirthin zurückzubringen.

Darum eilte ich nach dem Platz, ging auf demselben ringsumher, aber Mariquita fand ich nicht. — Uebrigens war Alles dort ruhig und gleichgültig. Die wenigen Leute, welche daselbst zu thun hatten, gingen und kamen, als wenn niemals etwas Ungewöhnliches hier vorgefallen wäre. — Indessen stand der Galgen noch immer da. Ich trat ihm näher. Der Leichnam des unglücklichen Guzman hing noch an demselben ganz unbeweglich und steif. Einige Kinder spielten und lachten unter

ihm herum, liefen unter ſeinen Beinen hin und her, und manche küßten auf Befehl ihrer Mütter öfters ſeine Füße, weil jeder ſolcher Küſſe eine Indulgenz erwirbt.

Ich getraute mich, den Hingerichteten näher zu betrachten. O, mein Gott! der ſchöne, junge Mann! wie ſie ihn entſtellt hatten! Sein Geſicht war ganz blau; ſeine Zunge hing ſehr lang und geſchwollen über den Mund heraus. Ach! wenn ihn Mariquita ſo geſehen hätte!

Der Tag neigte ſich allgemach, und ich zog mich langſam zurück. An der Ecke der Toledoſtraße und des Getreidemarktes ſaßen vier barmherzige Brüder vor einem Tiſch, auf welchem eine Schüſſel ſtand, worin ſie von den Vorübergehenden Almoſen für die Seele des Hingerichteten ſammelten. Ich hatte einige cuartos*) hineingeworfen und verfolgte meinen Weg weiter.

Ich ſtieß mit einem Mann, der mir begegnete, heftig zuſammen. Als ich ihn anſah, zitterte ich am ganzen Körper, ich ſchauderte, — es war der Henker! Sobald ich das überraſchende Gefühl des Schreckens überwunden hatte, ging ich nach. Ich wollte das Geſicht dieſes Menſchen ganz in der Nähe betrachten.

Den barmherzigen Brüdern gegenüber war er

*) Quartos (nicht cuartos) ſind kleine Kupfermünzen, ungefähr vier maravedis werth; ihrer 8½ machen einen real de Vellon oder 34 maravedis.

ſtehen geblieben. Nachdem er einige Worte mit ihnen gewechſelt hatte, ſtemmte er ſich wieder auf ſeinen Stab und ſchien ſtehend auf etwas zu warten. Er war bleich, bleicher noch als er Morgens geweſen. Starr blickte er nach dem Galgen hin. — Was hatte er indeſſen gethan? Worauf wartete er? — Ich beſchloß zu verweilen, was auch noch ferner geſchehen möchte.

Der Tag neigte ſich mehr und mehr; es war bald acht Uhr. Die vier barmherzigen Brüder ſtanden auf, nahmen ihren Tiſch, trugen ihn fort und lenkten ihre Schritte nach dem Galgen hin.

Dort angelangt, ſtellten ſie ihn gerade unter den Hingerichteten. Während deſſen betrachtete der Henker, ein Zeuge aller dieſer Bewegungen, den Erhängten mit erſchreckender Aufmerkſamkeit. Auf dem bleichen Antlitz, in den ſtarren und flammenden Blicken dieſes Mannes las man ein ſehr lebhaftes Gefühl des Leidens, eine Art von Reue oder Gewiſſensbiß und zugleich einen Zug ſcharfer und wilder Ironie. Dies Alles deutete noch auf andere, als die gewöhnlichen menſchlichen Leidenſchaften, auf fremde, uns unbekannte Schmerzen. Dies Alles ſprach: Hier ſehe ich denn mein eigenthümliches Werk! Dies iſt das Geſchäft, welches die Menſchen mir aufgebürdet haben! Ich bin derjenige, der ſein Leben damit gewinnt, daß er Andere tödtet! Ich bin das wilde Thier, welchem man die Verurtheilten zu ſeiner Nahrung vorwirft! O Jammer! o erbarmungswürdiges Daſein!

Plötzlich, dieſer furchtbaren Träumerei ſich entreißend, ſtieg der Henker ſehr haſtig über die Treppe auf den Querbalken des Galgens und löſte den Strick, woran der Hingerichtete hing. Zugleich erfaßten unten die Brüder den Leichnam, hielten ihn und fingen ihn in ihren Armen auf. Sobald ſie ihn auf den Tiſch niedergelegt hatten, löſten ſie den Strick von ſeinem Hals und knüpften auch die Knebel an Händen und Füßen auf. Dann entkleideten ſie ihn allmälig, mit voller Beobachtung des Anſtandes bis auf das Hemd, indem ſie ſchon während dieſes Geſchäftes eine Kutte von grauer Wolle ihm übergeworfen hatten und ſolche ihm ließen. Es war die Kleidung des Ordens des heiligen Franz.

Der Henker war vom Galgen wieder herabgeſtiegen. Die Brüder warfen ihm ſeine Stricke und die Kleider des Hingerichteten zu. Dieſe Stricke gehörten ihm, ſie waren ſein Handwerkszeug. Auch dieſe Kleider gebührten ihm von Rechtswegen, ſie bildeten einen Theil ſeines Lohns. Zu ſeinen Füßen kauernd, ſchob ſein Knecht Alles in einen Sack, warf dieſen dann über ſeine Schulter, erhob ſich und folgte dem Herrn, der mit ſeinem Stab voranſchritt.

Weder der Eine noch der Andere hatten auch nur mit einer Fingerſpitze den Leichnam des Hingerichteten berührt! — Ach! ſo war es Recht! Dieſe Idee iſt ſchön! Weil man denn einmal quälen und tödten muß, ſo möge der Henker immerhin quälen und tödten! Ihm gehöre der Leib des Le-

benden! Er möge ihn beugen, beſudeln, martern, zerbrechen und zerreißen, die Seele ihm entziehen! Aber damit ſei ſein Geſchäft zu Ende! — Die Reinigung bleibe reinen Händen überlaſſen!

Es war ſchon Nacht. Ein offener Sarg mit zwei brennenden, an ſeinen Seitenwänden befeſtigten Laternen wurde herbeigeſchafft. Man legte den Erhängten in ſeinem Mönchshabit hinein und zog die Kapuze über ſein Geſicht.

Die Glocken von San Millan läuteten. Eine Proceſſion ſchritt aus der Kirche und näherte ſich dem Galgen. Singend kamen zuerſt die Prieſter der Pfarrei mit Fahnen und Kruzifix; dann erſchien die Brüderſchaft der Barmherzigen mit allen ihren Inſignien; ihnen folgten zwei lange Reihen von Männern, Weibern und Kindern, Jedes mit einer Laterne, einem Wachsſtöckchen, einer Kerze oder einer brennenden Fackel in der Hand.

Der Zug hatte vor dem Galgen Halt gemacht und ſich breit aufgeſtellt. Prieſter, Frauen, Kinder, — Alle ſanken vor dem Tiſch mit dem Sarg, wie vor einem Altar auf die Kniee. Nach einem kurzen Gebet nahmen vier barmherzige Brüder den Sarg auf eine Trage und ſchritten damit weiter und die ganze Proceſſion folgte langſam ihren Schritten.

Als man ſich der Kirche de la Concepcion Francisca gegenüber befand, wurde der Sarg auf die Stufen des Portals niedergelaſſen. An dieſem neuen Altar wurde abermals gebetet. Bald ſetzte

ſich die ganze Proceſſion wieder in Bewegung und zog in derſelben Ordnung durch die Straße la Cava Baja hinab, dann über den Getreidemarkt, nach deſſen ganzem Umkreis zurück. Von Zeit zu Zeit wurde Halt gemacht und das de profundis geſungen.

Endlich zog die ganze Proceſſion feierlich in die Kirche San Millan ein und ſetzte den Sarg in der Mitte des Chors ab. Auf dem Hochaltar brannten alle Kerzen, unter den Gewölben alle Lampen. Jedermann beugte die Kniee, mit der brennenden Fackel oder Kerze in der Hand. Selbſt die tiefſten Kapellen waren von dem Lichtmeer der ganzen Kirche erhellt. Ich hatte mich dem frommen Zug zugeſellt und war mit ihm in die Kirche gegangen, mitten zwiſchen Weibern und Kindern kniete ich und betete gleich ihnen, meine Stimme erklang mit den tauſend andern Stimmen und mit den Tönen der mächtigen Orgel.

Ach! dieſe Ceremonie war wahrhaft religiös und heilig! Dieſe der ſterblichen Hülle des Unglücklichen auf derſelben Stelle erwieſene Ehre, wo er wenige Stunden zuvor ſo grauſam beſchimpft worden! die den Frauen und Kindern anvertraute Sühnung einer Hinrichtung! dieſe Wiederherſtellung durch reine Seelen! dieſe, durch den Mund der Unſchuld erbetene Verzeihung! Ja! dies Alles war ſchön und rührend!

Ich fühlte mich mild bewegt und innigſt gerührt. Ich dachte nicht mehr an die Hinrichtung

des vergangenen Morgens, mir kam nun Alles vor, als hätte ich nur die Leiche eines Freundes zum Grab begleitet; als wäre ich nur hier, um ihm die letzte Ehre zu erweisen. Ich sah den jungen Mann, hingestreckt in seine offene Bahre, als wenn er eines gewöhnlichen Todes gestorben wäre. Die Mönchskutte verbarg die Spuren der grausamen Knoten, welche ihn erdrosselt hatten. Sein von der Kapuze halbbedecktes Gesicht hatte etwas von der frühern Anmuth und Schönheit wieder angenommen. Der Schimmer von dem Licht der beiden Sarglaternen spielte um sein Haupt gleich einem Heiligenschein.

Ich, dessen Skepticismus längst mein Herz befleckt und ausgetrocknet hatte; ich — ein Mann voll Gottlosigkeit und ohne Glauben, — ich hatte damals eine mystische Vision. Ich erblickte in den leuchtenden Zügen des jungen Mannes eine zum ewigen Heil berufene Seele, welche ihre Fittige eben ausbreitete, um dem Ruf Gottes folgend, in seine Himmel emporzufliegen.

Alle Stimmen schwiegen, alle Gesänge verstummten. Der Gottesdienst war vorüber, die Priester gingen in die Sakristei zurück und die barmherzigen Brüder rüsteten sich, den Leichnam fortzutragen. Da erhob sich plötzlich eine zu Füßen des Sarges knieende schwarzgekleidete Frau. Obgleich bei dieser heftigen Bewegung ihre mantilla sich vom Kopf gelöst hatte, konnte man dennoch

ihr bleiches Geſicht kaum ſehen, weil es ſich hinter vielen aufgelöſten ſchwarzen Haarflechten wieder verbarg. Der Strom der ſchwarzen Haare floß ringsum über ſie hin und verhüllte ſie wie ein zweiter Mantel. In einer Hand hielt ſie eine Kerze, mit der andern erfaßte ſie krampfhaft den Sarg, dann ſchüttelte ſie mit dem Haupt die Haare, welche ihre Stirn bedeckten, zurück, warf ſie hinter den Nacken, beugte ſich über das Antlitz des Todten und küßte ihn leidenſchaftlich. Sie hatte ohne Zweifel zu dieſem Kuß den ganzen Reſt ihrer Kräfte, ihrer Seele, ihres Lebens und ihrer Liebe geſammelt und concentrirt; — denn in demſelben Augenblick ſtürzte ſie, unfähig ſich länger aufrecht zu halten, rücklings nieder.

Man hörte durch die ganze Kirche von einem Ende zum andern das Gedröhne des Kopfs der Unglücklichen beim Niederſchlagen auf die Steinplatten.

Von allen Seiten flog man zu ihr hin und verſuchte, ſie zum Leben und zur Beſinnung zurückzubringen. Aber bald überzeugte man ſich, daß ſie keiner menſchlichen Hülfe mehr bedurfte.

Ich ſelbſt trat zitternd hinzu, ich beugte mich über ſie, um ſie in der Nähe zu betrachten, — denn noch hatte ich nicht gewagt ſie zu erkennen; aber ſie war es! — Die arme Frau war nicht lange Wittwe geweſen.

„Der Wille des Herrn geſchehe!“ rief ich aus. „Für dich, arme Mariquita, iſt es beſſer todt zu ſein, für dich wäre ein Leben zu hart geworden, in welchem du nichts mehr geweſen wäreſt, als la muger del ahorcado!*)“

Dieſer Tod war nichts als ein Gegenſtoß von der Hinrichtung deſſelben Morgens. Man trug die Bahre hinaus und ſtellte ſie, dem Gebrauch gemäß, in einen kleinen zur Kirche gehörigen Hof. Ebendahin legte man auch die Leiche der jungen Frau. Ohne Zweifel wurden auch Beide am folgenden Tag dem campo santo überliefert und daſelbſt beerdigt. Dies war wenigſtens gerecht: der Gatte zu der Gattin! Man hatte zwei Sterbende vermählt, ihr Brautbett ſollte die kühle Erde werden, daſſelbe Grab für Beide!

Die Bruderſchaft der Barmherzigen hatte ihr ganzes Geſchäft vollbracht. In Proceſſion ging ſie wieder feierlich mit ihren Kerzen, ihren Glöckchen und mit ihrem Kruzifix durch die Toledoſtraße zurück, um Alles in der Kirche von Santa-Cruz

---

*) Die Frau des Erhängten! Ein Schreckenswort bei der Volksklaſſe in Madrid. — Eine Orangehändlerin hatte das Unglück, ihren Mann am Galgen zu verlieren und dieſe Schmach zu überleben. Von Stunde an nannte ſie kein Menſch mehr bei ihrem Namen, ſondern allgemein bezeichnete man ſie mit dem Ausdruck: la muger del ahorcado.

bis zu der nächsten Hinrichtung wieder aufzubewahren.*)

*) Vor 1832 erhängte man in Spanien nur die villanos (gemeine Leute, Nichtadelige), während die Adeligen auf einem Seſſel erdroſſelt wurden. Aber im Jahr 1832 ſchaffte Ferdinand VII. auf Bitten ſeiner Gemahlin Chriſtine die Strafe des Galgens ab. Indeſſen haben dadurch die Spanier die Gleichheit der Strafe nicht gewonnen. Denn um den Unterſchied der Stände auch bei den Hinrichtungen aufrecht zu erhalten, wurden mehrere Gattungen des Erdroſſelns nun eingeführt. Es giebt nun für den Adel eine edle Erdroſſelung und für alle Uebrigen mehrere Arten gemeiner Erdroſſelung, während an den Vorbereitungsqualen der capilla nicht das Mindeſte verändert wurde. Der Beichtvater des Verurtheilten iſt vor wie nach, mit oder ohne ſeinen Willen, eigentlich nur deſſen Henker in erſter Inſtanz.

VIII.

Die ſchlechtverheirathete Schöne.

In einer Nacht nöthigte mich ein heftiger Schlagregen in einer posada zu Buytrago einzukehren. Dieſer Gaſthof war vielleicht der beſte in beiden Caſtilien auf der Straße nach Madrid. Dennoch wünſche ich ſelbſt dem ſchlechteſten meiner Leſer nicht, daß er gleich mir eine Nacht darin zubringen müſſe.

Die Witterung war feucht und kalt. Mein Abendeſſen wurde in dem Kamin aufgetragen. Nachdem ich den Verſuch gemacht hatte, von einer Art von olla podrida*) zu genießen, ohne ein Biſſen

*) Eine Lieblingsſpeiſe der Spanier aller Stände, nach Vermögen und Luſt ſehr verſchiedenartig bereitet, im Allgemeinen aus verſchiedenen Arten von Gemüſen, Hülſenfrüchten, Fleiſch ꝛc. zuſammengeſetzt.

herunterbringen zu können, führte man mich in ein sehr großes Zimmer. Hier hoffte ich durch leichten Schlaf für Alles mich zu entschädigen, denn es standen nicht weniger als vier ungeheure Betten umher. Jedoch kaum hatte man mich allein gelassen, so betrachtete ich sämmtliche vier Betten mit Hülfe meines candil (Leuchter) der Reihe nach. Diese oberflächliche Inspection erschreckte mich zwar nicht mit der Furcht vor irgend einem bewaffneten Angriff gegen meine Börse oder meine Person; allein sie überzeugte mich, daß ich unerschütterlich entschlossen bleiben müßte, mich nicht niederzulegen, falls ich lebend diesen Gasthof wieder verlassen wollte.

Aus Furcht, selbst auf meinem Sessel einzuschlafen, ging ich in dem Zimmer auf und ab. Ein alter Wandschrank begegnete meinen Blicken, ich untersuchte sein Inneres und fand in seinem tiefsten Schacht ein altes spanisches Buch in Staub begraben. Die Ratzen hatten mehr als drei Viertheile davon gefressen, jedoch ein Kapitel ganz unangetastet gelassen. Dieses enthielt die Geschichte der schlechtverheiratheten Schönen. Ich begann das Fragment zu lesen, fühlte bald von reger Theilnahme mich ergriffen und verkürzte mir damit auf das Angenehmste die Stunden der Nacht. Darum gebe ich es hier wieder so getreu, als mein Gedächtniß es aufzubewahren vermochte.

1.

— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — Don Andres trank ein groſses Glas Limonade; hierauf ſchob er ſeinen Schnurrbart in die Höhe, gleichſam als wollte er ſeinen Worten einen leichteren und freien Durchgang eröffnen, und erzählte Folgendes: Seit meiner Rückkehr von dem Heer in Flandern hatte ich mich im Jahr 1560 mit meinem Bruder zu Valladolid niedergelaſſen und mir durchaus keine Mühe gegeben dieſen Aufenthalt zu benutzen, um mich bei Hof oder bei den Groſsen in Gunſt zu bringen. Ich hatte wohl Freunde und mächtige Gönner, welche gern ihr Anſehen gebraucht hätten, um mir den Weg zu Aemtern und Gnaden zu bahnen, allein dazu hatte ich durchaus keine Neigung. Ich fühlte in mir nicht im Mindeſten den Beruf jener muthigen und eifrigen Leute, welche vor Tagesanbruch ſchon auf den Beinen, als Freunde aller Sterne, ſich eilen, um ſogleich nach dem Erwachen der Sonne auch das Erwachen des Miniſters zu erlauſchen und überhaupt alle Gottheiten anbeten, deren Erwachen goldene Wolken umſtrahlen. Meine leichtſinnige und frivole Jugend hatte ganz andere Neigungen und ein anderes Ziel des Ehrgeizes.

Von mir ſelbſt ſehr eingenommen und ſtolz auf meine gute Auſsenſeite, erfreuten und entzückten mich nur eine ſorgfältig gewählte und glänzende Kleidung, Gewänder mit Knöpfen und Stickereien,

Federn, Bändern und Ketten; kurz Alles, was der Kleidung und der Person das Ansehen von Reichthum und Glanz verleihen konnte. Ich fühlte kein anderes Bedürfniß, als in Concerten, auf den Spaziergängen, in Spielhäusern und Theatern mich im vollen Glanz zu zeigen.

Diesen ärmlichen Vergnügungen hatte ich die ersten Sommermonate gewidmet. Vor Ende Augusts war eines Abends die Hitze so außerordentlich, daß ich vor Anbruch der Nacht in den Prado ging, um ein wenig frische Luft zu schöpfen. Als ich an die Magdalenenkirche kam, trat ich ein, um mich mit Weihwasser zu besprengen und ein Ave Maria zu beten. Hier war es denn, wo nach kaum vollendetem Gebet das sonderbarste Abentheuer meines ganzen Lebens mich überraschte.

Der Spaziergang war ganz mit Equipagen bedeckt. Eine ihrer Reihen streifte sogar hart an das Portal der Kirche. Wer hinaus wollte, lief Gefahr, gerädert zu werden. Des längern Harrens überdrüssig, wollte ich kühn zwischen zwei Equipagen mich stürzen und glitt zu diesem Behuf am Schlag der einen hin, als eine schwarzverschleierte Dame plötzlich den Arm aus derselben weit herausstreckend, meinen Mantel erfaßte und mich sanft zurückhielt. Obgleich anfänglich etwas verwirrt und betroffen, hatte ich dennoch den Hut abgezogen und war eben bereit, die Unbekannte zu fragen, ob sie irgend einen Dienst von mir verlangte, als sie, ganz zu mir sich herausbeugend, mir zuvorkam.

„Don Andres," sprach sie leise, „seit länger als vierzehn Tagen schon ersehnte und suchte ich eine Gelegenheit, mit euch sprechen zu können. Staunt nicht so sehr über diese meine Worte. Mein Auge und mein Herz kennen euch nicht erst seit heute. Wahrlich, sehr gern möchte ich hier schon mich euch ganz entdecken, allein es wäre eine greuliche Thorheit mich irgend auszusetzen, bevor ich nicht näher geprüft habe, was ihr eigentlich werth seid. So will ich denn diesen Augenblick nur benutzen, um euch dringendst zu bitten, meinen Worten ein aufmerksames Gehör zu gönnen und solche Freiheit mir nicht übel zu deuten. Es wird mir wahrlich sehr schwer, euch Dinge zu sagen, welche vielleicht euch schmerzen werden; aber ich schmeichle mir, daß euer Herz die Kühnheit und die Strenge meiner Worte entschuldigen wird, sobald ihr überzeugt sein werdet, daß nur die innigste Theilnahme für euch sie dictirte."

Hier machte die verschleierte Dame eine Pause, nachdem mächtige Seufzer ihre Rede schon oft unterbrochen hatten.

Mit jedem ihrer Worte war mein Staunen gewachsen. Zwanzigmal hatte ich schon gedacht, daß sie auf meine Kosten sich einen Spaß machen wollte. Aber diese Furcht verließ mich, sobald ich ihrer Rede weiter folgte, und verwandelte sich in unbeschreibliche Betroffenheit und zauberhaftes Gefangensein, nachdem ich sie ganz angehört hatte.

Mit weniger Unterbrechung und festerer Stimme fuhr sie fort:

„Hört, Don Andres, was ich ohne weitere Umschweife euch bekenne. Meinen Rang und Stand darf ich nicht leichtsinnig offenbaren, noch weniger einer unsichern Hand preisgeben. Wie kann ich aber von euch Sorge für meine Ehre erwarten, da ihr so sorglos mit euerm eigenen Ruf umgeht? Wie soll ich mich einem Mann vertrauen, der den unschätzbaren Werth der Zeit nicht achtend, seine Tage mit Erbärmlichkeiten, unwürdigen Beschäftigungen und wirrem Getreibe vergeudet? Um einer hohen Wahl würdig zu erscheinen, genügt es nicht ein Edelmann und Ritter zu sein. Mit glänzenden Eigenschaften muß man auch gediegene zu verbinden trachten. Ihr seid schön gebaut und schön von Gesicht, — nicht wahr, das wußtet ihr, bevor ich es euch sagte? O, hätte der Himmel eurer Seele und eurem Geist die Vollkommenheit eures Körpers verliehen! Aber davon seid ihr weit entfernt. Ihr seid zum Beispiel sehr heftig und aufbrausend, denn es vergeht kein Tag, an dem nicht eure Leute von euerm stürmischen Zorn viel zu leiden hätten, die geringste Kleinigkeit reizt und entflammt euch. Das ist sehr übel, Don Andres. Ein Mann von Geburt soll nicht bei jeder Veranlassung zum Unwillen und zur Unzufriedenheit sogleich über den Anstand hinaus sich fortreißen lassen. Das gebt ihr mir doch zu. Müssen nicht solche Anfälle wilden Zorns und glühender Wuth jedes für euch eingenommene Herz

zurückschrecken? Die Liebe, mein Freund, verträgt sich nicht mit so herrschsüchtig gewaltiger Regierung. Die Liebe ist ein Kind, welches man viel sicherer durch Sanftmuth und Zärtlichkeiten als durch Heftigkeit und Gewalt lenken kann."

„Aber gehen wir weiter. Was soll, sprecht selbst, eure bisherige Lebensweise? All' euer Thun und Lassen ist ja unbeschreiblich unordentlich. Habt ihr euch wirklich in den Kopf gesetzt, den natürlichen Lauf der Zeit umkehren zu wollen? Aus den Nächten macht ihr den Tag, und Nacht aus den Tagen! Euch schlägt keine Stunde. Morgens legt ihr euch zu Bett und steht beim Beginnen der Siesta wieder auf. Ungewiß ist die Stunde eurer Mahlzeiten, ihr seid damit so unordentlich, wie mit eurem Schlafen und Wachen. Nehmt ihr einmal ein Buch in die Hand, so geschieht es gewiß immer unmittelbar nach dem Essen, also gerade, wann Lectüre und Studium von allen vernünftigen und weisen Leuten für schädlich, ja für ein wahres Gift gehalten wird. Nicht eine einzige eurer Handlungen geschieht am rechten Ort und zur gehörigen Zeit. Ihr führt ein widerhaariges Leben, ganz entgegengesetzt von der Lebensweise aller übrigen Menschen, verachtet und verschmäht Ordnung und Maaß in allen Dingen. Abgesehen davon, daß solches Gebahren alle eure Interessen und Geschäfte gefährden muß, — sprecht selbst, Don Andres, — muß nicht sogar die allerstärkste Gesundheit am Ende solchem Unwesen erliegen?"

„Bis jetzt, Don Andres, habe ich nur eure leichteſten Fehler erwähnt; die Fehler nur, welche leicht verbeſſert werden können und wofür eure Jugend gewiſſermaßen entſchuldigt. Aber, du mein Gott! ihr habt noch ganz andere und weit ſchwerere Fehler. Ihr ſeid ein Spieler, ein Libertin! Ich kann unmöglich in die Einzelnheiten eurer Ausſchweifungen hier eingehen; allein hier iſt nicht mehr von jugendlichen Verirrungen die Rede, mein Freund, hier handelt es ſich von Laſtern, von groben und ſehr unliebenswürdigen Laſtern, welche Geiſt und Körper und Seele und Vermögen zugleich verderben.“

„Seht, wenn nun eine Dame unklug genug wäre, ſich von euch für ſehr geliebt zu halten, ſagt mir ſelbſt, wie könntet ihr Zeit finden, ihr zu dienen, ihr, der ihr den größten Theil des Tages mit weibiſchen Sorgen für euern Putz und euer Aeußeres zubringt? Ich bewundere euch wirklich jeden Morgen, wenn ich zuſehe, wie ihr Stunden lang der Selbſtbewunderung vor dem Spiegel euch hingebt, euch ſelbſt ſehr anmuthig anlächelt, nach und nach hundert Anzüge muſtert und verſucht, eure Haare lockt, euern Bart kämmt, in Oelen und Eſſenzen euch vollſtändig badet. Erröthet ihr wirklich nicht ob ſolcher unmännlichen Ziererei? Selbſt ein Weib würde durch ſolche übertriebene Sorgfalt lächerlich. Wie unwürdig muß ſie nun erſt eines Mannes, und gar eines Mannes von eurem Stand erſcheinen! Ach! ſolch ein kindiſches Getreibe flößt

nur die gerechte Besorgniß ein, daß ein Mann, der sich selbst mit so viel Vorliebe und Eigendünkel behandelt, so viel Zärtlichkeit für sich selbst äußert, unfähig sein müsse, eine große Liebe für die Dame seines Herzens zu empfinden. Darum bekenne ich euch, Don Andres, ganz offen, daß ich der lebhaften Neigung, die zu euch mich hinzieht, noch widerstehe und dies nur, weil die Menge eurer Unvollkommenheiten mir Zweifel an eurer Verschwiegenheit und Beständigkeit erregen. Folgt meinem wohlgemeinten Rath. Bessert euch; mein ganzes Glück liegt in eurer Hand, ihr könnt das schönste Glück mir gewähren und sichern, denn ihr seht wohl, daß ich vor Ungeduld brenne, mich selbst zu vergessen und mich euch zum Opfer zu bringen. Aber, mein Freund, bei der heiligen Jungfrau beschwöre ich euch, ändert, bessert euch! Macht es mir damit möglich, meine Schwachheit wo nicht zu rechtfertigen, doch wenigstens zu entschuldigen, wenn jemals für eine Frau meines Standes und Verhältnisses solche Schwachheit entschuldigt werden kann."

Sie schwieg und ich stand stumm und versteinert. Mehr als die Sonderbarkeit des Abentheuers verwirrte mich der unerklärbare Gedanke, wie es dieser Unbekannten gelungen sei, in das Geheimniß meiner eigensten, innersten und verborgensten Handlungen einzudringen. War mir nicht Satan selbst in Gestalt dieser schönen Frau erschienen? Wohl zwanzigmal bekreuzigte ich mich bei diesem Einfall. Alles,

was ſie mir geſagt hatte, enthielt die genaueſte Wahrheit. Sie hatte mein ganzes hieſiges Leben im treueſten Spiegel mir gezeigt. Es war um den Verſtand zu verlieren. Indeſſen gewann ich doch allmälig wieder Faſſung und mit dem erſten Wort vollkommene Geiſtesgegenwart. Innerlich den Schurken, der alle meine Geheimniſſe verrathen hatte, verwünſchend, beichtete ich zerknirſcht die Menge und Größe meiner Fehler und verſprach Beſſerung. Ich ſagte der Dame tauſend freundliche und galante Worte, welche willkommen ſchienen und mit gleicher Münze zurückbezahlt wurden. Unter den vertraulichſten Geſprächen machte ich für den Reſt des Abends ihren Stallmeiſter, indem ich ſtets neben ihrem Kutſchenſchlag ging, ohne von der ganzen Perſon etwas Anderes ſehen zu können, als zwei ſchneeweiße Händchen; ohne auf irgend eine Weiſe hinter das Geheimniß zu kommen, welche treuloſe Verrätherei mich alſo in ihre Gewalt geliefert habe. Bei dieſer Nachforſchung ſchien ich ſogar ungeſchickterweiſe allzueifrig mich bewieſen zu haben, denn als ich lebhafter in ſie drang und ſie ſich anders nicht mehr retten zu können glaubte, veränderte ſie plötzlich den ganzen Ton und ſuchte mich zu überzeugen, daß Alles nur ein Scherz geweſen. Sie ſchwor mir, mich nie geſehen zu haben und wollte von mir nichts wiſſen, als auf dem Weg der natürlichen Zauberei. Dann liſpelte ſie freundlich ihr: felices noches, verbot mir auf das Beſtimmteſte ihr zu folgen, erlaubte jedoch, ſofern es

mir gut dünken sollte, des andern Tages auf derselben Promenade sie zu erwarten, und gebot dem Kutscher, sie nach Haus zu fahren.

Ich eilte ebenfalls in meine Wohnung. Ich bewohnte mit meinem Bruder das Erdgeschoß eines Hauses in der Nähe von San Pablo. Wir hatten mehrere Zimmer mit Fenstern nach der Straße. Kaum in der Stube angelangt, begann ich eine peinliche Untersuchung mit meinen Leuten. Jeder wurde hundertfältig befragt, ausgeforscht, gedreht und geschraubt. Selbst mein Bruder mußte tausend Fragen sich gefallen lassen. Vergebliche Mühe. Nirgends entdeckte ich meinen Spion, nirgends erwischte ich das geringste Geständniß einer Unvorsichtigkeit oder Plauderei, nirgends das kleinste Fädchen zur Leitung in diesem Labyrinth so mancherlei Verdachtes, nirgends einen Stützpunkt für vernünftige Vermuthung und für Hoffnung eines Erfolgs bei weiterm Forschen.

Ihr könnt denken, daß ich trotz dieses fruchtlosen Aergers dennoch am andern Tag pünktlich an dem Platz des Stelldichein auf dem Prado mich einfand. Vor Anbruch der Dämmerung schon stand ich dort Schildwache und blieb sehr spät in die Nacht hinein. Umsonst, die verschleierte Dame erschien nicht. Ich suchte mich zu überreden, daß dieses Ausbleiben nur mein eigener Fehler sei, indem mein Auge, bei der Unzahl von Equipagen auf der Promenade, die Ihrige nicht zu unterscheiden gewußt habe. Als ich aber viele folgende Abende

nicht glücklicher war, ſo dachte ich reiflicher nach und kam endlich, trotz alles langen Widerſtandes meiner Eigenliebe, zu dem Bekenntniß: daß man meine Eitelkeit zum Beſten gehabt habe.

2.

Ein Monat war verſtrichen. Von meiner Unbekannten war mir nach und nach nichts mehr geblieben, als eine dunkle, unbeſtimmte Erinnerung, wie man ſie gewöhnlich von einem Traum hat. Indeſſen hatte ich ihre Ermahnungen und ihren Rath keineswegs vergeſſen oder unbeachtet gelaſſen. Die Lection war zu eindringlich und ſcharf geweſen, um ungenützt vorüberzugehen. In der That war mit mir eine vollſtändige Veränderung vorgegangen. Nein! ich war nicht mehr derſelbe, ich war nicht mehr der weibiſche Kindskopf, dieſer in ſein eigenes Geſicht närriſch verliebte Narciß, den ſie ſo gerecht getadelt hatte. Ich war endlich ein Mann geworden. Nicht nur den Luxus meines Anzugs und Putzes hatte ich geändert, auch mein ganzes Betragen war anders geworden, in ein gewiſſes Gleichgewicht gekommen und meine Lebensweiſe hatte dem Unordentlichen und Wilden ſich entwunden. Mit einem Wort: überall, auf der Straße, in Geſellſchaften, ſelbſt in der Einſamkeit meiner Wohnung, betrug ich mich fortan unabläſſig ſo, als ob ich überall beobachtet und ausgeforſcht würde,

als ob überall hin ein theilnehmender Blick, ein Auge der Freundschaft mir folgte.

Mitten in diesem glühenden Besserungseifer hatte ich mich eines Tags nach dem Mittageſſen auf mein Bett geworfen, um meine Siesta zu halten. Kaum war ich eingeſchlummert, als ein heftiger Schlag auf mein Kopfkiſſen mich plötzlich wieder erweckte. Erſchrocken ſprang ich auf, ſah rings um mich her, unterſuchte den kleinſten Winkel meines Gemachs. Ich ſah nichts. Die Erſcheinung für das Spiel eines Traumes haltend, wollte ich mich wieder niederlegen, da erblickte ich zu Füßen meines Bettes ein verſiegeltes, um einen kleinen Stein gewickeltes Billet. Anfänglich glaubte ich, daß es von der Straße herein durch ein offenes Fenſter geworfen ſein könnte, obgleich die Jalouſien und die engen Gitter einen ſolchen Wurf nicht leicht machen ließen. Daher öffnete ich ohne alles weitere Grübeln das niedliche Papierchen und las folgendes Briefchen:

„Weil ich nicht zu unſerm Stelldichein kam, ſo habt ihr, mein Freund, wohl gedacht, daß ich mit euch ein Spielchen mir erlaubt habe? Ich habe mein Wort nicht gehalten. Macht mir nicht allzuharte Vorwürfe ob dieſes Vergehens, ich habe wohl einigermaßen Verzeihung verdient. Wer viel zu wagen hat, ſagt ſelbſt, der muß auch nothwendig reiflich erwägen, bevor er einen Entſchluß faßt und kann nicht vorſichtig genug gegen jede Gefahr der Unklugheit ſich bewahren. Seit einem ganzen Monat

ſchon beſtrebe ich mich, meine Leidenſchaft zu bekämpfen, zu beſiegen. Allein dieſer Kampf auf Leben und Tod endet mit dem Sieg der Leidenſchaft, mit dem Untergang meiner Ehre. Indem ich jetzt meine Ehre opfere, rechne ich unumſchränkt auf die Eurige. Ja, eure ſchnelle Umwandlung iſt mir eine Bürgſchaft für eure Verſchwiegenheit. Wer ſo viele Gelehrigkeit für meinen Rath bewies, wird auch meine Liebe nicht mit Undank belohnen. Don Andres, ich habe nicht Zeit, euch mehr zu ſchreiben, aber heute Abend wird ein Sänfte unter den Arkaden von San Pablo euch erwarten. Ihr könnt euch den Leuten ohne alle Beſorgniß ganz anvertrauen."

Was wollte dieſes geheimnißvolle Schreiben erzielen? Wer hatte es geſchrieben? Wer hatte es gebracht? Das Abentheuer ſpann ſich weder weniger ſeltſam, noch verſtändlicher fort. Was ſollte ich dabei thun?

Ich bekenne, daß ich mich lange beſann, bevor ich zu einem Entſchluß kam. Wollte man vielleicht nur noch länger ſein Spiel mit mir treiben? dachte ich, oder — ſollte dieſes reizende Stelldichein irgend eine Schlinge der Rachſucht verſtecken? Sollten im Dunkel dieſes Geheimniſſes wohl gar Dolche verborgen liegen? — Bah! rief ich endlich, mit der Hand an dem Degengriff, wäre meine Klinge nur um eine Linie kürzer, als der Stahl irgend eines Banditen von Valladolid? Beim heiligen Joſeph! Wer in einem Spielhaus für eine Unze

Goldes zwanzigmal vom Leder gezogen hat, der kann auch ein Spiel um sein Leben wagen, wo es sich darum handelt, eine Frau zu gewinnen! — Und ohne längeres Zweifeln war ich entschlossen, das Glück zu versuchen.

3.

Bei Anbruch der Nacht war ich unter den Arkaden. Ich fand zwei Neger und einen alten Stallmeister bei der Sänfte. Ohne ein Wort zu sprechen stieg ich sogleich hinein, da sie offenbar für mich bestimmt war. Kaum hatte ich mich gesetzt, so schlossen die Leute die Thüre und die Jalousien so dicht, daß es mir durchaus unmöglich wurde, irgend einen äußern Gegenstand zu unterscheiden. Sie setzten sich in Bewegung und trugen mich sehr lang. Endlich hielten sie an und setzten mich ab. Der Stallmeister öffnete die Thüre, ergriff meine Hand, führte mich durch die dickste Finsterniß eine enge Wendeltreppe hinauf, dann in ein finsteres Gemach, wo er, ohne ein Wort zu sagen, mich verließ und der stillen Einsamkeit übergab.

Der Horizont erhellte sich nicht sehr; aber, bei den sieben Wunden des heiligen Franz sei es geschworen! meine Seele empfand damals keine Regung von Furcht, sondern nur die Stacheln der Ungeduld. Ich war von dem Sessel, worauf der alte Stallmeister mich gesetzt hatte, aufgestanden;

ich hatte, mit den Händen vor mir her fühlend, das ganze Zimmer unterſucht und nichts gefunden, was im Geringſten Beſorgniß erregen konnte. Meine Füße und Hände waren nur ſchwellenden, weichen Teppichen, ſeidenen und geſtickten Möbeln begegnet, ich ſchwamm in einem wohligen Duft von Roſen und Ambra. Hat die Wolluſt ihren eigenthümlichen Wohlgeruch, ſo athmete man dieſen wirklich hier in ihrem Allerheiligſten.

Allein wo war die verſteckte Göttin des Tempels? Wie reich ſchmückte meine trunkene Phantaſie mit engliſchen Reizen ſie aus! Wie anmuthig und jugendlich erſchien ſie mir! Wie ſchön mußte ſie ſein! Aber, ach! wie lange ließ ſie auf ſich warten!

Mit ſolchen Exaltationen der Phantaſie harrte ich mindeſtens zehn Minuten, welche langſam wie zehn Jahrhunderte ſich hinſchleppten.

Endlich öffnete ſich eine kleine Thüre, eine ehrwürdige Dame mit einem Kopfputz von geſtärkter Gaze und ſehr ſteif und ſchwülſtig angethan, trat mir ceremoniös entgegen, hielt eine Leuchte in der Hand und verbeugte ſich tief.

Ein kalter Schweiß trat mir auf die Stirne. In welche ſcheußliche Schlinge war ich gefallen! So war denn der erſehnte Stern aufgegangen! Ich hatte meine glorreiche Eroberung vor Augen!

O heiliger San Andres, mein Schutzpatron, der du die Seelen deiner Getreuen nach ihrem Tode drei Tage lang vor den Klauen des Teufels be-

bewahrst, — wie inbrünstig flehte ich damals zu dir: meine Seele einst nach dem Tod ihrem Schicksal zu überlassen und dafür meinen Körper den Umarmungen dieses sechszigjährigen Fantoms zu entreißen!

Die Alte wackelte mit dem Kopf, während ich so glühende Gebete zum Himmel sandte, und sprach dann: die Gebieterin wird sogleich kommen.

Die Gebieterin wird sogleich kommen! wiederholte ich.

Die Dueña war es also, die mit mir gesprochen hatte! Ich stieg aus der Hölle wieder zum Himmel empor. Nun erst machte ich der ehrwürdigen Dame eine noch tiefere Verbeugung, als die ihrige gewesen war. In der plötzlichen Freude, in diesem Rausch der zweiten Ueberraschung wäre ich beinahe im Stande gewesen, ihr um den Hals zu fallen!

Ja, die Gebieterin wird erscheinen, wiederholte sehr ernst die Dueña. Mögt ihr, mein edler Herr Ritter, euch nur ein wenig gedulden und indessen diese Erfrischungen kosten.

Sie rief einen Pagen herbei und dieser setzte einen kostbaren Teller mit Conserven, Biskuit und einigen Weinfläschchen auf den Schenktisch.

Ich hatte noch nicht zu Abend gegessen. Ohne mich viel bitten zu lassen, aß und trank ich ein wenig, wonach die Alte mit dem Pagen und mit ihrer Leuchte sich entfernte.

Meine Lage wurde mit jedem Augenblick weniger bedenklich. Bei Santjago! rief ich, einen Mann, dem man übel will, wird man nicht so höflich und gastfrei behandeln! — Man ließ mir nicht viel Zeit, dieſen ſo tröſtlichen Gedanken weiter auszubeuten.

Bald erſchien die Dueña wieder. Diesmal war ſie nicht mehr von ihrem Pagen, ſondern von einer Dame in ſchwarzem Anzug begleitet; ſchlank und fein war ihr Wuchs, aber ihr Geſicht konnte ich nicht ſehen, weil ſie im Augenblick des Eintretens den Kopf wendete, während überdies die verwünſchte Alte zu noch größerer Sicherheit mit ihrer Knochenhand das Licht bedeckte, ſchnell wieder durch die Thüre zurücktrat, dieſe hinter ſich verſchloß und uns in allertiefſter Finſterniß ſtehen ließ.

Ich hätte wahrlich geglaubt, abermals allein zu ſein, wenn nicht einige heftige Seufzer kaum drei Schritte von mir, mich vom Gegentheil überzeugt hätten.

Mein Herz ſchlug gewaltig. Ich war von meinem Sopha aufgeſtanden. Aber die Dame eilte herbei, erfaßte meinen Arm, drängte mich wieder auf das Sopha zurück und nahm Platz an meiner Seite.

Ihre peinliche Unruhe und heftige Aufregung ſchien ſich ſo ziemlich gelegt zu haben. Mit der ſanften und ſüßen Stimme, woran ich ſogleich meine Verſchleierte vom Prado wieder erkannte, begann ſie: Don Andres, ſagt ehrlich: beweiſt nicht der

Mann, der ſein Leben ſo leichtſinnig auf das Spiel ſetzt, wie Ihr es heute gethan habt, mehr Unverſtand als Zärtlichkeit? Ich begreife wohl, daß die heftige Liebe für eine wundervolle Schönheit einen Mann von Muth hinreißen kann, ſich in die größten Gefahren zu ſtürzen. Iſt es aber nicht reine Tollheit, ohne ſolche Motive die Gefahr herauszufordern? So ſprecht denn, welche gültigen und ernſten Gründe bewogen euch zu ſolcher Kühnheit? Wißt ihr denn nur, weßhalb ihr hier ſeid? Wißt ihr, ob ich ſo großer Gefahr würdig bin? Wer hat euch geſagt, daß ich ſchön ſei? Ihr kanntet mich nicht, alſo werdet ihr mich doch nicht überreden wollen, daß ihr mich liebt! Ihr liebt mich nicht, ſeid alſo lediglich aus Neugierde hiehergekommen! Offen geſtanden, Herr Ritter, bald habe ich Luſt, Alles, was ich für euch gethan habe, zu bereuen. Ich habe wahrlich ſchon zu viel gethan. Alſo verlangt für dieſen Augenblick nicht noch mehr. Ihr würdet mich ſehr wenig achten, wenn ich nicht wenigſtens das Erwachen eurer Leidenſchaft erwartete, bevor ich euch die höhere Gunſt gewährte, welche nur der Lohn einer lang geprüften Liebe ſein darf!

Bei meinem Kreuz von Calatrava! Mitten in ſolcher Finſterniß, nach allen Präliminarien unſers Stelldichein, nach dem ſtummen Eintritt der Dame, bei unſerm Zuſammenſein auf dem Sopha mußte mich wohl eine ſo prunkende und ſpitzfindige Rede gewaltig in Erſtaunen ſetzen. Allein ich war

doch nicht mehr Einfaltspinsel genug, um mich bereden zu laſſen, daß man eine ſolche Gelegenheit verlieren dürfe. Ich wußte auch recht wohl, daß oft gerade die allerwackelichſte Tugend am geiſtreichſten das Unglück ihres Falls auszumalen verſtehe. Jedenfalls glaubte ich, daß die Dame über eine vernünftige und galante Anrede ſich nicht entſetzen würde und wollte nun auch eine Probe meiner Beredtſamkeit ablegen, meine Logik der ihrigen entgegenſtellen. Ich begann:

Señora! Euer Urtheil muß ich für zu ſtreng erklären. Nein! nicht reine Tollheit iſt es, ſondern vielmehr Edelmuth und Seelengröße, wenn man, ſelbſt ohne Hoffnung auf Lohn, Gefahren ſich ausſetzt! Nicht gemeine Herzen ſind es, die ſolche Entſchlüſſe nähren und ausführen. — Aber mein Unrecht ſoll darin beſtehen, daß ich hieher gekommen bin, ohne euch gekannt zu haben, und — ſprecht ihr — ohne genug von euch zu kennen, um euch lieben zu können! Wahr iſt es, Señora, ich kenne von euch nur ſehr wenig; allein hoffentlich iſt dies nicht mein Fehler. Wenigſtens könnt ihr nicht läugnen, daß ein Mann, der nur einige der ſüßen Worte eures Mundes gehört und nichts geſehen hat, als eine eurer Hände und dennoch ſo gelehrig war, ſo Großes wagte, — eurer Theilnahme und Wahl nicht ganz unwürdig ſich gezeigt habe. Er hat beinahe noch nichts empfangen und euch bereits ſo viel gegeben. Was dürft ihr euch nicht erſt von ihm auch verſprechen, wenn er ein

wenig mehr erhalten haben wird? So laßt euch denn euren Anfang von Güte nicht reuen, nein Señora, im Gegentheil, seid noch etwas milder, werdet großmüthiger.

In der Ueberzeugung, daß nichts den Eindruck meiner schönen Rede mehr verstärken und nichts meine strenge Gottheit zu milderen Gesinnungen schneller bewegen könnte, hatte ich bei den letzten Worten die Kniee vor ihr gebeugt, ihre beiden Händchen erhascht und sie mit glühenden Küssen bedeckt. Sie schien keineswegs sehr heftige Anstrengungen zu machen, um sie meinen Lippen zu entziehen.

Plötzlich erschallte ein heftiges Gepolter wie von der Straße her. Jesus! Was ist das? schrie die Dame und sprang auf.
Und in demselben Augenblick öffnete sich die Thüre und die Dueña rannte voll Angst mit ihrer Leuchte herein und stellte diese auf den Tisch. Ich lag noch auf den Knieen, verwirrt, geblendet, trunken zu den Füßen meiner Dame, deren unvergleichliches Gesicht endlich die Stralen des Lichts mir zeigten. Wie bedenklich auch meine Lage sein mochte, so hatte ich doch, ich schwöre es, keinen andern Blick und keinen Gedanken, als für die Bewunderung dieser himmlischen Schönheit! Zwanzig Degen hätten mich umblitzen und mit Bequemlichkeit an den Boden mich nageln können, bevor ich daran gedacht hätte, meinen Degen zu ziehen, um eine einzige jener Spitzen von meinem Herzen abzuwehren.

Dominga! Was bedeutet der Lärm? ſprach die Dame mit aller möglichen Anſtrengung, um ihre Beſorgniß und Verwirrung mir zu verbergen.

Ach! Doña Joſefa, antwortete die Dueña während ſie ängſtlich die Hände faltete, ſteht die Mutter Gottes del Carmen uns jetzt nicht bei, ſo ſind wir Alle verloren! Wer anders könnte um dieſe Stunde der Nacht ſo herriſch klopfen, als der Herr Graf?

Du Närrin wirſt uns mit deiner tollen Angſt verderben! rief die Gräfin (eine Gräfin war ſie, das war nun klar). Was faſelſt du von einem Grafen, was willſt du damit ſagen? Ich ſelbſt will nachſehen, was es zu bedeuten habe. Du führſt indeſſen Don Andres in mein Gemach und verbirgſt ihn in dem Cabinet bei dem Alkoven.

Hierauf wendete ſie ſich an mich:

Und ihr, Don Andres, was macht ihr noch immer auf den Knieen wie in der Meſſe? Habt ihr auch Angſt gleich der alten Frau? Auf, erhebt euch, ſeid ein Mann und geht mit Dominga!

Durch dieſe herbe Apoſtrophe meiner Extaſe bitter entriſſen, folgte ich der Dueña durch mehrere prachtvolle Gemächer bis in ein enges, finſteres Kämmerchen, wo ſie mich einſchloß.

Bevor ich in dieſe Finſterniß verſenkt worden, hatte wenigſtens ein Lichtſtral für einen Augenblick dieſe Nacht der Wunder durchzuckt. Aber was ſollte aus dem Getöſe entſtehen, welches unſre Liebesverhandlungen ſo unhold unterbrochen hatte? Ach!

darum bekümmerte ich mich wahrlich damals sehr wenig! Keine andre Furcht kannte mein Herz in jenem Augenblick, als die, alle Hoffnung auf ein Glück, welches so schön mir erstralte, zu verlieren. Aber selbst dabei verweilte meine Seele nicht lang. Ich war ganz und gar mit dieser schönen und starken Frau beschäftigt, der Huldin mit dem durchbohrenden Flammenblick, mit den Herrscherzügen und der gebietenden heftigen Bewegung! Welche Macht zu gebieten hatten ihre Reize! Es war, als wenn sie mir befohlen hätte, sie zu lieben! Und ich hatte sogleich gehorcht! und ich liebte sie! und ich fühlte, daß sie mich unwiderruflich zu ihrem Sklaven gemacht hatte!

Ungefähr nach Verfluß einer Stunde kam sie selbst, sie allein, aus der finstern Gefangenschaft mich zu befreien.

Kommt, Don Andres, sprach sie, indem sie aus dem Cabinet mich zog, kommt! Jetzt sind wir sicher vor jeder Gefahr; aber fragt mich nie um das, was hier geschehen ist!

Und sie schlang ihre Arme um meinen Hals.

Die noch übrigen Stunden der Nacht entflohen sehr schnell. Vor Anbruch des Tags verabschiedete mich die Gräfin. Sie führte mich in den Saal zurück, wo der alte Stallmeister harrte, um, wie ich gekommen war, in der Sänfte mich wieder fortzuführen. Sie umschlang mich noch einmal, drückte mich glühend an ihr Herz:

Bedenkt es wohl, Don Andres, ſprach ſie, mit Küſſen mich faſt erſtickend, bedenkt es bei eurem Leben, daß ihr von Allem, was der Zufall euch hier hören und ſehen ließ, nichts gehört und geſehen habt, daß ihr meinen Namen und Rang nicht kennt! daß ihr Alles, Alles vergeſſet! Zu viel iſt es ſchon, daß ihr mein Geſicht geſehen habt! Es erinnere euch nur, daß ich euch liebe und daß ihr mich liebt; aber nichts weiter, hört ihr, nichts weiter! denn ich will nicht, daß euer Gedächtniß irgend eine andere Erinnerung bewahre!

4.

Sechs Tage waren ſeit jener Nacht unſerer erſten Zuſammenkunft verſtrichen. Ganz erfüllt von der Liebe, welche es aus jenen Gemächern mitgenommen hatte, ſchlug mein Herz nur noch der Hoffnung auf eine ähnliche Nacht. Ihr könnt euch denken, welche Freude mich ergriff, als ich eines Abends ein neues Billet von Doña Joſefa auf meinem Bett fand. Dieſes war mir noch auf eine weit unbegreiflichere Weiſe als die früheren zugekommen. Den ganzen Tag hatte ich mein Zimmer nicht verlaſſen und war ſtets allein geweſen. Um ſelbſt der übermäßigen Hitze den Zutritt zu verwehren, hatte ich nicht nur die Jalouſien herabgelaſſen, ſondern auch die Fenſter geſchloſſen, daß ſelbſt eine Fliege nicht hätte durchkommen können.

Allein alle Ereigniſſe meines Abentheuers und vorzüglich die geheimnißvolle Weiſe der an mich ergehenden Mittheilungen umzog ſich mit jedem Augenblick tiefer und tiefer mit Dunkel, ſo daß, wenn auch mein Auge oft daſſelbe zu durchdringen ſich anſtrengte, doch ſtets meine Vernunft in Verwirrung und Zweifel wie trunken wankte. Mein heiliger Schutzpatron verzeihe mir die ſchwere Sünde! Allein ſtets kam ich nach langem Sinnen und Brüten wieder auf den Gedanken, daß bei allen dieſen Dingen der Teufel ſeine Hand mit im Spiel habe. Dagegen ſtieß mir nun freilich wieder die Bedenklichkeit auf, daß, falls der Teufel mit ſolchen Schwänken ſich abgebe, er ſelbſt ſich ſehr viel Uebles anthue, um mir damit ein ſüßes und ſehr ſchätzenswerthes Glück zu bereiten. Dafür ihm gram zu ſein, durfte ich nicht einmal den Muth haben.

Diesmal berief mich das Billet der Doña Joſefa nicht zu ihr. Sie ſchrieb: „Ungeachtet alles ihres desfallſigen Mißbehagens, könnten dennoch die Gelegenheiten, uns zu ſehen, nur ſehr ſelten erſcheinen, überdies würde es eine große Thorheit ſein, ſo ſchreckliche Gefahren für uns Beide öfters zu wagen. Indeſſen könnte ich auf ihre Sorgfalt, ſolche Gelegenheiten herbeizuführen und zu benutzen, mit vollem Vertrauen rechnen. Sie befahl nicht mehr, ſondern ſie flehte im Namen unſerer Liebe, unſer Geheimniß in meiner Seele zu begraben und nie um Enthüllung anderer Geheimniſſe ſie anzu-

gehen. Sie beſchwor mich, niemals und auf keine Weiſe nach Entdeckung ihrer Wohnung zu ſtreben, indem, ſobald ich davon einmal in Kenntniß geſetzt wäre, ohne Zweifel die Ungeduld meiner Liebe mich zu den gewöhnlichen Galanterien der Liebhaber hinreißen würde. Ich würde trachten, auf Spaziergängen und in die Meſſe ihr zu folgen; Tag und Nacht würde ich in ihrer Straße mich umhertreiben, Serenaden unter ihren Fenſtern veranſtalten und damit bald bei den gegen ſie ſtets wachen Späheraugen Verdacht erregen und uns Beide in's Verderben ſtürzen. Sie mißtraue keineswegs meinem Herzen, ſondern vielmehr den kleinen Unvorſichtigkeiten, wodurch oft Gefühle ſich zu erkennen geben, und dagegen müßte ſie auf jede mögliche Weiſe ſich ſchützen. Sie umhülle ſich darum ſo dicht in Schleier und Dunkel, um ihre Liebe um ſo ſicherer verbergen und bewahren zu können." — Ihr Schreiben wimmelte noch von hundert andern Ermahnungen und Vorſchriften zur Vorſicht und bildete im Ganzen eine ſcharmante Predigt, deren Text in den wenigen Worten enthalten war: die ganze Tugend der Frauen beruht auf der Klugheit und Verſchwiegenheit der Männer!

Dennoch erlaubte ſie mir zu antworten, jedoch mit der Bedingung, daß ich meine Billetchen dem alten Stallmeiſter eigenhändig übergeben ſollte und zwar des andern Abends unter den Arkaden von San Pablo, wo er mich zur Stunde des Ave Maria erwarten würde.

Ich merkte wohl, worauf vorzüglich ihre Besorgniß und Furcht sich gründete und sah auch ein, daß ich deßhalb sie beruhigen müßte. Daher übermachte ich ihr meine Antwort genau auf die vorgeschriebene Weise und trachtete, darin mit allen ersinnlichen Gründen sie zu beruhigen. Ich schwor ihr, daß ich niemals streben würde, das Band, welches ihre schönen Hände vor meine Augen gewunden, selbst wenn es noch dichter würde, zu lüften oder gar zu lösen. Ueberall wollte ich ja gern blind sein, wofern sie nur in dem seligen Augenblick, wenn ich zu ihren Füßen liege, das Gesicht mir wiedergäbe. Ihre Blicke allein sollten Licht und Sonne und Sterne mir sein. Aber beschwören mußte ich sie, unser nächstes Wiedersehen nicht allzulange zu verzögern, ein Glück nicht zu verschieben, wofür kein Preis mir zu theuer, kein Opfer zu schwer sein sollte. Sie sollte, sobald es sich darum handelte, das Glück ihrer Gegenwart mir zu verschaffen, nie erwägen, welche Gefahren mir drohen könnten, sondern stets nur berücksichtigen, ob sie selbst dabei gefährdet sein würde.

War es die hinreißende Beredtsamkeit meines Schreibens, oder irgend ein günstiges Ohngefähr; genug, die zweite Zusammenkunft ließ nicht lang auf sich warten. Sie folgte mit allen pünktlichen und geheimnißvollen Ceremonien des ersten Besuchs.

Diesmal war Doña Josefa weniger unruhig und mißtrauisch, aber auch weniger herrisch, stolz und heftig. Die Löwin war zahm geworden. Ein

Lächeln dieſer glühenden und milden Blicke, die volle Zärtlichkeit einer ſo heißen Liebe lernte ich kennen! Ach! ihre Milde und Anmuth war noch weit mächtiger, als ihr gebietendes, gewaltiges Weſen! Innig ſchmiegte ſie ſich an mich, wand ſich um mich mit aufgelöſten Locken; ihr feuchtes, flehendes Auge feſſelte mich mit mächtigerem Zauber, als jener Augenblick, in welchem ſie ſtolz vor mir ſtehend, zu ihren Füßen mich bannend, ſo despotiſch Beſitz von meiner Seele genommen hatte!

Dieſer zweiten Nacht folgten in langen Zwiſchenräumen noch mehrere. Die Zwiſchenräume füllte eine ſehr lebhafte Correſpondenz aus. Der alte Stallmeiſter blieb nach wie vor der Träger meiner Briefe und unabwendbar der einzige Begleiter bei meinen nächtlichen Reiſen in der Sänfte.

5.

Das Getreibe dieſer Liebſchaft nahm mein Leben ſo ſehr in Anſpruch, daß ich für gar nichts Anderes mehr Zeit und Sinn hatte. Nur ſehr ſelten ſah man mich noch im Theater oder auf den Spaziergängen. Von meinen liebſten Freunden hatte ich mich zurückgezogen. Die Stunden des Tags verlebte ich in der Einſamkeit meiner Wohnung, wo ich hinter Schloß und Riegel lange Epiſteln an meine Geliebte ſchrieb, um ſie Abends unſerm verſchwiegenen Boten anzuvertrauen. Oder ich las die

Schreiben wieder und noch einmal, welche ich stets beim Erwachen wie durch ein Wunder auf meinem Bett fand. Diese strenge, meinem frühern frivolen Leben so sehr widersprechende Zurückgezogenheit befremdete mit Recht vorzüglich meinen Bruder. Aber es gab noch Anderes, was seine Neugierde und Besorgniß in höherem Grade rege machte. Wo und womit verbrachte ich alle die Nächte der Abwesenheit vom Hause, während welcher man mich nicht mehr an meinen früheren Lieblingsorten, den Spielsälen und Belustigungshäusern, fand?

Unzähligemal hatte er darüber mich befragt und stets hatte ich auf tausend Umwegen der Wahrheit auszuweichen gewußt. Aber, als ich eines Morgens bleich, unordentlich, mit allen Zeichen der Schlaflosigkeit, der Ermattung und beunruhigenden Schwäche eintrat, drängte er mich so lebhaft mit seinen Fragen, bestürmte er mich mit der ganzen Innigkeit der Bruderliebe so unwiderstehlich, daß ich, beschämt ihm bereits so lange Manches verschwiegen zu haben, ihm, der von frühester Jugend an der vertrauteste Freund meines Herzens gewesen war, endlich mein Herz ausschüttete. Mein ganzes Geheimniß vertraute ich ihm, weil ich wußte, daß es in seiner Brust treu begraben bleiben würde.

Mein Bruder war ein seelenguter, rechtlicher und verständiger Mann. Er eiferte nicht allzuheftig gegen eine Leidenschaft, welche so lodernd entstanden und auf so reizendem Weg fortgeschritten

war; allein er konnte ſich doch nicht enthalten, mich ernſtlich zu warnen und mich zu ermahnen, daß ich eine Verbindung nun abbrechen ſollte, welche ihm allzugeheimnißvoll erſchien, als daß ſie unſchuldig und ohne traurige Folgen hätte ſein können.

Dieſe ganze Unterredung führten wir lediglich unter vier Augen in meinem Zimmer bei verſchloſſenen Thüren und Fenſtern auf meinem Sopha ſitzend. Wer konnte uns gehört haben? Wer anders, als Gott und unſre Schutzengel? Dennoch, hört! wurde ich Abends nach dem Eſſen mit einem jener, auf meinem Bett gewöhnlich erſcheinenden Briefchen überraſcht. Im Flug der Galanterie hatte ich meiner Dame oft geäußert, daß dieſe Briefe geraden Weges aus dem Himmel herab mir zuflögen. Aber dieſer hatte, bei meiner Ehre! keine Spur von jener ſüßen und gehaltenen Sprache, welche doch wohl an ſo hohem Ort gebräuchlich ſein muß. Betrachtete man ſeinen Styl und bedachte man, daß er auf unbegreiflichem Weg mir zugekommen war, ſo mußte man wohl auf den Gedanken gerathen, daß er von ganz entgegengeſetztem Ort abſtammte. Wahrlich, es war ein Schreiben ſo hölliſch zornig und teufliſch wüthend, wie es nur der Feder einer ergrimmten Frau in höchſter Extaſe des wildeſten Unmuths entſtrömen kann.

Sie erwies mir nicht einmal die Ehre, als einen Undankbaren und Treuloſen mich zu behandeln, ich war ein Elender, ein Wicht, ein Ehrloſer!

Sie war sehr thöricht gewesen, eine Seele wie die Ihrige einem so niedrigen Herzen preiszugeben! Ich hatte sie sehr feig und schuftig verrathen! Allein ich sollte des Ruhms, zuerst gebrochen zu haben, mich nicht erfreuen und nicht den ehrenvollen Rath meines Bruders, den ein solches Band schon längst entehrt hatte, auch zuerst triumphirend befolgen können!

Sie war noch zeitig genug von Allem in Kenntniß gesetzt worden und von Stunde an sollte ich durchaus nichts mehr von ihr hören!

Ich will euch, gute Leser, nicht mit Beschreibungen meines Schmerzes plagen, nicht meine Besorgnisse aufzählen, welche durch solche Drohungen in mir erweckt wurden. Kein Brief kam ferner mir zu, kein Bote erschien. Während drei ganzer Wochen schien Doña Josefa mich rein vergessen zu haben.

Ach! ich hatte noch nicht zu dem Entschluß, ihr zu entsagen, gelangen können! Ich trug nicht mit Resignation die Trauer um diese verlorene Liebe! Ueber meine Schwachheit erröthend und besorgt, daß ich sie vor den Augen der Welt nicht würde verbergen können, hatte ich, gleich einem Einsiedler, in mein Zimmer mich zurückgezogen, ohne selbst meinem Bruder den Zutritt zu vergönnen, um wenigstens einigen Trost in dem Strom der einsamen und heimlichen Thränen zu finden.

Diese Verzweiflung und tiefste Zerrissenheit wurde dennoch der Gräfin bekannt und bewog sie

zu einigem Mitleiden. Gerührt von meinen Thränen erſchloß ſich eines Morgens der Himmel mir wieder und warf mir ein Brieflein herab, in welchem Doña Joſefa, meine Reue würdigend, mir erlaubte, meinen Fehler zu ihren Füßen abzubüßen.

Damals dachte ich wirklich, daß dieſelbe Fee, welche ihr meine Unterredung mit dem Bruder Wort für Wort hinterbracht hatte, nun auch das ehrenvollere Geſchäft übernommen hätte, alle meine Thränen zu ſammeln, ſie zu ihren Füßen zu legen und meine Begnadigung zu erflehen.

Nach dieſer Ausſöhnung, welche ſehr vollſtändig vor ſich ging, nachdem ich meine beſorgte Geliebte überzeugt hatte, daß mein allerdings verzeihliches Vertrauen zu meinem Bruder als ein heiliges Geheimniß in ſeiner Bruſt bewahrt werden würde, begann wieder unſer voriges Leben und wurde während der erſten Wintermonate noch inniger, ohne daß irgend ein Sturm oder Gewitter die Heiterkeit des Himmels unſers Glücks getrübt hätte.

Ich ſchlummerte ſo ſanft und feſt und ſorglos auf den Roſen meines Glücks, daß ſelbſt das Wunder ſeiner Myſterien mir gar nicht mehr auffallend erſchien. Hätte mir Doña Joſefa ſtatt der Sänfte und des alten Stallmeiſters eines Abends einige geflügelte Drachen geſendet, wie ſolche gewöhnlich in unſern Ritterromanen erſcheinen, ſo wäre mir, glaube ich, auch dieſe Erſcheinung als etwas ganz Einfaches und Natürliches vorgekommen, ich hätte den Hippogryphen beſtiegen, beide Sporen einge-

ſetzt und wäre eben ſo unbefangen und heiter davongeritten, wie ich gewöhnlich auf einem meiner ſanfteſten Pferde von Xeres in den Prado trabte.

6.

Es war um die Mitte des Januars, in jener Zeit der Wolken und Nebel, in welcher zu Valladolid die ſchönen Tage ſo ſelten ſind, daß man ſie durch Beſuchen der Spaziergänge gleich Feſttagen feiert, ſehnſüchtig das blaue Himmelsgewölbe betrachtet, in der Sonne ſich umhertreibt.

Um einen dieſer luſtigen Morgen zu genießen, war ich mit meinem Bruder und drei uns befreundeten Caballeros ausgegangen. Einer von dieſen wollte, bevor wir den Prado beſuchten, einige Gänge durch die Straße ſeiner Geliebten machen. Der Umweg war nicht groß, wir beſchloſſen, ihn zu begleiten. Während er nun auf und ab ging und mit heftiger Ungeduld das Erſcheinen ſeines Sternes, der heute träger war als der Stern des Tages, erwartete, gingen wir Andern, um ihm auf keine Weiſe beſchwerlich zu fallen, an die Ecke des Platzes San Eſteban und ſtellten uns dort einem ſehr großen Haus gegenüber. Aus Langeweile und Nachahmungsſucht und ohne daß das Herz damit etwas zu ſchaffen hatte, warfen wir ſchmachtende Blicke und zärtliche Winke nach einem Balkon in der Nachbarſchaft und machten den jungen

Damen, welche ſich darauf gezeigt hatten, auf das Allerartigſte den Hof. Mehr als eine Stunde war bei dieſer Unterhaltung unmerklich verſtrichen und wir hätten vielleicht noch den ganzen übrigen Tag darauf verwendet, wenn nicht ein ſehr unverhofftes Ereigniß unſre Galanterien unterbrochen hätte. Plötzlich fuhr aus dem gegenüberſtehenden großen Haus ein Wagen, und darin ſaß eine Dame.

Ach! das ſchöne Weib! riefen in einem Athem alle meine Begleiter, ſeht doch, Don Andres!

Und da ich gerade nach der entgegengeſetzten Seite hin blickte, ſo luden ſie mich zur Theilnahme in ihrer Bewunderung ſehr dringend ein, indem der Eine mit dem Ellbogen mich tüchtig anſtieß, die Uebrigen am Mantel mich zerrten, bis ich mich umdrehte. Aber Himmel! wer beſchreibt meine Gefühle, als ich in der Frau, welche Alle ſo unbeſcheiden mir zeigten, meine ſchöne und geheimnißvolle Geliebte erkannte!

Auch ſie hatte mich nur zu gut erkannt! Auch ſie wurde bleich gleich einer Leiche, Fächer und Tuch entfielen ihrer Hand, ſie ſchien ohnmächtig zu werden, aber ſie raffte ſich mächtig auf, warf mir einen Blick voll Eis und Glut zugleich zu, einen Blick, der gleich einem Dolch in mein Herz fuhr, und befahl dem Kutſcher, umzuwenden und wieder in das Haus zurückzufahren.«

Mein Bruder und die Freunde ſtaunten über die ungemeine Verwirrung der Dame und über ihren plötzlichen Entſchluß zu Aenderung ihrer

Fahrt. Man ſtritt ſich lange hin und her, um die Urſache dieſes ſeltſamen Benehmens zu erklären oder zu errathen.

Ich allein, ach! ich hatte Gründe genug, um ſie zu begreifen und mir ihr ganzes Betragen zuzumeſſen! Welche tödtliche Unruhe ergriff, durchbebte mich damals! Ich ſprach: kann ſie nicht denken, daß gegen ihre heißeſten Wünſche und ſtrengſten Gebote auf mein Anſtiften der Sänfte und dem Stallmeiſter nachgeforſcht und dadurch ihre Wohnung entdeckt worden iſt? Daß ich den Freunden eben ſo gut, wie meinem Bruder, das Geheimniß unſerer Verbindung verrathen, ihr Thun und Laſſen erkundſchaftet und die Genoſſen hiehergeführt habe, um ihnen meine Eroberung zu zeigen und ſehr niederträchtig damit zu prahlen?

Aber das Gefühl meiner vollkommenen Unſchuld und des blinden Ungefährs, welches dieſen Mißfall herbeigeführt hatte, überzeugte mich bald, daß die Gräfin meinem Ehrgefühl vertrauen, meine Rechtfertigung hören würde. Ich gewann Faſſung und Ruhe wieder.

Während ich im Labyrinth dieſer Gedanken noch umhertrieb und meine Freunde noch immer mit wenn und aber und jedoch ihrer Neugierde zu Hülfe kamen und ihre Hypotheſen vertheidigten und beſtritten, kam unſer galanter Begleiter, dem endlich ſeine träge Dame erſchienen war, voll Glücks und Jubels einen Blick erhaſcht zu haben, zurück. Nachdem mein Bruder die Caroſſe und die Livree ihm

beſchrieben hatte, erkannte er die Dame ſogleich und erzählte uns bei dem Spaziergang nach dem Prado manche Eigenthümlichkeiten der Schönen. Ich gab mir alle erdenkliche Mühe, mein Gefühl der äußerſten Theilnahme zu verbergen, aber gierig haſchte ich nach jedem Wort aus ſeinem Mund. So erfuhr ich über Doña Joſefa doch etwas mehr, als ich von ihr wußte. Sie war die Gemahlin eines Granden, des Grafen Valdemoro. Dieſer war ein heftiger, eiferſüchtiger Greis und hielt ſie in einem Haus, zu welchem nur Er den Zutritt hatte, in engſtem Gewahrſam. Nur in ihrer Equipage durfte ſie ihren Kerker verlaſſen. Darum nannte man ſie am Hof allgemein: la bella mal-casada, d. i. die ſchlechtverheirathete Schöne.

Gewiß hatte ich in jener Stunde meiner Gebieterin den glänzendſten Beweis von Gehorſam gegen ihre Befehle gegeben, indem ich auch nicht mit einem Wort in dieſe, mir ſo höchſt intereſſante Unterhaltung mich gemiſcht hatte. Deßhalb kehrte ich auch ganz vollkommen beruhigt von dem Spaziergang zurück und war überzeugt, daß der mich beobachtende und Alles verrathende Dämon gewiß nicht verſäumen würde, der Doña Joſefa über meine treffliche Aufführung getreueſten Bericht zu erſtatten. Noch mehr beruhigte mich der Anblick eines Billets auf meinem Bette und ſein tröſtlicher Inhalt. Doña Joſefa ſchrieb:

„Liebſter Freund, ich weiß nicht, ob es dir eine ſehr große Freude geweſen ſein kann, das

Geſicht derjenigen, welche ſo oft in der Stille der Nacht und des Geheimniſſes deinen Blicken ganz ſich hingegeben, nun am hellen Tag, auf offener Straße für einen Augenblick zu ſehen. Jedoch, dies war vielleicht nur der Fehler einer überſtrömenden Liebe. Ohne Zweifel überwältigte dich die Sehnſucht, mich zu ſehen und ließ nicht lange Zeit, die Mittel dazu zu überlegen. Dafür ernſthaft zu grollen, habe ich nicht Muth und nicht Macht. Auch hoffe ich, daß die Freunde, welchen du unſer Geheimniß anvertrauteſt, ſo zuverläſſig ſind, wie dein Bruder ſich bewieſen hat, daß von ihrer Seite uns keine Gefahr droht. Dennoch verzeihe ich dir noch nicht ganz; aber, Don Andres, ſieh das Uebermaß meiner Schwäche! ich erlaube dir, nach vier Tagen ſelbſt zu kommen, um volle Verzeihung zu erbitten."

Die Gräfin hatte keine Antwort auf dieſes Schreiben verlangt. Dies bedeutete mir, daß jede Antwort unklug und unnütz ſein würde. Ich konnte den vierten Tag kaum erwarten. Ich begann in der Zwiſchenzeit wenigſtens ſchriftlich meine Apologie. Dieſe vier Tage wurden mir zur Ewigkeit.

Dennoch gingen ſie vorüber, und am Abend des letzten fand ich mich endlich wieder zu Füßen der Geliebten! Meine Begnadigung war ſchnell herbeigeführt. Sie machte mir kaum einige zärtliche Vorwürfe, ließ mich nicht nur mit aller Bequemlichkeit mich vertheidigen, ſondern ſtürzte an

meine Bruſt und verſchloß mir den Mund mit ihren Küſſen.

Ich mußte ſogar, was noch nie geſchehen war, mit ihr zu Nacht eſſen. Sie war luſtig bis zum Kindiſchen und glühender in ihrer Leidenſchaftlichkeit, als ich bei irgend einer Zuſammenkunft ſie gefunden hatte. Niemals hatte ich mich ſo glücklich gefühlt, nie hatte ich Beweiſe ſo inniger Liebe empfangen.

Als wir nach dem Eſſen vom Tiſch uns erhoben, nahm die Gräfin meinen Arm und wollte ihn um ihre Taille ſchlingen, allein das große Gefäß meines Degens drängte ſich ſtörend zwiſchen uns und verhinderte eine enge Umſchlingung.

Mein ſchöner Ritter, hob ſie an, fürchtet ihr euch ſo ſehr vor meiner Zärtlichkeit, weil ihr dagegen mit einer ſo furchtbaren Klinge euch bewaffnet? Soll ich euch in dieſer Nacht wirklich nicht anders als von Kopf zu Füßen bewaffnet umarmen können?

Mit dem Ausdruck des Schmollens verließ ſie mich ſchnell, floh in die Ecke des Zimmers und ſtützte ſich auf die Lehne eines Stuhls.

Ich entſchuldigte ſolche Nachläſſigkeit mit dem gänzlichen Vergeſſen alles Uebrigen in der Seligkeit meines heutigen Glücks, legte eiligſt Mantel und Degen ab und flog zu den Füßen der Doña Joſefa — als plötzlich ein, an ſich unbedeutendes aber auffallendes Ereigniß mich feſſelte.

Die Gräfin hatte ein niedliches Wachtelhündchen, liebte es außerordentlich, ließ es nie von ihrer Seite, nahm es ſogar Nachts mit in das Bett. Das Thierchen hatte uns beim Eſſen Geſellſchaft geleiſtet, mit ſeiner gelenken Spielerei und zärtlichen Zuthulichkeit uns viel Spaß gemacht, nach dem Eſſen mich unabläſſig umſprungen und verfolgt, mir in die Stiefeln gebiſſen und nach den klirrenden Sporen geſchnappt. Als ich jetzt an dem Alkoven vorüberging und dabei dem Toilettenzimmer der Gräfin ſehr nahe kam, ließ das Hündchen plötzlich von mir ab, ſchnupperte mit der Naſe zwiſchen die angelegte Thüre hinein, öffnete dieſe, drängte ſich witternd in das Dunkel und fuhr dann knurrend und bellend zurück und floh mit allen Zeichen großer Angſt zwiſchen meine Beine.

Joſefa! was bedeutet das? Warum bellt der Hund? frug ich mehr neugierig als beſorgt, was iſt in dem Cabinet?

Ich nahm ein Licht und wollte darin nachſehen, aber ſie ſtürzte mit einem Angſtſchrei herbei und hielt mich zurück, während zugleich die Thüre vor mir aufgeriſſen wurde und drei über und über bewaffnete Männer herausſtürzten und wüthend auf mich eindrangen.

O! ich läugne nicht, daß ich damals in ihren blanken, zuckenden Klingen einen einſchlagenden Blitz zu ſehen glaubte. Der heimliche, unrühmliche Tod von Mörderhand iſt ein ſchrecklicher für den Soldaten; ein Giftbecher, den man nur mit

Schaudern leeren kann! Ja! als ich mich ohne Degen ſah, hielt ich mich für verloren. Indeſſen behielt ich doch meine Geiſtesgegenwart. Das Licht ſchleuderte ich weit fort, ergriff dann die Treuloſe trotz ihres heftigen Sträubens, zog ſie feſt an mich an, hielt ſie vor mich hin und gebrauchte ſie als ein Schild gegen die Stöße ihrer Banditen. Dieſe ſtutzten auch wirklich, mäßigten ihre Wuth und drängten mit ihren Klingen mich weniger, aus Furcht die Gräfin zu treffen. Forſchend rollte mein Auge ringsumher. Wir hatten unmerklich die ganze erſte Stellung des Angriffs völlig verändert und meine Feinde waren in der Haſt in eine andre Richtung gekommen. Ich hatte jetzt die Thüre, aus welcher ſie mir entgegen geſtürmt waren, nahe hinter meinem Rücken und ſie ſtanden auf der Stelle, wo ich früher geweſen war. Raſch entſchloſſen ſprang ich mit einem Satz rückwärts in das Cabinet, indem ich die Gräfin ihnen entgegen auf den Boden ſchleuderte und zugleich die Thüre zuwarf. Dadurch verloren die Banditen einen koſtbaren Augenblick, denn ſtehen bleiben mußten ſie, um nicht die mit aller Anſtrengung ſich aufraffende Gräfin mit Füßen zu treten. Mir war dieſer Augenblick ein glückſeliger Fund. Ich taſtete im Cabinet umher, erfaßte im Finſtern die Riegel und ſchob ſie vor.

Wohl fühlte ich mein Blut aus einigen Wunden rieſeln, aber ich ſtand noch aufrecht. Die Bruſt hatte meine Feindin ſelbſt bewahrt, ſie war unver-

letzt. Indessen war ich damit keineswegs außer Gefahr und hatte nur eine kleine Frist gewonnen. Gott und der heiligen Jungfrau mich empfehlend, ermannte ich mich zu neuer Kraft, wenngleich nicht zu großer Hoffnung, um den jämmerlichen Tod, der meiner hier harrte, noch um einige Minuten zu verzögern. Im Dunkel umhergreifend, erfaßte ich jedes meiner Hand aufstoßende Stück Möbel, stemmte Alles gegen die Thüre und verrammelte sie damit wenigstens gegen den ersten Stoß.

Aber bald waren die Banditen der vergeblichen Anstrengung, die Thüre zu öffnen, müde und rüsteten sich mit aller Gewalt der Wuth, sie einzubrechen. Jeden Augenblick glaubte ich, sie in Trümmern auffliegen zu sehen. Daß dies nicht geschehen, ist mir eigentlich heute noch unbegreiflich. Die Thüre muß zu meinem Glück aus vortrefflichem Holz gemacht worden sein. Dennoch wäre sie gebrochen, wenn sie nicht bald mit ihrem Stürmen nachgelassen hätten. Die Gräfin selbst gebot ihnen inne zu halten. Sie fürchtete wohl, und nicht mit Unrecht, daß das gräßliche Getöse außen gehört werden und sie verrathen könnte. Die Banditen zogen sich zurück und schienen mit ihr über die nächsten Maßregeln sich zu berathen. Dann hörte ich sie wieder näher kommen.

Was ist zu machen? frug Einer der Mörder.

Die Gräfin erwiederte: Ohne allen Lärm müßt ihr die Schrauben des Thürschlosses und die Bän-

der und Angeln ablöſen, dann geht die Thüre von ſelbſt auf.

Gerechter Himmel! Sie, die jetzt ſo unbarmherzig zu Vorſichtsmaßregeln rieth, ſie hatte mich geliebt! Dieſelbe Stimme, welche mich jetzt zu morden befahl, hatte vor wenigen Augenblicken erſt im Entzücken der Wolluſt gegirrt! Dieſer von meinen Küſſen noch glühende Mund befahl jetzt mit kalten Worten, mich zu vernichten! O Frauen, Frauen! Alle gehört ihr entweder ganz dem Himmel, oder ganz der Hölle! Ach! indem wir euch uns hingeben, ſprechen wir ſelbſt uns ſelig oder verdammen uns! Aber blindlings geben wir uns preis, denn, wiſſen wir in dem Augenblick, in welchem wir in eure Arme ſtürzen, von wannen ihr ſeid und woher ihr zu uns kommt? Wer ſagt uns, ob nicht unter euern Engelsſittigen der böſe Feind ſich verbirgt? Wer ſagt uns, bevor es nicht zu ſpät ſein wird, ob nicht der Schnee eurer Schönheit eine täuſchende Falle iſt, hinter welcher der unreine Abgrund eines Herzens voll von Dolchen und Schlangen künſtlich verſteckt wird? O Frauen! Seligkeit ohne euch iſt eine Verdammniß, Seligkeit ohne euch iſt ein ewiges Nichts, die Vernichtung ſelbſt! Aber in ſo greulicher Ungewißheit bewahre uns der Allmächtige dennoch vor eurer Liebe!

7.

Der Trieb der Selbsterhaltung, der bis zum letzten Athemzug uns belebt, spornte mich unabläſſig, Alles in dem Cabinet zu unterſuchen und durcheinander zu werfen. Ich brachte eine völlige Zerſtörung zu Stande. Alle Möbeln ſtürzte ich an der Thüre übereinander, um, wenn dieſe weichen ſollte, ein zweites Bollwerk mir zu ſichern. So hob ich auch einen Gueridon hoch empor. In dem Augenblick ſah ich auf dem Platz, wo er geſtanden hatte, gerade zu meinen Füßen einen matten Lichtſtral aufſteigen. Um zu unterſuchen, woher er käme und was er zu bedeuten hätte, warf ich mich auf die Kniee, erkannte ſogleich, daß er aus der Ritze zwiſchen zwei Tafeln des Fußbodens kam, daß die Ritze künſtlich erweitert war und daß beide Tafeln, nur locker auf dem Boden in einen Rahmen eingepaßt, keinen Eſtrich bedeckten, ſondern frei die Decke eines untern Gemachs bildeten.

Dieſer Lichtſtral entzündete alle meine Lebenskraft wieder. Mein guter Stern ſchien in dieſe Nacht der Verzweiflung plötzlich hereinzuleuchten. Mit gefalteten Händen dankte ich meinem Schöpfer für dieſen Schimmer von Hoffnung, den er ſo unvermuthet mir geſendet hatte.

Ich hob den Rahmen auf und voll ſtieg das Licht zu mir empor. Ich beugte mich ganz zum Boden, blickte durch die Oeffnung hinab und ſah, daß unter mir ein groſſes, mit zwei Kerzen erleuch-

tetes Zimmer ſich befand. Die Kerzen ſtanden auf einem Tiſch, mehrere Menſchen gingen in ſehr lebhafter Unterhaltung auf und nieder. Ihr könnt euch wohl denken, daß ich in der Verwirrung meiner ſchrecklichen Lage an nichts weniger dachte, als zu hören, was ſie ſprächen, noch zu fragen, wer dieſe Leute wären. Ein Gedanke ſtieg plötzlich in mir auf und verwandelte ſich augenblicklich zum Entſchluß. Ich erzählte oben, daß zwei Tafeln ſich heben ließen und eine Oeffnung bildeten. Ein ſolches Täfelwerk iſt wie eine Strickerei, hat man erſt eine Maſche gelöſt, ſo iſt alles Uebrige bald zerſtört. Zwei Steinplättchen fehlten hier, alſo war nichts leichter, als noch mehrere auszubrechen. Zum Glück war mir mein Dolch geblieben. Damit ſprengte ich noch fünf bis ſechs Plättchen aus und erweiterte in demſelben Verhältniß das Loch zwiſchen zwei Balken durch das Eſtrich und Lehmwerk.

Während deſſen begünſtigte auch der Erfolg die Anſtrengungen meiner Mörder. Die Thüre flog aus ihren Angeln in dem Augenblick, als ich einen neuen Ausweg mir eröffnet hatte. Noch immer war ich in einer ſchauerlichen Lage. Auf einer Seite hörte ich nun voller und deutlicher die Stimmen der Banditen, während andere aus der Tiefe zu mir heraufſtönten. Wenn ich es nun auch wagte, in ein unbekanntes Gemach und mitten unter die fremden Menſchen mich hinabzuſtürzen, konnte ich berechnen, wie hoch ich fallen würde? Indeſſen wankte ich keinen Augenblick in der Wahl zwiſchen

beiden Gefahren, ich ſchlug das Kreuz, flehte zu der heiligen Jungfrau um ihren Schutz, durchbrach durch mein Gewicht, den Steinkitt und das Holzwerk und ließ mich dann in Gottesnamen hinabgleiten.

Ich fiel zu Füßen eines Bettes nieder und ſtieß heftig mit dem Kopf an. Matrazen, Fußdecken und Matten nahmen jedoch dem Sturz ſo viel an ſeiner Kraft, daß ich mit augenblicklicher Betäubung davonkam.

Aber darin beſtand nicht das größte Wunder meines Glücks. Sprecht ſelbſt, wie groß mußte meine Verwunderung ſein, als ich beim Wiedererwachen fand, daß ich in mein eigenes Zimmer, auf mein eigenes Bett herabgeſtürzt war, daß die Menſchen, welche ich ſo lebhaft hier hatte plaudern hören und welche im Augenblick meines Falls mit blanken Degen über mich herfallen wollten, mein Bruder und einige meiner Leute waren. Wie war mir, als ich in ihren Armen, an ſeiner Bruſt mich fühlte! Ich ergriff ihre Hände, ich rief ſie Alle bei ihren Namen, ich betaſtete die Wände meines Alkovens. Ach! Ja, ja! mein Bruder war es wirklich, es waren meine Leute, ich lag in meinem Zimmer! Aber, das heilige Bild des Gottes von Jaen ſei mein Zeuge, ich hielt das ganze Ereigniß für ein Wunder!

Als ich ſo weit zu mir gekommen war, um wieder Begriffe zu ſammeln und ſie auszuſprechen, erzählte ich das Abentheuer dieſer Nacht, wenigſtens

ſo weit mein verworrenes Gedächtniß alle Erinnerungen an einander zu reihen vermochte. Dreimal am Kopf und an der Schulter verwundet, durch bedeutenden Blutverluſt entkräftet, war ich kaum im Stand das Bett, geſchweige das Zimmer zu verlaſſen. Aber blieb ich hier, ſo ſtand zu befürchten, daß die Mörder durch die Oeffnung herab mit Feuergewehr meinem Leben ein Ende machten. Mein Bruder ſchleppte mich mit Hülfe unſerer Leute ſchleunigſt aus dieſer Wohnung fort.

Kaum waren wir quer über die Straße gekommen, als ein plötzlicher Lärm gebot, unter dem Vordach eines Barbiers uns im Dunkeln in Schlachtordnung aufzuſtellen. Siehe da, aus einem engen Pförtchen in einem Winkel unſers Hauſes, der mir immer ſo verwünſcht ausgeſehen hatte, ſah ich meine drei Banditen mit blanken Degen herausſtürzen und erkannte auch beim ſchwachen Schimmer des herausſtrömenden Lichtes dieſelbe Thüre, durch welche der alte Stallmeiſter und die beiden Neger mich ſo oft eingeführt hatten. Ohne Zweifel hatten die Mörder meine Entführung aus dem Haus wahrgenommen und gehofft, die Flucht mir abſchneidend, in dem Gäßchen mich vollends abzuſchlachten.

Bei Santiago! die wenigen Tropfen Bluts, welche ſie mir gelaſſen hatten, kochten bei ihrem Anblick in meinen Adern! Trotz meiner Schwäche

wollte ich mit meinen Leuten über ſie herfallen und neben das Gold, welches ſie als Mordlohn davon trugen, ihnen eine Portion blanken Stahls in den Leib ſtoßen.

Mein Bruder hielt mich mit Gewalt zurück. Er ließ mich auch für dieſe Nacht nicht in meine Wohnung zurückkehren und führte, oder vielmehr trug mich, troß meines Sträubens, zu einem unſrer Freunde in der Nähe des Kloſters von San Miguel.

Hier verbrachte ich vier ewige Tage zwiſchen Leben und Tod. Viel tiefer, als wir früher geglaubt hatten, waren meine Wunden. Flog meine Seele nicht durch dieſe breiten Oeffnungen davon, ſo habe ich es lediglich meinem guten Engel zu verdanken, der mit ſanften Händen an dieſen blutigen Pforten ſie zurückhielt.

Beinahe einen Monat lang lag ich auf dem Bett der Qualen, und gewann damit Zeit genug, ſehr ernſthaft über alles Vergangene nachzudenken und ſehr bittere Betrachtungen anzuſtellen. Die grauſame Frau, welche mich ermorden wollte, hatte damit dennoch meine Liebe zu tödten nicht vermocht! Ja, ich war blind und niederträchtig genug, ſie noch immer zu lieben! Ueberreden wollte ich mich, daß ihre Liebe zu mir eine edle geweſen! Ich ſuchte tauſend Gründe der Entſchuldigung für ihr Verbrechen und klagte mich ſelbſt und meine Fehler deßhalb an! Ich ſagte mir, daß ſie ſich für tödt-

lich von mir beleidigt halten mußte, daß ſie ein Recht gehabt habe, ſich ſo grauſam rächen zu wollen!

Warum kamen die heilſamen Betrachtungen, welche ich ſpäter anſtellte, damals mir nicht zu Hülfe? Sie hätten die Heilung des Körpers und der Seele bedeutend befördert!

Wenigſtens war alles Einzelne, was bei dieſem ſeltſamen und tragiſchen Abentheuer bisher in Dunkel und Geheimniß und Wunderſchein und Zauberei gehüllt geweſen, durch dieſe Auflöſung mir nun ganz natürlich klar erſchienen.

Alſo bewohnte die ſchöne Gräfin mit mir daſſelbe Haus und wir hatten nur verſchiedene Ausgänge. Vielleicht hatte der Zufall jene Oeffnung der Decke über meinem Bett begonnen, ihre Neugierde ſie gefunden, benutzt, eingerichtet, verſteckt. Dort hatte man alle meine Handlungen belauſcht, alle meine Geſpräche behorcht; von dort herab waren alle die Briefchen, wie vom Himmel, mir auf das Bett geflogen. Die Sänfte, in welcher ich ſtets ſo weit umhergetragen worden, hatte alſo verführeriſche und ganz überflüſſige Spaziergänge mit mir gemacht! Kann es etwas Natürlicheres und zugleich übernatürlicher Erſcheinendes geben, als alle dieſe an ſich unbedeutenden Einzelnheiten? Wer hätte aber jemals daran denken können?

Das Nachdenken über alle dieſe Dinge gab mir endlich Ruhe und Vernunft wieder und verſcheuchte alle ferneren Trugbilder und Täuſchungen meiner

Liebe. Wie hatte der, den ich von dieser Frau für so sehr geliebt hielt, ihr Herz gewonnen? Die erzwungene Einsamkeit und Zurückgezogenheit, worin ihr alter Gemahl sie gefangen hielt, hatten Langeweile in ihr erzeugt; in ihrer Langeweile hatte sie zufällig mich unten gesehen, oft und lang betrachtet und damit zu wilder Sehnsucht ihr Blut entflammt. Um diese zu befriedigen, gefahrlos zu genießen und ungestraft für ihre Ehrlosigkeit zu bleiben, hatte sie alle jene Ränke und Schleichwege ersonnen! — War das etwa Liebe?

Und — hätte sie mich wirklich geliebt und sich für verrathen gehalten, so hätte ihr heftiges Temperament, ihr Durst nach augenblicklicher Rache sie wohl hingerissen, ohne alle weitere Erklärung an der ersten besten Straßenecke mich erdolchen zu lassen, wie es oft in der ersten Aufwallung leidenschaftlicher und edler Gemüther geschieht. Dergleichen läßt sich zuweilen sogar entschuldigen. Aber sie, sie zieht es vor, mich unter ihren Augen, auf ihrem Bett ermorden zu lassen, um ganz sicher von mir befreit zu werden und dann ohne Zweifel in einem Keller ihres Hauses meine Leiche zu verscharren und damit jedes Zeugniß ihrer Schmach, die Schande ihres Lebens und das Verbrechen meiner Ermordung für ewig zu begraben! War das etwa Rache?

Ich habe mich nur wenig in Büchern umgesehen und verstehe nicht immer, was sie sagen;

allein gewisse Philosophen sollen, wie ich höre, manchen Fall annehmen, in welchem man die allergeliebtesten Wesen umbringen könne. Diese weisen Männer hätten mit Recht auch hinzufügen sollen: daß es einer entsetzlichen Eigenliebe bedürfe, um das Recht zu tödten sich anzumaßen, und vorzüglich, um gerecht zu tödten! —

IX.

Don Juan de Padilla und die Comuneros*).

Von allen heroiſchen Verſuchen zu Vertheidigung der Freiheit gegen den Despotismus bietet vielleicht die ganze ſpaniſche Geſchichte kein merkwürdigeres und ſchöneres Beiſpiel, als den Kampf des Don Juan de Padilla und der Comuneros von Caſtilien.

Heilig unter den Märtyrern der Freiheit iſt der Name Padilla**). Er war ein junger Ritter

*) Als Anhang, nach Don Teleſforo de Trueba.

**) Der Himmel ſchien in dieſem edlen Don Juan de Padilla Spanien Erſatz geben zu wollen für alle Leiden, welche früher unter Don Pedro dem Grauſamen die ſchöne Maria Padilla ihm zugefügt, für alle Schmach, welche deren edler Bruder und ſeine Schmeichler über die Großen des Reichs und das ganze Land verhängt hatte. Maria Padilla hatte den heftigen Pedro zu tauſend Ausbrüchen

von groſsem Talent, voll glühender, enthuſiaſtiſcher Liebe für Vaterland und Freiheit, und auſserordentlichen Muthes. Bei der geringſten Gelegenheit äuſserte ſich ſein ewig wacher Haſs gegen Despotismus und Unterdrückung. Mit der Seele eines jener antiken Helden von Griechenland und Rom verband er keinen jener Fehler, welche leider ſo oft den Charakter der freiſinnigſten Republikaner beflecken. Mit der ſtürmiſchen Unerſchrockenheit eines Kriegers vereinigte er die Abgeſchliffenheit eines Hofmanns, und niemals riſs ſein glühendes Temperament zu jenen wilden Ausbrüchen, welchen der Enthuſiasmus nicht ſelten verfällt, ihn hin.

Dieſen Mann wählten die Comuneros zu ihrem Führer, als ſie beſchloſſen hatten, den Maſsregeln der Willkühr und Gewalt des herriſchen Kaiſers Karl V., ſeiner Verachtung der alten Geſetze und der ehrwürdigſten Gebräuche offene Gewalt entgegenzuſetzen, nachdem Padilla wiederholt die ehrerbietigſten, aber kräftigſten Vorſtellungen umſonſt dagegen erhoben hatte.

Padilla ſchlug ſein Hauptquartier zu Valladolid auf und dahin eilten von allen Seiten die Comuneros mit ihren Waffen. Aber ſeinen Operationen trat ein mächtiges und ſehr betrübtes Hinderniſs in den Weg. Mehr als je fühlte Spanien

---

verleitet und namentlich die grauſame Ermordung ſeines Bruders unmittelbar veranlaſst. Ihre Maitreſſenherrſchaft laſtete ſchwer auf ihrer Zeit.

den Mangel an Geld. Des Kaisers ungeheure, mitunter faſt abentheuerliche Unternehmungen hatten alle Kaſſen und alle Kräfte erſchöpft, die Armuth und der Mangel wurden täglich greller und die Junta wagte es nicht mehr, neue Beiträge von dem Volk zu verlangen.

Ein Weib, Doña Maria Pachera, die würdige Gemahlin des edlen Padilla, half aus der höchſten Noth. Die hochherzige Frau — dieſe Perle unter den vielen herrlichen Frauen Spaniens — nahm ihre Zuflucht zu einem kühnen Mittel. Alle Damen von Toledo lud ſie ein, des andern Tages in Trauerkleidern auf dem Zocodover ſich einzufinden. Keine Einzige blieb aus. Sobald ſie verſammelt waren, erſchien Doña Maria, von den Frauen der vornehmſten Comuneros begleitet, mitten unter ihnen, barfüßig, in lange, ſchwarze Roben gehüllt, mit allen Zeichen der tiefſten Trauer und eines tödtlichen Schmerzes.

Mit feſter Stimme und würdiger Haltung begann ſie:

„Meine theuren und edlen Vaterlandsſchweſtern! Die Vertheidiger der Freiheit Caſtiliens ſind in ihren Fortſchritten und Unternehmungen gehemmt, weil Geld ihnen mangelt. Ihr wißt, daß der Despot Spaniens Schätze in fremden Kriegen und an fremde Günſtlinge thöricht verſchwendet hat. Was wir beſaßen, haben wir Alle bereits hingegeben, um unſre glorreiche Sache zu unterſtützen. Niemand hat mehr Geld und nirgends iſt mehr

welches zu finden, als in der Kathedrale und in den übrigen Kirchen. Bebt nicht zurück vor dem Vorschlag, welchen ich jetzt zu machen für heilige Pflicht erachte. Er ist kühn und mag selbst auf den ersten Anblick als frevelhaft und gotteslästerlich erscheinen. Aber er enthält die einzige Möglichkeit unserer Rettung und der Befreiung Gastiliens. Gott wird verzeihen und entschuldigen, was die heiligste aller Pflichten uns gebietet. Frauen von Toledo! folgt mir ohne Furcht, laßt uns allen Ueberfluß an goldenen und silbernen Kirchengeräthen einschmelzen, in Münzen verwandeln und damit die Kosten für den Kampf um unsre Freiheit und die heiligsten Rechte unsrer Kinder bestreiten!"

Dieser Vorschlag wurde von den versammelten Frauen mit ungeheurem Enthusiasmus aufgenommen, und keine einzige Stimme erhob sich gegen ihn. Selbst die Frömmsten und Furchtsamsten hatten so viel Vertrauen und Muth nach der Feuerrede der edlen Pacheco gewonnen, daß sie sich, von der Wahrheit aller ihrer kühnen Sätze augenblicklich überzeugt, in unabsehbarem Zug der Führerin anschlossen, um das Werk der Kirchenberaubung zu beginnen. Obgleich die Männer die Ansicht der begeisterten Frauen, daß Gott und die Heiligen wegen eines Raubes zu solchem Zweck nicht zürnen könnten und würden, vollkommen theilten, so gebot dennoch die ernste Stunde die Aeußerung ernsterer und wehmüthiger Gefühle. Demüthig die Brust sich schlagend und das Antlitz zur Erde beugend,

flehten die Comuneros in heißem Gebet zu dem Allerhöchsten, daß er dieſen Frevel der äußerſten Noth ihnen nicht als Sünde anrechnen, ihre heilige Sache nicht entgelten laſſen möge.

Wahrlich, kein Freicorps, keine Bande der Sierra oder des Appenins verſtand es jemals beſſer, ein Gebäude rein und niedlich auszuplündern, als dieſe Schaar begeiſterter Frauen. Unermeßlich war die Beute, um ſo mehr, als keine der Frauen das Mindeſte ſich ſelbſt aneignete. Ungeheure Summen floſſen in die Schatzkammer der Männer der Freiheit.

Padilla war nicht der Mann, eine ſolche Gelegenheit ungenützt entſchlüpfen zu laſſen. Des Goldes Zauber wirkte gleich einem electriſchen Schlag durch das ganze Königreich und ſchien Heere aus der Erde hervorzurufen. Vor Allen erglühte die Stadt Zamora von muthigem Feuer und ſtellte ihren ehrwürdigen Biſchof Acuña an die Spitze ihrer Comuneros. Die Mehrzahl der großen Städte folgte dieſem Beiſpiel und Madrid ſelbſt erklärte ſich ſehr beſtimmt und energiſch durch Entſetzung aller vom Kaiſer angeſtellten Beamten.

Padilla wußte die Königin Mutter für die Sache des Landes zu gewinnen, wenigſtens zu Aeußerungen ſie zu bewegen, welche ſolche Liebe vermuthen laſſen mußten. Mit glühenden Worten hatte er ihr die Thaten der Willkühr und Gewaltſamkeit ihres Sohnes geſchildert und dadurch die gute Juana bewogen, im Namen des Volks die

Krone von Spanien zu übernehmen und die Comuneros als ihre Bevollmächtigten auftreten und handeln zu laſſen. Der Enthuſiasmus Caſtiliens hob ſich täglich höher, der Krieg wurde mit Alles opfernder Hingebung gegen den trotzigen Kaiſer geführt, jeder kleine Sieg und jede kleine Niederlage erhöhten gleich den Muth und die Kampfluſt der Freiheitsritter.

Der geiſtvolle und kühne Oberfeldherr rückte eben als Sieger in Torre Lobaton ein, als von der andern Seite der Stadt ſchon die Botſchaft ihm entgegenkam, daß die kaiſerlich-königlichen Schaaren in ein großes, übermächtiges Heer vereinigt, unter Anführung der beiden Grafen Haro und Dñate in Eilmärſchen ſich näherten. Padilla ſah die Unmöglichkeit ein, in einer halboffenen Stadt, wie Torre Lobaton, und in ihrer ungünſtigen Poſition gegen eine ſolche Uebermacht zu kämpfen, und beſchloß daher, ſeine tapfern Schaaren unverzüglich nach Toro zu führen, um dort eine feſte, ſehr vortheilhafte Stellung einzunehmen.

Die Trompeten zum Aufbruch erklangen und der Rückzug begann, obſchon in großer Eile, doch ſehr ordentlich und mit aller möglichen Vorſicht gegen jeden nicht unwahrſcheinlichen Angriff auf die Flügel.

Kaum hatten die kaiſerlichen Heerführer Kunde von dem ſchnellen, unerwünſchten Rückzug erhalten, ſo entſandten ſie ſogleich eine mächtige Schaar von Reiterei und leichtem Fußvolk quer über die Ge-

hinge, um den Comuneros den Weg nach Toro wo möglich abzuſchneiden, während ſie ſelbſt mit dem Hauptheer auf der Ferſe ihnen folgten.

Die Hitze war außerordentlich. Das Heer der Comuneros beſtand gröſtentheils aus Bürgern und Bauern, welche, an ſolche kriegeriſche Züge und Strapatzen nicht gewöhnt, bald kürzere und kürzere Schritte machten und ihre Ermattung auf jede Weiſe zu erkennen gaben.

Mit blutendem Herzen mußte Padilla am Rand der nach Villalas führenden Straße Halt machen, den Erſchöpften Ruhe und Erholung zu gönnen, damit alsdann der Rückzug um ſo beſonnener und raſcher vollzogen werden könne. Düſterer Ahnungen voll, berief Padilla die Heerführer Juan Bravo von Segovia, Don Francisco Maldonado von Salamanca und Don Pedro Pimentel aus derſelben Stadt zu ſich und ſprach alſo zu ihnen:

„Meine tapfern Brüder! Ich muß beſorgen, daß wir Toro in Ordnung nicht mehr erreichen werden, denn ſo eben meldet mir einer unſerer Kundſchafter, daß der Feind nicht ſäumen werde, uns anzugreifen. Verhält es ſich alſo, ſo iſt es unmöglich, den früheren Plan durchzuführen, weil wir bei ſolchem Beharren unſre Schaaren nur noch mehr erſchöpfen und dennoch, bevor wir Toro erreichen können, eine Schlacht zu beſtehen haben würden."

Eine Schlacht! die hatte ich gleich anfangs vorgeſchlagen und herbeigewünſcht, ſprach der wilde

und kühne Bravo. Seid versichert, edler Don Juan, daß dieser Rückzug von Torre Lobaton unserer Sache Verderben bringen wird.

Still, Bravo! unterbrach ihn Maldonado. Dein heftiger und kühner Sinn ist immer für die verzweifeltsten Entschüsse. Zu Torre Lobaton konnten wir eine regelmäßige Belagerung nicht aushalten und Wahnsinn wäre es gewesen, eine Schlacht gegen solche Uebermacht anzunehmen.

Sind wir etwa jetzt besser daran, können wir jenem Wahnsinn uns jetzt entziehen? fiel Bravo noch heftiger ein. Jetzt müssen wir wohl uns schlagen und gegen dieselbe Uebermacht mit ganz ermatteten und halbverdursteten Leuten die Schlacht bestehen.

Jede Wahl ist uns benommen, bemerkte Pimentel. Dennoch haben wir recht gehandelt. Denn, bevor wir eine Schlacht wagten, mußten wir trachten, die Kräfte möglichst in's Gleichgewicht zu bringen. Unsre Anstrengungen scheinen vergeblich gewesen zu sein; wohlan denn, so schweigt über alles Vergangene und erwägt, was ferner zu thun am besten sei!

„Wohl gesprochen, Pimentel! sprach Padilla, das Schicksal scheint sich gegen uns zu erklären, aber unser Gewissen spricht von jeder Schuld uns frei. Worte und Phrasen können in solchen Lagen nichts helfen, Zweifel nur schaden, ein kräftiger Entschluß ist von Nöthen!“

In demſelben Augenblick erhob ſich in der Ferne Lärm und wildes Getümmel und ein Soldat eilte herbei mit dem Schreckensruf: „der Feind, der Feind!“ Müdigkeit und Durſt waren im Augenblick vergeſſen, alle Schaaren ordneten ſich im Nu bei ihren Führern und ſtellten in Schlachtordnung ſich auf. Padilla ſprach zu ihnen:

„Comuneros von Caſtilien, vorüber iſt jeder Gedanke an Rückzug! Der Feind ſteht vor uns und die Nachwelt ſoll nicht von uns ſagen, daß wir vor den Söldnern des Despoten geflohen ſeien. Von dem Schickſal dieſer Schlacht hängt der Erfolg unſerer Sache ab, alſo wäre es überflüſſig, euern Muth erſt anfeuern, an eure Pflicht euch mahnen zu wollen. Edle Caſtilianer, kämpfen ſollt ihr für eure heiligſten Rechte, für dieſe Rechte, welche eurer Väter und Vorfahren edelſtes Blut euch erkaufte. Ein Fremdling beherrſcht jetzt dieſes Land. Statt dem Beiſpiel der Mäßigung unſerer bisherigen Könige zu folgen, will er mit eiſernem Trotz uns beugen, mit eiſerner Anmaßung unſere ſchönſten Rechte an ſich reißen, mit roher, brutaler Gewalt uns Freie als Sklaven ſeiner Launen und Lüſte behandeln. Unſre Freiheiten trat Er mit Füßen, unſre Cortes ſind dieſem Don Carlos ein Gegenſtand des Hohns und der Verachtung, Spanien iſt ihm nichts Anderes, als eine bequeme Mine zum Ausbeuten, preisgegeben der ſchmachvollen Ausplünderung ſeiner Schranzen! Aber Zeit iſt es nun, ihm zu beweiſen, daß dieſer edle Boden nicht

Gold allein, sondern auch Eisen erzeugt und Männer voll Heldenmuth, um solches Eisen zu handhaben. Comuneros! zeigt euch der edlen Castilianer, eurer Väter, würdig! Kämpft als Helden und sterbt als freie Männer!"

Die höchste Begeisterung entflammte die Ermatteten. Der Ruf zur Schlacht erklang.

Graf Haro stürmte muthig heran, ohne von der Artillerie der Comuneros großen Schaden zu leiden. Unerfahrene Bürger oder bübische Verräther bedienten die Geschütze. Aber Padilla und seine Männer kämpften wie Löwen und schlugen die kaiserlichen Schaaren zurück. Bis an den Knieen im Koth watend, verfolgten sie die Geschwader der Ritter und sprengten sie auseinander. Da sprang plötzlich der Wind um und schleuderte ihnen mächtige Regengüsse in's Gesicht. Den ersten Moment der nothwendig hieraus entstehenden Stockung und Verwirrung benutzte Haro als tüchtiger Feldherr. Mit neuen, mächtigen Geschwadern, hinter welchen seine geschlagenen Schaaren sich wieder sammeln konnten, fiel er plötzlich auf die Reiterei der Comuneros, durchbrach ihre Reihen nach dem herrlichsten Widerstand, warf sich auf das bereits in Verwirrung gerathene Fußvolk und zerstiebte es zu wilder Flucht vor sich her.

Padilla's Feldherrnblick sah des Tages Schicksal entschieden und der Comuneros Macht gebrochen. Aber als Held zu kämpfen, war er gekommen, als freier Mann zu sterben. An der Spitze

der tapferſten Führer brach er mit unwiderſtehlichem Ungeſtüm in die dichteſten Schwadronen der ſiegenden Feinde, warf den Tapferſten ihrer Tapfern, den edlen Vicomte von Valduerna aus dem Sattel, machte ſeinen Feldknappen nieder und wüthete gleich dem von einer Schaar von Hunden umdrängten Bären, bis ſein Schwert von dem Griff abſprang, ſein Blut in Strömen floß und Todesermattung ihn lähmte. Lebend fiel er in die Gewalt der Feinde. Der Löwe Bravo, der tapfre Maldonado und Held Pimentel theilten ſein Loos, und die Sonne des 23. Aprils ging über den Trümmern von Caſtiliens Freiheit blutig unter.

Die treuen Diener des Despoten zögerten mit der Rache keinen Augenblick. Denen noch von Staub, Schweiß und Blut des furchtbaren Tages Bedeckten wurde noch in derſelben Nacht das Todesurtheil geſprochen und das Schaffot, auf welchem ſie ſterben ſollten, unter ihren Augen gebaut. Nur Pimentel ſollte für eine andre Zeit aufbewahrt werden und des Kerkers Leiden und Schmach noch länger tragen.

In dem Kerker, in den letzten Stunden vor dem Tod, im Angeſicht des Schaffots ſchrieb Padilla noch zwei Briefe, welche die ganze Schönheit ſeiner Seele reich entfalten. Wer vermöchte das Schreiben an ſeine Gemahlin ohne die innigſte Rührung zu leſen? Wer fühlte nicht den Jammer ſeines edlen Herzens, welches der Kummer der Gattin mehr ſchmerzte, als ſelbſt der nahe,

schimpfliche Tod? Wem flössen nicht die Thränen bei seinen wehmüthigen Erinnerungen an seinen Vater Don Pedro Lopez, den Adelantado von Castilien, welcher stets auf der Seite des Kaisers geblieben war? Wen begeisterten nicht alle Entzückungen der Vaterlandsliebe, wen zermalmten nicht alle Schmerzen über das Unglück des Vaterlandes, wessen Seele schwellte nicht erhabener Stolz bei der Lesung der letzten Worte des sterbenden Mannes an seine Vaterstadt?

Wie schön und edel zeigte sich Padilla durch die Ruhe und den Gleichmuth in seinen letzten Augenblicken! An dem Stab eines reinen Gewissens wandelte er unter den süßen Tröstungen der Religion heiter seinen letzten Gang. Der Herold verkündete allem Volk, daß die Männer sterben müßten, weil sie Verräther gewesen. Don Juan Bravo fuhr ergrimmt auf und schrie hinab: Das lügst du, das lügt der, welcher solches zu verkünden dir befohlen hat! Verräther waren wir nicht, sondern treue Freunde des Vaterlandes! — Gelassen und heiter fiel Padilla ein: „Señor Juan Bravo, gestern kämpften wir als Ritter, so laßt uns heute denn als Christen sterben!“

Auf dem Schaffot kämpfte die Freundschaft der beiden Tapfern um die Ehre, wer zuerst für die Freiheit sterben sollte.

„Mich zuerst enthauptet,“ rief Bravo voll tiefster Rührung, „mich zuerst, damit ich den Tod

des Tapferſten und Edelſten aller Ritter Caſtiliens nicht ſchauen muß!“

Und man erwies ihm dieſe Gnade.

Beim Anblick der Leiche ſeines Freundes ſeufzte Padilla mit Wehmuth: „Da liegſt du, Guter, Tapferer alſo? Freund Henker, fördre mich ſchnell hinüber!“

Padilla war nicht mehr. Mit ſeinem letzten Hauch war die Seele der Comunidades entflohen. Die Nachricht von der Niederlage bei Villalas ſchien den Zornesmuth der Caſtilier von Neuem entflammen zu wollen. Die Kunde vom Tod des edlen Hauptes verbreitete Schrecken und Muthloſigkeit. Alle Städte pflanzten die weiße Fahne auf und übergaben ſich der Gnade des Kaiſers. Zorn und Kampfluſt der Comuneros verſchwanden gleich der ſchweren Gewitterwolke, welche der Sturm zerſtiebt.

Nur Toledo allein beharrte bei ſeinem Entſchluß des Widerſtandes, Toledo allein kämpfte fort mit grimmer Wuth der Verzweiflung gegen den Prior von San Juan, der hier des Kaiſers Heerſchaaren befehligte. Acuña, der wackre Biſchof von Zamora, focht auf ihrer Seite. Unerhörte Grauſamkeiten übten die Kaiſerlichen, täglich ſtanden Flecken und Dörfer in Flammen. Hunderte hatten ſich in die Kirche von Mora geflüchtet und ein Aſyl bei dem Allerheiligſten zu finden geglaubt, aber der Prior ließ die Kirche anzünden und ihre Altäre wurden die Scheiterhaufen dieſer Unglückli-

chen. Biſchof Acuña wurde gefangen, aber Toledo darum noch nicht entmuthigt. Hülfe ſchien ihm zu nahen, die Franzoſen rückten in Navarra ein und in Valencia hob der Verein der freien Brüder, Germania genannt, muthiger die Fahne des Widerſtandes.

Mitten im Tumult dieſer Aufregung und im Gewöge ſo mächtiger Leidenſchaften ſtand die Wittwe des edlen Padilla ohne allen Schutz allein. Aber ſie fand Hülfe in der Kraft ihres Charakters und Anſehen und Würde in der Hoheit ihrer Seele. Sie beherrſchte den Tumult und alle Leidenſchaften ſo mächtig, daß ſie gleich ihrem heldenmüthigen Mann verehrt und von den Geſchichtſchreibern die Beherrſcherin von Toledo genannt wurde. Ohne ihren Rath wurde nichts beſchloſſen, ohne ihren Befehl nichts ausgeführt.

Mit ihrem Knaben trat ſie vor das Volk, ſie zeigte den Sohn des für die Freiheit verbluteten Gatten und beſchwichtigte mit dieſem die Aufläufe, das wildeſte Geſchrei, den Wahnſinn der Leidenſchaften. Die Niedergeſchlagenheit erhob ſie zu kühnem Muth, den Muth zum Enthuſiasmus, aus ſchlichten Bürgern machte ſie Helden. So unwiderſtehlich wirkte und waltete die große Frau, daß ihres Hauſes Feinde ihren Einfluß der Hexerei einer ihrer Dienerinnen zuſchrieben und den Aberglauben der Maſſe damit auf eine ſehr harte Probe ſetzten.

Aber ſtandhaft hielt Toledo zu ihr bis zu dem letzten Augenblick!

Von Freiheit begeistert und von Wuth, ihren Gatten zu rächen, entbrannt, erhob sich Doña Maria Pacheco über alle Schwächen ihres Geschlechts. Ohne Rücksicht auf ihre Gesundheit, ohne das Sinken der physischen Kräfte zu beachten, ja, nur zu bemerken, war sie Tag und Nacht allüberall. Auf den Wällen ordnete sie die Posten der Vertheidigung, in den Thoren und Pförtchen musterte und befeuerte sie die zu den häufigen Ausfällen sich rüstenden Schaaren, gab ihnen Anweisung, wo und wie sie die Lebensmittel finden und hereinbringen könnten, um dem bis zum Kloster La Sisla schon vorgerückten Feind auszuweichen. Diese Nähe der Belageret war ihr ein Dorn im Auge. Mit hoher Feldherrnklugheit entwarf sie einen Angriffsplan und führte mit erstaunenswerther Kühnheit und Kaltblütigkeit ihn aus. Die Werke der Kaiserlichen wurden erstürmt und zerstört, das Heer in die Flucht geschlagen. Alle Geister des Kriegs hatte sie ihren Bürgern einzuhauchen gewußt, nur nicht den Geist wahrer Disciplin. Trunken vom Glück dieses schönen Sieges, überließen sich die guten, in ihrer Stadt so lange geängstigten Bürger so unordentlich und zügellos der Plünderung, daß der schlaue Prior Zeit genug gewann, mehrere Ritter zu sammeln, seiner Flüchtigen Viele zum Stehen zu bringen, in geschlossenen Haufen über die Zerstreuten, Belasteten und meistens Waffenlosen herzufallen und niederzumachen, was nicht mehr in die Stadt entrinnen konnte.

Allzufurchtbar war dieſer Schlag für die wie von einem Rauſch erwachenden Bürger, als daß ſie wieder zu voller Beſinnung und Kraft hätten gelangen können. Sie wollten von einem weitern Widerſtand nichts mehr wiſſen, drangen auf Abſchließung einer Capitulation und übergaben wirklich dem Prior die Stadt unter der Bedingung, daß allen in der Stadt befindlichen Leuten volle Verzeihung werden und weder die verhaßte Alcabala noch irgend eine andre Steuer erhoben werden ſollte, bis die Freiheitsbriefe der Stadt von Neuem gründlich unterſucht ſein würden.

Die Capitulation war mit Vorbehalt der königlichen Genehmigung am 11. September 1521 abgeſchloſſen und der Prior hatte noch beſonders ſich verpflichtet, des Königs Jawort dafür zu erringen. Allein ſchon am Tag nach dem Einrücken der Kaiſerlichen erſchien ihr ganzes Weſen ſo zweideutig und Beſorgniſſe erregend, daß der alte Unwille der Bürger von Neuem erwachte, die Beſorgniſſe zur Aufregung, dieſe zu Tumulten ſteigerte. Nach erfolgter kaiſerlicher Ratification wollte der Prior einen, bei einem ſolchen Tumult ergriffenen Bürger hinrichten laſſen. Sogleich ertönte das Geſchrei: Padilla y Comunidad! durch alle Straßen und die Bürger eilten, ihren Mitbürger mit Gewalt zu befreien. Allein ſie wurden bald von den geordneten Kriegern überwältigt. Eine bedeutende Schaar hatte ſich in den Palaſt der Wittwe Padilla geflüchtet und ver-

theidigte ſich darin, mit der kühnen Frau an der Spitze, bis zum Einbruch der Nacht.

Doña Maria hatte das Glück, während der Erſtürmung ihres Palaſtes zu entkommen und unverletzt den Boden von Portugal zu erreichen.

Der Mord wüthete fortan in der Stadt. Die Henkerbeile und Galgen raſteten lange nicht mehr. Padilla's Palaſt wurde niedergeriſſen, der Erde gleich gemacht, die Stelle, worauf er geſtanden, mit Salz und Aſche beſtreut und mit einem Denkmal der Schande verunglimpft. Mit dem letzten Stein aus dieſen Mauern fiel auch der letzte Gedanke an Rechte und Freiheiten der Comunidades. Selbſt die Cortes des ganzen Reichs wurden fortan zu traurigem Spielzeug in der Hand von despotiſchen Königen, oder von Schranzen und Pfaffen, welche deren ſchwache Nachfolger gängelten.

Spanien erlebte drei traurige Jahrhunderte einer täglich ſich dichter verfinſternden Nacht der Entkräftung, der Ohnmacht, der Entvölkerung und allgemeinen Verderbniſſes.

Wird unſre Morgenröthe einen ſchönen, vollen Tag ihm bringen?

Sagen, Mährchen,

Kriegsscenen, Novellen, Abentheuer, Reisen

und

Bilder aus Spanien.

Herausgegeben

von

Ferd. Frhrn. von Biedenfeld.

Viertes Bändchen.

Scenen aus dem Leben Castiliens und Andalusiens nach Lord Feeling, Herzogin von Abrantes und J. A. Ochoa.
Zweiter Theil.

Weimar, 1836.

Druck und Verlag von Bernhard Friedrich Voigt.

Scenen

aus

dem Leben Caſtiliens und Andaluſiens

nach

Lord Feeling, Herzogin von Abrantes und J. A. Chaho

von

Ferd. Frhrn. von Biedenfeld.

Zweites Bändchen.

Weimar, 1836.

Druck und Verlag von Bernhard Friedrich Voigt.

Inhalt des zweiten Bändchens.

Seite.

X. Don Diego, nach Lord Feeling 1

XI. Die Spanierin, nach der Herzogin von Abrantes 130

XII. Der Dominicaner, nach der Herzogin von Abrantes 172

XIII. Die Insurgenten, nach J. A. Chayo .. 241

XIV. Die Junta von Navarra, nach J. A. Chayo 297

X.

Don Diego.

Als ich im Jahr 1833 von Sevilla nach Madrid reiſte, mußte ich als ein der Cholera morbus Verdächtiger vor den Mauern der Stadt Cordova, am Fuß der Sierra-Morena*), in dem Kloſter San Diego d'Arrizafa die Quarantaine halten.

Anfänglich waren die Bewohner dieſes Kloſters, Franziskaner-Barfüßer, ſehr wenig erbaut von dem Gedanken, die Hälfte ihres heiligen Gebäudes zu einem Lazareth hergeben zu müſſen. Im vorigen Jahrhundert hätte ſich auch gewiß kein Menſch eine ſolche Gottloſigkeit zu Ehren irgend einer Peſt der Welt erlaubt! Allein, habe nun ihr Gelübde des Gehorſams die Schultern zu Tragung dieſes ihnen auferlegten Kreuzes ſchnell gebeugt, oder hatten ſie ſehr ſtarken Glauben an die Macht und Willfäh-

*) Das ſchwarze, oder braune Gebirg; alſo ungefähr gleichbedeutend mit unſerm deutſchen „Schwarzwald."

rigkeit des heiligen Garalampio, der seine Anbeter gegen alle ansteckenden Krankheiten bewahrt, — genug, die guten Väter behandelten die Kranken, welche der Corregidor der Stadt im Namen Gottes ihnen zuwies, vortrefflich und lebten mit ihnen in freundlichster Nachbarschaft.

Ich selbst kann die Gastfreundlichkeit dieser guten Mönche nicht genug loben. Der Monat, welchen ich in ihrem Kloster zubrachte, war für mich ein weit weniger hartes Noviziat, als ich früher befürchtet hatte.

Als der Pater Guardian, der mich sehr oft in meiner Zelle besuchte, mich eines Morgens sehr verstimmt fand und verlegen, womit ich abermals einen Tag verbringen wollte, so ging er hinaus ohne ein Wort zu sagen und kam bald wieder mit einer ungeheuern Handschrift zurück.

„Können sie unsre alten Schriften mit ihren Abkürzungen lesen und entziffern, sagte er, so habe ich hier Etwas mitgebracht, was Ihnen wohl Unterhaltung gewähren soll. Dies ist die Geschichte der Liebesabentheuer des Don Diego Fernandez de Guadalcazar y Montemayor. In zahllosen Gedichten, Romanen und Romanzen sind sie schon tausendfältig erzählt und beschrieben worden, aber nirgends so anschaulich und wahr, als wie hier in diesem noch nicht öffentlich erschienenem Buch. Der Verfasser desselben, ein Mönch dieses Klosters, eines der großen Lichter unsers Ordens, Fray Inigo Salvatierra, blühte unter der Regierung Phi-

lipp's V. Durch die gelehrten Apologien der Inquisition war er bereits bei seinen Lebzeiten sehr berühmt und ausnehmend beliebt und gesucht als trefflicher Kanzelredner. Allein im Jahr 1714 lähmte ihm ein Schlagfluß die Zunge und machte seiner Beredtsamkeit für immer ein Ende. Er fand nun seinen Trost darin, daß er diese Chronik niederschrieb und ihre Abentheuer mit allen den schönen Lehren, welche er nicht mehr in Predigten von sich geben konnte, auf das Lieblichste ausschmückte."

Mit großem Dank empfing ich das Buch von dem guten Pater Guardian und versenkte mich, sobald er mich allein gelassen hatte, in diese alte Scharteke. Dem dunkeln Gang einer langen Einleitung folgend, welche weiser als irgend eine moderne Vorrede mit Abschweifungen und Seitenblikken geschmückt ist, entdeckte ich endlich die Façade der Geschichte des Don Diego. Wie überhäuft, überladen und verworren auch diese Geschichte dargestellt sein mochte, so ergriff sie mich dennoch so mächtig, daß ich beschloß, die letzten Tage meiner Quarantaine zu deren Uebersetzung zu verwenden.

Der geneigte Leser ist hiermit bereits in den Vorhof eingeführt und schenkt mir auch ohne Zweifel die ganze pompöse Dedicationsrede an die Jungfrau Maria, die Kaiserin des Himmels, und alle Anrufungen des heiligen Franz, den Gründer des Ordens der Barfüßer, und des heiligen Erzengels Raphael, des Patrons von Cordova.

Die eigentliche Chronik des Fray Inigo beginnt also:

1.

Ich überließ mich ganz der Glut, welche in meinem Innersten entzündet war, ohne auf das, was mir rechtmäßig und erlaubt schien, mich beschränken zu wollen.
„Der heilige Augustin."

Es war im Jahr 1550, als Don Diego Fernandez, Graf von Guadalcazar y Montemayor nach zehnjährigen, ruhmvollen Feldzügen wieder in seine Vaterstadt Cordova zurückkehrte. Er war ein Mann von hohem Ansehen, durch seine Thaten im Krieg, durch Reinheit und Adel seines Bluts, durch persönliche Liebenswürdigkeit und Geist. Er galt für einen der vollkommensten Ritter seiner Zeit.

Don Diego betrat sein dreißigstes Jahr und Kaiser Karl V. hielt es für angemessen, daß er nun der jugendlichen Freiheit entsagte und ein Haus machte, indem er selbst als Brautwerber für ihn bei der reichen Erbin Doña Pacheca aus dem uralten Haus der Haro auftrat. Diese Verbindung entsprach allen Forderungen der Klugheit. Sie endete die tiefgewurzelte Feindschaft, welche seit vielen Generationen beide Häuser entzweit hatte. Die Braut war ihrem Bräutigam an Rang vollkommen gleich und brachte ihm eine Mitgift zu, welche nicht nur reichlich ersetzte, was er in dem langen Krieg aus eigenen Mitteln im Dienst des Kaisers ver-

wendet hatte, ſondern noch ſehr bedeutenden Ueberſchuß gewährte.

Um die Huld und Gunſt ſeines Königs öffentlich und dankbar anzuerkennen, wollte Don Diego ſein Beilager mit einer, in Spanien bisher unerhörten Pracht feiern und die aus Kaiſers Hand empfangene Braut mit kaiſerlicher Herrlichkeit einführen.

Der ganze Adel der vier Königreiche von Andaluſia wurde zu dem Vermählungsfeſt geladen und dabei empfangen und bewirthet, wie es ſonſt nur Königen geziemt und geſchieht.

Einen ganzen Monat hindurch nahmen in Cordova Schmaus und Saus und Braus kein Ende. Concerte wechſelten mit Bällen, auf Stiergefechte folgten Schauſpiele, vom Turnier ging es zu Maskeraden. Noch nie hatte Cordova ſo prachtvolle Schauſpiele und Feſte, ſo glänzenden Jubel erlebt.

Der letzte Tag dieſer Herrlichkeiten ſollte Allem erſt die Krone aufſetzen. Vom früheſten Morgen an hatten, mit Ausnahme der Tafel- und Sieſta-Stunden, Turniere, Ringelrennen und die glänzendſten Waffenſpiele auf dem Königsplatz vor Cordova gewechſelt. Der Abend ſollte noch ein ſelteneres und merkwürdigeres Schauſpiel vor den Augen der ſtaunenden Zuſchauer entfalten. Alle Häuſer ringsumher waren blendend erleuchtet, ein Ringelrennen bei Fackelſchein ſollte die Feier beſchließen. Aber ein furchtbares Unglück ſollte den Glanz dieſer Feſte trüben und den Eindruck der Trauer ſchmerzlich zurücklaſſen.

Der ungeheure Circus mit dem ganzen Amphitheater und allen Logen war aus Holz erbaut und prachtvoll verziert. Alle Zuschauerplätze waren übermäßig mit Menschen angefüllt, die Gerüste waren zu schwach für solche Massen und brachen plötzlich eines Schlages der ganzen Länge des Palastes des Ayuntamiento*) nach, in sich selbst mit furchtbarem Gekrache zusammen und begruben Hunderte unter ihren Trümmern.

Kein Spiel mehr, kein Laut der Freude! Schrecken, Angst, Schmerz und Verzweiflung erfüllten die Luft mit ihrem Geschrei und Gestöhne; Verwirrung und Entsetzen beherrschten den ganzen Platz, durchbebten die weite Stadt.

Vor Allem wurden sämmtliche Damen von dem Unglücksplatz entfernt und Don Diego selbst geleitete seine junge Gemahlin schnell zu Haus, während Ritter, Kampfrichter und Alle, welche zu dem Fest gehörten, mit dem angestrengtesten Eifer sich bestrebten, den Unglücklichen möglichst schnelle Hülfe zu leisten, die Todten zu beseitigen, den Verwundeten Pflege zu verschaffen, die Verschütteten zu befreien.

Das wildeste Durcheinander herrschte auf dem weiten Platz, es war ein herzzerreißender Anblick. Hier zog man einen noch Halblebenden mit zerschmetterten Armen und Beinen aus den Trümmern; dort eine völlig breit gequetschte oder von

*) Der Palast der Municipalität, das Rathhaus.

den Nägeln und Eisenbändern in Stücken zerrissene Leiche; da klaffte ein gespaltener Schädel, während alle Muskeln des Körpers noch zuckten; überall Haufen aufgethürmter, gräßlich entstellter Leichen! Das gellende Schreien der Mütter, welche ihre Kinder, der Weiber, welche ihre Männer, der Kinder, welche ihre Eltern suchten; der Jammer, der nach Verwandten und Freunden umherstöbernden Menge; das Wehklagen der Verwundeten, das Aechzen und Stöhnen der Sterbenden, die Verzweiflung Aller, welche vor dem völligen Verscheiden umsonst nach dem Trost der Kirche sich umsahen!

Cordova hatte nie eine furchtbarere Stunde erlebt.

Um einige Ordnung in diese Verwirrung zu bringen, bestimmte Don Diego eines seiner großen Häuser in der Straße de las torres*) zum Hospital, worein für den ersten Augenblick alle Verwundeten oder vom Schrecken krank Gewordenen gebracht und mit allem Erdenklichen versorgt werden sollten. Aerzte, Wundärzte, Pflegefrauen, Priester, eilten mit ihren Apparaten dahin und Jeder pries des Grafen Sorgfalt.

Der Platz war endlich von den Leidenden und Leichen befreit, die Aufräumung der Trümmer schritt rascher vor. Don Diego versammelte seiner Diener Viele, ließ Windlichter herbeibringen und

*) Die Straße der Thürme, die Thurmstraße.

durchſuchte ſelbſt nochmals den ganzen Circus, ob nicht vielleicht noch irgend ein Verwundeter oder Todter zu finden, einem Leidenden beizuſtehen wäre. Erſt tief in der Nacht entſagte er fernerem fruchtloſem Nachforſchen und entſchloß ſich, nach Hauſe zu gehen.

Indem er die letzten Stufen des Circus verlaſſen wollte, ſtieß ſein Fuß gegen einen im Weg liegenden Gegenſtand und verwickelte ſich zugleich ſo raſch in eine Maſſe von Teppichwerk, daß er beinahe geſtürzt wäre. Der Teppich allein konnte ſolchen Widerſtand nicht geleiſtet haben. Er mußte auf des Grafen Befehl entrollt und ausgebreitet werden. Wer beſchreibt ihr Erſtaunen, als ſich allmälig die Geſtalt eines lebloſen Mädchens daraus entwickelte, welche gleich einer Mumie mit dem Teppich umwunden war! Wahrſcheinlich hatte ſie Jemand für todt gehalten, hier eingewickelt, um ſie fortzutragen und war durch irgend einen Zufall davon abgehalten worden.

Der Graf nahm eine Fackel aus der Hand eines ſeiner Diener und beugte ſich hinab, um die Leiche näher zu betrachten. Das ſeidene, obſchon ſehr einfache Gewand deutete ein Weſen von höherer Geburt an; die entſtellten, gequetſchten und verwundeten Züge verriethen Jugend und ausgezeichnete Schönheit.

Ihr Puls hatte aufgehört zu ſchlagen, ihr Körper war hart und ſteif. — Aber von geheimnißvollem Inſtinkt getrieben, wollte Don Diego

ſolche Schönheit nicht für todt halten, nicht glauben, daß ſo wonnige Lippen fürder nicht mehr athmen ſollten. Der Anblick des Mädchens hatte mit unnennbaren Gefühlen ihn ergriffen und durchſchüttert. Gewöhnliches Mitleiden war es nicht, es war jene unerklärliche und unbeſchreibliche Sympathie, welche an einem unbegreiflichen Etwas ſich plötzlich entzündet. Kein Fünkchen erſtralte mehr in den erloſchenen Augen dieſer lebloſen Schönen.

Voll unerklärbarer Haſt und Ungeduld raffte Don Diego die Leiche auf, nahm ſie in die Arme, bedeckte ſie mit faſt zärtlicher Sorgfalt mit ſeinem Mantel, wollte keiner andern Hand die Berührung und Pflege dieſer köſtlichen Bürde geſtatten und trug ſie in ſeine eigene Wohnung. Hier wurde ſie nach allen damals beſtehenden Regeln zur Wiederherſtellung der in Ohnmacht oder Starrſucht Verfallenen behandelt, von den zarten Händen der gefühlvollen Gemahlin des Don Diego ſehr ſchweſterlich gepflegt, von den Aerzten mit beſonderer Aufmerkſamkeit berückſichtigt.

Der Erfolg rechtfertigte die wahrhaft wunderbare Hoffnung des Don Diego ſehr bald. Die Wärme des Bettes, die Geiſter der Salze und Eſſenzen wirkten kräftig und riefen die Lebensgeiſter in die ſchöne Leiche zurück. Die Vorhänge ihrer langen Wimpern rollten auf und ließen zwei große Augen leuchten, ſo ſchwarz und ſtralend, wie alle vier Königreiche von Andaluſia kein zweites Paar aufzuweiſen hatten. Es ſchien beinahe, als

ſollte der erſte Blick, welcher ihr die Thore des Lebens wieder öffnete, dem Grafen die Thore des Lebens ſchließen. Erbleichen ſah man ihn und wanken, als wenn ein Dolch ſein Herz durchſchnitten hätte. Er ſank in die Arme ſeiner Gemahlin. Obgleich dieſe den Anfall zunächſt für eine Folge der heftigen Anſtrengung und Ermattung hielt, ſo durchbebte ſie dabei dennoch die wirre Ahnung irgend eines großen Unglücks.

Indeſſen war die junge Schöne bei weitem noch nicht außer aller Gefahr. Die Contuſionen waren ſo ſchrecklich, daß man einige ernſte, innere Bruſtverletzungen beſorgte. Allein die Aerzte griffen ſie ſo glücklich an, daß ſie bereits am zweiten Tag durch einzelne leiſe Worte, durch Zeichen und Winken den Hergang des Unfalls erzählen und ihre Familienverhältniſſe erklären konnte.

Sie hieß Doña Leonor und war aus einem armen, aber berühmten Haus. Seit dem Tod ihres tapfern, im Krieg für das Vaterland verarmten Vaters lebte ſie mit ihrer Mutter zu Cordova und hielt ſich von der Welt und ihren Luſtbarkeiten fern. Zwei ihrer Verwandtinnen hatten eine Loge zu dem Fackelturnier erhalten und mit Bitten nicht abgelaſſen, bis ſie mit ihnen dahin gegangen war. Bei dem Einſturz eines Theils des Amphitheaters war ſie von der Flut der Fliehenden unwillkührlich ergriffen, von ihren Begleiterinnen getrennt, fortgeriſſen, niedergeworfen, mit Fü-

ßen getreten worden und hatte bald ihr Bewußtsein verloren. Alles Folgende war ihr unbekannt.

Kaum war die arme, über das Ausbleiben ihrer Tochter in unbeschreibliche Angst gestürzte Mutter von ihrem Schicksal unterrichtet, als sie in den Palast des Don Diego flog und mit einem Strom von Thränen der Freude und des Jammers zu ihrer Tochter hereinstürzte. Nach den ersten Herzensergießungen, nach hundert Umarmungen, zärtlich tröstenden und schmerzlindernden Worten gab die Mutter schüchtern den Wunsch zu erkennen, daß ihre Tochter zu ihr zu Hause gebracht werden möchte. Allein Leonor konnte ohne bedeutende Gefahr eine solche Bewegung und Ortsveränderung noch nicht ertragen. Der Graf und die Gräfin weigerten sich standhaft, ihre Kranke einer solchen Gefahr preiszugeben, im Gegentheil beredeten sie die Mutter, bis zu gänzlicher Genesung der Tochter in ihrem Palast zu bleiben, die Pflege selbst zu leiten.

An der Hand der sorgsamsten Pflege und der zärtlichsten Mutterliebe wandelte Doña Leonor sichern Schrittes auf dem Pfad der Genesung täglich einige Schritte weiter. Aber, so wie ihre Gesundheit mehr und mehr sich befestigte und die Bleichheit des Gesichtes schwand, erstralte der vierzehnjährige Stern, der selbst unter den Wolken der Krankheit und schmerzlichen Wunden so lieblich geschimmert hatte, in neuen, namenlosen Reizen mit unwiderstehlichem Glanz. Als Leiche hatte sie durch ihre

Schönheit entzückt, nach ihrer Wiedererstehung mußte sie bezaubern. Mit staunender Verehrung beugte Jeder im Stillen sein Knie vor dem Himmelsglanz solcher Reize.

Bezauberten die Reize ihres Aeußern, so schienen ihr Herz und ihre Seele mit noch höheren Reizen unwiderstehlich geschmückt zu sein. Grazie umstralte alle ihre Tugenden der Sanftmuth, Bescheidenheit und Frömmigkeit und belebte jedes ihrer Worte mit neuer Schönheit. Sie hatte den Himmel im Herzen und verbreitete Wonnen des Himmels ringsumher.

Die gute Gräfin war unbeschreiblich glücklich in dem schönen Gefühl, daß der Himmel ihr Haus erkoren, einen solchen Engel zu erhalten und daß er ihr selbst vergönnt habe, durch treue Sorge und liebevolle Pflege zur Genesung wesentlich beizutragen. Auch Don Diego pries den Himmel, aber aus anderm Herzen und mit andern Empfindungen. Er war entflammt für diese himmlischen Reize, er bebte vor Entzücken bei ihrem Anblick und schauderte in sich selbst vor seiner glühenden Leidenschaft.

Armer, kleinmüthiger Mann! Er ahnete, daß diese Liebe des Unheils so viel ihm bereiten würde und hatte doch nicht den Muth, sie aus seinem Herzen zu reißen! Er jammerte und grämte sich als Feigling über diese Fesseln und wagte keinen Versuch, sie zu zerbrechen!

„Hier," spricht der wahrheitliebende Verfasser, Fray Inigo, „hier wäre Veranlassung genug, mit

aller Strenge gegen die Schwachheit dieſes Ritters zu Felde zu ziehen. Denn er hatte bei dieſem plötzlichen Vergeſſen aller Pflichten des Ehemanns keine der gewöhnlichen Entſchuldigungsgründe für ſich anzuführen. Er war weder allzulang im Beſitz ſeiner Gemahlin, um ſchon Ueberdruß empfinden zu können, noch hatte er ſich über bereits gealterte Reize ſeiner Ehehälfte zu beklagen, womit gewöhnlich ſchlechte Ehemänner und noch ſchlechtere Chriſten alle ihre ſchweren Sünden zu beſchönigen und zu entſchuldigen trachten. Seine Gemahlin war eben ſo jung als ſchön, und er entzog ihr gleich im erſten Augenblick ſein Herz und ſeine Sinne; am Hochzeittag, auf der Schwelle des Brautgemachs, ja — von dem geheiligten Bett entwand er ſich ihr. Weit entfernt, ſolche Sünde ihm verzeihen zu wollen, will ich nur trachten, ſofern dies möglich iſt, ſeine Schuld zu mildern, indem ich daran erinnere, daß er nicht aus Liebe ſich verheirathet hatte, ſondern lediglich um ſeinem König ſich gefällig zu zeigen! Solche Rückſichtsheirathen ſtürzen oft in ſehr verdrießlich unglückſelige Verhältniſſe! Ein alter Weiſer ſchon ſagte: „Wehe dem Mann, der ein Weib freiet, ohne ſie zu lieben! Wehe dem, der auf das bedenkliche Meer der Ehe mit ſeinem Schiffleiu ſich wagt, ohne vorher lange Zeit den Himmel beobachtet und den Stern ſeiner Gemahlin mit ſeinem eigenen Stern verglichen zu haben! Wehe, Noth und Gefahr und Sturm werden ihn bald ereilen!“

2.

Don Diego hatte für einen Augenblick ſich bemüht, der wachſenden Leidenſchaft Herr zu werden. Er hatte gehofft, daß die gänzliche Geneſung und Entfernung des Mädchens ihn ſelbſt wieder heilen würde. Er hatte ſich geſchmeichelt, daß er ſchmerzloſer aus ſeiner Seele ſie reißen könnte, ſobald er ſie nicht mehr täglich und ſtündlich vor Augen haben würde. Allein dies Alles hatte nur ſein Verſtand geſprochen und berechnet, ohne das Herz zu Rath zu ziehen.

Doña Leonor hatte nach ihrer Geneſung kaum acht Tage ſein gaſtfreundliches Haus verlaſſen, als ſchon dieſer kurzen Trennung herbe Folgen dem Grafen allen fernern Widerſtand unmöglich machten. Er machte fortan keinen Verſuch mehr zu einem Aufflug zu beſſeren Gefühlen, er ließ die Flügel hängen, beugte ſein Haupt und gab ſich mit Feſſeln an Händen und Füßen der Leidenſchaft ganz zum Sklaven hin.

Sobald er einmal jeden Gedanken, der Leidenſchaft zu widerſtehen, aufgegeben hatte, eilte er, den Damen einen Beſuch in ihrer Wohnung abzuſtatten. Er fand [illegible]e ſehr enge und ärmlich, das Beſuchzimmer ohne Tapeten und Teppiche, Alles nicht nur ohne die Eigenthümlichkeiten des Luxus, ſondern ſogar von den allergewöhnlichſten Bedürfniſſen der Bequemlichkeit und von manchen unentbehrlichen Möbeln entblößt. Als einzige Verzierung

ſah man an den geſprungenen und feuchten Wänden eine Menge alter roſtiger Schwerter und Degen, zerbrochener Lanzen, uralter Rüſtungen und ehrenvoller Trophäen, womit der Vater der Doña Leonor während ſeines Lebens dies beſcheidene Aſyl ausgeſtattet hatte. Darin beſtand auch größtentheils ſeine ganze Hinterlaſſenſchaft für Weib und Kind.

Don Diego glaubte, von ſolcher Armuth Vortheil ziehen zu müſſen und ſann Tag und Nacht auf ſeine Mittel, als Wohlthäter hier zu erſcheinen. Anfänglich wurden ſeine mit Zartgefühl gebotenen Geſchenke ohne alles Mißtrauen in aller Herzensunſchuld angenommen. Allein bald verrieth ſein häufiges Beſuchen, ſeine Aufdringlichkeit, die Frechheit ſeiner Blicke und manche ſeltſame Rede nur allzudeutlich, was er mittelſt ſolcher Großmuth eigentlich im Schilde führte.

Selbſt die himmelreine Unſchuld des harmloſen Mädchens vermochte nicht länger über die Abſichten des Grafen ſich zu täuſchen und ſah voll Beſorgniß jedem ſeiner Beſuche entgegen. Das beſonnene Ehrgefühl der Mutter beſchloß, ſo ſchnell als möglich und entſcheidend gegen alle daraus erfolgenden Uebelſtände ſich zu ſichern, ohne die Pflicht der Dankbarkeit gegen ihren Wohlthäter zu vergeſſen. Von nun an wurden alle Geſchenke, wie ſchlau er ſie auch unter ſcheinbar gültigem Vorwand zu bieten wußte, abgewieſen. Den häufigen Beſuchen, welche bereits die Neugierde und Aufmerkſamkeit der Nachbarſchaft erregten, wurde mehr und mehr ausge-

wichen. Heute waren die Frauen in die Kirche gegangen, morgen ließen sie von ihrer Magd sich verleugnen, an dem dritten Tag verschloß eine plötzliche Unpäßlichkeit ihre Thüre jedem männlichen Besuch. Ueberraschte er sie dennoch unversehens, war es unmöglich, ohne offenbare Grobheit ihn abzuweisen, so empfing ihn Doña Leonor mit so gezwungener und peinvoller Höflichkeit und so glattem, kaltem Benehmen, daß der arme Anbeter alle Fassung verlor und bald wieder mit tiefer Trauer im Herzen das Feld räumte.

„Zu seiner Entschuldigung muß man erwähnen," schaltet Fray Inigo hier ein, „daß Don Diego nicht zu der Zahl der liederlichen unserer Tage, der Liebhaber ohne Liebe, der kaltblütigen Verführer, der herzlosen Wollüstlinge gehörte, welche bei der Besiegung eines Mädchens nichts weiter wollen, als den plumpen Zeitvertreib einiger Schäferstunden. Nein! er liebte wahrhaft und sehr heftig; er liebte ganz mit Leib und Seele. War diese Liebe einerseits sehr strafbar, weil sie ihre Befriedigung außerhalb der Ehe suchte, so war ihm andrerseits als einem verheiratheten Mann doch nicht möglich, in seiner Geliebten zugleich eine zweite Frau zu heirathen. Bekennen wir, daß Er in einer eben so schwierigen, als gefahrvollen Lage sich befunden hat. Gott der Allgnädige bewahre uns vor einem ähnlichen Zustand! Die heilige Jungfrau bedecke uns mit starker Rüstung gegen die Pfeile des unbarmherzigen Knaben, der die

ſchwachen Stellen des Chorrocks und des Scapuliers eben ſo leicht zu finden weiß, wie die Schwächen des Wappenrocks und des Panzers!“

Verzweifelnd ob der Kälte und Strenge der geliebten Doña Leonor, unfähig irgend einen beſtimmten Entſchluß zu faſſen, verfiel der Graf auf den Gedanken, einen ſeiner Freunde, den Don Andres, einen jungen, wegen ſeiner glücklichen Liebesabentheuer und ſeiner Gewandtheit in galanten Angelegenheiten berühmten Ritter, in ſein Vertrauen zu ziehen. Don Diego ſagte ihm Alles, eröffnete ihm ſein ganzes Herz. Statt dies Vertrauen zu benutzen, um ihn auf den Weg der Vernunft und der wahren Ehre zurückzuführen, mißbrauchte vielmehr Don Andres dieſe Gelegenheit, um ſeinen Freund noch mehr zu entflammen und auf der betretenen Bahn weiter zu treiben. Nach ſeiner Anſicht hatte ſich der Graf bisher wie ein unerfahrener Schüler bei der ganzen Sache benommen. Zärtliche Blicke und Seufzer, meinte Er, wären für die erſten Tage der Belagerung eines weiblichen Herzens ſehr wirkſam und ſachdienlich, aber um Breſche zu ſchießen und zu erobern, müßte man ſpäter ganz anderer Geſchoſſe ſich bedienen. Der Graf habe bis jetzt ſolchen Krieg zu führen nicht verſtanden und ſei ohne Zweifel von Doña Leonor nur darum ſo kalt und unangenehm behandelt worden, weil ſie über ſein ewiges Schwanken und Zögern und Zagen mißmuthig geworden ſei. Er müſſe nun vor Allem die verlorene Zeit wieder ein-

zuholen, seinen Fehler zu beseitigen trachten, indem er eine schnelle und entscheidende Erklärung mittelst eines Briefs wagte und diesen durch einen gewandten Boten in ihre Hände spielte. — Nach dem Erfolge dieses Briefs müsse man alsdann seine fernere Handlungsweise einrichten.

„Schmachvolle, verabscheuungswürdige Gefälligkeit!“ ruft hierbei Fray Inigo aus. „Zu unehrenvollen Geschäften als Zwischenträger sich anbieten, heißt wahrlich die Pflichten der Freundschaft sehr schlecht kennen und üben. Aber so sind einmal die Menschen. Hat euer Freund großen Verlust an seinem Vermögen erlitten, so gehört es unter die wahren Weltwunder, wenn ihr mit euerm Credit und Vermögen ihm zu Hülfe eilt; aber, bittet er euch, beim Raub einer Frau ihm behülflich zu sein, so seid ihr sogleich bei der Hand, mit Rath und Degen kommt ihr ihm zu Hülfe und gebt für ihn viel leichter eure eigene Ehre als euer Bißchen Geld hin.“

Don Diego war ein gelehriger Schüler. Sogleich schrieb er einen Brief, welchen Don Andres mittelst einer alten, ihm ergebenen und im Verführen der Mädchen sehr erfahrenen Frau der Doña Leonor überliefern sollte.

Dieser Brief des Grafen wäre in anderm Styl und nach den Regeln einer bessern Rhetorik der Liebe abgefaßt gewesen, wenn er ihn hätte durch Don Andres schreiben lassen. Aber, da eines Jeden Seele in seine Schriften übergeht, so mußte wohl

auch der Brief des Don Diego ganz unverhüllt und keck seine stürmische, glühende und auffahrende Natur an der Stirne tragen. Dieser Brief lautete also:

„Doña Leonor, ich bekenne offen, daß es mich sehr verdrießt, mit euch ein herbes Wort sprechen, bei euch über euch selbst mich beklagen zu müssen. Allein ihr selbst habt dazu durch eure überschwengliche Härte mich gezwungen. Nein! wahrlich nein! Als Retter eures Lebens habe ich eine solche Behandlung nicht verdient. Mit welch' schwarzem Undank habt ihr meine Hingebung, meine Zuneigung bezahlt! Ich hatte euch besser aufgenommen in meinem Haus, als es sogar der heiligen Jungfrau widerfahren wäre, und dafür treibt ihr mich aus dem Eurigen, wie man einen tollen Hund fortstößt! Und warum? Geschah es, weil ich zum Sterben euch liebe? Daran seid ihr allein Schuld! Ich habe euch das Leben wiedergegeben, und zum Lohn dafür nehmt ihr mir das meinige! Ihr habt mit euren Blicken mein Herz durchbohrt! ihr habt mit euerm Lächeln meine Seele mir entrissen und habt, nachdem ihr selbst also mich halb ermordetet, mich verstoßen, verjagt! Geschah dies, weil ich zu euern Füßen mich vergessen hatte? War ich nicht ein genug sklavischer, gefesselter, zitternder Anbeter? Hatte ich euch durch die Wünsche meiner Gespräche beleidigt? — Ihr habt mich verstoßen, fortgetrieben! ach, ihr habt damit sehr groß gefehlt, sehr wehe gethan! Ihr habt den einst so furchtsamen

und demüthig Liebenden aufgeschreckt, seine Geduld damit erschöpft, zur wüthenden, rasenden Furie seine Liebe entflammt! Endlich erhebe ich mich heute wieder und fordre Rechenschaft von euch für alle mir bewiesene Verachtung! Seht euch wohl wohl vor, Doña Leonor! Treibt mich nicht auf das Aeußerste; denn, bringt ihr mich zur Verzweiflung, so könnt ihr nicht wissen, so wie ich selbst es nicht weiß, wessen ihr dadurch mich fähig macht! Ich bitte, ich flehe euch an, schont euch selbst, richtet euch selbst nicht zu Grunde, indem ihr mich verderbt! Zieht nicht auf unsere beiden Familien irgend ein unwiederbringliches Unglück herab! Erwägt Alles wohl, und alsdann antwortet mir, antwortet mir ohne Verzug! Sagt offen, was ich von eurem Mitleiden zu erwarten habe. Entscheidet, was aus mir, was vielleicht aus euch selbst bald werden soll!"

Während des Lesens dieser Zeilen stieg alles edle Blut der Jungfrau auf die Stirne und strömte dann plötzlich zu ihrem Herzen zurück; sie erblaßte wieder gleich einer Leiche und Thränen drangen ihr in die Wimpern. Auf eine solche zwiefache Kränkung war sie nicht gefaßt gewesen; nicht erwartet hatte sie, daß jemals ein solches Schreiben aus solchen Händen an sie gelangen könnte!

Aber dieses junge Mädchen war weit über sein Alter mit Klugheit begabt. Schnell faßte sie sich wieder, unterdrückte den natürlichen Zorn der Tugend und bat die Alte, ohne im Geringsten Unwil-

len gegen sie zu äußern, dem, der sie gesendet habe, zu melden, daß Don Diego des andern Tages persönlich die Antwort auf sein Schreiben entgegennehmen könne.

Diese Antwort, dieser Schein eines Anfangs von Erfolg versetzte den Grafen in einen Zustand der wirrsten, ausgelassensten Freude. Wie lang, wie ewig lang erschien ihm die Nacht, welche von der heißersehnten Zusammenkunft ihn trennte!

Mit Anbruch des Tages schon erhob er sich und ging aus. Ein Sonntag war es, also ging er nach San Lorenzo, um eine Messe zu hören. Von hier verfügte er sich, obgleich es nicht schicklich war so früh Damen zu besuchen, unmittelbar nach der Wohnung der Heißgeliebten. Lang und oft hatte er an ihre Thüre geklopft, ohne daß „Herein!“ gerufen oder geöffnet worden wäre. Er eilte in die Pfarrkirche des Stadtviertels, wo er die Liebste mit ihrer Mutter bei ihrer Morgenandacht noch zu finden glaubte. Beim Vorübergehen an dem benachbarten Haus öffnete eine Frau in dem Kopfputz einer Dueña ein Fenster und frug ihn, ob sie nicht die Ehre habe, den Don Diego Fernandez de Guadalcazar y Montemayor vor sich zu sehen. So wie er bejahend geantwortet hatte, schloß sie hastig das Fenster, kam schnell heraus, nahm ihn beiseits und erklärte ihm, daß jeder fernere Besuch bei den beiden Damen, welche er zu besuchen gepflegt habe, überflüssig sein würde, indem sie am vergangenen Abend ihre Wohnung verlassen und mit einem

Maulthiertreiber eine Reise angetreten hätten, ohne das Ziel derselben irgend einem Menschen zu verrathen. Ohne Zweifel ginge die Reise sehr weit, indem sie in drei großen Koffern alle ihre Habseligkeiten eingepackt und mitgenommen hätten. Ueberdies hätten sie ihr, als ihrer Frau Nachbarin, ein Schreiben hinterlassen, mit der Bitte, solches der Person zu übergeben, welche unter dem Namen des Don Diego hier erscheinen würde.

Don Diego riß ihr den Brief aus der Hand, erkannte die Handschrift der Doña Leonor, brach heftig das Siegel und las Folgendes:

„Wahr ist es, hoher Herr, daß ich euch mein Leben verdanke. Dies erkennt nicht nur mein Mund, sondern auch mein Herz und wird es niemals vergessen, wenn ihr auch nie daran mich gemahnt hättet. Ihr beschuldigt mich der Undankbarkeit; undankbar nennt ihr mich, weil ich eure Wohlthat nicht mit dem, von euch selbst darauf gesetzten Preis bezahlen wollte! Für das Leben, welches ihr mir wiedergegeben habt, fordert ihr als billigen Lohn meine Ehre! Ach! wolltet ihr nur um diesen Preis mein Leben retten, so wäre es tausendmal besser gewesen, mich sterben zu lassen! Don Diego! einen ungerechten, wucherischen Gläubiger nennt man den Mann, der von seinem Schuldner mehr verlangt, als er ihm geliehen hatte. Erwägt, was ihr von mir verlangt, welchen ungleichen Handel ihr mir vorschlaget! Das Leben ist nur eine gebrechliche, vergängliche Sache; allein die Ehre

iſt das Erbtheil der Seele, die Seele ſelbſt, und Dieſe iſt unſterblich! Dennoch verlangt ihr den Tauſch der Ehre für das Leben!“

„Und ihr behauptet mich zu lieben! Liebt ihr mich, ſo könnt ihr wenigſtens meine Koketterie nicht beſchuldigen, daß ſie dazu euch gereizt habe! — Man behauptet, daß ſolche Leidenſchaft auch zuweilen befalle, ohne daß man ſie eigentlich habe oder wolle; ich will es glauben. Allein niemals hörte ich noch: daß ſolche Leidenſchaft jedarauf ausgehe, ihren Gegenſtand zu verderben, oder ſein Unglück zu wünſchen. Ach! hoher Herr, welche neue Art zu lieben äußert ihr, und wie richtig nennt ihr ſelbſt dieſe eure Liebe — eine raſende Furie!“

„Indeſſen danke ich euch für die Heftigkeit und Roheit eurer Drohungen, denn damit habt ihr zeitig genug vor Gefahren mich gewarnt. Meine Mutter und ich, wir ſind ſchwache, arme, hülfloſe Frauen und würden als ſolche, trotz des entſchiedenſten Willens, der Ehre ſtets treu zu bl·iben, ſchwerlich gegen einen Mann von euerm Vermögen und Anſehen auf die Dauer in offenem Kampf beſtehen können. Daher überlaſſen wir euch den Kampfplatz, fliehen aus unſerm Haus und aus der Stadt und flüchten uns an irgend einen ſtillen, verborgenen Ort, wo wir vor eurer Heftigkeit ſicher zu ſein hoffen dürfen. Ueberflüſſig wären alle eure Bemühungen, unſern Aufenthalt zu entdecken und ferner uns zu verfolgen. Aber, ihr werdet keine ſolchen Verſuche mehr machen, deſſen bin ich gewiß.

Vielleicht ärgert euch im erſten Augenblick unſre plötzliche Abreiſe; aber ſobald der erſte Sturm vorüber iſt, werdet ihr einſehen, daß ihr ſelbſt und allein uns dazu genöthigt habt. Nur die äußerſte Nothwendigkeit konnte uns vermögen, unſern Zuſtand der Verlaſſenheit und Armuth durch eine weite, koſtſpielige und ſchwierige Reiſe zu vermehren, zu all' unſerm Unglück noch den Schmerz der Verbannung zu fügen. Aber es handelte ſich hier nicht allein um unſre Ruhe, ſondern vielmehr um die Eurige und die Ruhe der Gräfin, eurer Gemahlin, der einzigen Frau, welcher ihr, Don Diego, auf dieſer Welt rechtmäßig angehören könnt! Hiernach ſeht ihr ſelbſt ein, daß wir keinen Augenblick uns bedenken, noch zögern durften!"

Betroffen, erſtarrt wurde Don Diego mehr und mehr bei jedem Wort. Aus wirrem Brüten erwachend, beſtürmte er die Alte, peinigte ſie mit Fragen. Aber Bitten und Drohungen waren umſonſt, er konnte ihr Herz wohl mit Angſt und Schrecken erfüllen, aber nicht die geringſte Nachricht aus ihr herausbringen. Mehr, als ſie ihm früher bereits geſagt hatte, ſchien ſie in der That ſelbſt nicht zu wiſſen. Sie hatte ſich wahrſcheinlich nur aus Zufall und angeborener Gutwilligkeit des Auftrags angenommen und begnügte ſich mit treuer Erfüllung ihres Verſprechens.

Der Herr Ritter war eine von jenen Seelen, welche ſich eben ſo thöricht von der Freude berauſchen, wie von Unfällen niederſchlagen laſſen. Außer

ſich vor Ingrimm und Schmerz, rannte er zu Don Andres und erzählte ihm mit Thränen die ganze Geſchichte.

Wäre Don Andres mit einem andern Herzen begabt, weniger leichtfertig und verderbt geweſen, ſo hätte er jetzt die ſchönſte Gelegenheit gehabt, dem Grafen ſehr ernſte Vorſtellungen zu machen, ihn auf den rechten Weg zurückzuführen und ihm das lebendige Beiſpiel der edlen Jungfrau, welche ſo muthvoll die rauhe Bahn der Pflicht wandelte, ſehr eindringlich vorzuhalten. Allein davon weit entfernt, hatte er mehr Mitleid mit dem Schmerz des Don Diego, als mit ſeinem guten Ruf, erfüllte ſein Herz mit frevlem Hoffen und wurde damit eigentlich Urſache, daß der Verblendete und Berauſchte auf der einmal betretenen Bahn des Schlechten immer weiter ging.

Nach Don Andres Anſicht war dieſe Flucht nichts Anderes, als eines der allergewöhnlichſten Kunſtſtückchen gewöhnlicher Koketterie. Die ſo ſtreng und ſpröde thuenden Schönen lieben ſolche Abſprünge, um die Glut der Liebhaber zu ſchüren und durch den ſcheinbaren Widerſtand den Werth ihrer Gunſtbezeigungen zu erhöhen, einen beſſern Handel zu machen. Der Graf ſolle nur nicht fürchten, ſeine Geliebte verloren zu haben; es gehöre ſchon unter die wirklichen Wunder, wenn ſie die Stadt verlaſſen habe und ſie würde ſchon Sorge tragen, daß es ihm nicht allzuſchwer werde, ihren neuen Aufenthalt zu entdecken.

Don Diego glaubte nur zu gern die gartigen Voraussetzungen seines Vertrauten und spornte die alte Unterhändlerin mit ihrer ganzen Meute in alle Gassen und Winkel von Cordova, um die schöne Flüchtige wieder aufzustöbern, während Andere den Auftrag erhielten, alle Dörfer der Umgegend zu erforschen. Allein nach zweiwöchentlichem Untersuchen der Stadt und der Landschaft hatten sie noch nicht die geringste Spur der Heißersehnten gefunden und Don Andres mußte nun wohl zugestehen, daß das Wild wirklich entflohen sei, indem es andernfalls den Nasen seiner feinsten Spürhunde nicht entgangen sein würde. Er beschloß, die Nachforschungen auf einen größern Umkreis auszudehnen, die Jagd in die Ferne fortzusetzen.

Von dem Trost des Freundes und seinen Aussichten neu ermuthigt, konnte Don Diego jetzt unmöglich mehr am Erfolg verzweifeln und entschloß sich, die weiteren Nachforschungen persönlich zu betreiben.

Unter dem Vorwand wichtiger und dringender Geschäfte für den König beurlaubte er sich bei der Gräfin für eine Reise nach Toledo und zog auch wirklich, nur von Don Andres und einem alten Diener, auf dessen Verschwiegenheit und Treue er zählen konnte, begleitet ab. Sie durchkreuzten ganz Andalusien, das Königreich Valencia, Estremadura, die Mancha und beide Castilien; durchsuchten in jeder nur halbwegs bedeutenden Stadt Haus für

Haus und erkundigten sich in jeder Venta*) unterwegs nach allen kürzlich darin eingekehrten Reisenden.

Auch diese zweite Jagd fiel nicht günstiger aus als die erste. Nach dreimonatlichem vergeblichem Umherstöbern kamen sie nach Cordova zurück und entsagten, müde solcher zwecklosen Verfolgung, allem fernern Nachforschen.

Aber Don Diego war keine jener Seelen, deren Leidenschaften die Zeit heilt oder nur mindert. Die Wunde seines Herzens trotzte allen gewöhnlichen Heilmitteln, fraß täglich weiter um sich und beißender in sein Innerstes. Die Vernichtung der Hoffnung raubte ihm alle Kraft der Seele und des Leibes und stürzte ihn in eine todesgefährliche Ermattung. Er war nicht mehr der blühende und glühende Ritter, Cordova's Stolz und Freude, der jeden Abend zu Pferd auf allen Spaziergängen, von Pagen und Lakaien begleitet, sich tummelte; jeden Morgen in lärmender Jagd über die Sierra**) zog; jede Nacht mit seinen rauschenden Serenaden auf dem Guadalquivir erheiterte! Jetzt saß er einsam, ohne die Lust der Geselligkeit mit seinen Verwandten und Freunden, in dem stillen Gemach.

---

*) Ein einzelner Gasthof an der Straße; Gasthof im Allgemeinen.

**) Mit dem Wort Sierra bezeichnet der Spanier einen Gebirgsstrich, eine Reihe von Bergen, eine Bergkette, ein Gebirg, im Gegensatz zu monte, einem einzelnen, bestimmten Berg.

Die gute Gräfin gewann keinedwegs bei dieſer Zurückgezogenheit. Nicht Liebe zu ihr erwachte in ſeinem Herzen, ſondern kälter und ausweichender zeigte er ſich mit jedem Tag. Eine unüberwindliche Abneigung ſchien ihn ſtündlich mehr von ihr zu entfernen. Die arme Dame begann allmälig die wahre Urſache des ihr ſo auffallenden, plötzlichen Verſchwindens der Doña Leonor und ihrer Mutter zu ahnen, ihr ſchweres Unglück einzuſehen. Aber ſie verſchloß jede Klage in ihr Innerſtes und trug ſchweigend ihre Leiden. Sie ſah nur den beunruhigenden Zuſtand ihres Gemahls, vergaß gänzlich ihren eigenen Schmerz und die eigene Bekümmerniß, und lebte lediglich ihrem Beruf. Ihre Augen, welche ſo viele Urſache gehabt hätten zu weinen, und ihre Lippen, welchen gerechte Klagen hätten entſtrömen können, behielten ſtets in Gegenwart des Gemahls die unwandelbare Milde und Lieblichkeit der Blicke, die Sanftmuth des Lächelns und der Worte.

„Hier unterbricht Fray Inigo abermals ſeine Erzählung, um mit aller Bequemlichkeit den Gewiſſenszuſtand der betheiligten Perſonen unterſuchen zu können. Eine nach der andern führt er uns vor und ertheilt jeder, je nachdem ſie es verdient, Lob oder Tadel. Er zieht eine Parallele zwiſchen Doña Leonor und Doña Pacheca und ſchwankt ungewiß, welcher von Beiden er den Vorzug einräumen ſoll. Denn er geräth in Extaſe über den heroiſchen Widerſtand der Erſten, vergleicht ſie mit einer uneinnehmbaren Burg, mit einem ſchroffen, mit Schnee

bedeckten Berg, während er nicht minder die heilige Resignation der Zweiten bewundert und ihre seltene, musterhafte Treue gegen den treulosen Gemahl preist, mit einem Vulkan sie vergleicht, der, in seinem Innern von Glut verzehrt, auf seiner Oberfläche mit lachenden Blumen und freundlichem Grün prangt."

„Aber ach!" ruft er aus, „wo lebt in unsrer Zeit die Frau, welche von ihrem Mann verlassen, nicht sogleich eilte, sich anderwärts zu trösten, welche nicht jetzt sich rächte, sofern sie nicht schon früher und gleichsam auf Pränumeration sich gerächt hat? Und unter unsern jungen Mädchen zeige man mir heutzutage eine unüberwindliche Keuschheit, einen so gut verschlossenen Thurm, dessen Wache nicht schon der kleinste goldene Regen bestäche, dessen Thüre nicht ein goldener Schlüssel öffnete!"

„In gerechter Entrüstung behandelt er den Don Andres völlig schonungslos und ertheilt ihm, als einem gefälligen Unterhändler eine Menge von Benennungen, welche die Schamhaftigkeit auszusprechen verschmähen müßte, wenn nicht der Mund des Heiligen ihnen eine gewisse Weihe ertheilt hätte."

„Was den Don Diego betrifft, so frägt offenbar Fray Inigo wenig darnach, daß er ein Graf und Grande von Spanien ist, indem er ihm sehr ernst zu Leibe geht. Manches sieht er der Heftigkeit und Aufrichtigkeit seiner Liebe nach und entschuldigt Einiges — quoniam dilexit multum —

weil er so sehr liebte. Dann wählt er die schwierigen und bedenklichen Verhältnisse des Grafen, der Gräfin und der Doña Leonor zu dem Text für fromme Betrachtungen; zeigt die Irrthümer, die Gefahren und die Nichtigkeit aller Leidenschaften dieser Welt; beweist, wie sehr es die Pflicht und der Vortheil jedes wahren Christen sei, die Liebe für ein Geschöpf der Liebe zu dem Schöpfer hintanzusetzen, weil diese Liebe allein keine Irrthümer und Fehler zulasse und stets mit gleicher und beständiger Gegenliebe vergolten werde."

„Dieser letzte Theil des zweiten Buchs des Manuscriptes von Fray Inigo würde mit seiner Fülle aller nur erdenklichen Citate sehr leicht einen fruchtbaren Stoff für schöne Predigten in dreifacher Beziehung liefern und für die ganze Fastenzeit ausreichen, um die Beredtsamkeit eines Pastors und die Geduld seiner Zuhörer auf die Probe zu stellen. Allein der Leser dieser Blätter würde eine solche homiletische Dosis wahrscheinlich für etwas zu stark halten. Daher begnügte ich mich mit einem kurzen Auszug der eigentlichen Essenz und eile wieder zu der Geschichte selbst zurück."

3.

Was war — während die verschiedenartigen Ursachen von Unruhen und Leiden, wie wir oben erwähnten, den Grafen und die Gräfin peinlich be-

ſchäftigten und von Tag zu Tag den Horizont ihrer Ehe mit ſchwärzern Wolken dichter umzogen — aus Doña Leonor und ihrer Mutter geworden? Hatte ſich die Erde unter ihren Tritten geöffnet und ſie verſchlungen, weil ſo eifriges Verfolgen und ſo vielfältiges Nachforſchen auch nicht auf die geringſte Spur von ihnen führen konnten? Es iſt wohl an der Zeit, daß wir den geneigten Leſer über das Schickſal dieſer beiden ehrenwerthen Damen beruhigen. So wollen wir denn rückwärtsſchreitend ſie wieder aufſuchen und den Don Diego mit ſeiner Gemahlin einige Zeit ihrem Kummer überlaſſen.

Kaum war die Alte, welche an Doña Leonor das obige Schreiben überbracht hatte, von dieſer wieder entlaſſen worden, als ſich das junge Mädchen weinend in die Arme ihrer Mutter warf. Sie gab ihr den höchſt kränkenden Brief und ſagte ihr, aus welchen unreinen Händen ſie ihn empfangen hatte. Damit war ſchon hinlänglich erklärt, welch' ein großer Schimpf ihnen angethan worden. Die armen Frauen weinten lange Zeit darüber; allein in ihrer Wohnung bedrohte ſie ſo augenſcheinliche und dringende Gefahr, daß ſie um einigen Schutz ſich umſehen mußten, wenn ſie nicht unfehlbar erliegen wollten. Durch ein brünſtiges Gebet vor dem Bild der Mutter der ſieben Schmerzen in ihrem Kämmerlein ſtärkten und ſammelten ſie ſich ein wenig und begannen auf Schutzmittel gegen jedes etwaige Unternehmen der Wuth des Don Diego zu ſinnen. Ihre Frömmigkeit hatte ohne

Zweifel das Herz der Mutter Gottes gerührt. Der Lohn dafür blieb nicht aus. Zwei Zufälle kamen, einem Wunder gleich, ganz unverhofft ihren Wünschen zu Hülfe.

Zuerst erschien in jenem entscheidenden Augenblick ganz unerwartet ein escribano*), um ihnen den Ertrag von dem Verkauf eines kleinen, von einem kürzlich verstorbenen Oheim ihnen vermachten Grundstücks zu behändigen. Kaum hatten sie das Geld, so berichtete ihnen eine Magd, daß ein an demselben Morgen erst zu Cordova angekommener Maulthiertreiber auch desselben Abends noch nach einem, drei Tagereisen entfernten, an der Morgenseite der Sierra liegenden Städtchen zurückreisen werde. Dort lebte ein ehemaliger Stallmeister ihres Hauses. So sahen sie eine sichre Bahn, wie vom Himmel selbst zu ihrer Flucht geöffnet; Rath und Hülfe waren ihnen zugleich von Oben gekommen.

Eine schnelle Flucht konnte und sollte sie retten. Der Gedanke daran war ihnen kaum eingegeben, als auch schon die Mittel zur Ausführung ihnen geboten wurden. Durch das unverhofft eingehende Sümmchen reichlich versehen, kam ein Vertrag mit dem Maulthiertreiber um so leichter zu Stande, da dieser ein ehrlicher, wackrer Mann war.

---

*) Ein Schreiber, namentlich ein Schreiber von Amtswegen, ein Notar ꝛc.

Mit Vergnügen übernahm er alle Sorgen für ihre Reise.

Durch die Bestellung des Grafen auf den folgenden Tag hatte Doña Leonor anfänglich nur Zeit gewinnen wollen, um Gründe zu ersinnen, womit sie ihn besänftigen und von jedem schlechten Vorhaben ableiten könnte. Nun wollte sie wenigstens die Hälfte ihres Versprechens erfüllen. Zu diesem Zweck schrieb sie jene Antwort, übergab sie der Nachbarin zur Behändigung an Don Diego und reiste dann mit ihrer Mutter im Schutz der Dunkelheit der Nacht, und in weite Reisekleider sorgsam verhüllt, eine Stunde nach dem Ave Maria aus der Stadt ab, ohne von irgend Jemand erkannt worden zu sein.

Sie ritten die ganze Nacht hindurch, trieben ihre Maulthiere zu möglichster Eile und kamen so bei Sonnenaufgang glücklich jenseits der Sierra auf die Ebene hinab. Von hier aus ging die Weiterreise etwas ruhiger und weniger anstrengend vor sich. Sie hielten zuweilen, ihrem Führer zu Gefallen, an irgend einer armseligen Venta an, speisten behaglich, schliefen sorglos und kamen gegen Ende des dritten Tages wohlbehalten in dem Städtchen La Cueva, dem ersehnten Ziel ihrer Wanderung, an.

Dieses Städtchen zählte ungefähr 500 Feuerstellen, war größtentheils von Landwirthen bewohnt und damit vortrefflich geeignet, um ein Leben der Stille und Zurückgezogenheit zu gewähren und allen Blicken der Neugierigen und Späher sie zu ent-

ziehen. Dem guten alten Stallmeiſter kamen ſie freilich ſehr unerwartet, aber er empfing ſie mit ſo unverkennbaren und lebhaften Zeichen der Freude und Liebe, daß ſie den dringenden Bitten, in ſeinem Haus abzuſteigen und ihre Wohnung aufzuſchlagen, unmöglich widerſtehen konnten. Wie glücklich fühlte ſich der Redliche, mit ſeinen ehemaligen, jetzt mit Widerwärtigkeiten ringenden Gebieterinnen nunmehr ſeinen beſcheidenen Wohlſtand theilen zu können! Ihrem vormaligen Reichthum, ihrer Güte hatte er ſein jetziges Glück zu verdanken. Er betrachtete es als eine Segnung des Himmels für ſeine alten Tage, daß ſie zu ihm gekommen, daß ſie ihn würdigten, von Neuem ihr Diener zu werden!

So richteten ſie ſich denn bei ihrem neuen Wirth beſtens ein und verlebten bei ihm die erſten Monate ihres freiwilligen und ehrenvollen Exils in der tiefſten Zurückgezogenheit. Allerdings waren es Wintermonate, welche mit fortdauernder Feuchtigkeit und anhaltendem Regen ohnehin nur ſelten Veranlaſſung zum Spazierengehen boten. Sie verließen das Haus nur Sonntags und an Feiertagen, um in der Kirche eine Meſſe zu hören, oder zu beichten und zu communiciren. Um auch bei dieſen ſeltenen Gängen noch weniger erkannt zu werden, hatten ſie die plumpe Localtracht angezogen, und Doña Leonor verließ das Haus nie, ohne daß ſie den Schleier von ſchwarzem Wollenzeug tief über das Geſicht herabzog. Bisher hatten ſie nicht ein-

mal die Aufmerkſamkeit der Weiber des kleinen Städtchens erregt und nach den Stürmen der letzten Tage zu Cordova in dieſes ſtille, friedliche Leben der ehrbaren Familie ſich leicht gefunden. In der Regel waren ſie Morgens allein, aber Abends, wenn Don Julian ſeine Feldarbeiten beſichtigt hatte und die Mägde mit allen Geſchäften des Hauſes im Reinen waren, verſammelte man ſich beim Schein des candil im großen Zimmer und ſetzte ſich um das brazero*) her. Die Frauen nähten oder ſpannen und der gute Stallmeiſter erzählte hundert merkwürdige Geſchichten von dem Ruhm und den ſchönen Kriegsthaten des verſtorbenen Herrn, oder las vor aus irgend einem Buch der Erbauung, oder aus einer anmuthigen Rittergeſchichte.

Der Frühling änderte nur wenig an dieſer Lebensweiſe. Aber Doña Leonor gewöhnte ſich allmälig, vor dem Schlafengehen mehrere Stunden in ihrem Kämmerlein aufzubleiben, während alle übrigen Hausbewohner ſtets ſogleich nach dem Abendeſſen ſich zu Bett legten, wie es zur Winterszeit der Kälte wegen geſchieht. Wie ſüß waren ihr dieſe Stunden der Einſamkeit und ſtillen Betrachtungen! Das ganze Städtchen lag in tiefem Schlummer, ſie allein öffnete ihr vergittertes Fen-

*) Ein großes eiſernes Behältniß mit Kohlen, welches in manchen Gegenden Spaniens die Dienſte eines Ofens oder Kamins auch noch heutzutage verrichten muß.

ſterchen nach einem Gäßchen, welches in das Feld führte. Ihre Thränen floſſen, ſie wußte nicht warum; ſie blickte zu den am Himmel flimmernden Sternen empor; ſie athmete die wohligen Lüfte der Mainacht, welche auf weichem Fittig die Düfte von tauſend Orangen durch das Thal hintrugen; oder ſie begleitete auf einem alten Spinett, welches der gute Stallmeiſter aufgetrieben hatte, die Melodie irgend eine der alten, ihrem Vater ſo lieben Romanzen und weinte abermals, innigſt gerührt von den alten, einfachen Weiſen, auf deren Tönen und Worten der Erinnerungen ſo viele an ihrer Seele vorüber zogen.

„Thränen der Jungfrauen! reine Thränen!“ ruft Fray Inigo aus; „helles Bächlein, deſſen Quelle unbekannt iſt! geheimnißvolle Perlen, in der Tiefe irgend eines, Niemand kann ſagen — welches, Meeres gebildet! Erquickende, erfriſchende Thränen! Süße Thränen, die ihr aus dem Azur eines ſtrahlenden Augenſterns herabfallet, ohne nur für einen Augenblick ſeinen Glanz zu trüben, ſo wie der Thau vom Himmel niederfällt, ohne daß dieſer ſich verhüllt oder im Mindeſten von ſeiner Heiterkeit verliert. Wie verſchieden ſeid ihr von den andern brennenden und bittern Thränen, welche ſpäter die vom Engel des Falls verdunkelten Augen vergießen werden. Dieſe gleichen alsdann einem Regen beim Gewitter, welcher, vom Sturm der Leidenſchaft vor ſich her getrieben, alle grünen Keime und Blüten der Hoffnung ausreißen und brechen

wird! Oder einem unwiderſtehlichen Bergſtrom, der alle Saaten der Jugend und alle Blumen ſo vieler kindlichen Täuſchungen und Träume ausreiſſen und zu ſeinem Bett ſich Runzeln in das Geſicht und tiefe Falten in die Seele graben wird!"

Eines Abends verweilte Doña Leonor bereits längere Zeit an ihrem Fenſterlein und preßte die Stirn an das Eiſengitter, als plötzlich das Geräuſch leiſer Tritte in dem Gäßchen ihren Träumen ſie entriß. Sie blickte durch die Helle des ſo eben aufgehenden Mondes hinab, und ſah einen hochgewachſenen Mann, der, bis an die Augen in ſeinen Mantel gehüllt, von der weißen Mauer des gegenüberſtehenden Hauſes grell und ſchwarz abſtach. Er entfernte ſich bald und verſchwand nach dem Feld hin, nachdem er öfters ſtillgeſtanden und den Kopf umgedreht hatte.

Wer war dieſer Mann? Obgleich ſie von ſeinem Geſicht nichts unterſcheiden konnte, ſo hatte doch ſein ganzes Aeußere ihr bewieſen, daß es Niemand aus dem Städtchen war. Anzug, Haltung und Benehmen verriethen den Edelmann. Wenn es Don Diego geweſen, der ihr Aſyl entdeckt hatte und nun auch hier ſie verfolgen wollte! Dieſe Beſorgniß ließ ihr die ganze Nacht hindurch keine Ruhe mehr und ſtörte den ganzen folgenden Tag. Dennoch ſchwieg ſie darüber gegen ihre Mutter und gegen den Wirth, um nicht auch dieſe mit einer ſo wenig begründeten Beſorgniß zu beunruhigen.

An den folgenden Abenden erſchien zu derſelben Zeit dieſelbe Geſtalt ſtets wieder und ging wiederholt unter ihrem Fenſter vorüber. Aber, entweder ſchien der Mond nicht hell, oder der Himmel war bedeckt, Doña Leonor konnte nichts an dem Fremden erkennen. Dieſes fortwährende Wiederkommen des Unbekannten verſcheuchte wenigſtens den zuerſt gefaßten beruhigenden Gedanken. Der Graf konnte es nicht ſein, denn Don Diego würde ſchwerlich damit ſich begnügt haben, eine ganze Woche hindurch, einer Schildwache gleich, vor dem Fenſter auf und ab zu gehen; und wäre er wirklich in La Cueva angelangt, ſo würden gewiß ſchon ganz andere Schritte ſein Daſein verkündet haben.

Indeſſen beſchäftigte der unaufhörliche Beſuch des Gäßchens das junge Mädchen ſehr und ſetzte es ihr bald außer Zweifel, daß ſie der Gegenſtand deſſelben ſei und daß dieſer Anfang einer Huldigung nur ihr gelte. So war ihr denn an dem Ort, wohin ſie ſich geflüchtet hatte, um den Verfolgungen des erſten Anbeters zu entgehen, ein Zweiter erſtanden! Als welch' ein unglückſeliges Geſchenk des Himmels betrachtete ſie die Reize, welche überall nur Schlingen und Gefahren für ſie ausſäten! Was ſollte ſie beginnen, um noch ſorgfältiger ſich zu verbergen, in noch dichteres Dunkel ſich zurückzuziehen? Ach! ſie fühlte jetzt lebhafter als jemals, daß bei ihrer Armuth und Hoffnungsloſigkeit auf irgend eine ſichere Verſorgung, das Kloſter allein eine ſichere Freiſtätte ihr gewähren würde!

In einer Nacht war die Stunde des gewöhnlichen Erſcheinens des Unbekannten ſchon längſt vorüber. Es war ſchon ſpät. Die Uhr der kleinen Kirche hatte die eilfte Stunde bereits geſchlagen. Lautlos war das ganze Städtchen. Doña Leonor öffnete ihr Spinettchen, ſang eine alte Romanze, welche ihr gerade einfiel und ſprach damit ſehr naiv einige Gedanken aus, die in dieſem Augenblick ihre Seele beſchäftigten. Die Worte der Romanze waren:

Das Alter naht, die Zeit rückt an,
Bald Vierzehn wirſt du zählen;
Dolores, liebes Töchterlein
Mußt einen Mann dir wählen!
Sprach warm Don Gil de Sandoval,
Reich ſollſt du ausgeſtattet ſein,
Und koſtet es den Degen mein,
Den letzten, einzigen Real!

„Behalte nur den Degen dein
Und ſpare die Reale;
Er iſt nicht arm, iſt nicht Vaſall,
Der mich will zum Gemahle.
Er hat genug für Weib und Mann,
Sein Gut ſind viel Provinzen,
Er iſt der Prinz der Prinzen,
Der hehre Don Sebaſtian.“

So wirſt du Königin ja ſein,
Wenn Don Sebaſtian König!
Sein Ritter- und ſein Chriſtenleid
Verleiht das Krongeſchmeid!
Doch bau, mein theures Herzenskind,
Nicht auf ein ſolch' Verſprechen,
Caſtiliens Prinzen brechen
Oft Eide, — wenn ſie Kön'ge ſind.

„Wär' ich Prinzessin, Königin. —
Und hätt' ich Treu geschworen,
Ich blieb' doch treu dem Liebsten mein,
Wär' Er auch arm geboren! —
Nur nicht so düster dreingeschaut;
Bewahr' sein Eh'versprechen,
Mein Herz wird drob nicht brechen,
Im Kloster werd' ich Himmelsbraut!

Wie sie die letzte Strophe vollendete, hörte sie deutlich die Schritte des Unbekannten in dem Gäßchen. Ja, es waren seine Schritte, sie kannte sie, sie täuschte sich nicht! Sie wagte es nicht, an das Fensterchen zu schleichen! — Aber er war es. — Er war also schon da gewesen, während sie gesungen hatte; er hatte sie behorcht! Was mochte er dabei denken? Dachte er nicht vielleicht gar, daß sie von seiner Gegenwart überzeugt, aus Koketterie ihn habe ihre Stimme hören lassen wollen, um seine Galanterie zu ermuthigen? Doch, nein! Das glaubte Er nicht! Seine bescheidenen und ehrfurchtsvollen Spaziergänge verriethen keineswegs so eitlen Dünkel! Sein schüchternes Bezeigen der Ehrfurcht und Anhänglichkeit verdiente kein so hartes Urtheil! War Er denn wirklich auch ein Liebender, ein Anbeter? Wo und wie hatte er sie gesehen, um sich in sie zu verlieben? — Aber, wer anders als ein Anbeter würde so treu und beständig unter ihrem Fenster seufzen? Denn längst schon hatte er nicht nur Stunden, sondern ganze Nächte in dem Gäßchen und unter ihrem Fenster zugebracht!

Ganz erfüllt mit dieſen beunruhigenden und quälenden Gedanken, ganz irre und wirre in dem jungen Herzen, legte ſich das arme Kind zu Bett, ſchwerlich um zu ſchlafen.

Es war die Nacht vor dem Tag der Himmelfahrt des Heilandes. Früh Morgens erhoben ſich Doña Leonor und ihre Mutter, um, der Chriſtenpflicht getreu, in ihrer Pfarrkirche eine groſe Meſſe zu hören. Das ganze Städtchen war in der kleinen Kirche verſammelt, wo zu Ehren des Feſtes alle Plätze und Wände zu groſer Gala geſchmückt waren. Thimian, Lavendel und Rosmarin waren auf den Boden geſtreut und verbreiteten ſüſen, heiligen Geruch. Alle Pfeiler des Schiffs waren mit rothem Damaſt umzogen, die Altäre und die Kanzel mit ihrem reichſten Spizenzeug geſchmückt, die Jungfrauenbilder der Kapellen mit ihren Staatsanzügen geputzt. Selbſt die ganz aus Stein beſtehende heilige Jungfrau in der Niſche des Portals trug einen ſtattlichen Muſſelinſchleier und zierliche Manſchetten. Aber die reichſte und prächtigſte von Allen war ohne Zweifel die Jungfrau des Hochaltars Santa Virgen de las Mercedes*), die Schutzpatronin des Städtchens. Sie trug eine Robe und einen Mantel von weiſem Atlas, reich mit Silber geſtickt, welche die Gemahlin des Oberherrn des Städtchens, die Gräfin Ubeda, zu dieſem Feſt eigens geſchenkt und geſendet hatte. Die Nachricht,

*) Die heilige Jungfrau der Gnaden; die Gnadenmutter.

daß die heilige Mutter Gottes an dieſem Tag in ganz neuem Putz erſcheinen würde, hatte ſich durch die vertrauten Mittheilungen der Frau Sakriſtanin in der ganzen Gegend verbreitet und ſeit acht Tagen den Gegenſtand aller Unterhaltungen im Städtchen gebildet.

Doña Leonor kniete neben ihrer Mutter. Zwiſchen dem Evangelium und der Predigt wagte ſie es, der ganzen weiblichen Gemeinde gleich, ihren Schleier ein wenig bei Seite zu ſchieben, um das prachtvolle neue Gewand des Muttergottesbildes, von welchem ſie ſeit acht Tagen Wunderdinge hatte erzählen hören, zu bewundern. Aber zufällig geſchah es, daß ihr zum erſtenmal auf dieſe Weiſe in der Kirche umherfliegender Blick ſich noch etwas weiter verirrte und über die Blumen des Hochaltars und Tapeten und Kränze hinwegeilend, plötzlich den Blick eines jungen Mannes traf, der ſtehend an einen Pfeiler ſich lehnte.

Wäret ihr Zeuge des Zuſammentreffens dieſer beiden Blicke geweſen, ſo hättet ihr nicht unbemerkt laſſen können, daß deſſen Wirkung eine zwiefache und ſehr verſchiedene war. Wie von dem erſten Strahl einer lang erſehnten Morgenröthe plötzlich beleuchtet, erglänzte das Angeſicht des Jünglings in Freude, während die Jungfrau am ganzen Leib erbebte und zuſammenſchrak, als hätte ein Blitz neben ihr eingeſchlagen. Sie ſenkte die Augen und das Haupt, zog den Schleier wieder zuſammen und barg darin ihr erröthendes Antlitz.

Aber wie tief fortan ihre Andacht, wie brünſtig ihre Frömmigkeit zu ſein ſchien, wie eifrig und unabwendbar ſie horchte, um kein Wort des predigenden Kapuziners zu verlieren, wie feſt und zierlich ihre weißen Fingerchen auch die ſchwarzen Körner des Roſenkranzes zu manchem Pater und Ave während der Meſſe hielten, — ſo war ihre Seele und ihr Herz doch wirklich mit andern Dingen beſchäftigt und plötzlich zu andern Gefühlen ſehr lebhaft aufgeregt. Dieſer erſte und einzige Blick des jungen Mannes hatte ſie überzeugt, daß Er derſelbe ſei, welcher die allnächtliche Patrouille in ihrem Gäßchen bildete!

Alſo belauſchte er ſie auch des Tags immer und überall? Alſo hatte ſie alle mögliche Urſache, trotz ſeines ehrerbietig beſcheidenen Benehmens, trotz ſeines guten Ausſehens und ſeines ſchönen Geſichts, ſich über die Beharrlichkeit ſolcher Verfolgung zu beunruhigen?

Nach einem heißen Gebet zu der heiligen Jungfrau um gnädigſte Beſeitigung dieſer neuen, ihrer Tugend gelegten Schlinge, verließ ſie am Ende des Gottesdienſtes mit ihrer Mutter die Kirche, hüllte ſich dicht in den Schleier und öffnete dieſen an der Thüre kaum weit genug, um mit Weihwaſſer ſich beſprengen zu können. Nach der Siesta ſchützte ſie ein heftiges Kopfweh vor, um nicht in die Veſper gehen zu dürfen. Sie beſorgte, den jungen Ritter dort abermals zu treffen und durch

ſolch ein zweites Wiederſehen an demſelben Tag ihn gewiſſermaßen zu ernſterm Verſuch zu ermuthigen.

Feſt entſchloſſen, ihr Mißfallen über ſeine Galanterie ihm offen und deutlich kund zu geben, wollte ſie Abends den Laden vor ihrem Fenſterchen ſchließen. Allein, hieße das nicht: ihm förmlich den Abſchied ertheilen? Mochte ſie nun mit dieſer, gegen einen ſo beſcheidenen Anbeter allzuſtrengen Maßregel allzulange gezaudert haben, oder war er wirklich dieſen Abend früher als gewöhnlich in das Gäßchen gekommen, genug, Er ging vorüber, als das Fenſter noch offen genug war, um einem Sträußchen von Roſen Raum zu geben, welches von der Straße heraufgeworfen, durch die Eiſengitter zu den Füßen der Doña Leonor hereinflog.

Der plötzliche Anblick dieſes Straußes war für das arme Kind die Veranlaſſung heftigſter Verwirrung. Damit hatte offenbar eine neue Zeit begonnen, damit war das Signal zu unmittelbaren und weit vertraulicheren Anſprüchen gegeben. Lange Zeit betrachtete ſie den Strauß ſtarren Blickes und konnte ſich nicht entſchließen, ihn aufzuheben, obgleich ſie die Pflicht, ihn ſogleich auf die Straße zurückzuwerfen, ſehr lebhaft fühlte.

Endlich war ſie über Thun und Laſſen mit ſich ſelbſt einig geworden und hatte zu dieſem Ende ſehr furchtſam das Sträußchen aufgehoben. Als ſie mit Augen voll Mitleid die ſchönen friſchen Röschen betrachtete, gewahrte ſie ein dazwiſchen geheftetes Billetchen. Wehe! Neue Verwirrung,

neuer Zwieſpalt und Kampf in ihrem Innern! Von einer Seite gebot die Stimme edler Jungfräulichkeit ganz entſchieden, daß ein mit einem Billetchen bereicherter Strauß um ſo eher an ſeinen Abſender auf die Gaſſe zurückgeworfen werde. Auf der andern Seite ſprach die Stimme der Vernunft: ein Billetchen iſt ein ſprechendes Papier und ſoll alſo nicht, gleich den ſtummen Blumen, ohne vorher angehört worden zu ſein, verurtheilt werden. Bei genauerem Erwägen ſiegte denn auch die Vernunft. Doña Leonor öffnete nicht ohne namhaftes Zittern das Billetchen und las:

„Ohne Zweifel iſt es ſehr kühn von mir, an euch, verehrtes Fräulein, zu ſchreiben. Nur die Aufrichtigkeit meiner Liebe und die Ehrlichkeit meiner Abſichten werden, wie ich hoffe, mein Wagen in euren Augen einigermaßen entſchuldigen. Ich vertraue euch das Geheimniß einer Liebe, welche nicht plötzlich und unüberlegt hereinbrach, denn es ſind bereits zwei Monate verfloſſen, ſeitdem ich euch zum erſtenmal beim Ausgang aus der Kirche dieſes Städtchens erblickte. Betroffen von der hohen Schönheit eures Angeſichts, das ich nur in dem Augenblick, als ihr das Weihwaſſer nahmt, zu ſehen bekam, wurde ich durch den Adel eurer Haltung und eures Benehmens, durch euer Weſen voll Würde noch mehr bezaubert. Unwiderlegbar erkannte ich, daß ihr Die nicht ſein könnet, welche ſo grobe Kleider andeuten, und von Stunde an war

ich nicht mehr Herr meiner ſelbſt und hatte die Ruhe meiner Seele verloren.“

„Ich ſtudirte früher zu Salamanca und zog mich hieher zurück, um in meinem kleinen Häuschen ungeſtörter für die Antretung meiner juridiſchen Laufbahn im folgenden Jahr mich vorzubereiten. Muß ich es euch erſt ſagen? Da, wo ich die Ruhe geſucht hatte, fand ich gerade eine für meine Studien viel gefährlichere Zerſtreuung, als aller Taumel der Univerſität es je geworden wäre. Mit nichts Anderm konnte ich fortan mich beſchäftigen, als mit den ſehnſüchtigen Spaziergängen vor eurem Fenſter. So oft ihr in der Kirche waret, kniete ich in eurer Nähe; ganze Abende, ja ganze Nächte brachte ich in dem Gäßchen vor eurem Fenſter zu und betete als einzigen Stern dieſer feierlichen Stunden euer candil an, welches durch die Eiſengitter eurer Kammer einige matte Strahlen herabſandte.“

„Vielleicht hätte dieſes ungewiſſe, inhaltloſe Glück mir für noch lange Zeit genügt! Aber geſtern hörte ich den Zauber eurer Stimme und heute ſtralte mir aller himmliſche Glanz eurer Schönheit aus eurem Blick entgegen. Ach! Fräulein, ſo viel Freude in ſo wenigen Stunden erſchien mir als ein ſo auffallendes Zeichen der Huld des Himmels, daß es keine Seligkeit mehr giebt, nach welcher zu ſtreben ich von Stunde an mich nicht berechtigt hielt. So hatte ich denn beſchloſſen, mit Vermeidung jedes Umweges und krummen Pfades, auf der kürzeſten

und geradeſten Straße dem himmliſchen Ziel meiner heißeſten und theuerſten Wünſche entgegenzugehen. Ich weiß, daß ihr frei und gleich mir von edelm Stamme ſeid. Was ich an Vermögen beſitze, reicht für den Anfang zu einem ehrbaren Auskommen. Mächtige Freunde am Hof verheißen mir ein ſchnelles Vorrücken und Steigen auf den Stufen der Gerichtshöfe. So gönnet mir denn das Glück eurer Hand und würdigt mich der höchſten Gunſt, euer Schickſal an die Hoffnung meines Glücks zu knüpfen. Groß und herrlich, ich fühle es, wird mein Glück ſein, ſobald ihr wollt, denn meine Erhebung wird lediglich von euch abhängen, von eurer Liebe, von der Aufmunterung, welche ihr meinem Ehrgeiz geben werdet."

Dieſer Brief hatte zur Unterſchrift den Namen: Don Felix de Vargas. Die biedere und gefühlvolle Offenherzigkeit dieſer Erklärung machte es Doña Leonor unmöglich, weder zu bereuen, daß ſie dieſelbe geleſen hatte, noch über den Inhalt ungehalten zu werden. Indeſſen war die ganze Geſchichte dadurch ſo weit gediehen, daß ſie Bedenken tragen mußte, ferner darüber mit ſich allein zu Rathe zu gehen. Die Mutter, welche ſie bisher wegen der ſchüchternen Galanterien eines Unbekannten nicht hatte beunruhigen wollen, mußte nun nothwendig zur Mitwiſſenſchaft gezogen, um Rath und Anſicht befragt werden, ob ſie mit einem nunmehr offen erklärten Liebhaber und Bewerber einen Schritt weiter ſich einlaſſen ſollte und könnte.

Geheim durfte dies Verhältniß nicht länger bleiben, wie ehrenvoll der Bittsteller sich auch zeigen mochte. Mit dem festen Entschluß, am kommenden Morgen Doña Beatrix Alles zu entdecken, legte sie sich zu Bett und hoffte, darüber ruhig zu schlafen; allein Reiz und Aufregung waren zu neu und mächtig und störten oft den Schlummer der Jungfrau. Im Traum erblickte sie sich selbst in der Kirche, angethan mit einem weißem Atlaskleid gleich der heiligen Jungfrau auf dem Hochaltar, und ein junger Engel, gleich jenem der Kapelle der Verkündigung, der jedoch auf den Schultern einen Mantel trug, worunter er seine Flügel verbarg, erschien sie zu begrüßen und reichte ihr einen großen Strauß von Lilien mit einigen Rosen.

Tief ergriffen und gleichsam trunken von diesem Traum, ging Doña Leonor sogleich nach dem Aufstehen in das gemeinschaftliche Zimmer. Sie fand Don Julian bei ihrer Mutter, erzählte ihnen haarklein das ganze Abentheuer und überreichte ihnen den Brief.

Der gute Stallmeister schien keineswegs ob dieses Antrags gewaltig zu erstaunen. Vielleicht war er von Don Felix selbst darauf schon vorbereitet, denn er verbürgte sich sehr lebhaft für die wohlgemeinten und edlen Absichten des jungen Mannes, gestand, dessen Familie genau zu kennen und wußte auch, daß sein verstorbener Vater Mitglied des großen Raths von Castilien gewesen und in der ganzen Provinz einen hochgeachteten Namen

hinterlaſſen hatte. Hierüber erfreut, hatte die Mutter von Doña Leonor nicht das Mindeſte gegen eine nähere Verbindung einzuwenden, ſah vielmehr dieſelbe als ein ſehr unverhofftes Glück an.

Bei näherer Betrachtung erſchien der guten Matrone eine ſolche Verbindung als ein ſicherer Hafen nach allen Stürmen, welche ſie bereits betroffen hatten, und gegen alle, welche ſie ferner bedrohen konnten. Doña Leonor erklärte als eine beſcheidene und folgſame Tochter, daß ihr Wille in dieſer Angelegenheit für gar nichts gerechnet werden ſollte, daß ſie übrigens durchaus keinen innern Widerwillen gegen eine nähere Verbindung mit dem nächtlichen Spaziergänger verſpürte, mithin auch nichts einwenden könnte, wenn dieſer Don Felix künftig ganz öffentlich den Hof ihr machte, ſeine Wünſche und Hoffnungen officiell darlegte, die Verheirathungsbedingungen feſtſetzte und die Hochzeit ſelbſt ſo ſchnell als immer thunlich herbeiführte.

Sehr gern übernahm Don Julian dieſen Beſcheid für den Liebhaber und führte ihn ſchon deſſelben Abends in der Familie ein. Die erſte Zuſammenkunft verrieth, ich muß die Wahrheit ſagen, ſehr wenig Leidenſchaftlichkeit. Die jungen Leute hatten kaum den Muth, ſich zuweilen einen Blick zuzuwerfen und ein Paar Wörtchen mit einander zu ſprechen; Don Felix zeigte ſich beinahe eben ſo ſchüchtern und verlegen, wie Doña Leonor. Trotz ſeiner glühenden ,und zärtlichen Neigung bewies er

ſich nur als einen Schüler in der Praxis der Wiſſenſchaft der Liebe. Er hatte darin, ſo gut wie in der Rechtswiſſenſchaft, die höheren Grade erſt noch zu erzielen.

„Hier wollen wir abermals den Fray Inigo hören. Er wandelt ganz behaglich die Kreuz und die Quer durch dieſe Geſchichte, kümmert ſich nie um die Ungeduld des Leſers und ſchlendert dahin, als ſäße er bei einem Spazierritt durch die Felder auf ſeinem Maulthier und vergäße dabei völlig, daß man ſeiner zu Hauſe zur Abendmahlzeit harrt. Wir ſpringen mit gleichen Füßen über funfzig Seiten ſeiner Handſchrift, weil er auf denſelben ſehr ausführlich Tag für Tag die Beſuche des Don Felix bei Doña Leonor beſchreibt und den kleinſten Fortſchritten ihrer legitimen Liebe ganze Abhandlungen widmet. Dennoch überſchlagen wir nur aus Furcht vor übermäßiger Ausdehnung unſerer Erzählung dieſen Theil der Chronik des guten Vaters, weil er gerade darin eine ſeltene Tiefe und viel Zartgefühl der Herzenskunde offenbart, durch den Ernſt und die Würde ſeiner Sprache und ſeines Charakters zu einer ſehr empfehlenswerthen Autorität ſich erhebt.“

„Dieſen ächten Verbalproceß von Blicken und Seufzern ſchließt er mit einer langen Lobrede auf das Verdienſt des Don Felix, weil dieſer Jüngling nach dreimonatlichem Hofmachen und am Vorabend der Hochzeit noch nicht kühn genug geworden, nur die Hand ſeiner Braut zu küſſen. Dies erinnert ihn ſehr lebhaft an die ſchönen Vorzüge der ver-

gangenen Zeiten vor der Gegenwart und er ruft dabei aus: Verkehrtes, verderbtes Zeitalter! ausgeartet bist du in Allem! Alles hast du verdorben, sogar unsrer Väter edle, methodische Geduld im Lieben! Was ist nun aus dieser, ehemals so schönen, gottseligen und ritterlichen Kunst geworden? Seht ihr nicht auf Spaziergängen sowohl, als während der Messe, unsre jungen Herren und jun. Damen auf das Unverschämteste Zeichen und Blicke wechseln? Erlebt man es nicht, daß heutzutage nicht selten ein einziger Spaziergang auf dem Alameda zu Stande bringt, was früher durch den bescheidensten und geheimnißvollsten Umgang eines Jahres kaum erreicht wurde? Zudem ist es bei allen solchen Ereignissen ein wahres Wunder, wenn nicht gerade die Damen, welche vordem Muster von Schamhaftigkeit und Zucht und Ehrbarkeit waren, heutzutage zu losem Spiel herausfordern und den Kampf auf das Entschlossenste führen. Die Eine läßt ihr Taschentuch, die Andre ihren Fächer, eine Dritte ihre Handschuhe fallen, nur damit irgend ein galanter Mann sie aufhebe, oder, damit sie bei dieser gemachten Gelegenheit ein Stelldichein recht bequem verabreden könne. Daher nennen auch die Liebesritter unserer Tage, welche von der Schönen, deren Bekanntschaft sie Morgens gemacht haben, bereits denselben Abend unter das Fenster eingeladen werden, um die Langeweile zu vertreiben und den Hof zu machen, solchen Zeitvertreib der Galan-

terie mit Recht zum Spott: pelar la pava!*) Ich frage euch Alle auf euer Gewiſſen: was bleibt auch in der That dem armen Vögelchen, welches ſich ſelbſt in ihre Netze ſtürzte, von allen ſeinen Federn übrig?“

4.

Alle Familieneinrichtungen waren getroffen, ſie hatten die Hochzeit der jungen Leute mehr verzögert, als irgend Jemand wünſchte, und Alles vereinigte ſich nun zu dem Beſchluß, daß dieſes Feſt unabänderlich vor der Faſtenzeit gefeiert werden ſollte.

Don Felix ließ ſich die Marotte, ſeine Braut bei der Vermählung in außerordentlichem Staat auftreten zu ſehen, nicht ausreden. Alles dazu Nöthige konnte nur in Cordova angeſchafft werden.

Dahin alſo ſendete er einen ſeiner Diener mit

---

*) Mit ſeiner Geliebten unter ihrem Fenſter Abends oder Nachts ſich zu unterhalten, heißt heutzutage in Spanien gewöhnlich: pelar la pava — eine Truthenne rupfen. Indeſſen ſcheint Frau Inigo dieſe Redensart mit Unrecht als eine Perſiflage der Liebe oder der Damen zu betrachten. Sie ſcheint vielmehr etwas nicht Förderndes, ein unnützes Thun anzudeuten, vielleicht ſogar die Tugend der ſpaniſchen Damen zu preiſen. Denn das ſpaniſche Sprichwort: perder el tiempo en pelar la pava (die Zeit mit Unnützem oder Poſſen zubringen) dürfte damit am nächſten zuſammen hängen.

dem Auftrag, einen ganzen, möglichſt reichen und geſchmackvollen Anzug zu kaufen. Von dieſem unglückſeligen Einkauf würde ihn Doña Leonor gewiß abgehalten haben, wenn er nicht, aus Galanterie, daraus ein Geheimniß gemacht hätte. Dieſes Brautkleid führte alle die tragiſchen Ereigniſſe herbei, welche wir leider erzählen müſſen.

Der Diener des Don Felix war ſogleich nach ſeiner Ankunft zu Cordova in einen Laden auf dem Plaza del Rey*) gegangen, um aus dem ungeheuern Vorrath von Gold- und Silberbrokaten etwas Paſſendes zu wählen. Er ließ die ſeltenſten und theuerſten Stücke ſich vorlegen, indem er mit ſchlechtangebrachter Eitelkeit und Großthuerei verſicherte, daß für die Dame von hohem Stand, welche den Einkauf ihm übertragen habe, nichts zu koſtbar, ja kaum etwas koſtbar genug ſein könne. Dadurch war die Neugierde der Verkäuferin auf die Folter geſpannt und ihre Zunge in die lebhafteſte Bewegung geſetzt, um den an ſich Einfältigen, Unvorbereiteten und Argloſen mit Fragen ſo lange zu beſtürmen, bis er Namen, Stand, Wohnort der Verlobten und den Tag der Hochzeit ihr genannt hatte.

Aber dieſes Weib trieb im Schutz ihres Handels mit Seidenwaaren, noch ein anderes einträglicheres Gewerbe. Für die jungen Damen, die ohne alles Arg in den Seidenladen gehen konnten,

*) Der Königsplatz.

ſpielte ſie die gewandte Zwiſchenträgerin und Gelegenheitsmacherin. Als ſolche hatte ſie auch bei Don Andres und Don Diego manche Dienſte geleiſtet und namentlich bei der Jagd nach Doña Leonor eifrigſt mitgeholfen. Sie pries im Herzen ihr gutes Glück, welches ſo unvermuthet zur Herrin des längſterſehnten Geheimniſſes ſie gemacht und einen reichen Lohn ihr geſichert hatte. Mit den allerfreundlichſten Worten verſprach ſie dem Diener, die gewählten Stoffe auf das Beſte verarbeitet nach zwei Tagen bereit zu halten und eilte dann zu Don Diego, um die erfreulichſte aller Nachrichten als getreue, eifrige Dienerin ihm zu bringen.

Gleich einem Blitz, der aus blauem Himmel plötzlich niederfährt, ſchreckte dieſe unvermuthete Kunde den Grafen aus ſeinem ſtillen, thaten- und leidenſchaftsloſen Trübſinn auf. Die Liebe, welche durch keine Entmuthigung hatte getilgt werden können, an der die Zeit alle ihre gewöhnliche Kraft verloren zu haben ſchien, erwachte um ſo ſtürmiſcher, glühender, begieriger nach endlicher Befriedigung.

„So," ruft Fray Inigo aus, „erhob ſich plötzlich die Schlange, welche unter dem Schnee der Verachtung in todesähnlichen Schlaf verſenkt und durch die lange Trennung erſtarrt, aber nur im Genuß ſtirbt und aus den Wunden ihrer Biſſe ſich tränkt, umwand ziſchend den Unglücklichen mit doppelten Schlingen, ſchwang bis zu ſeinen Lip-

pen ſich auf und ziſchte ihm alles Gift der neuen, berauſchenden Hoffnung aus ihrem Rachen in die Seele. Wahrlich, der Verſucher muß dieſen Ritter ganz beſeſſen haben, daß er ihn gegen alle Vernunft und alles Mitleiden noch einmal hinreißen konnte, dieſes tugendhafte Mädchen von Neuem ſo eifrig zu verfolgen! Was konnte Er durch ihr Verderben gewinnen? Hatte ſie ihr Herz einem Andern gegeben? Ach! wehe uns, mein Herr und Heiland, wehe uns! wenn du einmal geſtattet haſt, daß die Liebe, dieſer ſchlimmſte und wüthendſte aller Dämonen, ſich in unſer Herz geſchlichen und dort ſich feſtgeſetzt hat! Wehe uns! Er lacht aller Beſchwörungen und jedes Exorcismus, und unſre Seele, mag ſie noch ſo edel und mitleidig geweſen ſein, regiert uns nicht mehr von Stunde an. An ihrer Stelle treibt irgend ein mir unbekanntes wildes, reißendes, heißhungriges Thier uns unabläſſig an, gleich dem barbariſchen Gott der alten Heiden, der von ſeiner Kinder Fleiſch ſich nährte, zu verſchlingen, was wir lieben."

Don Diego hatte ſogleich ſeinen Freund Don Andres zu ſich kommen laſſen und ihm auf das Beſtimmteſte erklärt, daß er ſein Unternehmen der Liebe von Neuem beginnen und Doña Leonor, ſelbſt um den Preis ſeines Lebens und ſeiner Seele, beſitzen wollte. Wie gewöhnlich ſpielte Don Andres auch diesmal den Gefälligen, erbot ſich zu allen erdenklichen Freundſchaftsdienſten bei dieſem heilloſen Vorhaben und hielt ernſtlichen Kriegsrath

über die Angriffspläne gegen die Ehre des armen Mädchens. Hiernach beschlossen sie, insgeheim und selbst ohne Wissen der Gräfin, bei Nacht wohlbewaffnet abzureisen, auf dem nächsten Weg nach La Cueva zu eilen und sich von zehn Bewaffneten zu Pferd begleiten zu lassen, um Doña Leonor, falls sie nicht gutwillig und ohne Aufsehen sich ergeben sollte, mit offener Gewalt und selbst Angesichts des ganzen Städtchens aus den Armen ihres Bräutigams zu reißen.

Trotz der brennenden Ungeduld des Don Diego kamen sie mit allen ihren Zurüstungen doch erst tief in der Nacht zu Ende und konnten kaum vor Tagesanbruch ausreiten. Sie durchzogen den wildesten und unwegsamsten Theil der Sierra und stürmten, immer der geraden Richtung folgend und ohne ihren Thieren eine Rast zu gönnen, so eilig bergauf und bergab, daß sie bald nach Sonnenuntergang La Cueva erreichten. Zwei ihrer Bewaffneten hatten sie unterwegs verloren. Der Eine war bei dem abschüssigen Ritt von Tres Cruces*) herab vom Pferd gestürzt und hatte den Arm gebrochen, dem

*) Zu den drei Kreuzen, eine furchtbare, schroffe Felszinne, über welche ein schwindelnder Pfad für Fußgänger und Maulthiere führt. Die Schrecken und Gefahren zu mindern und den göttlichen Schutz zu erflehen, wurde ein Kreuz daselbst errichtet und diesem bald von der Frömmigkeit glücklich hinübergekommener Reisenden ein zweites und drittes Votiv-Kreuz beigestellt.

Andern war sein Thier unter dem Leib todt zusammengestürzt.

Der ganze Zug hielt vor einer kleinen Venta am Eingang des Städtchens. Der Bewillkommnungsgruß des dienstfertigen Wirthes beseitigte unvermuthet die Besorgniß, daß die Ankunft einer solchen Schaar in dem kleinen Nest Aufsehen erregen und die Augen Aller auf sie richten würde. Er frug mit großer Höflichkeit: ob er die Ehre habe, Gäste zu der Hochzeit des Don Felix vor sich zu sehen? und lieh ihnen damit den natürlichsten Vorwand zu einem längern Aufenthalt.

„Gewiß," erwiederte ihm Don Andres mit seiner gewöhnlichen Geistesgegenwart sehr schnell, bei der heiligen Jungfrau Lichtmeß, wir kommen dieser Hochzeit wegen hieher. Aber in dieser Stunde und in solchem Zustand können wir unmöglich bei Don Felix einkehren, also Meister, besorgt uns sehr schnell ein tüchtig Essen und werft uns indessen einige Schütten Stroh um das Kamin, damit wir ein Stündchen ausruhen und unsre Gelenke wieder zurechtrücken können! „Haben wir erst ein Schläckchen getrunken," raunte er nun dem Grafen in's Ohr, „und schläft hier im Wirthshaus Alles, so wollen wir Beide schon an's Ziel unsrer Reise denken."

Teuflisch klug war dieser Rath, aber er befriedigte die zügellose Ungeduld des Grafen keineswegs. Kaum hatten sich daher seine Leute, nach dem Beispiel des Don Andres, auf die schlechte

Streu hingestreckt, so schlich der unüberwindliche Verliebte, auf welchen Hunger, Durst und Ermüdung gar keinen Einfluß mehr zu äußern schienen, aus der Venta, um das Terrain zu recognosciren und die neidischen Mauern zu betrachten, welche die undankbare Schöne seiner Sehnsucht so lang entzogen hatten.

Die Nacht war schon finster, still und einsam das Städtchen. In den Straßen, welche er durchwanderte, bemerkte er nur hie und da Verliebte Kopf an Kopf an den niedrigen Fenstergittern. Sie waren so tief in ihre Unterhaltung versunken und so sehr mit Leib und Seele bei dem Gegenstand ihrer Sehnsucht beschäftigt, daß kein Einziger ihn zu bemerken schien. Nach allen vorher eingezogenen Erkundigungen war es ihm nicht schwer, das Haus des Don Julian zu finden, es stand ja, wie wir oben erwähnten, beinahe ganz allein am Rand des Feldes.

Noch dichter den Mantel vor dem Gesicht zusammenziehend, trat der Graf in das uns schon bekannte Gäßchen ein und stellte sich gerade unter das oft berührte Fenster der Doña Leonor, als hätte sein Herz ihm plötzlich zugerufen, daß er hier nahe bei ihr sich befinde. Wirklich war sie schon in ihrem Kämmerchen und harrte ihres Don Felix, wie es mit Erlaubniß der Mutter nun jeden Abend geschah. Kaum hatte sie die Tritte in dem Gäßchen näher kommen hören, so war sie an's Fenster getreten. Sie blickte hinab, sah in dem tiefen

Dunkel der Nacht eine Gestalt in den Mantel gehüllt und lispelte, in der Ueberzeugung ihren Geliebten zu sehen, freundlich hinab: „Nur einen Augenblick Geduld, Don Felix, ich komme hinab und öffne euch.“

Welchen Eindruck machten die theuren Züge, die süßen Laute auf Don Diego! Er hatte sie beim ersten Blick erkannt; sein Herz hatte beim ersten Wort gebebt; seine so leicht entzündbare Seele flammte hoch auf in Sehnsucht und Verwirrung. Aber die Wuth der Eifersucht schürte die Flammen noch mehr, daß sie wild über ihm zusammenschlugen und keinen Gedanken der Vernunft mehr aufkommen ließen. Er vergaß, daß er, hier allein und von der Hülfe seiner Leute entfernt, durch unzeitiges Aufsehen den ganzen Erfolg seines Unternehmens sehr thöricht auf das Spiel setzen konnte. Die heftigsten und widersprechendsten Gefühle rissen ihn unwiderstehlich hin. Bald wollte er das heißgeliebte Wesen morden, dann wieder in seine Arme, an sein Herz sie pressen, zu ihren Füßen sie anbeten, mit seinen Thränen ihre Kniee benetzen, sie rauben. Er eilte an die Thüre, wo die arme Doña Leonor ihrem Geliebten zu öffnen wähnte.

Diese Thüre öffnete sich schnell und das Mädchen trat heraus, mit dem candil in der Hand. Ein Strahl des Lichtes erleuchtete plötzlich das Antlitz des Grafen, die ganze Wuth der Leidenschaft blitzte ihr aus demselben entgegen. Der ungeheure Schrekken raubte ihr plötzlich die Sprache, der Angstruf

ſtarb auf ihrer Lippe, lautlos ſtürzte ſie zurück, das Licht entfiel erlöſchend ihrer Hand. Aber beim Herausgehen hatte ſie die Gitterthüre zum patio*) hinter ſich zugemacht, dieſer Aufenthalt hinderte ſie nun, ſchnell genug in das Innere des Hauſes zu entfliehen. Don Diego war ihr durch die Finſterniß nachgeſtürmt und hatte forttappend jetzt ihren Arm erfaßt. Mit unheilverkündender Stimme knirſchte er:

„Euern Don Felix habt ihr wohl erwartet?“

Und Don Felix wird nicht auf ſich warten laſſen! ſchrie eine zweite Stimme.

Und zugleich fühlte der Graf einen heftigen Stoß auf ſeiner Bruſt. Diesmal wäre es um ihn geſchehen geweſen, wenn nicht die Spitze des Dolchs, von dem Gürtelknopf abgleitend, in dem ſtarken Büffelleder ſich gefangen hätte. Mit einer raſchen Wendung erfaßte er mit einer Hand das Eiſen, entriß es der Fauſt ſeines Gegners und durchſchnitt ſich dabei alle Finger.

Betroffen von dem unvermutheten Widerſtand und der gewaltſamen Entwaffnung, ſprang Don Felix einige Schritte zurück, zog den Degen und gab damit dem Grafen Zeit, ein Gleiches zu thun. Die Klingen kreuzten ſich, der wüthendſte Kampf begann in der Finſterniß, durch welche nur von Zeit zu Zeit die klirrenden Eiſen augenblicklich einen

*) Der innere Hofraum eines Hauſes, oft auch der Flur, die Vorhalle.

Blitz schleuderten. Aber, sei es nun, daß Don Felix aus der Bekanntschaft mit dem engen Kampfplatz Vortheil zu ziehen verstand, oder daß Don Diego von dem gewaltigen Ritt ermattet und gehindert durch die durchschnittene Hand, in diesem wirklich blinden Kampf seiner Kraft und Gewandtheit nicht Herr werden konnte, von der Wuth sich hinreißen ließ, genug, der Student, der keine andre Lehre als seine kleinen Universitätshändel bestanden hatte, gewann hier allen Vortheil über den geprüften, in Waffen und Kämpfen erstarkten Krieger.

Die arme Doña Leonor war der tödtlichsten Angst, der Verzweiflung Raub, ein gezwungener Zeuge dieses wüthenden, unglückseligen, verhängnißreichen Kampfes. Sie hatte ja nicht entfliehen können! Sie hatte, an die Gitterthüre gepreßt, aushalten müssen. Jener zweifelhafte Schimmer, welcher jedem im Dunkel einige Zeit verweilenden Auge alle Gegenstände in der Finsterniß in unbestimmten Umrissen und so wunderbarer Beleuchtung zeigt, ließ auch sie den ganzen grausamen Vorfall mit ansehen.

Edles, großmüthiges Mädchen! Lebhafter und lebhafter sah sie den ganz mit Blut bedeckten und bereits ermatteten Grafen von dem erbitterten Gegner gedrängt, in der äußersten Gefahr, — da sprang sie, das eigene Leben auf das Spiel setzend, zwischen die Klingen der Wüthenden und rief mit dem Ton herzzerreißender Verzweiflung: „Zurück, o zurück, Don Felix! Schont das Leben des Grafen

Don Diego Fernandez de Guadalcazar y Montemayor! Bedenkt, daß ihr ihm allein mein Leben zu verdanken habt, und welch' ein angesehener, hoher Herr er ist!"

Wie gebannt und bezaubert von dem Klang der theuren Stimme, hatten beide Gegner zugleich die Degen gesenkt und standen tief Athem holend, unbeweglich. Geschrei ertönte von zwei Seiten, Tritte näherten sich von Außen und Innen, Lichter schimmerten durch die Nacht her, von der Straße und durch das patio kamen Leute. Von einer Seite erschien der gute alte Stallmeister mit seinen Mägden; von der andern stürmte Don Andres mit seinen Bewaffneten heran. Im Augenblick, als diese von ihren Strohlagern sich erhebend, an den Abendtisch sich setzen wollten, bemerkten sie die Abwesenheit des Grafen und Don Andres vermuthete sogleich, daß die Ungeduld den Liebenden zu irgend einem gefährlichen Unternehmen getrieben haben könnte. Rasch nahm er seine Leute zusammen und eilte mit ihnen zu dem Haus des Don Julian.

Dieser nahm sich nicht erst Zeit, nach der Ursache des lärmenden Kampfes zu fragen, sondern eilte, die Seinigen in Sicherheit zu bringen, indem er, die allgemeine Verwirrung benutzend, Doña Leonor und dann auch Don Felix in's Innere des Hauses abführte und das Gitterthor des patio sorgfältig hinter ihnen schloß.

Don Andres hatte mit seinen Bewaffneten eine ganz andere Sorge, als diese Thüre zu sprengen

und die Flüchtigen zu verfolgen. Sie mußten ihrem Grafen schnell beispringen. Er blutete aus fünf Wunden und sank, auf den Tod erschöpft, an die Mauer zu Boden. Auf ihren Armen trugen sie ihn in die Venta zurück und legten ihn dort in das einzige Bett des Hauses, in das Bett des Wirths. Trotz der schleunigen Hülfe erwachte er nur aus der drohenden Ohnmacht, um einem Fieber zu verfallen, dessen heftige Aeußerungen sein baldiges Verscheiden befürchten ließen.

Schon früh am andern Morgen war das ganze Städtchen voll der abentheuerlichsten Erzählungen von diesem Trauerspiel. Bald erfuhr auch der Alcade, daß ein hoher Herr das Opfer desselben geworden und eilte, um seine Wachsamkeit und Aufmerksamkeit diesem glänzend zu beweisen, mit der ganzen Schaar seiner Alguazils in das Haus des Don Julian und bemächtigte sich dort aller Lebenden. Den guten alten Stallmeister, Doña Leonor, ihre Mutter und alle Mägde ließ er gleich Dieben und Mördern unbarmherzig knebeln, auf Maulthiere binden und unverzüglich nach Cordova abführen, damit dieser schwere Criminalfall dort von dem königlichen Gericht verhandelt werden könnte.

Auch Don Felix war in dem Kampf leicht verwundet worden und hatte sich nach einem heftigen Zank mit der Geliebten, worin sie ihre Unschuld ihm klar bewies, nach dem zärtlichsten Abschied und nach hundert Schwüren baldiger Rückkehr, wenn sich erst der Sturm verzogen haben würde,

glücklicherweiſe in eine Kirche geflüchtet, dort bis kurz vor Sonnenaufgang verweilt und dann mit Hülfe des Sakriſtans das Städtchen verlaſſen.

Lange Zeit erfuhr man nichts von ihm, als daß er glücklich bei einer Schaar von Bandoleros*) angelangt und unter deren Schutz glücklich nach Portugal entronnen ſei.

5.

„Aber Don Diego ſollte an ſeinen Wunden nicht ſterben. Der Allgnädige erbarmte ſich des unter ſo vielen und ſchweren Sünden gebeugten Ritters und wollte ihm Zeit gönnen, durch Reue und Buße ſich zu verſöhnen mit Himmel und Erde," ſpricht Fray Inigo, indem er dieſes fünfte Kapitel ſeiner Geſchichte mit frommen Betrachtungen beginnt, während er in der Regel ſeine Kapitel damit beſchließt. Er fährt alſo fort: „So wie der böſe Geiſt ſehr gierig herbeiflog, um die für die Hölle ſo trefflich ausgerüſtete Seele abzuholen, ſtand auch ſchon ihr Schutzengel bereit, vertrieb jenen mit

---

*) Schmuggler; Gebirgsräuber, welche in Banden zuſammenleben; tapfre Männer vom Stegreif, welche gegen Geld und gute Worte ſicheres Geleite geben und jedem ſie gut Bezahlenden im Nothfall ſelbſt blutige Dienſte erzeigen; regelmäßig unter ſich geordnete Vagabunden, welche die Geſetze zu umgehen und den Alcaden Naſen zu drehen gewöhnt ſind ꝛc.

einem ſeiner himmliſchen Blicke, löſchte die Glut des Fiebers, welches den Körper des Sterbenden verzehrte, aus und beträufelte ihn mit einigen Tropfen des göttlichen Balſams, welchen der Allmächtige unſern himmliſchen Schutzengeln verliehen hat, damit ſie alle, von ihm nicht für tödtlich erklärten Krankheiten und Wunden ſchnell heilen können. Jedoch konnte der himmliſche Arzt ſich nicht enthalten, zu lächeln, als er die um das Bett verſammelten hochgelahrten Aerzte von Cordova dieſes Wunder mit großem Ernſt und edler Würde ihrer Kunſt und ihrem tiefen Wiſſen zuſchreiben hörte. Wahnſinnige Empiriker! Als wenn der Menſch etwas für das Leben des Menſchen vermöchte! Als wenn irgend eine Menſchenhand ſtark genug wäre, dem Tod ein Opfer, welches er einmal ergriffen hat, wieder zu entreißen! Als wenn es außer der geiſtigen Arznei, womit die heiligen Beichtväter unſre Seelen heilen, irgend eine andre kraftvolle Arznei gäbe!“

Die ohnehin kaum erwartete Wiederherſtellung des Don Diego ging nicht ſo ſchnell von ſtatten, daß er bald wieder hätte ausgehen können. Der Himmel war gegen ihn nicht ſo gütig, wie gegen jenen Lahmen, welchem er zurief: „nimm deine Krücke und gehe deines Weges!“ In einer Sänfte hatte man ihn in die Stadt getragen. Lange Zeit blieb er auf ſeinen Schragen und auf ſeine Kammer beſchränkt. Alle ſeine Kräfte ſchienen unter

den Stößen des Don Felix zermalmt worden zu sein; seine Adern krümmten sich beinahe blutlos.

Aber war der Mann rettungslos verloren? Hatte ihn der Versucher so weit von dem heiligen Pfad weggelockt, daß kein Führer aus höhern Regionen ihn wieder zurückbringen konnte? Welche Lehre konnte für ihn noch eine Nützliche werden, wenn es diese Letzte nicht geworden war? Wer sollte es glauben? Statt die Stunden seiner von der Vorsehung über ihn verhängten Gefangenschaft zu seinem Seelenheil zu benutzen; statt seine heftige und wilde Leidenschaft zu bändigen, sann er nur darauf, wie er ihr genügen und auf neuen Wegen sie befriedigen könne. In der That war seine Liebe zäher und lebendiger als sein Leben, denn während sein Körper matt und elend darniederlag, hatte sie sich kräftiger erhoben und neu entflammt. Unaufhörlich schwebte das Bild der Doña Leonor in tausend Gestalten vor seiner Seele, mit allen Freunden, welche ihn besuchten, plauderte er nur von ihr und unterhielt sich sogar in Gegenwart der Gräfin nur von der Ersehnten. Er war schon grausam geworden.

Freilich hätte sein Mitleiden bereits darauf sich beschränken müssen, daß er das scharfschneidende Messer, welches im Herzen der armen Dame stak, nicht noch täglich und stündlich zu neuen Schmerzen wendete und drehte, denn die Wunde selbst war allzutief und unheilbar! Das Gerücht von dem Vorgang zu La Cueva war so schnell verbrei-

tet und ihr Gemahl war in so schrecklichem Zustand zu ihr zurückgebracht worden, daß ihr sein ganzes Unglück offenbar werden mußte. Mit Recht hatte sie mit der ganzen Bitterkeit ihrer Seele sich gesagt: „Don Diego fühlt keinen Hauch von Liebe mehr zu dir, also ist alle Hoffnung verloren!“

„Die Liebe ist,“ bemerkt Fray Inigo, „eine Pflanze, welche Stamm, Aeste und Zweige treibt, aber keine Wurzeln hat; daher genügt auch der geringste kalte Wind, um sie zu zerreißen und dem Boden, auf welchem sie keimte, zu entheben. Umsonst versucht ihr alsdann, sie dort wieder anzupflanzen, denn alle Säfte, welche sie ernähren konnten, hat sie erschöpft, sie ist todt.“

Dennoch sollte die schon so hartgeprüfte Geduld und Langmuth dieser tugendhaften Frau unter dem Gewicht der von Gott auferlegten neuen Leiden sobald nicht brechen. Sie verdoppelte jetzt ihre englische Milde und Sanftmuth und rief allen Muth der Resignation zu Hülfe. Unzertrennlich von dem Schmerzenslager ihres Gemahls, war sie ihm Stütze und Trost in den gräßlichsten Leiden. Sie schien selbst in einem Uebermaß von Edelmuth ihre Liebe auf Jene auszudehnen, welche, ohne es zu wollen und zu erstreben, das Herz des Gatten ihr entfremdet hatte.

Das Schwert, welches uns trifft, ist nicht die Ursache unsers Uebels, sondern nur ein blindes und unfreiwilliges Werkzeug, aber dieses Schwert zu küssen und auch die Hand dessen, der es in unser

Herz flößt, iſt des Chriſten höchſte Tugend. Aus eignem Antrieb, ohne Wiſſen ihres Gemahls, dem die Gefangenſchaft der Doña Leonor ein Geheimniß geblieben war, und durch Verwendung ihres eigenen Anſehens hatte die Gräfin der Doña Leonor und ihrer Mutter die Freiheit erwirkt. Ja, noch mehr! Sie ſelbſt beſuchte die Armen, unterſtützte ihre Armuth auf das Leutſeligſte und verſchaffte ihnen, unter dem Vorwand, ihre künftige Ruhe zu ſichern, einen Platz im Kloſter de la purissima concepcion*), wo ſie für ihren Unterhalt ſehr reichlich ſorgte.

Es ſtand doch zu hoffen, daß dieſer heilige Ort ein ſicheres Aſyl für die armen Frauen ſein würde, daß ſie hier die Entſcheidung ihres Schickſals ruhig würden erwarten und der Ankunft des Don Felix, oder den Nachrichten über ſein Befinden und ſein Vorhaben entgegenſehen könnten. Allein nicht alſo war des Grafen Wille. Der unglückſelige Drang ſeiner Leidenſchaft erregte bald wieder neue Stürme gegen die Armen und peitſchte das Schiffslein ſelbſt in dieſer einſamen Bucht, wo ſie gegen alle Stürme der Welt in Sicherheit zu ſein glaubten.

Bisher hatte Don Diego, ſelbſt im wildeſten Gedränge ſeiner zügelloſen, überſprudelnden Leidenſchaft, die angeborene Frömmigkeit nicht verleugnet, die Ehrfurcht gegen heilige Dinge nicht verletzt. Aber jetzt werden wir ſehen, wie er auch dieſen letz-

*) Das Kloſter zur allerreinſten Empfängniß Mariä.

ten Damm überſprang, blindlings auf dem Weg des Verderbens fortrannte und bei der Jagd nach dem frevlem Ziel ſich nicht mehr darum kümmerte, ob er durch die Kirche und über den Hochaltar hinweg renne, ob er die Gebeine der Todten mit Füßen trete. Er nahm ſich nicht einmal mehr die Zeit, im Vorübergehen mit Weihwaſſer ſich zu beſprengen, oder den Altären und heiligen Gegenſtänden den Gruß der Ehrfurcht zu entrichten. Möge die Gnade des Himmels auf dieſem Weg des Laſters und der Verbrechen ihn, wie ſie einſt dem Saulus gethan, mit irgend einem wohlthätigen Blitz vom Pferd werfen, bevor er dem Rand des Abgrundes zu nahe gekommen ſein wird!

So lang der Graf über das Schickſal ſeiner Angebeteten in Ungewißheit geblieben war, hatte man in Gutem oder Böſem wenigſtens ſo viel von ihm erlangt, daß er der vernünftigen Sorge für ſeine Geneſung ſich unterwarf. Aber kaum erfuhr er durch die unſinnige Schwatzhaftigkeit des Don Andres, daß ſie in derſelben Stadt und wo ſie ſich befand, ſo konnte keine Macht der Erde ihn mehr in dem Bett zurückhalten. Das Krankenlager erſchien ihm nun als ein Roſt, brennender und glühender, denn der des heiligen Laurentius. Gegen den Rath aller Aerzte und die flehenden Bitten der Gräfin; ohne die Rückkehr hinlänglicher Kräfte abzuwarten, ſetzte er von Neuem ſein Leben auf ein frevles Spiel, indem er aufſtand und ſogar auszugehen begann, zu welchem Zweck, ſieht wohl

Jeder ein. Man ſah, es war wirklich zum Erbarmen! dieſen Mann ganz bleich und abgemagert, aber einer Seele in dem Fegefeuer, als einem lebenden Menſchen ähnlich, in die Meſſe ſchleichen, Abend für Abend das Kloſter der Doña Leonor umſpähen, an deſſen Thüren knieen, die herbſten Klagen dort ausſtöhnen, Thränen vergießen und ihr Herz anflehen. Oft küßte er brünſtig die kalten Mauern, ſtieß den Schädel gegen die rauhen Steine und jammerte in dem Wahnſinn ſeiner Schmerzen, daß Mauern und Steine taub, eiſig und gefühllos ſeien, gleich ihr ſelbſt!

Dieſe tollen Ausgänge, welche nach der Anſicht eines Jeden mit unvermeidlichem Rückfall ihn bedrohten, verhinderten dennoch die Fortſchritte ſeiner Geneſung nicht. Seine ſtarke Natur triumphirte über alle Gefahren ſeiner Unklugheit. Bald kehrten alle Kräfte des Körpers wieder, ſein neues Blut rollte gleich einem Feuerſtrom durch die Adern und belebte ihn zu täglich größerer Kühnheit und Energie für ſeine Pläne und Unternehmungen.

Nicht genug, ſeine Angebetete mit Boten und Briefen zu beſtürmen, durch Liſt und Gold ſtets neue Nachrichten und Vorſchläge durch Schlöſſer und Gitter an ſie gelangen zu laſſen, glaubte er ſeine Liebe auf die auffallendſte Weiſe ihr beweiſen und damit ihr Herz gewinnen zu müſſen. Mit Hülfe ſeines treuen Don Andres ſammelte er wieder die Schaar der früheren Genoſſen aller Freuden und Vergnügungen, junge Wüſtlinge und Zauge-

nichtſe, welchen jede Gelegenheit zu Skandal und Zank und Aufſehen willkommen war. Von dieſen Wackern begleitet und unterſtützt, beſetzte er jeden Abend nach dem Ave Maria die ganze Straße, auf welche die kleinen Gitterfenſterchen der Kloſterzellen hinausgingen, ließ die Zugänge bewachen, damit keine Seele in die Straße hereingelaſſen würde und Niemand ſeine Serenaden und die Fackeltänze zu Ehren der Schönen ſtören könnte. Da nun manche andre Männer in derſelben Straße ihre Liebchen hatten und zu ihren Fenſtern gelangen wollten, ſo kam es ſehr häufig zu förmlichen Gefechten und ſelten verging eine Nacht, ohne daß irgend ein Cavalier auf dem Pflaſter liegen geblieben wäre. Wären nicht Religion und Geiſtlichkeit damit gewiſſermaßen in Berührung gekommen, ſo hätte dieſer Straßenſkandal ſo viel nicht zu bedeuten gehabt, denn der Graf war angeſehen und mächtig genug, um über das Geſetz ſich zuweilen erheben zu können, und ſolche Vorfälle waren damals ſehr gewöhnlich unter dem Adel, der mit dem Arm nicht weniger flink als mit der Zunge ſich zeigte. Aber das Unglück bei dieſer ganzen Geſchichte war, daß der Skandal ſolch' unerhörter Galanterie und all' der lauten Feſtlichkeiten gerade unter den Fenſtern eines Gotteshauſes verübt wurde. Noch ſchlimmer wurde Alles durch die gotteslästerlichen Aeußerungen der zügelloſeſten Geſellen des Don Diego, welche ſich nicht entblödeten, ganz offen vorzuſchlagen, daß man im äußerſten Fall ge-

waltsam in das Kloster dringen und die grausame Schönheit rauben sollte. Eine wahre Wölfin, welche sich unter die Schafe geflüchtet, nannten sie das arme Mädchen und drohten, die Heiligkeit des Asyls länger nicht achten zu wollen.

Solche Redensarten und die täglich lauter werdende Stimme der Unzufriedenheit der ganzen Stadt, bewirkten, daß die frommen Frauen, endlich der profanen Scenen unter ihren Fenstern herzlich müde, es für angemessen erklärten, die Ursachen solcher unanständigen Störungen, Doña Leonor und ihre Mutter, auszuweisen und dadurch ihr Kloster von allem Unfug und Aergerniß wieder zu reinigen, dem gottseligen Haus den gottgefälligen Frieden wiederzugeben. Wie sehr das Mitleid auch zu Gunsten der unschuldigen Opfer solcher hartnäckigen Verfolgung sprach, so geboten doch höhere Rücksichten deren Verbannung. Mit blutendem Herzen vollzogen sie die frommen Schwestern.

Die armen, verlassenen, unglücklichen Frauen mußten sich bequemen, dem Schuz der heiligen Stätte zu entsagen. Nach so vielen Drangsalen bezogen sie wieder, mit der herbsten Verzweiflung im Busen, die armselige Wohnung, welche sie vor der Flucht aus Cordova inne gehabt hatten.

„Aber," spricht Fray Inigo, „wie nahe man auch an den Rand des Abgrundes des äußersten Elendes gestürzt worden sein mag, so bleibt es dennoch eine sehr schwere Sünde, auch nur einen Augenblick an Hülfe und Rettung zu verzweifeln.

Ach! wie schroff und steil auch der Weg sei, auf welchem wir hinabgleiten, werfen wir unsre Augen niemals auf den gähnenden Rachen des Abgrundes, der uns zu verschlingen droht, blicken wir vielmehr aufwärts, zu dem Himmel! Vertrauen wir ihm selbst im Sturz, es wäre ein großes Wunder, wenn wir nicht unterwegs irgend ein Würzelchen noch erwischten, welches stark genug wäre, um uns aufzuhalten und zu retten!"

So geschah es auch wirklich mit den beiden Frauen. In dem Augenblick, als sie sich auf dem abschüssigsten Abhang befanden, an die gefahrvollste Stelle sich hingedrängt sahen, streckte Gott seine Hand aus und hielt sie auf in ihrem Fall. Gott gestattete dem Don Diego nicht, von der Hülflosigkeit seiner beiden Opfer weitern Vortheil zu ziehen.

Bevor er noch ihre Entfernung aus dem Kloster erfahren hatte, war ihm ein unmittelbarer Befehl des Königs zugekommen, ohne Verzug in Valladolid zu erscheinen und dort seine Residenz aufzuschlagen, um alle Bewegungen und Versuche der Comuneros*) von Altcastilien zu beobachten und

*) Comunidades hießen im alten Spanien vorzugsweise die Städte, welchen besondere Comunal-Rechte und Freiheiten eingeräumt waren und welche eine nicht ungewichtige Stimme bei der Verwaltung der Königreiche hatten. Comuneros hießen die Deputirten und Repräsentanten dieser Comunidades; sie waren den Königen und der Aristokratie lange ein Dorn im Auge gewesen und wurden vorzüglich von Karl I. (Kaiser Karl V.) durch List und offene Gewalt um ihre schönsten Rechte gebracht.

ſie nöthigenfalls mit Hülfe des Adels dieſes Königreichs ſammt dem Reſt ihrer Privilegien zu vernichten. Dieſer Dienſt wurde von dem König ſelbſt verlangt, von Pflicht und Ritterehre geboten, Don Diego konnte weder ſchwanken, noch zögern. Er mußte ſeine Verzweiflung über dies abermalige Hinderniß ſeines Liebesglücks verbeißen, hoffte übrigens, durch eine ſchnelle Abreiſe am ſicherſten und ſchnellſten das Geſchäft zu beendigen und ſeine Rückkehr möglich zu machen und reiſte daher, nur von ſeinen Pagen und Stallmeiſtern begleitet, unverzüglich ab.

Er war ſo feſt überzeugt, daß er nichts zu thun haben würde, als zu gehen und wieder zu kommen, daß er ſelbſt der Gräfin abgerathen hatte, ihm zu folgen. Aber die Art, wie er von ihr Abſchied nahm, war ein herzzerreißender Anblick. Im Hof ſeines Palaſtes ſtand ſein ganzes Gefolge zum Abreiten fertig; die edle Frau verfügte ſich hinab, trat zu ihrem ſchon zu Pferd ſitzenden Gemahl, ergriff mit Thränen ſeine Hand und der Grauſame ſchien es nicht einmal zu bemerken. Er wendete ſich ohne ein Wort für ſie ab und ſchien nichts Anderes zu denken und zu fühlen, als von ſeinem Freund Don Andres ſich zu beabſchieden. Geraume Zeit flüſterte er mit großem Eifer ihm Manches in's Ohr, band ihm die genaueſte Bewachung der Doña Leonor auf die Seele, empfahl ihm, jede Flucht der Frauen nöthigenfalls ſelbſt mit offener Gewalt zu verhindern, Jeden, der ſich ihr zu nahe wagen oder ſie zu begünſtigen ſcheinen ſollte, ſogleich

zu tödten und vor Allen auf Don Felix ein wachſames Auge zu haben.

6.

Alle Chroniken von Andalusia ſtimmen überein, daß dieſer Auftrag nur ein Mittel war, ihn mit Anſtand zu entfernen; eine verlarvte Verbannung mit glänzendem Namen, welche der Biſchof von Cordova heimlich gegen ihn erbeten hatte. Dieſer ehrwürdige Prälat hatte es nicht ſowohl gethan, um der Gräfin, ſeiner Baſe, zu Hülfe zu kommen, ſondern vielmehr, um ſeine Heerde von dem täglich wachſenden Aergerniß und Skandal, welchen Diego und ſeine tollen Genoſſen verurſachten, zu befreien.

Der Vorwand, unter welchem Don Diego entfernt wurde, war allzuaugenſcheinlich ein leerer, denn, ſagt Fray Inigo, die Comuneros waren 1525 allzuherb gezüchtigt worden, um jetzt ſchon wieder einen Verſuch zu Befreiung und Sprengung der Feſſeln zu wagen. Dieſe unverſchämte Freiheit, welche damals ſie angetrieben hatte, das ſogenannte Recht ihrer Comunalfreiheiten anzuſprechen, war vor Kurzem ſo hoch und feſt an den Galgen des Padilla*)

---

*) Die Geſchichte und unſere Zeit urtheilen anders über die Comuneros und ihren Führer Padilla. Ohne die Größe von Carl's V. Plänen zu verkennen, kann man doch nicht umhin: Gewalt und Unrecht darin zu finden.

geknüpft worden, daß sie wohl schwerlich nach so kurzer Frist wieder erwachen konnte.

Don Diego selbst ahnete bald, daß alle die ausgestreuten und so pomphaft geäußerten Besorgnisse vor neuer Empörung in Castilien grundlos und nur erfunden waren, um der Strenge der königlichen Befehle ein weiches Mäntelchen umzuhängen. Zur Gewißheit wurde ihm diese Ahnung, als ungeachtet seiner klarsten und dringendsten Vorstellungen sein Aufenthalt in Castilien von Woche zu Woche verlängert und endlich mit dürren Worten auf ein Jahr ausgedehnt wurde. Die Anwesenheit der Gräfin, welche ihm bald nach Valladolid nachgereist war, bestätigte seine Vermuthung vollkommen. Sie betrachtete er, obgleich mit Unrecht, als die Quelle dieser Verbannung, sie als die Ursache einer so herben Hemmung seiner Liebefreuden. Sie dafür zu bestrafen, indem er sie täglich unfreundlicher und endlich sogar verachtungsvoll behandelte, war sein eifrigstes Bemühen. Oft viele Tage lang mußte sie im Haus verweilen, ohne ihren Gemahl zu Gesicht zu bekommen. Sie begann er wirklich zu hassen und Valladolid erschien seiner wüthenden Sehnsucht als ein schauerlicher, gräßlicher Kerker. Der böse Geist tobte und brauste in ihm so mächtig, daß er ihn nur mit weiten und fortgesetzten Ausflügen beschwichtigen konnte. Seine leidenschaftliche Wuth glich den jungen, unbändigen Hengsten, die nur einigermaßen zu zähmen sind, wenn man sie zu übermäßigem Rennen anspornt

und nicht rasten läßt, bis sie athemlos geworden, von Schweiß triefen, an allen Muskeln beben, zu verenden scheinen.

Die vorgebliche Pflicht seines Beruhigungsamtes lieh ihm reichlichen Vorwand zu solchen stürmischen Ausflügen. Unaufhörlich eilte er von Valladolid nach Segovia, von Segovia nach Toledo, von Toledo nach Madrid, von Madrid nach Burgos, um alle diese, seinem Oberbefehl unterworfenen Städte zu besichtigen und zu erforschen. Diese Städte liegen, gleich schattenlosen, zerstreuten Oasen, in der großen Wüste von Castilien. Der entfesselte Löwe konnte unterwegs wenigstens freier schäumen und brüllen, wenn er voll Schmerz seine Fesseln fühlte, wenn er am Horizont jenseits des Guadarrama, wo die Sonne aufgeht, die Sierra morena erblickte und bedachte, daß dieses mächtige Gebirg ihn von Andalusia trennte, wo Cordova lag und Doña Leonor wohnte.

Wie ging es den armen, bedrängten Frauen — während der wuthentbrannte, liebekranke Ritter, einem Wahnsinnigen gleich, seine Fesseln schüttelte und in seinen Zaum biß? Ach! ein Jahr geht so schnell vorüber! Seine Entfernung hatte ihnen eine allzukurze, nicht einmal vollkommene Ruhe gewährt. Bald nach seiner Abreise hatten sie ein Schreiben von Don Felix erhalten, der, im festen Wahn, den Don Diego getödtet zu haben, nach Spanien nicht zurückkehren wollte und, in Lissabon keine angemessenen Aussichten findend, nach Mexico

ſich einſchiffte, um die Zeit der Verbannung wenigſtens zu Vermehrung ſeines Vermögens zu benutzen. Er hatte die beſten Empfehlungen an den Vicekönig erhalten und konnte im Schatten ſeiner Gunſt die baldigſte Erfüllung ſeiner Wünſche, eine ſchnelle Bereicherung hoffen. Doña Leonor beſchwor er, ihm treu zu bleiben, ihre Hand ihm zu bewahren, den einzigen, ihm werthen Preis für ſolches Wagniß ihm zu ſichern.

Nach einigen Monaten folgten dieſem erſten Schreiben mehrere andere, welche die Reiſe als eine ſehr glückliche ſchilderten und Freude athmeten über das Gelingen aller Pläne ſeiner Luſt nach Reichthum und ſeines Ehrgeizes. Er wollte nur alle Früchte ſeines Strebens zuvor ſammeln, um alsdann die Zeit ſeiner Rückkehr, des einzigen Ziels und Sehnens ſeines Herzens, zu beſtimmen.

Das ehrliche Vertrauen, die Bravheit und Reſignation der Braut waren mit ſolchen Hoffnungen und Verſicherungen vollkommen zufrieden geſtellt und feſt entſchloſſen, den günſtigen Zeitpunkt, wie ſpät er auch erſcheinen würde, getreu abzuwarten. Aber weniger zufrieden fühlte ſich die alte Mutter; der Glanz des künftigen Glücks trübte ſich täglich mehr an der Trauer über eine täglich wachſende Armuth.

„Ha! Reſignation, Vertrauen auf den Himmel!“ ſpricht Fray Inigo, „wenn ihr euch von uns zurückzieht und im Alter uns nicht unterſtützt, ſo welkt und runzelt nicht allein der Körper, ſondern auch

die Seele und beide beugen ſich gleich ſchmerzlich unter dem Druck der Jahre. Dennoch iſt die Seele unſterblich! Mit dem Feuer des Blutes erliſcht in uns allmälig die Flamme der Anhänglichkeit, der Hingebung und der Opfer! Die Kälte des Alters wird ſo ſtreng und büßend, daß jeder Mantel zu unſerer Erwärmung willkommen erſcheint, ſelbſt der Mantel der Unehre.“

Durch die treuen Berichte der leichtgewonnenen Magd kannte Don Andres die Lage der beiden Frauen, ihre Geſinnungen und Bedürfniſſe vollkommen. Auf die Kenntniß von der Unzufriedenheit und Sehnſucht der Doña Beatrix geſtützt, gründete er gegen die Geliebte ſeines Freundes einen neuen Angriffsplan voll nichtswürdig teufliſcher Schlauheit. Vollkommen durch alles Vergangene überzeugt, daß Treue und Tugend dieſe Feſtung unüberwindlich machten und jeden Sturm zurückſchlagen würden, wofern nicht die Mutter mit dem Feind einverſtanden, dieſem ſelbſt Eingang verſchaffte, wendete er alle Künſte ſeiner Taktik an, um durch die Magd die Mutter zu gewinnen und durch dieſe Herr der Tochter zu werden. Er hielt dies in ſeiner Verkehrtheit um ſo mehr für eine Pflicht der Freundſchaft für Don Diego, weil dieſer ohne Zweifel nach ſeiner Rückkehr zu irgend einem Gewaltſchritt von der Heftigkeit ſeiner Leidenſchaft hingeriſſen, ohne Zweifel ſich gänzlich in Ungnade ſtürzen und zu Grunde richten würde. Einem belagernden Feldherrn gleich, trachtete er vor Allem,

in der Feſtung ein Einverſtändniß zu gewinnen, um mehr durch Macht des Goldes, als durch die ſtets gefahrvolle Waffengewalt den Platz zu erobern.

Don Diego ſelbſt hätte, zu ſeiner Ehre ſei es geſagt, gewiß zu ſo feigen Mitteln und hinterliſtigen Angriffsplänen nie zuerſt die Hand geboten; er war ein ächter Ritter in der Liebe wie im Krieg. Er hatte nie daran gedacht, eine Feſtung oder eine Frau anders, als mit dem Degen in der Fauſt im Sturm zu erobern. Aber er war abweſend, während Don Andres die erſten Minen anlegte. Dieſer hütete ſich wohl, ihn von allen ſeinen Winkelzügen und Werken der Finſterniß zu unterrichten und ſprach immer nur von heimlichen, ſehr pfiffig eröffneten Kanälen, mittelſt welcher er die edlen Gaben der Großmuth des Liebhabers bis zu Doña Leonor gelangen zu laſſen wiſſe. Als der Graf endlich zurückkam, war ſeine Leidenſchaft zu heftig und ſeine Verblendung zu groß, um ihn erkennen zu laſſen, wie ſchmachvoll und abſcheulich der Weg ſei, auf welchem man ihn an das Ziel ſeiner Sehnſucht führen wollte. Ach! ſeine Seele hatte nur das Ziel ſelbſt vor Augen!

Wir wollen uns hier nicht die Mühe geben, alle die Hunderte einzelner Fädchen, womit Doña Beatrix umſponnen und umgarnt wurde und worin ſie endlich wohl ſich fangen mußte, aufzuzählen. Genug, ſie fiel nach einem langen und muthig beharrlichen Widerſtand. Mehr als einmal hatte ihr die Schlange die goldne Frucht geboten, bevor ſie

ſich entſchließen konnte, ſolche anzunehmen und anzubeißen. Es bedurfte mehr als eines Tages, um die alte Dame zu vermögen, daß ſie die Erbſchaft eines langen Lebens, der Tugend und Ehre, von ſich ſtieß und endlich dahin gelangte, ihre Tochter zu verkaufen, den Adel ihrer Geburt und das Andenken eines ſehr geehrten Vaters zu ſchänden.

Ach! vielleicht iſt die Noth eine allzuharte Prüfung für diejenigen, welche vordem im Ueberfluß des Reichthums lebten, nicht von Jugend auf das Elend kannten, von dieſer bleichen, magern, in Lumpen gehüllten Amme nicht aus leeren Brüſten geſäugt wurden! Das Kind des Armen trinkt aus ihnen Kraft und Geduld!

Die Magd brachte ihre alte Dame zuerſt und allmälig zum Wanken, indem ſie ihr unaufhörlich das Regiſter all' ihres Elendes und ihrer Bedürfniſſe vorhielt. Einige ihrer Bekannten vermehrten im Auftrag des Don Andres den Jammer der Klagen und ließen zuweilen ein Wörtchen darüber fallen, wie leicht ſolchem Uebel abzuhelfen ſein würde. Endlich ließ ſie ſich dahin bringen, den Kuppler ſelbſt zu ſehen und anzuhören. Er gab ihrer Tugend den letzten und entſcheidenden Stoß. Mit den glatteſten, einnehmendſten Worten ſchilderte er ihr nicht nur das ſchnelle Aufhören ihres jetzigen Elendes, ſondern auch die Wonne, ihre geliebte Tochter ſehr bald an den reichen und mächtigen Grafen unter den vortheilhafteſten Bedingungen verheirathet und dadurch ihren frühern

Fall durch den goldverbrämten Hochzeitsſchleier bedeckt zu ſehen. Ihr ſelbſt ſicherte er ein feſtes und bedeutendes Einkommen, groß genug, um den Reſt ihres Lebens in bequemſtem Wohlſein ſorgenlos zu verbringen. Die unglückſelige Alte, die mit einem Fuß bereits im Grabe ſtand, nahm endlich das Angeld auf dieſen ſchändlichen Handel, durch welchen ſie den unerſchöpflichen Schatz der himmliſchen Ewigkeit für einige armſelige Tage des Wohllebens und der Gewiſſensbiſſe hingab.

Doña Leonor erſtaunte nicht wenig, als ſie nach ſo langer Zeit der Entbehrung und Noth plötzlich Spuren des Wohlſtandes und der Behaglichkeit in ihrem Haus wiederſah. Vielleicht hätte ſie ob ſolchen plötzlichen Wechſels mit den verzuckerten und verſteckten Gründen der Mutter ſich zufrieden gegeben, wenn dieſe nicht ihre längſt gewöhnten Klagen gegen die Gleichgültigkeit, wachſende Kälte und Vergeßlichkeit des Don Felix mit allzuwarmen Lobſprüchen des Grafen, ſeiner Perſon und ſeiner Verdienſte gewürzt und dabei gar nicht verhehlt hätte, daß es von ihrer Seite ſehr undankbar ſein würde, einem ſolchen Wohlthäter gegenüber ſo ſtreng zu ſein. Thorheit wäre es vielmehr denn Tugend und Weisheit, fuhr ſie fort, wenn man ihm länger den Beſitz eines Juwels verweigern wollte, deſſen er dennoch früher oder ſpäter mit Gewalt Herr werden würde. Thorheit wäre es, indem man jetzt denſelben für den Reichthum und die Herrlichkeit eines ganzen Lebens los-

ſchlagen könnte. Dieſe Sprache war allzudeutlich, Doña Leonor konnte unmöglich einen Augenblick länger die ruchloſe Abſicht derſelben mißkennen. Die Quelle des plötzlich um ſie verbreiteten Wohlſtandes erkannte ſie noch deutlicher, als die Magd, welche die unanſtändige Vertraulichkeit des Complottes der Mutter gegen die Tochter täglich unverſchämter machte, endlich ganz offen für Don Diego das Wort nahm und, mit aller Einfalt und Plumpheit der Leute ſolchen Schlags, ihren Reden Kraft und Nachdruck verlieh.

Doña Leonor hielt ſich für verloren! Sie ſah den Triumph der Beharrlichkeit ihrer Feinde; ihre eigene Mutter ſah ſie gegen ſich verſchworen, den Boden unter ihren Schritten untergraben, von dieſen theuren Händen ſelbſt ihr keuſches Lager bedroht, ihre Ehre verkauft. Aber ſie konnte damit der Mutter helfen, Freude machen?!

„Herr!“ ruft Fray Inigo aus, „verzeihe ihr dieſen Augenblick des Taumels, ihre Mutter hatte ſie ja dahin gebracht! Ach! die Tochter iſt mehr als tugendhaft, welche alsdann noch feſt und beharrlich bleibt, wenn ihre Mutter, dieſe Stimme des Himmels für jedes Kind, ihr in's Ohr flüſterte: Kind, die Tugend iſt doch eigentlich nur ein Wahn! Wenn dieſe Mutter ſelbſt den Verſucher ſpielt und ſie zu ſtürzen trachtet, die Mutter, welche von Gott als Schutzengel an ihre Seite geſtellt iſt, treuer und theilnehmender als ſelbſt ihr Schatten ihr folgen und ſie bewachen ſoll, ob ſie wache oder ſchlafe;

welche ihr keinen Schritt auf die Seite erlauben soll, bevor sie den Armen ihres Gemahls übergeben wird, damit sie ihm schwören könne, daß er eine reine Jungfrau empfange!“

Doña Leonor konnte wohl, für einen Augenblick verblendet, irre werden über ihre Lage und Pflichten, aber schnell erhob sich ihr Auge wieder zum Himmel, und Hoffnung und Vertrauen und Kraft kehrten in ihre schöne Seele zurück. Muthig warf ihre Frömmigkeit den Anker des Glaubens aus und hielt sich daran aufrecht im wildesten Getose der Wellen. Glänzender als zuvor erscheint von diesem Augenblick an die großherzige Keuschheit dieses heiligen Mädchens. Denn, wie verdienstlich die früheren Kämpfe und Siege ihrer Ehre gewesen sein mögen, so waren sie doch nichts im Vergleich zu dem unaufhörlichen heimtückischen, verrätherischen Kampf, welchen sie jetzt gegen die eigene Magd und Mutter zu bestehen hatte. Sie glich dem unglückseligen Befehlshaber einer belagerten Festung, welcher zugleich die Feinde von Außen und eine aufrührerische Besatzung zu bekämpfen hat.

Was sie befürchtet hatte, traf ein; die Rückkehr des Don Diego vergrößerte die Gefahr, erhöhte die Schwierigkeit ihrer Vertheidigung. Nicht als ob sie von der Heftigkeit seiner Leidenschaft irgend eine offene Gewaltthat zu besorgen gehabt hätte, nein! die Furcht vor einer abermaligen Verbannung und Don Andres hielten ihn davon ab; sondern

weil ſeine täglich ſich häufenden Beweiſe von Groſsmuth, täglich die Habſucht der alten Mutter mehr ſpornten und grimmiger ſie antrieben, den einzig gewünſchten Beweis der Dankbarkeit ihm zu verſchaffen. Aber Doña Leonor wachte und betete, ſie blieb unerſchütterlich. Ueberzeugt, daſs die geringſte Nachgiebigkeit die letzte Stütze und Zuflucht ihr rauben würde, beharrte ſie unerbittlich bei der Erklärung, weder ein Schreiben noch einen Beſuch ihres Feindes anzunehmen. Zum Glück fehlte ihrer Mutter die gewöhnliche Kühnheit einer Kupplerin. Betroffen, verblüfft von der Majeſtät der Unſchuld, zog ſie ſich ſtets nach jedem neuen vergeblichen Angriff zurück, ohne ſich einen Schritt weiter zu wagen.

Eine grauſame Hungersnoth wüthete in Andaluſia und ſchonungsloſer als irgendwo zu Cordova. Während der Hunger Tauſende armer Familien an der Kehle packte, war im Haus der Doña Beatrix kein Schein des Mangels ſichtbar, ſogar den gewöhnten Ueberfluſs wuſste des Grafen beſorgte Liebe zu erhalten, ja den, von früherem Mißgeſchick verbannten Luxus täglich glänzender und auffallender herzuſtellen. Die vor Kurzem noch leere und wüſte Wohnung prangte jetzt wieder in dem ſtolzen Schmuck früherer Zeiten, mit prachtvollen Möbeln in Seide gekleidet, mit Tapeten und Teppichen. Ha! die Gottloſen wähnten, den Tempel, worin ſie ihr Opfer zu ſchlachten ſich bereiteten, niemals

sattsam auszuschmücken und mit Glanz umgeben zu können.

Unterjocht von der Größe und Pracht solcher Freigebigkeit, unwiderstehlich hingerissen zur Dankbarkeit, hatte dennoch Doña Beatrix den unverschämten Muth, ihre Tochter ferner mit Worten zu verführen und die Hoffnung, daß solches zum Ziel führen könnte, aufgegeben. Doña Leonor wollte freiwillig nicht dankbar sich beweisen, so wurde denn beschlossen, den Dank ihr abzunöthigen. Die Mutter kam mit Don Diego mündlich überein, daß am Festtag der Mutter Gottes von Guadalupe das Opfer vollzogen werden sollte. An diesem Tag pilgerte von Alters her die ganze Stadt gegen Abend hinaus zu einer Kapelle am Guadalquivir, worin ein uraltes Bild der Mutter Gottes stand, um dort die üblichen Gebete zu verrichten und von der hochverehrten Königin des Himmels Gunst für das kommende Jahr zu erflehen. Sobald nun die ganze Nachbarschaft sich entfernt haben würde, sollte der Graf bei Doña Leonor eingeführt und, trotz ihres Widerwillens, allein mit ihr gelassen werden, damit er seine Bewerbung selbst vorbringen und mit den allerbesten und triftigsten Argumenten seinen Triumph endlich gewinnen könnte.

„O, ihr frechen, schamlosen, gottvergessenen Mütter!“ ruft Fray Inigo aus und bedient sich dabei so energischer Schmuckwörter, daß wir wohl manchen Ausdruck mildern müssen. „O, schamlose Mütter! Wie schwer ihr bereits durch eure Scham-

loſigkeit belaſtet ſeid, ſo wird doch das Gewicht dieſer Sünde auf der himmliſchen Wage gegen euch ſich einſt verdoppeln, wenn ihr bei euern Ausſchweifungen auch den letzten Funken von Scham verleugnend, nicht zwiſchen euch und euern Töchtern die dichteſten Vorhänge eurer Alkove herniederlaßt! Jedoch die böſe Luſt des jungen Blutes iſt mächtig und die Barmherzigkeit Gottes unerſchöpflich, daher verzeiht euch vielleicht der Himmel ein Vergeſſen als die Folge eurer blinden Leidenſchaften. Aber ihr hinfällige, verſchrumpfte Alte, denen kein heißes Blut mehr durch die Adern rollt, ihr ſeid unfehlbar und ohne alle Hoffnung auf Appellation verdammt, wenn ihr eine Jungfrau, die unter euerm Herzen gelegen, verkauft; wenn ihr ſelbſt den ſchnöden Käufer an ihr Bett führet, die Schlummernde ihm überliefert, das Licht ihm haltet und dann euer Gold zählt und die Thüre bewacht, während der Barbar die edelſte Blüte eures Kindes ruchlos knickt!“

Der Tag, an welchem Doña Leonor's Verderben vollzogen werden ſollte, neigte ſich zu Ende. Von Don Andres begleitet, verließ der Graf ſeinen Palaſt. Dieſer ſtets gefällige und ſelbſt bis an's Ziel eines Verbrechens getreue Freund ſollte, während der Graf bei dem Mädchen ſich befand, die Umgegend bewachen, um jede unwillkommene Dazwiſchenkunft eines Dritten zu verhindern.

Die ganze Stadt war wie ausgeſtorben. Das ſchönſte Wetter hatte die Wallfahrt zu der Kapelle

unſerer Lieben Frau von Guadalupe ungemein begünſtigt. Aber die von Doña Beatrix beſtimmte Stunde war noch nicht erſchienen. Um auch von den wenigen Einzelnen auf der Straße nicht bemerkt zu werden, traten beide Ritter in die Kirche der Franziskaner zum heiligen Pasqual, welche am äußerſten Ende der Straße, worin die Damen wohnten, ſteht. Hier wandelten ſie durch die Kreuzgänge und im Schiff umher, bis die Nacht anbrach. In der höchſten Exaltation ſeines Liebesfiebers hatte Don Diego, unbekümmert um die Heiligkeit des Orts und die zahlreichen Gräber ringsumher, über alle früheren Hinderniſſe gegen ſeine glühendſten Wünſche und über ſein Entzücken, ob der baldigen Erfüllung derſelben, mit ſeinem Freund laut zu ſprechen begonnen, ſo laut und zügellos, daß der bei dem Abentheuer freilich kältere Don Andres, von plötzlicher Furcht über ſolche Entweihung ergriffen, den Grafen zum Schweigen zu bringen, ihm zuflüſterte:

„Bei Santjago beſchwöre ich euch, ſchweigt Don Diego, läſtert nicht, ihr verſuchet Gott! Bedenkt ihr nicht, wo wir ſind, daß wir auf Gräbern wandeln? Hier, vergeßt es nicht, hier ruhen die Gebeine von Doña Leonor's Vater! Während ihr den Namen ſeiner Tochter ausſprachet, erbebten die Steinplatten des Portals unter unſern Füßen! Schweigt, o ſchweigt, jagt nicht die Todten aus ihren Gräbern empor!“

Aber der unſinnige Cavalier hörte, betäubt von der Stimme ſeiner Leidenſchaft, nicht einmal die warnende Stimme ſeines Freundes, welche nicht Frömmigkeit, ſondern leidige Furcht ihm eingegeben hatte. Lauter und frevelhafter wurden ſeine Reden.

Immer dichter ſank die Finſterniß herab. Einzelne Lämpchen in den Kapellen durchbrachen ſie kaum mit ihrem fahlen Schimmer.

Die Glocken des Kloſters läuteten das Ave Maria. Der Augenblick der Zuſammenkunft war erſchienen. Der Graf und ſein Begleiter eilten nach der Thüre und Don Diego hob bereits ihren Vorhang, um hinauszugehen, als plötzlich eine lange Geſtalt vor ihm ſtand, den Weg ihm vertrat und mit donnernder Stimme ihm zurief:

„Don Diego! Du baueſt wohl ſehr auf die himmliſche Langmuth und Barmherzigkeit, weil du handelſt, als wenn ſie gar nicht zu ermüden wären und ſtets nur ihre Züchtigung über dem Haupt des Sünders ſchweben ließen, ohne ihn je treffen zu wollen! Wie! Nachdem du dieſe Stadt mit Aergerniß überhäufteſt, daß ihre Straßen und Plätze es nicht mehr faſſen können, willſt du jetzt ſogar dieſen heiligen Ort damit ſchänden? Den Tempel Gottes betrittſt du, nicht etwa, um zu beten und deine ſchweren Sünden zu beichten, ſondern nur, um den Allmächtigen in der Nähe, Auge in Auge zu beleidigen! Du kloyfeſt an die Gräber der Todten, um die Ruhe der Seligen zu ſtören! Sieh' dich wohl vor, Don Diego! Hüte dich, bevor du

den letzten Schritt des Verbrechens wandelst! Du rühmtest dich so eben, ein edles Mädchen entehren zu wollen! Hüte dich! denn nicht umsonst würdest du ihren Vater im Grab erweckt haben!"

Noch war das letzte Wort nicht verhallt, als schon die Gestalt verschwunden war.

Die Glocke hatte eine halbe Stunde nach dem Ave Maria geschlagen, als die beiden Ritter, vom Schrecken durchbebt, noch immer wie angenagelt auf der Stelle standen, wo das Fantom ihnen erschienen war. Ohne Zweifel wären sie, von den drohenden Worten wie von einem Blitz getroffen, noch lange Zeit daselbst geblieben, wenn nicht ein Laienbruder gekommen wäre, um die Kirche zu schließen. Er mochte wohl die stummen, regungslosen Gestalten, welche seine Ermahnung, sich zu entfernen, wie Taube starr anhörten, für verdächtige Leute halten; daher schob er sie unsanft hinaus und schloß die Thüre hinter ihnen.

Auf der Straße angelangt, fühlten sie wieder Spuren des Lebens. Aber sie dachten an nichts weniger, als an die Ausführung ihres verruchten Vorhabens. Die Bande des Schreckens, welche früher alle ihre Lebenskräfte gefesselt hatten, waren nun zerrissen, instinktmäßig entfernten sie sich von dem furchtbaren Ort, ohne zu fragen und sich zu besinnen, wohin sie wollten. Stumm eilten sie fort, wandelten lange umher, ohne ihren Weg zu betrachten und ohne an ein Ziel zu denken, und hielten endlich erschöpft inne. Die Stadt lag weit

hinter ihnen, sie standen am Fuß des Weges, der zu den Einsiedeleien der Wüste der heiligen Jungfrau von Belen führte.

Die Hand ihrer Schutzengel schien sie auf diese Bahn der frommen Abgeschiedenheit, auf den Weg zu jenem Asyl geleitet zu haben, welches zu jeder Zeit und Stunde jedem Reuigen offen steht. Beide, gleichzeitig von dem Gefühl der Reue und dem Gedanken der Buße ergriffen, entschlossen sich, trotz der Nacht die Höhe der Sierra zu erklimmen, um eine neuntägige Kasteiung und Buße bei den heiligen Einsiedlern zu begehen.

„In jenen Zeiten gelehriger und allgemeiner Gläubigkeit," spricht Fray Inigo, „hörte kein noch so verstockter Sünder solche überirdische Mahnungen umsonst! Unsere heutigen Wüstlinge würden so geringer Veranlassung wegen nicht innehalten! Schriebe auch eine himmlische Hand feurige Buchstaben an die Wände des Saals, worin sie ihre gotteslästerlichen Orgien feiern, so würde man diese Unsinnigen noch den Becher ihrer Verdammniß auf die Gesundheit des Teufels leeren sehen!"

Verlassen wir indessen die beiden zerknirschten Ritter auf dem Weg nach der Wüste der heiligen Jungfrau von Belen, wohin ohne Zweifel ihr guter Stern sie führen wird, und kehren wir nach Cordova zurück, um zu sehen, was sich während ihrer Abwesenheit dort ereignete.

7.

Der ganzen schrecklichen Scene in der Kirche San Pasqual hatte eine, in einen Beichtstuhl gekauerte fromme Seele zugehört und unablässig ihren Rosenkranz abgebetet. Kaum von dem ersten Schrekken etwas hergestellt, war ihr dringendstes Geschäft gewesen, die schauerliche Geschichte der Erscheinung in der ganzen Stadt zu verbreiten. Die an sich schon seltsame und wundervolle Historie hatte sich bei ihrem Wettlauf von Mund zu Mund mit so viel Nebendingen und Zuthaten vergrößert, daß sie bald zu einem förmlichen Mirakel geworden war.

Des andern Morgens behaupteten Tausende: als Augenzeugen dabei gewesen zu sein, wie am gestrigen Abend in der Kirche von San Pasqual der Vater der Doña Leonor in der ehrwürdigen Gestalt eines Franziskaners mit dem Grabtuch erschienen sei. Alle betheuerten, daß der alte Soldat nach einer langen, kräftigen Rede voll von Scheltworten und Strafsokeln den Grafen und seinen Mitschuldigen mit sich in sein Grab hinabgerissen und daß dieses, Flammen ausspeiend, sich über ihnen wieder geschlossen habe.

Das Verschwinden der beiden Ritter verlieh dieser Sage mehr als hinlängliches Ansehen und bestätigte vollkommen, was ohnehin des Wahrscheinlichen so viel an sich hatte.

Ueberdieß befand sich nach der Erklärung des Pater Esteban, des genauesten und zuverlässigsten

Annaliſten von Cordova, an dem ganzen Ereigniß nichts, was nicht ſehr einfach erklärbar und ohne alle Hülfe einer übernatürlichen Interpretation glaubhaft wäre.

Nach der Erzählung dieſes gelehrten Benedictiners hatte Doña Leonor die Gewohnheit, ihre Andacht in der Kirche San Pasqual's zu verrichten. Hier hatte ſie einem der Mönche des Kloſters im Beichtſtuhl alle ihre Leiden eröffnet und ihm erzählt, von welcher ſchweren Gefahr ſie ſich bedroht ſah. Der Mönch hatte vom Chor herab den Don Diego erkannt, belauſchte ſein frevelhaftes Geſpräch mit Don Andres und entſchloß ſich, als ein würdiger Prieſter von heiligem Eifer plötzlich begeiſtert, zu jener lebhaften Anrede, welche das junge Mädchen rettete.

Welche Beſchaffenheit es auch mit dieſer geheimnißvollen Erſcheinung gehabt haben mag; wie wenig genügendes Licht auch alle Gloſſen des Pater Eſteban darüber verbreiten können; wie gelegen und wohlthätig ſie für Doña Leonor ſich zeigte, ſo dürfen wir doch nicht leugnen, daß die plötzlich davon verbreitete Kunde ein Gewitter erregte, gegen deſſen Blitze eine andre Unſchuld keine ähnliche Hülfe fand.

„Die Gräfin war guter Hoffnung und ſchon weit vorgerückt. Dies war," meint Fray Inigo, „der einzige Tropfen Honig auf dem Grund des Bechers voll Bitterkeit, womit die unglückſelige Dame ſich tränken mußte. Hatte ſie nicht einiges

Recht zu der Hoffnung, daß das Kind, welchem ſie bald das Leben geben ſollte, ein neues Band der Vereinigung und Liebe mit ihrem Gemahl werden würde? Ach! wenn Gott ihr einen Sohn zugedacht, würde nicht der Vater, ihn an ſein Herz drückend, auch der Mutter mit einigem Dankgefühl gedenken; würde er nicht innige Liebe für ſie empfinden, die einen Erben ſeiner Güter, einen Fortpflanzer ſeines Namens ihm gegeben? Würde er ſie nicht dafür belohnen, wenngleich nicht durch Zurückgabe ſeiner ganzen Zärtlichkeit, doch durch ein ſchonenderes, wohlwollenderes Mitleiden?"

Um das Gnadengeſchenk des ſo heiß erſehnten Sohnes von dem Himmel zu erringen, verdoppelte die ſtets ſo fromme Doña Pacheca während der Zeit ihrer Schwangerſchaft ihre Andachtübungen und ihre Freigebigkeit für die Kirche. In ganz Cordova war keine Kapelle, kein Heiligenbild und kein Altar, welche ſie nicht zuweilen zu langem Gebet beſucht und mit neuem Schmuck reich beſchenkt hätte. Mehr als zehntauſend Thaler verwendete ſie auf Meſſen für die Befreiung der Seelen aus dem Fegfeuer. Eine ganze Ernte ihrer Oelbäume zu Ecija gab ſie hin, um die Lampen in neunzig Kapellen und Betſtellen zu unterhalten; nicht zu berechnen iſt, was die weißen Wachskerzen zu Beleuchtung des Grabmals des Heilandes zu Santa Maria am Charfreitage des Jahrs 1552 ihr koſteten. Endlich beraubte ſie ſich ihres koſtbarſten Schmuckes und ließ daraus für das Bild der Maria

del Rosario der Nonnen zu San Domingo*) einen mit Perlen gestickten Mantel, und Krone, Halsband und Ohrgehänge von Brillanten machen.

„Bewunderungswürdige Frömmigkeit!“ ruft Fray Inigo, „wie unfruchtbar wurde dein Beispiel für die Damen unserer Zeit! Während heutzutage, außer an den großen Festen, das Haus Gottes in Finsterniß bleibt und der magre Schimmer einiger, von dem Almosen der Armen gestifteten Lämpchen die finstern Kapellen der bescheidenen Bilder der Mutter Gottes nur spärlich erhellt, können die Damen unserer Zeit nicht Kronleuchter und Wandlichter genug auftreiben, um bei ihren häuslichen Festen den unverschämten Luxus ihrer Toilette und den unziemlich weiten Ausschnitt ihrer Kleider sattsam zu beleuchten! Und obgleich unsre heilige Jungfrau de la merced de Santa Barbara**), Dank sei der Freigebigkeit vergangener Zeiten, vielleicht noch reicher an Staat und Schmuck, als irgend eine von ihnen ist, so weiß ich doch nicht, ob es nur eine einzige Gräfin giebt, welche nicht zum Ersatz dafür neuere und neumodischere mantillas und basquiñas***), glänzenderen und besser

*) Die heilige Mutter Gottes zum Rosenkranz.

**) Die heilige Jungfrau der Gnade zu St. Barbara.

***) Die mantilla ist ein kleines, sehr einfaches, aber zuweilen auch aus den kostbarsten Stoffen bestehendes Ueberwurfsmäntelchen der spanischen Frauen; basquiña, ein Unterkleid, welches durch die offenen Flügel und Schlitzen des Oberkleides sichtbar, nicht selten sehr reich geschmückt erschien.

gefaßten Schmuck hat! Unglückselige Verwirrung eines gotteslästerlichen Jahrhunderts, welches das Diadem von himmlischen Stirnen riß, um es auf die Stirnen seiner Götzen zu setzen! Welches, statt des unbefleckten Lamms, ein goldenes Kalb anbetet! Unsinnige, welche vor ihren schimmernden Sirenen auf die Kniee sinken, als wenn sie Heilige wären, oder, als ob ihre Vermittelung im Himmel von einigem Gewicht sein könnte, weil sie hienieden den Glanz und Staat und Schmuck usurpirten, welche früher nur den geheiligten Bildern der Königin aller Engel angehörten!"

Doña Pacheca wurde von ihrer Schwangerschaft zuletzt an das Zimmer gefesselt und erfuhr so in ihrer stillen Zurückgezogenheit nichts von dem, der ganzen Stadt bekannten, unerklärbaren Abentheuer des Verschwindens ihres Gemahls. Alle ihre Leute hatten, aus natürlichem Zartgefühl und aus Furcht vor den Folgen eines solchen Schreckens, stets getrachtet, die ganze Geschichte ihr geheim zu halten. Ach! warum gelang es nicht, ihre Unwissenheit nur um einige Tage zu verlängern!

Die Furcht vor der ungewaschenen Zunge ihrer alten Amme war in der That nur allzugegründet gewesen! Trotz allen Vorsichtsmaßregeln, um diese alte Plaudertasche von ihr fern zu halten, kam sie dennoch eines Morgens in das Gemach der Gebieterin. Sie fand Doña Pacheca weinend im Bett. Die Acme weinte über ihre Verlassenheit in sol-

chem Zustand, über die grausame Lieblosigkeit ihres Gemahls.

Beim Anblick der alten Amme an ihrem Bett richtete sie sich auf, stürzte an ihre Brust, ließ ihren Thränen freiern Lauf und jammerte in ihrem herben Schmerz von Schluchzen unterbrochen:

Ach, meine Anna, nun ist mein Jammer am höchsten! Nicht allein die Nächte bringt er außer dem Haus zu, sondern so sehr vermehrte sich sein Haß gegen mich Arme, daß er trotz meines Zustandes ganze Wochen hindurch mich nicht besucht, um mir nur einmal die Hand zu drücken! Wo ist Er denn? Was thut Er? Wie weit ist Er mit seiner unseligen Liebe gekommen? Will Er denn wirklich sein Verderben und meinen Tod? Sollen alle meine glühenden Gebete für sein Wohl und Seelenheil bei dem Allmächtigen keine Erhörung finden?

Die selbst in Thränen sich badende Amme erhaschte begierig die erste kleine Pause zwischen den trübseligen Ergießungen ihrer armen Gebieterin, um des Geheimnisses, welches mehr als aller Schmerz sie drückte, los zu werden und sie stammelte hastig:

Ach! gnädigste Frau, es verlohnt sich nicht der Mühe, die Seele eures Gemahls dem Himmel zu empfehlen, denn der Böse selbst hat sich ihrer schon angenommen und mit seinen eigenen Krallen den Grafen mit sich hinabgerissen!

„Anna! welchen Unsinn schwatzest du? Sprich, Anna!“ rief die Erschrockene, indem sie im Bett sich hastig aufrichtete und mit beiden Händen den Kopf der Alten umfaßte.

Ach, gnädigste Frau, ich spreche nichts, als was nur allzuwahr ist! Ist es nicht erbarmungswürdig, daß euer Gemahl eines so elenden und unchristlichen Todes sterben mußte?

Die Schleuse ihrer Redseligkeit war einmal gehoben, unaufhaltsam strömten die Worte hervor und ergossen sich bis zum letzten Tropfen. Unter tausend Bekreuzigungen und Anrufungen der Mutter Gottes und des Erzengels San Rafael erzählte sie Punkt für Punkt das ganze Abentheuer in der Klosterkirche, so wie es romanzenähnlich bereits durch die ganze Stadt erklang und gesungen und mit reichem Vorrath von Schwefel, blauen Flammen und schwarzen Geistern ausgeschmückt wurde.

Ohne ein Wort zu sprechen, war die Gräfin auf ihr Kopfkissen zurückgesunken. Sie weinte nicht mehr. Wie hätten die Thränen, welche der Eishauch dieser Worte erstarren machte, noch fließen können? Ach! sie hatte durch all' den Schwall von Uebertreibungen und Phantasiestücken der Alten die eigentliche Wahrheit nur zu deutlich erkannt: den Tod des Don Diego!

Diese Prüfung war allzuhart für die arme Dame. Der schwache Halm ihres Lebens, welchen bereits so viele herbe Stürme erschüttert und zu knicken gedroht hatten, konnte unmöglich diesem

letzten und heftigsten, so plötzlichen Windstoß widerstehen.

Umsonst bemühten sich ihre Dienerinnen, die Folgen der Unklugheit der alten Anna zu beseitigen oder nur zu mildern. Von wilden Krämpfen erfaßt, zuckte Doña Pacheca in ihren Armen und alle die befürchteten bösen Folgen zeigten sich bald. Die furchtbare Krise marterte sie lange und entwand ihr endlich ein Kind, dessen Dasein wahrlich nicht verdiente, um den Preis des mütterlichen Lebens erkauft zu sein. Die Anstrengung und die rasenden Schmerzen der Geburt zerrissen den Lebensfaden der unglückseligen Doña Pacheca, ohne daß sie nur den Trost gehabt hätte, das Kindlein wenigstens einmal an den sterbenden Busen zu drücken. Der Knabe selbst überlebte sie nur um einige Stunden. Alle Sorgen und Mühen, den schwachen Funken seines Lebens zu erhalten, waren umsonst. Wimmernd erlosch es und ereilte noch die Seele der Mutter bei ihrem Flug in den Himmel.

8.

„Ach! die Sierra morena!“ ruft Fray Inigo am Eingang des letzten Buchs dieser wahrhaftigen Geschichte so lebhaft und begeistert aus, daß die Liebe zu dem süßen Heimathsland aus jedem Wort hervorleuchtet und das Ganze so wohlig und innig und fromm und katholisch klingt, wie ein Gebet zu

der Mutter Gottes. Ach! Sierra morena, du prachtvolle Freitreppe von Andalusia! du erhabene Leiter, welche in ihrer Wohlgerüche athmenden Majestät so herrlich sich erhebt! Jede deiner Stufen ist ein Berg von Granit, oben bekränzt mit den Pinien und gewürzigen Algarrobos*), tiefer unten umgrünt und umblüht von Palmen, Aloe und Orangen! Ach! Sierra morena, braune, schönbenamte! Seht ihr nicht, wie sie ihre lebhaft und fröhlich strahlende, mit dichten Waldungen gekrönte Stirne freudig bewegt, wenn sie mit dem Schleier von Wolken spielend, einem schönen Mädchen gleicht, das mit seinem Diadem von schwarzen Haaren unter der mantilla kokettirt! — O! ich grüße dich, gnaden- und anmuthsvolle Sierra morena! Der Herr umlockte dein Haupt mit dem reichblühenden Haarschmuck unermeßlicher Gärten! Der Herr begabte deinen Busen mit dem unerschöpflichen Reichthum von Thränen, welche deinen Augen als mächtige Ströme erfrischend und befruchtend entfließen! Der Herr beschenkte dich mit allen den Schätzen von Gold und Edelsteinen, welche du sittsam in deinen Eingeweiden bewahrst, weil deine Schönheit anderer Smaragden nicht bedarf, als des ewig frischen Schmuckes der grünen Blätter und Kräuter! Gesegnet bist du unter allen Sierras Hispaniens! Du bist ihre Königin! Und wenn man spricht: die Sierra, so bist du damit gemeint, nur

*) Johannisbrodbäume.

du, du allein! So wie einſt bei den Römern die unvergängliche Stadt gemeint war, wenn ſie ſprachen: die Stadt!“

„Auch dich, Cordova! grüße ich, dich Stadt voll Größe und Frömmigkeit! Ich grüße dich, meine Vaterſtadt, die du noch deine Lenden umgürtet haſt mit dem uralten Gürtel römiſcher Mauern und mauriſcher Thürme! Ich grüße dich, Köſtliche, die du am Ufer des Guadalquivir liegſt! Mit zärtlich liebendem Blick betrachte ich deinen ſchönen Fluß, wenn er ſüß murmelnd ſchlummert und träumt, während die Sierra, welche euch beide beſchirmt, mit ihren Roſen, Cactus und Geisblatt duftenden Lüftchen euch anweht, gleich dem heiter ſpielenden Mädchen, welche ihre Schürze voll Blumen über die ſchlafenden Brüder hinſtreut! Der Herr iſt mit dir, und mit dir iſt auch der Erzengel San Rafael, dein Schutzpatron, der mit ſeinen breiten weißen Fittigen fort und fort dich ſchützt! Du biſt geſegnet unter allen Städten der vier Königreiche, deren älteſte Schweſter du biſt! Und die Frucht deines Leibes iſt auch geſegnet, denn du gebarſt den großen Feldherrn!*) Und in deinen Armen floß das Blut der fünf glückſeligen Märtyrer, deiner Kinder! Du warſt ſelbſt den Mauren heilig, denn auf deinen Boden pflanzten ſie die tauſend Säulen des Marmorwaldes ihrer großen Moſchee! Und jetzt noch biſt du heilig, denn mit-

*) Gonſalvo de Cordova.

ten in diesem Tempel der Ungläubigen hast du deine Kathedrale voll Majestät errichtet! Denn du setztest einen diamantenen Knopf auf den goldenen Griff des Schwerts! Du legtest den silbernen Halbmond zu Füßen der allerreinsten Empfängniß Mariä! Du machtest aus einem Altar Mahomed's das Fußgestell des Kreuzes Christi! Du bist heilig, denn du hast funfzehn Pfarreien, vierzig Klöster, voll von Mönchen und Nonnen, ohne deine Kapellen und Betstellen zu zählen!"

„Aber nach neuntägiger strenger Abgeschiedenheit und Kasteiung in der Wüste der Sierra," fährt Fray Inigo fort, indem er auf unsere Geschichte zurückkommt und verspricht, sich davon künftig nicht mehr zu entfernen, nach neuntägiger Buße und Kasteiung durch Fasten und herbe Geißelungen und wiederholtes Beichten und Communiciren, verließen Don Diego und sein Freund die heilige Stätte und zogen gen Cordova hinab. Die Sonne begann schon sich zu neigen, als sie vom Kapellan der Einsiedler Abschied nahmen. Denn dieser hatte sie so lange zurückgehalten, um die neuntägige Buße vollständig und verdienstlicher zu machen, hielt nach der Vesper noch eine Ermahnungspredigt an sie voll Ernst und Salbung, hielt darin das Beispiel des ehrwürdigen Don Juan de Dios de Villaverde ihnen vor, der sich im Jahr 1470 zu Abbüßung seiner schweren Sünden ganz und für immer der Wüste gewidmet, all' sein reiches Silbergeschirr ihr fromm vermacht und nichts für sich behalten

hatte; denn er trank und aß fortan nur aus den Schädeln der Verstorbenen, welche sehr künstlich als Schüsseln und Becher geformt waren."

Unsre beiden Cavaliere waren nicht hinlänglich von der Gnade durchdrungen, um ihre Buße und Kasteiung so weit zu treiben, sie nahmen daher Abschied von dem heiligen Prediger und machten sich auf den Heimweg.

Hätte nicht der Ernst ihrer Gedanken über die Augen ihres Leibes und ihrer Seele einen finstern Schleier der Schwermuth gezogen, so hätten sie wahrlich das wundervolle Schauspiel, welches zu ihren Füßen ringsumher sich entrollte, inniger genossen und freudiger angestaunt. Der Sonnenstern, der Vater der Ernten und der Weinlesen, schien sich zu bedenken, ob er hinter der Sierra hinabtauchen sollte. Gleichsam als könnte der himmlische Landwirth, der nach des Tages Arbeit und Mühe sich nun zur Ruhe begab, nur mit Schmerz von seiner reichen campina*) von Cordova sich trennen! Wie liebevoll betrachtete er sie noch immer, wie zärtlich warf er seine letzten Küsse und Blicke in prachtvollen Strahlen ihr zu, wie freundlich umlichtete sie sein Athem gegen den Andrang der Dämmerung mit einer ungeheuern Kugel von goldener Luft!

Zur Linken erröthete in der Ferne die Schnee-

*) Eine angebaute, fruchtbare Fläche.

stirne der Sierra nevada*), gleich einer Jungfrau beim Abschiedskuß ihres Bräutigams. Zur Rechten gleitete der Guadalquivir in Glut und Flammen auf der Seite von Sevilla zwischen den Oelbäumen der Ebene hin, gleich einer langen Schlange, welche Abends dem Dickicht des Waldes entschlüpft.

Allein unsre Ritter genossen nicht diesen weiten Horizont. Mit unsichern Tritten kletterten sie den schmalen, rauhen, abschüssigen Steig hinab, welcher von der Wüste nach Cordova führt, bald unter drohend überhangenden Felsmassen hinwegläuft, bald am Rand von Abgründen schwindelt, von wilden Bergwassern grollend durchbrochen wird und immer und überall mit Steineichen, Alaternen und Rosensträuchen bekränzt ist. Sie bewunderten die Allmacht Gottes in der Aehnlichkeit dieses Pfades zu dem Aufenthalt der frommen Einsiedler mit dem Pfad zum Himmel, indem auch dieser an seinen rauhesten und gefahrvollsten Stellen des Schattens und der Blütensträuße nicht ermangelt.

Während des Hinabsteigens unterhielten sie sich sehr erbaulich über die ungeheure Größe ihrer Vergehen und Sünden und erkannten mit brünstigem Dank, daß nur die augenscheinlichste Gnade des Ewigen ihre Last erleichtert habe. Sie bauten emsig und innig an dem Gebäude eines neuen und bessern Wandels. Allein — worauf gründeten sich bei Don Diego diese tugendvollen Entschlüsse?

*) Das Schneegebirg.

Wird ſie nicht der Sturm der Leidenſchaft eben ſo leicht wieder aus ſeiner Seele verwehen, wie der Sturm des Gebirgs die ſchwachen Mooſe von der Rinde der knotigen Johannisbrodbäume abreißt und zerſtreut?' Selbſt in dem Augenblick, in welchem die Worte des Ritters ſeinen glühenden Eifer zur Beſſerung beurkundeten; mitten in den ſchönſten Reden voll der weiſeſten und frömmſten Vorſätze unterbrach er ſelbſt ſich plötzlich, ſtreckte die Hand weit gegen die Stadt hinaus, welche zu ſeinen Füßen lag und mit ihren Giebeln und Spitzen den letzten ſterbenden Schimmer des Tags noch einen Augenblick feſſelte.

„Don Andres!" rief er haſtig, „ſeht ihr nicht dort unten den Platz, das Theater meines Vermählungsfeſtes, wo Doña Leonor beinahe umgekommen wäre? — Und dort, blickt hin, Don Andres! jene lange weiße Mauer vor der Moſchee, gehört ſie nicht zum Kloſter der allerreinſten Empfängniß, worin Doña Leonor ein Aſyl geſucht hatte? — Und dort! erkennt ihr das ſchwarze enge Gäßchen nächſt der Kirche de la merced? Lag nicht darin Doña Leonor's Häuschen?

Doña Leonor! und immer wieder und nur Doña Leonor, ſelbſt jetzt nach der kaum überſtandenen gräßlichen Lection! Unter den Fittigen des Engels der Doña Leonor verbarg ſich der hartnäckige Dämon, der ihn verderben wollte! Doña Leonor war die Lockſpeiſe, an welcher ihn zu fangen, die Hölle beſchloſſen hatte.

Je tiefer sie gegen Cordova hinabkamen, um so höher stieg hinter ihnen der Tag empor und flüchtete sich auf die höchsten Spitzen der Sierra. Sie tauchten mit jedem Schritt in dunkleren Schatten hinab. Mit den ersten Sternen am Himmel erstralten auch hier und dort in der Stadt einzelne Lichter und begann vor ihren Ohren das Gesumse des großen Bienenstocks, der vorzüglich nach Sonnenuntergang sein wirres Leben anfängt. Vom Thor und von der Seite des Stroms her ertönten dumpf Klänge von Guitarren, die scharfen Laute der Seguidillas*) und das Geräusch der Kastagnetten. Doch plötzlich verstummten alle Töne dieser lustigen Musik und die ernsten, melancholischen Schläge der Glocken, welche das Ave Maria läuteten, schallten fast schauerlich durch das Dunkel herauf. Die beiden Ritter blieben stehen, entblößten ihre Häupter, sanken auf die Kniee und beteten mit Andacht.

---

*) Seguidillas sind heitre Strophenlieder, welche mit Begleitung, gewöhnlich der Zither oder Guitarre, gesungen werden, vorzüglich Liebe und Preis der Frauen, mitunter sehr glühend und schlüpfrig behandeln, zu Ständchen vor den Fenstern der Geliebten oder galanter Damen dienen, auch sehr häufig von Damen gesungen und mit Tanz sehr lockend begleitet, ein Hauptvergnügen kühler Abendstunden bilden. Daher nennt auch der Spanier alle Damen, welchen solche Ständchen häufig gebracht werden, oder welche selbst solche gern singen, Seguidilleras, ohne damit gerade etwas sehr Ehrenvolles bezeichnen zu wollen.

„Ach! dieſe Abendandacht, dieſes Ave Maria," ruft Fray Iniga aus, „iſt eine wahre Mauer von Gebeten, welche zwiſchen Licht und Finſterniß zum Himmel aufſteigt! Ein Dankgebet zu Gott für den vergangenen Tag; eine Empfehlung der beginnenden Nacht! Ein erkenntlicher Abſchied von der untergehenden Sonne; eine Begrüßung des aufgehenden Mondes und aller Sterne; eine Hymne voll Danks für alle Gnaden, welche gleichzeitig allen katholiſchen Seelen entſtrömt, als eine einzige Stimme aus Millionen Kehlen zum Thron Jeſu Chriſti emporſteigt, eine Säule harmoniſchen Weihrauchs! Eine allgemeine Verſammlung aller chriſtlichen Herzen zu den Füßen Mariä! Ha! wehe den Söhnen der Kirche, wenn ſie jemals bei dieſem rührenden Ruf ihrer Mutter unempfindlich bleiben, taub ſein ſollten für den Ton der ehernen Stimme, der ſie in der Dämmerung einladet: gemeinſchaftlich zu knieen und mit ihr zu beten! Denn alsdann wäre das ſüßeſte Band der Liebe, welches den Glauben an den Heiland feſſelt, ſchmählich zerriſſen! Als Blinde und Taube zugleich wären die Menſchen dann weniger bedeutende Geſchöpfe, als die Beſtien und ſogar die Pflanzen, welche in dieſer feierlichen Stunde der Dämmerung voll myſtiſcher Andacht und Anbetung ſich ſammeln!"

Der Graf und ſein Begleiter erhoben ſich nach vollendetem Gebet und gingen ihres Weges weiter. Don Andres horchte plötzlich, erfaßte den Arm des Grafen und frug erſtaunt:

Was ist das? Was bedeutet das? Hört ihr nicht, daß die Glocken immer noch fortläuten?

Don Diego erwiederte: „Das Ave Maria ist doch vorüber, zum Gebet läutet man nicht mehr!“

Gewiß nicht und nicht auf diese Weise! Denn, horcht nur! es ist ein Anschlagen der Glocken, die andern Kirchen und Klöster haben es auch begonnen, das ist Grabgeläute, es muß irgend eine Person von hohem Rang beerdigt werden!

„Doña Leonor war weder reich noch vornehm genug, um solche Ehrenbezeigungen von der Kirche zu empfangen!“ erwiederte Don Diego.

Völlige Nacht umgab jetzt die Wanderer. Die Neugierde spornte ihre Kräfte; Beide wünschten zu wissen, wer gestorben war und unwillkührlich wurden die Schritte größer und hastiger.

Dicht vor den Mauern von Cordova kamen sie an dem Kloster der Barfüßer vorüber. Unter dem Portal saß ein Mönch, in der Abendkühle sich erfrischend. Der Graf frug: ob er nicht wüßte, für wen alle Glocken geläutet würden?

„Seid ihr denn Fremdlinge in diesem Königreich,“ antwortete der gute Pater, „weil ihr nicht wißt, daß diesen Abend in der Kirche Santa Maria die Leichenfeier für den Graf Don Diego Fernandez de Guadalcazar y Montemayor, für seine Gemahlin, die Gräfin Doña Pacheca de Haro und für ihren Sohn Don Diego Pacheco beginnt?“

Don Diego erbebte in seinem Innersten, obgleich das Mißverständniß des Mönchs, der wohl

die Namen verwechselt hatte, ihm plump genug erschien. Er erwiederte:

Wißt ihr denn ganz bestimmt, mein guter Vater, daß der Graf Don Diego Fernandez de Guadalcazar y Montemayor und seine Gemahlin, die Gräfin Doña Pacheca de Haro, gestorben sind und daß ihr, noch nicht einmal geborenes Kind todt ist?

„Ganz bestimmt," entgegnete zuversichtlich der Mönch, das Kind ist wirklich geboren, weil es gestorben ist, und die beiden Eltern sind todt, weil man sie so eben beerdigt, wenigstens die Mutter mit dem Kind, denn was den Vater betrifft, so müssen wir als Christen beten, daß Gott seine Seele schneller finden möge, als man hienieden seinen Leichnam gefunden hat und finden wird."

Don Andres glaubte nun klar zu sehen, er faßte den Grafen beim Arm und raunte ihm zu: Fort! Ihr merkt nun wohl, daß der Mönch einen Rausch hat und hier in der freien Abendluft den Wein ein wenig verpusten will!

Diese unehrerbietige Bemerkung leuchtete dem Don Diego vollkommen ein, da er von all' dem schweren Unglück, welches ihn betroffen hatte, nicht das Geringste ahnete und die dunkeln Worte des Mönchs ihm unmöglich Aufklärung geben konnten. So betraten sie denn die Stadt, in fröhlicherer Stimmung durch das Abentheuer mit dem Mönch, unter Scherz und Spott über die Mäßigkeit der gepriesenen Karmeliter. Ein Wort gab das andre,

immer lustiger und kühner wurden Einfälle und Scherze, endlich rief der Graf völlig ausgelassen:

Bei meiner Seele, bin ich todt, so muß ich doch wohl auch bei meinem Leichenbegängniß sein! Auf, Don Andres, wollt ihr nicht auch mitkommen?

Warum nicht? antwortete dieser. Vielleicht bin ich selbst auch todt, wie ihr es seid!

Lachend eilten sie durch die Straßen nach Santa Maria. Nicht ohne große Anstrengung und beharrliche Mühe konnten sie durch das ungeheure Gedränge an der Kirchthüre in das Innere sich durcharbeiten. Innen einmal angekommen, wurde es ihnen leichter, die weniger dichten Haufen zu durchschneiden und längs der Mauer an den Kapellen hin bis zu dem Gitter links vom Chor sich vorzudrängen. Hier hatte man die vollkommenste Uebersicht der ganzen Leichenfeierlichkeit mit allen ihren Zeichen und Apparaten. Kaum hatte Don Diego den ersten Blick darauf geworfen, als kalter Schweiß über seine Stirn zu rinnen begann.

Auf der Spitze eines hohen Katafalks, der mit schwarzem Sammt überzogen, mit Schädeln und Gebeinen von Todten in Silberstickerei reich besät war, standen zwei große Särge und zwischen beiden ein kleiner Kindersarg, und auf jedem der drei Särge erblickte man die Doppelwappen der Guadalcazar und der Haro, und auf einem derselben waren die Mäntel der militairischen Orden des Grafen ausgebreitet und über ihnen kreuzweise sein Dolch und sein Degen gelegt, jener Degen mit dem breiten

ſtählernen, reich in Gold eingelaſſenen Griff und Korb, welchen er vom Kaiſer zum Geſchenk erhalten hatte. Es war ſo, er konnte ſich nicht täuſchen, er erkannte ihn ſo deutlich, als wenn er ihn in der Hand hätte. Starr wendete ſich ſein Auge nach dem Mittelpunkt der Kirche, nach den Ehrenbänken des Schiffs und er ſah auf denſelben nach ihrem Rang geordnet alle ſeine und ſeiner Frau Verwandte und Freunde ſitzen. Nicht Einer war darunter, den er nicht erkannt hätte!

Feierlich und voll heiliger Trauer ging der Gottesdienſt weiter, den eintönigen Geſang der Prieſter durchſchnitt in geregelten Pauſen die klagende Stimme der Orgel. Und Don Diego ſah Alles und hörte Alles, unbeweglich. Wie von einem Alp erdrückt, fühlte er ſich gleichſam ſtarr hingeſtreckt zwiſchen den ſechs Bretern liegen, eingenagelt in den Sarg, welchen die Chorherren von Zeit zu Zeit in ſtrengem Takt mit ihren ſchweren Meßbüchern ſchlugen, gleich den Hammerſchlägen auf dem Ambos eines Schmiedes. Und nach dem de profundis kam der Segen, — für ihn eine neue, eine ſtechendere Qual. Als die Aſſiſtenten in langer Reihe, Einer nach dem Andern, herantraten, den Sprengwedel von Hand zu Hand ſich reichten und das Weihwaſſer ausſpritzten, ſo war es ihm, als träfe ihn jeder Tropfen und peitſchte eiſig ſeine brennende Stirn.

Sobald Alle ſich wieder geſetzt hatten, trat eine tiefe und feierliche Stille ein, und ihm ward

etwas wohler. Uebrigens verstand er von Allem nichts mehr.

Das unbegreifliche Schauspiel wandelte verworren an seiner Seele vorüber, gleich einem schweren, garstigen Traum, der auf ihm hockend, mit seinen Krallen ihn unwiderstehlich niederhielt.

Unterdessen hatte ein Mönch die Kanzel bestiegen. Es war ein durch Wissen und Beredtsamkeit berühmter Dominikaner, den der Bischof auserlesen hatte, um bei dieser Feierlichkeit nicht sowohl das Lob der Verstorbenen auszusprechen, als vielmehr die Veranlassungen ihres Todes treu zu erzählen und damit kräftigst allen Uebertreibungen und Auswüchsen des Volksaberglaubens und der täglich sich häufenden Mährchen zu begegnen. Hiernach sollte der Prediger seine Gemeinde mit ernsten und eindringlichen Ermahnungen erbauen und den schmählichen Untergang dieser Familie als Beispiel benutzen, um darzuthun: wie leicht die Unordnung, Ausschweifung und Sittenlosigkeit eines einzigen Menschen ganze unschuldige Familien zu Grunde richten, in's Verderben nach sich ziehen, in's Grab stürzen könne.

Don Diego stand gerade dem Geistlichen gegenüber, nur die Breite des Schiffs trennte sie. Hoch auf horchte er, als zum erstenmal sein Name ausgesprochen wurde, und fühlte sich plötzlich seiner bisherigen Starrsucht entrissen. Kein Wort der ganzen Predigt entging ihm und bald waren alle bisher so unerklärbaren Räthsel des Leichenbegängnisses ihm gelöst. So erfuhr er denn auch, wie sein

ſchnelles Verſchwinden aus Cordova das Mährchen ſeines ſeltſamen Todes verbreitet, gewiſſermaßen beſtätigt und daß dieſes die vorzeitige Niederkunft ſeiner Gemahlin, ihren und des Kindes Tod herbeigeführt hatte. Er ſelbſt, er allein hatte alſo Beide getödtet! Er war ihr Mörder! Ach! in jenem Augenblick ſtieß die Reue den ſpitzeſten ihrer Dolche in ſeine Bruſt!

Bei den Schmerzen dieſer glühenden Wunde erwachte der ganze Edelmuth, alle angeborene Güte ſeines Herzens wieder. Sie machten ihn für einen Augenblick zum Gatten und Vater, ſie ſtimmten ihn zu herzinnigem Gebet und aufrichtigſt flehte er zu dem Himmel, daß er, als Beweis der höchſten Gnade, auch ihn hinwegraffen und mit ſeiner Leiche den dritten leeren Sarg neben ſeiner Gemahlin und ſeinem Sohn füllen möge!

Der Mönch war zu Ende mit der Erzählung dieſes unglückſeligen Trauerſpiels und begann nun voll Ernſt und Schärfe ſeine gebotene Nutzanwendung daraus abzuleiten. Einem furchtbaren Geſpenſt gleich, hatte er ſich erhoben und geißelte jetzt mit herben, ſtachelnden Worten den Urheber aller dieſer Leiden, Aergerniſſe, Unglücks- und Todesfälle auf das Unbarmherzigſte.

Dies war für den Unglücklichen zu viel! Den Schmerz der friſchen, blutenden, gräßlichen Wunden überwogen noch dieſe grauſamen Geißelhiebe des Rächers und zerriſſen ſein Innerſtes. Das Gitter des Chors vor ihm war offen. Eine jener

niederlegten und unbezähmbaren Regungen, welche seine brausende Natur so oft plötzlich hervorgerufen hatte, stieß ihn jetzt vorwärts, er stürzte hinaus und rannte zwischen dem Katafalk und den Kerzen hindurch bis unter die Kanzel, streckte dort die Hände starr empor und schrie, Todesblässe im Antlitz und mit den Blicken eines Wahnsinnigen:

Genug, genug mein Vater! Halt ein! Gnade dem schon so schwer gezüchtigten Sünder!

Beim Ton dieser greulich veränderten Stimme, beim Anblick dieser entstellten Züge, dieses lebenden Leichnams, welcher hier plötzlich wie aus seinem Sarg hervortrat, erfaßte die von der Predigt schon mächtig erschütterte Gemeinde ein unbeschreiblicher Schrecken. Der Geist des verstorbenen Grafen — der Geist des vom Satan heimgesuchten und abgeführten Sünders stand vor ihnen! Ein einziger Gedanke trieb Alle instinktartig nach den Thüren, wo Angst und Schrecken gewaltsam sich Raum machten. Wäre der Engel des jüngsten Gerichts mit dem Flammenschwert plötzlich durch die berstenden Gewölbe der Kirche herniedergefahren, so hätte diese zahlreiche Versammlung unmöglich schneller auseinanderstieben können.

Don Diego selbst fühlte nach dieser heftigen und convulsivischen Anstrengung seines Schmerzes eine Wolke vor den Augen, wankte, wurde ohnmächtig und klammerte sich mit Mühe an einem Betpult fest. Als er wieder zu sich kam und langsam ringsumherblickte, sah er Chor und Schiff öde und

leer! Alle, alle waren entflohen! Selbst den Prediger hatte der allgemeine Schrecken mitten in seiner Rede erfaßt und von der Kanzel getrieben! Alle Priester und Chorherren waren ihren Chorstühlen entronnen! Sogar Don Andres war von der schwellenden Flut mit fortgerissen worden.

Stieren Auges blickte der Unglückliche noch einmal ringsumher, er sah sich allein, allein mit der schauerlichen Pracht der Leichenfeier, allein mit den drei Särgen, wovon Einer der Seinige war. Ihn selbst ergriff schaudernd der allgemeine Schrekken und sträubte sein Haar empor, und peitschte ihn aus der Kirche.

Im Freien angelangt, schlug er maschinenmäßig den Weg nach seinem Palast ein. Allein umsonst schrie und pochte er an der Pforte; je lauter er wurde, je mehr er lärmte und tobte, um so weniger konnten seine Leute sich entschließen, ihm zu öffnen. Sie Alle waren mit dem Volk aus der Kirche Santa Maria entflohen und fühlten sich zu glücklich in dem Gedanken, zu gehöriger Zeit noch gegen das Gespenst sich einigermaßen verschanzt zu haben.

Bald stand er von der Bestürmung seines Palastes ab. Die frische Luft linderte mehr und mehr die Glut seiner fieberhaften Schmerzen und zerstreute die wilden Dünste, die seine Besinnungskraft zerrüttet hatten. Er sah nun ein, daß lediglich seine Heftigkeit die heilige Leichenfeier gestört hatte und sein plötzliches Hervortreten ein Donner-

ſchlag für Alle geweſen war. Er begriff auch, daß es verwegen und wahnſinnig von ihm wäre, ſich in einer Stadt ferner zu zeigen, bevor das Geheimniß ſeines Verſchwindens und ſeiner Rückkehr gehörig aufgeklärt ſein und auch die zartfühlendſten und ängſtlichſten Seelen beruhigt haben würde. Daher wandelte er den Reſt der Nacht hindurch in dem Orangenhof der Moſchee umher, verließ Cordova mit Anbruch des Tags durch das erſte offene Pförtchen und eilte nach ſeiner kleinen quinta*), die auf der Straße nach Andujar nur zwei Stunden Weges entfernt lag.

Von hier aus ſchrieb er vor Allem an den Biſchof einen Brief voll ächter Reue und tiefſter Zerknirſchung, erzählte darin ſein ganzes Abentheuer in der San Pasqualkirche, ſeine neuntägige Bußübung in der Wüſte der Einſiedler und ſein zufälliges Erſcheinen bei der Leichenfeier zu Santa Maria. Der Biſchof ließ dieſen Brief in allen Kloſterkirchen und Pfarreien nach der Predigt vorleſen und erklären, hellte damit das bisherige Dunkel der Wundergeſchichte ganz natürlich auf, beruhigte die Mehrzahl der gläubigen Seelen und konnte nur die allerängſtlichſten und gewiſſenhafteſten Herzen noch nicht völlig zufrieden ſtellen.

Diego ſelbſt belehrten die Notare, Schreiber und andre Raubvögel über den wahren Inhalt ſei-

*) Quinta, ſo ziemlich daſſelbe, was der Italiener mit villa bezeichnet; ein Landhaus, Luſthaus ꝛc.

ner Geſchichte und über die unvermeidlichen Folgen ſeines Thuns und Laſſens, woran bisher ſein Edelmuth und Schmerz gar nicht gedacht hatte. Er erfuhr, daß den jüngern Söhnen des Hauſes de Haro das ganze eingebrachte Vermögen ſeiner Gemahlin ſogleich nach ihrem Tod überwieſen worden und damit jede materielle Frucht ſeiner reichen Heirath verloren war; ja, daß er ſich glücklich ſchätzen müßte, wenn er den Klauen der Gerichte von ſeinem eigenen Vermögen noch genug entreißen würde, um davon künftig ſehr einfach, beſcheiden und ohne adeliges Gefolge leben zu können. Alles hatte man mit Beſchlag belegt, um damit allenfallſige und wahrſcheinliche Abgänge von dem beigebrachten Vermögen ſeiner Frau zu decken. Dies ſind löbliche Sorgen, welche Gerichte und Schreiber niemals und nirgends zu vergeſſen pflegen. Das Geſetz und ſeine Ausleger machen das Recht der Verſtorbenen zu ihrem Wahlſpruch, um ihrer eigenen Anſprüche an die Lebenden ungehindert habhaft zu werden.

.... Doch dieſer ungeheure Verluſt war für Don Diego nur ein Nadelſtich, und was vermögen Nadelſtiche gegen ein Herz, von welchem die ſchärfſten Pfeile der Reue und Gewiſſensbiſſe wirkungslos abprallten? Denn die Liebe, jene unbezähmbare Liebe athmete noch unter der drückenden Laſt aller Unglücksfälle und Schreckniſſe und erhob ihr Haupt aus den Trümmern ſeines ganzen Glücks! Ja, dieſer grauſame Gott ſchien Alles nur zerſtört und zertrümmert zu haben, um ſich von dieſen Maſſen

einen um ſo höhern Thron zu erbauen; er ſtieg auf den Gipfel der Ruinen, ſah ſiegreich umher, ſetzte ſich lächelnd und ſtolz auf ſein Werk.

Ja! dieſer wilde, grauſam entartete Menſch ſtrebte umſonſt, ſeine innerſten Gefühle ſich ſelbſt abzuleugnen, er freute ſich im Herzen ſeiner Wittwenſchaft; er freute ſich ſogar: ſein Kind und ſein ganzes Vermögen verloren zu haben! Er ſegnete alle Unglücksfälle, weil ſie ſeine Freiheit ihm wiedergegeben und die zwiſchen ihm und Doña Leonor ſo lang emporſtarrende Mauer endlich niedergeriſſen hatten!

Jetzt ſtrebte auch ſeine unvertilgbare Leidenſchaft, die Gerechtigkeit muß man ihm widerfahren laſſen, nicht mehr nach unehrenvollem Ziel. Er war nun freier Herr ſeiner Perſon und erſehnte nichts Anderes mehr, als die heißgeliebte Doña Leonor an die Stelle von Doña Pacheca in ſein gräfliches Ehebett zu legen. Dieſer Gedanke beſchäftigte fort und fort ſeine ganze Seele; er konnte den Augenblick nicht erwarten, in welchem es ihm vergönnt ſein würde, dieſen Entſchluß bekannt zu machen. Wie verwünſchte er die Ewigkeit einiger Trauerwochen! Wie peinlich traf ihn das Naturgebot des öffentlichen Anſtandes und der Sitte, welchem er ſich nach ſo ärgerlichen Vorfällen um ſo weniger entziehen durfte!

Aber nach Verlauf eines Monats konnte er ſich keinen Augenblick länger überwinden. Er berief Don Andres, alle ſeine Freunde und ergebenſten

Verwandten zu ſich, benachrichtigte ſie von ſeinem Vorhaben und bat ſie in ſo rührenden und männlichen Ausdrücken um Beiſtand und augenblicklichen Liebesdienſt, daß an Widerſpruch oder Aufſchub gar nicht zu denken war. Sie ſämmtlich ſollten ihn nach Cordova begleiten, um durch ihre Gegenwart dieſe Ehrenerklärung und Werbung bei dem tugendhaften Mädchen um ſo glänzender zu machen und jeden Vorwand zu einer abſchlägigen Antwort ihr zu nehmen.

So verfügte ſich denn der ganze glänzende Zug alsbald zu Pferd in die Stadt und ritt langſam und feierlich nach der Wohnung der Geliebten. Allein wie ſehr erſtaunten die Ritter, als ſie das ganze Gäßchen mit Reiſewagen und Rittern erfüllt, die Thür des Hauſes ſelbſt mit einer Schaar reichgekleideter Dienerſchaft und glänzender Bewaffneten beſetzt fanden!

Don Felix war zu derſelben Stunde von Cadix angekommen und hatte Doña Beatrix und ihre Tochter durch dieſe gänzlich unerwartete Rückkehr gewaltig überraſcht. Alle ſeine Schreiben, worin er ſeine Ankunft und ſeine Wünſche kundgegeben hatte, waren nicht an die Damen gelangt. Doña Leonor erröthete und erbleichte.

So ſaß denn dieſer, einſt von beiden Damen ſo gern geſehene Liebhaber wieder in ihrer Mitte, erzählte ihnen alle Geſchichten und Wendungen ſeines Glücks in dem fernen Welttheil, wandelte mit ihnen in Gedanken noch einmal die Bahn, auf

welcher ein guter Stern ihn so schnell auf die lachende Höhe von Reichthum und Ehre geleitet hatte und hat Doña Leonor, die ganze Hälfte seines Glücks hinzunehmen und endlich die so lang ersehnte Vermählung ohne weitern Aufschub vollziehen zu lassen.

Die alte Mutter sah diese neue Sonne mit blendendem Goldesglanz sich erheben, während in trübe Wolken der Verarmung eingehüllt, der Stern des Don Diego untergegangen. Wie sollte sie nicht der neuen, vielverheißenden Sonne huldigen? Seelenvergnügt, diesmal die Ehre neben dem Geld zu finden, sprach sie die wärmsten Fürworte für die Wünsche des Sehnsüchtigen.

Kaum hatte Don Diego oberflächlich die ganze Geschichte von den Leuten auf der Straße vernommen, als alle Heftigkeit und Wildheit seines Temperaments wieder lebendigst erwachte. Außer sich vor Wuth und Eifersucht, unbekümmert um die Folgen und ohne mit seinen Freunden ein Wort zu wechseln, stürmte er nach der Thür des Hauses von Doña Leonor, schrie, daß er seine Gemahlin abzuholen und heimzuführen gekommen sei und dies durchsetzen wolle, selbst wenn er sich dazu der Sänfte des Don Felix bedienen müßte!

Als sie den Fremden mit dem Degen in der Faust so grimmig gegen sich anstürzen sahen, zogen auch sämmtliche Begleiter des Don Felix vor dem Haus und auf dem Flur vom Leder und stellten sich zum Empfang gerüstet. Desgleichen thaten

alle Freunde des Grafen, ſie flogen herbei an ſeine Seite, ein wüthender Kampf begann. Allein bevor Don Felix ſelbſt herauskommen und ſeinen Leuten beiſpringen konnte, warf ſich ſchon der ganze Schwarm der Alguazils zwiſchen die Kämpfenden und trennte ſie. Die unvermuthete Rückkehr des Grafen mit allen Genoſſen der früheren Abentheuer und Störungen hatte die ganze Stadt in Schrecken geſetzt und der Sicherheitsbehörde die größte Wachſamkeit zur Pflicht gemacht. Alle Bewaffneten mußten ſich aufmachen und ſeinen Schritten folgen. Indeſſen hätten alle dieſe jetzt ſo kühnen Sbirren in andern Zeiten ſchwerlich an den übermüthigen Ritter ſich gewagt, noch eine ſeiner Abſichten vereitelt. Aber die Verhältniſſe hatten ſich ſo ſehr verändert! Er war nicht mehr der glückliche Don Diego, vor deſſen Reichthum und Anſehen alle öffentlichen Gewalten ſich ſonſt beugen mußten, vor deſſen Schwert oder Gold das Geſetz früher verſtummt war. Schon die erſte Verbannung hatte ſein Anſehen wankend gemacht; der Verluſt ſeiner Reichthümer riß es vollends nieder und ſo hatte jetzt Jedermann Kraft und Muth gegen ihn, den verarmten Don Diego! Sogar die kleine Zahl der ihm treu gebliebenen Freunde und Genoſſen und Diener waren weit entfernt, die frühere rückſichtsloſe, blinde Ergebenheit ihm jetzt noch zu beweiſen. Bei dieſer Gelegenheit beurkundeten ſie die Abkühlung ihres Eifers und eine früher ihnen unbekannte Vorſicht und Geſetzesſcheue. Sie beruhigten ſich

beim erſten Wort der Juſtiz, entwaffneten ſelbſt ihren Freund und zwangen ihn, ſich ruhig zu verhalten.

Indeſſen gelang es ihnen doch nicht, ihn früher aus der Straße fortzubringen, als bis der auf die erſte Meldung von dem Unfug herbeigekommene Alcalde-Mayor*) befohlen hatte, daß beide Damen, um jede Erneuerung des Streites zu vermeiden und die Ruhe Aller zu ſichern, unverzüglich in ein Kloſter gebracht werden und dort ſo lang bleiben ſollten, bis die Audiencia Real**) zu Sicherung gegen weitere Beunruhigung und über Beſtrafung der Uebelthäter entſchieden haben würde. Damit war Don Diego vor der Hand zufrieden. Wußte er doch nun, daß Doña Leonor nicht in der Macht ſeines verhaßten Feindes ſei; hatte er ſich dieſem doch wieder in der Kraft des Lebens und der Liebe gezeigt! Was hätte übrigens auch der edle Ritter thun ſollen, was unternehmen, um ſeine Geliebte für ſich zu retten?

Der königliche Gerichtshof ſäumte nicht lang. Begierig ergriff er eine Gelegenheit, ſeinen ſehr verdunkelten Ruhm wieder in vollem Glanz herzuſtellen und einen auffallenden Beweis ſeiner ſtrengen Parteiloſigkeit zu liefern, indem er den gefal-

---

*) Vorſteher des Stadtgerichts, welches Polizei- und Juſtizbehörde zugleich war und ſogar manchen Communalangelegenheiten vorſtand.

**) Der höhere königliche Gerichtshof.

lenen Mächtigen dem Reichgewordenen zu opfern bereit war. Damit man nicht ſagen könne, daß die Frauen zu Cordova mit Gewalt verheirathet würden, hatte er einſtimmig beſchloſſen, daß Doña Leonor am Palmſonntag nach der großen Meſſe zu San Marcial im großen Saal des Ayuntamiento*) erſcheinen und dort Angeſichts der ganzen Stadt für einen der beiden Bewerber völlig frei ſich erklären ſollte, mit dem Bemerken, daß das Geſetz mit ſeiner ganzen Kraft ihre Wahl beſchützen und handhaben würde.

Der Zweck dieſes Gerichtsbeſchluſſes war dem Grafen klar, er ſah ſein Verderben vor Augen. In der That, welche Ausſichten blieben ihm noch, wo dieſer tückiſche Rechtsſpruch des hohen Gerichts auf ſeine Wagſchale ein gleiches Gewicht wie auf die Wagſchale ſeines Gegners legte, der ohnehin bei Doña Leonor ſo viel Uebergewicht ſchon haben mußte? Welche Ausſicht, da die Feigheit ſeiner Freunde und ihre Furcht vor den Alguazils ihm ſogar die Hoffnung benahm, ſeine Zuflucht gegen das Gerichtsſtäbchen zu dem Degen nehmen zu können?

Getreu dem Charakter ſolcher extremen Naturen, welche von dem heftigen Schwung ihrer kraftvollen Federn eben ſo plötzlich hochaufgeſchnellt als

---

*) Ayuntamiento (auch Ayuntanza und Aytamiento), eine große, feierliche Gerichtsverſammlung, eine Plenarſitzung des Gerichts.

wieder tief hinabgedrückt werden, weinte der Graf, der früher wie ein Tiger gebrüllt und gewüthet hatte, nun wie ein Hirsch beim Verenden. Alles Vertrauen und jede Hoffnung war in ihm erstorben, und fest entschloß er sich, jener unbilligen Gerichtssitzung nicht einmal beizuwohnen, um nicht seine tiefe Kränkung und sein Elend zur Schau zu tragen, dem Volk nicht zum Spott zu dienen.

Aber die sterbende Hoffnung ist ein erlöschendes Fünkchen, welches, vom leisesten Hauch angeweht, oft wieder zu neuem Leben aufflackert. Der verhängnißreiche Gerichtstag erschien und Don Diego hatte seinem festesten Entschluß entsagt, sei es nun, weil irgend eine dunkle Hoffnung in seiner Brust aufgekeimt war, oder weil er die fast wahnsinnig angebetete Geliebte noch einmal, zum letztenmal sehen wollte. Vielleicht auch hatte ein zufälliges Berühren seines Dolchgriffs ihn belehrt, daß er die Ungetreue, falls sie, wähnend, ihm trotzen zu können, sein Todesurtheil aussprechen würde, leicht verhindern könnte, seinem Feind lebend anzugehören.

Die große Palmsonntagsmesse war vorüber, die Stunde der Entscheidung schlug, alle Notabilitäten von Cordova drängten sich nach dem ungeheuren Saal des Ayuntamiento, wo auch Don Diego und Don Felix bald eingeführt wurden. So fanden sich zwei Männer Auge in Auge wieder, welche ihre gegenseitige Bekanntschaft nur gemacht hatten, indem sie ihre Degen zückten und sich Blut abzapften. Hier standen sie jetzt wieder, eigentlich

noch auf demſelben Boden um den Beſitz deſſelben geliebten Weſens ringend, denſelben Zweikampf nach zwei Jahren erneuend. Wie ſehr hatte ſich indeſſen ihre Perſönlichkeit und ihr ganzes äußeres Verhältniß verändert! Um ſo viele Stufen des äußern Glücks, als der Eine hinabgeſunken war, hatte der Andre ſich erhoben! Dieſer war nicht mehr der junge, unerfahrene, ungebildete Student, ſondern jetzt ein junger, feiner, abgeſchliffener Mann, ein gewandter Kaufmann im Großen, gewöhnt, Ehrenbezeigungen zu genießen. Einem Lieblingshügel der Mutter Natur gleich, welcher bisher nur die weichen, milden Küſſe wohliger Frühlingslüfte gekoſtet hat, glänzte die lachende Schönheit ſeines Angeſichts von der Freude eines gewiſſen Glücks.

Nicht entkleidet von Würde und Hoheit erſchien zwar der Andre, aber, welche entſtellende Spuren von Verwüſtung in ſeinen edlen Zügen! Er glich dem Wald vor dem Herbſt, wenn er gelichtet und ſeines Haarſchmucks beraubt iſt! Die vulkaniſchen Ausbrüche ſeines Herzens hatten alles Grün und alle Blüten ſeiner Hügel verzehrt und tiefe Furchen in ihre Abhänge geriſſen!

Wer konnte an dem Ausgang zweifeln? Aber, ſah man zuweilen einen wilden Blick des ältern Ritters, oder einen blauen Blitz aus ſeinem ſtarren Auge, ſo zitterte man unwillkührlich vor den Schreckniſſen, wozu ihn vielleicht die letzte Verzweiflung verſchmähter Liebe hinreißen könnte.

Endlich erſchien Doña Leonor röther und mit geſenkteren Blicken, als die heilige Eleata, da der Biſchof von Ofen ſie dem ganzen Hof als Königin von Ungarn vorſtellte. Der hochgebietende Corregidor hatte ſie mit Anſtand eingeführt, las ihr den Rechtsſpruch des königlichen Gerichtshofes feierlich vor und gebot ihr, nunmehr ihren freien Willen kund zu geben. Die Jungfrau bedurfte einiger Augenblicke, bevor ſie von ihrer Verwirrung ſich erholen konnte, dann begann ſie mit anfangs bebender, aber allmälig lauter und feſter ſich erhebender Stimme:

„Don Felix! Nur ein ſehr ſtrenger Richter könnte dafür euch ſchelten, daß ihr während einer ſo langen Abweſenheit, mehr um die Vergrößerung eures Vermögens und um die eigene Erhebung, als um den Zuſtand der Verlaſſenheit und der Gefahren, worin ihr mich hier zurückgelaſſen hattet, euch bekümmertet. Ueberdies gleicht die Beſtändigkeit und der Edelmuth eures Herzens, welche heute ſo viel Glück und Hoheit zu meinen Füßen legen und zu euch mich ſo gütig erheben wollen, die Leichtigkeit, womit euer Ehrgeiz früher Alles vergeſſen konnte, vollkommen und ſehr dankenswerth aus. Daher würde ich mich keinen Augenblick bedenken, die Hand, um welche ihr euch hier bewerbt, euch zu reichen. Aber ſie gehört anderen Anſprüchen, geheiligten Anſprüchen; — dieſem unglücklichen Herrn gehört ſie, ihm verdanke ich das Leben, welches ihr Beide von mir fordert, er liebte mich,

liebte mich lange vor euch, entſcheidend für ſein irdiſches Loos, verhängnißreich! Einige Funken der wilden Flamme ſeiner unbändigen Leidenſchaft erreichten, verwundeten mich ſelbſt, um wie viel mehr mußte nicht Er davon leiden? Hat nicht dieſe Liebe ſeine Gemahlin und ſein Kind ihm geraubt, entriß ſie ihm nicht all' ſein Anſehen und ſeiner Hoheit Glanz, verſchlang ſie nicht ſein ganzes Vermögen, — hat ſie nicht in die Tiefen des jetzigen Verderbens ihn geſtürzt? Ha! welcher Undankbarkeit, welcher Unmenſchlichkeit könnte er mit Recht mich beſchuldigen, wenn ich ihn verließe, der um meinetwillen Alles hingegeben und verlaſſen hat, und der nur von den Trümmern des Tempels geſtürzt wurde, welchen er ſelbſt mir zu Ehren errichtete, zu deſſen Idol er mich erhoben hatte! — Don Felix, ihr habt Kraft und Macht, ihr bedürft nicht der Stütze meines Arms, um all' euern Glanz zu tragen! Aber, wie ſchwach meine Hand auch ſein möge, vielleicht würde doch ohne ihre Hülfe Don Diego die Bürde ſeines Jammers nicht tragen können —"

Hier mußte ſie ſchweigen. Mit der farbeloſen und tonleeren Freude des Verdammten, der in dem Augenblick, wo der Henker das Beil ſchon über ſeinem Haupt erhebt, den Ruf der Gnade und des Lebens vernimmt, ſtürzte der Graf ihr entgegen.

Sie ſtürzte in ſeine Arme.

„Ja!" rief das edle Mädchen, „ja, weil ihr es denn wollt, ſo ſeid von Stunde an mein Herr

und mein Gemahl, Gebieter meines Leibes und meiner Seele! Möge dieses Besitzthum euch stets genügen, euch trösten und erfreuen für all' das Unsägliche, was ihr ihm geopfert habt!"

Wer mag den Jubel des Grafen beschreiben, schildern die Scham und den Verdruß des Verschmähten, die Thränen und die Bewunderung aller Versammelten?

Die heutigen profanen Schriftsteller hätten gewiß nicht versäumt, das Glück der beiden Eheleute als etwas sich von sich selbst Verstehendes und Unerläßliches zum Schluß ihrer Geschichte zu erzählen. Aber unser Fray Inigo begnügt sich damit keineswegs. Das erscheint auch gewiß jedem Leser natürlich, wenn er bedenkt, wie reich dieser Erzähler den ganzen Einschlag dieser Geschichte mit der zierlichen Stickerei frommer Betrachtungen durchwebte. Fray Inigo schrieb mehr, um seine Leser wahrhaft zu erbauen, als, um ihre Neugierde zu befriedigen und betrachtet solch' eine Geschichte billigerweise nur als einen hübschen Faden, woran er moralische Betrachtungen und fromme Lehren anschaulich und eindringlich reihen könne.

Endlich in seinem Hafen angelangt, entzückt darüber, daß er die schicksalsreiche Barke glücklich einbrachte und aller Sorgen eines Piloten nun überhoben ist, beginnt der gute Pater einen langen und breiten Panegyricus der holden Doña Leonor. Allein umsonst bemüht er sich, genau zu bestimmen, welches Gefühl eigentlich des tugendhaften

Mädchens Wahl für Don Diego entſchieden habe. Umſonſt wendet und dreht er die ſchöne That hundertmal nach allen Seiten, wie ein Juwelier einen koſtbaren Stein betrachtet, den er abſchätzen ſoll. Alle ſeine ſubtilſten Theorien läßt er vorrücken und manövriren, er taucht in's Meer der Analyſen bis auf den unterſten Grund, um — keine Erklärung zu finden, welche ihn ſelbſt befriedigen könnte, und endlich ermüdet auszurufen: „Ha! unerforſchlichen, unergründlichen Meeren gleichen die Herzen der Frauen! Heirathete Doña Leonor den Don Diego aus Mitleiden oder aus Liebe? — In jedem Fall hat der Himmel unſrer Heldin eine ſtralende Palme zugetheilt! — Heirathete ſie ihn aus Liebe, ſo muß man ihre Tugend bewundern, die dem liebenden Geliebten ſo ſiegreichen Widerſtand früher ſtets geleiſtet hatte! — Hat ſie aus Mitleiden ihn gewählt, hat ſie dieſem Unglücklichen ihren Leib und ihre Seele wie ein Almoſen hingegeben, ſo beurkundete ſie damit eine wahrhaft erhabene und mehr als chriſtliche Barmherzigkeit!

XI.

Die Spanierin*).

1.

Wo die Königreiche Leon und Eſtremadura ſich berühren, erhebt ſich ein gebirgiger Landſtrich immer höher und wilder, immer ſeltener werden die menſchlichen Wohnungen, immer ausgedehnter die Einöden und Wüſteneien. Aber die einzelnen Wohnplätze der Menſchen, welche der Wanderer in dieſem ſeltſamen Lande trifft, ſind bedeutend genug, um ſeine volle Aufmerkſamkeit zu verdienen.

Salamanca liegt mitten in einer dieſer unfruchtbaren, von dem Tormes und Agueda durchſtrömten Ebenen. Von dieſem Salamanca aus zog der tapfere General Moore und bezahlte mit ſeinem Leben die Langſamkeit einer zu nachläſſig geführten Expedition, welche ihn dem nachſtürmenden Mar-

*) Von der Herzogin von Abrantes.

ſchall Soult entziehen und in Corunna ein Aſyl ihm gewähren ſollte.

Es würde ſchwer ſein, in ganz Spanien, ſelbſt jene durch die blutigen Kämpfe zwiſchen Mauren und Chriſten ſo berühmte Vega de Granada*) nicht ausgenommen, einen Platz zu finden, welcher durch wichtigere Begebenheiten innerhalb eines ſo kleinen Raums ausgezeichneter wäre. Die Ströme von Blut, die hier vergoſſen wurden, hätten den Boden fruchtbarer machen ſollen, gleich jenem Boden der Vega in Andaluſien, deren köſtliche, ſchattenreiche Wälder dem Blut entſproßten, welches Spanier und Mauren in unüberſehbaren Kämpfen dort vergoſſen. Aber in dieſem Gebirgsſtrich und ſelbſt in ſeinen Ebenen ſcheint vielmehr der Zorn Gottes die Kämpfer noch in ihren Nachkommen beſtrafen zu wollen und gleich ſchonungslos die Vertheidiger des Kreuzes und deſſen Feinde zu züchtigen.

In ganz Spanien giebt es wenige ſo unfruchtbare und traurige Gegenden. Kein Baum erheitert die Ufer des Tormes, entblößt von allen Reizen einer belebten Natur, erſcheint jener Landſtrich als eine kahle, ſchauerliche Wüſte. Nur während zwei Monaten im ganzen Jahr gewähren die langen Ebenen des Tormes dem Auge eine Erquickung im

*) Das außerordentlich fruchtbare und zauberiſch reizende Thal um Grenada heißt: la Vega de Grenada und war gegen 800 Jahre lang der Schauplatz unaufhörlicher Kämpfe zwiſchen Chriſten und Mauren und der mauriſchen Fehden unter ſich.

bunten Farbenwechsel. Zahlreiche Familien von Haidekräutern öffnen dann die Kelche ihrer wundervollen Blüten und Tausende köstlicher Blumen erfüllen die Luft mit Wohlgerüchen. Mit Entzücken verweilt das Auge bei dem prachtvollen Anblick des unübersehbaren Rasenteppichs, auf welchem die schönen genista sphaerocarpa und monosperma*), Daphne gnidium, Asphodilus ramosus, Fumaria spicata, das reizende Anthirinium amethistinum, Doronium plantagineum, Bellis silvestris die lieblichsten Gruppen und Sträuße bilden. Zuweilen sieht man am Rand der einsamen Straßen die Atropa mandragora in voller Blüte, daneben die allerliebste Iris alata**), welche seltener und seltener wird je mehr man Almeida und Ciudad Rodrigo sich nähert.

Allein diese ganze Pracht und Herrlichkeit dauert nicht länger, als die kurze Blütenzeit. Bei den ersten Stralen der brennenden Sonne Spaniens fallen die frischen Gewänder aller dieser Pflanzen schnell ab und starren als nackte, verwelkte Stängel empor. Dieser Anblick ist noch trauriger, als wenn man nur eine nackte, mit Fels-

*) Die Blüten der genista sphaerocarpa und der monosperma erscheinen schon im Februar in üppigster Fülle, jene sind gelb, diese weiß mit schönem rothem Kelch.

**) Diese schöne Blume war geraume Zeit in Europa vernachlässigt und beinahe vergessen. Poiret fand sie wieder in der Barbarei und gab ihr diesen Namen.

trümmern bedeckte Ebene ſähe, trauriger ſelbſt als jene Sandkieſelſtrecken um Escurial.

In der ganzen Umgegend von Salamanca iſt das Land kahl und dürr, kaum für ein nördliches Klima findet man dort genug Schatten, man berechne hiernach, wie verzehrend die Hitze des Auguſts in dieſer Gegend ſein muß. Hin und wieder findet man am Ufer des Tormes, dieſes mit dem Namen eines Fluſſes prangenden Baches, einige Gruppen von Steineichen oder ein Bosquet des durch ſeine ſaftig grünen Blätter und purpurnen Früchte reizenden Arbutus unedo. Außerdem herrſcht durch die ganze Landſchaft die Einſamkeit und das Schweigen, welche das unheimliche Gefühl bald zur Schwermuth ſteigern.

Vor dem Krieg von 1808 wurde das Schweigen dieſer Einöde zuweilen von den Karavanen unterbrochen, welche die Lebensbedürfniſſe in den Provinzen umherführten. Dieſe Karavanen beſtanden aus langen Reihen von Maulthieren und Eſeln, ſie trugen vorzüglich bockslederne bethеerte Schläuche mit Landwein, voran zog gemeſſenen Schrittes das gebildetſte Maulthier mit einem buntfarbigen Federbuſch und einigen ſehr gellenden Glöckchen zum Zeichen des Commandos auf dem Kopf, welchen es ſtolz hin und her wiegte, damit die Glöckchen tönten. Ein einziger Mann war der Führer eines ſolchen Zuges, hatte oft über funfzig Maulthiere unter ſeiner Leitung, ſchritt entweder nebenher, oder ritt bei ſchlechtem Wetter auf dem vorderſten,

capitana*) genannten Maulthier. Er ſtammte beinahe immer aus dem Königreich Leon oder aus Aſturien und war kenntlich an ſeiner montera von ſchwarzem Sammt, an der Jacke ohne Aermel von rothgelbem Leder und an ſeinem breiten, ſchärfer gelben Gürtel mit der mächtigen Kupferſchnalle. Er reiſte ſtets bewaffnet. Auf dem Saumſattel ſeines Maulthiers kreuzten ſich zwei Karabiner und dazu trug er eines jener langen zu Xeres fabricirten Meſſer, welche in der Hand eines Mannes, der damit umzugehen weiß, eine ſo furchtbare Waffe bilden.

Zuweilen wird auch die Stille zwiſchen dem Xermes und den Gebirgen durch das eintönige Geräuſch einer mächtigen Karoſſe unterbrochen, welche einen Prior, einen Guardian, oder die Superiorin irgend einer reichen Gemeinde in ihr Kloſter zurückführt, nachdem ſie in den Geſundbrunnen von Archena oder in einer der Heilquellen der Umgegend von Salamanca ſich erholt und erfriſcht haben.

Ein andres Getöſe ſtörte das Schweigen dieſer traurigen Flächen, als ich im Jahr 1811 im Königreich Leon mich befand. Damals wüthete der Krieg am wildeſten und unverſöhnlichſten voll glei-

*) Alle Maulthiere erhalten in Spanien einen Namen, der mit a endet. So wird Eines la Coloncilla, ein Anderes la Capitana, ein Drittes la Carbonera genannt. Jedes wird ſo lang gepügelt, bis es den ihm beigelegten Namen erkennt und durch Zeichen zu erkennen giebt, daß es ihn verſteht.

cher Erbitterung in Angriff und Vertheidigung. Das Blut floß nicht allein, sondern es floß unter der Hand rasender, erbarmungsloser Feinde. Alles war in jener Zeit erlaubt, wenn es nur im Namen der Rache verübt wurde. Wo dies Wort erklang, da lächelte plötzlich jeder Mund, Alles gewann ein anderes Ansehen. Ein furchtbares Beispiel dieser allgemeinen Wuth erlebte ich 1812. Zeuge war ich sogar des schaudervollen Ereignisses und härmte mich viele Jahre in dem Gedanken, zu ohnmächtig gewesen zu sein, um solchen Greuel zu verhindern.

Mitten in diesen unfruchtbaren Gegenden liegt eine Stadt, welche gewiß immer von jedem neugierigen Reisenden besucht werden wird, sie heißt Albade-Tormese. Hier lebte einst geraume Zeit die heilige Therese, jenes bewundernswürdig gute und zum Lieben geschaffene Herz; hier liebte sie auch mit so glühender Leidenschaft, daß ihre ganze Seele davon erschüttert in eine Art von Wahnsinn sich verirrte. Ach, mit dem Anfang der Liebe beginnen stets auch die Leiden. Leiden sind die Grundbedingung jeder Liebe, welches auch der Gegenstand der Verehrung sein mag. An der Seite jedes Genusses erscheint ein Schmerz, nicht selten sogar — statt desselben.

Dieser Theil des Königreichs Leon ist sehr verschieden von den benachbarten, hier von mir beschriebenen Gegenden. Keine Blumen mehr, nichts mehr von Wiesen, nicht einmal jene öden, oder jene von den zerstörenden Wanderungen der la

mesta *), dieſes Verderbniſſes von beiden Caſtilien und Eſtremadura kahlgetretenen Raſenſpuren. Ueber dem alten Städtchen Alba am Tormes, welches von Philipp II. einſt zum Herzogthum erhoben und ſeinem berühmten Feldherrn und Henker geſchenkt wurde, verändert ſich die ganze Landſchaft, Hügel beginnen, Berge, Wälder, ſtatt der Gefilde voll blühender und ſüß duftender Haidekräuter erheben ſich Eichforſte voll ſüßer, ſaftreicher Eicheln. Unfern davon ragt der Hügel von Banos empor, den Marſchall Ney durch ein glänzendes Treffen verewigte. Große Erinnerungen knüpfen ſich an dieſe Gegend. Hier wurde die Schlacht von Tamanes geſchlagen, jene Schlacht, worin das ſechſte Armeecorps — ich darf es leider nicht verſchweigen — zu bemerken Gelegenheit hatte, daß ſein herrlicher Feldherr es nicht mehr befehligte.

*) La mesta hieß das furchtbare Triftrecht der grandes trashumantes (der wandernden Schafherden königlicher Schäfereien), welchen keine Beſtellung, ja in manchen Provinzen keine Befriedung der Grundſtücke Einhalt gebot. Dadurch war der ganze Ackerbau vieler Gegenden und der Wieswachs lediglich der Laune der Schäfereiaufſeher und der einzelnen Schäfer preisgegeben und ihnen unmöglich gemacht, ſich zu höherer Cultur aufzuſchwingen. Eigene Alcaldes entegadores (Grenzberichtigungsbeamte) waren zur Wahrnehmung der königlichen Gerechtſame beſtellt und vermehrten die Zahl derer, welchen der Landwirth geben mußte, wenn er nur halbwegs auskommen wollte. Erſt 1796 unter dem Miniſterium des Friedensfürſten Don Emanuel Godoy erlitten dieſe ſchrecklichen königlichen Gerechtſame einige wohlthätige Modificationen.

Die Belagerung von Ciudad Rodrigo, wohin drei große Feldherrn des Kaiserreichs ihren alten Ruhm trugen, damit England darüber lächle, daß man solchen Aufwand von Manneskraft und Mannesruhm an die Eroberung einer Veste setzte, welche ein Kind nicht aufzuhalten vermochte. Das Gefecht von Alba de Tormes, wo der Herzog von Valmy beinahe die ganze vom Herzog von Parco befehligte spanische Armee zertrümmerte, sich mit Ruhm bedeckte und jenen Reiterschaaren, welche er näher bei Salamanca in's Treffen führte, neuen Glanz erwarb. Dies Alles geschah in jener Gegend. Die Erinnerung an einen Tag des Unglücks muß das Herz jedes wackern Franzosen noch immer schmerzlich erbeben machen. Ein solcher war die Schlacht von Arapeles (Rethymna), die in Wahrheit dem Sieger kaum der Ehre mehr brachte, als dem Geschlagenen. Auf demselben Boden wurden wir später glänzend gerächt und Herzog Wellington entfloh in seine feste Burg, nachdem er seine ganze Nachhut vernichtet sah. Alle diese Erinnerungen durchbeben fort und fort die Herzen und treiben das Blut pochend durch die Adern.

Wehe Jedem, dessen Seele jene mächtigen Anregungen fremd bleiben, welche Thränen erpressen, oder das Lächeln des Triumphs über das Antlitz verbreiten! Wehe ihm! er ist nur ein entarteter Sohn Frankreichs!

Im Jahr 1811 stand noch zwischen Alba de

Tormes und Medina del Campo*) an den Ufern des Zarapadiel ein Dorf von einigen Häusern, die wohlgebaut waren und besser erschienen als die Mehrzahl der Gebäude von Altcastilien und Leon. Damals war die ganze Umgegend reich an Weinwachs. Noch waren die Weingärten nicht zerstört, ihrer Stöcke beraubt, verhaunt; noch war die Furie des Kriegs mit ihrem Giftathem nicht verheerend über jenen Landstrich hingefahren.

Es war an einem Abend des Septembers 1810. Lange Zeit war dieser Theil von Spanien, trotz des ewigen Hin- und Herziehens der englischen und französischen Heere, den todbringenden Blicken jener Marodeurs entgangen, welche von ihren Corps sich entfernend, furchtbarere Werkzeuge der Zerstörung und aller Greuel sind, als ganze von ihren Feldherren im Zaum gehaltene Heere.

Das obenerwähnte Dorf lag nahe an der Pena de Francia**) genannten Bergkette, unsern des

---

*) Medina del Campo war früher eine reiche und starkbevölkerte Stadt, indem es mehr als 30000 Seelen innerhalb seiner Mauern beherbergte. Jetzt hat es kaum 2500 Einwohner, aber dafür 14 Klöster und 15 Pfarrkirchen! — Diese Stadt war, gleich Roseco, einer der Mittelpunkte des ganzen europäischen Handels unter den drei Philippen, jetzt ist sie ein armseliges Nest.

**) Die Frau Herzogin von Abrantes schreibt Pena de Francia (Frankreichs Strafe), andre gleichzeitige Schriftsteller nennen dieses Gebirg Peña de Francia (Frankreichs Klippe) und leiten diese Benennung von einem unglückli-

Thals von Batuecas, deſſen romantiſche Beſchreibung Frau von Genlis uns geſchenkt hat. Aber in dem Dorf San Pedro erinnerte nichts an das traurige Leben und den düſtern Aufenthalt in dem Thal von Batueças. Seine Bewohner waren im Gegentheil ſehr regſam, geſchäftig, munter, lebten ein friedlich heitres Leben des Ackerbaus und erwarben ſich damit genug, um das Leben ſich angenehm zu machen.

Unter ihnen befand ſich ein junges Paar, deſſen Tugenden unwillkührlich Aller Achtung und Liebe in hohem Grad gewonnen hatten. Die erſt zwanzig Jahre alte Frau war die Tochter eines durch das ganze Land wegen ſeiner Tapferkeit gegen die Schwärzerbanden berühmten Mannes. Solche Tapferkeit war von Werth für ein einzelnes Dorf wie San Pedro, indem vor dem franzöſiſchen Krieg die Schwärzer nicht ſelten frech und ſtark genug waren, ſolche Dörfer anzugreifen und auszuplündern. Thomas Munoz hieß der Tapfre, er war von ungewöhnlicher Körperſtärke und die Energie ſeines Charakters entſprach ſeiner phyſiſchen Kraft. Als der Kriegsruf über ganz Spanien erklang, horchte Munoz, auf welcher Seite wohl die gerechte Sache wäre. Hätte ſein König Unrecht gehabt, ſo wäre Munoz gewiß im Dorf geblieben und hätte ſich, ohne einer andern Fahne zu folgen, auf deſſen Ver-

---

chen Treffen der Franzoſen im ſpaniſchen Succeſſionskrieg der.

theidigung beſchränkt. Aber als er die ganze Gehäſſigkeit dieſes unheiligen Kriegs begriff und die ganze Frevelhaftigkeit des fremden Einfalls erkannte, da legte er ſeine Ackerwerkzeuge bei Seite und entſagte jeder bäuerlichen Beſchäftigung.

Er hatte vier Söhne und eine Tochter, das älteſte dieſer fünf Kinder zählte dreißig, das jüngſte zwanzig Jahre, und dieſes jüngſte hieß Maria de las Dolores*). Schön war Maria, ſchön durch jene Reize, welche ein warmes Herz und eine ſtarke Seele verleihen. Gewöhnlich lag Ruhe auf ihrem Antlitz und jene Bläſſe, welche weder der Lebendigkeit noch der Friſche entbehrt. Ihre Augen waren ſchwarz, glänzend und ſanft. Mit einem Wort: ſie war eine jener Spanierinnen, welche das Herz entzücken, für ewig es feſſeln, das Vaterland und Alles, was man vor ihnen geliebt hat, vergeſſen machen**).

Beſſer vielleicht als ihrer Brüder Einer begriff

---

*) Maria de los (nicht las) Dolores, wörtlich: Maria der Schmerzen, hier aber ein Familienname, der in Spanien häufig vorkömmt.

**) Unbeſchreiblich iſt, was eigentlich die anziehende Gewalt der Reize einer Spanierin ausmacht. Ihr Blick iſt bewunderungswürdig und ſo voll ſchmachtender Wolluſt und inniger Sehnſucht, wie es kein anderer Blick ſein kann. Eine Spanierin iſt unſtreitig die gefährlichſte Nebenbuhlerin einer nordiſchen Frau, weil ſie die ſo verführeriſche, hingebende Nachläſſigkeit mit einer Glut des Herzens, welche der Leidenſchaft Dauer verleiht, ſtets natürlich verbindet, ſobald ihr Herz im Spiel iſt.

Dolores den Vater. Als dieſer an der Spitze einer ſelbſtgeworbenen Bauernſchaar auszog, um die erſten Guerillas zu bilden, folgte ſie ihm in die Sierra, trug ihre Flinte und tödtete mit dem Muth und der Kaltblütigkeit des kräftigſten Mannes ihren Feind. Mächtigen Zauber übte das Wort Vaterland auf das Herz dieſes Mädchens, einen bewunderungswürdigen Ausdruck gewann ihr Mund, ſo oft ſie es ausſprach, und ihre Augen, ihre ſo reinen und ſanften Blicke wurden alsdann zu flammenden Blitzen und ſprachen eindringlich die Sprache, welche damals aus jedem ſpaniſchen Mannesherzen ertönte.

Unter ihres Vaters Schaar befand ſich auch ein junger Bewohner von Medina del Campo, er war ſchön und brav und wollte nicht dulden, daß ſein Spanien unterjocht würde. Als Dolores ſeine feurigen Worte gehört und in dem Jüngling einen würdigen Sohn des Vaterlandes erkannt hatte, begann ſie ihn zu lieben; und als der Jüngling von Medina del Campo, entzückt von ihrer Schönheit, bald auch von dem Edelmuth ihrer Seele und allen Eigenſchaften bevorzugter Weſen bezaubert wurde, ſo frug er Dolores, ob ſie ihn zum Mann haben wollte. Dies ereignete ſich in einer Nacht, als ſie Beide um ein Bivouakfeuer gelagert wachten, während alle Andern ſchliefen.

Munoz wachte, aber in einiger Entfernung betrachtete Joaquin Garriga, ſo hieß der Jüngling, geraume Zeit die in reizendſter Lage unbefangen

ruhende Dolores. Sie saß am Fuß einer Steineiche, ihr Haupt lehnte sich an den knotigen Stamm und schien zuweilen unter der Last der Strapazen einsinken zu wollen, die eigentlich die Kraft eines schwachen Weiberkörpers weit überboten. Aber sobald nur das geringste Geräusch irgendwo sich vernehmen ließ und ihr vom Schlaf halbgeschlossenes Ohr erreichte, erzitterte plötzlich ihr ganzer Körper, ihre großen schwarzen Augen öffneten sich und durchliefen, selbst in das dichteste Dunkel des Forstes eindringend, die ganze Gegend ringsumher. Einmal schien das Geräusch wirkliche Bedeutung zu gewinnen, da war sie wie ein Blitz empor und hatte die Waffen fertig in der Hand. Alles wurde wieder still, sie setzte sich wieder unter die Eiche und ihr Gesicht, das im Augenblick vom Muth einer männlichen Seele gestralt hatte, gewann wieder seine gewohnte Milde, ohne daß dieser plötzliche Wechsel irgend einen ungünstigen Eindruck gegen sie hervorgebracht hätte. Daran erkannte man gerade, daß dieser Zustand der sanften Milde ihr natürlicher war.

Joaquin hatte jede dieser Aufregungen unablässig beobachtet. Seit geraumer Zeit liebte der junge Mann die schöne Dolores, aber die Reinheit, welche gleich einem Mantel dies Mädchen mitten unter den Männern so edel umhüllte, die Reinheit, welche von der ganzen Guerillasschaar geehrt, aber nicht begriffen wurde, erschien beinahe als eine Scheidewand zwischen Dolores und Joaquin. Er

zitterte bei dem Gedanken, von ihr abgewieſen zu werden, ſie ſchien nur allein das Vaterland zu lieben! Isaquin fürchtete, und er mußte fürchten, denn er liebte ſie. Furcht iſt die Tochter der Zärtlichkeit, ſagt eine allerliebſte mauriſche Romanze. Schon oft hatte er an Dolores ſchreiben wollen, aber ſtets hatte der Muth dazu ihn wieder verlaſſen.

„Wenn ſie mich abwieſe!“ ſprach er zu ſich ſelbſt. „Jetzt ſehe ich ſie wenigſtens täglich, ich kämpfe für ſie, ich vertheidige ſie! .... Gott! wenn ſie mich abwieſe!“

Aber in dieſer Nacht konnte er dem Zauber, den dies Wachen des Krieges und der Liebe zugleich umfloß, unmöglich widerſtehen. Er bemerkte, daß die Blicke der ſchönen Dolores öfters länger auf ihm verweilten und glaubte einen Ausdruck darin zu finden, welcher die Schläge ſeines Herzens verdoppelte. Als er nun ſah, wie ſie plötzlich aufſprang, zu ihren Waffen eilte und gleich dem muthigſten Krieger der Gefahr entgegenſah, da ſtieg ſeine Bewunderung. Aber als Dolores nach kurzem Lauſchen wieder auf den Boden zurückſank, ihr müdes Haupt an den Eichſtamm lehnte, um Ruhe und Schlaf zu ſuchen, als er das holde Weſen in dem ganzen Zauber jungfräulicher Schöne vor ſich ſah, da konnte er ſeine Lippen nicht länger geſchloſſen halten, glühend in reiner Liebe liſpelte er zu dem Mädchen:

„Dolores, erlaubſt du, daß ich bei deinem Vater um dich werbe? willſt du es wohl?“

Dolores erbebte, öffnete ihre Augen, heftete einen langen Blick auf den Blick des Jünglings, fühlte dann glühende Röthe von der Stirn herab über ihr Antlitz sich verbreiten, lächelte traurig, reichte Joaquin sanft ihre Hand und lispelte:

Ich will es!

„Ha!“ schrie Joaquin auf, rannte sogleich zu dem Baum, an welchen Munoz sich lehnte, und wollte eben seine Werbung ihm vortragen, als Dolores abermals seine Hand ergriff und leise zu ihm sprach:

Höre mich, Joaquin, und antworte mir als ein edler Castilianer: Versprichst du mir, niemals Begnadigung anzunehmen?

„Ich verspreche es, ich schwöre es bei Dir!“

Dolores Brauen zogen sich düster zusammen. Keinen solchen Schwur verlange ich, sprach sie, ich will ein Wort des Mannes, ein Schwur Namens der Liebe kann dem Vaterland keinen Trost gewähren.

„Wohlan, so schwöre ich bei dem Vaterland selbst, bei diesem Vaterland, das ich anbete, dessen Fahnen ich mich anschloß, bevor ich dich, Dolores, kannte!“

Die Stirn des Mädchens heiterte sich auf, ihr Mund lächelte ihm und sprach:

Ich glaube dir, aber Eins noch mußt du mir versprechen, Eins noch erbitte ich von dir: Versprich mir, niemals den Mann, welchen der Despot von Europa uns aufdringen will, anzuerkennen und

bis zum Grab für unſern König Ferdinand VII. zu fechten. Willſt du es?

„Ich ſchwöre es!“ rief Joaquin, „o beſorge nicht, daß du an einen Mann dich knüpfeſt, der, deiner unwürdig, dich nicht begreifen könne! Vaterland und Ehre ſind meine beiden Idole und du biſt neben dieſen Heiligthümern das dritte in meinem Herzen!“

Dolores Augen füllten ſich mit Thränen, ſie liebte Joaquino, ſie liebte ihn mit wahrer Liebe! Oft hatte ſie, ohne daß er es bemerkte, den Säbel eines Feindes von ſeinem Haupt abgewendet, in manchem heißen Kampf ihm zum Schild gedient, ohne daran zu denken, daß ſie dadurch ihr eigenes Leben preisgab. ...

Kann man denn anders lieben? Welches weibliche Weſen würde nicht für den Gegenſtand ihrer Liebe ihr Blut und ihr Leben mit Freude opfern? Kein Opfer iſt es ihr, nein! ein Genuß, ein Glück! In dieſer Selbſtverläugnung der Frauen beruhen gerade ihre heiligſten, ſüßeſten, ſeligſten Empfindungen, ihr Himmel auf Erden. Wie gern entſagen ſie für den Gegenſtand ihrer Liebe allen ihren Neigungen, ihren ſonſtigen Genüſſen, Wünſchen und Freuden; wie gern entfernen ſie Alles, was ihn ſtören, ſchmerzen oder verletzen könnte! Ach, ſelbſt ihr Blut, ihr Leben widmen ſie mit Begeiſterung dem Glücklichen, welchem ſie ganz angehören, welchen ſie lieben! Dann erſt genießen ſie die wahre Seligkeit der Engel! Alles für ihn, nichts für

sich selbst, als die Freude, ihn zu sehen, die Wonne, ihn zu lieben und sich von ihm geliebt zu wissen! Darüber hinaus ist alles Andre nur Lüge! Die Frau, welche nicht Sklavin des Mannes ist, den zu lieben sie vorgiebt, hat ihn nie geliebt!*)

Dolores empfand bei Anhörung dieses Bekenntnisses des edlen Herzens, welches sie liebte, eine jener freudigen Aufwallungen, jener tiefen, herzinnigen Entzückungen, welche stets als heilige Erinnerung in jedem wohlgeborenen Herzen haften.

Ja, Joaquin! sprach sie, auf seinen Arm sich stützend, ja, gehen wir zu meinem Vater!

Hand in Hand wandelten sie dahin und fanden Munoz tief versenkt in ein Meer von Betrachtungen. Fernhin durch die Ebene schossen seine Blicke und zählten die Wachfeuer der feindlichen Schaaren. Das Geräusch der Tritte der beiden Ankömmlinge erschreckte ihn; bebend fuhr er auf und wollte nach den Waffen greifen. Aber er hatte nicht Zeit dazu, schon umschlangen ihn Dolores Arme.

Vater, sprach sie, Joaquin erscheint mit mir, um dich zu bitten, daß du ihn zum Sohn annehmen mögest; willst du es wohl?

Und das junge Mädchen hing sich noch inniger an seinen Hals und preßte ihr Herz an das seinige,

---

*) Um so zu lieben, muß die Frau, ohne irgend nachzugeben, Allem Trotz bieten; ihr unter der Hand der Liebe so schmiegsamer und sanfter Charakter muß jedem andern Willen gegenüber Stahl werden.

und barg ihr Antlitz an seine Brust, damit er die Röthe ihrer Wangen nicht sähe, welche das Wachfeuer so wundervoll beleuchtete.

Munoz lächelte bei ihrer bebenden und doch hastigen Anrede. Wie willkommen war ihm diese Verbindung! Der junge Mann war reich, seiner Tochter hatte er eine hübsche Mitgift bestimmt, Beide waren jung und hübsch, sie liebten sich! ... Was konnte ein Vater noch von der Vorsehung verlangen?

Er drückte Joaquin's Hand zum Zeichen der Einwilligung und umarmte seine Tochter, indem er ihr sagte:

Sei glücklich, mein theures Kind, ich segne dich!

2.

Kurze Zeit nach dieser nächtlichen Verlobung im Wald wurden die Franzosen von Wellington zurückgeschlagen. San Pedro war bis dahin durch seine Lage von jedem feindlichen Besuch befreit geblieben. Bei der Kunde von dem schleunigen Rückzug der verhaßten Feinde fühlte man sich daselbst doppelt sicher, weil vorauszusetzen war, daß die Franzosen jetzt mehr als jemals vor den Gefahren der Vereinzelung auf Nebenwegen sich hüten würden.

Munoz benutzte diesen Augenblick der Ruhe, um Joaquin und Dolores zu vermählen. Die Hochzeit wurde zu San Pedro gefeiert; unbeschreiblich

war das Jubeln dieſer Weinbauern, denn Alle verehrten in Munoz ihren Anführer und in Dolores ihren guten Engel. Den Einen hatte ſie bei einer ſchweren Krankheit ſchweſterlich gewartet, dem Andern die im Kampf erhaltenen Wunden verbunden, einem Dritten in mancher Noth mild beigeſtanden. Als wenn ein ſolches weibliches Weſen unter einer bisher unbekannten Form ſich vervielfältigen ſollte, ſo wurde ſie nun die Beſchützerin derjenigen, welche bis dahin ſie ſelbſt vertheidigt hatten.

Allein nach der Hochzeit änderte Dolores ihre ganze Lebensweiſe, ſie ging nicht mehr in die Sierra, ſie blieb zu Hauſe und pflegte mit größter Sorgfalt eine alte lahme Großmutter, welche ſeit mehreren Monaten das Bett hüten mußte. Bald mehrten ſich die weiblichen Pflichten der guten Dolores, ſie wurde Mutter; ſie umarmte ihren Sohn und eine Thräne fiel auf die Stirn des Neugeborenen!

„Armes Kind,“ ſeufzte die junge Mutter, „möge dich der liebe Gott nicht als Sklave in deinem eigenen Vaterland geboren worden ſein laſſen!“

Bisher hatte Dolores ein ſehr bewegtes Leben geführt, aber mit Ausnahme der Gefangenſchaft ihres Königs und Herrn, welchen ſie als einen von Gott ihrem Volk geſandten Vater verehrte, hatte kein eigentliches Unglück ſie betroffen. Alle Wechſel und Erſchütterungen waren für ſie beinahe eine Art von Glück geweſen; aber der Augenblick nahte jetzt, in welchem die Stunde der Schmerzen mit Todes-

glocken und ſchauerlichen Klängen ihrem Ohr ertönen ſollte.

Das Heer von Maſſena zog ſich von Wellington gedrängt wieder nach Spanien zurück. Die Franzoſen ſahen ſich unter der Führung eines Mannes, der ſeiner ſelbſt nicht mehr Herr war und wurden auf eine ſchauerliche Weiſe von dem Feldherrn hingeopfert, welcher ſo lang den prunkenden Titel eines geliebten Sohnes des Sieges geführt hatte.... Beim Einrücken in Spanien zerſtreuten ſich ganze Armeecorps, welche ſeit einem Jahr alle Lebensmittel und die unumgänglichſten Dinge entbehrt hatten, von der Heerſtraße ab nach allen Seiten hin und begingen überall die fürchterlichſten Ausſchweifungen.

Munez hatte Lanze und Dolch längſt bei Seite geſtellt, um das ruhige Glück eines Familienhauptes zu genießen. Jetzt ſah er ſich plötzlich aus ſeiner ſüßen Ruhe wieder aufgeſchreckt und begriff, daß die Stunde des Friedens für Spanien noch nicht geſchlagen und Spaniens Erde des Blutes noch nicht genug getrunken habe. Er berief ſeine ganze Schaar und ſeine Söhne, vertraute die Vertheidigung von San Pedro ſeinem Aelteſten und Joaquin, umarmte ſeine Tochter, drückte den Enkel ans Herz und zog dann in die Sierra, um dem franzöſiſchen Regiment, welches zur Zerſtörung von San Pedro eilig heranzog, den Uebergang ſtreitig zu machen.

Einige Tage ſpäter kamen von jener Schaar etliche und zwanzig Mann in wilder Flucht nach San Pedro zurück.

Sie bildeten den ganzen Reſt von Munoz Schaar. Einhundert und dreißig Mann waren in der engen Schlucht gefallen, wo der Unglückliche aus Mangel an militairiſchen Kenntniſſen in ein Treffen ſie verwickelt hatte. Ach! was nützt ein tapfres Herz und ein Wille, eiſerner als der Wille des Tapferſten; was nützt ein Muth, der, die Zahl der Feinde nicht ermeſſend, immer nur vorwärts dringt?

Zuerſt von Allen war Munoz ſterbend hingeſunken! Seine beiden Söhne waren ihm in's Grab gefolgt, der Jüngſte tödtlich verwundet. Dieſer hatte gerade noch Kraft genug übrig behalten, um bis zur Schweſter zu gelangen, den letzten Segen des Vaters ihr zu bringen und ſeinen Befehl an Joaquin: den Reſt der Tapfern gegen den Feind zu führen, vor ſeinen Fehlern ſich zu hüten und das Kampfglück mit aller Klugheit wieder herzuſtellen.

Mit dem letzten Wort war auch ſeine Seele entflohen. Es war den Hinterbliebenen, als hätte der Allmächtige ihm gerade ſo viel Kraft noch gelaſſen, damit er ſeine heilige Botſchaft vollziehen, des ſterbenden Vaters Segen ſeinen Kindern überbringen könnte.

Dolores ſtarrte des Bruders blutige Leiche zu ihren Füßen an, weinen konnte ſie noch nicht, ſie

war einer jener furchtbaren innern Erſtarrungen verfallen, welche zum Glück niemals lange anhalten, weil ſie bei längerer Dauer unfehlbar tödten würden. .... Dieſe blauen und eiſigen Lippen, welche ſo eben für immer ſich geſchloſſen, hatten ihr denn den Tod des Vaters und der Brüder verkündet, ihr eigenes Lebewohl ſterbend gemurmelt! Der Unglückſeligen brach das Herz. Mit den ſtarren, bebenden Händen griff ſie nach dem Kopf, ob ihre glühenden Augen keine Thränen hätten; ſie waren trocken! — „Mein Gott,“ ſtöhnte ſie, mein guter Gott! o laß mich weinen, ſchenke mir eine Thräne, bevor ich ſterben muß!“

Joaquin trat zu ihr mit dem kleinen Manuel, ihrem Sohn, auf dem Arm. — Das Kind war ſchon ein Jahr alt und ſprach zu ſeiner Mutter mit jenen ſüßen Lauten und zärtlichen Namen, welche mit Wonne uns erfüllen, das Innerſte der Seele uns erſchüttern. Der Knabe rief ſeine Mutter. Beim Klang der jungen, ſüßen Stimme erhob Dolores das ſchwere Haupt und ſtarrte mit brennendem Blick nach dem friſchen, blühenden Antlitz ihres Kindes. Ihr Bruder hatte das Kind unendlich geliebt, dieſe Erinnerung erweckte die zärtlichſten Gefühle in ihrem Herzen und ſogleich floſſen ihre Thränen reichlich und ſie ſchluchzte, daß Joaquin erſchrak. ... Er gab das Kind in ihre Arme und preßte Beide an ſeine Bruſt.

„Ach, Dolores,“ ſeufzte er, „jammere nicht ſo grauſam, rufe nicht das Unglück auf uns herab,

denke, daß noch ſtarke Bande an dieſe Erde dich feſſeln, dein Sohn, dein Mann, dein Bruder und deine Großmutter! Dieſe gute Alte, welche nur noch lebt, um dich zu lieben, welche nur in deiner Liebe noch lebt! Willſt du denn auch ſie verlaſſen?“

Ach, weh' mir! Nein, nein! ſchrie die Unglückſelige, deren Seele von ſo gräßlichen Schlägen zerknirſcht war, — nein, nein! ich will nicht ſterben! aber ich leide, ſchwer, ungeheuer! Gott, o Gott, wie leide ich!! —

Deſſelben Abends noch wurde der Leichnam des tapfern Munoz in das Dorf zurückgebracht und zwiſchen ſeinen drei Söhnen begraben. Der überlebende Aelteſte und Joaquin führten den Leichenzug, Dolores folgte den Särgen. Als ſie den Todtengräbern noch an den Gräbern des Vaters und der drei Brüder ſchaufeln ſah, ſprach ſie zu ihm mit herzzerreißendem Lächeln:

„Laßt einen Platz daneben für meinen Bruder und für mich!“ und zu Joaquin ſich wendend: „nicht wahr, mein Guter?“ —

Stumm antwortete ihr Joaquin mit einem Nicken des Hauptes. Der Unglückliche ſah ein, daß kein anderes Loos ihrer harren könne, als der Tod oder die Schmach der Feigheit — alſo: daß der Tod ihnen nahte.

Das franzöſiſche Regiment, welches die tapfre Schaar des braven Munoz niedergemetzelt hatte, gehörte zu dem achten Armeecorps. Sein Führer hatte durch ſeine namenloſe Härte die Soldaten

grauſam gemacht, weil ſie jedes Vorwurfs und jeder Strafe quitt zu ſein verſichert waren, ſobald ſie antworten konnten: Wir haben die Rebellen geſchlagen!

Bei dieſem Rückzug bewieſen ſich dieſe Krieger des franzöſiſchen Namens unwürdig und brandmarkten ſich durch eine Menge von Abſcheulichkeiten. Täglich trafen neue Nachrichten bei Joaquin und ſeinem Schwager Pablo ein. Verwundete, Verſtümmelte, Sterbende ſchleppten ſich bis nach San Pedro, ſchrieen um Rache und ſtürzten zu den Füßen ihrer Landsleute verblutend hin. Geſchändete Frauen und Mädchen ſtoben weinend heran und jammerten heulend um Rache.

„Dieſem Anblick kann ich unmöglich länger widerſtehen," ſprach endlich Joaquin zu ſeiner Dolores, „ich muß hinaus, dieſen Ungeheuern entgegen! Mich treibt es fort in den Kampf, hier kann ich länger nicht weilen, ich erſticke in dieſer Luft, in jedem Luftzug, der von der Sierra herüberweht, glaube ich die ſeufzenden Stimmen unſers Vaters und unſrer ſo niederträchtig hingeſchlachteten Brüder zu vernehmen, ſie mahnen mich klagend, daß ich ſie noch nicht gerächt habe!"

Schweigend betrachtete ihn Dolores, ſie konnte nicht ſprechen! — Der Tod macht ſo beſorgt für die Häupter der lieben Ueberlebenden. Dolores preßte ihr Kind heftig an das Herz, trat näher zu ihrem Mann, ſchlang einen Arm um den Hals ihres Bruders, umfing ſie ſo Alle und ſchloß ſie

an ihre Bruſt .... ach, ſie hätte die Theuren in ihrem Herzen bergen mögen!

„Ach!“ ſprach ſie zu Joaquin, „ich habe nicht die Kraft, dich zurückzuhalten, aber noch weniger den Muth, dich gehen zu heißen. Jedoch, mein Freund, hat Gott dich berufen, ſo gehe, wohin er dir befiehlt — heilig iſt unſre Sache, ſie muß ſiegen!“ —

Allein ihre Gedanken entflohen plötzlich zu ihrem Vater und zu ihren Brüdern, welche alle Vier Kämpfer für dieſe heilige Sache geweſen und dennoch beſiegt gefallen waren. ... Bei dieſer Erinnerung brach ihr Herz, ein Strom von Thränen entrann der Schluchzenden. Aller Muth und alle Kraft ſchienen von der liebenden, zärtlichen, an ihrem Schmerz ſterbenden Mutter gewichen zu ſein. Ach, man kann an ſeinem Schmerz ſterben!

Joaquin zog hinaus, aber nicht, ohne zuvor ſeiner Dolores genaue Verhaltungsregeln für jeden möglichen Fall ertheilt zu haben. Dieſe waren ſehr einfach, und leicht war verſtändlich, was ſie enthielten, weil ſie ſämmtlich die Sicherheit ihres Sohnes und ihrer alten Großmutter betrafen.

3.

Es war am 15. September Abends eilf Uhr, als Joaquin und Pablo Munoz an der Spitze von zweihundert Wohlbewaffneten und von Rache Be-

geiſterten ausrückten. Die Kämpfer beſtanden aus der verzweifelten Mannſchaft einiger von den Franzoſen verwüſteten Dörfer. Joaquin kannte das ganze Gebirge vollkommen und beſchloß, das redoutenartige Lager der Franzoſen zu umgehen und dieſe ſämmtlich im Schlaf zu erwürgen. Eine ſchwarze, trübſelige Regennacht begünſtigte ein ſolches Unternehmen, Mond und Sterne waren unſichtbar hinter Wolkenmaſſen verborgen.

Dolores wollte den Gatten und Bruder bis an den Fuß des Gebirgs begleiten. Sie verließ für einen Augenblick die alte Großmutter, nahm ihren kleinen Manuel auf den Arm und ging am Ufer des Zabarabiel hinauf bis an den Fuß des Berges. Der Wind pfiff heftig und peitſchte die knorrigen Aeſte der Steineichen, daß ſie ſeufzten und wimmerten. Rings um ſie her erſchloß ſich ein Schauſpiel der Troſtloſigkeit, Alles vermehrte die Schmerzen, unter deren Grimm ihr Herz zu verbluten drohte, einzelne heiße Thränen entfielen ihren Augen und benetzten das roſige Geſicht ihres armen Kindes, welches betroffen von ſo ſtummem Schmerz und zu ungewöhnlicher Stunde dem Schlaf entriſſen, bald ſchmerzlich zu weinen begann.

„Hier, Dolores,“ ſprach Joaquin plötzlich, „hier müſſen wir uns trennen, von hier an wird der Weg ſehr beſchwerlich und die Nachtluft taugt nicht für unſern Manuel. Lebe wohl, Dolores, morgen ſehen wir uns wieder, lebe wohl!“

Er preßte ſein Weib an's Herz, küßte noch einmal ſeinen Sohn, legte Dolores einem mit ihr heimkehrenden Einwohner von San Pedro in den Arm und rannte ſeiner Schaar voraus den ſteilen Pfad hinan, der im dichteſten Gehölz ſich bald verlierend den Berg umſchlang.

Joaquin! rief Dolores mit erſtickter Stimme, denke an deinen Sohn, denke an mich!

„Ich denke an Beide,“ entgegnete Joaquin von der Höhe herab, „darum eile ich, mein Vaterland zu vertheidigen!

Weh' mir Unglückſeligen! jammerte Dolores, indem ſie zur Erde ſank, ich bin es, die zu ſolchem Schwur ihn getrieben hat! — Manuel, mein Sohn, mein Kind!

Verwirrt vom Schmerz gräßlicher Gefühle erhob ſie ſich und eilte ſo wilden Schrittes der Heimath zu, daß der Begleiter ihr kaum folgen konnte. Schon nach einer halben Stunde war ſie wieder im Angeſicht des Dorfes; dort blieb ſie ſtehen. Sie ſchien nicht in das Dorf zurückkehren zu wollen, ihre Seele und ihr Leben waren dort in den finſtern Wäldern, welche gleich zerſtreuten Stücken eines Trauerſchleiers über den Pena de Francia geworfen waren. Alles ringsumher wurde zur Ahnung, Alles verkündete den Untergang.

Plötzlich hörte Dolores durch die Stille der Nacht den Knall ferner Flintenſchüſſe. Sie lauſcht, ſie horcht, ſie hat recht gehört, ihr wohlgeübtes Ohr erkennt dieſen Ton des Todes, den ſie ſelbſt

ſo oft gegen den Feind geſchleudert hatte. Aber niemals war er ſo verhängnißreich, ſo unbeſchreiblich furchtbar ihr erklungen, wie in dieſem Augenblick. Ein gräßlich unbeſtimmtes Etwas trieb ſie fort aus dem Bereich dieſer Töne, ſie verdoppelte ihre Schritte, rannte in das Dorf, in ihr Haus und verſchloß ſich in dem verborgenſten Winkel. Dort begann ſie zu beten, aber nur die Lippen bewegten ſich, ihr Herz konnte zu keinem Gedanken an Gott ſich ſammeln, ach! es hatte ihm nur Vorwürfe für ſo viel Unglück zu machen!

Ihr gegen ihren Willen ſtets aufmerkſam lauſchendes Ohr vernahm plötzlich wieder den dumpfen Ton der Schüſſe, welche vielleicht in dieſem Augenblick den Opfern ihrer Kugeln einen minder gräßlichen Tod bereiteten, als der unglückſeligen Frau, welche vor dem Kruzifix auf den Knieen des Ausgangs harrte. Ach, eine ſolche Lage war gräßlicher als der Tod — ſie war ein langer, fürchterlicher Todeskampf!

So verging die greulichſte Nacht, welche Dolores in den zwanzig Jahren ihres Daſeins verlebt hatte. Gegen Morgen ſchloſſen ſich ihre thränenmüden Augen, ſie ſchlief ein, hingebeugt über die Wiege ihres Sohnes, ſeine Händchen zwiſchen den ihrigen haltend.

Plötzlich ſchreckt ſie eine ungewöhnliche Bewegung, ein unheimlicher Lärm, ein Durcheinander von ſchreienden, weinenden und heulenden Stimmen auf der Straße aus dem Schlummer auf, ſie

ſtürzt an das Fenſter und erſchaut ihr Schickſal mit dem erſten Blick.

In der Hauptſtraße des Dorfs umdrängten weinende Weiber einige Männer von der Schaar des Joaquin und Pablo. Alle waren mit Blut bedeckt, verwundet, Mehrere hauchten den letzten Seufzer auf der Schwelle ihrer Wohnung aus, ohne das Gemach, worin ſie geboren waren und ſo gern auch ſterben wollten, erreichen zu können.

Ach! ſprach Dolores zu ſich ſelbſt.

Und auf ihren Stuhl zurückſinkend hatte ſie nicht Kraft genug, das Fenſter zu öffnen. Jetzt ſchlug der Name Joaquin's, von einer erſtickten Stimme ausgeſprochen, an ihr Ohr, ſogleich zerriß eine unbekannte Kraft die Feſſeln des Bannes, welchen der Schrecken über ſie verhängt hatte, ſie ſprang empor, mit einem Satz über die Treppe hinab mitten in das Gedränge der Jammernden und Verwundeten, bleicher, ſterbender als ſie Alle.

„Mein Mann!“ rief ſie mit haſtigem, dumpfem Laut, „mein Joaquin! was habt ihr mit ihm gemacht? Mein Bruder, mein Pablo, wo ſind ſie? — Nun! könnt ihr mir nicht antworten? Sind ſie verwundet, gefangen?“

Und bei jedem Wort hielt ſie inne und heftete ihre großen Augen auf Einen nach dem Andern der ganzen Umgebung.

„Gefangen!“ rief ſie wieder, „denn todt ſind ſie nicht, ſie können nicht todt ſein!! Todt! todt!!“

Ein gräßlicher Schrei entſtürmte ihrer Bruſt, als ſie zufällig Gabriel, den Lieutenant ihres Joaquin anblickte und ſah, wie ſein zur Bruſt hinab ſchmerzlich ſich ſenkendes Haupt mit ſtummer Beredtſamkeit Alles erzählte.

„Todt! ... Beide todt? ... todt, ſagt ihr nicht ſo? — Todt, Beide todt?“ —

Gabriel trat ihr näher, um leiſe mit ihr zu reden, aber ſie ſtieß ihn zurück.

„Zurück von mir, du Feiger! Wagen kannſt du, in dies Dorf zurückzukehren, welches ſeit zwei Jahren die Meinigen mit ihrem Blut vertheidigten, mit ihrem Leben retteten und welches ihr heute dem Feind preisgebt, indem ihr euern Führer nicht zu vertheidigen wußtet? Unglückſelige! Fort von mir! Ach, Joaquin, mein Joaquin! warum war ich nicht bei dir! Ich hätte dich vertheidigt, ich!“ —

Und ſie wälzte ſich im Staub und ſtieß ein Geſchrei gräßlichen Jammers aus und war verrichtet von dem ungeheuern Schmerz. Keine der Frauen, welche gleich ihr den Mann verloren hatten, wagte es, ſolchem Schmerz gegenüber zu weinen.

Endlich erhob ſie ſich. Ein Weib hatte ihren Manuel herbeigebracht. Das holde Weſen umſchlang mit ſeinen Aermchen das Haupt der Mutter und überhäufte dieſe mit den ſüßeſten, unwiderſtehlichſten Zärtlichkeiten. Jetzt floſſen ihre Thränen

weniger bitter, aber reichlicher, sie gewann Fassung genug, die Erzählung aller Vorfälle dieses nächtlichen Gemetzels in der Sierra anzuhören.

Dolores hatte während der zwei Jahre ihres abentheuerlichen Kriegslebens Gelegenheit genug gehabt, den gewöhnlichen Gang solcher Kriegstrubel zu beobachten und bemerkte daher, daß das Dorf selbst noch vor dem Abend in der Gewalt der Franzosen sein würde. Diese Ueberzeugung veränderte plötzlich ihr ganzes Wesen, sie richtete ihre Seele auf und gab jene erhabene Ruhe ihr wieder, welche der Bewunderung sie würdig machte. Sie befahl mit kurzen, kräftigen Worten, daß alle Männer und Frauen das Dorf verlassen und sogleich aufbrechen sollten. „Folgt mir!“ rief sie und stürmte Allen voran auf den Gemeindeplatz, stieg dort auf den steinernen Untersatz des großen Kreuzes, überschaute eines Blickes alle Bewohner und sprach gebietend:

„Jeder nehme mit sich, was er von Brot und Lebensmitteln fortbringen kann, aber alles Uebrige werde hier zusammengetragen!“

Nach wenigen Augenblicken war ihr Befehl pünktlich vollzogen; große Haufen von Brot und Lebensmitteln aller Art waren auf dem Platz aufgethürmt, vorzüglich viele Schläuche aus Bockshäuten voll Landweins. Zu Hunderten hatten die Bauern diese herbeigeschleppt und harrten nun weiterer Befehle.

„Freunde,“ ſprach ſie nun mit aller Kraft des Ausdrucks, ſeid ihr entſchloſſen, den garachos*), welche heute hier eintreffen werden, keinen Biſſen und keinen Schluck zu hinterlaſſen?“

Ein allgemeiner Schrei des Beifalls war die Antwort auf ihren Vorſchlag.

„Wohlan, ſo bezeichnet Alles, was ihr mitnehmen wollt, und dann verbrennt alles übrige Brot und die Lebensmittel, werft das Mehl in den Zaparadiel und bohrt mit euern Dolchen Löcher in die Weinſchläuche, damit dieſe garachos, dieſe Elenden ſehen, wie ſehr man ſie und ihren Zorn verachtet! Denn göſſen wir unſern Wein in den Zaparadiel, ſo würden ſie uns der Armuth und des Elendes beſchuldigen! Nein, ihr übermüthigen Meuchelmörder, beweiſen muß man, daß man euch trotzt!“

Unter furchtbarem Gebrüll und Rachegeſchrei rief man die Flüche des Himmels auf das Haupt der Franzoſen herab, jauchzte man Beifall dem Befehl der hehren Dolores.

Binnen wenigen Minuten loderten die Flammen empor und ſpritzten die Schläuche, von zwanzig Dolchſtichen zugleich verwundet, den Wein nach allen Seiten. In Kohlen verwandelte ſich das Brot, das Korn praſſelte als Funken in alle Lüfte,

*) Garacho, ein Ausländer, Fremdling; im Mund des Volks ein Schimpfwort des Haſſes und der Verachtung gegen Jeden, der nicht ein geborener Spanier iſt, namentlich aber gegen die Franzoſen.

des Fleisch qualmte als Opferrauch für Sühne und Rache zum Himmel empor, das Mehl färbte die gelben Wasser des Zaparadiel für einige Minuten weiß.

Dolores schien beim Anblick der gefräßigen Flammen, welche jedes Hülfsmittel für den anrückenden Feind schnell vernichteten, alle ihre Leiden zu vergessen; ein großer Gedanke beschäftigte sie. Im Augenblick, als Gabriel die letzte Lage von Weinschläuchen mit dem Dolch durchbohren wollte, fiel sie ihm in den Arm.

„Halt ein, Gabriel, und laß diese zwölf Schläuche schnell in meine Wohnung tragen, ich werde einen guten Gebrauch davon machen!“

In demselben Augenblick trug der von der Sierra herüberwehende Wind schneidende Horntöne und zugleich ein Getöse herüber, welches Trommelwirbeln glich.

„Sie sind es, sie kommen!“ schrie Dolores und wurde zugleich bleich wie der Tod und schnell wieder glühend roth. „Zeit ist's nun, daß ihr geht, zieht fort, zieht Alle fort, eilt, eilt!“

Und Alle riefen einstimmig: Was soll aus dir denn werden?

„Konntet ihr auch nur einen Augenblick euch einfallen lassen, daß ich meine alte Großmutter verlassen würde? Aber wie vermöchte sie, uns zu folgen? Tragen müßte man sie, das würde den Zug aufhalten und euch Alle zu Grunde richten. Was werden diese Ungeheuer einer alten, schwachen

Frau, einem Kind und mir armen, unglückſeligen Geſchöpf thun? Mir bleibt keine Wahl, ich muß den Verſuch machen und mein Loos erwarten. Eilt ihr jetzt fort, Gott und die heilige Jungfrau ſeien mit euch — betet für mich — lebt wohl!“

Näher klangen die Trommelſchläge. Nun gebahrte ſich Dolores förmlich wie der Befehlshaber des Ortes, ſie ging von Haus zu Haus, trieb zum Aufbruch, bezeichnete alle Gegenſtände, welche mitgenommen werden ſollten. Endlich ſah ſie den letzten der Einwohner dem Dorf den Rücken wenden, hörte noch einige Zeit den immer ſchwächern Hall der ſchnellen Tritte der Flüchtigen und ſah ſchon in weiter Ferne ihre Lanzenſpitzen im Stral der Herbſtſonne erglänzen. — Jetzt war Alles verſchwunden, das Geräuſch wurde immer ſchwächer und bald hörte ſie nichts mehr, als das Rauſchen des Zaparadiel, mit dem, näher und näher kommend, von Zeit zu Zeit das Getöſe der franzöſiſchen Trommeln ſich vermiſchte.

Sobald Dolores ſich allein ſah, ganz allein, überfiel ſie einer jener ſchrecklichen Eindrücke, welche den Tod bringen können, und Schauder rieſelte durch ihren ganzen Körper, vor eiſiger Kälte ſchien ſie zugleich zu erſtarren und vor Glut zu beben. Eine neue Welt ſchien ſich vor ihren Blicken aufzuthun, eine Welt voll unbekannter Leiden und Schmerzen .... ſie verlor alle Beſinnung, ſprechen wollte ſie, aber ſie ſchauderte vor dem Ton der

eigenen Stimme zurück, ein furchtbarer Gedanke stand vor ihrer Seele.

„Und ich habe nicht gebeichtet!“ schrie sie plötzlich in fürchterlicher Angst. Sie flog in die Stube der Großmutter, neben welcher das Söhnlein in der Wiege lag. Sie selbst hatte ihn dahin gebracht und die Alte gebeten, daß sie für alle Drei beten sollte. Als sie in die Stube trat, betete die alte Frau ihren Rosenkranz und das Kind schlief.

„Meine Mutter,“ sprach Dolores, indem sie vor dem Bett niederkniete, „liebe Mutter, wollt ihr wohl meine Beichte anhören?“

Sanft lächelte die Lahme und nickte mit dem Kopf, sprechen konnte sie ja nicht. Mit derselben Andacht, welche sie in der heiligsten Kathedrale durchschauert hätte, begann Dolores ihre Beichte. Ach! was konnte das reinste und heiligste aller weiblichen Wesen zu beichten haben! Als sie indessen an's Ende dieser seltsamen Scene gelangte, schauderte die alte Frau voll Abscheu zurück, sammelte sich aber bald wieder und schien mit einem langen, starren, beredten Blick auf die Tochter zu ihren Füßen, ihren Beifall zu erkennen zu geben. Dann legte sie ihre beiden runzlichten und dürren Hände auf die schwarzen Haare der andächtigen Dolores und gab ihr den Segen der Mutter und der heiligen Religion zugleich.

4.

Dolores lag noch auf den Knieen, als die erſte Compagnie des franzöſiſchen Regiments in das Dorf San Pedro einrückte. An der Spitze dieſer achtzig Mann marſchirten ein Capitain und ein Lieutenant. Beide waren gleich begierig, Lebensmittel zu finden, weil das ganze Regiment ſeit zwei Tagen keine Rationen erhalten hatte.

„Holla," ſprach ein Unterofficier, der ſchon drei oder vier Häuſer durchſucht hatte, „was bedeutet das? Es iſt kein lebendes Weſen im Dorf!"

Ei, erwiederte der Capitain, es wird dieſelbe Geſchichte ſein, wie zu Calcadas de Oropeza, ſie werden ihr Dorf verlaſſen haben. Um ſo beſſer, ſo bleiben die Lebensmittel für uns allein! Allons, enfans! à la maraude! wie der große Prinz, unſer Feldherr, zu ſagen pflegt.

Und alle Officiere lachten. Während deſſen gelangte der Zug auf den Gemeindeplatz. Betroffen fuhren Alle zurück beim Anblick der Ströme Weins, welche noch in den Geleiſen und Vertiefungen rieſelten, und der Haufen verkohlten Brotes, welche vor ihnen lagen, als wollten ſie ihnen Hohn ſprechen, wie Dolores es geſagt hatte.

„Dieſe Spanier ſind doch wahre Teufel," ſchrieen die Soldaten, „das ſchöne Brot zu verbrennen, den Wein an die Erde zu gießen!"

Sie hoben die Schläuche auf, aber kein Tropfen mehr darin, aller Wein war entronnen. So-

bald die Soldaten sich überzeugt hatten, daß das Dorf keine Lebensmittel mehr enthielt, bemächtigte sich ihrer die grimmigste Wuth, sie stießen die fürchterlichsten Drohungen aus, stürzten sich in die verlassenen Häuser und schwuren, daß sie das Dorf in Brand stecken wollten. Einem solchen reißenden Strom sich entgegenzustellen, könnte sogar gefährlich werden, meinten die Officiere unter sich. Traurig setzten sie sich auf dieselbe steinerne Staffel, von wo herab Dolores die Einwohner angeredet hatte, und erwarteten den Augenblick, wann die Soldaten ausgeruht haben würden, um nach Medina aufzubrechen und dort Lebensmittel zu suchen. Im Augenblick der tiefsten Niedergeschlagenheit hörten sie plötzlich ein Freudengeschrei und anhaltenden Jubel und sahen einige Soldaten mit mehreren Weinschläuchen und jenen so weißen und compacten spanischen Broten herbeigeeilt kommen.

Mein Capitain! mein Capitain! schrie ein Corporal, hier ist eine Beute, welche mir mehr Freude macht, als jenes Halsband von feinen Perlen, welches ich zu Cairo in Aegypten fand! Ich habe den Schatz entdeckt!"

Mein, ich! schrie ein Sergeant.

Ihren Rang in Ehren, mein Sergeant, ich bin der Entdecker, sprach ein Soldat, indem er, mit der Hand am Czako, salutirend hervortrat.

I, so schweigt doch, rief der Capitain, was liegt daran, wer es gefunden hat? Genug, wir haben's. Auf, meine Kinder, frisch an's Werk,

weil's denn etwas giebt, ſo eßt und trinkt, wir haben Eile.

In dieſem Augenblick erſchienen zwei Soldaten und trieben eine Frau mit dem Kind auf dem Arm in ihrer Mitte brutal vor den Capitain. Dolores war es. Sie war ſehr bleich, aber ſie ſchritt feſt einher und ſenkte den Blick zur Erde. Obgleich ihre Kleidung die Tracht gemeiner Leute war, ſtand doch der Capitain auf und begrüßte ſie durch das zur Gewohnheit gewordene Zeichen.

„Seid ihr aus dieſem Dorf?“ frug er in höflich mildem Ton, denn er war jung und ſchön war Dolores.

Ja, antwortete die junge Frau.

„Warum iſt es verlaſſen, und warum ſeid ihr allein hier?“

Weil alle Einwohner in die Sierra la Pena de Francia entflohen, blieb ich allein hier mit meinem Kind bei meiner alten, lahmen Großmutter.

„Warum wurde das Brot verbrannt?“

Damit ihr bei eurer Ankunft es nicht mehr finden ſolltet. Der Backofen des Spaniers ſoll nicht für den Franzoſen geheizt werden.

In dieſem Augenblick bohrte einer der Soldaten einen Schlauch an, um von dem Wein zu trinken .... ein Gedanke fuhr dem Lieutenant durch den Kopf, ein arger Gedanke, er war älter als der Capitain, was in jenem Heere nicht ſelten ſich fand.

„Warum,“ ſprach er zu Dolores, „iſt nicht auch dieſer Wein gleich dem andern ausgegoſſen worden?“

Weil ich ihn verbergen zu können hoffte, — aber — euch gegenüber —

Ein Blick des glühendſten Haſſes vollendete den Redeſatz.

„Iſt der Wein gut?“

Ja, gewiß.

„Wohlan, ſo wirſt du dich nicht weigern, uns mit gutem Beiſpiel voranzugehn.“

Keineswegs.

Und ſie ſtreckte die Hand nach dem Capitain, er füllte den ſilbernen Becher, den er ſtets bei ſich trug, und Dolores leerte ihn kaltblütig und unbefangen in einem Zug.

„Weil der Wein ſo gut iſt, ſo wirſt du wohl auch deinem Kind davon zu trinken geben?“

Ein leichtes Zittern zuckte durch die Hand der Mutter, aber es war ſo ſchwach, daß nur ein geübtes Mutterauge es wahrnehmen konnte. Sie ergriff den Becher, führte ihn an die Lippen des kleinen Engels und gab ihn dann dem Lieutenant zurück.

„Jetzt könnt ihr trinken, meine Kinder,“ ſprach der Capitain, „laßt mir nur einen Schlauch unberührt.“

Dieſe Worte erklangen Dolores wie himmliſche Muſik, im paradieſiſchen Lichtglanz ſah ſie den Himmel ſich öffnen und die ſeligen Geſtalten ihres Vaters, ihres Joaquin und ihrer Brüder freundlich ihr Beifall zuwinken.

Aber in diesem Augenblick schon empfand das junge und schwache Geschöpf an ihrem Busen, welches bald eine Leiche in ihren Armen werden sollte, die ersten schmerzvollen Anfälle des starken Giftes in dem Wein; das Arsenik wirkte. Bleich wurde das arme Kind, dann heftig blau, krümmte sich und fiel in Convulsionen. Einen Moment kämpfte die Mutter gegen diesen schaudervollen Anblick, aber bald erlag das Mutterherz solcher Höllenqual und das Wimmern des Kindes raubte ihr alle Besinnung.

„Verzeih', mein süßer Engel!" schrie sie, sank auf die Kniee und legte das Kind zu Füßen des großen Kreuzes. „Sei gut, sei still mein Kind, meine Perle, meine Freude, mein Alles! Bald ist die Mutter wieder bei dir!"

Unglückliche! riefen die Officiere, der Wein ist vergiftet?!

Dolores erhob sich von der Erde und stand voll erhabener Majestät vor den Männern. Sie war doppelt bleich, bleich von den schrecklichen Qualen ihrer Seele und bleich von den furchtbaren Wirkungen des Giftes, welche zu wüthen begannen.

„Ja," sprach sie mit bitterm Lächeln, „ja, dieser Wein ist vergiftet und ich selbst habe das Gift hineingethan. ... Verruchte Henker aller der Meinigen! Binnen einem Monat habt ihr meinen Vater, meine vier Brüder und meinen Mann gemordet! — Ja, ihr seid vergiftet! — Fluch über euch! Fluch über Frankreich! Fluch rufe ich an

meinem Sarg und der Fluch eines Sterbenden wird im Himmel erhört!“

Ein neuer Schrei des Kindes schreckte sie auf, sie flog zu ihm. Zwei von den Officieren, welche nichts von dem Wein getrunken hatten, wollten sie gegen die Wuth der Soldaten schützen und stellten sich zwischen sie und den Andrang. Aber die Unglückliche hörte sie nicht mehr. Ihr kleiner Manuel war so eben mit furchtbarer Convulsion an ihrem Herzen gestorben, sie hielt ihn fest umklammert mit beiden Armen, er war kalt und bleich, wie eine dem Boden gewaltsam entrissene Blume.

„Barbaren!“ schrie sie noch einmal, „Ungeheuer! Ihr habt mich zu dieser gräßlichen That gebracht, zur Mörderin meines Kindes mich gemacht! — Aber nein! nein! rief sie die Hände faltend und gegen den Himmel sie emporstreckend, nein! ich bin nicht schuldig! Was hättest du hier gethan, arme Waise? Sklave wärst du gewesen, die Kette der Franzosen hättest du getragen! Nein! gesegnet sei dein Mutter! Fluch über Frankreich!“

Jetzt waren Befehle und Widerstand der Officiere vergeblich, die Soldaten stürzten sich über sie und das schon todte Kind. Kaum wurde noch ein Seufzer von ihr gehört, denn dreißig Spitzen drangen zugleich in ihr Herz, mit dem Kind an der Brust stürzte sie unter dem Kreuz zusammen. Außer sich vor Wuth rissen die Soldaten die Leiche empor, banden ihr Steine an Arme und Füße und schleuderten sie hinab in den Zaparadiel. Dort saß

man die Leiche noch einen Augenblick kreisend sich drehen, dann, von dem Gewicht der Steine hinabgezogen, plötzlich unter den Wellen verschwinden. Das feuchte Grab schloß sich für ewig über ihr.

Sieben und dreißig französische Krieger wurden das schauerliche Todtenopfer auf ihrem Grab, und die Flammen von San Pedro beleuchteten das Schauspiel der Trauer.

XII.

Der Dominicaner.

1.

Inmitten der ſo fruchtbaren Provinzen, welche aus dem ſüdlichen Spanien ein Wohlgeräche duftendes Paradies machen, liegt ein Ländchen, worin man vorzugsweiſe leben und ſterben möchte: es iſt Murcia, — das kleinſte von allen Königreichen der alten ſpaniſchen Monarchie, aber das reichſte an Vorzügen aller Art*).

Das Alter ſeiner Hauptſtadt war oft der Gegenſtand langwieriger Streitfragen und Abhandlungen. Einige Gelehrte ſuchen ihren Urſprung in den

*) Das ganze Königreich Murcia hat eine Länge von 10 und eine Breite von 25 franzöſiſchen Meilen. Carthagena, Lorca und Murcia ſind ſeine Hauptſtädte und Caravaca gewann einige Bedeutung durch ein Kruzifix, welches ihm die Engel zum Geſchenk machten, und welches alle Krankheiten und Wunden heilt.

älteſten Zeiten und halten Murcia für Tadmir, das Land der Palmen. Appian ſpricht bei ſeiner Beſchreibung von Spanien von dem hohen Alterthum der Stadt, jedoch ohne ihr dieſen Namen zu geben.

Lange Zeit war Murcia nur ein Dorf, gleich der Mehrzahl der rings um Carthagena liegenden bewohnten Orte. Die Reize der Ufer der Segura wurden erſt wahrhaft gewürdigt, als die Römer dieſe wonnevollen Gegenden betraten. Ihre natürlichen Waſſerfälle wurden dem Verſteck entzogen und ihre myrthenumgrünten Ufer der Venus Murcia geweiht, welche unter Myrthen, an Gewäſſern und Quellen ſich behaglich fühlte. Bald lieferten Gehölze von Maulbeeren, Orangen, Citronen balſamiſchen Schatten und köſtliche Früchte. Nach der Rückkehr von ſeinen Eroberungen feierte Scipio in den Gefilden von Murcia die Leichenfeſte ſeines Vaters und ſeines Oheims, Spiele und Kämpfe bezeugten die Länge ſeines Aufenthalts und Münzen, welche heutzutage noch dort ausgegraben werden, erinnern an jene Epoche. Später kamen die Gothen. Von ihnen wurde das ſchöne Murcia überfallen, erobert, unterjocht; ſie behielten es dreihundert Jahre.

Hiernach erſchienen die Mauren, gelockt von der Fruchtbarkeit der Auen, von der Friſche ihrer Gewäſſer und der Köſtlichkeit ihrer Früchte. Grenada und Cordova waren bereits in ihrer Gewalt, aber ſie bedurften noch der lieblichen Murcia, dieſer

Stadt, wo man Alles vergißt, wo man kein Vaterland, keine Geschäfte, keine Sorgen mehr hat; wo man aufhört, Freund oder Feind zu sein; wo man nichts mehr ist, als ein von der ganzen übrigen Welt gesondertes Wesen und in den Genüssen des Lebens sich selig berauscht. Eines maurischen Königs Serail mußte mitten in den duftenden Boskets blühender Orangen erbaut werden, im Paradies von Spanien mußte Mahomed seine Tempel haben. Aber die Einwohner von Murcia vertheidigten sich kräftig, sie stürmten den Arabern entgegen, fanden den Feind auf jener Art von Esplanade, welche heute noch, der darauf vergossenen Ströme Blutes wegen, la Sangonera genannt wird, und schlugen sich als Verzweifelte so hartnäckig, daß sie beinahe sämmtlich auf dem Platz blieben. Dennoch wollte der Befehlshaber der Stadt nur auf vortheilhafte Bedingungen sich ergeben und fand in der höchsten Noth Unterstützung bei den Frauen.

„Bewaffne uns," riefen sie ihm zu, wir werden wohl Kraft genug haben, um euch zu helfen, daß wir Alle wenigstens nicht ungerächt sterben!"

Aber der Befehlshaber wollte nicht so edle Herzen einem gewissen Tod aussetzen und benutzte ihren Patriotismus nur zu Erlangung einer ehrenvollen Capitulation von den Mauren. Er besetzte alle Wälle mit den bewaffneten Frauen und eilte dann als Friedensbote in das maurische Lager hinaus. Der feindliche Feldherr glaubte mit einer Stadt voll entschlossener Krieger zu thun zu haben,

bewilligte die ehrenvollsten Bedingungen und widerrief sie, sobald er seinen Irrthum eingesehen hatte. So wurde Murcia eine maurische Stadt und blieb 527 Jahre unter dieser Herrschaft. Alle ihre jetzt noch stehenden Bauten entspringen aus jener orientalischen Epoche und verleihen das Gepräge und jene eigenthümliche Farbe, welche man außer Spanien nirgends mehr findet.

Den ganzen Umfang der Stadt zieren herrliche Spaziergänge. Die Mehrzahl derselben läuft zwischen Gehölzen von Orangen-, Citronen-, Maulbeer-, Myrthen- und Erdbeerbäumen an den Ufern der Segura hin. Aber ein Spaziergang gefällt, obgleich von Menschenhänden gebildet, beinahe eben so sehr, man nennt ihn malezon, und er besteht aus einer Kunststraße von der Länge einer halben Meile, welche hoch über den Gefilden, hart am Ufer der Segura hinführt. Man gelangt dahin über eine große Esplanade, welche mit Würfeln aus den schönen weißen Steinen des Landes glatt gepflastert ist und in einer majestätischen Treppe aus denselben Steinen endigt. Auf dieser Esplanade übersieht man die ganze fruchtbare Landschaft von Murcia, die Wasserfälle der Segura, während man bei den dort errichteten Stationen der Leiden Christi alle Pflichten der Frömmigkeit erfüllen kann. Diese Kunststraße endigt in einer breiten Terrasse, wo das Auge alle Zauber der Umgebung der Stadt gemächlich überschauen kann.

An einem Abend des Jahrs 1777 war dieser Malecon mit Spaziergängern erfüllt. Alle Welt ſuchte dort nach der glühenden Tageshitze die Friſche und Kühle. Noch hingen an allen Bäumen und Geſträuchen die Blätter traurig herab, wie abgeſtorben unter jenen glühenden Sonnenſtralen, welche in jenen Gegenden Spaniens für einige Wochen Alles beherrſchen und despotiſch erdrücken. Nur in der Kühle des Abends und in der Nähe erfriſchender Gewäſſer erholt ſich dann die lebloſe Natur und jedes lebende Weſen für einige Stunden und ſammelt neue Kraft, den Druck des folgenden Tages beſtehen zu können. Die Blumen erhoben ihre Häupter wieder, elaſtiſch ſchnellten die mit Citronen, Orangen und Granaten ſchwer beladenen Zweige empor und neben ihnen öffneten zwiſchen grünen und reifen Früchten die Blüten ihre Kelche und athmeten entzückende Wohlgerüche aus, verbreiteten neuen Zauber durch die ganze Natur. Bald ſtrömte vom Fluß her ein weicher und friſcher Wind, ſtreifte über alle Millionen Blüten hin und trug ihre Düfte in die Ferne. Endlich ſtieg der Mond auf der Seite von Archena auf und beleuchtete dieſen Schauplatz des Friedens und der Luſt mit ſeinem goldenen Licht. Golden, nicht bleich und weiß, iſt auch das Mondlicht im Süden.

Auf einer der Eſplanadebänke ſaß in Geſellſchaft einiger Perſonen ein junges Mädchen, das prachtvolle Schauſpiel der Natur zu bewundern. Gekleidet war ſie in die damalige Tracht vor-

nehmer Spanierinnen. Kein Puder entſtellte ihr ſchwarzes Haar, deſſen Schwärze und Glanz und ſammetne Weichheit ein mit Silber geſticktes Scharlachband noch mehr hob. Ihr dem allgemeinen Gebrauch gemäß ſchwarzer Rock war unten mit ſehr ſchweren Franzen von Seide von Grenada beſetzt und deren Gewicht bedeutend mit kleinen Stückchen Blei vermehrt, damit der Rock an den Hüften ſtraff anliege und alle Conturen des Körpers ſcharf auszeichne. Das Leibchen war von ſchwarzer Seide mit enggeſchloſſenen Aermeln an der Handwurzel, damit die vollkommenen Verhältniſſe eines kleinen, weißen Händchens ganz geſehen werden konnten. Das ausnehmend kurze Röckchen zeigte ſehr geſchickt das trefflich gebaute Füßchen, welches für kein Kind zu groß geweſen wäre. Auf dem Haupt trug das junge Mädchen eine mantilla von ſchwarzen Blonden, ſie ſchob dieſelbe unter dem Kinn mit einem chineſiſchen Fächer zurück, womit ihre kleinen Händchen überhaupt ſehr lebhaft ſpielten. Handſchuhe hatte ſie nicht, auch waren weder Finger, Hände, Ohren noch Bruſt mit irgend einem Juwel geſchmückt. Damit befaßten ſich die ſpaniſchen Damen nicht, ſo lang ſie die mantilla und das baskiſche Röckchen trugen, als ſie aber franzöſiſche Tracht anzunehmen begannen, da blitzten ſie in übermäßigem Reichthum edler Geſteine.

Dieſes junge Mädchen ſchien ungefähr ſechszehn Jahre alt zu ſein. Neben ihr ſaß eine noch junge Frau, welche ihr ziemlich ähnlich ſah und

nach der Sorgfalt zu urtheilen, womit ſie die mantilla über den Nacken des Mädchens legte, ihre Mutter zu ſein ſchien. Auf der andern Seite ſtand ein junger Mann. Sein elegant drapirter Mantel, der dreieckige, auf dem linken Ohr ſitzende Hut, die ſtramm anliegenden ſeidenen Strümpfe, die ſchimmernden, ſchwarzen mit Diamantſchnallen gehaltenen Escarpins und ſeine leichte Haltung verriethen einen Elegant erſter Klaſſe von Murcia, der auch zu Cadix, Sevilla und Madrid in gleichem Rang erſchienen wäre. Am Ende der Bank ſaß ein Dominicaner in ſeiner Ordenstracht und darüber einen weiten ſchwarzen Mantel. Er ſprach nicht und horchte nur auf jedes Wort aus dem Mund des jungen Elegant. Aber wie aufmerkſam er auch ſein mochte, mehr konnte er es nicht ſein, als das junge Mädchen es war.

„Mein Gott!“ ſagte ſie endlich, „wie wird dieſe Geſchichte endigen? Wiſſen ſie es, Don Pasquale?“ fuhr ſie fort, indem ſie an den Mönch ſich wendete.

Durch den Tod des Unſchuldigen, antwortete der junge Mann.

Das junge Mädchen erhob Augen und Hände zum Himmel und ihre Thränen floſſen.

Doña Anna, ſprach der Mönch mit finſtrer Stimme, ſchuldig iſt, wer einen nach gerechtem Spruch verurtheilten Schuldigen beklagt. Hütet eure Thränen wohl.

Ehrwürdiger Vater, was wollen sie damit sagen? fiel Don Raymond in hohem Ton ein, indem er Doña Anna durch ein Zeichen zu schweigen gebot, was soll ihre Bemerkung hier bedeuten, soll ich sie auf mich beziehen?

Was ich hier sagte, antwortete der Mönch, hat allgemeine Bedeutung für Alle.

Wohlan, schrie Don Raymond, in Spanien giebt es keinen Kerker, der meine Zunge zurückschrecken könnte, gegen die himmelschreiende Ungerechtigkeit laut zu sprechen, welcher die Regierung sich schuldig machte, indem sie Don Pablo Olavides in's Gefängniß setzte.

Doña Anna sprang auf und legte ihr Händchen auf den Mund des Don Raymond, aber er wendete sich ab und fuhr sanfter fort: Liebe Schwester, diese Dinge sind zu ernst für ein so junges Mädchen.

Und auch für euch, Herr Graf, sprach der Mönch, indem er sich nach ihm wendete, ihr seid doch in Spanien geboren, lebt in einer spanischen Provinz — fuhr er leiser fort — und solltet billig die Macht derer, welche den Don Pablo verurtheilt haben, kennen.

Antworten wollte Don Raymond, aber die Schwester faßte seine Hand und drückte sie innig, indem sie mit einem flehenden Blick ihn ansah. In diesem Augenblick schlug eine Glocke acht Uhr und sogleich stand der Mönch auf.

„Ich muß in die Stadt zurück," sprach er mit

ſanfter, faſt demüthiger Stimme und mit einer Verbeugung gegen die Gräfin Valdemoro und ihre Tochter. „Die heilige Jungfrau und alle Heiligen ſeien mit euch, meine Töchter, und mit euch, mein Sohn, ſetzte er hinzu, indem er ſich gegen den jungen Grafen wendete.

Beide Damen erhoben ſich, verbeugten ſich vor ihm und küßten ſeine Hand, ohne daß er ſich dagegen im Geringſten geſträubt hätte. Denn in jenen Zeiten war nichts gewöhnlicher, als ſolche Beweiſe der Ehrfurcht, ſogar von den Damen höchſten Ranges gegen die gemeinſten Bettelmönche.

Schweigen herrſchte unter den Zurückbleibenden, ſo lang ſie in der Ferne das Wallen ſeines Mantels ſahen, als aber ſeine hohe Geſtalt bei einer Beugung der Straße ſich aus dem Geſicht verlor, äußerte Doña Anna einige Beſorgniſſe wegen der unvorſichtigen Reden des Bruders und die Gräfin Mutter machte ihm Vorwürfe darüber.

„Unmöglich wäre es mir geweſen, hier zu ſchweigen," fuhr Don Raymond heraus. „Ha! ein Mann iſt der Wohlthäter von Andaluſien, ſetzt eine arbeitſame Bevölkerung an die Stelle unbändiger Räuberbanden, baut Dörfer, wo früher nur Banditen hauſten, verwandelt eine hoffnungsloſe Wüſte in blühende und ſegensreiche Gefilde und wird dafür mit dem Kerker belohnt! — Ha! das iſt ungerecht, himmelſchreiend!".

Still, junger Mann, ſprach ein Greis, der auf der Esplanade vorüberwandelnd die letzten Worte

gehört hatte, still! Hier, selbst auf dem freien Feld überall müssen sie jene furchtbare Macht vor Augen haben, welche durch ihr plötzliches Erwachen uns bewiesen hat, daß dieses Ungeheuer wohl zuweilen schlafen kann, aber noch nicht gestorben ist. Hüten sie ihre Gedanken, damit sie nicht zum Text einer unglückseligen Anklage werden.

Die weißen Haare und das ehrwürdige Aussehen des alten Mannes flößten unwillkührlich Hochachtung ein. Die Gräfin Valdemoro reichte ihm die Hand und Doña Anna bot ihm die Stirne zum Kuß. Es war der Graf Anzanigo, einer der geachtetsten Männer Spaniens. Er setzte sich zwischen die beiden Damen, blickte forschend ringsumher, sah den Spaziergang so leer, daß er sprechen zu können glaubte, ohne sich fürchten zu müssen.

Raymond, begann er zu dem jungen Grafen, ich weiß wohl, daß deine junge Seele über Alles, was sie ringsumher sieht, sich empören muß; dennoch, mein Sohn, mußt du dich im Zaum zu halten wissen. Ach! wer könnte mehr als ich beim Anblick des Märtyrerthums des edlen Olavides leiden! Er ist ja mein vertrautester Freund!

Sie kennen ihn? riefen einstimmig die beiden jungen Leute, hingeriss.. von der natürlichen und so schönen Theilnahme ihres Alters an dem Schicksal eines Mannes, dessen Genie eine Wüste bevölkert und mit regem Leben erfüllt hatte.

„Ja, ich kenne ihn," antwortete Graf Anzanigo, „und bin stolz auf meine Liebe zu ihm und

ſage mit noch gröſſerm Stolz, daß er mich wieder liebt. Aber um ihn nach Verdienſt zu lieben, muß man ihn kennen, wie ich ihn kenne, ihn geſehen haben, wie ich ihn ſah, als er nur noch Aſſiſtente zu Sevilla war, Heerſtraßen baute, überall für den Vortheil des Landes wirkte, Andaluſien zu unerhörter Blüte hob. Aber noch gröſſer erſchien Don Pablo, als er den Gedanken erfaßte, die Sierra morena urbar zu machen. Man hat keinen Begriff von dem Zuſtand dieſer Sierra morena vor kaum zehn Jahren. Wölfe und Räuber waren ihre einzigen Bewohner. In weiten Entfernungen von einander fand man wohl einzelne Gaſthöfe, aber ihre Beſitzer waren in der Regel die vertrauteſten Helfershelfer einer oder der andern Räuberbande, wenigſtens um nicht ſelbſt deren Opfer zu werden. Nächtliche Fichtenwälder, groſſe Forſte von Steineichen, undurchdringliche Wildniſſe von Rosmarin und Stechpalmen, nirgends ein beſtimmter Pfad, geſchweige denn eine Straße, die heilige Hermandad ſelbſt wagte ſich nicht dorthin. Früher ſchon hatten einige Patrioten von Sevilla und Grenada Pläne zur Urbarmachung vorgeſchlagen, aber keiner von ihnen hatte den Verſuch gewagt, jene Einöden ſelbſt in Augenſchein zu nehmen. Olavides hatte kaum Andaluſien bevölkert, als er mit kühner Hand auch ſogleich die Urbarmachung der Sierra morena begann und dabei einen unter uns wahrlich ſehr ſeltenen Muth bewährte, wie es ſich darum handelte, mit einer Gewalt zu ringen, welche — fuhr

der Graf sehr leise fort — zu unserer Zeit nicht viel aufgeklärter ist, als sie es zur Zeit Karl's II. war. Damals antwortete sie bekanntlich auf die Frage des Königs über die Zulässigkeit der Schiffbarmachung des Tajo*): „Mit nichten! Hätte Gott den Tajo schiffbar haben wollen, so hätte er selbst ihn schiffbar gemacht!“

Hinderniß auf Hinderniß thürmte sich dem wackern Don Pablo entgegen, man machte ihm den Einwurf, daß des Wassers zu wenig wäre. Darauf antwortete er durch hundert sinnreiche Nachgrabungen und Leitungen seiner Colonisten und bald hatte jeder derselben seine noria**). Ueberdies war

---

*) Der Tajo wird erst in Portugal, oder, um richtig zu sprechen, zu Lissabon schiffbar. Bei Almaras in Estremadura thürmen sich in seinem Bett ungeheure Felsenmassen und machen jeden Versuch der Befahrung unmöglich. Welche unermeßlichen Vortheile für beide Könige und Nationen, wenn diese Hindernisse hinweggeräumt wären! Der Handel aller Welttheile würde aus dem atlantischen Ocean durch eine modern geordnete Stromschifffahrt unmittelbar bis in das Herz von Spanien gelangen und gerade einen Theil der ödesten und am wenigsten menschlich behandelten Gegenden von Spanien und Portugal plötzlich mit dem Athem eines neuen Lebens befruchten und allen Anwohnern eine neue segensreiche Richtung verleihen. Dort liegen noch Spaniens und Portugals natürliche Schätze begraben.

**) Noria ist jene auch in Deutschland unter dem Namen der Paternosterwerke bekannte Maschine, um mittelst eines ungeheuren Rades, an dessen Reif Eimer, Kufen ꝛc. befestigt sind, aus einem Becken Wasser zu schöpfen und dasselbe um so viel höher, als der Durchmesser des Rades

die Sierra notoriſch früher bewohnt und nicht weniger fruchtbar als die Alpuxarras unter den Mauren und vorzüglich unter den Römern es geweſen.

Alte Münzen und Denkmünzen und eine Menge von Alterthümern, welche man daſelbſt bei den Ausgrabungen für die neuen Bauten fand, beweiſen, daß die Entvölkerung dieſes Theils der Halbinſel erſt kurz vor der Austreibung der Mauren begonnen haben kann. Aber es bedurfte zahlreicher und kräftiger Arme, um dem Land ſeine frühere Fruchtbarkeit wiederzugeben, und darin liegt das Unglück des edlen Don Pablo.

Alle ſeine Ideen ſind groß, breit, weitausſehend und — geſtehen wir es nur — für die ſpaniſche Erde viel zu philoſophiſch. Iſt denn dieſes Land reif für eine Reform? Ich glaube es nicht; ja, ich ſage noch mehr: ich glaube nicht, daß jemals irgend ein Land in ähnlicher Lage ſich befand und daß man erſt nach Einimpfung und langjähriger Feſthaltung von Maximen und Grundſätzen, die allen jetzigen und vom Anfang her befolgten gerade

---

beträgt, zu leiten, indem die Eimer beim Umſchwung des Rades unten mit Waſſer ſich füllen und, oben angelangt, ſich regelmäßig entleeren. Dieſe Maſchine wurde in Spanien vorzüglich zum Bewäſſern der Wieſen und Felder benutzt und leiſtete, trotz ihrer Einfachheit, treffliche Dienſte. Sie wird von Menſchenhänden oder durch Pferde und Stiere in Bewegung geſetzt, oder an großen Strömen durch ſehr einfache Vorrichtung vom Waſſer ſelbſt getrieben und bildet in dieſem Fall ein perpetuum mobile.

entgegengesetzt sind, sich allmälig überzeugen wird, welche Wirkungen man hervorbringen könne. Olavides war zu feurig, zu rasch.

Ich erwähnte schon, daß er zur Urbarmachung dieser greulichen Wüstenei vieler und kraftvoller Arme bedurfte. Ein Deutscher aus Baiern, Namens Turrigel, erbot sich: sechstausend seiner wackern Landsleute zur Bevölkerung der Sierra einzuführen. Wirklich schloß man auch mit ihm einen Vertrag ab, und Olavides machte eine Abschrift davon bekannt. Dies, meine Kinder, wurde zur eigentlichen Quelle seines Unglücks. Ein Artikel dieses Vertrags schloß jeden Mönch, unter welchem Namen und unter welcher Gestalt er immer erscheinen würde, aus Carolina, wie diese Baiercolonie genannt wurde, für immer aus. Im Anfang dachte Don Pablo, auf seinen redlichen Willen und die Reinheit seiner Gesinnung sich stützend, nicht im mindesten daran, irgend einem Angriff zu begegnen, ja er ließ sich von der Möglichkeit eines solchen nicht träumen und beschäftigte sich rastlos, ohne links und rechts zu blicken, nur mit seinem großen Unternehmen. Und bald sah er seine Arbeit mit dem schönsten Erfolg gekrönt, nach wenigen Jahren zeigten sich die glücklichsten Resultate der stets wachsenden Anstalt; nach zehn Jahren schon erhob sich Carolina in voller Blüte, wo Wüsteneien voll Dornen und Gestrippe früher gestanden, blühten jetzt die schönsten Gefilde, wo kalte Fichtenwälder nur Haidekraut und Moose früher beschattet hatten, reif-

ten jetzt die herrlichsten Saaten. Der Werth des Bodens wuchs ungemein, Städtchen und Dörfer erheben sich; auf dem engen Raum von zwei französischen Quadratmeilen erstanden Scholastica, Lirias, Carboneros, Arellano und Guaramon*).

Diesen Moment hielten Olavides Feinde für geeignet, gegen ihn loszubrechen. Bis dahin war er nur ein Mann von Geist und Einbildungskraft, ein kühner Neuerer gewesen, aber jetzt war er auch der Mann des Vaterlandes, der Staatsmann, welchem die Nation Bürgerkronen aufzusetzen schuldig war. Damit diese ihm nicht wirklich zu Theil würden, mußte die Inquisition auftreten.

Don Pablo Olavides ist in Peru geboren und empfing von seiner glühenden Heimath eine Feuerseele, aber für das Gute; eine rastlos und unaufhaltsam arbeitende Einbildungskraft und einen unbesiegbaren Willen zu Neuerungen, welchen zu befriedigen er selbst sein Leben auf das Spiel zu setzen nie gescheut hätte. Er machte große Reisen

*) Es bleibt immer eine merkwürdige Erscheinung in der Weltgeschichte, daß der deutsche Bauer vorzugsweise berufen scheint, in allen Welttheilen aus Wüsteneien urbare Felder zu machen, den Grund aller wahren Cultur zu legen. Kein Volk der Erde lebt in kleinern und größern Massen so sehr über den ganzen Erdboden ausgestreut, wie die Deutschen. Darin besteht seine einzige Aehnlichkeit mit den Juden. Haben wir auf deutschen Gebieten keine Wüstungen und Wüsteneien mehr, welche deutscher Verstand, deutscher Fleiß und deutsche Geduld in blühende Gefilde verwandeln könnte?

nach Frankreich, Deutschland und England und kehrte in sein Vaterland mit dem festen Entschluß zurück, die philanthropischen Ideen und Maximen aller Philosophen jener drei Völker in Ausübung zu bringen. An die Stelle der Vorurtheile, unter denen Spanien verschüttet liegt, bestrebte er sich, die Aufklärung jener Nationen zu bringen und dies allein war es, was seinen Untergang herbeiführte. Mit Verachtung blickte er auf alle Werke eines blinden Aberglaubens und schonungslos griff er die Mönche und einen Theil der Geistlichkeit an. Er sprach und schrieb trefflich, gab oft große Gesellschaften, Soupers und Diners, wobei die Mönche gewöhnlich hart mitgenommen wurden. Dafür wurde von diesen sein Verderben beschlossen.

Indessen schwankte und zögerte man noch immer, bis eine neue Faction die Partei des Clerus wesentlich verstärkte, nämlich die ganze Schaar der großen Grundeigenthümer und Herren jener unglückseligen Geißel Spaniens, der mesta. Diese hatten seit undenklichen Zeiten die Sierra morena als eine treffliche Weide für ihre Heerden betrachtet und sahen nunmehr durch den Anbau plötzlich ihre Alles verheerenden Heerden dort abgewiesen. Schnell vereinigte sich der Haß aller Schafbesitzer mit der Rachsucht der Mönche und der Inquisition. Die Letztere war ohnehin des jammervollen Schattenzustandes müde, worin sie seit geraumer Zeit machtlos vegetirte. Sie entschloß sich daher um so lieber zu einem tüchtigen Anlauf, einen neuen Beweis ihrer

Macht zu geben, und brandmarkte als erstes Opfer einen erlauchten Mann, damit dessen ohnmächtiger Jammer das Ansehen seiner Henker um so glänzender bezeichnete.

Die Gemahlin des Don Pablo mußte nothwendig sein Verderben herbeiführen. Sie war abergläubisch, huldigte mit innerstem Eifer allen von ihrem Mann verbannten Gebräuchen, glaubte zu beständigem Gebet schon darum verpflichtet zu sein und sich selbst gleichsam als Opfer darbringen zu müssen, um Verzeihung für Don Pablo von Gott zu erhalten. Sobald die Mönche durchschaut hatten, welche unermeßlichen Vortheile sie von dieser Gemüthsstimmung ziehen könnten, so beschlossen sie auch, sie gehörig auszubeuten, und von Stunde an war Doña Jacintha von ihnen umlagert und umsponnen. Das Inquisitionsverfahren gegen sie begann auf die scheinbar harmloseste Weise, Frage auf Frage bestürmte die Einfältige und die Unglückliche glaubte noch ein christliches Werk zu üben, als sie ihren Mann, auf den sie ohnehin sehr eifersüchtig war, durch ihre Bekenntnisse seinen Schergen überlieferte. Pater Romuald, ein deutscher Kapuziner, benutzte eine Reise des Don Pablo nach Madrid, schlich sich in dessen Haus ein, bemächtigte sich durch alle ersinnlichen Mittel der ganzen Seele der Frau und erhaschte von ihr Manches, was sehr leicht von geschickten Händen zu Waffen gegen Olavides gedrechselt werden konnte. Denkschriften darüber sendete der Schelm an den Rath von Castilien

und an die Inquiſition, und Don Pablo war verloren!

Indeſſen warnte ihn ein Freund. Sogleich kam ſein groſſes Herz ſelbſt einer arg verdrehten Anklage zuvor. Er ging zum Groſsinquiſitor, erklärte ihm ſeine Unſchuld an Allem, weſſen man ihn anklagte, und glaubte nach dieſem Schritt nichts mehr zu befürchten zu haben. Allein das ihn bedrohende Gewitter war eines jener, gegen welche keine Beſchwörung hilft.

Mitten in der Nacht des 14. Novembers 1776 erſchien der Graf de Mora de Fuentes als Alguazil-Mayor der Inquiſition*), nahm Don Pablo Olavides im Namen des heiligen Officium gefangen und führte ihn in deſſen Kerker ab. Von dieſem Augenblick an war er für alle Freunde und Verwandte und ſelbſt für ſeine Gemahlin ſo gut wie todt. Das tiefſte Geheimniß lag über ſeinem Geſchick und oft hielten wir Alle ihn für einen bereits Verſtorbenen.

Endlich gab ein Jammerruf des Schmerzes aus ſeinem Kerker uns wieder die erſte Kunde von ſeinem Leben. Dieſer in den finſtern Hallen der Inquiſition inſtruirte Proceſs gedieh zur Urtheilsreife und die ſchmachvollſte Ungerechtigkeit fällte als

*) Dieſe Stelle war ſtets mit einem der vornehmſten Männer beſetzt. Später hatte ſie der Marques de Gogolludo, ein Sohn des Herzogs von Medina-Cöli. Wörtlich bedeutet dieſer Name ungefähr: den erſten Sergeanten der Inquiſition.

Richter, Advokat und Berichterstatter zugleich das Urtheil. Der Verurtheilte wurde lediglich noch einmal vor seinen Richter berufen, um ein Register der absurdesten Beschuldigungen*) und eine höchst unwürdige Sentenz anzuhören.“

Hier schwieg der alte Graf, Thränen erstickten seine Stimme, er konnte nicht weiter reden. Doña Anna war lebhaft gerührt, aber Don Raymond bebte vor Entrüstung.

O! rief er aus, wäre ich, du armes Opfer, dein Sohn gewesen! und preßte mit nerviger Hand die Balustrade, woran er sich lehnte.

„Endlich,“ begann wieder Graf Anzanigo, „wurde mein edler Freund verurtheilt und — heiliger und allmächtiger Gott! verurtheilt als Ketzer, jedes Staatsamtes für unfähig erklärt, vom Hof verbannt, seiner Güter beraubt, aus seiner Vaterstadt Lucia, selbst aus Sevilla verwiesen, um im Kerker eines Klosters in Estremadura acht Jahre lang täglich das Symbol des Glaubens von Pater Luis de Grenada und den Ungläubigen ohne Entschuldigung vom Pater Severi zu lesen und monatlich einmal zu beichten**). Ach!

---

*) So beschuldigte ihn einer dieser Anklagepunkte, daß er sich habe mit einem Bildniß der Venus in der Hand portraitiren lassen; ein anderer: daß er den heiligen Augustin einen armen Mann genannt ꝛc. ꝛc.

**) Wird man es wohl glauben, wenn ich versichere, daß die Inquisition sogar auf eine körperliche Züchtigung gegen ihn drang und daß nur der römische Hof ihn davon

fuhr der alte Mann mit einem tiefen Seufzer fort, ich war anwesend am Tag dieser infamen Verurtheilung! Noch sehe ich meinen armen Freund vor mir mit seinem edeln und schönen Antlitz! Er trug seine gewöhnliche Kleidung, war sehr sorgfältig angezogen, mit dem St. Jakobsorden geschmückt und hielt eine grüne Wachsfackel in der Hand! Als man ihm den Spruch vorlas, wurde er bei den Worten: verurtheilt als förmlicher Ketzer, ohnmächtig. Man erfrischte ihn mit einem Glas Wasser und er hüllte sich in seinen Mantel, wahrscheinlich um die Ungeheuer in Menschengestalt nicht sehen zu müssen, welche ihre Schandthat zehnjähriger Rachepläne so eben vollendet hatten."

Und was wurde nach diesem Urtheil aus ihm? frug Anna mit bebender Stimme.

„Er wurde in einem Kloster der Mancha eingekerkert, verfiel in eine schwere Krankheit und erhielt hiernach die Erlaubniß zum Gebrauch der Mineralquelle in der Nähe des Klosters. Aber dieses Wasser sagte ihm nicht zu und wir, seine Freunde, sind jetzt allerhöchsten Orts darum eingekommen, daß er in Catalonien seine Wiederherstellung abwarten dürfe*). Denkt euch nun meinen Kummer,

befreite? Die Inquisition wollte ein öffentliches, feierliches Auto da fe und der römische Hof erklärte, daß die Zeit solcher Ceremonien vorüber wäre!

*) Don Pablo erhielt diese Erlaubniß wirklich, besuchte die Mineralquellen dicht an der Grenze Frankreichs, erhaschte einen günstigen Augenblick und entfloh nach Tou-

als ich Euch hier mit einem der Haupturheber von Don Pablo's Unglück in vertrautem Gespräch fand."

Wer? Pater Eusebio?

„Ja, Er — er war der vortragende Ankläger und Referent bei jenem Proceß, er war die giftige Schlange, welche jedes Wort tödtlich begeiferte."

Nun begreife ich endlich, begann der junge Graf, den herzinnersten Widerwillen, die völlige Antipathie gegen diesen Menschen. Wahrlich, theure Mutter, wahrlich sie müssen für Schwester Anna einen andern geistlichen Führer suchen.

Ich wende dagegen gewiß nichts ein, sprach Anna, indem sie schüchtern hinzufügte: denn in seiner Nähe wird mir immer bange, auch ist er wirklich zu gebieterisch und streng —

---

louse. Bald hielt er sich dort nicht für sicher und entfloh in die Schweiz, kehrte dann unter dem Namen eines Grafen von Pilos nach Paris zurück, lebte ganz still und eingezogen, glücklich im Genuß und Studium der geliebten Künste. Die Revolution brach aus und beinahe wäre er ihr Opfer geworden. Hier überzeugte er sich, daß es noch etwas Schrecklicheres gebe, als die Inquisition — den Terrorismus einer Revolution! Später zog er sich auf ein Landgut an den Ufern der Loire zurück, verlebte dort mehrere Jahre und beschäftigte sich dort — wird man es glauben? — mit Verfassung eines in Spanien und Frankreich sehr bekannten religiösen Werkes, des Triumphs des Evangeliums. Im Jahr 1798 kehrte er nach Spanien zurück, aber frei von allem Ehrgeiz in der einst so glühenden und thatendurstigen Seele. Er suchte und fand die Ruhe und Stille einer friedlichen Zurückgezogenheit in Andalusien und starb daselbst im Jahre 1803.

Die Gräfin Mutter antwortete nicht, sie war von allen Vorurtheilen ihres Alters erfüllt. Ihr war der Beichtvater vollkommen recht, sie vertraute ihm ganz und die so eben gehörte Geschichte des Don Pablo hatte auf sie nicht den mindesten unangenehmen Eindruck gemacht.

Endlich sprach sie im Aufstehen: Fray Eusebio ist ein würdiger Priester und verdient meines Erachtens euer Mißtrauen keineswegs. Ueberdies begreift ihr wohl, daß ich solcher Geschichten wegen wahrlich nicht einen Mann, den ich seit so langer Zeit achte und verehre, nun plötzlich für einen Bösewicht halten werde.

Ohne zu antworten, bot ihr Don Raymond den Arm und Graf Anzanigo führte die schüchterne Anna. Als sie vor einem Bosket von Rosenlorbeer vorübergingen, zitterte plötzlich Doña Anna und drängte sich näher an den Grafen.

Was giebt es? frug er.

Ach! — ich glaubte hier zu sehen —

Was? Wen?

Einen Mann, der sich schnell verbarg.

Einen Mann, der sich verbarg? schrie Don Raymond, entzog sich dem Arm der Gräfin und wollte mit dem Degen in der Faust in das Dickicht dringen.

Nein, nein! schrie Anna sehr erschrocken und zitternd vor der Gefahr, welcher ihr Bruder sich aussetzen wollte.

Du biſt kindiſch, Anna, ſprach die Gräfin. Kommt Kinder, wozu ſollen wir uns hier verweilen, es iſt ſchon ſpät.

Fray Euſebio hörte uns, liſpelte Don Raymond dem Grafen zu, er war es, der uns hier behorchte, ich habe ſeinen Mantel berührt.

Dann, antwortete der alte Graf, ſtehe uns der Himmel bei, denn dieſer Pfaffe iſt ein groſer Schuft.

2.

Zehn Tage nach jenem Spaziergang erſchien der Vorabend eines groſen Feſtes für die Kathedrale von Murcia. Am kommenden Morgen ſollte eine Glocke geweiht werden und Doña Anna dabei die Pathenſtelle vertreten, alle zwölf Pfarreien von Murcia läuteten gleichzeitig mit allen Glocken, um den Geburtstag der Schweſter zu feiern. Schon war der ganze Plaz der Kathedrale mit Guirlanden und Draperien geſchmückt, die Façade ſollte mit koſtbaren Teppichen behangen werden, obgleich damit ihr ſchönſter Schmuck: die bewunderungswürdigen Säulen von blutrothem Marmor und die Pfeiler mit den köſtlichen Arabesken ganz verdeckt wurden.

Die Gräfin Valdemoro ſtralte vor Entzücken und Stolz über ihre Tochter. Zwanzig Boten hatte ſie bereits an Fray Euſebio geſchickt und ihr ganzes Haus zu ſeiner Verfügung geſtellt. Als die Stunde des Ave Maria heranrückte, befahl ſie Doña Anna,

in die Kathedrale zu gehen, um aus des Paters eigenem Mund zu vernehmen, ob für die Ceremonie des kommenden Morgens Alles in Ordnung ſei. Ueberdies, fuhr ſie fort, wirſt du wohl dieſen Abend noch beichten müſſen.

Ich glaube wohl, ſprach ſchüchtern Anna und ſenkte ihr Auge zum Boden.

Wohlan, ſo eile, nimm Iſabella und Ronda mit dir und laß den Pater nicht warten.

Langſam trat Doña Anna ihr näher, beugte ihre Knie und bat um den mütterlichen Segen. Die Gräfin legte beide Hände auf die beiden braunen Haarflechten ihrer Tochter, küßte ſie auf die Stirn und ſegnete ſie. In dieſem Augenblick trat Graf Waldemoro in das Zimmer.

Wohin ſo ſpät, liebe Mutter? frug er haſtig, wenn ich nicht irre, ſo ſah ich Ronda ganz bewaffnet und bereit auszugehen.

Deine Schweſter begiebt ſich in die Kathedrale, um ihre Andacht zu verrichten.

Wie, lächelte Don Raymond, Schweſter Anna wollte wirklich in dem Augenblick ausgehen, in welchem ſie ihren Bräutigam erwartet? Soll dieſer denn nach einer ſechsmonatlichen Abweſenheit nur ein leeres Zimmer finden?

Anna betrachtete den Bruder mit einem Blick, der ihn aufforderte, ſeinen Gedanken weiter zu verfolgen, aber die Gräfin Mutter ſchien die leichtfertigen Reden des Sohnes ſehr unangenehm zu empfinden.

„Alphonzo," ſprach ſie, „kann unmöglich dadurch verletzt werden, wenn Doña Anna eine heilige Pflicht erfüllt; könnte er dies, ſo würde ich es wahrlich nicht der Mühe werth finden, ſie bei ihm nur zu entſchuldigen. Wiſſen muß er, daß die Frau, welche die Seinige werden ſoll, vor Allem zuerſt verbunden ſich fühlt, ihre Religionspflichten zu erfüllen.

Ohne zu antworten umarmte Don Raymond ſeine Schweſter und liſpelte ihr zu: komm ja bald zurück.

Doña Anna beſchleunigte ihre Schritte und ſtand bald an der Thür der Kathedrale. Halbes Dunkel umhüllte ſchon den ganzen Platz und erhöhte den phantaſtiſchen Eindruck der zwei und dreißig koloſſalen Statuen, welche das Portal ſchmücken*). Aber das junge Mädchen hatte damals nur Gedanken der Liebe und des Glücks in der Seele, den Geliebten ſollte ſie wiederſehen und nach der Mutter und des Bruders Wunſch bald ihm vermählt werden. Nur Roſen ſchienen ihrer Zukunft zu erblühen — und dennoch fühlte ihr Herz von unnennbarem Bangen ſich gepreßt, ſie empfand nur eine Art von krampfhafter Freude und oft, wenn ſie lächeln wollte, ſchoſſen ihr Thränen in die Augen. Mächtiger wurden die Eindrücke mit jedem Schritt näher der Kirche.

---

*) Dieſe zwei und dreißig Statuen ſtehen über den Thüren von blutrothem Marmor, welche die Façade der Kathedrale bilden. Im Augenblick, wo der Tag ſich neigt und die eigentliche Dämmerung eintritt, machen ſie eine beinahe erſchreckende Wirkung.

„Was ihr da fühlet," sprach Isabella, „ist eine Ahnung und ihr müßt zu Unserer lieben Frau de la Pena beten, daß sie euch wieder euer fröhliches Gemüth verleihe."

In demselben Augenblick betraten sie die Kirche. Sie war einsam und finster und ihr ungeheures Schiff erklang nur von den Schritten eines Sakristans, der sich zurückzog, oder eines Andern, der die Lampen bei den Reliquien putzte oder erneute. Die in den zahlreichen Käfigen im Schiff schwebenden Vögel*) begrüßten den letzten Stral der Abendsonne, welche durch buntfarbige Rosen eindringend die silbernen Stufen des Hochaltars und den silbernen Hochaltar selbst mit Juwelen bestreute und dann erstarb. Anna sank am Grab von Alphonzo dem Weisen auf die Kniee und betete inniger vor diesem Grab, als vor jedem andern, weil es an einen geliebten Namen sie erinnerte, doch war ihr Gebet nur kurz und sie begab sich dann neben die Kapelle des Marques de los Veles an den Beichtstuhl des Fray Eusebio. Jene Kapelle ist durch Eleganz und edlen Geschmack im gothischen Styl merkwürdig, sie bildet an sich selbst eine eigene kleine Kirche in der andern, sie ist sechseckig und endet in einer im Geschmack jener Zeit ungeheuer reich verzierten Kuppel. Das Aeußere dieser Kapelle ist mit gleicher

*) Wirklich wurden damals alle Kirchen Spaniens mit ganzen Massen von Blumen und großen Schaaren von Singvögeln in glänzenden Käfigen täglich versorgt.

Sorgfalt behandelt und mit einer Kette von Steinen eingefaßt, deren einzelne Glieder von bewundrungswürdiger Leichtigkeit und Geschmeidigkeit sind.

Doña Anna fand den Priester noch nicht in dem Beichtstuhl. Geraume Zeit wartete sie umsonst und dachte endlich, daß der Dominicaner, ihrer ganz vergessend, in seinem Kloster geblieben sei. Mit leichterem Herzen begann sie wieder zu beten und nahm eben die mantilla über, um wieder nach Haus zu gehen, als eine hohe Gestalt im Mönchsgewand plötzlich hinter einem Pfeiler hervortrat. Fray Eusebio war es.

Sie haben warten müssen, meine Tochter, sprach der Mönch mit der ihm eigenthümlichen süßen Stimme, aber ein Unglücklicher erheischte meine ganze Sorge, ich war in dem Gemach des Thurmes*), wo wir in diesem Augenblick einen sehr beklagenswerthen Gast haben.

„Aber," erwiederte Anna, „wie kann denn ein Mörder beklagenswerth sein? Beten dürfen und wollen wir wohl für ihn, jedoch unser ganzes Mit-

*) Die Kathedrale von Segovia hat nach dem Muster der Kathedrale von Sevilla einen viereckigen Thurm, zu dessen Zinne man mittelst einer sanftansteigenden, schiefen Fläche, wie bei der Giralda, hinaufkömmt. In der Mitte dieses Thurms befindet sich ein großes und hübsches Gemach, welches den Mördern zum Asyl dient. Dieselbe Einrichtung hatten viele Städte Spaniens getroffen, jetzt ist, so viel ich weiß, diese eben so willkührliche und anmaßende als ungerechte Gewohnheit gänzlich abgeschafft.

leiden ſeinem Opfer ſchenken. Sagt, ehrwürdiger Vater, welches Verbrechen hat er begangen?“

Er tödtete eine Frau, die er innigſt liebte, mit raſender Leidenſchaft liebte.

„Und warum?“ rief Anna heftig.

Weil ſie einen Andern liebte, antwortete der Mönch. Ich beklage den Unglücklichen, denn unſäglich mußten ſeine Leiden ſein, bevor ſie zu dieſem Aeußerſten ihn treiben konnten ... in dieſem Augenblick wollte er ſich wieder den Gerichten überliefern.

Betroffen von dem Blick des Dominicaners ſenkte Doña Anna die Augen, denn Blut ſchien aus ſeinen Blicken zu leuchten. Dieſes Mitleiden für einen Mörder, für den Mörder eines jungen, unſchuldigen Mädchens, erfüllte ſie unwillkührlich mit Schauder und Abſcheu.

Bebend begann ſie: „Es iſt ſchon ſpät, ehrwürdiger Vater, und ich ſoll bald zu der Mutter zurückkehren.“ All' ihr Blut ſchien in das Herz zurückgedrängt zu ſein und die kalten Nachtſchauer dieſer hohen Gewölbe rieſelten eiſig durch ihre Glieder.

Der Gedanke an die Rückkehr in das mütterliche Haus führte zugleich plötzlich ein reizendes Bild und das Bewußtſein der dort ihrer harrenden Freuden vor ihre Seele. Schnell wie die Jugend allen Eindrücken ſich hingiebt, wurde ſie wieder ſchön im Stral des innern Glücks und ſank mit gänzlichem Vergeſſen aller Leiden dieſer Welt vor dem Beichtſtuhl auf ihre Kniee.

Der Dominicaner begann: Ich habe ihnen, meine Tochter, einen Vorwurf zu machen. Seit einiger Zeit äußern sie weit weniger Vertrauen zu mir, sie vermeiden mich und erscheinen kaum zu gehöriger Zeit vor dem Tribunal der Reue und Buße. Haben sie etwas gegen mich?

Anna schwieg betroffen. Sie wagte es nicht, dem Mönch zu sagen, daß wirklich seit geraumer Zeit seine Blicke sie erschreckten und das düstre Feuer seiner Augen sie stets mit Angst erfüllte. Sie antwortete nicht.

Was soll ich aus ihrem Schweigen schließen? fuhr der Pater fort. So hätte ich mich denn wirklich eines Fehlers gegen sie schuldig gemacht? Reden sie, meine Tochter. Ach! wenn dies wirklich der Fall wäre, so gäbe es keine Buße und keine Züchtigung, welche ich nicht für zu mild halten würde!

„Ehrwürdiger Vater," begann Doña Anna, von dem brennenden Ausdruck der Worte des Mönchs eingeschüchtert, „ich bitte meine Beichte anzuhören, es ist schon spät, die Mutter harret mein."

Beginnen sie! antwortete der Mönch mit barschem Ton.

Die Sünden der Jungfrau bestanden nur in leichten Fehlen, welchen der Mönch gar keine Aufmerksamkeit zu schenken schien, er lag halb in seinem Beichtstuhl und hörte kaum zu. Aber plötzlich fuhr er mit dem Kopf empor und wurde ganz Ohr, sein Herz schlug hoch auf, ergriffen von dem Zauber eines einzigen Wortes.

„Mein Vater,“ ſprach das ſanfte und naive Kind, „ich fürchte, einen Mann, in dem alle meine Wünſche und all' mein Sehnen ſich vereinen, zu ſehr zu lieben, ich verliere alle Aufmerkſamkeit auf mein Gebet, meine frühere Andacht iſt ganz dahin, ich habe nur einen Gedanken, nur ein Gefühl in meiner Seele — iſt das nicht ſehr ſchlimm? Soll man nicht alſo nur Gott lieben? ſprecht, mein Vater —“

Euſebio war im erſten Augenblick unfähig zu jeder Erklärung, eine Maſſe von Gedanken ſtürmte durch ſeinen Kopf, betäubte ihn völlig. Er kannte alle Männer, welche das Haus der Gräfin beſuchten, keiner von ihnen konnte der Gegenſtand dieſer Liebe ſein. Wie ein Blitz fuhr ein Gedanke durch ſein Herz. Konnte dieſes naive Kind nicht ihn ſelbſt lieben? ihn, der ſeit einem Jahr eine glühende, heftige, allverzehrende Leidenſchaft für ſie in ſeinem Buſen verſchloß?

Meine Tochter, begann er endlich zu der jungen knieenden Büßerin, ſoll ich ſie leiten und führen, ſo müſſen ſie mir nothwendig zuvor den Namen deſſen, den ſie lieben, nennen.

„Wäre es möglich, mein Vater, ſie wüßten ihn nicht?“

Nein! ſtammelte der Mönch ſichtbar zitternd.

„Wie! Meine Mutter hätte ihnen verſchwiegen, daß ich Braut des Don Alphonzo de Lirias bin?“

Braut? Sie ſeine Braut? ſchrie der Mönch mit donnernder Stimme, ſie wollen ſich vermählen?

Bebend erhob sich Anna, heftig öffnete der Mönch die Thüre des Beichtstuhls und ergriff barsch die Hand des jungen Mädchens: Was sprechen sie von Brautstand und Hochzeit? Davon war noch nie die Rede, davon höre ich heute das erste Wort! Wer konnte es wagen, ihre Mutter ohne mein Wissen zur Einwilligung zu vermögen?

„Mein Bruder!“ antwortete Anna zuversichtlich, indem sie sich glücklich fühlte, auf ihren natürlichen Beschützer sich berufen zu können.

O, das dachte ich mir wohl, schrie der Dominicaner, aber der junge Herr thäte besser, mit seinen eigenen Angelegenheiten sich zu beschäftigen, als um eine Vermählung sich zu bekümmern, welche doch nie vollzogen werden wird, nie!

Anna ängstigte sich sehr, sie glaubte, der Mönch wäre wahnsinnig geworden, blickte forschend ringsumher, sah sich allein mit ihm. Isabelle betete beim Grab Alphonzo des Weisen und der Stallmeister Ronda wartete unterm Portal.

„Mein Gott, ach du mein lieber Gott!“ sprach die Arme, „mein Gott, der Mann ist verrückt!“

Nicht verrückt! rief er mit schrecklichem Lachen, nein, nein! nicht verrückt! und besonders nicht, wenn ich ihnen sage, daß sie niemals eine Heirath vollziehen werden! — Ich, ich liebe sie, und werden sie nicht die Meinige, so werden sie nie einem Sterblichen angehören!

Diese Worte machten plötzlich aus dem jungen schüchternen Mädchen ein muthiges Wesen und

flößten ihr die ganze Würde hoher Weiblichkeit ein.

„Mit welchem Recht," hob sie ernst an, „erkühnen sie sich über mein Schicksal gebieten zu wollen? Glauben sie denn, daß die schmachvolle Leidenschaft, welche sie so eben mir zu bekennen sich nicht entblödeten, binnen einer Stunde noch ein Geheimniß den Leuten sein wird, deren Arm stark genug ist, solchen Frevel zu bestrafen? — Nein, nein! ich werde reden, Alles enthüllen und sie sollen ihre Drohungen schwer bereuen. ...."

Armes Rohr! sprach der Mönch, indem er das Mädchen voll Mitleid betrachtete, hältst du mich denn für albern genug, daß ich drohen sollte ohne Macht, meinen Worten Nachdruck zu geben? Ruhig wiederhole ich dir, daß du nie einem Sterblichen angehören — oder mein werden wirst.

„Heilige Mutter Gottes!" murmelte Anna, „mein Gott! erbarme dich meiner — befreie mich von diesem Menschen!"

Ich wiederhole dir, daß du mein werden mußt! sprach noch einmal der Mönch mit seinem furchtbaren Ausdruck. Dein Bruder wird lange in den Kerkern der Inquisition schlafen, wenn du es wagen solltest, ihn zwischen uns zu stellen und vorzüglich, wenn ein einziges Wort von Allem, was heute hier gesprochen wurde, über deine Lippen käme. Was den Andern betrifft — sprich, wie lerntest du ihn kennen?

Anna konnte nicht sprechen, sie glaubte todt

niederſinken zu müſſen. Endlich liſpelte ſie: „Bei der Reiſe, welche wir vor drei Monaten nach Sevilla machten, ſah ich ihn zum erſtenmal.“

Warum erfuhr ich davon nichts?

„Weil es meine Mutter mir verboten hatte, kein Menſch wußte davon, ſelbſt nicht Graf Anzanigo.“

Und wann ſollte dieſe allerliebſte Vermählung vor ſich gehen?

„In der künftigen Woche.“

Wohlan, merke wohl auf — einen Vorwand findeſt du, irgend einen Vorwand, um mit Marques Lirias ganz zu brechen ... verſtehſt du wohl? ganz zu brechen!

In dieſem Augenblick erklangen näher kommende Tritte und Don Raymond's Stimme wurde vernommen. Der Mönch beugte ſich zu Anna herab:

Seit zwei Monaten hat ihn die Inquiſition auf ihrer Biſte und ich allein habe ihn bis heute vor jeder Gefahr bewahrt, flüſterte ihr der Dominicaner ſehr haſtig zu, gehorchſt du mir nicht, ſo iſt Er binnen zwei Tagen in den Feſſeln der Hermandad. Was aber den Herrn Marques Lirias betrifft, ſo hüte dich, auch nur ſeine Hand zu berühren, wenn du ihn wirklich liebſt.

Bei ſeinen letzten Worten trat ſchon der Graf in die Kapelle. Beim Anblick der bleichen und in Thränen ſchwimmenden Schweſter warf er einen fragenden Blick auf den Mönch, regungslos und gleichgültig blieb dieſer.

Du haſt dich wirklich ſehr lang hier aufgehalten, begann der Bruder, wurde dir denn eine ſo ſchrecklich harte Pönitenz auferlegt, daß ich dich zitternd und in Thränen finde?

Die Beichte war vollendet, fiel Euſebio ruhig ein, und ich beging die Unvorſichtigkeit, ihrer Fräulein Schweſter zu erzählen, daß in dem Aſylzimmer des Thurms ein Mörder verweilt. Die Geſchichte dieſes Verbrechers hat ſie ſo mächtig erſchüttert.

Raymond betrachtete ſeine Schweſter, nahm ihren Arm, verbeugte ſich leicht vor dem Mönch und verließ die Kapelle. „Warum waren die Dueña und der Stallmeiſter nicht bei dir?“

Iſabelle betete in einiger Entfernung und Ronda erwartet mich unterm Portal, erwiederte Anna. Was kann ich in dieſer Kirche zu befürchten haben? fügte ſie mit erzwungenem Lächeln hinzu.

„Liebe Schweſter,“ fuhr der junge Graf fort, „du verheimlichſt mir etwas, du biſt alterirt, deine Geſichtszüge ſind völlig verändert — du leideſt! Was fiel zwiſchen dir und dem Mönch vor? Ich will es wiſſen.“

Nichts, gar nichts, ich ſchwöre dir! ſprach Anna bleich wie der Tod.

„Und du frägſt mich nicht einmal, ob Alphonzo angekommen und ob er ſich wohl befinde?“

Anna legte ihren Kopf auf die Schulter des Bruders und weinte laut ſchluchzend.

„Das wird ernſthaft, Anna. Ich will dieſen Abend nicht weiter in dich dringen, aber du mußt

mit vollem Vertrauen dich mir eröffnen. Du weißt daß ich dir mehr als Bruder — daß ich zugleich dein zweiter Vater bin. Morgen mußt du dich mir erklären, wahr und ganz. Versprichst du es?“

Anna neigte das Haupt ohne zu sprechen. Sie waren noch in der Kirche und sie stützte sich auf den Bruder. Indem sie um einen Pfeiler sich drehten, murmelte eine Stimme ihr in's Ohr:

Vergiß nicht, was ich dir sagte!

Anna erzitterte; ihr Bruder hatte nichts gehört.

Als sie vor ihrem Palast ankamen, schlug ihr Herz gewaltig und das ihrer harrende Glück verwischte jeden andern Eindruck. Keine Thränen mehr, ihr Mund lächelte und im ersten Augenblick des Wiedersehens fühlte sie sich ganz glücklich bei ihrem Alphonzo. Sie hörte, wie er von ihrem Vermählungstag sprach, sie lächelte ihm so freundlich, drückte seine Hand und der Bruder glaubte in der That, daß er sich in seinen wirren Vermuthungen getäuscht habe. Aber als sie später allein war in ihrem einsamen Gemach, so schreckte sie bebend vor der Furchtbarkeit ihrer Lage zurück. Der unverschämte Mönch erschien ihr mit einem Dolch in der Faust, zu morden Alles, was sie liebte. Vor dem Bild der Madonna, welche täglich ihre Gebete empfing, warf sie sich nieder und bat weinend um ihren Schutz, aber — ach! mit einer Seele, worin keine Hoffnung mehr Raum hatte. So verbrachte sie die ganze Nacht.

Dennoch war sie am kommenden Morgen ruhi-

ger. Das arme Kind konnte den Gedanken gar nicht faſſen, daß ein Religioſe ſo völlig verderbt, ſo teufliſch ſein könnte! Daß dieſer zur Erklärung des Wortes Gottes berufene Mann die Hölle wilder Leidenſchaften im Buſen trage und gegen ſie irgend einen Frevel verüben werde.

„Nein,“ ſprach ſie zu ſich ſelbſt, „er wird abgehen von dieſem gottloſen Weg, hören wird er die Stimme des Herrn, welche ja nur das Gute und nie das Schlechte befiehlt, er wird am Rand des Abgrundes in ſich gehen und zurückſchaudern!“

Noch ruhiger wurde ſie im Kreis ihrer Familie. Ihr Vertrauen auf Gott erſchien ihr als Schirm und Hort, ſie war traurig, allein nichts verrieth in ihr jene Tiefe des Kummers, welche am Abend zuvor ſie ganz niedergebeugt hatte. Mit ſüßem Lächeln reichte ſie ihrem Alphonzo die Hand und machte ſich auf den Weg nach der Kirche mit einem zwar noch immer traurigen, aber doch von jenem Schrecken befreiten Herzen, der ſie ſelbſt dem Geliebten nicht hatte lächeln laſſen.

Seit dem Anbruch des Morgens verkündete das Geläute aller Glocken der Stadt ein hohes Feſt. In der That war auch die Taufe einer Hauptglocke für die Kathedrale eine hochwichtige Weihe für eine Bevölkerung, welche damals lediglich um religiöſe Ceremonien, gottesdienſtliche Uebungen und Stiergefechte ſich bekümmerte. Alle Politik war ihr durchaus fremd und Karten kannte ſie kaum dem Namen nach. Die oberſte Gewalt war ſo ab-

ſolut, wie unter Karl V. und im Allgemeinen war das Volk nichts weniger als unglücklich; es wußte weiter nichts, als: daß es einen König haben und daß dieſer König ihm befehlen müßte. Die Zeit eines ſolchen paſſiven Gehorſams iſt jetzt auf der ganzen Halbinſel vorüber, vorüber — um nie mehr zurückzukehren!*)

Indeſſen herrſchte unter dem Volk und ſogar unter den Großen eine Art von Furcht ſeit der ſcandalöſen Geſchichte mit Don Pablo Olavides. Dieſes unvermuthete Wiedererwachen der Inquiſition machte allgemein einen ſchrecklichen Eindruck, nicht nur auf Spanien, ſondern auf ganz Europa. Wie groß muß dieſer Schrecken erſt in der nächſten, unmittelbaren Umgebung jenes Gerichts geweſen ſein!

Seit vielen Jahren, ſeit jener Geſchichte mit Macanaz ſchien die Inquiſition allen Willen, durch Schrecken zu herrſchen, verloren zu haben und jetzt zeigte dieſer jüngſte Proceß, daß das grüne Kreuz**) bald wieder erhoben werden und die Zeit, in welcher der Großinquiſitor vor dem König ein-

---

*) Für dieſe Behauptung möchte ich keine große Wette eingehen. Bricht die demokratiſche Stimmung dort gewaltſam durch, erwacht der republikaniſche Schwindel auch dort zu einiger Herrſchaft, ſo wird der Abſolutismus und vielleicht neuer Despotismus dort gewiß beiden auf dem Fuß folgen.

**) Bei jedem Auto da ſo wurde ſtets dem Großinquiſitor ein grünes Kreuz vorgetragen.

herschreitet, nicht mehr gar fern sein könnte. Consternation herrschte allgemein, Jeder zitterte für sich selbst und im Innersten der Familien nistete das Mißtrauen sich ein. Der Bruder fürchtete sich vor dem Bruder, der Vater scheute sich vor dem Sohn, der Sohn vor dem Vater, die Herzen schrumpften ein, die edelsten Gefühle verstummten, der Charakter Aller verschlechterte sich unter der Höllenlast des allgemeinen Mißtrauens und der unversiegbaren Angst jeden Augenblicks: daß der Freund, der Blutsverwandte, der älteste und treueste im Haus aufgewachsene Diener alle seine Liebe und Stärke verlieren, aus Gewissensscrupel zum Verräther werden könnte. Diese unaufhörliche Besorgniß machte das Leben zur ewigen, täglich sich erneuenden Qual. Aber dies war es auch ohne Zweifel, was wesentlich dazu beitrug, daß endlich in unserm Jahrhundert die Macht der Inquisition völlig gebrochen wurde.

Aber damals sprach sie noch mit furchtbarer Stimme und in hohem Ton. Die Verurtheilung des Olavides bewies ihre Macht und mehr noch ihren Willen, ihre Energie, indem die ganze Welt wußte, daß der Hof für Olavides gestimmt war, ihn hatte vertheidigen und retten wollen, aber zurückbebend vor der Macht des grünen Kreuzes, der Inquisition ihr Opfer überließ.

Als Doña Anna eben ihre Toilette beginnen wollte, um als würdige Pathin bei der Glockentaufe zu erscheinen, wurde ein großer Korb von

weißem Atlas, reich mit Silber gestickt und mit einem zierlich gleichfalls in Silber gestickten weißen Gazeschleier bedeckt, überreicht. Der Korb enthielt eine prachtvolle mantilla von weißen Blonden, weiße Handschuhe, weiße Bänder und einen köstlichen weißen Strauß. Die zwei Diener überreichten das geschmackvolle Geschenk im Namen des Pastors der Kathedrale. Lächelnd sprach Don Alphonzo zu Doña Anna:

Damit haben Kirche und Pfarrer eigentlich meine Rechte und Pflichten usurpirt. Wahrlich, dieser geistliche Herr ist sehr galant, wie heißt er?"

O! der Mann ist schon viel zu alt, um einer Galanterie noch fähig zu sein, sprach die alte Gräfin, und ich wette, daß Fray Eusebio Namens der Aufseher des Kirchengebäudes diese ganze Galanterie ersonnen hat. Er ist des Pastors Neffe und mischt sich in alle Angelegenheiten der Kathedrale. Uebrigens ist er ein Mann von Geist, hohen Verdiensten und schönem Rang aus dem Haus der Palma-Nova.

„Welchen Namen nannten sie mir, edelste Gräfin?" frug Alphonzo betroffen.

Fray Eusebio.

Er ist Dominicaner?"

Allerdings, warum diese Frage?

„Ohne alle Bedeutung, meine Gnädige; wissen wollte ich nur, ob dieser Mönch eine und dieselbe Person mit jenem Schurken sei, der in der Ge-

ſchichte des edlen Don Pablo Olavides ſich ſo gar geſchäftig und einflußreich bewieſen hat.“

Es iſt derſelbe, fiel Don Raymond ein.

„Das iſt ein gefährlicher Menſch, er war der Erbfeind des edeln Don Pablo, weil dieſer früher einmal in einem heftigen Streit gegen ihn Recht behalten und nicht allzuviele Schonung dabei beobachtet hatte. Mehrere Perſonen waren Zeugen jener Scene geweſen und Zeugen, daß der Dominicaner voll Wuth über ſolche Beſchämung ſchwor: an dem Mann, der ihn vor den erklärten Feinden ſeines Ordens — einigen anweſenden Engländern — zu erröthen gezwungen, furchtbare Rache zu nehmen. Wahrlich, der Schurke hat nur allzutreu Wort gehalten.

Dieſer Mann, fiel die alte Gräfin ſehr ernſt ein, iſt nicht nur unſer geiſtlicher Führer, ſondern auch unſer und unſers Hauſes Freund, bitten muß ich alſo, daß in einem andern Ton von ihm geſprochen werde.

„Gnädigſte Gräfin, dieſem Befehl zu gehorchen wird mir ſtets ſchwer werden. Meine ganze Familie hing mit Liebe an dem edlen Opfer, welches dieſer Mönch mit wahrhaft teufliſcher und jedes Chriſten unwürdiger Erbitterung und Wuth verfolgte und ſtürzte.“

In die Kirche! unterbrach ihn trocken die Gräfin. Biſt du fertig, liebe Anna?

Anna warf die ſchöne mantilla über den Kopf. Damit angethan, geſchmückt mit den weißen Bän-

dern, Handschuhen und Blumen hätte man sie wirklich für eine zur Trauung in die Kirche gehende Braut halten können. Im Augenblick, als die Familie den Wagen bestieg, stürzte Graf Anzanigo mit freudestralendem Gesicht herein und jubelte:

Er ist gerettet! meine Freunde, er ist gerettet! Don Pablo ist nicht mehr auf spanischem Boden!

Ein Freudenschrei entfuhr Don Alphonzo und Don Raymond drückte Glück wünschend die Hand des alten Grafen.

Ja, fuhr dieser fort, glücklich entkam er aus dem catalonischen Dorf, wo er durch den Credit seiner Freunde sich aufhalten durfte. Der Hof hat sich bei dieser Gelegenheit scharmant benommen und bewiesen, daß man in ihm wohl noch einen Beschützer finden könne. ... Wie wird der Dominicaner rasen, denn hoffentlich weiß der Kerl schon Alles!

Wohin entfloh unser Freund? frug Don Alphonzo.

Nach Toulouse. Der Hof soll ihn, wie ich höre, von Frankreich förmlich requiriren, aber, wohlverstanden, nur zum Schein!*) Ha, ha, ha! der Dominicaner! der arme geprellte Dominicaner! ... Ich gehe heute in die Kirche, um mein liebes Annchen als Pathin zu bewundern und zu sehen, wie

*) So geschah es auch wirklich. Spanien reclamirte den Flüchtling von dem französischen Hof, dieser verweigerte dessen Auslieferung als unstatthaft und Jenes beruhigte sich dabei.

der heilige Mann ſich in ſeinem Zorn ausnehmen mag!

Ich bin überzeugt, fiel die alte Gräfin ein, daß er ſelbſt über dieſe Nachricht ſich freuen wird, denn öfters hörte ich aus ſeinem eigenen Munde die Bemerkung, daß man in Allem gegen Don Pablo viel zu weit gegangen.

Graf Anzanigo zuckte mit den Achſeln: Und ſie glauben es? ich bin hierin, mit allergnädigſter Erlaubniß, weit ungläubiger.

Mit ungewöhnlicher Bitterkeit fiel die gute Gräfin ein: wenn ſie dieſen Mann denn für gar ſo ſchlimm halten, warum fordern ſie ihn täglich von Neuem heraus?

Damit können ſie, meine liebe Maria da Gloria, eigentlich Recht haben. Indeſſen laſſen wir den Dominicaner und gehen wir in die Kirche. Erlauben ſie, daß ich Ihnen meinen Arm biete.

3.

Als die Caroſſe der Gräfin am großen Portal der Kirche hielt, umringten Schaaren von Kindern Anna, ſobald ſie den Fuß auf den Wagentritt ſetzte und ſtreuten Blumen vor ihr her bis zur Kirchenthüre. Dort erwartete ſie der Dominicaner und bat im Namen ſeines Oheims, daß die Damen in der Pfarrwohnung ausruhen und eine Taſſe Choco-

lade annehmen ſollten, weil die Vorbereitungen zu der Ceremonie noch nicht vollendet. Hierauf wandte er ſich mit ausnehmender Artigkeit an den alten Grafen und an die beiden jungen Männer und bat ſie freundlich, den Damen zu folgen.

„Wohlan," antwortete die Gräfin Mutter, „gehen wir in die Pfarrei, da ſie hier noch nicht fertig ſind, ich habe mich längſt geſehnt, den alten würdigen Paſtor wieder zu ſehen."

Fray Euſebio verbeugte ſich demüthigſt, kreuzte ſeine Arme auf der Bruſt und erwiederte: „unſerm armen Haus wiederfährt heute eine doppelte Ehre." Und er ging voran durch eine der Seitenthüren der Kirche, um als Wegweiſer zu dienen.

„Werden ſie ihm die Flucht des Don Pablo erzählen?" frug Don Raymond.

„Kinder, laßt nur mich gewähren," antwortete der alte Graf, „ich werde mich ſchon ſo zu wenden wiſſen, daß der Elende ſich genöthigt ſehen wird, ſeinen Schmerz über jenes Ereigniß zu beichten und ſchmerzen ſoll es ihn ſehr bitter, dafür bürge ich euch."

Die Collation in der Pfarrei hatte nichts weniger als das Anſehen mönchiſcher Einfalt und klöſterlicher Enthaltſamkeit. Der Reichthum ſilberner und vergoldeter Geſchirre mit Wappenſchmuck in hochgetriebener Arbeit verkündeten die hohe Geburt des Mannes unter der Kutte. Man trug warme und kalte Chocolade auf, Vanillekrem, Zuckerwerk und Confecte aller Art, Gefrorenes, azzuccar

espongado y rosado*) und unzählige jener raffinirten Bagatellen, wie cabellos de angel**), welche bei dem Spanier in so hohem Ansehen stehen, endlich Früchte aller Art.

„Bekennen muß man," begann Graf Anzanigo in dem Augenblick, als sie alle um die Tafel sich gereiht hatten, „daß unser Spanien ein vom Himmel sehr gnädig begünstigtes Land ist! Wie beklage ich daher den Unglücklichen, der gezwungen wird, dieses Land zu verlassen! Ja, unglücklich muß Don Pablo sich fühlen, obschon er nun gerettet ist!"

Der Dominicaner betrachtete den Grafen mit so unverkennbarem Ausdrucke neugieriger Fragluſt, daß er unausweichlich darauf antworten mußte.

„Ach, mein ehrwürdiger Vater, der unglückliche Don Pablo ist entflohen, seine Feinde zwangen ihn — und nun ist er über die Grenze."

Das ist unmöglich! rief der Mönch fast heftig.

„Nichtsweniger! hier, lesen sie selbst."

Und er reichte ihm einen Brief von Don Pablo, welchen der Dominicaner hastig ergriff und mit Eifer durchflog, aber kaum war er bei den Worten

---

*) Allerlei kleines Zuckerwerk mit wohlriechenden Essenzen versetzt, welches im Wasser und selbst im Mund sehr leicht sich auflöst und mit seinen mancherlei Farben die Tafel ziert.

**) Haare der Engel, ein goldenen Haaren ähnliches, in der eleganten Welt Spaniens sehr beliebtes Naschwerk einfachster Art: Eidotter mit Zucker abgerieben und durch die feinsten Siebe getrieben.

angekommen: ich bin gerettet, ich bin endlich in einem freien Lande, wo meine Ansichten nicht stündlichen Verhören und Quälereien unterworfen sind... ich bin gerettet! — so gab er dem Grafen den Brief zurück. Er war bleich und zitterte, er war in diesem Augenblick ein Abbild des Hasses in seinem scheußlichen Ausdruck. Sobald er sich als den Mittelpunkt aller Blicke sah, zog er die Braunen grimmig zusammen, murmelte einen unverständlichen Laut zwischen den Zähnen und schoß nach Graf Anzanigo einen Blick, der diesem Krieg und Verderben verkündete. Aber schon in demselben Augenblick ermannte er sich wieder, der Dominicaner verschwand gänzlich und vor ihnen stand nur noch der freundliche Neffe des alten Pfarrers und der geistliche Führer der beiden Damen. In einem ausdrucksvollen Blicke gaben Don Raymond und Don Alphonzo ihr Erstaunen über diese plötzliche Umwandlung sich zu erkennen. Diesen Blick sah der Mönch und ein Lächeln, das zu verbergen er sich keine Mühe gab, bedeutete den jungen Leuten, daß sie beide demselben Anathema verfallen waren. Ueberhaupt war Don Alphonso schon seit dem verflossenen Abend mit einem Zeichen unabwendbarer Verdammniß von ihm gestempelt.

Doña Anna betrachtete diese Scene, als hätte sie in einem schlimmen Traume dieselbe bereits vorhergesehen, sie litt Höllenschmerz und erbleichte. Der Mönch schenkte ihr nur selten seine Aufmerksamkeit und befand sich keineswegs in der Lage, um

ſein Innerſtes hier bloßzugeben. Ohne den Character dieſes Menſchen genauer zu kennen, betrachtete ihn Don Raymond ſtets als den böſen Dämon ſeiner Schweſter und der ganzen Familie. Don Alphonzo und der Graf Anzanigo waren zu vergnügt über Olavides glückliches Entrinnen, als daß ſie in dieſem Augenblicke an irgend eine Gefahr hätten denken können, ſie hatten keinen andern Gedanken, als den Mönch mit ihrem ungezügelten Bekenntniß der Freude über Don Pablo's Flucht zu ſchrauben, zu ärgern. Man ſoll die Schlangen niemals reizen!

Endlich erſchien der zum Beginnen der Feierlichkeit beſtimmte Augenblick, es ſchlug eilf Uhr. Fünfundzwanzig junge weißgekleidete Mädchen bildeten das Gefolge von Doña Anna und dienten bei ihrem Pathenamt als Gehülfinnen. Der Zug ordnete ſich in der Sacriſtei und betrat die Kirche beim Klang der Orgel und der von jungen Mädchen, den Cantoren der Kathedrale und den Chorknaben angeſtimmten Hymnen. Ein Thronhimmel ſtand für die Pathe der Glocke bereit und dahin wurde Doña Anna von Fray Euſebio geführt. Er vertrat an dieſem Tage die Stelle ſeines Oheims, weil die Länge einer ſolchen Ceremonie den alten Mann zu ſehr angegriffen haben würde.

Anna zitterte bei dem Gedanken, daß ein Blick oder ein Wort von ihm heute bei'm Feſt ſie ſtören könnte, ihr jugendliches Gemüth nahm thätigen Antheil an dieſer Feier und empfand eine Freude darüber, welche ſie auf keine Weiſe verheimlichte.

Sie fühlte ſich daher auch wahrhaft glücklich, weil der Dominicaner kein Zeichen von ſich gab, das irgend eine Beſorgniß in ihr hätte erregen können. Bald entſchwand der letzte Schatten von Furcht, auf den Fittigen der heiligen Sänge ſchwebte ihre Seele zum Himmel empor, ſie entſchwand der Erde und allem Irdiſchen und gedachte nur noch des Tages, an dem ſie, weiß gekleidet, wie heute, beim Klang der Glocken und von der Herrlichkeit des Feſtes umfloſſen, vor demſelben funkelnden Altare, auf denſelben Silberſtufen neben demſelben jungen geliebten Manne, der jetzt neben ihr ſtand, knieen würde.

Dem ſeligen Flug ihrer Gedanken folgte Don Alphonzo, denn in dem Augenblicke als ihr Auge von dem Roſenkranze ſich erhob, um ſeinen Blick zu befragen, fand ſie ihn feſt auf ihrem Antlitz und in ihrem Blick voll inniger Liebe verweilen, ſo daß ſie ſchnell wieder vor dem Feuerblicke, der ins Innerſte der Seele ihr drang und ihr Herz mit Glück erfüllte, das Auge ſenkte. Der Dominicaner verfolgte dieſe beiden Blicke und ſein Blick ſchwor ihnen Rache.

Die Ceremonie begann und ging mit aller, jener Epoche eigenthümlichen religiöſen Pünctlichkeit vor ſich. Denn damals war man in Spanien eben ſo weit entfernt von Frankreichs philoſophiſcher Skeptik, als man jetzt vom religiöſen Geiſte dort entfernt iſt. Wer damals den Vorſchlag gemacht hätte, ein Kloſter anzuzünden, der wäre ohne Gnade

ſelbſt verbrannt worden. Als Herr von Bourgoing mit ſeiner Familie nach der Revolution von 1793 bei der Rückkehr nach Frankreich durch Valencia kam, mußte er ſich in dieſer Stadt verſtecken, um einer großen Gefahr zu entgehen, weil das Volk von Valencia von keiner Neuerung etwas hören wollte und die franzöſiſche Revolution nur als ein von Gott verhängtes Strafgericht betrachtete. Und — heuzutage würde in Spanien gemordet, wer die Partei der Ariſtokratie und der Klöſter offen nehmen wollte! .... Darin liegt offenbar eine mächtige Lehre für Jeden, der in politiſchen Dingen und gegen politiſche Vergehen ſtreng urtheilen will. Sollte man nicht nachſichtig ſein gegen den, der vielleicht nach wenigen Jahren unſer Richter iſt, der es nach wenigen Monaten, nach einigen Tagen ſchon ſein kann?

Nachdem die Glocke das heilige Waſſer empfangen hatte, angethan geweſen mit der Stola und Binde des Prieſters und die ganze Summe aller Ceremonien vollſtändig geübt waren, verlief ſich die Volksmaſſe und die Kirche wurde beinahe ganz leer. Der ungeheure von funkelnden Sonnenſtralen beleuchtete Raum gewährte einen impoſanten Anblick; zauberiſcher noch in dem Reichthum der Blumen und Sträucher in mächtigen Gefäßen, bildete er einen, ſüße Düfte ausſtrömenden Garten, in welchem hunderte von Vögeln nur das Lob Gottes zu jubeln begannen. Die blaugrauen Wölkchen von Weihrauch ſammelten und verdichteten ſich in

der Höhe der Gewölbe und lagen wie ein Wohlgeräuche niederthauender Himmel über dem Hochaltar und allen mit heiligen Reliquien geschmückten Kapellen. So herrlich war dem Auge Anna's die Kathedrale nie erschienen, sie äußerte dieß auch ihrem leise mit ihr sprechenden Bruder. Mit einem Blick auf Alphonzo erröthete sie und dieser errieth daraus, was sein Freund ihr gesagt hatte, er trat herbei und sprach zu Anna: „auch ich habe diese Kirche niemals so schön gesehen, aber eines Tages — und dieser Tag ist nicht mehr fern — wird sie noch schöner mir erscheinen."

Es ertönte in ihrer Nähe wie ein halberstickter Fluch, ohne daß man jemand gesehen hätte. Der Dominicaner kniete mit dem Gesicht gegen ein Heiligenbild gewendet und schien zu beten.

„Das ist sonderbar," begann Alphonso, „ich glaubte doch jemand sprechen zu hören." Die Gräfin betete ihren Rosenkranz ab.

Es war wohl das Echo, sprach endlich Raymond.

Gewiß das Echo, wiederholte Anna mit zitternder Stimme.

Ja, Ja, das Echo, sagte gleich ihnen Alphonso.

Der Dominicaner wendete sich um und lächelte wie die bösen Geister lächeln. Er trat heran und sprach: Jetzt muß ich ihnen auch die wundervolle Aussicht zeigen, welche uns durch das Fällen der alten Steineichen erst seit Kurzem eröffnet wurde. Meinem alten Oheim lag diese Aussicht immer sehr

am Herzen, er hielt sie stets für eine der höchsten Zierden dieser Kathedrale und setzte es endlich durch, daß das ganze Eichengehölz gefällt wurde. Nun fliegt der Blick frei bis an die Segura mi. ihren Ka.:aden und Myrthengebüschen.

Ihm folgend erstiegen sie die Höhe des Thurms, wohin man über eine sanft laufende schiefe Fläche ohne alle Anstrengung gelangt. Das Ganze gleicht jener berühmten Giralda von Sevilla. Auf dem Giebel des noch nicht vollendeten Thurmes bezauberte sie wirklich eine köstliche Aussicht. Man erblickte Archena*) und seine Bäder, alle Windungen

*) Vier Lieues von Murcia auf der Straße nach Madrid liegen die Bäder von Archena bei einem Dorfe gleichen Namens. Ihre Quelle entspringt aus einem niedern, aber von hohen Bergen beherrschten Felsen. Es giebt daselbst drei Bäder, eines für die Männer, das zweite für die Frauen, das dritte für die Armen. Das Wasser ist so heiß, daß ein Huhn augenblicklich darin gebrüht und sehr schnell gar wird. Länger als eine Secunde kann es die härteste Manneshand in dem Wasser nicht aushalten. Das Wasser ist blaugrau, sehr schwer und von abscheulichem Geschmack. Der Schaum, welcher auf seiner Oberfläche sich bildet, fängt eben so schnell Feuer wie Schwefel oder Weingeist. Analysirt ist diese Quelle noch nicht, obgleich sie sich wesentlich heilsam bei rheumatischen Schmerzen, Nervenübeln und Wunden bewiesen hat. Sie verursacht ungeheuern Schweiß. Die Wohnungen für Badegäste, d. h. was man dort zu Lande so nennt, bestehen aus 50 hölzernen Hütten, wovon jede Raum genug für ein Bett hat; aber Lebensmittel muß Jedermann mitbringen. Die Lage ist bewunderungswürdig, die Bäder liegen in der Mitte herrlicher Citronen- und Orangewälder.

der Segura mit ihren ewig grünen Ufern, welche wie ein grünes mit Blumen reich gesticktes Band durch die Landschaft sich schlängeln; weiterhin Ojos, Villanueva, zwischeninne Citronenwälder voll weißer Blüten und violetter Knospen, Palmen, Mandelbäume und jene schönen Erdbeerbäume, deren purpurne Früchte auf dem saftigen Grün des Laubwerks prangend den Stolz des mittäglichen Spaniens bilden. Als Anna stumm in die Ferne hinaussah, näherte sich ihr Fray Eusebio, sie wich bei Seite.

„Was befällt sie?" sprach er, „warum mich fürchten? Sehen sie nicht von einer mir trotzenden Sorgfalt sich rings bewacht und beschützt?" fuhr er mit bitterer Ironie fort .... „Aber davon kein Wort mehr. Wollen sie gut sein — so vergessen sie den gestrigen Abend."

Anna erhob den Blick zu ihm und Freude leuchtete aus ihrem Auge.

Ach! rief sie, gewiß! gewiß! ich will ihn vergessen! — Ich habe ihn schon vergessen, fuhr sie mit der liebenswürdigsten Anmuth fort, indem sie ihm die Hand bot. Der Mönch nahm die Hand nicht.

Gehen wir hinab, sprach er plötzlich und verließ rasch die Plateforme, ohne nur so artig zu sein, Anna zum Führer sich zu erbieten.

Als sie ohngefähr auf der halben Höhe des Thurms angelangt waren, sahen sie sich plötzlich Auge in Auge mit einem Mann, vor welchem sie

zurückſchreckten. Er war ſchwarz gekleidet, wie der allgemeine Gebrauch damals noch in Spanien erheiſchte, und wandelte mit auf der Bruſt gekreuzten Armen und niedergeſchlagenen Augen, graue Todtesbläſſe umfloß ſein Antlitz. Ein unbekanntes Etwas umgab ſein ganzes Weſen und ſtieß jeden, der ihn erblickte, unwillkührlich zurück, lesbar ſtand auf der Stirn der ſchwerverſchuldete Name geſchrieben, deſſen er, wie der Dominicaner ſagte, mit Stolz ſich rühmte. Er war wirklich der Mörder, welcher das Aſyl des Thurms bewohnte. Beim Anblick der auf ihn zukommenden eleganten und geputzten Geſellſchaft drückte er ſich an die Mauer und ließ ſie an ſich vorübergehen, ohne auch nur einen Moment ſeinen Blick vom Boden zu erheben. Aber zu Anna, welche die Blüte der Jugend und die Friſche ihres Schmuckes anbetungswürdig machten und welche vorzüglich jetzt unter dieſen finſtern und kalten Gewölben gleich einer eben aufgeblühten weißen Roſe glänzte — flog ſein Blick unwillkührlich empor. Sie erſchien dem Mörder wie eine ſchöne Braut und er erzitterte, ſchauderte, ein dumpfer Schreckens- und Schmerzensruf entfuhr ſeiner Bruſt. Einen Augenblick ſchien er mit ſich ſelbſt ringen zu wollen, aber er konnte nicht widerſtehen. Ein zweiter Blick auf Anna ſchien ihn in furchtbare Wuth zu verſetzen, einen zweiten grimmigen Schrei ſtieß er aus, rannte in die Finſterniß hinein und verſchwand in einer Beugung des Ganges.

„Mit ihrem Anblick hätte ich ihn eigentlich verſchonen ſollen, ſprach der Mönch zu Doña Anna, die von ihm gemordete Frau war jung und ſchön, wie ſie es ſind und ſolche Erinnerungen ſind wenigſtens ſehr peinlich.“

Dieſe mit einer Art von empörender Gleichgültigkeit ausgeſprochenen Worte ergriffen Don Raymond ſo widerlich, daß er Don Alphons zuflüſterte: Gute Luſt habe ich, den Mönch zu fragen, ob er noch nicht nöthig gehabt, ein Aſyl zu ſuchen.

Wohl möglich! aber ſchweige um Gotteswillen und vorzüglich um deiner ſelbſt willen!

Was kümmert mich der Pfaffe, ich fürchte ihn nicht!

Du ſollſt, du mußt ihn fürchten, wenigſtens reize ihn nicht. Was ſoll aus dieſen beiden ſchutzloſen Frauen werden, wenn du und ich ihnen entzogen würden? Denke an Don Pablo und daß er für zwei ewige Jahre ſeiner Familie entriſſen wurde!

Am Fuß des Thurms lud der Mönch im Namen ſeines Oheims die ganze Geſellſchaft abermals ein, ſich in die Pfarrei zu verfügen und einige Erfriſchungen zu ſich zu nehmen. Die Gräfin nahm die Einladung an und ſie fanden eine mit noch üppigerer Galanterie bereitete Collation. Die herrlichſten Linnenzeuge, Silberwerk, Porzelän von Buen Retiro, Kryſtalle von Catalonien, die ſeltenſten Dinge von Früchten und Leckereien bedeckten

eine groſse Tafel von palo d'aquila*), deſſen schwarze Farbe die Pracht des Services noch erhöhte. Vor Anna's Platz lag ein herrlicher Strauß der schönſten Blumen der Jahreszeit.

„Sie ſind die Königin des Feſtes, ſprach er zu ihr mit der Grazie eines Hofcavaliers der Zeit Philipps IV., ſo erlauben ſie denn, daß ich ihnen jetzt reiche, was ſie zur Spendung ihrer Pathengaben bedürfen.“

Er klingelte und ſogleich brachten zwei Diener einen ungeheuern Korb von weißem Atlas, ganz gefüllt mit Bonbons und ſüßen Früchten, die ſämmtlich in bunte und vergoldete Papiere zierlich eingewickelt waren.

„Hier, ſprach der Dominicaner, haben ſie Einiges zum Austheilen an die Kinder der Stadt, welche mit Ungeduld die Taufe der Glocke zu St. Anna erwarten.“ Und er ging ihr voran auf den Balkon hinaus, der den groſsen Platz beherrſchte, ließ dort den Korb niederſtellen und lud Anna ein, die Vertheilung der Spenden zu beginnen. Wirklich harrten zahlreiche Gruppen von Kindern ihrer Ankunft und das freudigſte, lärmendſte Durcheinander auf dem Platz gewährte einen merkwürdigen Anblick ſobald das weiße Händchen der ſchönen Pathin die erſten Bonbons, Dragees und eingemachten Früchte hinabregnen ließ. Hunderte von Kindern wälzten ſich durch und über einander und balgten ſich jauch-

*) Adlerholz, glänzend ſchwarz wie Ebenholz.

zend um irgend ein Lieblingsconfect oder um das erste beste, was von Oben kam. Dieser Regen von Leckerbissen dauerte länger als eine Stunde. Anna hatte in der That mehr und mehr Freude über diese Lustbarkeit empfunden und als ein mildes, ungetrübtes Vergnügen sie genossen; dankbar äußerte sie sich darüber gegen den Dominicaner. So wie die herzlichen Worte des Dankes sein Ohr trafen, schien die für diesen Tag gewählte Maske ihm vom Gesicht zu fallen, seine Augen leuchteten in einem beinahe zurückschreckenden Feuer dem süßen und wohlmeinenden Blicke des dankbaren Mädchens entgegen.

„Weil es mir denn gelungen ist, für einen Augenblick ihre Theilnahme anzuregen, sprach er zu ihr als er vom Balkon sie zurückführte, so muß ich wohl trachten, ein so schönes Glück mir bald zu erneuern! — Ich hoffe wohl ein Mittel zu finden.“

Anna blieb den ganzen Tag über freudig bezaubert. All der Weihrauch, diese Blumen, dieses rege Leben, die allgemeine Freude, der Pomp des Festes, dessen Königin sie war, das ganze Volk, welches in der Kirche auch als seine Königin sie betrachtet hatte, der Jubel dieser Kinderschaar, welche mit tausend Lobsprüchen ihrer Güte und Schönheit ihren Namen tausendfach wiederholten, alles, alles erhob dieses dem Volk gewidmete Fest zu einer ihr geweiht scheinenden Herrlichkeit, machte den wundervollsten Eindruck auf ihr ganzes Wesen, sie

schwamm in einem unbeschreiblichen Wohlsein, sie schwindelte in wonniger Trunkenheit, sie schloß die Augen vor Entzücken und träumte in seliger Extase den ganzen Tag noch einmal.

Auf dem Balkon vor dem Zimmer ihrer Mutter erzählte sie Abends ihrem Alphons alle diese Eindrücke offenherzig. Ihre Naivetät machte das Herz des Geliebten mächtiger schlagen vor Entzücken, als die süßeste Zärtlichkeit es vermocht hätte. Ach! sie war ein Engel an Unschuld und Reinheit!

„Liebste Freundin, sprach er, wollen sie nicht versuchen, ob nicht diese heitre und schöne Nacht, dieser tiefblaue Himmel, woran so viele Sterne schimmern, diese Feuerwellen, welche den Ruhm des Herrn verkünden — ihnen weit schöner dünken als jener funkelnde, glutleuchtende Mittagshimmel? Nun, Anna! Wollen Sie?"

Anna lächelte und hob ihren Blick, aber nicht zu dem Himmel, sondern zu den Blicken des Geliebten und antwortete im harmonischen Ton der mystisch wundervollen Zärtlichkeit:

„Ja, ich will es und will auch, daß sie wissen, daß der Himmel meines Glücks nur der sein wird, unter welchem wir gemeinschaftlich leben!"

Sie erhob beide Händchen unwillkürlich zu ihm, er ergriff sie glühend, drückte sie an sein Herz, bedeckte sie mit seinen Küssen und lispelte schmachtend: Ach! welche Ewigkeit liegt für mich zwischen Heute und dem kommenden Freitag!

„Zum Freitag alſo iſt's beſchloſſen?“ frug Doña Anna.

Ja, auf meine dringendſte Bitte hat ihre Mutter den Tag meines Glücks ſo nahe gerückt. Haben ſie etwas dagegen?

Anna erröthete und antwortete ihm nur mit einem einzigen jener Blicke der Zärtlichkeit, worin Herz und Seele ſich ganz enthüllen. Er preßte noch glühender ihre Hände zwiſchen die ſeinigen.

Ach ja! ja! ſprach er nach einer langen Pauſe ſeligen Schweigens, ja, wir werden glücklich ſein, ganz glücklich!

Unter dem Fenſter ließ ein Ton ſich hören, ein Laut der Verwünſchung, wie jener in der Kirche geweſen und eine hohe in einen dunkelfarbigen Mantel gehüllte Geſtalt ſtürmte über den Platz, ohne daß man im bleichen Mondlicht ihr Geſicht hätte erkennen können.

„Wer mag der Mann ſein?“ frug Alphons.

Anna erbleichte, ihr Herz zog ſich krampfhaft zuſammen und Schmerz erfüllte ihre Seele, dem plötzlichen Schrecken entfloh alle Freude und beinahe ſogar die Liebe. Ueber Kühle ſich beklagend verließ ſie den Balkon.

Beim Schlafengehen fand ſie auf dem Tiſchchen an ihrem Bett einen Blumenſtrauß und daran ein Zettelchen mit den Worten: „Soll ihr Geliebter nicht ſterben, ſo brechen ſie mit ihm, entſagen ſie jedem Gedanken an dieſe Heirath!“

Gott! mein Gott! seufzte das arme Mädchen auf die Kniee sinkend, rette mich vor diesem Menschen! Was soll, was kann ich thun — wozu mich entschließen?

Ihr erster Gedanke war, durch eine offene Erklärung die ganze Sache schnell zu beendigen, aber bei reiflicherem Nachdenken besorgte sie, daß der Mönch nicht leicht in die Kapelle de los Veles kommen würde und der natürliche weibliche Instinct sagte ihr, daß ihn sehen und mit ihm sprechen das schlechteste Mittel zu seiner Entfernung sein würde. Niemals in ihrem Leben hatte sie noch irgend etwas so ernst und tief überdacht, sie gelangte endlich zu dem schicklichsten und edelsten Resultate, zu dem festen Entschluß: über alles gänzlich zu schweigen, aber auch nie mehr bei dem Dominicaner zu beichten, weil solches als eine Gotteslästerung ihr erschien und der Segen und die Absolution aus dem Munde eines solchen Menschen ihr wie ein Fluch klang. Unter einem sehr augenscheinlichen Vorwande wollte sie in dem Kloster, worin sie erzogen worden, ihren frühern geistlichen Führer wieder zu ihrem Beichtiger machen.

Der Dominicaner erbebte bei der Kunde von diesem Vorhaben, denn, wurde es ausgeführt, so entwischte ihm seine Beute. Unverzüglich eilte er zur Gräfin Valdemoro und fand das ganze Haus voll der Vorbereitungen zu einem Feste. Am folgenden Tage sollte die Vermählung gefeiert werden und altem Gebrauche gemäß mit großem Ge-

prünge vor ſich gehen. Fray Euſebio bat um Gehör bei Doña Anna.

„Sie iſt," ſprach die Gräfin, „in dieſem Augenblicke im Kloſter Santa Barbara, wo ſie erzogen wurde, aber ſie muß vor dem Ave Maria wieder hier ſein, verweilen ſie, ehrwürdiger Vater."

In dieſem Augenblicke läutete man zum Ave Maria und bei den letzten Tönen trat Doña Anna herein. Sie erbleichte beim Anblick des Mönchs, ſie fürchtete ſich vor dieſem Menſchen. Er ging ihr entgegen, nahm ſie, da außer der Gräfin Mutter Niemand im Zimmer war, bei der Hand, führte ſie in eine Fenſterbrüſtung und ſprach leiſe zu ihr:

„Entſchloſſen ſind ſie alſo, ihre Hand dem Don Alphonſo zu reichen?"

Auf eine ſolche Frage antworte ich nicht, ſprach Doña Anna. Ihnen, mein Vater, glaube ich bereits hinlänglich begreiflich gemacht zu haben, daß von ſolchen Dingen zwiſchen uns beiden nie mehr die Rede ſein ſollte.

„Allzuſpät erkenne ich dies, ſprach der Mönch im Ton tiefſter Reue und Zerknirſchung, ach! warum können ſie mein Inneres nicht durchſchauen, nicht ſehen, wie die ſchmerzlichſte Reue meine Seele zerreißt! Sie allein vermögen mir ſelbſt mich wieder zu geben, mit mir ſelbſt mich zu verſöhnen. O ſeien ſie mild und barmherzig, damit meine Reue vollenden könne! Verzeihen ſie mir — wollen ſie?"

Anna hob ihr Auge zu dem Mönch empor und glaubte in ſeinem Blick etwas Wildes und Furcht-

bares zu ſehen, aber an ſolche Heuchelei konnte ſie unmöglich glauben. Sie lächelte ihm mit dem Lächeln der Engel und reichte ihm die Hand zum Zeichen der Vergebung und des Friedens.

Alſo, mein Vater, kein Wort ferner mehr von dem ſchrecklichen Wahnſinn, der unſre Freundſchaft ſtörte. Ein neues Leben will ich jetzt beginnen, ſeien ſie mein Führer auf dieſer dornenreichen Bahn, wo Frauen meines Alters nur mit Mühe ſich ſelbſt leiten können, ſeien wir Freunde, vergeſſen wir alles Vergangene. Sie ſollen meinen Kindern lehren, Gott und die Tugend zu lieben und ich werde den Kleinen lehren, ſie, meinen Freund und Führer, zu lieben.

Bei dieſen Worten engliſcher Reinheit und Güte glaubte der Dominicaner zu ihren Füßen ſtürzen zu müſſen. Bewunderung und Ehrfucht erzeugten in jenem Augenblick das Gefühl wahrer Reue in ſeiner Seele.

„O du, mein Gott,“ ſprach er zu ſich ſelbſt, „warum ſcheidet dieſer verfluchte Rock mich von einer Welt, worin ich ſo glücklich hätte ſein können! — Gott, mein Gott! was vermag ich gegen die Allgewalt dieſer Leidenſchaft? Halte mich aufrecht in dieſer höchſten Noth!“

Er ſtand einige Augenblicke gebeugt, mit dem Geſicht in beiden Händen, er ſchien zu beten. Er betete wirklich, aber ſeine Seele war zu mächtig ergriffen, als daß ſie aus dieſem ſchrecklichen Kampf ſtürmiſcher Leidenſchaften rein und ſiegreich hätte

hervorgehen können. Sein Fuß vermochte nicht mehr auszubeugen aus der Bahn des Lasters.

Wie der Mönch sein Haupt erhob, begegnete sein Auge dem Blick Anna's, der voll Aengstlichkeit auf ihm haftete.

„Wohlan," sprach sie schüchtern, „habe ich einen Freund wiedergefunden?"

Ja! erwiederte er im zuversichtlichsten Ton, und um ihnen einen Beweis davon zu geben, will ich mir von ihnen eine Gunst erbitten.

„Welche?"

Erwirken sie von ihrer Mutter, daß ich sie trauen darf. Die Vermählung soll unmittelbar nach meiner Messe vorgenommen werden und damit unser Vertrag der Reue, Versöhnung und Freundschaft aufrichtig, rein und heilig abgeschlossen werde, so communiciren sie morgen bei meiner Messe. O, thun sie es, kommen sie! Wir wollen das Brot des Herrn unter uns theilen! Sprechen sie, Anna, wollen sie es?

Anna war wie im Himmel. Was der Mönch ihr vorgeschlagen hatte, mußte den höchsten ihrer Wünsche befriedigen. Eine gemeinschaftliche Communion mußte nicht nur das Pfand eines Friedens für die Ewigkeit sein, sondern war auch in jedem Bezug der reinste und lauterste Beweis der christlich edlen Gesinnung des Mönchs. Mit Entzücken versprach sie ihm daher, Morgens neun Uhr pünktlich in seiner Kirche zu erscheinen, um seiner Messe beizuwohnen.

Den ganzen Tag über wich die Heiterkeit nicht mehr von Anna, sie war ungebunden fröhlich. Wie sehr hatte früher die Höllenlast dieses widrigen Geheimnisses sie niedergedrückt, sie mußte es ja nothgedrungen jedem Sterblichen verschweigen, um ihres Bruders und ihres Geliebten Leben nicht auf das Spiel zu setzen!

Jetzt waren alle jenen schwarzen Gewitterwolken über ihrem Haupt verschwunden; der ganze Horizont ihres Lebens zeigte sich wieder klar, ruhig, heiter; sie konnte wieder Pläne für die Zukunft machen, sie konnte das Glück der Gegenwart sorglos genießen, es verdoppeln durch die Vorgefühle und Ahnungen des schönern kommenden Glücks; sie war wieder sie selbst geworden. Diese plötzliche Veränderung befremdete ihren sie zärtlich liebenden Bruder, er nahm sie bei Seite und wollte sie ausfragen.

„O! ich weiß schon, was du willst! Aber heute nicht, lieber Bruder, rief sie lachend und ihm den Mund mit ihrem Händchen zuhaltend, heute keine Sylbe mehr. Morgen nach der Messe sollst du Alles erfahren, Alles! Also — Brüderchen, für heute genug, hörst du?“

Sie bückte sich und bot ihm ihre Stirn so weiß und rein wie Elfenbein zum brüderlichen Kuß. Schön wie ein Engel war sie in dieser Stellung. Don Alphonzo trat eben zu seinem Abendbesuch ein, Don Raymond winkte ihm rasch herbei und bedeutete, statt seiner ihre Stirn zu küssen. Alphonzo

nahm ſie in ſeine Arme und drückte einen langen, glühenden Kuß auf ihre Stirn. Anna fühlte in dieſem Kuß den Athem der Liebe und erhob ſich ſchnell, bebend und ganz verwirrt, aber noch ſchöner im Roſenſchein der Scham.

Du biſt wohl gar darüber böſe? frug Don Raymond lachend, indem er ſanft ſie an ſich zog, um den Bruderkuß ihr nun zu geben.

Aber lächelnd entwiſchte ihm Anna und ſtreckte jedem von Beiden eine Hand hin.

„Wie glücklich werde ich ſein zwiſchen euch Beiden! Ach! wie glücklich!“ jauchzte das liebe Kind.

Süß und friedlich waren ihre Träume, ſie träumte von ihrer Liebe, von heiß erwiederter Liebe. Schnell verrann die Nacht bei ſo wonniger Beſchäftigung der Seele. Sie erhob ſich beim erſten Flimmern des jungen Tages, verrichtete ihre Andacht, ergriff dann den Roſenkranz, welchen Graf Lirias in Rom hatte weihen laſſen, betete lange zu der heiligen Jungfrau und empfahl ſich ihrem himmliſchen Schutz. Bald vernahm ſie ein reges, rühriges Leben im ganzen Haus, kleidete ſich in ihre Robe von weißem Atlas und hing die Blondenmantilla, welche die Kirche ihr geſchenkt hatte, über. Als ſie damit fertig war, warf ſie noch einen letzten Blick in den Spiegel und ſah darin das Abbild eines bezaubernden Weſens in Sylphidengeſtalt, mit Taubenaugen, eine junge, ſchöne Fee. Ja, die Schönheit dieſes Mäd-

chens hatte etwas Phantaſtiſches, etwas der Sinne und des Verſtandes Beraubendes!

Sie fand Don Alphonzo ſchon im Salon. Aber nach ihm forſchte nicht ihr erſter Blick, ſie eilte zu ihrer Mutter hin, warf ſich vor ihr auf die Kniee, küßte ihr weinend die Hand und bat um ihren Segen.

„Meinen jungfräulichen Namen will ich nun verlaſſen," ſprach ſie, „und den Namen einer Frau annehmen, aber laſſen ſie mich, meine theuerſte Mutter, immer ihr liebes Kind bleiben. Segnen ſie mich, eröffnen ſie meine neue Laufbahn durch den Segen der beſten aller Mütter!"

Von Natur war die Gräfin ſehr kalt, wie alle Leute es ſind, welche in einer Religion erzogen wurden, die außer dem natürlichen Dogma kleinliche und peinliche Gebräuche, zum Aberglauben führende Andachten gebietet; aber die ſüßen und rührenden Worte ergriffen ſie innigſt*). Sie beugte ſich zu ihrer Tochter herab und drückte einen Kuß der Mutterliebe auf die Stirn, welche zugleich der

---

*) Die Frau Herzogin von Abrantes ſcheint als geiſtreiche Frau mit dieſem Ausſpruch ſich verirrt zu haben. Warum und womit ſollte der katholiſche Glaube das Herz abkühlen und das Gefühl abſtumpfen? Weit eher glaube ich, daß ein hoher Grad des proteſtantiſchen Pietismus herzlos zu machen ſich eignet, weil dieſem wunderbaren Myſticismus alle wirkliche Poeſie entſchwunden iſt und aller Glaube in vagen Ideen ſich fixirt, oft ganz ideenlos wird.

Sitz der Reinheit, das Emblem und der Ausdruck der schönsten poetischen Seele war.

Ich segne dich, mein Kind, sprach die Mutter, indem sie ihre Hand sammt dem goldnen Kruzifix, welches sie stets bei sich trug, auf das braune Haar der Tochter legte, ich segne dich: sei glücklich!

Alle traten den Weg nach der Kathedrale an. Sie fanden die Kirche noch weit festlicher geschmückt als bei der Glockentaufe, zahlreicher waren die Vögel und ihr Gesang jubelte gleich einem Epithalam dem jungen Paar entgegen, Tausende von Blumen hauchten ihre Wohlgerüche aus, Alles verkündete in den herrlich geschmückten Räumen ein hohes Fest, Alles schien dazu einzuladen und Glück zu wünschen.

Anna wendete sich nach der Kapelle de los Veles, aber ein Priester verkündete ihr, daß Fray Eusebio den Hochaltar selbst für die Ceremonie bestimmt habe und daß dort Alles bereitet sei: In der That fanden sich auch dort, wie von Freundeshand geordnet, Betschemel und Polster. Das Polster für Doña Anna war von weißem Sammet mit reicher Franze und silbernen Trotteln eingefaßt; das Polster des Marques de Lirias war von Carmoisin-Sammet und strotzte von goldenen Crepinen.

Anna ließ auf die Kniee sich nieder und begann zu beten. Ihre ohnehin innige Frömmigkeit erhöhte die Wichtigkeit dieses Augenblicks. Sie schlug den Schleier herab, um sich den Blicken der Menge zu entziehen, denn die Kirche war überfüllt; dann

wurde ſie aller irdiſchen Umgebung völlig entrückt und gedachte nur noch ihrer reinen Liebe und fühlte die Gegenwart des Allmächtigen.

Aber der Dominicaner ließ ihr nicht lange Zeit zum Gebet, er betrat die Stufen des Altars und betete auch lang. Als er ſich erhob und ſein Meßbuch zurechtlegend ſich wendete, betrachtete ihn Don Raymond und wurde betroffen von ſeiner außerordentlichen Bläſſe. Bevor er die Meſſe begann, ließ er Doña Anna noch einmal fragen, ob ſie bei ihrem Vorſatz, mit ihm zu communiciren, beharrte. Anna erhob ihr Haupt, lächelte ihm zu mit unausſprechlich milder Freundlichkeit und antwortete mit einem frohen Ja!

Die Meſſe begann. Noch nie war Anna für das heilige Amt ſo ganz Ohr geweſen, noch nie hatte jedes Wort ihres Gebets ſo aus der innerſten Seele geſprochen. Hinter der dünnen Wehre ihres Schleiers betete ſie ſo brünſtig, als wäre ſie in einer Einöde, denn ſie betete von Herzen und ihre Seele war ganz bei Gott.

Die Orgel tönte eine ſanfte Weiſe voll inniger Trauer, man wär bei der Elevation. Dieſer Augenblick des katholiſchen Cultus iſt wahrhaft feierlich, und wir Katholiken fühlen es leider nicht genug. Anna ſchwang ſich zu noch feurigerer Andacht auf, ſie flehte zu Gott, daß er ſein Werk vollende, ſeinem Diener am Altar den vollen Frieden wiedergebe, daß er das Gebet ſeiner Reue und Zerknirſchung gnädig erhöre. Anna's Thränen floſ-

ſen zu dem Gebet, nichts dachte und fühlte ihre Seele in dieſem Augenblick als das engliſche Gebet: Mein Gott, verzeihe ihm!

Endlich erſchien der Augenblick der Communion. Der Mönch communicirte. Anna trat hinzu voll Andacht und gebeugten Hauptes vor die göttliche Majeſtät, deren Stralen mit himmliſchem Licht ſie umfingen. Sie nahm ihren Theil von dem Brot der Engel, ſchritt dann zurück an ihren Platz, faltete ihre Hände und begann wieder innigſt zu beten. Fremd der ganzen Außenwelt blieb ſie während der Meſſe und war durchdrungen von der Größe des Myſteriums, welches ſie mit dem Dominicaner getheilt hatte.

Erſt das bei dem letzten Wort des Prieſters ſtets entſtehende Geräuſch machte ihr bemerklich, daß die Meſſe vollendet war. Sie erhob den Blick und ſah den Dominicaner, wie er ſein Haupt mit halbgeſchloſſenen Augen und bis zum Entſetzen bleich auf den Altar beugte. Er betete! ſo glaubte ſie wenigſtens. Als ſein Gebet geendet war, bemerkte ſie, daß ſein Blick nach ihr ſich wendete und glaubte darin ein Zeichen zu ſehen, daß die Trauung nun beginnen ſollte. Ein faſt unmerkliches Lächeln flog über ihre roſigen Lippen, während ihre Augen den Marques de Lirias ſuchten und ihn einluden, ſich ihr anzuſchließen. Jetzt zeigte ſich plötzlich die auffallendſte Veränderung im Geſicht des Mönchs, mit Schrecken erfüllte der Anblick ſeiner zum Gräßlichen verzerrten Züge, Blitze ſchleuderten ſeine

Augen zuerſt nach dem Marques, der dem Hochaltar ſich näherte, dann auf Anna, welche von der Feierlichkeit des Augenblicks ergriffen, in allem Zauber der Schönheit eines durch Liebe beglückten Weibes erſchien.

Jetzt entfuhr der Bruſt des Mönchs ein dumpfes Gebrüll, er ſtürzte gleich dem wüthenden Tiger auf das knieende Mädchen herab und ſtieß ihr dreimal den Dolch in den Buſen. Sogleich rollte die Unglückliche über die ſilbernen Stufen hinab und ſtarb bevor ſie noch Gott um gnädige Aufnahme ihrer Seele bitten konnte. Die blanken Stufen des Gottesaltars wurden von ihrem Blut beſpritzt und dieſes Blut ſprang ſelbſt auf die prieſterlichen Gewänder des Ungeheuers, welches eine Minute zuvor das himmliſche Brot mit ihr getheilt hatte.

„Rühr' mich Keiner an!“ brüllte das Ungethüm, indem es die blutige Hand mit dem Dolch drohend ausſtreckte, „rühr' mich Keiner an! — Gewarnt habe ich dieſes Mädchen, ſie wußte recht wohl, daß ſie nur mich oder den Tod als Gemahl umarmen würde, ſie wählte den Tod, und ſie hat ihn empfangen! — Jetzt führt mich vor Gericht — ob ich lebe oder ſterbe, iſt mir gleichviel! Bleibe ich am Leben, ſo leide ich mehr, als Einer von euch allen!

Die Inquiſition von Sevilla verurtheilte ihn zur Deportation nach Porto Rico!!!

Aber eines Tages wartete man in ſeinem Kloſter lange Zeit auf die Rückkehr des Mönchs. Er kam nicht, man blieb lang ohne irgend eine Spur ſeines Daſeins. Endlich fanden ihn die Leute des Priors in einer Einöde des Gebirgs — als eine Leiche. Drei Dolchſtiche hatten ſeine Bruſt durchbohrt.

XIII.

Die Insurgenten*).

Der Kapuziner war von kleinem Wuchs, sein buschiges Haar, worüber er eine Soldatenmütze trug, verbarg sein braunes Gesicht zur Hälfte, seine überschwenglich beweglichen Augen hatten einen durchbohrenden Blick. Er trug sehr schlechte Pantalons und Sandalen, sein Gürtel bestand aus einer reichgespickten Patrontasche über einem grauen Ueberrock und diente zugleich zur Bajonetscheide.

*) Einmal für immer sei hier bemerkt, daß ich keineswegs gesonnen bin, die Ansichten des Herrn Chaho über seine Landsleute, die Navarresen, und über die Christinos zu vertreten. Der Mann wird oft etwas warm und prahlerisch in seiner Vaterlandsliebe, und damit natürlich auch etwas ungerecht und bitter gegen die verhaßten Castilianer. Seine schwärmerischen Träume von einem neuen welthistorischen Beruf der Karlisten mag ich nicht zerstören, ihre Schilderung ließ sich sehr angenehm.

Ein Arm hing, mit einer schweren Flinte bewaffnet, herab, während der andre in unaufhörlicher Gesti-kulation jeder Bewegung des mit dem Schwall der Worte rastlos umhergeworfenen Kopfs treu folgte. Er sprach unabänderlich nur baskisch, und die zu-weilen sehr geschickt eingewobenen castilianischen Flüche, verliehen seinem Vortrag eine eigenthüm-lich komische Energie. Ich hütete mich wohl, ihn zu unterbrechen, obgleich die von ihm mir mitge-theilten Details für mich nicht mehr neu waren. Seine Declamation, sein feuriges Ungestüm und seine Ausrufungen belästigten mich sehr.

„Niemals sind die Basken bezwungen worden, unüberwindlich sind sie in ihrem Land, cadijo! ... Sehen sie meinen Ueberrock? Er gehörte einem Christino, den ich tödtete. Diese Flinte nahm ich einem Manchego*), der kein Brot mehr von der Königin essen wird! — Ich war in den Ebenen von Vittoria, ich sah den General O-Doyle er-schießen; Teufel! welch' ein Gesicht schnitt er, als er stürzte! — Welches Blutbad! Damals mußte man unsern Zumala-Carreguy sehen! Santjago! seine Augen schleudern Blitze, er ist finster, kein Wort entschlüpft ihm, aber Säbelhiebe regnet's! caraï! Und seine Reiter? Dios mio! denken sie sich die stärksten und muthigsten Männer des Ge-birgs. Einer ist als Husar gekleidet, der andre als Dragoner, der dritte als Chasseur, der vierte, der

*) Manchego, ein Mann aus der Provinz la Mancha.

Himmel weiß wie. Ein Taſchentuch um den Kopf gewickelt, Sandalen, weit offene Bruſt! Sie ſind der Schrecken der Feinde, Einer ſteht gegen Fünf, ſie jagten den Teufel aus der Hölle, Satanas! — Wiſſen ſie auch, was man einem ſolchen Reiter giebt? Ein Pferd und eine Lanze, die ganze übrige Equipage müſſen die Christinos liefern, wir machen ſie nackt wie unſre Hand. Nur die Halsbinden läßt man dieſen Ketzern, um ſie wieder zu erkennen, denn wir plündern auch unſre gefallenen Kameraden rein aus. Ihnen wird wohl Gott das Gewand des Ruhms umthun, amen! Sie ſehen mich, wie ich ſpreche. Aber mein ganzes Leben wäre nicht lang genug, um alle gräßlichen Leiden, welche wir ausgeſtanden, ihnen zu erzählen! Santa madre de Dios!*) Welche Winter! Christinos hier, Christinos da, Christinos überall bei allen Teufeln! Mehr als eine Nacht brachten wir mit den Beinen im Schnee zu, ohne irgend ein andres Lebensmittel, als eine Cigarre und einen Schluck Wein. Manche unſrer Freiwilligen waren noch nicht ſechszehn Jahre alt und machten doch luſtig Alles mit, wahre Engel! Späterhin weinten ſie, wenn man ihnen die erfrornen Finger abſchneiden mußte, viva Dios!**)

Endlich kam der Sieg! Heute ſind wir unſer Dreißigtauſend, aber wir wären unſer Hunderttauſend, wenn es uns nicht an Waffen fehlte. Alles

*) Santa madre de Dios! Heilige Mutter Gottes!
**) Viva Dios! Gott ſoll leben!

will ſeinen Anfang haben. Unſre ganze Reiterei beſtand zuerſt aus vier Mann, deren Geſcheideſter ſtatt des Zügels eine Halfter hatte. Er lenkte ſein Pferd mit Fauſtſchlägen und ſprach, ſeinen haarigen Arm ſchwingend: „Ha! welche Säbelhiebe will ich austheilen!“ cadijo! er hatte noch keinen Säbel. — Wie viele dieſer Christinos haben wir abgemuckt, unſre Lanciers ſpießen ſie an wie die Kröten. Einer dieſer Tapfern entzog ſich dem Gedränge und ſchleppte ſeine Lanze hinter ſich her, ihre Spitze hatte ſich umgebogen, er ſetzte ſich damit unter einen Baum. Der General eilt auf ihn zu (ſie wiſſen ja, daß unſer General ein Guipuzkoaner iſt und das r wie ein l ausſpricht) cadijo! — Der arme Lancier war beinahe des Todes vor Furcht. — „Don Thomas, ich bin müde! ich kann nicht mehr, ich habe ihrer neunzehn getödtet.“ Die Kameraden beſtätigten die Wahrheit der Ausſage, denn mit dem General iſt nicht zu ſpaßen, in Betreff der Disciplin iſt er fürchterlich. Beim geringſten Fehler giebt's palos!*) Will ſich ein Freiwilliger dieſer Strafe widerſetzen, ſo übernehmen alle Kameraden von ſelbſt das Amt der Züchtigung. Das nennen wir volksthümliche Gerechtigkeit, ay de mi!**)

Hier ſchwieg der Kapuziner, völlig außer Athem. Wir betraten das Dorf Vera.

---

*) Palos — Stockprügel.

**) Ay de mi! wehe mir!

Die Kinder empfingen uns mit dem Geschrei: die Fueros*) sollen leben! Karl V. hoch! Der Kapuziner schritt sehr geschäftig und mit wichtiger Miene durch sie hin, wechselte Begrüßungen mit allen seinen vielen Bekanntschaften, welche er sämmtlich bei ihren Namen nannte. — Hola, Vater Antonio, ich habe eine Neuigkeit für euch, euer Neffe hat sich im letzten Kampf sehr ausgezeichnet und ist heute ein Freiwilliger unter den himmlischen Heerschaaren. — Guten Tag, Chachina, Perico wünscht seine Pantalons zu haben, er ist geheilt von seinen Wunden. — Adios**), la Marica, dein Sohn läßt dir sagen, daß er kein Hemd mehr hat, übrigens befindet er sich wohl." —

Ein gewisser hidalgo***) von schlechtem Aussehen nahm das Wort in einer Gruppe: „Kapu-

---

*) Fueros, gewisse Rechte und Freiheiten im Wesen der eigenen Verwaltung, der Conscription und der Abgaben, welche diese Provinzen haben.

**) Adios, lebe wohl und willkommen!

***) Hidalgo (eigentlich hijo de algo, der Sohn von Etwas), ein Edelmann, ein Mann von edler Geburt, auch der, welcher vermöge seines Titels die Rechte eines Edelmanns genießt, oft auch in allgemeiner Beziehung, was der Engländer einen gentleman nennt. Uebrigens giebt es solcher hidalgos viele Arten. Hidalgo de privilegio heißt der vom König seiner Verdienste wegen Geadelte; hidalgo de devengar quinientos sueldos, ein Edelmann, der 500 sueldos (ein sueldo ist ein halber Silberreal aragonisch) einzunehmen hat; auch ein Adeliger von altbekannter Familie; hidalgo de bragueta, ein Edelmann von der Hose, d. h. ein Bürgerlicher, der durch die Zeugung von

ziner, wen bringſt du hier? Vielleicht gar einen von den Schwarzen?“ Ich ging gerade auf den Redner zu und antwortete: Weißer als ihr, Herr Mann! Dieſe Worte gut Navarreſiſch hingeworfen, erwarben mir ein ſtürmiſches Hurrah und allgemeinen Applaus.

„Ich wußte gleich, daß ich einen Basken vor mir hatte,“ ſprach kleinlaut der edle hidalgo und ſchob ſich ſehr verwirrt durch das Gedränge fort.

Die Navarreſen geben den Conſtitutionellen den Namen der Schwarzen (negros) und vergleichen die ſpaniſche Revolution mit dem Aufſtand der Neger. Sie begreifen indeſſen ſehr wohl die Emancipation der Caſtilianer, hüten ſich aber, derſelben ſich anzuſchließen und wollen von einer ſocialen Gemeinſchaft nichts wiſſen, welche für alle Bergbewohner den Verluſt ihrer Nationalunabhängigkeit und bürgerlichen Freiheit zur unwiederbringlichen Folge hätte.

Als wir eben das Dorf verlaſſen und den Weg nach Leſſaca weiter verfolgen wollten, brüllte eine mächtige Stimme hinter uns her: „Halt, zum

ſieben auf einander folgenden Söhnen Adelsvorrechte ſich erworben hat; hidalgo de gotera, ein Edelmann von der Dachtraufe, d. i. eine Perſon, welche nur an einem beſtimmten Ort das Adelsrecht genießt, aber an jedem andern Ort deſſelben verluſtig iſt; hidalgo de quatro costados, ein Edelmann von vier Geſchlechtern, vier Ahnen; hidalgo de aldea, ein Edelmann vom Dorf, ein Landjunker ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Teufel, Halt!“ Ich wendete mich um und erblickte einen kolossalen Kumpan, der mit Riesenschritten und einem Karabiner auf der Achsel uns folgte. Es war ein karlistischer Grenzzollwächter. Ich erwiederte seinen Gruß in baskischer Sprache. Der Talisman wirkte, der Zollwächter fuhr mit der Hand ehrfurchtsvoll an seine Mütze und bat mich sehr höflich, zu dem mit der Grenzpolizei beauftragten General Saraza ihm zu folgen. Ich hatte nicht gewußt, daß dieser Officier bereits nach Vera zurückgekehrt war, ich hieß den Kapuziner, meiner hier zu harren und folgte dem gigantischen Zollwächter. Er trug eine sehr breite Patrontasche als Gürtel und seine Beine schienen, ganz im Ebenmaß mit seinem herkulischen Körper, bestimmt, die zu Ronceveaux aufbewahrt werdenden Stiefel des Ritters Roland anzuziehen.

Wir gingen am Rathhaus von Vera vorüber. In allen baskischen Dörfern zeichnet sich dieses Haus durch seine Bauart vor allen Privathäusern aus, wird gewöhnlich von einem Bogengang getragen und ist auf seiner weißen Vorderseite reich mit rothen Gemälden und Wappenschilden geziert. Saraza hatte seinen Sitz in einem benachbarten Haus genommen. Der Zollwächter führte mich in ein kleines Zimmer und schloß die Thüre hinter mir ab. Die Bilder des Jaon done Satordi*), des ersten Apostels von Navarra, und des heiligen Fir-

*) Jaun done Satordi, der heilige Saturnin.

nia, des erſten Biſchofs von Pampelona, ſchmückten die Wand. Auf dem Tiſch lag ein offenes Regiſter zum Eintragen der Namen aller Reiſenden. Ich erlaubte mir, darin zu blättern und bemerkte bald, daß während der erſten Zeit des Kriegs ſehr wenige caſtilianiſche Officiere England verlaſſen hatten, um an der Inſurrection Theil zu nehmen, und wunderte mich bei weiterm Blättern nicht wenig darüber, daß in neuern Zeiten die Zahl ſolcher Ankömmlinge ſich ſehr vermehrte. Der ſpaniſche Hochmuth hat eine übermäßige Liebe für Titel und höhern Rang. Jeder dieſer unbekannten Leute hatte ſich den Titel eines Brigadier, Oberſts oder Commandanten beigelegt.

Endlich öffnete ſich die Thür und Brigadier Saraza trat ein. Sein Geſicht erſchien mir auf den erſten Blick als ſehr anmuthig und geiſtreich. Ein rothes Barret beſchattete ſeine grauen Haare, eine ſchwarze Simarra*) von Lammsfell bildete ſeine Uniform, die Pantalons waren mit Leder beſetzt und ein großer Cavalleriesäbel vollendete ſeinen Anzug eines Bauerſoldaten, wie ihn alle Officiere der Inſurgentenarmee tragen. Uebrigens waren ſeine Manieren leicht, gefällig und voll Würde. Er redete mich Caſtilianiſch an. — „Herr Saraza, können ſie nicht Franzöſiſch, ſo ſprechen ſie gefäl-

*) Simarra (auch Cimarra und Zimarra), ein Rock oder eine Jacke vom Pelz wilder Thiere.

ligst gut Eskuarisch mit mir, ich bin ein Souletine und liebe ihren romanischen Dialekt nicht."

Von diesem Augenblick an gewann unsre Unterhaltung den Anstrich der freundlichsten Vertraulichkeit. Er begann: „Sie sind der erste Baske, der aus den französischen Provinzen zu uns kömmt, ohne Zweifel haben die Leute jenseits der Berge ihre Brüder in Spanien vergessen." Ich schrieb meinen Namen in das Polizeiregister und antwortete auf die Frage, wie lange ich in Spanien zu verweilen gedächte: „Vielleicht bis zum Ende des Kriegs, wenn nicht die üble Laune, der Eigensinn und das Mißtrauen der Camarilla*) mich nöthigen, wieder früher nach Paris zurückzukehren, als ich es eigentlich gewollt habe. Ich fixirte während dessen den Brigadier, um aus seinem Gesicht zu lesen, ob die so eben geäußerte Besorgniß gegründet sei. Der schlaue Bergbewohner hielt es nicht für angemessen, seine Gedanken mich errathen zu lassen, plötzlich nahm er die Miene eines Zerstreuten an und ging im Zimmer auf und nieder.

„Haben ihnen die Herren von Bayonne nichts mitgegeben?" frug er plötzlich wieder vor mir ste-

*) Camarilla heißt in der Regel eine Partei von Hofleuten in der nächsten Umgebung eines Regenten, welche sein besonderes Vertrauen besitzt und solches zur Durchsetzung ihrer Pläne und zu ihrem Privatvortheil bestens zu nützen sich auf allen möglichen Wegen bemüht, ohne eigentlich um das Wohl des Staats und die Ehre des Fürsten sich zu bekümmern.

hund. — Ich bitte, Herr Saraza, der Versicherung Glauben zu schenken, daß ich auf keine Weise eine Berührung mit den Legitimisten von Bayonne suchte und in keine Beziehung zu denselben kam. Was die Ringe und andre Zeichen betrifft, womit sie gewöhnlich ihre Günstlinge und Schützlinge versorgen, so glaube ich solcher Spielereien nicht zu bedürfen.

Der Brigadier machte eine Miene und Bewegung, deren Sinn ich nicht zu deuten wußte, und führte mich, ohne eine Sylbe zu sprechen, in eine Fenstervertiefung. Am Horizont erhob sich die Sonne leuchtend und heiß. Saraza zeigte mir den Hügel, auf welchem Mina campirt hatte, als er 1830 den Versuch machte, oberhalb Vera durch die baskischen Provinzen, an der Spitze von einigen tausend Abentheurern in Castilien einzudringen. Orazo und Santos-Ladron vernichteten diese Horden von Fremdlingen. El Pastor und Mina entrannen nur durch einen jener Rückzüge, womit die Kühnheit und Gewandtheit des alten Guerillero sich vertraut gemacht hatte, während ihr Waffenbruder Chapalangarra, von sechs Kugeln durchbohrt, in Balcarlos fiel.

Auf dieselbe Weise sollte später Santos-Ladron umkommen. Wunderbare Wiedervereinigung!

Ich nahm Abschied von Saraza. Zu dem auf der Straße mich erwartenden Kapuziner war einer seiner Kameraden, wie er aus Vera gebürtig, gestoßen. Wir mußten eine ziemliche Strecke an der

Bidaſſoa hinziehen und dann dieſen Fluß überſchreiten, um nach Leſſaca zu kommen. Die beiden Freiwilligen gaben ſich alle erdenkliche Mühe, dieſen Marſch mir angenehm zu machen.

„Joſeph,“ ſprach der Kapuziner zu ſeinem Kameraden, du kannſt Cecilio den Unſchuldigen ſo herrlich nachmachen, thue es einmal hier unterwegs, ich bin überzeugt, daß dieſer Herr mit vielem Vergnügen dir zuhören wird.“ Unter einem Unſchuldigen verſtehen die Basken einen von ſtillem Wahnſinn befallenen Menſchen, oder einen Idioten im höchſten Grad, der weder boshaft noch wüthend iſt. Die Wahnſinnigen dieſer letzten Art werden heutzutage noch in einigen Thälern für Beſeſſene gehalten und ſtets der Ceremonie des Exorcismus unterworfen. Der Wahnſinn hat etwas Magnetiſches; die höchſte poetiſche Exaltation grenzt nahe an den Wahnſinn und mancher Wahnſinn iſt nichts als eine beharrliche Verblendung der Einbildungskraft oder deren Ueberreiz. Ich wundre mich gar nicht über die abergläubiſche Ehrfurcht der Basken für ſolche Unſchuldige, welchen der große Geiſt das Hirn zerrüttet hat. Die Bergbewohner halten ihre ausſchweifenden Reden für eine Art von Prophezeihung *).

Der Bitte des Kapuziners gemäß ſpielte der Freiwillige den Unſchuldigen ſo natürlich mit einem

*) Solcher Unſchuldigen ſoll es in jenen Gebirgsgegenden nicht wenige geben.

großen Aufwand von Declamation, Gesang und Tanz und mit so sprechender Mimik und Action, daß der beste Schauspieler dieser Darstellung sich nicht hätte schämen dürfen.

Kaum hatte er geendet, so begann wieder der Kapuziner die Kriegslieder zu singen, deren sich die verschiedenen Heeresabtheilungen bedienen, wenn sie zum Kampf ausziehen. Der Refrain Requete ist dem dritten Bataillon von Navarra, welches stets und überall mit Ruhm sich bedeckte, als eigenthümlicher Name geblieben, und beinahe ganz aus demselben Grund wird das zweite Bataillon Salada genannt. Wer nicht selbst Augenzeuge davon gewesen, der kann sich unmöglich einen Begriff von der glühenden Nacheiferung machen, womit stets Zumala-Carreguy's Gegenwart die Bergbewohner begeisterte. Die Palme der Bravour gebührt dem unsterblichen Bataillon der Guiden, welches lediglich aus Eliten, die sich bereits glänzend ausgezeichnet haben, besteht. Ihm zunächst steht das sechste Bataillon von Navarra. Gerecht wird die Geschichte sein und zugestehen, daß in diesem denkwürdigen Krieg die Tapferkeit der Cantabren oft jener der Navarresen gleichkam. Beide fochten unter derselben Fahne der Unabhängigkeit, wie in den schönsten Zeiten der glorreichen Conföderation aller Bergbewohner.

Der Kapuziner beschloß die Reihe seiner Gesänge mit einem castilianischen Refrain, welcher in seiner naiven Wildheit mit dem schauderhaften Ge-

danken: der Königin Christine lebendig die Haut abzuziehen und daraus eine Lärmtrommel zu machen, um die Thäler von Aragon zum Freiheitskampf aufzuschrecken, selbstgefällig umgeht. Er wiederholte diesen Refrain mit einer des scheußlichen Inhalts angemessenen Energie. Zu meinem innigsten Vergnügen dachte ich daran, daß nie ein euskarischer Barde etwas diesem castilianischen Refrain Aehnliches erfunden habe. Die Heldengesänge, womit unsre Väter den Ruhm des Vaterlandes besangen oder dessen Unglücksfälle beklagten, bewegten sich stets in den Höhen biblischer Erhabenheit, die Würde patriarchalischer Sitten verleiht diesen hehren Improvisationen ein edleres Gepräge und erhebt die natürliche Poesie des iberischen Idioms.

Seltsam, daß in Aragonien, welches der Kapuziner mit einer so schauerlichen Trommel aufwecken wollte und welches von dem Absolutismus der castilianischen Monarchie schon so lange seiner Unabhängigkeit und seiner Fueros beraubt ist, der Lärm der Insurrection von Navarra auch nicht in einem einzigen Thal ein Echo fand. Der Aragonier scheint, mit starrem Auge das Revolutionsdrama betrachtend, eine andre Fahne der Zukunft zu erwarten; einem andern Ruf scheint seine alte Sympathie für die Freiheit wieder erwachen zu wollen*). Gleichgültig für die Sache

*) Die tapfern Aragonier haben meines Erachtens so ziemlich recht und beweisen sich mindestens klüger als die Herren Bergbewohner. Revolutionen baskischer Art kön-

des Prätendenten, wie für die Christinens, ist er bis heute kalt, ruhig, unbeweglich geblieben, obgleich der Krieg an allen seinen Grenzen wüthete. Kaum waren die kühnen Versuche des tapfern Carnicer und das tragische Ende dieses Führers im Stande, eine vorübergehende Aufregung in dem Volk zu wecken, welches so ritterlich von Natur, vielleicht das tapferste aller spanischen Völkerschaften nach den Cantabren ist.

Sobald die Freiwilligen mich in Gedanken vertieft sahen, schwiegen sie mit ihren Gesängen und zogen geraume Zeit schweigend neben mir hin. Bei jedem Schritt rückten die Berge vor uns näher zusammen. Der Fluß wird immer zwischen Felsen zusammengedrängt und brauste zürnend wie fern tosender Donner abwärts. Finstrer wird die ganze Landschaft. Endlich zeigte sich die Brücke über die Bidassoa unsern Augen. Sie schwingt sich in einem einzigen Bogen über die ganze Breite des Wassers. Am äußersten Ende der Brücke ging ein Freiwilliger, Gewehr im Arm, auf und ab. — Wer da? schrie er, als wir uns näherten. — „Spanier!" — Von welcher Fahne? — „Für Karl V.," antwortete der Mönch-Soldat. Zu gleicher Zeit hörte ich die lustigen Klänge einer Pfeife oder Schalmei

---

nen nur bittre Früchte bringen und Don Carlos mit seiner Camarilla scheinen nicht die Männer zu sein, um die natürliche Bitterkeit jeder Revolution zu mildern und zu versüßen.

und die taktmäßigen Schläge des Tamburins, welche so ziemlich dem Ton eines indischen Tamtam glichen.

Freiwillige tanzten den baskischen Sprungtanz auf dem Rasen vor einem benachbarten Wagenschuppen, der in ein Wachthaus umgewandelt war. Der baskische Sprungtanz, wie man in alten Zeiten unter den Eichen der Freiheit in der Runde ihn tanzte, zeichnet sich durch die Lebhaftigkeit der Pas, durch Feuer und Gewandtheit der Sprünge aus, wobei alle Tänzer, ohne sich gegenseitig zu halten, auf derselben Linie sich folgen und jetzt rechts, dann wieder links sich schwenkend einen Kreis beschreiben. Die Freiwilligen tanzten in ihren grauen Ueberröcken und rothen Mützen, aber ihnen fehlte der eisenbeschlagene Stock, den die Bergbewohner mit wildem Geschrei schwingen, und der Schild der Basconen, unsrer Voraltern, welchen sie beim Tanz erklirren ließen. Dagegen schwangen sie ihre langen, blanken Gewehre, daß sie im Stral der Sonne weithin blitzten. Meine beiden jungen Leute konnten unmöglich der Lockung widerstehen, die Lust nach einigen Touren beim Klang des Pfeifchens mußte befriedigt werden, sie eilten hinzu und sprangen in den Kreis mit dem Tornister auf dem Rükken, kamen jedoch wieder, sobald ich Miene machte, meinen Weg fortzusetzen.

Der Kapuziner dachte gar nicht mehr an sein Kloster. Ganz erhizt von dem Tanz sagte er zu mir: „Diese Freiwilligen sind aus dem Thal von Bastan, sie waren die Ersten, welche mit Don

Martin Luis Etchavarria, dem jetzigen Mitglied der Junta von Navarra, die Fahnen der Insurrection schwangen! Ach! welch' ein würdiger Ritter iſt dieſer Don Martin! Welch' ein loyaler, tapferer Mann! Ein wahrer Kern-Navarreſe! Seine Gemahlin iſt zu Bordeaux, ſeine Schweſter und ſeine Mutter ſitzen im Kerker von Pampelona, ſein noch ganz junges Töchterchen iſt in einem unſerer Thäler unter irgend einer Verkleidung verſteckt. In vergangener Woche ſuchten die Christinos dieſes Kind, um den lieben Narren zu morden. Kennen ſie vielleicht Don Martin Luis? Sein Bruder iſt der Kaplan der Junta. Der Apotheker von Leſſaca, welchen ſie ſuchen, iſt ſein Verwandter. Der iſt auch ein tüchtiger, treuer Navarreſe! Er hat Alles aufgeopfert und ſeine drei jungen Schweſtern bewieſen denſelben Heroismus und denſelben hingebenden Eifer. Die Philiſter waren geſtern in ſeinem Haus, barbaros!*) Sie haben ihn rein ausgeplündert, ſogar ſeine Voliere nicht verſchont und ſelbſt das letzte Täubchen ihm genommen. Einer von den Schurken zerſchlug die Guitarre des Don Pedro, und ohne die Dazwiſchenkunft einiger weniger wüthenden Officiere hätten ſie auch ſeine geſammte Apotheke auf die Straße geworfen. Woher hätten wir dann unſre Heilmittel nehmen ſollen? Don Pedro ſpricht mehrere Sprachen, verſteht die Phyſik und Chymie ſo gut

*) Barbaren!

wie ich das Pater noster; wie leid wird es ihm ſein, ihnen keinen feſtlichen Empfang bereiten zu können! Dieſer Krieg hat ihn rein zu Grunde gerichtet! — Aber ſiehe da, da kommt er ſelbſt! Sehen ſie — der dort iſt es!“

Ich erblickte einen Spaziergänger, der gerade auf uns zukam. Wir zogen in Leſſaca ein. Der Kapuziner eilte voran, um dem Apotheker die Ankunft eines Frances*) zu verkünden.

Der Apotheker trug die bei Erwähnung des Generals Saraza beſchriebene Uniform. Sein dicker Schnurrbart und ſeine Sperberaugen gaben ihm das Anſehen eines kühnen Mannes, ſeine mittelmäßige Größe verbunden mit ſehr eleganten Formen, welche Kraft und Gewandtheit zugleich verrathen, ſein außerordentliches Ungeſtüm und ſeine Exaltation auch bei den unbedeutendſten Worten offenbarten auf den erſten Blick den navarreſiſchen Typus, deſſen Gepräge ich in Zumala-Carreguy, Sagaſtibelza, Ithurralde und beinahe bei allen Oberoffizieren der Armee wieder fand.

„Amigo!“ ſchrie der Apotheker, indem er mich in ſeine Arme ſchloß, „ſo ſeid ihr denn nun nach Navarra gekommen? Blutend, verſtümmelt iſt unſer Vaterland, aber noch ſtets unbezähmbar. Nie, niemals war es ſchöner als jetzt!“ dann fuhr er luſtig fort: „die vier Mauern und das Dach meines Hauſes ſind noch übrig und bereit euch zu be-

*) Eines Franzoſen.

herbergen, die Spitzbuben von Peseteros ließen mir dazu noch sagen, daß sie bei ihrer ersten Rückkehr nach Lessaca dieses Haus niederbrennen würden. Zur vollkommenen Freude fehlt diesen Schurken nur noch, daß sie mich einmal lebendig in ihre Hand bekommen!"

Der Apotheker Don Pedro de Harismendi führte mich in sein Haus und stellte mich seinen drei jungen Schwestern vor. Sie waren schwarz gekleidet, wie es die Sitte des Landes erheischt, ihre Haare waren zierlich geflochten, über der Stirn in Form eines Diadems aufgerichtet und mit hohen Kämmen festgehalten, über welche die Byskajischen Mädchen ihre tiefherabfallenden schwarzen Schleier werfen. Beim ersten Anblick hat diese Tracht etwas Trauriges und Nonnenartiges, wer zum erstenmal einem Volksfest beiwohnt, kann leicht auf den Gedanken gerathen, daß die ganze Nation traure, aber die Lebhaftigkeit und Anmuth der Euskarischen Frauen und Mädchen wird bald eines Bessern belehren. Schwarz war schon früh die Lieblingsfarbe der Cantabrer, sogar ihre Fahnen waren schwarz*)

*) Der Herr Verfasser schrieb dazu folgende Anmerkung: Einige Insurgentenbataillone haben schwarze Fahnen mit gelben Beinen und Todtenschädeln geziert, welche die Christinos ohne Schrecken nicht ansehen können. — Ein Bischen Prahlerei muß man dem Landsmanne zu gut halten. Haben die Carlisten übrigens kein anderes Mittel, um die Christinos zu schrecken, so muß die Dauer dieses unseligen Kriegs um so mehr in Erstaunen setzen.

und heutzutage noch liebt die Jugend dieſe Farbe vor allen und iſt daran ſehr leicht von den verheiratheten Frauen zu unterſcheiden, welche ſich unabänderlich weiß kleiden und ſelbſt als Kopfputz die auf der Stirn geknüpfte Sabanilla*) tragen. Nur unverheirathete Frauenzimmer genießen das Vorrecht in bloſem Kopfe vor dem Publikum erſcheinen zu dürfen, am häufigſten knüpfen ſie das ganze Haar auf chineſiſche Weiſe auf dem Scheitel zuſammen und laſſen es von dort in großen Flechten herabhängen, ihre ſeidenen Gürtel haben zum Zeichen reiner Jungfrauſchaft rothe Ende und werden erſt in der Hochzeitnacht von dem glücklichen Senarghei (Bräutigam) ihnen abgezwungen und als Siegeszeichen aufbewahrt. Hat ein Mädchen das Ungemach vor der Hochzeit ſchon zu gebären, ſo trägt ſie fortan eine Sabanilla mit ſchwarzen und grünen Bändern, den Symbolen der Reue und der Hoffnung und hält ſich bei allen gottesdienſtlichen Ceremonien und öffentlichen Feſten ſtets zu Frauen, ohne ſich je wieder unter die Mädchen zu miſchen. Dieſe Unterſcheidungszeichen dienen zu einer trefflichen Sauvegarde der Sitten und erhalten der baskiſchen Phyſiognomie den Typus urſprünglicher Einfalt und die Farbe der Alterthümlichkeit**).

*) Sabanilla, eine Kopfbinde aus Tüchern oder aus einem Tuch gewunden.

**) Der Hr. Verfaſſer meint es recht wohl gegen ſeine Landsleute mit dieſer ſcharmanten Beſchreibung. Aber zum Unglück vergißt er in einem der folgenden Kapitel

Der Apotheker machte mir den Vorschlag, einen Gang durch das Dorf zu machen und die Freiwilligen auf dem Dorfplatze zu betrachten; im Vorübergehen besuchten wir die Kirche. Gewöhnlich ist der Eingang zu diesen gottesdienstlichen Gebäuden durch die Bedachung eines großen Portikus beschattet, dessen Pflaster aus einförmigen Steinplatten besteht, welche Familienbegräbnisse bedecken und an ihren Nummern erkennbar sind. Die reichsten und vornehmsten Häuser haben ihre Begräbnisse im Schiff der Kirche. In den französischen Provinzen sind dagegen die Kirchen mit den Begräbnißplätzen, welche die Baskische Sprache sehr poetisch Herri, das Gebiet der Todten nennt, rings umgeben*). Auf jedem Grabe steht ein steinernes Kreuz, dessen Umrisse oft, sich vervielfältigend eine Sonne mit Stralen bilden. Ein kleiner Erdaufwurf ahmt die Lage des Todten nach und dieser scheint unter einem Blumenbeet zu schlafen. Diesen Schmuck

---

alles hier Gesagte, er müßte denn das allnächtliche Einsteigen der jungen Bursche in die Schlafkammern der Mädchen und die sehr häufig vorkommende Wohlbeleibtheit dieser — auch zu den Zeichen patriarchalischer Einfalt rechnen. Glaubt man dem folgenden Kapitel, so müssen dort die schwarzen und grünen Bänder ein sehr gesuchter Artikel sein und die Bräutigame nur höchst selten zu der Ehre gelangen, einen weißen Gürtel mit rothen Enden in der Hochzeitnacht zu erobern.

*) Daran ist gerade nicht viel Poetisches zu finden. Beinahe jedes Volksidiom hat für den Begräbnißplatz einen ähnlichen Ausdruck.

zog ich ſtets den großen und breiten Steinmaſſen vor, welche auf den Gräbern der Reichen laſten, ſogar jenen langen Marmorſtatuen, welche mit gefalteten Händen auf die Gräber der Könige und Großen der Länge nach hingeſtreckt liegen.

In der Regel ſtehen die Kirchen in Navarra auf Anhöhen mit dem Hochaltar gegen Morgen. Eine Seitenthür, ein beſonderer Weihkeſſel nnd eigene Gallerien ſind der Kaſte der Agoths oder der Cagots, von denen ich ſpäter ſprechen werde, angewieſen. Die von der katholiſchen Kirche angenommenen römiſchen und griechiſchen Geſänge waren nicht ohne eigenthümliche Schönheit. Aber die Orgel, dieſer grandioſeſte Ausdruck der muſikaliſchen Kunſt, unterjochte durch die Allmacht ihrer Harmonie die Bergbewohner, welche eine Reihe von Revolutionen aller geſelligen Kunſt ſo wie der natürlichen Civiliſation ihrer patriarchaliſchen Vorfahren entriſſen hatten*). Indeſſen begleitet in vielen Thälern heutzutage noch das Volk, gerade wie in den früheſten Zeiten der Chriſtenheit, die Stimme des Prieſters mit ſeiner mächtigen Stimme, indem alle anweſenden Männer, Kinder, Greiſe und Weiber im Chor mitſingen. Das Deckengewölbe der Kirchen iſt als Abbild des Himmelsgewölbes azurblau bemalt und reich mit Sternen be-

*) Merkwürdig klingt dieſes unumwundene Bekenntniß eines Mannes, der ſeine Landsleute mit einer Art von Fanatismus zur — Revolution unaufhörlich anhetzt.

ſatz ein prachtvolles Zelt, unter welchem die alten Iberier bei Nacht ihre freudigen Feſte zu Ehren des ewigen Jao feierten.

Der Einfall der Barbaren umtoste die Pyrenäen, als das Chriſtenthum bei den Basken eingeführt wurde. Beim Bau ihrer Kirchen ſcheint irgend ein militäriſcher Gedanke vorgewaltet zu haben, weil ſie ſtets außerhalb der Dörfer, auf der bedeutendſten Anhöhe ſtehen, von der man die ganze Gegend fernhin überſchauen konnte. Die Bergbewohner ſtellten auf die wenigſt zugänglichen und am leichteſten zu vertheidigenden Punkte die Gegenſtände ihrer religiöſen Verehrung und die verehrte Aſche ihrer Verſtorbenen, ſie gaben der religiöſen Erholung niemals ſich hin, ohne zuvor gegen feindliche Ueberfälle ſich vorgeſehen zu haben. Der Zenu-teguy oder Izkiladorre *) diente zugleich zur Warte und die dort aufgeſtellten Wächter mußten beim geringſten Zeichen von Gefahr ſogleich Sturm läuten. Alle Chroniken erzählen, daß im ganzen Mittelalter alle Basken bewaffnet zur Kirche gingen und erſt an der Schwelle des Hauſes des Friedens ihre Lanzen und mörderiſchen Streitäxte niederlegten. In derſelben Epoche flohen einzelne Stämme von der Eiche der Freiheit, unter welcher der Bilzaar gehalten wurde und verlegten ihre Volksverſammlungen an den Portikus der Kirche, wovon dieſer den Namen Elizaintzin, d. i. Vorkirche erhielt.

*) Der Kirchthurm, Glockenthurm.

Ich beſchränke mich auf dieſe wenigen Umriſſe, weil ich mir hier einen andern Vorwurf gemacht habe, als den Einfluß des Catholicismus auf die Basken zu erörtern.

Die emblematiſchen Gemälde in den Navarreſiſchen Kirchen ſind in mehrfacher Beziehung merkwürdig. In der Wahl und Zuſammenſtellung ihrer Farben entdeckte ich eine genaue Kenntniß der Mythe und tiefe Wiſſenſchaft im Gebiet der Symbole. Ich kann das himmliſche Lamm erwähnen, welches von den Iberiern, früheſten Indiern und Iraniten das weiße Lamm oder Chourien genannt wird. In den Baskiſchen Kirchen iſt es mit glänzendem Weiß gemalt und auf himmelblauem Grunde mit goldenen Sonnenſtralen eingefaßt. Die ſchönſten Formen der chriſtlichen Kunſt knüpfen ſich durch die Religionen des Alterthums an die urſprüngliche Philologie. Man denke ſich das allgemeine Leben durch die Väterlichkeit des großen Weſens ſymboliſirt, was kann es dann Majeſtätiſcheres geben als den Olympiſchen Greis, den Vater, ſchwebend in dem Raum, beim Getön der Harmonien der Schöpfung, mit ſeinen Götterhänden die funkelnden Sonnen rundend und die Unermeßlichkeit damit beſäend? Welch bewunderungswürdiger Typus iſt Chriſtus, wie er glorreich ſeinem Grab entſteigt, mit hochgeſtreckten Händen, ohne Anſtrengung, in vollkommener Ruhe und lediglich kraft ſeiner ätheriſchen Weſenheit erhoben, gleich einem leuchtenden Strahl ſchon halb in den Azur

gestaucht höher und höher schwebt! Ich liebe auch jene hagern und abgequälten Gestalten der Märtyrer, aus welchen die menschliche Seele den letzten Schrei der Exaltation auszuhauchen scheint, ähnlich der Lyra des Dichters, wenn sie zerrissen den letzten erhabenen Klang ausströmt. Der Sehende hat sich beinahe allein im ganzen neuen Jahrhundert gegen den christlichen Cultus ausgesprochen, aber gewiß nicht aus dem Grunde, weil er nicht begriffen hätte, wie viele höhere Inspiration und philosophische Wahrheit in den ursprünglich so einfachen aber von der Mythologie des Catholicismus entstellten Modellen liegt*). Die Alten hatten für die Sculptur den Marmor gewählt, weil er ihnen als ein neutrales Element zur Nachbildung der menschlichen Schönheit mittelst eines Ideals von Linien und der Natürlichkeit der Verhältnisse erschien. Die Alten usurpirten niemals (?) den Beruf zur Malerei, welche ihre Formen magisch hervor-

*) Dem Verfasser ist es nicht genug, auf dem Titel bemerkt zu haben, daß er es ist, der die Worte eines Sehenden geschrieben hat. In jedem Kapitel spielt er wieder darauf an, gleichsam als wollte er jeden Leser dringend ermahnen, das Buch zu kaufen und zu lesen. Seine Eitelkeit hält seiner Unkenntniß der modernen Literatur die Waage. England, Deutschland und selbst Italien brachten in neuerer Zeit eine hübsche Anzahl von Klagen über Verfall des christlichen Cultus und von Verbesserungsvorschlägen zum Vorschein und ganze Klicken glaubten Besseres nicht schreiben zu können — als indem sie gegen die christliche Religion zu Felde zogen und einen neugebackenen sophistischen Rationalismus ihr substituiren wollten.

treten läßt und mittelſt der Farben ein illuſoriſches Leben ihnen verleiht. Die gothiſche Kunſt vermengte die beiden entſchiedenſten Zwecke der Nachahmung; ſie ſchmeichelte ſich, ihren Marmor und Gypsfiguren Fleiſch und Leben zu verleihen und verdunkelte doch nur die zitternden Bilder des Lebens durch Leichnamähnliche Reflexe. Die Statuen von Apoſteln, Biſchöfen und Heiligen, womit die berühmteſten Kathedralen des Occidents bevölkert ſind, gleichen nicht ſelten den garſtigen Fantomen von Wachs, welche auf den Pariſer Boulevards ein Vorhang der Neugierde des Pöbels verbirgt. Seine Statuen wie ſeine Tempel beblechte und beklexte der Barbar mit Gold und auf ihn ſind die Worte des Apelles zu einem mittelmäßigen Maler vollkommen anwendbar: weil du deine Helena nicht ſchön geſtalten konnteſt, ſo haſt du ſie reich gemacht.

Die obſchon kleine Kirche von Leſſaca iſt eine der hübſcheſten ihrer Gattung in ganz Navarra. Der Apotheker zeigte mir eine heilige Jungfrau, deren Blende die Peſeteros geſprengt hatten, um den goldenen Apfel aus ihrem Strauß zu rauben. Er zeigte mir auch einen großen Chriſtus, vor welchem ein gewiſſer liberaler Offizier mit geſchwungenem Säbel grimmige Drohungen ausgeſtoßen. Dieſer läſternde Caſtilianer erinnert an den Eierkuchen, welchen der Atheiſt Desbarreaux im Schrecken über ein Gewitter zum Fenſter hinaus warf und dabei Gott und ſeine Donner herausfoderte.

Der Barbar bleibt im Skeptizismus und im Aberglauben immer ganz derſelbe und ſeine Gottloſigkeit iſt um kein Haar weniger abergläubiſch als ſein Glaube.

Wir verließen die Kirche und gingen auf den Dorfplatz hinab, wo die Freiwilligen unter den Arkaden des Rathhauſes Ball ſpielten. Ihr Spiel war das beliebte Trinquet, welches darin beſteht, daß man mitten in einem kleinen Viereck eine Schnur vier Fuß hoch ausſpannt, über welche der Ball immer geworfen werden muß. Die nahe beiſammen ſtehenden Ecken des Vierecks machen die Lenkung des Balls über die Schnur ſehr ſchwierig und nöthigen die Spieler zu der regſten Aufmerkſamkeit. Zu Ueberwindung aller Schwierigkeiten iſt ein richtiger Blick, große Geſchmeidigkeit der Bewegung und außerordentliche Schnelligkeit in den Ballſchlägen nöthig und dabei vorzüglich der Umſtand zu berückſichtigen, daß die Spieler ſelbſt unter einander ſich nicht hemmen und zuſammenſtoßen.

Die Römer lernten das Ballſpiel von den Iberiern und wieſen ihm die oberſte Stelle bei den gymnaſtiſchen Uebungen an. Die Basken gelten für die beſten Ballſpieler in ganz Spanien, lieben dieſes Spiel mit großer Leidenſchaft, welches ihre natürliche Kraft und Gewandtheit erhöht und alle jene phyſiſchen Vorzüge, worauf die Bergbewohner ſo großen Werth legen, offenbart. Sie ziehen dieſes Spiel ſelbſt dem Tanz vor und die ſchönſten Augen der reizendſten Geliebten haben für den jun-

gen Basken weniger Reiz als die pilota*), wenn sie von dem Lederhandschuh an seiner verewigten Hand bis zu den Wolken emporgetrieben wird. Wer in diesem Spiel sich auszeichnet, steht bei den Bergbewohnern in hohem Ansehen und genießt beinahe dieselbe Ehre, die einem Sieger in den Olympischen Spielen bei den alten Griechen zu Theil wurde, ja sein Ruhm überlebt ihn durch mehrere Generationen. Der Navarrese Affant und der Labourdine Perkain waren die zwei größten Berühmtheiten dieser Art im verflossenen Jahrhundert. Ich bedaure sehr, den Namen des Spielers vergessen zu haben, der in jüngster Zeit in Gegenwart von Carl V. und mehr als sechstausend von Elissondo herübergekommenen Zuschauern Wunder der Kunst verrichtete.

Jeder kleine Distrikt rühmt sich der besondern Geschicklichkeit seines Ballspielers und nicht selten fordern solche Districte sich gegenseitig zu Ballspielkämpfen mit großen Wetten heraus. Gewöhnlich wird dazu das Fest eines heiligen Schutzpatrons erkoren, wornach der Pfarrer, wohleinsehend, daß die Gemeinde aus der Kirche hinweg zum Ballspiel rennen würde, lieber den Gottesdienst bedeutend abkürzt und ungewöhnlich früh endigt. Sehr oft begleitet die ganze Bevölkerung eines Thals ihre Kämpfer in feierlichem Zuge mit Musik an der Spitze, mit improvisirenden Barden, welche in Liedern die Wechselfälle dieser sonderbaren Kampfspiele

*) Der große Ball, Ballen.

beſingen und die Triumphe der Sieger feiern. Jede Partei wählt Kampfzeugen, um alle Regeln bei dem Spiel genau beobachtet zu wiſſen und Richter für alle zweifelhaften Fälle zu haben. Dieſe Kampfrichter tragen eiſenbeſchlagene Stöcke und bezeichnen die Schranken mit Olivenzweigen. Der Ball, deſſen man ſich bedient, iſt hart und elaſtiſch und wiegt oft bis 16 Unzen. Ein beluſtigendes Schauſpiel gewährt der kokette Anzug der Kämpfer, in den leichten Sandalen, mit dem ledernen Handſchuh und ihr Benehmen, wenn ſie in den geräumigen Kreis aufgeſtellt ſich gegenſeitig herausfodern, antworten, laufen, rennen, mit unglaublicher Gewandtheit Sprünge machen, den Ball einander zurückſchleudern, der bald eben am Boden hinſauſt gleich einer Kanonenkugel, bald einer Bombe ähnlich hohe Bögen durch die Lüfte beſchreibt und alle Augen und Seelen der Anweſenden an ſeinen Flug feſſelt. Das Volk erwärmt ſich, beginnt zu wallen, die Wetten immer höher zu ſchrauben, Gold- und Silbermünzen klirren von allen Seiten auf den Boden nieder und glücklich, wer ſie aufheben darf! Die Gewinnenden feuern die Kämpfer mit ſtürmiſchen Rufen an, die Verlierenden beobachten tiefes Schweigen. Aber das Glück, welches hier zwiſchen gleich erpichten, gewandten, geſchickten und kraftvollen Kämpfern ſeine Gunſt vertheilen ſoll, zeigt ſich oft ſehr eigenſinnig und launenhaft, in einem Augenblicke wechſeln Jubel und ſtille Trauer, Sieg und Verluſt.

Der Volksſtamm, welcher die Ehre des Tags errungen hat, iſt ſo ſtolz darauf wie auf einen Sieg in der Schlacht, miſt ſich darnach einen gewiſſen Vorzug und Vorrang vor den Uebrigen bei und nährt damit die Lokaleiferſucht, welche unaufhörlich zwiſchen dieſen Bergbewohnern herrſcht. Iſt beim Einbruch der Nacht das Kampfſpiel geendet, ſind die Wetten bezahlt und der Wein getrunken, ſo entſpinnen ſich oft die wüthenſten Händel. Die allzukauſtiſche Strophe eines Barden, ein der Trunkenheit der Sieger entſchlüpfter Laut des Hochmuths oder der Verachtung geben das Signal, der Tanz beginnt mit den eiſenbeſchlagenen Stecken, die Dolche fahren aus den Scheiden. Iſt die Schlacht geſchlagen, ſo ziehen ſich beide Parteien geſchloſſen zurück, die Geſchlagenen laſſen ſich die Schädel verbinden und ſinnen auf Genugthuung und Rache.

Rings um die Spieler im Trinquet ſaßen als Zuſchauer unſre Freiwilligen auf den von der Sonne ſtark erhitzten Steinplatten, ohne um Geld untereinander zu wetten, weil zwar viele Patronen unter ſie vertheilt wurden, aber ihre Löhnung ſehr gering iſt und die quartos in ihren Taſchen ſehr ſelten ſind. Sie wetteten um Schläge mit der flachen Hand, eine Münzſorte, welche die Sieger austheilten, ohne ſich lange bitten zu laſſen. Unter den Wettenden befand ſich ein großer Unſchuldiger, gleich ausgezeichnet durch die Breite ſeiner Schultern und die Dummheit ſeines Lachens. Fünf oder ſechs ſeiner jüngſten Cameraden hielten ihn

unaufhörlich in der Mitte und verlieren mußte er die Wette immer, auch wenn er gewonnen hatte. Die Schläge hagelten unaufhörlich auf ihn nieder, dann ſchrie er mit ſeiner blöckenden Stimme mit wahrhaft komiſchem Ernſt, aber es half ihm nichts, weil er mit ungerechten Richtern zu thun hatte, die Vergnügen an ſeiner Züchtigung und Marter fanden. Einſtimmig wurde er ſtets von allen Seiten verurtheilt und die Eulenſpiegel ſchlugen ſo lange immer heftiger zu, bis der arme Narr ſtumm ſein Haupt beugte, darüber entſtand dann wieder ein unauslöſchliches Gelächter.

„Sie ſehen nun dieſe heroiſchen Kinder, begann der Apotheker, die Mehrzahl derſelben hat ihr ſechszehntes Jahr noch nicht erreicht und hat Mädchengeſichter, ſpielt poſſierlich gleich den jungen Katzen und wird zu Tigern im Gefecht. Sehen muß man, wie ſie ins heftigſte Feuer ſich ſtürzen, ins dichteſte Gemetzel dringen. Jetzt erholen ſie ſich ganz ſorglos und luſtig von allen ihren Strapatzen. Die heiligſte Sache zwang ihnen die Waffen in die Hand, die Liebe und Bewunderung des ganzen Volks umgaben ſie, jede Familienmutter nimmt ſie in ihr Haus auf wie den eigenen Sohn und überall finden ſie ihre Heimath wieder. Ganz anders iſt es mit den Christinos, gewöhnlich ſieht man ſie finſter, ſtumm, entmuthigt, ſie verbarrikadiren ſich in den Häuſern, ihre Spiele beſtehen in einem Gebrüll aus den Fenſtern, im Zielen mit den Gewehren nach den Vorübergehen-

den, um dieſe zu einem Ruf zu zwingen, der in dieſen Gebirgen kein Echo findet. Der Durſt nach Plünderung allein iſt es, was ſie noch in einigem Feuer erhält und dieſes müſſen ſie durch anarchiſche Demonſtrationen, verworrenes Geſchrei und verſtimmte Geſänge unaufhörlich ſchüren. Die Nachricht von Zumala-Carreguy's Heranrücken war genug, um El Paſtor aus Leſſaca zu treiben und mit ſeiner ganzen Bande hinter den Mauern von St. Sebaſtian ihn einzuſperren."

Hierauf führte mich der Apotheker in ein benachbartes Haus, wo wir eine Geſellſchaft von Offizieren fanden, Einige mit Kartenſpiel beſchäftigt am Ende einer langen Tafel, mit der Cigarette im Mund, Andre vor einer Flaſche des edlen Ribera-Weines. Mehrere gingen mit den nachſchleppenden Säbeln in ihren lederbeſetzten Reithoſen auf und nieder. Beinahe alle waren robuſte Bauern von mehr als gewöhnlicher Größe. Als Soldaten der Unabhängigkeit verdankten ſie ihr Avancement lediglich den Stimmen ihrer Mitbürger und die älteſten von ihnen hatten kaum mehr als 40 Jahre. Das Feuer und die Heftigkeit ihrer Geſten verrieth einen Ueberfluß phyſiſcher Kraft und innern Lebens und die von Natur ſchon pittoreske und ſeelenvolle Landesſprache gewann durch ihre ſonoren männlichen Stimmen den höchſten Ausdruck eindringlicher Kraft. Man denke ſich die dichten Schnurrbärte auf den braunen Geſichtern, Adleraugen, ſchreckliche Stirnen beſchattet von der

blutrothen Mütze, Jacken von Bärenfell, dazu die wilde Stimmung, den haſtig feurigen Tritt, die edelſte, würdevollſte Haltung und man hat ein treues Bild dieſer Offiziere der Bergbewohner, die, prahleriſch gleich den Helden Homers oder den Paladinen des Mittelalters, tapfer ſind wie die fanatiſchen Krieger Odins.

Höchſt aufgereimt redete im Eintreten der Apotheker mich an, um mir Gelegenheit zu bieten in der Provinzſprache ihm zu antworten, nannte haſtig meinen Namen und verkündete, daß ich in das Land gekommen, um Notizen für eine Geſchichte der Inſurrection zu ſammeln. Sogleich ertönten Beifallsbezeugungen aller Art, mit unzweideutiger Herzlichkeit kam alles auf mich zu und erfreulich ſprach die naive Bewunderung ungelehrter Bergbewohner für den ſchönen Beruf eines Dichters und Geſchichtſchreibers ſich aus.

„Hijo!“*) rief einer von ihnen, indem er ſeine Phraſe im Landesdialect mit dieſem caſtilianiſchen Ausdrucke ſpickte und begeiſtert von dem feurigen Wein von Tudela, „du kommſt alſo gerades Weges von Paris hieher und nur um deinen patriotiſchen Hang zu befriedigen? Vortrefflich, ſcharmant! die Basken bedecken ſich mit Ruhm und in Navarra geſchehen täglich der Dinge viele, welche warlich verdienen, in allen Sprachen der Erde geſchrieben zu werden und allen Nationen zum Beiſpiel zu dienen!“

*) hijo, Sohn!

Der erste Unabhängigkeitskrieg fand keinen Geschichtschreiber, sprach trotzig ein langer hagerer Mann mit grauem Schnurrbart, und dennoch war er nicht weniger blutig und nicht weniger glorreich. Die französischen Grenadiere waren doch wahre Riesen im Verhältniß zu diesen kleinen Kanaillen von Christinos, die wir eigentlich mit unsern Stecken hätten aus den Thälern fortpeitschen sollen!

Damit brach der Redner eben so barsch wieder ab, wendete uns den Rücken und wandelte mit grossen und gemessenen Schritten durch das Zimmer. Sein langer Mantel war wohl eben so alt wie der Krieg, von dem er sprach, bestand lediglich aus einem Chaos von übereinandergenähten Flicken und glich wahrhaft einem alten Dache, von welchem der Wind eine Menge Ziegeln gerissen hatte.

Augustin, sprach er zu mir zurückkehrend, weil du denn ein Buch schreiben willst, so will ich dir Alles, was in unsern Pyrenäen sich ereignete, von dem Kriege mit Napoleon an bis heute, Punkt für Punkt erzählen. Höre:

„Spanien seufzte tiefgebeugt unter ein fremdes Joch, da schwor ein treuer Navarrese, indem er sein Maulthier mit Kohlen für den Eisenhammer belud, seinem Vaterlande die Unabhängigkeit und ergriff seine Flinte. Der Mann war ein glühender Patriot und berühmter Guerillaführer, er hieß Espoz y Mina. Warum mußte die Verbannung das Herz unsers alten Generals verändern! Hat er denn so schnell vergessen, welch ein Menschen-

ſchlag im Schatten unſrer Thäler gedeiht? Unſinniger! ſchmeicheln konnteſt du dir uns zu erſchrecken, mit Härte uns zu zähmen? Wußteſt du nicht, daß das unverwüſtliche Gefühl der Nationalität alle andern Empfindungen hier beherrſcht? deine Grauſamkeiten konnten dich nur entehren und uns noch ſchärfer reitzen, deine eitlen Drohungen erregen nur unſer Mitleiden ....“

„Ach! was iſt aus Zeit und Welt geworden ſeit jenen Tagen, wo ich dieſen Mina als einfachen Bergbewohner ſeine abarcas*) anziehen, auf einem Schemmel ſitzend eine Taſſe Chocolade auf ſeinen Knieen trinken ſah, weil der Stein ſeines Heerdes ſein einziger Tiſch war! Damals, ja damals war ſeine Stimme allmächtig in Navarra und ſeine Zauberkraft glich jener des Alten vom Berge. — Mehr als einmal ging uns die Sonne an den hohen Gränzen von Aragon unter und ſtaunte nicht wenig, bei ihrem Aufgang des andern Morgens am äußerſten Ende von Alava uns zu ſehen, wo wir blutbeſpritzt und ſiegreich die reiche Beute eines franzöſiſchen Convoi theilten. Der Engel des Vaterlandes beſchirmte unſre abentheuerlichen Unternehmungen. Weniger ſichtbar als eine auf friſchgeackerten Boden ſich drückende Wachtel iſt der guerillero der Gebirge, wenn er an einem Thal-

*) abarcas, einfache ſchuhartige Sandalen von rohem Leder, welche mit Riemen von rohem Leder um den Fuß feſtgewickelt werden.

rande liegt, ſein Gewehr ſchußfertig hält, das Zeichen ſeines Führers erwartet, das Ohr in den Boden drückt, um den Huftritt der Pferde und das fernſte Rollen feindlichen Fuhrwerks zu erlauſchen. Der Wind, der die Haiden erſeufzen macht, ſpricht zu ihm mit prophetiſchen Tönen und myſtiſcher Vertraulichkeit, die Ebene verräth ihm Alles, was auf ihr geſchieht durch das leiſeſte Gemurmel ihrer Lüfte. — Die Stunde kommt heran, halbverſchleiert beugt ſich der Mond über die Gebirge, um den nächtlichen Kampf mit anzuſehen ... Stille! hört ihr die fröhlichen Geſänge? ... Das ſind die franzöſiſchen Regimenter, welche in das finſtre Thal einrücken, wo der Tod Schildwache ſteht: marſch! marſch! die Nacht iſt ruhig, die Sterne funkeln an blauem Himmel .... Ein ſchweigendes Fantom erhebt ſich auf der Höhe des Hügels, ein ſcharfer Pfiff ertönt und verlängert ſich, Mina iſt es, der ſein Signal gibt: arrama!!! — Zahlreicher als die Aehren eines Kornfeldes richten die Guerilleros mit ihren langen Flinten ſich auf, die Salve ertönt, das ganze Gebirg ſteht in Feuer, ein Hagel von Blei ſtürzt auf die gavachos*) und ihre Leichname füllen das Thal: arrama! Sieg den Bergbewohnern! — Auguſtin, das Alles habe ich mitgemacht!"

Sein Geſicht verzog ſich zu theatraliſch ausdrucksvoller Mimik bei jeder einzelnen Nuance der

*) gavachos, Schimpfname gegen Ausländer überhaupt, aber namentlich gegen die Franzoſen.

Erzählung, welche er gleich unſern improviſirenden Barden ganz dramatiſch geformt hatte. Der Blitz der Begeiſterung erloſch bald, an ſeine Stelle trat ein finſtrer Zorn, der Offizier der Guerilleros ſchob die tauſend Tuchflickchen, die er ſeinen Mantel nannte, über die Schulter hinauf, bat ſeine Nachbarn um einige Cigarettos und beobachtete fortan ein tiefes, grimmiges Schweigen.

Alle Spieler hatten die Karten bei Seite gelegt, um Theil an der Unterhaltung zu nehmen, mein trefflicher Freund, der Apotheker, hatte ſich neben mich geſetzt und vertraulich den Arm über meine Schulter geworfen, mir gegenüber ſaß einer der höchſten Offiziere, ſeinen Namen verſchweige ich.

„Die Eiferſucht der Caſtilianer," hob dieſer mit beſtimmtem und entſcheidendem Tone an, „iſt die erſte Quelle dieſes Kriegs. Sie glaubte, nicht länger dulden zu dürfen, daß dieſe baskiſchen Provinzen in völliger Unabhängigkeit ſich ſelbſt regierten und verwalteten, während unzählige Aemter im Civil- und Militärſtande in Caſtilien ſelbſt mit Basken und Navarreſen beſetzt waren."

So war's von jeher, fiel ein Andrer ein, alle unſern Landsleuten erwieſenen Gunſtbezeugungen waren ſtets nur ein Privilegium des Verdienſtes oder der Lohn für Geleiſtetes.

Halten die Basken feſt bei ihrer Unabhängigkeit und bei ihren Privilegien, ſo haben ſie dennoch bei jeder Gelegenheit auch bewieſen, wie theuer ih-

nen Spaniens Ruhm iſt! warf der Apotheker dazwiſchen.

„Ihre alles opfernde Hingebung für Spaniens allgemeine Sache, nahm wieder General S.... das Wort, vermochte dennoch niemals die Furcht, welche ſie einflößen und das Mißtrauen, deſſen ewiger Gegenſtand ſie ſind, ganz zu vernichten. Nach den Unabhängigkeitskriegen wurden unſre unüberwindlichen Milizen in alle feſten Plätze Spaniens zerſtreut und unſer ganzes Land förmlich dadurch waffenlos gemacht. Dieſelbe Maßregel wurde abermals nach dem ſogenannten Glaubenskrieg ergriffen.“

Ein: Merkt es euch, ihr Bergbewohner! ein: Denkt daran an dem Tage, an welchem Don Carlos V. triumphirend in Madrid einziehen würde! ſchrie der Offizier mit geflicktem Mantel aus ſeinem Winkel hervor, leerte ſein Glas in einem Zuge, blies wieder Wolken aus ſeinem cigarretto und ſtützte den Ellbogen auf den Tiſch.

Der Apotheker ſprach: Man verkündet, daß die Regentin alle Garniſonen aus den ſüdlichen Städten gegen uns anrücken laſſen will. Ganz ſcharmant! denn in dieſem Falle werden gewiß die vielen Basken, welche als Offiziere bei jenen Truppen ſtehen, nur über den Ebro kommen, um ſich zu unſern Fahnen zu ſtellen*).

*) Dieſe Thatſache erklärt manches bisher Unbegreifliche im ganzen ſpaniſchen Thun und Laſſen, namentlich das

„Bizarr iſt es allerdings, begann ich, daß gerade die beſten Offiziere im Heer dieſer Chriſtine Basken ſind und daß die auf unſre Privilegien ſo eiferſüchtigen Caſtilianer Heerführern unſers Stamms, wie einem Iriarte, Gurrea, Draa, Jauregny, Mina ꝛc. gehorchen.

„Ueberläufer ſind dieſe Offiziere, erwiederte mir General S.... und weit mehr zu fürchten wären ſie allerdings, wenn ſie beſſere Soldaten unter ihren Befehlen hätten. Iriarte und Gurrea ſind thätig und tapfer und der gefährlichſte von Allen iſt ohne Zweifel Draa. Stets halte ich mich wohl auf meiner Hut, wenn dieſer Bergwolf mir auf zehn Meilen Wegs nahe kommt, während ich einem caſtilianiſchen General gegenüber auf ſechshundert Schritte weit noch ruhig meine Siesta abwarte. Die ſeltſamſte Rolle in dieſem ganzen Krieg ſpielt offenbar Jauregny, denn er hat Anderes nicht zu thun als von St. Sebaſtian nach Leſſaca und wieder von Leſſaca nach St. Sebaſtian Spaziergänge zu machen, um die Geldtransporte der franzöſiſchen Regierung für die Generale der Chriſtinos zu decken. Er führt ſeine Truppen dabei ſo friedlich, wie früher ſeine Schafe, denn wir wiſſen ja Alle, daß er ein Schäfer geweſen, wie ſchon ſein Beiname

---

unaufhörliche Auftauchen einzelner armſeliger Carliſtenbanden an allen Enden und Ecken Spaniens; jenes ſeltſame Zögern im Herbeirufen neuer Kräfte, jene Zuckungen in allen Provinzen.

Archaja oder el pastor zeigt*). Für alle dieſe verirrten und verführten Männer ahne ich ein tragiſches Ende.

Amen! rief aufſtehend ein derber Spaßvogel und Capitain, welcher bisher ſtumm zugehört hatte, wer den Krieg in ſeinem eigenen Vaterland als Feind führt, unter welchem Vorwand es immer ſei, verdient die allgemeine Verwünſchung, aber doppelten Fluch dem Mann, deſſen einziger Beweggrund zu ſolchem Frevel der Golddurſt iſt. Das iſt eine Wahrheit, welche ich dem Mina ſelbſt unter die Naſe ſagte, pilota bezain biribil! (caſtilianiſch: redondo como una pelota!**) — Auguſtin, fuhr der gute Capitain fort, indem er mich vertraulich auf die Achſel klopfte, ſie ſind ein junger Mann und ich zähle ſchon ein und funfzig Jahre. Glauben ſie mir, alle dieſe Generale der Christinos ſind alte Füchſe, kein Einziger von ihnen, der nicht vorhinein wüßte, daß er mit ſeinen Waffen gegen

*) Hier ſonfarronirt der Herr Verfaſſer unläugbar ſelbſt, denn karliſtiſche Journale und Berichte wußten von dem tapfern Jauregui öfters ganz andre Dinge zu erzählen, als ſolche Spaziergänge. Uebrigens ſind dieſe Bedeckungen ausländiſcher Geldſendungen in jenem Land ſchwieriger und wichtiger zugleich, als das Abſchlachten von 30—50 Feinden, was ſehr oft dort eine Schlacht benamſet wird.

**) Redondo como una pelota! Rund wie eine Kugel! eine ſpaniſche, ſehr häufig vorkommende Redensart, welche ſo viel bedeutet, als: derb, ohne Umſchweife, kurz und deutlich will ich es ihm ſagen.

die baskiſche Inſurrection ſcheiterte, daher betrachteten Alle dieſen Krieg lediglich als eine vortreffliche Gelegenheit, ihre eigenen Glücksumſtände zu verbeſſern. Alle behielten das Obercommando gerade lange genug, um einige Millionen ſich anzueignen, und bewundern muß man wahrlich die Albernheit ihrer Pariſer Zeitungen, welche die Fanfarronaden ſolcher Leute wie baaren Ernſt behandeln. Wir Alle wiſſen recht gut, was man von dieſen Kapaunen in der Maſtung, aus welchen ſie Adler machen wollen, zu halten habe. Denken ſie nur an Rodil, dieſer Held fand es nicht einmal der Mühe werth, ſeinen Nachfolger im Commando abzuwarten, ſondern er verließ ohne Weiteres ſein Heer, ſchlug den Weg nach ſeiner Heimath Galizien ein und zog am hellen Mittag hinter ſeiner requa*) von zwanzig mit franzöſiſchem Gold beladenen Maulthieren davon.

Des Hauptmanns Hinausgehen ſtimmte Alle zu lauter Fröhlichkeit, nur der General, von dem ich früher geſprochen, blieb ernſthaft. Er ſprach: „Der Kampf um Eroberung und Einheit, welcher die weſtlichen Pyrenäen mit Blut erfüllt, iſt ein ernſter, verhängnißreicher Kampf. Er wurde bereits von der vorigen Regierung gegen uns eingeleitet. Der Wunſch, unſre freien und eximirten Provinzen zu unmittelbarem Verein mit Caſtilien zu zwingen

*) Ein Zug von Maulthieren, welche eines hinter dem andern gehen und gekoppelt ſind.

und damit den Basken alle Privilegien ihrer Unabhängigkeit zu rauben, war es allein, was Don Ferdinand's Testament dictirte und ihn am Rand des Grabes die spanische Constitution verletzen hieß. Der sterbende König sah unsern Widerstand recht wohl voraus, trachtete, die Regentin allen Verlegenheiten und Gefahren dieses Kampfes zu entheben und wollte daher die Vollstreckung seines Testamentes durch die Aufhebung unsrer Fueros gewissermaßen vorbereiten. Der Ruf von dieser Drohung erregte in allen baskischen Provinzen den gewöhnlichen Vorläufer aller Volksaufstände, eine dumpfe Gährung, während alle Deputirten dem König ehrfurchtsvolle, aber energische Vorstellungen dagegen machten. Statt aller Antwort ließ Ferdinand ein Heer von dreißigtausend Mann an den Ebro vorrücken."

Hier drückte der Heerführer der Bergbewohner convulsivisch seinen Säbelgriff und unwillkührlich zogen seine schwarzen Brauen sich finster zusammen, aber eben so schnell gewann er seine Ruhe und sein kaltes Aussehen wieder und fuhr also fort:

„Während die castilianische Armee gegen die baskischen Provinzen anrückte, brach plötzlich die Julirevolution in Paris aus. Belgien und Polen folgten Frankreichs Beispiel, Helvetien rüttelte an den Fahnen seines Bundes und sogar im tiefsten Orient antworteten sich die kräftigsten Bergvölker vom Atlas zum Kaukasus hin durch den Ruf der Freiheit. Dieser Augenblick erschien nicht sehr günstig, um auch die Basken zu einem Kampf um

die Unabhängigkeit herauszufodern, daher rief das Cabinet von Madrid seine am Ebro aufgestellten Heerschaaren zurück und die ganze Frage blieb unentschieden bis zum Tod Ferdinand's, wornach die Sache der legitimen Erbfolge zu unserm Glück damit verflochten wurde. Das seit undenklichen Zeiten in Spanien geltende Salische Gesetz entzieht Christinen jede Möglichkeit, ihre Usurpation zu beschönigen und die Rechte seiner Majestät Karl's V. sind nur nach demokratischen und revolutionairen Theorien zu bestreiten*). Sehr schwer ist es vorherzusehen, welche Umwälzungen der ganzen spanischen Erde bevorstehen; allein, was auch immer geschehen möge, so kennen die Basken ihr gutes Recht und werden ihm den Sieg zu verschaffen wissen. Nicht wahr, Kameraden?"

Bei den letzten Worten war alle Kaltblütigkeit von dem General verschwunden, er rief sie mit elektrischem Feuer und sprang dabei empor mit einem Satz bis in die Mitte des Zimmers, gleich einem Raubvogel, der plötzlich herniederschießt. Der stürmischste Beifall war die Antwort der Bergbewohner, alle Säbel flogen aus den Scheiden und die Wände des geräumigen Salons rauschten die vollen Stimmen noch und hallten die ehernen Klänge wieder. Einige Augenblicke sah der General

---

*) Dieser Streit ist auch juridisch noch nicht ausgefochten und bis jetzt alles Dafür und Dagegen noch reine Parteisache.

Alle ringsumher der Reihe nach an, sein Auge funkelte im kühnsten Stolz — dann ließ er sich wieder auf seinen Sessel nieder, indem er ruhig sagte: Augustin, was sie hier gesehen und gehört haben, werden sie für die Franzosen schreiben."

Plötzlich begannen die Trommeln auf dem Dorfplatz zu wirbeln und Trommelschlag erklang in allen Straßen von Lessaca, um die Freiwilligen zum Appell und zum Abendgebet zu versammeln. Der Commandant S... hatte mich in ein Fenster gezogen. Ich frug ihn über die Hauptpersonen bei der Insurrection, über Valdespina, Zavala, Erazo, Ithurralde, Zumala-Carreguy.

„Valdespina," sprach er, „gehört einer der ältesten und erlauchtesten Familien von Biskaja. Er wurde in dem prachtvollen Schloß seiner Vorfahren zu Ermua geboren, die Christinos haben es nun in Asche verwandelt. Schon in frühester Jugend trug er die Waffen für sein Vaterland und lehrte den Franzosen im Feldzug von 1793 seine Tapferkeit bewundern. Napoleon's Invasion gab ihm eine neue Gelegenheit, seinen Patriotismus noch glänzender zu bethätigen; er nahm höchst ruhmvollen Antheil an dem ganzen Unabhängigkeitskrieg. Seine später offen erklärte Feindschaft gegen die constitutionelle Regierung zog ihm eine brutale Verhaftung und Verbannung nach Cadix zu. Nach der Restauration der castilianischen Monarchie und der Rückkehr Ferdinand's VII. wurde Valdespina zum Generaldeputirten von Biscaja er-

nannt und entwickelte auf diesem ehrenvollen Posten ein so seltenes administratives Talent, daß er durch allgemeine Acclamation bei den folgenden Versammlungen unter der Eiche von Guernica abermals gewählt wurde. Nach dem Tod Ferdinand's wurde er zum Präsidenten der Generaldeputation von Biscaja ernannt und verbreitete als solcher die karlistische Insurrection mit Blitesschnelle durch das ganze Land von Guipuzcoa, Alava, Navarra und bis nach Castilien hinein, wohin er Geld, Munition und Waffen sendete. Sobald die liberalen Heere die baskischen Provinzen überfielen, nahm Valdespina thätigen Antheil am Kampf und an den Siegen des Brigadier Zavala über Saarsfield. Ich vergaß ihnen zu sagen, daß in dem vorhergehenden Krieg von einer Kugel ihm der Arm zerschmettert worden und daß er der Amputation sich unterziehen mußte. Sechszig Jahre mag er jetzt wohl zählen, aber noch hat er seine ganze Lebhaftigkeit. Er verbindet die größte Liebenswürdigkeit und geistige Anmuth mit mannigfaltigen und soliden Kenntnissen, sein Herz ist vortrefflich, seine Sitten sind fein, sein Benehmen ist abgeschliffen und sehr zuvorkommend. Was soll ich ihnen noch von ihm sagen? Er ist eine kurze Gestalt, trägt einen grauen Mantel und einen weißen Hut, damit haben sie ein vollständiges Bild von Don Jose Maria de Orbe y Elio, Marques de Valdespina."

Mit dem letzten Wort drehte der Commandant sich rasch um und winkte dem dicken Hauptmann,

näher zu kommen. „Du kennſt wohl Zavàla?“ — Gewiß, antwortete der Hauptmann in ſeinem gewöhnlichen runden und derben Ton, gewiß kenne ich den Don Fernando de Zavala, der zu Munguja in Biscaja geboren iſt. Er war Capitain der Cavallerie im Unabhängigkeitskrieg, Staatsgefangener unter der Conſtitution, entrann wie durch ein Wunder, wurde ein furchtbarer Guerillero an der Spitze von zehntauſend jungen Basken, dann Brigadier, Generaldeputirter von Biscaja, bei der Thronbeſteigung Karl's V., General, Grand von Spanien, Sieger über den Rebellen Saarsfield, fiel in Unguade und entfloh mit ſeinem Ruhm, ich weiß nicht in welche Gegend des unwirthlichen Königreichs Frankreich.“

Der Hauptmann eilte davon, um dem Appell mit ſeiner Mannſchaft beizuwohnen.

„Einer der ſchönſten Charaktere für ihre Geſchichte iſt unſtreitig Don Benito Erazo. Dieſer Edelmann betrat den politiſchen Schauplatz zum erſtenmal im Jahr 1821 als Mitglied der Junta von Navarra, wozu die Cortes des Königreichs ihn ernannt hatten. Er ſammelte zu Roncevaux achthundert junge Navarreſen, den Kern und erſten Stamm der ſpäter ſogenannten Glaubensarmee. Nach wiederhergeſtelltem Frieden in Spanien wurde Erazo nach Madrid berufen und dort geraume Zeit als ein Staatsgefangener behalten, worüber ſeine Gemahlin oft bis zum Wahnſinn ſich grämte. Im Jahr 1830 warf Erazo an der Spitze einer Schaar

von navarreſiſchen Freiwilligen die Bande des Chapalangarra nach dem Valcarlos zurück. Ferdinand VII. ernannte ihn zum Oberſt bei der Infanterie, gab ihm aber kein wirkliches Commando, weil zu derſelben Zeit die Freiwilligen verabſchiedet und in ihre Heimath entlaſſen wurden. Er kehrte daher gleichfalls in ſeine Heimath zurück und lebte dort bis zur Ankunft Karl's V. völlig unthätig. Herr M. D..., ihr Verwandter, hat ihnen ohne Zweifel die romanhaften Details ſeiner Flucht von Bordeaux erzählt. In die bizarreſten Anzüge verkleidet, zog er umher und bedurfte eines vollen Monats zu Ueberwindung der funfzig franzöſiſchen Meilen, welche Bordeaux von den Pyrenäen trennen*). Endlich gelangte der treue Navarreſe wieder zu ſeinen Brüdern und tauſend Freudenfeuer flammten auf allen Höhen zur Feier ſeiner Rückkehr empor. Wie durch Zauber hatte der tapfre Ithurralde die beiden erſten Bataillone von Navarra unter dem Feuer der feindlichen Colonnen, welche unſer Land nach allen Richtungen durchſchnitten, organiſirt. Eine bedeutende Partei beſtimmte ihn dafür zum Oberbefehlshaber, aber Erazo ſetzte die Wahl von Zumala-Carreguy durch.

*) Dieſer General Karl's V. wurde gleich einem Verbrecher von Pau nach Bordeaux geführt. Die Gensdarmen wichen keinen Augenblick von ſeiner Seite und ſchliefen ſogar bei ihm im Zimmer. Wer kann hiernach ſagen, daß er die Freiheit gegen ſein Ehrenwort genoſſen und dieſes durch ſeine Flucht gebrochen habe?

Zu sehen, wie Don Thomas zwischen diesen beiden treuen Freunden sich täglich mit neuen Lorbeeren krönt und unsterblichen Ruhm mit dem Commandostab sich erwirbt, welchen sie Beide, der Eine durch Entsagung, der Andre durch wahren Edelmuth ihm zuwiesen, ist wahrlich für ganz Navarra ein erhebendes und ruhmvolles Schauspiel!"

„Don Benito Erazo wurde vor ungefähr fünf und vierzig Jahren zu Barzuim in Navarra geboren. Nur wenige Menschen vereinigen so große Bescheidenheit mit so vielfältigen Talenten, so viel Tapferkeit mit so zarter Menschlichkeit, so unermüdliche Thätigkeit mit so unwandelbarer Sanftmuth. Der Sauerteig des Hasses gohr nie in der schönen Seele, welche sein ausdrucksvolles und heiteres Gesicht so treffend ausspricht. Seine Beredtsamkeit überzeugt auch den Widerspenstigsten, sein eben so reiner als exaltirter Patriotismus reißt unwiderstehlich hin. Dreimal wurde ihm der Oberbefehl angeboten, ohne daß er ihn je angenommen hätte. Noch hat er nur durch den Glanz seiner Bravour die übrigen militairischen Talente ahnen lassen. Die unabhängige und uneigennützige Stellung dieses tugendhaften Führers verleiht seinem Rath stets unwiderstehliche Kraft, seinem Einfluß einen religiösen Charakter, er gleicht dem Schutzengel, der über dem Geschick des Vaterlandes wacht."

Der Commandant, der mit so edler Unparteilichkeit seiner Waffenbrüder Lob verbreitete, war

kein anderer als der tapfre Sagastibelza. Dieser Held der Bergbewohner vereinigt in sich zwei völlig verschiedene Physiognomien, welche stets in schnellen Uebergängen sich ablösten: das Gesicht eines ursprünglichen Iberiers und das eines modernen Spaniers. Sprach er die Sprache des Cervantes, so war er ernst, emphatisch und seine sich kühn erhebenden Gedanken suchten in alle Pracht jener Sprache sich herrlich zu kleiden, aber beim ersten Accent der baskischen Sprache wurde seine Begeisterung freier, seine Periode gedrungener, Alles an ihm lebhafter, feuriger, seine ganze Haltung entschiedener und ein neues Leben brach plötzlich aus den Blitzen seiner viel beweglicheren Augen hervor; der Ton seiner Stimme wurde schneidender, der Athem unbezähmbarer Freiheit umwehte alsdann diese ziemlich kleine Gestalt, gleich dem leichten und kraftvollen Leoparden.

Indessen ertönte der Dorfplatz vom lustigen presente!*) der Freiwilligen beim Appell. Sobald dieser vorüber war, schloß jede Compagnie einen Kreis um den Sergent-Major und betete ihm den Rosenkranz nach. Hieraus besteht das allabendliche Gebet der karlistischen Armee. Von Neugierde angezogen, strömten Officiere, Bürger, Priester und Mönche herbei, entblösten beim Eintritt in das Zimmer mit einer leichten Verbeugung den Kopf und sprachen verschiedene Worte der Begrüßung.

---

*) Presente! anwesend, hier!

Darunter vernahm ich: Ave Maria! worauf stets geantwortet wurde: Madre de Dios!*) In diesem rein christlichen Gruß erkannte ich das Loosungswort, welches die alten Navarresen unter Pelajo beim ersten Kreuzzug gegen die Sarrazenen einst gebraucht haben. Diese Erinnerung an eine längst vergangene Zeit beleuchtete den Schauplatz, wohin ich mich versetzt fühlte, mit poetischen Farben. Die bunten Gruppen der Bergbewohner, ihre fremdartige Tracht, ihre gebräunten Gesichter, deren phantastischen Ausdruck der allmälig sich neigende Tag erhöhte, bildeten ein zaubervolles Gemälde, welches nachzuahmen die Einbildungskraft des besten Malers Mühe haben sollte.

Ich bat Sagastibelza, mir etwas von Zumala-Carreguy zu erzählen.

„Sehr gern," erwiederte er sehr freundlich, indem er meine Hand ergriff, „und weil sie denn die Geschichte unsrer Insurrection der Nachwelt erzählen wollen, so muß ich sie wohl auch mit dem ausgezeichneten Mann, der ihre mächtige Seele und ihr würdiger Führer geworden, näher bekannt machen. Sein Ruhm hat binnen wenigen Tagen die ganze Erde durchflogen.

Zumalaren izena
Eta haren omena
Hourroun da hedatzen:
Erreguoren gortheta

*) Madre de Dios, die Mutter Gottes.

Hiri eta kampaetan
Nourk eadu aditzen
Zumalata mintzatzen?

(Der Name von Zumala
Und sein hoher Ruhm
Verbreiten sich weit.
In den Höfen der Könige,
In den Städten und in den Dörfern
Giebt es wohl Einen, der nicht gehört hätte
Sprechen von Zumala?)

„Augustin," fuhr Sagastibelza lebhaft fort, „kommen sie in die Nähe dieses heroischen Mannes, so werden sie erkennen, daß ein edles Herz in seinem Busen schlägt, sie werden ihn lieben, ich bin dessen gewiß. Die Señores alle, welche mir zuhören, kennen Zumala-Carreguy eben so gut, wie ich selbst und Jeder kann die Wahrheit meiner Worte bezeugen."

„Don Thomas wurde zu Ormaisteguy in der edlen Provinz Guipuzcoa von edlen Eltern geboren und mag wohl fünf und vierzig Jahre alt sein. Noch nicht sechszehn Jahre zählte er, als er den Waffen sich widmete. Im Jahr 1812 kam er als Unterlieutenant nach Cadix zu seinem ältern Bruder, der Mitglied der Cortes war. Als Oberlieutenant bei dem Regiment der militairischen Orden kam er 1822 nach Pampelona, widmete seinen Degen der Vertheidigung des Glaubens und erhielt den Befehl über ein Bataillon. Beim Ende dieses Kriegs wurde er zum Oberst des vierten Linienregiments, später des sechszehnten Regiments Bour-

von und endlich des funfzehnten von Linie der Estramadura, ernannt. An der Spitze dieses Corps befand er sich in Galizien, als er unvermuthet außer Thätigkeit gesetzt und auf der Liste der Beabschiedeten sich sah. Sogleich zog er mit seiner Gemahlin und mit seinen Kindern nach Pampelona. — Diese verschiedenen militairischen Grade durchlief Zumala-Carreguy bis zu dem Tag, an welchem unser Aller Stimme, die seine Majestät König Karl V. später bestätigte, zu unserm Oberfeldherrn ihn erhob."

„Edle Sitten, ein Geist der Strenge und tiefen Denkens, Liebe zur Thätigkeit sind die Hauptzüge seiner Jugend. Er entwickelte sich erst spät, gleich jenen köstlichen Früchten, welche erst im Spätherbst reifen, und zeigte stets mehr Vernunft als Esprit. Seine Ansichten über Heeresorganisation, deren Verwirklichung er endlich durchsetzte, verschafften ihm den Ruf eines guten Officiers vom Generalstab und er wurde bald unter den ausgezeichnetsten Obersten des spanischen Heeres ehrenvoll genannt. Als einzigen Fehler warf man ihm damals vor — was in unsern Augen sein größtes Verdienst ausmacht — seinen ausschließenden Patriotismus, seinen Fanatismus für die Nationalität unserer Stämme."

„Navarresen! sagt mir, wer war der erhabene Krieger, der mit unsern Farben geschmückt auf diesen Bergen erschien und die neue Fahne aufsteckte, war es Pelajo, Garcia oder Mutarra? Der ge-

wöhnliche Mann war plötzlich völlig umgewandelt! Geblendet war ich vom Glanz des Helden, ich begrüßte ihn als einen Befreier, einen Propheten und ſchwur: mit ihm zu ſiegen oder zu ſterben!“

Und wir Alle ſchwuren mit dir! ſchrieen die Inſurgenten mit ſchrecklicher Stimme in einem electriſchen Aufſchwung des höchſten Enthuſiasmus, ein Blitz leuchtete plötzlich aus Aller Augen und erhellte die impoſanten Geſichter der Bergbewohner, deren Züge die allmälig dunkler werdende Nacht mehr und mehr verwiſchte. Als dieſe phantaſtiſchen Formen wieder ihre frühere Unbeweglichkeit gewonnen hatten, herrſchte für einen Augenblick tiefe Stille, während welcher wir nichts hörten als vom Dorfplatz herauf das Gemurmel des rosario*), welchen die Freiwilligen noch immer beteten. Dann läutete die Glocke von Leſſaca zum Angelus. In demſelben Augenblick ſtiegen Klänge vom Himmel aus den Lüften nieder und mit dem Schall der Glocke vermiſchten ſich ferne Fanfaren zu kriegeriſcher und religiöſer Harmonie zugleich, welche bei der Reinheit der Luft und Klangbarkeit der Thäler magiſch durch die Stille der Nacht fortbebte. Mißtrauend dem mächtigen Reiz, der alle meine Geiſter unterjochte, glaubte ich mich einer ähnlichen Täuſchung unterworfen, wie der abergläubiſche Bergbewohner, welcher in den Wolken die Jagd des Königs Arthur, das Bellen ſeiner

*) Rosario, der Roſenkranz.

Rüden, das Wiehern ſeiner Roſſe und das Getöne ſeines Zauberhorns zu hören wähnt. Aber die Klänge, welche mein Ohr trafen, waren etwas Wirkliches und wurden mit jedem Augenblick ſtärker und deutlicher.

„Der General!“ ſchrie Sagaſtibelza, mit dem Fuß auf den Boden ſtampfend, und der Mann wurde dabei größer und länger im Schatten, gleich einem auffliegenden Vogel. „Der General?“ wiederholte der ganze Haufe mit haſtigem Gemurmel und alle Bergbewohner ſtürmten ſich drängend hinaus auf den Dorfplatz. Im Nu ſtanden alle Freiwilligen im Gewehr und ihr Commandant ſaß zu Pferd. Zumala-Carreguy hatte ſie an Ueberraſchungen gewöhnt, mit plötzlichen Aufbrüchen und nächtlichen Märſchen vertraut gemacht. Ein Eilmarſch hatte ihn jetzt plötzlich an die Grenze geführt, um einen Convoi von Geld und Munition in Empfang zu nehmen, während alle auf dieſer Pyrenäenlinie echelonweiſe aufgeſtellten liberalen Heereshaufen bei der Kunde von der Annäherung des navarreſiſchen Generals eiligſt hinter die Mauern von Pampelona und St. Sebaſtian entflohen.

Voran rückten einige Compagnien Guiden von Vera her ein und ſtellten ſich auf dem Platz auf. Die Fußbekleidung mit Sandalen macht den Marſch der Bergbewohner weſentlich leichter und ſtiller. Ohne die wohlklingenden und feſtbetonten Commandowörter der Officiere, um jede Bewegung der Freiwilligen zu lenken, wäre mir dies ſchweigende

Hinſchreiten dieſer ſchwarzgrauen Geſtalten beim Schimmer der farols*) als das Leben eines phantaſtiſchen Traums erſchienen. — Nach den Guiden kam eine Schwadron jener von dem Kapuziner als ſo furchtbar geſchilderten Lanciers. Ihnen folgten zwei wohlberittene Officiere, der Eine war ein hochſtämmiger Navarreſe, Don Vincent de Reyna, der tapferſte und gelehrteſte unſrer Artilleriſten; der Andre war der Franzoſe Barrés, der auf ſeinem melancholiſchen Vendeergeſicht noch alle Spuren der Trauer um den im jüngſten Kampf gefallenen Bruder trug.

Endlich erſchien unter allgemeinem Jubelgeſchrei der Obergeneral, umgeben von einer Schaar von Officieren. Die in allen Fenſtern erſcheinenden Fackeln beleuchteten ſein ſtrenges und ausdrucksvolles Geſicht, ſein rothes Barret und die rothen Pantalons, ſeine ſchwarze Simarra und ſein langes Schwert. Bei den Freiwilligen ankommend, ließ er ſein Pferd im Schritt gehen. Die von Natur ſchon düſtern Geſichter der Bergkrieger hatte die Ermüdung mit einem Reflex von Blut gefärbt. Unbeweglich folgten ſie in ihren grauen Ueberröcken, braunen Barreten, mit den ſcharfen Dolchen und blitzenden Gewehren, mit exaltirten Blicken dem Zauberauge von Zumala-Carreguy, der langſam an ihrer Fronte hinabritt.

---

*) Farols, eine Art Laternen von Papier.

Die Farols beleuchteten die Truppen in Schlachtordnung und vergrößerten den Schatten des berühmten Feldherrn. Mit einer Bewegung hielt Zumala-Carreguy und blickte zum Himmel empor, als ſuchte er den Stern ſeines Geſchicks. Ein friſcher Wind flatterte durch die vor ihm hergetragene Fahne von Navarra; von Trommeln und Trompeten erklang der Marſch der alten Könige von Pampelona.

Fünf Minuten ſpäter verließen alle Freiwilligen unter Freudengeſchrei Leſſaca, Gewehr auf der Schulter und die Lanciers ſetzten ſich noch auf dem Pflaſter in Trab. Zumala-Carreguy erwachte plötzlich aus ſeinem traumähnlichen Sinnen, ſpornte ſein herrliches Roß und flog im Galopp davon, hinter ihm her ſein Generalſtab. So flog einſt Sancho der Starke von ſeinen Ricombres*) begleitet dahin. Er drehte den Kopf noch einmal nach dem Platz um, und noch einmal ſah ich den herabfallenden Schnurrbart und dies edle, ſtrenge und bewegliche Geſicht, dieſes Löwenantlitz — dann verſchwand der große Mann. ....

Der Apotheker führte mich in ſein Haus zurück.

„Auguſtin, die Nacht iſt finſter und die Chriſtinos fürchten ſich vor dem Dunkel der Nacht

---

*) Ricombres (Ricos hombres), reiche Männer, Benennung der Großen des Reichs, der alten Grafen, Granden ꝛc. ꝛc.

gleich den Kindern. Von ihrer Seite haben ſie nichts zu befürchten und können daher einige Stunden ruhig ſchlafen. Aber beim erſten Schimmer des Tages alerta!*) dann eilen wir, die Junta von Navarra und Don Martin Luis zu beſuchen**).

---

*) Alerta! munter! friſch auf! ſchnell auf!

**) Ein Bischen Prahlerei und Herabſetzung der Feinde muß man ſolchen Leuten freundlich nachſehen. Natürlich erſcheinen ſie ſogar bei einem bürgerlichen Krieg zwiſchen zwei Parteien, welche beide die Stufe der heutigen Civiliſation noch nicht erreicht haben und ächt nachbarlich ſich gegenſeitig haſſen und verachten. Uebrigens war Zumala-Carreguy allerdings geeignet, die Navarreſen zu bezaubern, zu fanatiſiren, um ſo leichter, wenn ſie dagegen das — mindeſtens räthſelhafte und unentſchloſſene Benehmen der chriſtiniſchen Feldherren damit verglichen. Jedenfalls iſt Zumala-Carreguy eine der merkwürdigſten und ſchönſten Erſcheinungen unſrer Zeit und trug ganz das Gepräge eines großen Mannes.

XIV.

Die Junta von Navarra *).

— — — — — — — — — — Zu Goizueta erfuhren wir, daß die Junta von Navarra ſich zu Leyza befinde. Der Apotheker**) von Leſſaca oder vielmehr Don Pedro de Harismendi wollte mich bis dahin begleiten. Sogleich nach dem Mittagseſſen machten wir uns auf den Weg, um vor Nacht ans Ziel unſrer Reiſe gelangen zu können. Die Freiwilligen, welche am vergangenen Tage uns als Bedeckung begleitet hatten, waren mit Ausnahme

*) Auszug aus dem 1836 zu Paris erſchienenen Werke: Voyage en Navarre pendant l'insurrection des Basques etc. par F. Augustin Chaho, auteur des Paroles d'un Voyant.

**) El Boticario, der Apotheker, d. h. dort der Mann, welcher neben ſeiner Apotheke Material und Gewürzhandel treibt, auch wohl mit ausländiſchem Weine und mit Liqueuren verſorgt iſt und nicht ſelten ſelbſt den Arzt und Wundarzt ſpielt. Eine der gelehrten Notabilitäten eines Bezirks.

eines einzigen wieder ihres Weges gegangen und zu ihren respectiven Bataillonen gestoßen, weil die Nähe dieser Truppen unsre Straße gehörig sicherte.

Der bei uns zurückgebliebene Freiwillige hieß Jose Maria. Ich sehe ihn noch vor mir in seiner braunen Jacke, mit der breit viereckigten Stirn unter der kleinen Mütze, welche platt am Kopfe anlag und mit seinen stark hervorspringenden Ohren, wodurch er einige Aehnlichkeit mit dem Magus der Moheirans hatte. Er war lange Zeit Murmelthiertreiber bei den Hammerwerken von Larran in Soule gewesen, hatte bei der ersten Kunde von dem Aufstand in Navarra sein Maulthier und seine Tragkörbe verlassen, um Freiwilliger zu werden und die Waffen zu tragen. Dieß Leben erschien ihm als ein edleres und entsprach mehr allen seinen Neigungen, wie er selbst mir versicherte.

„Weil ich denn einmal von Geburt an dafür bestimmt scheine, sprach er ruhig, mit geschwärzten Händen durchs Leben zu gehen, so will ich sie lieber von Schießpulver als von Kohlenstaub schwarz sehen; habe ich dabei auch statt meines Schwarzbrodes nur etwas Gries und statt meines kleinen Wochenlohnes ein Paar Feuersteine gewonnen, so denke ich: der Mensch hat doch nur ein Leben und jedem ist sein Schicksal zugemessen. Euer Ländchen Soule ist übrigens eine scharmante Provinz, man kann alle Länder der Basken durchwandern, ohne so hübsche Mädchen, so schöne Sänger und so vollkommene Tänzer zu finden. Nur die Gegend von

Durango kann in dieſem Allem ihm den Vorzug ſtreitig machen, dieſes Durango liegt aber auch wie ein wohlgepflegtes Gartenbeet in Baskaja. Eure Souletiner ſind mehr höflich als aufrichtig, ſie haben alle eine vergoldete Zunge, flinke Hände und ſind arge Streiter und Händelſucher, aber ſie ſchlagen ſich ſtets nur mit offenen ehrlichen Waffen. Ja, der Aufenthalt in dieſem Thale kann wohl einen Menſchen glücklich machen. Ala-Jink oua!“

Joſe Maria wiederholte dieſen Lieblingsfluch der Souletiner mit der ihrem Dialect ganz eigenthümlichen Proſodie und fuhr dann unbefangen fort: „Eure Carnavals-Maskaraden habe ich keineswegs vergeſſen. Der Cherrero eröffnet den Tanz mit ſeinem Haarbeſen, ſeinem Gürtel voll Glöckchen, mit einem rothen und einem weißen Strumpf, mit dem federgeſchmückten Barret und der tauſendfarbigen Jacke. Der Schäfer treibt mit einem mächtigen Beil bewaffnet ſeine Lämmer vor ſich her und hinter dieſen tappt der Bär einher; dann kommen die in Seide gekleideten, von Bändern flatternden Cuculleros einhergehüpft und ſchwingen die leichten Stäbchen zierlich in der Hand, unmittelbar hinter ihnen der Zamalzain, dieſer unvergleichliche Tänzer, und läßt ſein hölzernes Pferdchen mit unnachahmlicher Gewandtheit und Grazie alle Künſte der Reitſchule durchmachen. Der Jaon*) mit dem Degen an der Seite, führt ſeine Dame

*) Jaon, der Herr, der Edle.

am Arm und neben ihm marſchirt der Laboraria*) von ſeinem Etchekandere begleitet, in einer Hand hält er ſeinen Pferdeſtachel, in der andern ſchwingt er eine fliegende Fahne. Ihnen ſchließt ein bunter Schwarm von Männern und Weibern ſich an, die lärmenden Zigeuner mit ihren Säcken und ſchwarzgeſtreiften hölzernen Säbeln. Endlich kommen in tanzenden Gruppen die verſchiedenen Handwerker zunftweiſe, die Auvergnatiſchen Keſſelflicker, an denen Anzug, Geſichter und Dialect gleich komiſch erſcheinen. Dann der Biſchof auf ſeinem Eſel, hinter welchem zwei Bettler den Zug beſchließen. Sobald die Maskerade auf dem öffentlichen Platze angelangt iſt, führt ſie in Gemeinſchaft mit allen Einwohnern des Dorfs eine luſtige Farandola auf, um welche die Zuſchauer einen großen Kreis bilden. Alle Masken beeifern ſich mit ihren eigenthümlichen Tänzen Bewunderung zu erregen, dann folgt ein allgemeines Ballet mit Trommelſchlag begleitet und das Feſt dauert unter Bankettiren und Tanzen bis tief in die Nacht."

Joſe Maria war unerſchöpflich in ſeinen Erzählungen. Bald unterhielt er uns wieder in wahrer Begeiſterung mit Beſchreibung der Schäferſpiele, welche die Jugend des Thals von Soule ſelbſt dichtet und darſtellt. Die Stoffe ſind ſtets den Erinnerungen an die Kreuzzüge und an die Kriege gegen die Mauern entlehnt und zuwei-

*) Laboraria, der Arbeiter, Bauer.

len werden dieſe ſeltſamen und ganz eigenthümlichen Dramen mit einzelnen Epiſoden aus der Bibel geſchmückt. Das Drama hat in der Regel einen höchſt einfachen Gang, indem es irgend einen groſſen Mann zum Hauptvorwurf wählt und entweder die hiſtoriſchen Ereigniſſe ſeines ganzen Lebens oder eines ſeiner Hauptkriege folgerecht aneinanderreiht und darſtellt. Der kriegeriſche Geiſt der Basken beurkundet ſich vollkommen in dieſer Vorliebe für Darſtellungen kriegeriſcher Ereigniſſe und Schlachten. Einige dieſer Dramen ohne eigentliche dramatiſche Form führen den Titel: Aitor, Carl der Groſſe, Roland, Soliman, Almanzor, Gottfried von Bouillon. Der jüngſte Held, welchen die Souletinſchen Dichter-Hirten auf ihr Nationaltheater brachten — iſt Napoleon. Gewiß wird Zumala Carreguy bald darauf erſcheinen.

Das Theater erhebt ſich unter freiem Himmel, jedes Drama beginnt unabänderlich mit einem langen Prolog oder Recitatif, deſſen muſikaliſche Proſodie ſehr lebhaft an die griechiſche Melopie erinnert. Die regelmäſſige Folge vierzeiliger gereimter Strophen machen den Dialog höchſt eintönig. Das aufgedonnerte Koſtüm der Darſteller, ihre emphatiſche Declamation, die feurig wüthende Action und Mimik und alle jene Zweikämpfe und Treffenſpiele bilden zuſammen ein höchſt fremdartiges, ſeltſames, unzuſammenhängendes, zuweilen ſehr originelles Schauſpiel des Lebens und Volksgeiſtes in ſeiner ganzen naiven Energie und voll von je-

nen bizarren Contraſten, welche allerwärts und immer in der Kindheit der Kunſt erſcheinen. Das Theater der Souletinen iſt ſchon zehn Jahrhunderte alt, iſt unverändert wie bei ſeinem Urſprunge bis heute geblieben, ohne irgend einen Fortſchritt zu machen. Sein ritterlicher Gang ſchildert zuweilen ſehr glücklich den Schwung der Leidenſchaften und die Würde der Geſchichte; er beurkundet in unſern Bauern zugleich einen gewiſſen Kunſtberuf, von welchem man bei der Schönheit des Euskariſchen Idioms ſehr bedeutende Früchte ziehen könnte. Für dieſe dramatiſchen Darſtellungen werden alle Waffen des Landes, alle Halsbänder von Perlen, die goldenen Ketten, die ſtolzen Federbüſche und reichen Gewänder der Landestracht in Anſpruch genommen. Es herrſcht dabei ein Luxus oft ohne allen Geſchmack, aber ſtets voll Glanz und Pracht.

Joſe Maria hatte ein vortreffliches Gedächtniß, er citirte uns als ein vollendetes Muſter für Darſtellung der Rollen der verſchiedenſten Päpſte einen ausgedienten Luſtigmacher, welcher neben der Profeſſion eines Schuhflickers die Handwerke eines Muſikanten, Barden und Improviſators mit Auszeichnung getrieben hatte.

Merkwürdig iſt ferner, daß die jungen Mädchen ſich als Männer verkleiden, um dieſelben Paſtorales, nicht ſelten vor 10 bis 12000 Zuſchauern darzuſtellen. Mit unerſchütterlichem und gerade dadurch äußerſt komiſchem Ernſt führen ſie ihre weiblichen Parodieen durch, entſagen energiſch aller

Beſcheidenheit und Schüchternheit ihres Geſchlechts, um jene gräßlichen Darſtellungen in Action, Mimik und Declamation möglichſt getreu wiederzugeben, wie ſie ſolche von ihren Liebhabern geſehen haben.

Unſer Freiwilliger war im glücklichſten Humor und kam bald wieder auf ſeinen Monolog über das Thal von Soule zurück. — „Lebt wohl der Pfarrer St. E... noch? das war ein herrlicher Mann von einem Prieſter, wenn es je einen ſolchen gab! Er hatte keinen andern Fehler, als eine ziemlich ſtarke Schwachheit für den guten ſpaniſchen Wein und die hübſchen ſpaniſchen Mädchen. Sein Lieblingsſprüchlein war immer: Herrlicher gibt es nichts auf Erden, als eine Pauſe von einigen Minuten im Dunkeln! — War der Wein von Rancio ihm zu Kopf geſtiegen und ritt er auf ſeinem Maulthier über die Berge — ach! das ſtärkſte Maulthier, welches jemals einen honetten Mann getragen hat — ſo kümmerte ſich der würdige Pfarrer eben ſo wenig um eine Kröte als um einen hübſchen Unterrock oder um einen Räuber. Begegnete ihm zufällig ein ſolcher, ſo ſah er augenblicklich den Himmel für das Gewölbe ſeiner Kirche an und intonirte mit ſeiner Donnerſtimme ein de profundis oder ein Miserere, daß die Todten davon hätten erwachen mögen. Indeſſen fand man bei ihm ſtets bedeutenden Vorrath von Wein, Oel, Salz, Kaffee, Chocolade, Zucker und Colonialwaaren, das alles kam ohne einen Pfennig Steuer in ſein Haus. Keck konnte jeder Schmuggler bei ihm beichten, er war

gewiß, ohne alle Pönitenz von ihm absolvirt zu werden. Ueberhaupt war der gute Pastor ein abgesagter Feind der Gränzzollwächter und spielte ihnen manchen lustigen Streich. Unter andern zog er eines Tags im priesterlichen Ornat und mit dem Crucifix voran an der Spitze eines Leichenzugs über die Gränze und besprengte die andächtig knieenden Gränzwächter sehr gütig mit ganzen Strömen von Weihwasser. Aber zu Hause wurde der große Sarg geöffnet und ausgeleert, denn er enthielt nur Contrebande. Ja, der Mann war aus gutem altem Priesterholz geschnitzt, er trank lustig mit dem ganzen Kirchspiel, war ein Meister im Kegelspiel, kannte die Kartenspiele vortrefflich, warf Beil und Keule besser als irgend ein Navarrese und rechnete es sich zum Vergnügen, den sonntäglichen Tänzen und Lustbarkeiten des Volks beizuwohnen."

„Ueberdieß war er ein unvergleichlicher Priester wo es sich darum handelte, die Ernten gegen Heuschrecken, Hagel und allerlei Gewürm zu schützen!" fügte der Freiwillige mit einem Gesicht hinzu, welches in allem seinem Mienenspiel die abergläubische Furcht lebendig ausdrückte. — „Seine kraftvollen Gebete tödteten die Insecten, sein mächtiges Wort beschwor den Donner und die Stürme und er übte ein magisches Regiment über die Fürsten der Hölle! Mit eigenen Augen sah ich ihn einen vom Teufel besessenen Bauer retten. Fünf der stärksten Männer hatten ihn nur mit vieler Mühe zum Altar hinschleppen können, aber der

Prieſter hielt ihn ganz allein mit einer Hand, legte ihm mit der andern das Evangelium auf den Kopf und ſprach die heiligen Gebete des Exorcismus mit ſolcher Gewalt, wie nur wenige Prieſter es vermögen. Als aber der böſe Geiſt hierüber noch wüthender wurde, ſo nahm der Exorciſt den Beſeſſenen in ſeine Arme und drückte ihn ſo feſt an ſich, daß die Augen und die Zunge ihm weit herauskamen, donnerte ſein furchtbares Aparta-Satan! ſo gräßlich, daß alle Fenſter der Kirche zitterten. Sogleich fuhr der beſiegte Teufel in Geſtalt einer leichten Dunſtwolke aus, hinterließ einen ſcheußlichen Schwefelgeſtank und floh wie der Blitz durch die Thüre. Der Beſeſſene ſtarb noch in der Kirche, aber ich glaube, daß er im Zuſtand der Gnade ſtarb und daß ſeine Seele von den Engeln aufgenommen und in den Himmel getragen wurde."

Joſe Maria ſchritt immer raſch vor unſern Pferden her, drehte jeden Augenblick das Geſicht rückwärts nach uns und begleitete ſeine ganze Erzählung mit ſehr originellen und pittoresken Geſten, bei jedem Schritt raſſelten ſeine Waffen. Ich hütete mich wohl, ſeine Erzählung zu unterbrechen und heuchelte im Gegentheil die wärmſte Theilnahme an ſeinem Aberglauben, er belehrte mich augenſcheinlich, was im Gemüth eines unwiſſenden Volkes aus der Mythologie des Katholicismus werden kann.

In einiger Entfernung von Goizueta wurden wir genöthigt Halt zu machen, weil zwei Bataillone

Guipuzcoaner den Berg herab uns entgegenkamen und Mann für Mann hintereinander auf dem schmalen und steinigen Pfad herabklettern mußten. Die Mehrzahl dieser Freiwilligen bestand aus schönen Männern oder hübschen, noch unbärtigen Jünglingen. Einige derselben bewahrten trotz ihrer hohen Staturen noch ein kindliches Aussehen und den Ausdruck beinahe weibischer Sanftmuth. Die Lebendigkeit ihrer Gesten und die Geläufigkeit ihrer Zungen und ihres betäubenden Geplauders hatte nichts von dem ruhelosen Ungestüm und von dem Feuergeist der Navarresen. Die Brüderlichkeit ihrer Freude und Liebe erinnerte sehr lebhaft an die frühesten Zeiten der iberischen Geschichte, die Poesie des Glücks, welche den Menschen im Frühling seines Lebens bezaubert, blühte noch in ihnen neben dem friedlichen Gemüth des Mandalen. Durch eine gewisse Leichtigkeit und Anmuth rechtfertigten sie gewissermaßen den Namen Guipuza, welchen der Patriarch in den Pyrenäen erhielt. Die lachenden Erinnerungen an die ausgelassenen Tänze ihrer Provinz folgten diesen jungen Leuten mitten durch die Stürme der Gefahren, durch alle Drangsale, Strapatzen und Greuel des Kriegs. Sie lebten in beständiger Eifersucht wegen der Bravour mit den Freiwilligen der andern Provinzen: allein sie hatten weder den äußern Glanz und das ernste Aussehen der biskajischen Miliz, noch jene finstre und kühne Haltung, welche die Armuth des Navarresen so trefflich hebt.

Dieſe beiden Bataillone escortirten das Ayuntamiento von Guipuzcoa, welchem wir auf der Höhe begegneten. Harismendi hielt ſich etwas auf, um mit dieſen Heeren einige Worte zu wechſeln; binnen wenigen Minuten waren ſie im dichteſten Gedränge. Die Bergbewohner waren aus Vorſicht abgeſtiegen, was einem von ihnen zum wahren Glück gereichte. Sein Hund war ſeinem prächtigen grauen Maulthier zwiſchen den Beinen durchgelaufen, wodurch das feurige Thier etwas ſcheu geworden, ſich quer über den ſchmalen Steig ſtellte, mit den Hinterhufen über den Rand hinauskam, ſich überſchlug und mit dem Kopf voran in den Abgrund ſtürzte. Der Eigenthümer hatte es an einer Kette geführt und ließ dieſe jetzt keineswegs los, ſondern hielt ſie um ſo feſter und bemühte ſich mit aller Kraft, das Thier zu erhalten.

Wir Beide, mein geliebter Leſer, du und ich, wir hätten das arme Maulthier in Gottes Namen zum Teufel hinabfallen laſſen ſammt ſeiner Kette und hätten uns noch glücklich genug geſchätzt, ihm nicht folgen zu müſſen. Nicht alſo that jener Bergbewohner. Seiner athletiſchen Kraft vertrauend und dieſen unerſetzlichen Verluſt mehr fürchtend als die Gefahr, dem Thier nachgezogen zu werden, erfaßte er mit dem linken Arm einen Baumaſt und hielt ſich daran bis zum Aeußerſten ganz kaltblütig feſt, dann ſtöhnte er mit einem langen Seufzer:

Gute Nacht, mein Maulthier! ließ die Kette fahren und sah starr, wie das arme Thier langsam immer tiefer rollte und sich umschlug. Aber noch gab er nicht alle Hoffnung auf, rasch glitt er, an Zweigen, Wurzeln und Sträuchern sich haltend, dem Maulthier nach in die Tiefe und sah es bald nahe vor sich von Bäumen und Strauchwerk aufgehalten zwischen Himmel und Erde hängend, in instinktmäßiger völliger Unbeweglichkeit. Mehrere Freiwillige hatten ihre Gewehre weggeworfen und waren ihm gefolgt. Glücklich gelang es ihnen, das Thier wieder auf die Beine zu bringen, sie trieben es vorsichtig die ungeheuer steile Höhe hinan und erreichten wohlbehalten den Felspfad. Dies Alles geschah in weit kürzerer Zeit, als ich zu der Erzählung des Verfalls gebrauche. Die Kaltblütigkeit sämmtlicher Zuschauer belehrte mich, daß sie solchen Ereignissen nicht fremd sein konnten. Und dennoch, dachte ich bei mir selbst, sind dergleichen Gefahren die geringsten von denen, welchen unsre Insurgenten ausgesetzt sind, wenn sie in stockfinstrer Nacht und bei dem schlechtesten Wetter oft zu Zügen über die wildesten und unwegsamsten Gebirge gezwungen sind. Die Mitglieder der Junta und die Magistrate unserer Provinzen führten, obgleich Greise und von ihren Familien getrennt, seit zwei Jahren ein so gefahrvolles Leben des Umherirrens, ohne eine andre Aussicht als einen grausamen Tod vor sich zu haben. Was könnte zu solcher Hinge-

dung ſie bewegen, wenn es nicht die Stimme der Pflicht und des reinſten Patriotismus wäre?*)

Das Abentheuer des Maulthiers war mit einigen Verſchönerungen von Mund zu Mund gegangen und hatte die ganze Linie der Freiwilligen durchlaufen. Einer dieſer Eulenſpiegel begann ſogleich ein Liedchen zu ſingen, die Improviſation eines unſerer geiſtreichſten Barden und, was kauſtiſches Feuer und pittoreske Originalität betrifft, wohl der Beſchreibung des berühmten Rocinante der Mancha vergleichbar. Es iſt ein vollendetes Gemälde des Maulthiers vom Hammerwerk mit dem dicken Schädel, dem verſtörten Blick, dem geſträubten Haar, ſeinem kläglichen Geſicht, ſeinen hervorſtehenden Knochen, ſeinen krummen Beinen und ſeinen Schwachheiten, worüber das arme Thier ſich abgrämt — nichts von dem Allen iſt darin vergeſſen. Das Lied enthielt einige Anſpielungen auf den heutigen Vorfall, welche mit einem Sturm von Gelächter aufgenom-

*) Weit entfernt, den edlen Basken und Navarreſen die edlen Gefühle der Pflicht und des Patriotismus beſtreiten zu wollen, glaube ich dennoch auf dieſe Frage des Herrn Verfaſſers antworten zu müſſen: mitunter ein etwas [illegible]er Egoismus, Provinzialeitelkeit, Mangel an Einſicht und Erkenntniß des wahren Wohls dieſer Provinzen, Freiheitsträumerei und Parteienſchwindel. Ob Sieger oder Beſiegte, werden am Ende dieſe Inſurgenten ſtets die Geſchlagenen bleiben.

men wurden. Bei der letzten Strophe wurde die Fröhlichkeit allgemein*).

„So sind die Guipuzcoaner alle!“ sprach Jose Maria, „mit einem nettgereimten Liedchen und mit dem Ton eines Flageolets treibt man sie bis an's Ende der Welt.“

Wir zogen weiter unsers Weges, ohne ein weiteres Abentheuer bis zu Sonnenuntergang zu erleben. In diesem Augenblick bot die Landschaft einen in der Centralkette der Pyrenäen häufig erscheinenden Anblick voll der grellsten Contraste. Die Sonne ging funkelnd am heitern Himmel unter, ein laues Lüftchen trug von der Ribera die wohligsten Frühlingsdüfte bis zu uns hinauf, während zu unsrer Linken der Berg mit dickem Nebel bekrönt war und zugleich ein Nordostwind mit scharfem Athem uns Schneeflocken in's Gesicht blies.

Mit jedem Schritt vorwärts wurde der Weg besser und breiter, wir waren schon auf einer angelegten Straße. Harismendi's junges Pferd trabte feurig drauf los, das meinige war zu klein, um mit ihm gleichen Schritt zu halten, aber zu stolz, um zurückzubleiben, in gestrecktem Hirschgalopp flog es neben ihm her. Ich war entzückt.

Schon befanden wir uns im Angesicht von

*) Die verehrten Leser erlassen mir das Abschreiben des Liedes. Es ist in euskarischer Sprache geschrieben, von welcher nur selten Jemand ein Wörtchen verstehen dürfte und Herr Chabo hat dazu keine Uebersetzung geliefert.

Leyza, wir hatten nur noch den ſanften Hügelabhang hinabzureiten, um in's Dorf zu gelangen. Ein alter Holzhacker ſchrie auf uns zurennend, daß wir halten ſollten und nahm ſeine Mütze in die Hand. Der wackre Mann belehrte uns von dem Anmarſch der Christinos gegen Leyza, vermuthete ſogar, daß ſie bereits Herren des Platzes wären und erzählte, daß die überrumpelte Junta kaum Zeit gefunden habe, mit einer in der Eile zuſammengerafften Compagnie Freiwilliger den Weg nach Ezkurra einzuſchlagen und dadurch dem General Sagaſtibelza näher zu kommen. Ein Flintenſchuß, der alle Echo der Thäler erbrüllen machte, beſtätigte uns den Bericht des alten Holzhauers. Wir hatten keine ſehr erbauliche Alternative vor uns, entweder mußten wir auf unſerm ſchrecklichen Weg zurückkehren, oder auf Schußweite vorüberreitend den Kugeln der Christinos uns zum Ziel bieten. Sarismendi bebte bei dem Gedanken, den peseteros zu begegnen*), aber bald bemerkte ich, daß mehr die Eigenliebe als die Furcht dies Gefühl in ihm erzeugte. Denn er war ganz der Mann dazu, um ſein Leben theuer zu verkaufen und dem Tod, ohne zu erbleichen, in's Auge zu ſehen, aber unerträglich erſchien ihm der Gedanke, lebendig in die Hände dieſer bandoleros**) zu fallen, denen er ſchon ſo

*) Peseteros, Flucher und Verfluchte.
**) Bandoleros, Aufrührer, Straßenräuber, Mörder.

oft wieder entwischt war, deren Drohungen er so oft spöttisch getrotzt hatte.

Nach einigen kräftigen Flüchen schrie er plötzlich: vorwärts, vorwärts! und wir sprengten im Galopp hinab.

Bald erblickten wir Leyza, dessen Häuser hinter einem blaugrauen Dunst in eine Masse verschwammen. Wir machten Halt. Die schiefen Strahlen der untergehenden Sonne beleuchteten die Höhe und machten das Thal noch nebeliger, da alle Hügel bereits ihre Schatten hineinwarfen. Wir erblickten viele Gruppen von Männern, beladenen Maulthieten und Reihen von Soldaten, welche sämmtlich aus dem Dorf zogen, aber Keiner von uns getraute sich, mit Bestimmtheit zu behaupten, zu welcher von beiden kriegführenden Parteien dies alles gehörte, denn alle Formen und Farben erschienen selbst durch das Perspectiv in dem ewigen Wechsel und Gemisch von Schatten und Licht, worin die Ferne schwamm, sehr zweifelhaft. Jose Maria wurde gebeten, seine Meinung zu sagen. Statt aller Antwort zuckte er mit den Achseln, indem er mit vagem Ausdruck seine Augen hin und her rollte, dann streckte er plötzlich schweigend seine Hand aus und zeigte uns auf einer fernen Höhe einen Christino in blauer Montur und mit herabgekrämpter Mütze, er stand auf seine lange Muskete gestützt, das Gewehr funkelte weithin im Abendlicht.

„Dieser Kerl," sprach Haristmendi, „ist außer

allem Zweifel Einer de populo barbaro*), ein wahrer Philiſter!“ Aber auch ein Beweis, daß die Christinos im Dorf ſind, fiel ich ein. Harismendi ſtieß die ſchönſten Flüche aus, Joſe Maria drehte ſich um, ſtieß ſeinen Gewehrkolben auf die Erde und lächelte flüchtig verneinend, wornach ſein Geſicht ſogleich wieder in ſeine ganze leidenſchaftsloſe Ruhe ſich zurückzog.

Prachtvoll war der Abend, ein Rebhuhn rief unſern von uns im Haidekraut. Dieſer Contraſt einer ruhigen und grandioſen Natur mit allen ihren Stimmen der Freude und Liebe hoch über dem eitlen Lärm der ſocialen Jämmerlichkeiten ergriff mich ſehr lebhaft. Die bewaffneten Banden, welche ich am Abhang des Bergs hinziehen ſah, erſchienen mir ſo langſam und klein wie Ameiſen und erregten in mir die tiefſte Verachtung gegen die Wuth der barbariſchen Menſchen. Ueber die Urſachen dieſer Diſſonanzen in der irdiſchen Harmonie nachdenkend, erflehte ich von dem Himmel das Erſcheinen jenes Tags, an welchem die von fieberhaftem Wahnſinn ſo lange gepeitſchte Menſchheit endlich das Ziel ihres Zeitalters der Finſterniß erreichen und eintreten wird in ihr weltliches Eden. In jenes Eden, welches die Sehenden ſo oft weiſſagten, welches herrlich erleuchtet von dem Doppellicht der Menſchen und Gottes, ſeine reichſten Früchte entfalten und voll der reinſten Harmonie ruhig durch die Räume

*) De populo barbaro, von dem barbariſchen Volk.

fortrollen ſoll, bis einſt die Zeit dieſer Welt abgelaufen ſein wird.

Joſe Maria beobachtete mich ſcharf und ſchien ſehr befriedigt von der Seelenruhe, womit ich meinen Träumereien mich hingab. Ich hatte den pfiffigen Schelm im Verdacht, daß er mit ſich ſelbſt längſt vollkommen darüber im Reinen ſei, was er von den ſich uns nähernden Schaaren halten ſollte und daß er unſre Inſurgenten an irgend einem Zeichen erkannt habe, ohne uns damit bekannt machen zu wollen. Der Burſch verſtellte ſich nur, um während dieſer Zweifelspauſe auszuruhen und friſchen Athem zu gewinnen, weil der raſche Gang unſrer Pferde ihn etwas hart mitgenommen hatte. Kaum hatte Harismendi ihm geboten, vorauszugehen und zu recognoſciren, ſo machte er ſich mit dem gleichgültigſten Geſicht von der Welt raſch auf den Weg und wandelte ruhig hinab bis auf die Straße, wo ſeine Kameraden, die Freiwilligen, defilirten. Dort ſtreckte er ſich neben ſeiner Flinte in's Gras gemächlich nieder und wartete unſere Ankunft ab. Wir ſchlugen den Weg nach Ezkurra ein, ſchloſſen der Junta uns an und ließen das von den Chriſtinos nah bedrohte Leyza hinter uns liegen.

Die Nacht ſtellte ſich ein, ihre wachſende Dunkelheit verdoppelte den Glanz der Sterne, womit der ganze Himmel beſät war. Dieſes zauberiſche Bild erweckte in Joſe Maria angenehme Erinnerungen und er begann von Neuem ſein Geplauder über das Thal von Soule.

„Das iſt die Stunde," ſprach er, „in welcher ſich der junge Souletine zuerſt von dem langen Tiſch erhebt, an dem er mit ſeiner Familie zu Abend ſpeiſte, den eiſenbeſchlagenen Stock von Miſpelholz aus der Ecke holt, ſeine Mütze tief in den Kopf drückt und hinausgeht in's Freie, um ſeine Emaztegheia (ſein Liebchen) zu beſuchen, obgleich ſie nicht ſelten mehr als drei Stunden Weges entfernt wohnt und irgend ein hoher Berg überſchritten werden muß. Aber die größten Strapatzen vermögen nicht, einen ſolchen Khorteliant (Liebhaber, Gurmacher) abzuſchrecken, Träume der Liebe verſüßen ihm jede Anſtrengung und verkürzen den Weg. Entreißt er ſich für einen Augenblick der zauberreichen Träumerei, ſo geſchieht es nur, um in poetiſchen Improviſationen ſich verſuchend die Glut ſeiner Liebe zu ſchildern, dieſe Gedichte unter dem Fenſter ſeiner Geliebten zu ſingen und damit zärtliche Gefühle auch in ihrem Buſen zu erwecken. Dieſelben Gedichte recitirt er dann wieder mit ſchallender Stimme bei der Darſtellung irgend eines ſchönen Paſtorale, ob er nun im prächtigſten Coſtume die Rolle eines perſiſchen Sophi oder eines chriſtlichen Ritters zu ſpielen habe. Wie jauchzt der junge Mann vor Freude bei dieſem Gedanken, wie hüpft ihm das Herz! Wie trefflich ſchildert ſein raſcher, ſtürmiſcher Gang die Trunkenheit ſeiner Seele, den Drang der Empfindungen! Welche Kühnheit flammt aus ſeinen Blicken voll Glanz und Glut der Liebe! Wie leicht wiegt er ſich auf

den ſchönen Träumen ſeines Ruhms! Er ſchwingt den eiſenbeſchlagenen Stock, ſtößt ihn gegen den Boden und läßt den freudigen Sinkha ertönen, jenen Schrei der Warnung oder Drohung, vor welchem oft ein Nebenbuhler erbebte oder ein Böſewicht in die Schatten der Nacht entfloh. Jener Ruf erklingt zugleich ſympathiſch für den friedlichen Wanderer, und erwidern muß er ihn, wenn er im Vorübergehen von dem Basken ein freundliches Agour! erhalten will."

„Sehen muß man, wie der junge Bergbewohner ſeine Schritte mehr und mehr beſchleunigt, um den Ort zu erreichen, wohin das Vergnügen ihn ruft. Er verſchmäht die gebahnten Pfade und wählt die geradeſte Richtung, weder Einzäunungen, Mauern, Schluchten, Bäche, Bergſtröme, noch die jedem Andern undurchdringlichen Wälder vermögen ihn aufzuhalten, er überwindet alle Hinderniſſe, er läuft, durchbricht, überſpringt mit immer gleicher Behendigkeit und ruhigem Stolz, ob ihm nun, wie heute uns, das Licht der Sterne als Führer leuchte, ob der Mond ſeinen freundlichen Schimmer ihm leihe, oder ob eine Gewitternacht ihre Blitze um ihn her ſchleudre. Er liebt, er wird erwartet unter dem magiſchen Dach, wo die Geliebte ſeines Herzens — maithagarria — weilt, lilia, die Blume, welche ſeine männliche Bruſt ſchmücken ſoll! Izarra, der myſtiſche Stern, welcher ſeine irrenden Schritte lenkt und ſein Schickſal beſtimmt!"

Ich bemühte mich, die Ausdrücke von Jose Maria wörtlich wiederzugeben und bemerke nun, wie fehlerhaft jede Uebersetzung werden muß. Wie soll der traurige und gezwungene Gang der französischen Periphrase, der Schärfe, Prägnanz und Tiefe des baskischen Idioms entsprechen können? Verwischt wird unrettbar alle naive Fröhlichkeit und jene Natürlichkeit im Schwung der kühnsten Gedankenflüge des Bergbewohners.

Jose Maria sammelte sich einen Augenblick und seine rauhe Stimme mit dem vorherrschenden Accent der Melancholie ließ bald eine Souletin'sche Romanze ertönen, deren erste Strophe ich meinen Lesern nicht vorenthalten will.

Tchori erresinola,
Hots emak eneki,
Maïtiaren borthala,
Biak algareki;
Guero deklara izok,
Botz eztibateki,
Haren adiskidebat
Badela hireki. etc. etc.

Vogel Nachtigall
Komm mit mir
Bis zur Thüre der Geliebten,
Wir Beide, zugleich;
Dann gieb ihr zu verstehen
Mit einer süßen Stimme,
Daß mit dir erscheine
Einer ihrer Freunde.

Die ganze Romanze geht in demselben Ton fort und schildert sehr einfach alle Details dieser

ländlichen Scene. — „Als wir vor der Thüre der Vielgeliebten angekommen waren, bellten die Hunde; zitternd verbarg ich mich und die Nachtigall ſetzte ſich auf den Wipfel eines Baumes.“

Der Gedanke, der Nachtigall ihre rührendſten und ſüßeſten Laute zu entlehnen, um das Mädchen zu einer Zwieſprache der Liebe einzuladen, iſt wahrlich genial und die Allegorie der verführeriſchen Sprache, womit gewöhnlich die Liebhaber ihre Zärtlichkeit auszudrücken verſtehen, ſehr poetiſch. Die Nachtigall ſingt und weckt die Vielgeliebte auf, geheimnißvoll öffnet ſich ein Fenſter, ein Geſpräch beginnt zwiſchen dem Orpheus der Wälder und dem jungen Mädchen. Dieſe verlangt den Namen des Seufzenden, der ihr Herz und ihre Hand erfleht, der Vogel umgeht dieſen Wunſch in ſeiner Antwort und ſchildert dagegen mit den glühendſten Farben die Qualen der Liebe:

Egarri gaichtobatek
Ueben gabilzazu etc.

Ein brennender Durſt
Treibt uns zu dir ꝛc.

In ihrer Erwiederung deutet das Mädchen mit ſcherzhafter Bosheit auf das friſche Bächlein, welches das Thal umfließt: „Dort könnt ihr nach Belieben den euch quälenden Durſt ſtillen!“

Zuk galtharen durzuna
Gure behar duzu etc.

Wir ſelbſt bedürfen ſehr
Was ihr verlanget ꝛc.

Und das Fenſter wird heftig geſchloſſen. —

O! ſprach Joſe Maria, als er das Lied geendet hatte, ich kenne mehr als eine Nachtigall, welche niemals vergeblich unter den Fenſtern ihrer Emasteghei ſeufzte; eure Souletinerinnen ſind zwar ſehr aufgeweckt und faſt pikant luſtig, aber doch herzensgute Mädchen und laſſen nicht gern ihre Liebhaber unter freiem Himmel ſich erkälten. Ihre Fenſter ſind nicht ſo hoch, daß man ſie nicht erſteigen könnte und die Bekanntſchaften, welche man ſich an Ort und Stelle zu verſchaffen wußte, machen ſich kein Gewiſſen daraus, das Erſteigen der Fenſter zu erleichtern. Es fehlt ja niemals an herrlichen Mitteln zu parlamentiren und eine Capitulation vorzuſchlagen, ſo oft die Feſtung nicht bereits beſetzt iſt, wie es wohl der Fall geweſen ſein muß, als der junge Mann, deſſen Lied ich vorhin ſang, ſo kurz abgefertigt wurde. Jede Familienmutter, welche in einem ſolchen Augenblick nicht mauerfeſt ſchliefe, würde für eine kurioſe Frau gehalten und dafür angeſehen, als wollte ſie der Verſorgung ihrer Tochter eiferſüchtig in den Weg treten. Was die Väter betrifft, ſo iſt kein Beiſpiel vorhanden, daß ſie in ſolche Dinge ſich gemiſcht hätten, die Brüder ſind gewiß anderswo beſchäftigt und Schweſtern und Bäschen helfen ſich gegenſeitig aus Nächſtenliebe. Die Nacht vergeht über innigem Geplauder, wobei Alles ſehr leiſe

von Statten geht. Der Heimweg wird im Sturmschritt zurückgelegt. Ihr könnt versichert sein, daß die aufgehende Sonne den jungen Souletinen bereits wieder auf seinem Acker hinter dem Pflug findet, so frisch und wohlgemuth, als hätte er die ganze Nacht geschlafen. Gott weiß es! zuweilen verräth eine gedeihlich wachsende unerklärliche Wohlbeleibtheit der Emasteghei das ganze Geheimniß, aber in solchem Fall bringt eine hübsche Hochzeit Alles wieder schnell in Ordnung. Ich kenne mehrere Basken, welche an ihrem Hochzeittag all' ihr Hab und Gut drauf gehen ließen und dann zu Erhaltung ihres Hauses für das ganze Jahr nichts mehr übrig hatten, als Liebe und Arbeit. Soll ich mit wenigen Worten meine ganze Meinung über eure Souletinen euch sagen? Sie machen dem Namen von Männern Ehre, sie sind geistreich und brav, aber sie nähren zwei Leidenschaften, welche selbst der beste Priester aus ihrem Naturell nie ausrotten konnte: die Rachsucht und die Liebe!"

Jose Maria war mit seinem Gespräch über Soule noch nicht fertig geworden, als wir schon den Gemeindeplatz von Ezkurra betraten. Die Bagage der Junta, der Intendance und der Druckerei erfüllte den ganzen weiten Raum. Der Marques Valdespina und sein Kaplan waren zuletzt eingerückt und saßen noch zu Pferd. Die Waffenschmiede hatten sich bereits in den ersten besten Häusern eingerichtet und ließen Feile und Hammer schon geschäftig ertönen. Die Quartiervertheilung war

vollzogen, die Chirurgen beschäftigten sich mit dem Verband und der Pflege von ungefähr sechszig Verwundeten, welche auf Tragbahren transportirt wurden. Alle im Verlauf der Insurrection organisirten Ambulancen durchzogen Tag und Nacht die Gebirge und hatten immer starke Bedeckung bei sich, um gegen die Wuth der Christinos geschützt zu sein. Denn die Insurgenten besitzen noch keine einzige Stadt oder Festung, worin sie ein Spital errichten könnten. Der Transport jedes einzelnen Verwundeten erforderte stets zwölf Männer, welche ihn abwechselnd trugen. Ich sah eine Menge junger Freiwilliger, deren Wunden durch die ewige Erschütterung dieses herumirrenden Lebens sich bedeutend verschlimmert hatten. Ihre hagern und bleichen Gesichter zeugten von einer stoischen Unempfindlichkeit, sie hätten sich der leisesten Klage geschämt, Einige von ihnen sangen im Höllenschmerz unter dem Messer des Chirurgen Kriegslieder, welche ihre Barden improvisirt hatten, während das Rollen ihrer blitzenden Augen die Gewalt verrieth, welche sie sich anthaten, um den rasenden Schmerz zu verwinden. Der Mangel an den unentbehrlichsten Dingen verzögerte ihre Heilung unendlich, dennoch fühlten sie sich nur bei dem Gedanken, in die Hände der Christinos zu fallen, unglücklich, weil sie wußten, daß sie von diesen unbarmherzig geschlachtet würden.

Der Leser kann sich nach Allem diesem einen Begriff von den unerhörten Schwierigkeiten machen,

wegegen Zumala-Carreguy zu kämpfen hatte und welche er ſo glücklich zu überwinden verſtand, um aus dieſer bewunderungswürdigen Revolution ein Werkzeug des Sieges zu machen. Fluch den Verräthern, deren Heimtücke ſeine Laufbahn verkürzten! Sie werden die Hinterlaſſenſchaft des großen Mannes nicht erhalten, ihre Arme ſind zu ſchwach für ſein ſchweres Schwert.

Ich mache nicht viel Aufhebens von der Liebenswürdigkeit, womit Don Martin Luis mich aufnahm, und will nur kurz erwähnen, daß Harismendi nach Leſſaca zurückkehrte. Die Junta von Navarra würdigte mich einer gaſtfreien Aufnahme und ich nahm dieſe köſtliche Gunſtbezeigung mit großem Eifer an, weil ich durch ſie allein gehörig in den Stand geſetzt werden konnte, das innerſte Sein und Weſen dieſer würdigen Repräſentanten von Navarra an der Spitze der Inſurrection ganz in der Nähe zu ſtudiren.

Abbé Etchavarria, dem Namen nach Präſident der Junta, reſidirte bei Karl V., während D. J. de Marischalar die wirkliche Präſidentſchaft verſah. Der Einfluß dieſes Mannes hatte in der Umgegend von Pampelona die erſten Bataillone unter die Waffen gebracht und unter Santos-Ladron aufgeſtellt.

„Ach!“ ſagte mir Marischalar, „wäre uns dieſer brave General nicht ſo plötzlich und auf eine ſo tragiſche Weiſe entriſſen worden, ſo hätte ſich ohne Zweifel die Inſurrection binnen wenigen Tagen

über die ganze Linie der Pyrenäen verbreitet und wir hätten nicht voller drei Monate bedurft, um mit der ganzen Geschichte der Christinos fertig zu werden!“

Der Tod des wackern Don Santos consternirte alle guten Navarresen, brachte Verwirrung und Mißhelligkeit in alle Maßregeln der Insurrectionsführer. Sie sahen sich plötzlich ohne Feldherrn und ohne Waffen zum Vertheilen genöthigt, die auf den ersten Ruf von allen Seiten herbeiströmenden Freiwilligen nach Haus zu schicken. Die Lage von Marischalar wurde unter solchen Verhältnissen sehr mißlich, in rastloser Flucht mußte er mit seinem Häufchen Guerilleros umherirren, alle Arten von Strapatzen und Gefahren bestehen, um dem Heer der ganz Navarra bedeckenden Christinos zu entrinnen.

Don Martin Luis, der mit den Insurgenten von Bastan auf den Kriegsschauplatz herabgestiegen war, bewies gleiche Beharrlichkeit und gleichen Heroismus wie Marischalar bis zu jenem Tag, an welchem die Anstrengungen von Ithurralde, die Rückkehr des Erazo in die Gebirge und die Erhebung von Zumala-Carreguy plötzlich den ganzen Charakter des Kriegs veränderten und jenen beiden trefflichen Patrioten andre Pflichten als Mitglieder der Nationaljunta vorschrieben.

Marischalar ist ein Mann von hohem Wuchs und mächtiger Muskelkraft, physische Eigenschaften, welche bei den Bergbewohnern von einigem Gewicht und unter ihnen selbst nicht selten sind.

Er ging ſtets in einem rothgefütterten Mantel und mit einem breitkrämpigen Hut. Dieſer Anzug und ſeine emporſtehenden Haare verliehen ſeiner äußern Erſcheinung etwas Ernſtes und Imponirendes, während der ziemlich vage Ausdruck ſeiner blauen Augen viel Herzensgüte verkündet und ſein leicht gebräunter Teint in ihm den Basken jenſeits der Pyrenäen ſogleich erkennen läßt.

Mit Ausnahme des Secretairs Peralta, dieſes gefühlvollen und geiſtreichen Jünglings, deſſen feine und ſchlaue Geſichtszüge allzuſehr ſeine liebenswürdige Offenheit und ſein treffliches Herz verbergen*), war Don Martin Luis das jüngſte der Mitglieder der Junta. Die Einkerkerung eines Theils ſeiner Familie und die Trennung von ſeiner Frau, welche mit der Frau des Juntamitgliedes Don Chryſoſtomo de Videando y Mendinueta nach Bordeaux ſich geflüchtet hatte, verſenkten ihn oft in ſchwarze Melancholie. Sanftmuth und Güte im Verein mit außerordentlicher Bravour und einer exaltirt poetiſchen Einbildungskraft bilden die Grundzüge ſeines Charakters. Eine patriarchaliſche Heiterkeit, der Feuergeiſt der Bergbewohner, beide geadelt durch Ritterlichkeit, vollendeten in ihm ein treues Abbild jenes ſchönen navarreſiſchen Typus,

*) Peralta war zum Secretair gewählt worden, obgleich oder vielleicht auch, weil er keine Sylbe von der baskiſchen Sprache verſtand. Hatte vielleicht die Junta einige Geheimniſſe vor ihrem Secretair?

deſſen edelſtes Bild der Artilleriſt Vincent de Reyna in meinen Augen war.

Martin Luis und Vincent de Reyna beſaßen das volle Vertrauen von Zumala-Carreguy und wurden wie Kinder von ihm geliebt*). Reyna war der einzige Vertraute jener innigen Beziehungen, in welchen Zumala-Carreguy mit der Junta von Navarra ſtand und welche er durch tägliche Mittheilung ſtets lebendigſt unterhielt. Ich bewunderte die Leichtigkeit, womit er die franzöſiſchen Zeitungen in das Caſtilianiſche überſetzte. Wahrlich, die Diſſertationen unſrer politiſchen Redner konnten in dem Mund eines ſo beredten Dolmetſchers nur gewinnen. Reyna war gleich geeignet, um auf der Tribune, im Kriegsrath und auf dem Schlachtfeld zu glänzen.

---

*) Der Tod des Reyna, der von den Chriſtinos feigerweiſe gemordet wurde, iſt ein unerſetzlicher Verluſt für die Inſurgenten und erhöhte bedeutend die Trauer über den unermeßlichen Verluſt durch den Tod des trefflichen Zumala-Carreguy. Auch Eraso mußte fallen! Don Benito hinterließ einen zwanzigjährigen Sohn, welcher tauſend Proben glänzender Bravour abgelegt hat. Möge dieſer junge Roncaleſe dem Schickſal, welches ſeinen Vater verfolgte, entrinnen und lang leben, um in ſeinen ruhmvollen Fußſtapfen zu wandeln und ihn zu rächen. — Auch der tapfre und kühne Sagaſtibelza wurde vor Kurzem durch einen ſchönen Tod auf dem Schlachtfeld den Seinigen entriſſen. Bald gleicht dieſer Kampf der alten Belagerung von Troja. Hektor iſt gefallen. Wer iſt Achill? Wird der ſchlaue Ulyſſes bald erſcheinen?

Eines Tages ſprach er zu mir: „Ihre Pariſer Sophiſten ſchwärzten hunderttauſend Rieß Papier, um mit ihrer albernen Weitſchweifigkeit die ganz einfache Frage, ob ein König ein freies Land beherrſchen oder darin regieren ſolle, noch mehr zu verwickeln. Um ſie Alle zu widerlegen, bedarf es nur der Adreſſe eines einzigen Briefs von den Alcaden unſrer Dörfer an die Junta.“ Ich nahm die Depeſchen und las auf jeder Rückſeite derſelben die Worte: „A la Junta gubernativa,“ an die oberleitende Junta.

Des andern Tages begegneten wir uns zu Eraqun, wo die Junta dem General Sagaſtibelza und dem Oberſt Elio ihren Beſuch abſtattete. Reyna nahm eines der Bücher vom Tiſch der eifrig arbeitenden Schreiber und brachte es mir. Es war: Kritiſcher Verſuch über die Conſtitution der Basken. Beinahe auf jeder Seite fand ich eine Paraphraſe des Hauptaxioms und Urgeſetzes in geſperrter Schrift: Die Nation befiehlt, der König vollzieht! — Dieſe wenigen Worte überheben mich wohl aller weitern Details über die Verfaſſung des Königreichs Navarra. Die der biskajiſchen Provinzen iſt noch demokratiſcher und die Sophiſten, welche den Basken die Initiative einer Regeneration Spaniens beſtreiten, oder die Ausrottung dieſes kräftigen Volks predigen, läſtern den heiligen Namen der Freiheit und ſpielen ſchamlos mit den Worten Wahrheit und Gerechtigkeit.

Eine ganze Woche verweilte die Junta zu Ezkurra. Dieſe Woche wurde für Alle ſehr lang, was der Leſer gern glauben wird, ſobald er von unſrer Lebensweiſe in dieſem Dorf, einem der allerärmſten von ganz Navarra, einige Einſicht gewonnen hat. Ein kleines Zimmer von zwölf Fuß in's Gevierte enthielt drei hölzerne Stühle, einen ſehr wackeligen Tiſch und zwei ſchlechte Betten. Es diente dennoch zum Anmeldungs- und Sitzungsſaal, zum Speiſeſaal und Schlafzimmer zugleich. Eines der Betten beſetzten der Präſident Marischalar und Don Martin Luis, ich theilte das zweite mit dem Señor de Videando und der Kaplan der Junta, Abbé Etchavarria, nebſt dem Secretair Peralta begnügten ſich mit einer Schütte Stroh in dem vorliegenden Corridor und verlebten dort, in ihre Mäntel eingehüllt, ſehr harte Nächte. Rings um uns her hatten wir eine Menge Wachtſtuben, unter uns händelten beſtändig einige und zwanzig Pferde und Maulthiere im Stall, über uns ſchliefen die Arrieros und Confidentes*) in buntem Durcheinander auf einem Strohſchober und dazu kam noch die Familie des Hausbeſitzers. Der Advocat der Junta, Señor Dias del Rio, hatte ſich in einem andern Haus einquartiert und mir, als einem begünſtigten Gaſt, ſeinen Platz am Tiſch und im Bett abgetreten.

*) Arrieros (karrieros), Maulthiertreiber. Confidentes, Vertraute, Spione.

Das Frühstück bestand aus einer Tasse Chocolade, das Mittag- und Abendessen zeichneten sich durch gleiche Frugalität aus. Unsre Speckſuppe und die Gemüse bereiteten vier große Spaßvögel von Freiwilligen, welche weit geeigneter waren, die Christinos niederzusäbeln, als den Dienst in der Küche und an der Tafel zu versehen. Unsre Mahlzeit ähnelte der schwarzen Suppe der Spartaner. Wie mußte demnach die Küche und die Portion eines gemeinen Freiwilligen beschaffen sein? Wir aßen mit hölzernen Gabeln und ohne Tellerwechsel, weil nur ein Teller für jede Person aufzutreiben war. Seit sechs Tagen tranken wir alle Sechs aus einem Glas. Señor de Videando scherzte darüber sehr artig mit dem Sprüchlein: „Unser Kelch geht in der Runde umher gleich dem Pokal der Gaſtfreundschaft bei den Alten, um den ganzen Luxus eines römischen Bankets nachzuahmen, fehlt uns in der That nichts, als Blumenkränze und Rosenbetten.“

Im spanischen Navarra und in Cantabrien steht der Feuerheerd in der Mitte der Küche und ist mit einem sehr weiten Kaminmantel bekleidet, quer durch diesen sind viele Stangen gezogen, eine derselben hält den Kesselhaken, auf den übrigen liegt Brennholz zum Trocknen. Wie im Bivouak lagert man sich um diesen Heerd. Eines meiner Lieblingsvergnügen bestand darin, mich mitten unter die Freiwilligen zu setzen; sie schnitten das Brot mit ihren blutbespritzten Dolchen. Hierher

kamen denn auch die Confidentes (Vertraute, Spione) mit Briefen an die Junta aus allen Königreichen Spaniens. Sie erzählten uns sehr interessante Vorfälle und Anekdoten über den Bischof von Solsona, Carnicer und den Pfarrer Merino. Für diesen bemerkte ich im Allgemeinen bei den Basken keine sehr große Achtung; abgerechnet davon, daß die Bergbewohner nur mit Widerwillen einen ihrer Geistlichen mit politischen Dingen und Kriegsangelegenheiten beschäftigt sehen würden, stimmte die lächerliche Anmaßung des Pfarrers — zum Generalissimus der nördlichen Provinzen erwählt zu werden — alle navarresischen und biscajischen Chefs sehr herb gegen ihn. Oft hörte ich Urtheile, welche ihn einen alten Narren ohne alles militairische Talent nannten; man warf ihm vor, viele Waffen und Flinten ohne irgend ein Resultat verschleudert zu haben, aber kein Mensch bestritt seine reine Uneigennützigkeit, seinen Muth und seine rastlose Thätigkeit. Man schilderte ihn mir als einen kleinen magern, aber nervigen Mann, mit schwarzen seidenen Strümpfen, in einem studentenähnlichen Leinwandüberwurf, mit einem spitzigen Hut. Der Tag und Nacht nicht von seiner Seite kommende Karabiner, sein hageres Gesicht, seine brennenden Augen, das geheimnißvolle Wesen, worein er alle seine Unternehmungen zu hüllen weiß und der Schrecken, welchen seine persönliche Energie Jedem, der ihm nahe kommt, einflößt, werden stets diesem priesterlichen Guerillero den

eigenthümlichen Ruf eines Originals in der Geſchichte bewahren.

Die augenblickliche Geſchäfts- und Thatenloſigkeit zu Ezkurra geſtattete den Freiwilligen, ihren heimathlichen Spielen und baskiſchen Gebräuchen ſich hinzugeben. Die Gunſt der Mädchen war beſtändig der Brennſtoff, an welchem Mißhelligkeiten und Händel ſich entzündeten, mit Dolch und Bajonet ſtritten ſie ſich um den Beſitz einer Dorfſchönheit. Bei dem geringſten Anſchein von einem alboroto*), bei dem leiſeſten Gemur[illegible] eilte Don Martin Luis hinzu, um ſein Anſehen geltend zu machen; aber nicht ſelten mußte er ſich darauf beſchränken, daß er ein Gefecht, welches die Freiwilligen hinter dem Rücken ihrer Officiere ſich lieferten, endigte oder wenigſtens eine Verſchiebung deſſelben durchſetzte. Ich ſcherzte mit ihm über die Schnelligkeit, womit er mitten unter die Streitenden ſich ſtürzte, und über die Rolle eines Friedensſtifters, welche er mit bewunderungswürdigem Takt und edler Feſtigkeit ſpielte. „Meine Navarreſen," antwortete er, „haben eine ſehr kurze Geduld und ſehr lange Arme, die Schlingel ſind in der erſten Minute ſchon mit den Meſſern heraus und dann kann leicht jede Secunde des Verzugs uns einen tapfern Soldaten koſten."

---

*) Alboroto, ein Auflauf, Aufruhr, Schlägereien, eine Emeute.

Eines Tages waren die Freiwilligen wieder im Begriff, sich gegenseitig zu schlachten, und zwar am hellen Mittag auf dem Dorfplatz, weil ein Hauptmann der Guipuzcoaner sich den Ausdruck erlaubt hatte, daß die Bataillone seiner Provinz in dem letzten Treffen sich besser betragen hätten, als die Guiden von Navarra. Don Martin Luis kam gerade noch zu rechter Zeit, um den armen Teufel zu retten, welchem seine Unvorsichtigkeit beinahe das Leben kostete. Die ihn umringenden Leute schlugen die Augen nieder, um ihre zornflammenden Blicke zu verbergen und alle Dolche fuhren in die Scheiden zurück. Martin Luis schalt den Capitain grimmig aus, drohte auf der Stelle ihn erschießen zu lassen und schickte ihn endlich bis auf Weiteres in Arrest. Damit allein konnte er ihn der augenblicklichen Gefahr entreißen und mit heller Haut fortbringen.

„Hat der Dummkopf das Unglück, nach Sonnenuntergang auf der Schwelle des Hauses sich zu zeigen, so ist es um ihn geschehen, sie machen ihn kalt!“ sagte mir lächelnd Martin Luis und begann ein Liedchen zu trällern. Dieser Vorfall und hundert andre Erscheinungen überzeugten mich, daß die Basken durchaus einheimische Officiere haben müssen. Der Bergbewohner ist ein Löwe, den man an einem Seidenfaden lenken kann, der aber sehr leicht in Zorn geräth. Identificiren muß man sich mit ihm, seine Instinkte und schrecklichen Leidenschaften mit ihm theilen, wenn man ihn begrei-

ſen und ohne Gefahr leiten will. Der Fremde wird von ihm verachtet und kann daher weder durch Güte noch durch Strenge etwas mit ihm ausrichten. Jeder Caſtilianer, der als Chef unter die Inſurgenten eintritt, wird bald wieder von ihnen fortgejagt und mit Spott und Hohn begleitet werden, gleich dem General Moreno, welchen alle Vorliebe Karl's V. gegen ſolche Schmach zu beſchützen nicht vermochte.

Von demselben Verfasser und bei demselben Verleger sind erschienen:

Sagen, Mährchen, Kriegsscenen, Novellen, Abentheuer, Reisen und Bilder aus Spanien. 1s und 2s Bändchen enthaltend: Königs-, Ritter-, Hof- und Kriegsbilder nach Don Telesforo de Trueba. 2 Theile 8. 2 Rthlr. od. 3 fl. 36 Kr. Die allgem. Theaterchronik 1836. Nr. 80 sagt: „Diese Zwillingsbrüder sind ein recht angenehmer Beitrag zur romantischen Literatur, welche in einer Zeit, wie die unsrige ist, nothwendig kränkeln muß, wo man sich wirklich gern mit Scenen aus dem Leben beschäftigt, welche nicht blos Fiction sind und blos aus Liebesgeschichten bestehen, welche der sauern Milch gleichen, über die ein Donnerwetter hinfuhr. Der Herausgeber hat keine schlechte Wahl getroffen. Mehrere dieser Bilder — ihre Anzahl beträgt vierzehn — sind sehr ansprechend, die Zeichnungen gut und die Erzählung fließend. — „Die Leiche als Braut" (Nr. VI.) — „das steinerne Bild zu Sevilla" (Nr. IX.) sind sehr gut, vorzüglich aber Nr. VIII.: „nach dreißig Tagen sehen wir uns wieder." — Druck und Papier sind gut. — Den Preis kennt Referent nicht, aber es ist preiswürdig und des Lesens mehr werth, als das Heer von Novellen unserer aphoristisch schreibenden Zeitschriftler." — Der Phönix 1836. Nr. 124 sagt: „Diese Sammlung von Traditionen aus Spaniens Geschichte versetzt uns lebhaft in die Denkweisen und zu den Sitten dieses Volks und erregt um so größeres Interesse,

als der Verf. ein Spanier ist. Man findet darin eine Menge sehr hübscher und poetischer Motive. Der Uebersetzer verdient Dank; denn man muß ihm einräumen, daß er alle Unebenheiten des Styls mit vielem Fleiß ausgeglichen hat." — Die Posaune 1836. Nr. 68 und 69 sagt: „Herr von Biedenfeld verdient für dieses zeitgemäße Unternehmen unsern innigen Dank, denn diese Sagen versprechen eine bedeutende Ausbeute bei der reichen Gallerie von großen Charakteren, Volksscenen, Reiseskizzen, Lebensbildern u. s. w. Zwar ist das Unternehmen schwierig, aber trefflich ausgeführt und Alles mit Feuer und Leben erzählt. Aus der Fülle des Stoffs können blüthenreiche Prosaisten ganze Bände herausschreiben, der Dramaturg wird Sujets zu Tragödien finden und dem Schauspielfabrikanten bieten sich tausend Ingredienzien zu Blut- und Spektakeldramen dar. Aus voller Ueberzeugung kann Ref. das Werk ganz besonders empfehlen, auch denen, die nur flüchtige Stunden mit leichter und angenehmer Novellenlectüre ausfüllen wollen. Diese bekommen, wie von ungefähr, noch einige historische Kenntniß mit in den Kauf. Die Uebersetzung ist vorzüglich. Druck und Papier entsprechend." — Das Berliner Conversationsblatt 1836. Nr. 80 sagt: Wir erhalten hier außer einer kurzen, mit scharfen Grenzlinien gezeichneten spanischen Geschichte vierzehn Stücke aus dieser im Gewand der Novelle. Es bedarf unendlich viel Kunst des Geschichtsschreibers, hier den Faden zu halten und zu ordnen, denn eine Ueberfülle von Stoff drängt sich hier zusammen. Man wird dieses Buch mit großem Interesse lesen; es trägt die Farbe der Kernhaftigkeit und der Gesundheit. In der Uebertragung des Frhrn. von Biedenfeld sind diese Vorzüge aufgefaßt und mit sicherer Gewandtheit und Treue wiedergegeben."

Don Telesforo de Trueba wird mit Recht der spanische Walter Scott genannt. Schon der Umstand kann für diese Sagen sprechen, daß, als sie kaum erschienen waren, geschätzte Blätter, wie die Abendzeitung, der Komet, die Posaune u. a. m. förmlich mit einander wetteiferten, ganze Erzählungen daraus in fortlaufenden Bogenreihen ihren Lesern mitzutheilen, weil sie sie nicht besser unterhalten zu können glaubten. Die Blicke von ganz Europa sind auf Spanien gerichtet, dessen Zustände sich täglich mehr verwirren, dessen in 500jährigem ununterbrochenem National- und Religionskampf eigenthümlich gebildeter Volkscharakter noch einmal kräftig sich erhebt, um dem Andrang der neuen Zeit ritterlich und beharrlich sich entgegen zu stemmen. Es dürfte sich also schon der Mühe verlohnen, den Charakter dieser höchst originellen Nation aus einer Reihe historisch-romantischer Bilder und auf dem Wege angenehmer Unterhaltung näher kennen zu lernen und dazu bietet das vorstehende Werk eine schöne Gelegenheit. Es enthält eine Anzahl von Erzählungen, die sich in der wirklichen Welt zugetragen haben. England, Frankreich und Italien haben diese historischen Novellen der Uebersetzung gewürdigt, weil sie eben so interessant für den Geschichtskundigen, als belehrend und unterhaltend für jeden Leser und für jedes Alter sich bewähren und so hoffen wir denn auch in Deutschland Beifall für die Bekanntschaft mit einem bisher noch unbekannten Schriftsteller Spaniens einzuärnten.

Neues Jahrbuch für die Bühne. Erster Jahrg. Mit 7 illum. Costümbildern. 12. In lithograph. allegor. Umschlag geh. 1¾ Rthl. od. 3 fl. 9 kr. Gersdorf's Repertor. 1835 Heft 7 sagt: „Obschon der Verf. keine Ansprüche auf ästhetischen Werth macht,

so sind doch die hier mitgetheilten Arbeiten an sich nennenswerth, theils in der Darstellung erprobt und haben einen guten Klang. Die mehresten Stücke gefielen auf vielen Bühnen, deren 18 namhaft gemacht sind. Kundige Bühnenkenntniß ist dem Verf. nicht abzusprechen und das Aeußere ist genügend." Die Theaterchronik 1835. Nr. 87. sagt: „Wo bei einem so reichhaltigen Inhalt so viel Brauchbares und Werthvolles gegeben wird, wie es hier der Fall ist, da bedurfte es keiner Entschuldigung. Der Verf. beweist, daß er die Bühne genau kennt. Möchte dieses schöne Unternehmen fortgeführt werden!" — Der berliner Modespiegel 1835 Nr. 44 sagt: „Dieses Jahrbuch zeugt auf's Neue von Biedenfeld's praktischer Kenntniß des Theaters, denn diese 7 Stücke sind eine Bereicherung für jedes Repertoir, deßhalb kann dieses Werk allen Theaterdirectionen unbedingt empfohlen werden." — Der Komet 1835. Nr. 46 sagt: „Man erblickt fast in jedem der mitgetheilten 7 Theaterstücke die Gewandtheit des Verf. in Dialog und Versification. Für Bühnendirectionen dürfte, was v. B. hier gegeben, nicht ohne Interesse sein." Das Breslauer Literaturblatt 1836. Jan. sagt: „Durch dieses Jahrbuch beurkundet der Herr von Biedenfeld auf's Neue seine Kenntniß der Bühne und sein Uebersetzertalent. Seine Dame Kobold kann unbedingt als die beste Bearbeitung dieses geistreichen Originals angesehen werden. Die Grafen Walmor, ebenfalls schon vielmal mit Beifall aufgeführt, können mit Recht ein gutes Stück genannt werden. Das Fest der Künstler wird, gut gespielt, gewiß gefallen. Vetter Wunderlich wurde an vielen Orten mit Beifall aufgeführt und hat daher die Probe bestanden. Man muß es als eine glückliche Idee halten, Schiller's Bürgschaft zur Oper umzugestalten und so die Oper selbst zum erstenmal mit Schillerschen

Gedichten zu schmücken. Für diesen so gelungenen Versuch sagen wir dem Verf. unsern wärmsten Dank. Die äußere Ausstattung ist recht gut und wenn wir gefragt werden, ob bald ein zweiter Jahrgang von diesem Jahrbuch erscheinen solle, so bejahen wir mit Vergnügen." — Blätter für lit. Unterhaltung 1836 Nr. 180: „Der Herr Verf. ist ein kunstverständiger Mann. Seine Franziska di Rimini ist treuer, auch sprachgewandter als die seines Freundes Kannegießer. Dame Kobold hat uns von Neuem den Werth dieses köstlichen Dramas, an dem Tiek scheiterte, dargethan. Die Bearbeitung ist mehr als fleißig, sie ist künstlerisch und beseelt und in vorzüglichen Versen geschrieben. Die Grafen Walmor haben durch die Veränderung aus einem Trauerspiel in ein Schauspiel nichts verloren. Das Fest der Handwerke zeigt in der That einige sehr gut angelegte Pinselstriche. Der Schlußgedanke Melborns im Vetter Wunderlich: Mit mir glücklich oder durch mich glücklich, das ist eigentlich nur ein Spiel mit Worten, ist von der erhabensten Schönheit und für ein Lustspiel eigentlich zu erhaben. Die Bürgschaft ist nicht übel und liefert mehre erhabene Stellen. Der Hahn und seine Hennen ist eigentlich die Krone des Ganzen. In diesem Lustspiel feiert energische Charakteristik in wenig Worten ihren Triumph." Die Posaune 1836. Nr. 75. sagt: Obiges ist das reichhaltigste der diesjährigen Taschenbücher, dabei interessant und gewiß allen Bühnen eine willkommene Gabe, denn es enthält nur bühnenrechte und für den Geschmack jetziger Zeit berechnete Stücke. Die Ausstattung ist gut und man muß wünschen, daß dieses Jahrbuch fortgesetzt wird."

Inhalt: I. Franziska von Rimini, Trauerspiel in 5 A. nach Silvio Pellico. II. Dame Kobold, Lustspiel in 4 A. nach

Calderon. III. Die Grafen Walm
Drama in 3 A. nach d. Engl. IV. Das F
der Künstler, Liederſp. in 1 A. V. Bet
Wunderlich, Luſtſpiel in 3 A. nach M
vel. VI. Die Bürgſchaft, Oper in 3
VII. Der Hahn und ſeine Hennen, Schwa
in 1 A. nach Sografi.

Dieſes einfache Inhaltsverzeichniß bekundet ſo
einen Reichthum an Zahl und Mannigfaltigkeit,
keine der bisher erſchienenen Sammlungen von B
nenſtücken ihn aufweiſen kann. Bei den ſo bel
tenden quantitativen Bedürfniſſen der deutſ
Theater, können dieſe vorzüglichen Bühnenſt
aus der Feder eines ſo bewährten Theaterkund
um ſo willkommener ſein, als ſie faſt alle ſ
auf den angeſehenſten Bühnen zur Aufführung
kommen ſind und die Probe mit Beifall beſta
haben. Keines derſelben überſchreitet die gewöh
chen materiellen und ſubjectiven Kräfte und
enthält eine oder mehrere glänzende Rollen.
habertheater, die ſich bisher auf einactige St
beſchränkten, finden hier eine hübſche Auswahl
größern Dramen, welche ihre Kräfte nicht ü
ſchreiten. Selbſt der gewöhnlichen Leſewelt
dieſer Jahrgang reichliche Unterhaltung verſcha
da der Wechſel zwiſchen Heiterkeit und Ernſt,
und Proſa in angenehmer Spannung erhält.
ſieben beigefügten fein illuminirten Coſtümb
werden den Mitſpielern zum guten Wegweiſer
nen und gereichen dem ſchön gedruckten Werk
wie die freundliche Ausſtattung des Ganzen
haupt zu großer Zierde.